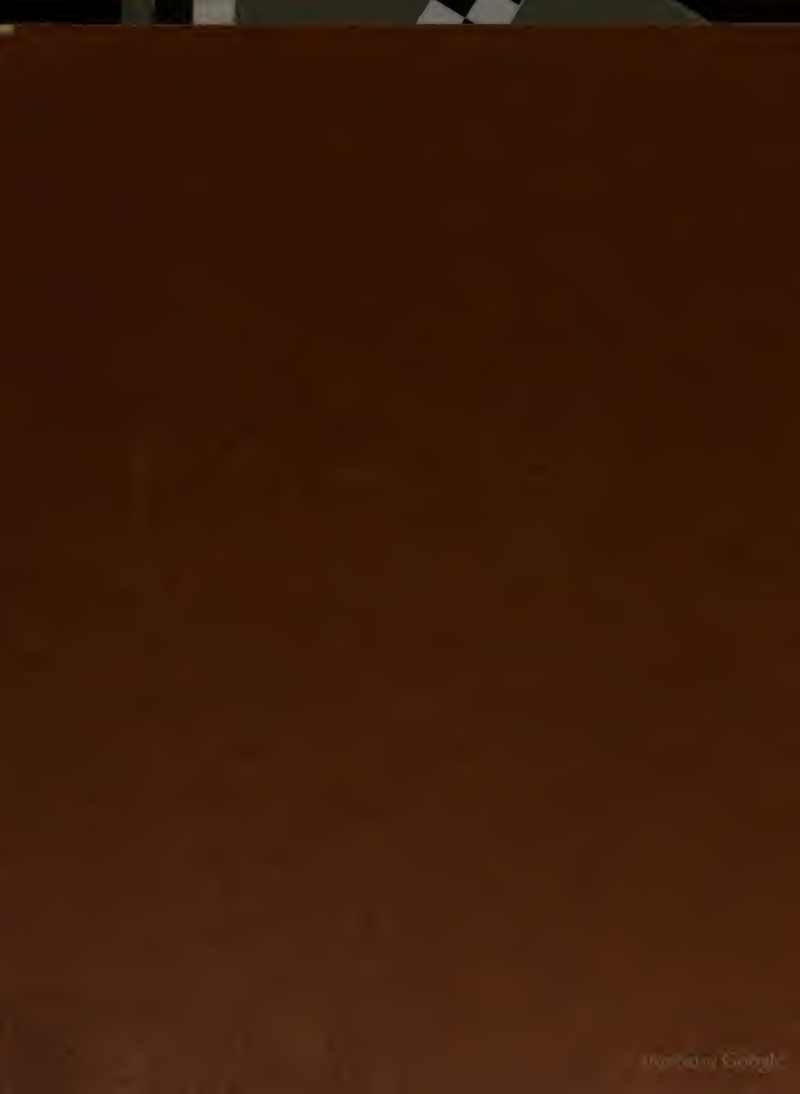


Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Zweiundvierzigster Jahrgang.

1848.

Januar.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatte bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

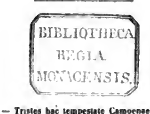
stellt sich die Aufgabe; über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der sozialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 1. Sonnabend den 1. Januar 1848.



— Tristes hac tempestate Camoenae.
Juvenal.

Am ersten Januar 1848.

Die meisten Leser dieser Blätter sind alt genug, um sich eines merkwürdigen Complotts, das vor einer Reihe von Jahren die deutsche Welt bewegte, lebhaft zu erinnern, wenn sie nicht gar selber darin stacken. Es handelte sich von nichts Geringerem, als den Deutschen aus freier Hand eine ganz neue, frische Literatur herzustellen. Eine Anzahl junger, vom politischen Schlag vom 1830 elektrisirter Köpfe hatte sich zu dieser geschichtlichen That verschworen. Wir wissen Alle, was aus dem großen Projekt geworden. Die verheißene frische Literatur ist den kecken Schöpfern unter den Händen abgestanden, und wenn wir nicht Alle daran gewöhnt wären, wir könnten uns nicht genug darüber wundern, daß die poetische Hervorbringung so schwach ist in einer Zeit, deren Geist nach den verschiedensten Seiten hin so große Wunder wirkt.

Die ungeheure, sich immer steigernde Fülle unserer schönen Literatur, neben der auffallendsten innern Unfruchtbarkeit auf der einen, und einer nichts weniger als warmen Theilnahme des Publikums auf der andern Seite, ist eine Erscheinung, die wir, mitten in die Bewegung gestellt, nicht begreifen, wenn wir auch ihre kulturgeschichtliche Nothwendigkeit ahnen. Die Nachwelt mag es zu sagen wissen, zu welchen Zwecken in dieser besten Welt wir um die Mitte des laufenden Jahrhunderts mit unbegreiflichem Eifer so unglaubliche Massen von Dichtungen in gebundener und ungebundener Rede drucken mußten, von deren größtem Theil man nicht absieht, was einer vernünftigen Seele damit gedient seyn soll. In nicht wenigen Zeitgenossen hat sich aber die Ueberzeugung festgesezt, daß der gegenwärtige Weltlauf es von selbst mit sich bringe, wenn der sonst so kräftige und anstellige moderne Geist so eigenthümlich schwach und haltlos ist, sobald es sich nicht von Wissenschaft, sondern von Kunst, nicht von realem Thun, sondern von poetischem Machen handelt. Wer dieß glaubt, dem ist die Notiz, daß im eben abgelaufenen Jahre wieder so und so viel Meilen Eisenbahnen dem Betrieb übergeben worden, von unendlich größerer Bedeutung für die Zukunft der Poesie als die einsichtigsten Bestrebungen unserer Hoftheaterintendanzen für die Hebung der dramatischen Kunst, ja als die deutsche Schriftstellerversammlung, wenn sie zu Stande gekommen wäre.

So lange noch die Schienenwege als Bruchstücke daliegen, so lange nicht der Gedanke als elektrischer Blitz frei über die Länder hin und her läuft und die Wirkungen der Presse in eine höhere Potenz gehoben sind, so lange erbaut sich erst die neue Welt, die fertig seyn, ja die schon wieder welk werden muß, wenn die schöne Kunst wieder den wahren Fruchtboden finden soll. Die Keime der Poesie sind allverbreitet, allgegenwärtig wie die Eier der Infusorien; sie wirbeln in ganzen Wolken auch in der Sonne unserer Zeit, aber sie finden fast nirgends den rechten Fleck, wo sie Wurzel schlagen könnten. Die Kunst gedeiht nur unter Trümmern, aber nicht unter solchen, wie sie heutzutage den geschichtlichen Boden bedecken, nicht da, wo man nach allen Seiten einreißt und aufbaut, abgräbt und aufdämmt. Sie keimt, wächst und blüht im Moos, das die Giebel geschichtlicher Bauten deckt, und im Gerölle, das sachte davon abbröckelt. — Man hört häufig die Aeußerung, selbst in poetischer Form,

daß der Dampf auf alle Poesie so widrig wirke wie der Rauch auf die Bienen, daß uns die Lokomotive in eine Welt von Zahlen und Thatsachen hineinschleppe, in der für Wunder aller Art Raum seyn möge, nur nicht für die Wunder der Phantasie, für die Genüsse und Schöpfungen des dichterischen Gedankens. Was kann es aber mit der Poesie an sich zu schaffen haben, ob der Mensch durchschnittlich vier Meilen in der Stunde zurücklegt oder eine? Daß Knüppeldamm und Hohlweg, Heerstraße, Eisenbahn als poetische Gegenstände eine abnehmende Reihe bilden, das ist ein ganz Anderes und etwas, worauf es bei dem, um was es sich hier handelt, gar nicht ankommt. Hat man je davon gehört, daß die poetische Stimmung des Menschen zu Wasser, wenn ein tüchtiger Wind das Segel füllt, eine flauere wäre, als wenn er sich mit dem Ruder forthelfen muß? Sind einmal die Schienenwege die allverbreiteten, allgemeinen Träger einer neuen Kultur geworden und eine Weile gewesen, so ist nicht einzusehen, warum nicht die Musen in ihrem Reigen mit den Schwingungen eines rascher bewegten Lebens Schritt halten sollten, und zum Beispiel die deutsche Dramatik wird sich ihrer trostlosen Mittelmäßigkeit nicht eher entreißen, als bis die feste Bühne und Pensionsanstalt für rostig gewordene Mimen zum muntern Thespiskarren geworden ist, der frei auf glattem Geleise durch die Welt fliegt.

Nein, die Zeit der poetischen Unmacht und Verwirrung ist nur die des Uebergangs, in der wir eben leben und geistig und körperlich äußerst ungleichförmig geschüttelt und gerüttelt werden, die Zeit, wo noch Postkutsche und Omnibus sich mit der Eisenbahn in den großen Verkehr theilen, wo der Mensch nacheinander fliegt und kriecht und ob der Sorge um die Verpflanzung seiner selbst und seiner Bagage von einem Vehikel zum andern gar nicht zur Besinnung kommt. Und spiegelt sich nicht der gegenwärtige chaotische Zustand der Verkehrsmittel in unserer ganzen staatlichen Entwicklung ab? Liegt nicht überall in unsern im Umbau begriffenen Einrichtungen der neue Comfort dicht neben der alten Plage? Fällt man nicht, nachdem es in Gesetzgebung und Verfassung eine Weile auf ebener Bahn vorwärts gegangen, immer wieder dem Hauderer Zauderer in die Hände? Wir müssen es als naturgemäß hinnehmen, daß unsere Poeten und unsere Künstler überhaupt so wenig wissen, was sie wollen und was sie zu machen haben, da die Zeit eben so wenig weiß, was aus ihr werden soll.

Die neuen literarischen Gestalten, Menschen und Schriften, wie sie auf dem Büchermarkt und im Journalgeklatsche auftauchen, huschen wie wesenlose Schatten an uns vorüber und die allerwenigsten machen auch nur so viel Eindruck, daß wir ihnen ein paar Augenblicke nachsehen mögen, bevor sie im Nebel verschwinden, zu dem vor unsern satten Augen die allerneuesten poetischen Erscheinungen, kaum geboren, mit ihren Vorgängern verschmelzen. Und mehr als je war dieß das Schicksal der Bücher und der Poeten, die gar zu gerne Aufsehen gemacht hätten, im eben abgelaufenen Jahr, einem an Ereignissen im öffentlichen Leben, an drastischen Schaustellungen auf der sogenannten Bühne der Welt so ungemein reichen. Mußte nicht der arme Dichter zerstreute und undankbare Leser und Zuschauer finden, während die Geschichte selbst so großartig und mannigfaltig dichtete? Der blutige polnische Aufstand, eine kräftige Skizze nach unserem so dramatischen Bauernkrieg; — der preußische Landtag, eine Staatsaktion, wo Spannung und Interesse in ganz andern Scenen zu Tage brach, als man nach dem Theaterzettel vermuthen konnte; — das spanische Palast- und Familienstück, pikant selbst für Damen aller Classen; — die große italienische Bewegung, ein merkwürdiges Schauspiel, in dem durch alle Scenen hindurch das Geschrei: viva Pio nono! den Vortrag so übertäubt, daß der deutsche Zuschauer fast nur nach den närrischen Geberden der Spielenden auf den Sinn der Handlung räth und jeden Augenblick falsch räth; — endlich der Schweizer Krieg, ein großartiges Feldmanöver mit scharfen Patronen und ohne vorher bestimmte Angriffs- und Rückzugslinien, mitten in unserer bewaffneten Friedens- und Manöverzeit: — damit sind ja noch lange nicht alle die großen Dramen aufgezählt, die im verflossenen Jahr theils vorläufig zum Abschluß gekommen, theils noch fortspielen und die verschiedensten historischen Anschauungen und Leidenschaften, oder auch nur die kannegießende Neugierde, eine Leidenschaft mächtiger als manche andere, auf's angelegentlichste beschäftigen. Tag für Tag, wenn er nach seiner Zeitung griff, ließ sich der gebildete Deutsche vor dem lebendigsten geschichtlichen Puppenspiel nieder, wo er gespannt und befriedigt, begeistert und geärgert, hingerissen und abgekühlt, getäuscht und enttäuscht wurde, und sich am Ende immer vortrefflich amusirte, wenn er sich auch in seinem Nationalstolz noch so wenig geschmeichelt fühlte.

(Schluß folgt.)

Drei Liebesgeschichten
aus der Vorzeit eines edlen Hauses.

I.

Des Leuneggers Töchterlein.

Eine verschollene Kunde wird hier aus alten Büchern und Handschriften zu Tage gefördert, doch

ist sie immerhin noch zu neu, um ganz schleierlos auftreten zu dürfen. Wenn dem ernsten Geschichtschreiber obliegt, ohne Liebe wie ohne Haß die Namen derer zu nennen, deren Leben und Thaten er verzeichnet, so sey es dem Dichter dagegen vergönnt, aus schonender Rücksicht eben dieselben Namen zu verschweigen. Wer die fröhliche Kunst besitzt, übe sie mit liebevoller Nachsicht. Auch soll wohl jede Erzählung durch die Begebenheiten selbst die Theilnahme fesseln; vermag sie das nicht, so wird kein Nothbehelf ihr Reiz verleihen. Uebrigens ist der Schleier kaum so dicht, daß ein kundiger Blick nicht hindurch dränge.

Das Haus von Leuenegg, einst zahlreich und mächtig, stand im Mannesstamm nur noch auf zwei Augen, nachdem kaum vor einem Jahrhundert unter seinen Wappengenossen fünf verschiedene Helmzeichen zu zählen gewesen. Immerhin war es ein wackeres Augenpaar, welches der Herr Guidobald im kriegerischen Antlitz führte, er selber ein reisiger Mann von kaum fünfzig Jahren, im Feldlager unter den Stürmen des großen deutschen Krieges aufgewachsen, stark von Knochen und Gliedmaßen wie ein Riese, gelenkig dabei wie ein Knabe. Der Reichthum des Edelgeschlechtes war zerschmolzen, doch immerhin der Leuenegger Hof ein ganz annehmliches Besitzthum. Jetzt freilich ist's ihm nimmer anzusehen. Die Baulichkeiten sind verfallen, der flache Boden mehr braun als grün anzuschauen. Die weite Ebene, kaum hie und da von einem trägen Rinnsal durchschnitten, bietet dem Auge keine Abwechslung als niedere Binsendächer, bemoost und von Rauch dunkel gebeizt, oder schmale Streifen dürftigen Nadelholzes, wo die Kiefern durstig dastehen wie armselige Schulmeister. Allenfalls zeigt sich noch ein spitziger Kirchthurm mit schwarzem Schieferdach oder ein Ziehbrunnen, der sich schmal und lang am Himmel zeichnet. Wenn etwa eine Schafheerde zum Vorschein kommt, dann erinnern der rothe Schäferkarren, das Heerdgeländer, der schläfrige Hirt mit dem wachsamen Hund und den weidenden Thieren an etwas wie Leben und menschliches Treiben.

Wie anders war das alles, da Guidobald nach eines entfernten Vetters Tode als des Hauses Letzter das Stammgut übernahm! Der flache Boden war mit Eichen bestanden; geschirmt gegen den kaltsengenden Nordostwind und sonst mit Feuchtigkeit versehen durch die belaubte Umgebung, trugen die Waldblößen saftige Futterkräuter. Zum Hofe gehörten der Hirten drei. Einer fuhr mit der stattlichen Rinderheerde aus, der andere trieb die Schweine im Sommer zum Ried, im Spätling zur Eichelmast, der dritte hütete die Schafe. Bei den weidenden Rindern äste sich, Abends aus dem Holz tretend, das Rothwild, der borstigen Heerde gesellte sich gern der ritterliche Keuler. Zuweilen freilich geschah's, daß Isegrim, der nächtliche Räuber, in die Hürde brach, oder daß den braunen Petz nach Rindfleisch gelüstete, aber der schlimmste aller Räuber und Würger, der Krieg, hatte den entlegenen Erdenwinkel seltsamer Weise verschont. War das Wunder oder Zufall? Freund und Feind waren der Gegend öfters auf wenige Meilen nahe gekommen, doch immer nur zu Zeiten, da die Pfade über Sumpf und Moos und durch den Bruch nicht gangbar waren, beim Thauwetter im Hornung oder März, in den Nebeln und Regenschauern des Spätherbsts. Einzelne Parteigänger oder streifende Häuflein sollen auch von Wehrwölfen gefressen worden seyn, wie es hieß; selbige Wölfe werden aber auf zwei Beinen in Schafpelzen einhergegangen seyn und mit zweizinkigen Mistgabeln gebissen haben.

Doch den Weg zu reicher Beute, welcher dem Kriege zu pfadlos war, ihn fand mit leichter Müh' die Liebe. Ihr kennt wohl alle die wundersame Nordlandsmähr' von Aslauga, dem lieblichen Mägdlein, das ein edler Recke über Berg und Thal in der Laute trägt? Gisberta war so eine Art Aslauga; statt des Bauches einer Laute hatte das Kupfer einer Kesselpauke ihr zur Wiege gedient. Unter den Donnern der Lützener Schlacht war sie im Feldlager zur Welt gekommen, und weil des Tages Beruf und Werk der Mord war, so hatte das unschuldige Wesen, dem allgemeinen Fluche unterthan, sofort getödtet, was es allein zu tödten vermochte, die Mutter, deren Schooß es sich entwand. Der Vater hatte die Kleine, ein Pfand treuer Liebe und zugleich süßschmerzlicher Erinnerung, nicht von sich lassen mögen, auch war ja zu jener trübseligen Zeit die Unschuld nirgends sicherer als eben im Feldlager. Städte, Schlösser, Dörfer gewährten nur unzuverlässigen Schutz gegen den Feind, gar keinen gegen den Freund; doch im eroberten Lager noch ehrte der Soldat des Soldaten Weib und Kind. In der Kesselpauke gewiegt, von Trommelschlag eingelullt, von Drommetenklang erweckt, hatte Gisberta ihres Daseyns erstes Jahrzehnt in kriegerischer Unruhe zugebracht, um dann auf dem Leuenegger Hof in stiller Abgeschiedenheit zur Jungfrau zu reifen, des Vaters Trost, Freude und Stolz.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Florenz, December.

Oeffentliche Stimmung. — Niccolini's Filippo Strozzi.

Wenn, wie Goethe sagt, ein Talent nur in der Stille, ein Charakter nur im bewegten Außenleben sich bildet, so ist es erklärlich, warum in Florenz heiß vibrirender Gegenwart so viel erfreuliche Erfahrungen das Streben nach allgemeiner moralischer Erhebung beurkunden, während eben jezt Kunst und Literatur, wo sie nicht zum Moment des Tages gehören, feiern. Alle unsere jungen Künstler exerziren, unsere Componisten sinnen nur auf leichtfaßliche Melodieen zu den Hymnen, mit welchen allabendlich die Guardia civica von ihren Waffenübungen heimzieht, unsere Journalisten müssen ein Großfolioblatt täglich füllen, und suchen alte und neue liberale Ansichten in populäre Formen zu bringen, unsere Blumenmädchen machen lauter Kokardenbouquets, unsere Fabrikanten lauter dreifarbige Stoffe, unsere Damen lesen die Zeitungen; — doch wer liest jezt nicht die Zeitung? Wenn am Morgen die Alba ausgegeben wird, muß man im Gehen auf der Straße fein vorsichtig um sich schauen, denn jeder uns Begegnende hält das eben erschienene Blatt lesend in der Hand und schreitet blindlings, durch dick und dünn, auf uns los. Aber herzerhebend ist es, all den frischen, aufrichtigen Absichten, all den ächt patriotischen Wünschen zuzuschauen, wie sie die toscanische Jugend begeistern und erfüllen, und es ist auch erfreulich, erfahrenen Männern zuzuhören, in welcher Weise, wie auch das Kriegs- oder Friedensloos falle, sie eine Regeneration, einen erhöhten Wohlstand, größere Bildung und Industrie, in Uebereinstimmung mit dem das Land beherrschenden Fürstenhause, für ihr Vaterland zu erreichen hoffen. — Den eben angedeuteten Umständen nach kann ich Ihnen nur wenig über hiesige Literatur oder bildende Kunst sagen. Nur die älteren Meister, Maler und Sculptoren arbeiten fort, fördern aber weniger als sonst. Die beliebtesten Autoren wenden sich der Politik, den Zeitfragen zu, und behandeln dieselben in direkterer Weise als bisher. Waren doch seit einer Reihe von Jahren Azeglio's, Guerrazzi's und so vieler Andern historisch-belletristische Arbeiten nur in der Absicht geschrieben, die sich jezt allgemein aussprechende Volksgesinnung zu wecken.

Niccolini's neuestes Werk: „Filippo Strozzi," liefert hiezu einen Beleg. Dem Trauerspiel geht ein Lebensabriß seines Helden voran, und eine Menge historischer Notizen und Briefe, welche nie gedruckt worden, sind ihm beigefügt. Ich überlasse es einer gelehrteren Feder, dieselben zu beurtheilen, und halte mich an die kaum ein Drittel des Buchs füllende Tragödie. Filippo Strozzi hat in erhöhtem Maß alle Fehler und Vorzüge der lezten Arbeiten des großen Dichters, wenigstens für unsere deutsche Anschauungsart. Von uns wird schwerlich irgend Jemand einen Helden wie diesen zum Mittelpunkt eines Drama's wählen; seine Heirath mit einer Medicäerin, welche ihn dem unaufhörlichen Argwohn seiner Mitbürger aussezt, sein ungeheurer Reichthum, der ihren Neid erregt, seine ganze Stellung, welche, wie viel er auch dem Vaterlande opfert, dem Cardinal, dem Pabst, dem Herzog Alexander gegenüber stets eine mißliche bleibt, sogar seine Gefangenschaft und sein Selbstmord bieten keinen wirklich dramatischen Wendepunkt seines beklagenswerthen Geschicks. Niccolini wollte mit der ihm inwohnenden ungeheuren Gewalt des Worts ein Bild des seine Freiheit einbüßenden Florenz und der kräftigen Gesinnungsmänner jener Tage auf die Jeztwelt einwirken lassen, und entwarf sein Trauerspiel, wie unausgeführt es der Masse des Stoffs nach bleiben mußte, mit so durchzufühlender geschichtlicher Treue, daß es den beabsichtigten Eindruck nicht verfehlen konnte. Wie anders wirkt dieser Zauber der Sprache auf den Toscaner, als auf uns! Das Werk stellt dem Italiener eine lange Reihe ihm wohlbekannter historischer Porträts auf, sie stehen seinem Herzen nahe, fast sind sie ihm Familienbilder: wir müssen in den Geschichtstabellen nachschlagen, wen sie vorstellen, Filippo's lange Reden ermüden uns, während sie den Florentiner begeistern, denn an ihn sind sie gerichtet. — Der erste Akt zeigt den Helden ermattet, übersättigt von vergeblichen, unerfüllten Hoffnungen während seines Aufenthalts in Venedig; Lorenzino Medici hat den Herzog Alexander gemordet und bringt ihm die erste Kunde der noch unentdeckten That. Gleich darauf führt der Ruf des unglaublichen Ereignisses alle von Florenz Ausgewanderten zu Strozzi: Baccio Valori, Bartolo Cavalcanti, Giuliano Gondi und Andere. Lorenzino, der nur einen Augenblick sich verborgen, vertheidigt seine That, deren Frucht Jene ergreifen, ohne die sie ihnen reichende Hand für rein zu erklären. Pietro Strozzi, der Condottiere, eine frische jugendliche Kriegergestalt, sucht Alle zu raschem Handeln fortzureißen; man beschließt den Zug nach Bologna und eine Botschaft an den französischen König. Der Akt schließt schwach; Niccolini's Vorliebe für historische Details verleitet ihn zu einer Scene mit Lorenzino, in welcher Filippo dessen beiden Schwestern die Hand seiner zwei jüngern Söhne zusagt und die schlagende Kraft des Drama's dadurch aufhebt, daß er ihm eine geschichtliche Erinnerung unterschiebt. — Meisterhaft durchdacht und ausgeführt ist der zweite Akt; wir haben nichts dem Aehnliches in unserer neuen Bühnenliteratur. Auf der Straße, vor Guicciardini's Palast in Florenz, versucht Bertoldi Cosini die Nobili für die Volkssache zu gewinnen; noch ist nichts über die Gestaltung der nächsten Zukunft entschieden; contrastirend treten die verschiedenen Ansichten, die Zeit scharf charakterisirend, gegen einander auf; der Vornehmen Dünkel schreckt vor der Berührung des Mittelstands zurück, der seine Gewerksvorsteher (Capi delle Arti) sendet, sie zur Thatkraft aufzufordern und zu Herstellung des großen Raths; erbärmlich zeigt sich dagegen die feile Menge der Plebe, welche von den Festen der Medici geblendet, unschlüssig, nichts bestimmt glaubt, nichts bestimmt will, und sich von den Umständen hin- und hertreiben läßt. — Wunderschön ist der Charakter von Cosmos Mutter, Maria Salviati, herrlich gehalten und durchgeführt. Die nächsten Scenen spielen in deren Palast. Guicciardini legt ihr seinen Plan einer beschränkten Herrschergewalt für ihren Sohn vor. Cosmo kommt unerwartet an; in der Unterredung zwischen ihr, Guicciardini und ihm tritt die ganze künftige Handlungsweise des heuchelnden Tyrannen zu Tage.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 2. Montag den 3. Januar 1848.

— Zwischen Zweien, die das Blut verbunden,
Wird oft von Liebe gar nicht viel gefunden.

Swift.

Des Leueneggers Töchterlein.

(Fortsetzung.)

Der holdseligen Blüthe war nicht anzusehen, daß sie im wilden Wetter aufgewachsen. Hoch, schlank und weiß wie die Lilie im wohlumhegten Garten, blickte sie in klarer Freundlichkeit aus den großen blauen Augen mit langen Wimpern, unter geschwungenen Brauen unbefangen in die Welt hinaus. Bei aller Leutseligkeit waltete aber doch im Ausdruck der edlen Lichter etwas wie gebieterischer Ernst, und das kam schwerlich bloß von den hohen Augendeckeln her. Das Haar erglänzte wie in Morgenschein getaucht; aus dem feinen Mund mit den schmalen Lippen klang die Rede sanft und dennoch so entschieden. Dafür aber war auch das liebliche Kind mit dem Amte der Hausfrau betraut und trug am jungfräulichen Gürtel das Abzeichen solcher Würde, den Schlüsselbund. Alle Herrschaft, groß oder gering, verleiht Entschlossenheit. Sezt einer jungen Dirne die Königskrone auf's Haupt oder übergebt ihrer Gewalt eine Haushaltung, die Wirkung auf das Gemüth wird ungefähr dieselbe seyn; im Uebrigen ist es natürlich und vernünftig, das erstere zu unterlassen und das andere zu thun.

Die liebliche Königin von Leuenegg saß am Fenster der Wohnstube, von wo sie den weiten Hofraum und die Einfahrt übersehen konnte. Ihre feinen Hände drehten den Faden mit der tanzenden Spindel, so daß die Arbeit einem anmuthigen Spielwerk glich, vervollständigt durch das Spielen zweier Kätzlein, die zu den Füßen der Gebieterin rollend und tölpelnd * ihre ergözlichen Schnurren trieben. Gisberta sah mit Behagen dem Treiben ihrer Lieblinge zu, doch wandte sich oft der Blick nach dem Thor, des Vaters gewärtig, der bald von der Jagd heimkehren sollte. Er blieb dießmal wider Gewohnheit lange aus. Endlich ließ sich Hundegebell vernehmen und zwei zottige Hatzrüden sprangen in den Hof. Ohne recht hinzuschauen, rief Gisberta lockend: „Da da, Bärmann! Waldine, herein!“ Die Thiere hörten nicht darauf, auch lehrte ein aufmerksamerer Blick, daß sie nicht Guidobalds Rüden waren. Hühner, Gänse und Enten erhoben gackend und schnatternd einen gewaltigen Lärm, der gollernde Truthahn rüstete sich zum Kampf mit den Fremdlingen, der Kettenhund that vollends ganz wie rasend. Und gerade ihm wedelten die Eindringlinge freundlich zu, ohne des gefiederten Gesindels zu achten; entweder wollten sie seinen Grimm beschwichtigen, oder sie verstanden aus seinem Gebell, daß der tobende Wauwau gar zu gern mit ihnen Kundschaft machen würde, wenn ihn nur die Kette nicht hielte. Draußen rasselte es wie von Hufschlag und Rädergeroll auf dem Knüppeldamm. Neugierig liefen Knecht und Magd dem Thore zu; auch Gisberta verließ die Stube.

Schwerfällig nahte eine Kutsche, mit vier Rossen bespannt, wie es die Sitte der Zeit erheischte. Beim Rossebändiger auf dem Bock saß ein Jäger im grünen Kleid, die Büchse zwischen den Knien. Auf dem hintern Tritt standen drei stramme Bursche, neben dem Schlag auf jeder Seite ein zierlicher Edelknabe. Dem Gefährt schloß sich ein Gefolge von Stallmeistern, Knechten und Buben zu Roß nebst einigen ledigen Handpferden an. Im Wagen saßen vier Personen:

* Tölpeln: mit den Pfoten (Topen oder Tapen) anslangen. Aus derselben Wurzel stammen: tappen, täppisch.

eine Dame von füllreicher Gestalt und glauem Angesicht, dem Ansehen nach ein gutes Stückchen über vierzig Jahre alt, neben ihr ein junger Herr, zierlich aufgestuzt wie ein Franzos, das Haar sorgfältig gekräuselt, das Flaumbärtchen nicht minder sorgfältig gedrillt; auf dem Vordersitz eine ältliche Kammerfrau und ein junger Mensch in schwarzem Gewand, etwa wie ein Schreiber anzuschauen. Gisberta gehörte nicht zu den Schüchternsten, doch war's ihr recht, daß mit den Fremdlingen schier zugleich der Vater anlangte. Von Jägern und Rüden begleitet, sprengte Guidobald in den Hof, sprang aus den Bügeln und kam gerade noch zurecht, der Edelfrau die Hand zum Aussteigen zu reichen und sie in's Haus zu geleiten, indem er sie in höflicher, wohlgesezter Rede willkommen hieß.

„Betrachte sich die gnädige Frau beim Leuenegger wie daheim," schloß er, „was sein geringes Haus vermag, steht unbedingt zu ihren Diensten." An der Fremden wär' es nun gewesen, ihren Ueberfall zu entschuldigen, um so mehr, da sie mit einer Anzahl Volkes kam, groß genug, um auch eine wohlversehene Haushaltung für den Augenblick in Verlegenheit zu setzen. Sie aber dachte nicht an dergleichen, sondern entgegnete kurz und trocken: „Ist es dem Herrn damit Ernst?" — „Die gnädige Frau nehme mich beim Wort." — „Ich thu's." — „Desto besser." — „Ich wünschte längere Zeit zu Leuenegg zu verweilen." — „Nach Belieben. Je länger der Besuch, um so größer Ehre und Vergnügen." — „Die Hand drauf." — „Wozu? Ein Mann ein Wort." — „Die Hand, ich bitte, ohne Handschuh." — Guidobald reichte verwundert seine Rechte hin, worauf die Dame ihm um den Hals fiel, ihn auf beide Wangen wie auf den Mund küßte und in Thränen ausbrechend das Antlitz an seiner Brust barg. Jezt ging dem Leuenegger ein Licht auf. „Bist du's, Dörthe?" fragte er; „was soll der Mummenschanz?" Die Frau gab keine Antwort, statt ihrer jedoch sprach der junge Mann: „Die Frau Mutter hat eben gemeint, der Herr Oheim könnte noch böse seyn." — „Ich? böse noch nach fünf-und-zwanzig Jahren? Was denkt ihr auch von mir? Du bist also mein Neffe, des Steinbergers Sohn?" — „Der zweite, Bernhard getauft."

Schluchzend hob die Frau am Halse des Leueneggers wieder an: „Du hast also vergeben und vergessen?" — Worauf Guidobald: „Lass' die Kindereien, Schwester Dörthe. Wir sind in Unfrieden geschieden, wir finden uns in Frieden wieder. Alles Uebrige bleibe an seinem Ort. Sieh, Berte, das ist deine Frau Base, meine Schwester Dörthe, die Hausfrau des Grafen Peter von Steinberg." — „Des Grafen Wittib," verbesserte Dorothea; „seit zwei Jahren schon." — „Tröst' ihn Gott!" sagte Guidobald gleichmüthig; er hatte den seligen Herrn wenig gekannt und nie besonders leiden mögen. Peter war ein hartherziger Geizhalz gewesen, nur auf Geld und Gut bedacht, und hatte vorzüglich durch seinen schnöden Geiz die Geschwister entzweit, weßhalb es auch dem jungen Grafen auf dem Leuenegger Hof nicht sehr zur Empfehlung gereichte, daß er seinem Vater wie aus den Augen geschnitten gleichsah. Dorothea schloß ihre Nichte in die Arme, drückte sie an's Herz und rief: „Ich beneide dich um die liebe Tochter." — „Und hast doch selbst der Jungen zwei!" — „Ich gebe dir einen davon zum Tausch."

(Fortsetzung folgt.)

Am ersten Januar 1848.

(Schluß.)

Und hat nicht der Weltgeist, oder wie man den großen Dramaturgen nennen will, in ächt künstlerischer Anordnung zwischen die größeren Darstellungen im Cothurn kleine Zwischenakte eingestreut, meist Schauer- und Spektakelstücke für die Leute, denen nie wohler ist als wenn ihnen die Nerven angegriffen werden, für das Frauenzimmer und die dritte Galerie? Als da sind: der Carlsruher Theaterbrand, der Beauvallonsche Duell- und Meineidsprozeß, die Praslinsche Mordgeschichte, die Gräfin Görlitz und der Schwefeläther.

Arme Dramatik und Epik, die darauf angewiesen ist in einer Zeit, die solche reale, drastische Vorstellungen gibt, ein Almosen der Aufmerksamkeit für ihre Erfindungen zu erhaschen! So wäre es denn schwerlich verständig, wenn wir etwa die hauptsächlichsten literarischen Erscheinungen des verflossenen Jahres mustern wollten; ist ja doch Jeder froh, daß er ihrer viel oder wenig genossen, das heißt ein für allemal hinter sich gebracht hat. Weit erfreulicher als das beste Buch, das seit Jahren erschienen, bedeutungsvoller für Deutschlands Zukunft als manches, was so viel mehr Lärm gemacht, scheint uns ein Ereigniß, das so unerwartet kam als wenn man vernommen hätte, der Papst habe den westphälischen Frieden anerkannt. Die Sitte vieler Berufsgenossen in Wandervereinen ihre Ecken an einander abzureiben, ist im verflossenen Jahr von wem nachgeahmt worden? Von den deutschen Philosophen. Sie haben sich zum erstenmal versammelt, und zwar in der ausgesprochenen Absicht, sich dem Leben und der lebendigen Wissenschaft, und damit am Ende dem Menschenverstand mehr zu nähern. Es läßt sich übrigens nicht

läugnen, unsere Philosophen haben sich bereits seit einiger Zeit merklich humanisirt, und der Hegelsche Begriffsschnickschnack, der sich früher so hochmüthig breit gemacht, verschwindet nach und nach von den literarischen Schaufenstern, wenn man so sagen darf, und tritt in den Rang der Ladenhüter, wo er keinen Menschen mehr besticht. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen der Noth eines meiner Freunde, eines vielfach gebildeten, sehr lernbegierigen, aber nicht mehr jungen Mannes. Als vor zehn, zwölf Jahren die Hegelsche Sprache auf einmal die wissenschaftliche, ja zum Theil die schöne Literatur unwegsam machte, packte ihn die peinlichste Verlegenheit. Er glaubte seine Existenz als Mensch von Bildung gefährdet, wenn er sich nicht alsbald im modischen verzweifelten Begriffsspiel fertig machte, und doch sträubte sich der ästhetische Sinn in ihm mit aller Macht gegen die geschmacklose Sprachquälerei, und er fühlte, daß er in seinem Alter leichter russisch lernen würde als hegelisch. Heute ist er mit so vielen von seinem Aberglauben vollkommen geheilt und darüber beruhigt, daß die wunderlichen Sprachgefäße nicht mehr Erkenntniß fassen, als deren der Mensch zur Zeit überhaupt fähig ist. Zwischen einem Philosophen und einem Doktor der Philosophie wird zwar immer eine große Kluft befestigt bleiben; aber man kommt denn doch zur Einsicht, daß zu glauben, ein Philosoph als solcher stehe dem Geiste Gottes näher als andere Menschenkinder, ungefähr so viel ist als nicht daran zu zweifeln, daß ein Mensch zunimmt an Weisheit und Verstand, wenn er Maurer wird. — Wohl möglich, daß aus den schönen Vorsätzen, welche die Philosophen zu Gotha zusammengeführt, in der nächsten Zeit nicht viel werden wird; aber jedenfalls ist der gute Wille sehr schätzenswerth und, wie gesagt, bedeutungsvoll. Wenn die deutsche Philosophie das Bedürfniß fühlt, sich mit dem Menschenverstand zu versöhnen, so kann uns dieß ein Fingerzeig seyn, daß es auch auf andern Gebieten zu einem ähnlichen Durchbruch kommen will, wenn man auch noch nichts davon gewahr wird.

Von Allem, was ein eben angetretenes Jahr bringen mag, pflegt neben Sonnen- und Mondsfinsternissen nichts gewisser zu seyn als die Anniversarien und Jubiläen. Wir fragen hier wenig darnach, was Alles der Deutsche im Jahr 1848 zu feiern und zu beschmausen haben mag; nur Eine wiederkehrende Jubelfeier drängt sich einem von selbst auf. Vor zweihundert Jahren, am 24. Oktober 1648, wurde zu Münster der westphälische Frieden geschlossen und Deutschland nach den selbstverschuldeten Leiden des entsetzlichsten Krieges in einer Schwäche hinterlassen, deren Folgen der deutsche Staatskörper bis auf diesen Tag nachempfindet. Der westphälische Frieden bildet in unserer Geschichte einen sehr wichtigen Abschnitt durch das was ihn herbeigeführt, wie durch das was er der deutschen Welt gebracht, und dieses Jubiläum von zweifelhafter Erfreulichkeit mahnt uns von selbst, die Thaten und Schicksale des deutschen Volks in den drei lezten Jahrhunderten an uns vorüber gehen zu lassen und damit im Katechismus deutscher Sünden und Gebrechen, Vorsätze und Verheißungen unsere historische Andacht zu verrichten. Wer das Büchlein recht liest und bedenkt, wird sich tief gebeugt fühlen durch seines Volkes große politische Sündhaftigkeit, aber an desselben gleich großen Tugenden und Verdiensten wird sich seine Zuversicht auf Deutschlands Zukunft aufrecht erhalten.

Die Pentagramme, mit denen der westphälische Friede die deutschen Einrichtungen auf ewige Zeiten gefeit und gefestet, sind guten Theils vom Strom der Geschichte verwischt, oder doch an den Ecken benagt worden; manche aber stehen fast noch so scharf und sauber umrissen da, wie am ersten Tag. Der Prozeß der Auflösung jener Zauberformeln ward durch eine in der Geschichte beispiellose Umwälzung im Sprung gesteigert, und mit dem Sturz der alten Reichsverfassung schließt sich ein Abschnitt seit jenem Frieden und hat eine zweite Periode begonnen, in der wir stehen, nicht wissend, welche Strecke ihrer Länge wir zurückgelegt, und wann und wie sie in eine dritte verlaufen mag. Das Wesen dieser Periode drückt sich im allgemeinsten dadurch aus, daß heutzutage nach verändertem Styl und vereinfachter Methode zu Frankfurt vorgeht, was vor dem großen Wasser zu Regensburg geschah und nicht geschah. Ueberwundene Regensburgerei! welch mächtiger Fortschritt sich mit diesem Wort bezeichnet, das verkennen alle, die nicht begreifen, warum das, was sie auf dem heutigen Boden der Geschichte stört und ärgert, so schwer zu überwinden ist.

Die Schätzung des geschichtlichen Verlaufs zwischen den Jahren 1648 und 1848 nimmt jede Partei und jeder Stand nach dem verschiedenen politischen Maß und Gewicht vor, die sie in der Tasche führen, und wenn sie vollends in Gedanken die Entwicklung vorwärts, in die Zukunft hinein verlängern, so kommen zwischen der straffsten Linie und dem krummsten Hacken alle möglichen Figuren zu Tage. Aber bei allen Schätzenden und Raisonnirenden ist des Grolls und der Empörung gegen das Geschick unendlich mehr als des Zufriedenseyns und der Ergebung. Wie ganz anders sind unsere Empfindungen, wenn wir den Blick auf dem neutralen Gebiet der deutschen Wissenschaft ausruhen lassen! Hier kann dem Geist unseres Volks etwa nur der zürnen, der es sich nicht

verhehlt, daß sein politischer Conservatismus folgerecht dahin führt, die ganze Bildung der neuern Zeit zu verwünschen. Deutsche Forschung war seit den Bewegungen, welche zu jenem inhaltsschweren Frieden geführt, ein Haupthebel dieser Bildung, und wenn in den heutigen, jenen so ähnlichen Bewegungen, die sichtbar auf eine neue Stufe der Cultur hinarbeiten, die Wissenschaft eine immer größere Rolle zu spielen berufen ist, so wird auch hier wieder der deutsche Geist in der vordersten Reihe am Werke seyn. Der unzufriedenste Deutsche muß sich getröstet, oder doch beschwichtigt fühlen, wenn er auf alles das blickt, was in der Mitte liegt zwischen Otto v. Guerike's Luftpumpe (1650) und Alexander v. Humboldts Kosmos.

H. H.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Florenz, December.

(Fortsetzung.)

Niccolini's Filippo Strozzi.

In sehr rascher Entwicklung des Sujets führt uns der zehnte Auftritt in den Palast der Medici und in die Berathung des Senats. Das Hauptlicht in derselben fällt auf den alten Demokraten und Volksfreund Rucellai, welcher der politischen Klugheit Guicciardini's gegenüber sich stellt. Vitelli's kaiserliche Truppen und das niedere Volk, das nur einen festen Zustand will, die eigene schwanke Kraft zu stützen, drängen rufend und lärmend zur Beschleunigung der Wahl — in dem Augenblick erscheint Cosmo. — Die folgenden Scenen der Wahl Cosmo's, welchem Guicciardini den ihn nicht zum Herzog, nur zum Haupt der Republik ernennenden Akt überreicht, eine Unterredung desselben mit dem Kardinal Cybo, eine andere zwischen Guicciardini, Cosmo und Marien, geben dem gewaltigen Zeitbilde die höchste Vollendung; man empfindet den unausweichbaren Sturz der freien Verfassung, und über der ganzen Darstellung schwebt dabei der Reiz einer Lokalfärbung, den keine Uebersetzung erreichen könnte; mit den Edelsteinen der schönsten Gedanken ist der blutige Boden bestreut, mit den zartesten Blüthen des Gefühls überdeckt. — Schwächer, auseinander fallend sogar sind die Scenen des dritten Akts vor Montemurlo, wo sich die Ausgewanderten vereint haben und die französischen Hülfstruppen erwarten. Corsini ist von Florenz aus zu ihnen gestoßen. Muthiger Hoffnung voll führt Pietro seine Schaaren herbei, Filippo überschaut die ganze Schwäche ihrer Stellung, ihm sinkt der Muth. Niccolo Bracciolini, sein alter Freund, kommt mit einem Schutzbriefe von Florenz und versucht die Parteien zu beschwichtigen, zu warnen; alle Meinungen treten in gedrängtem Kampf noch greller als vorher einander gegenüber; der Stoff überwogt vielleicht die Grenzen möglicher Ausführung in der gegebenen Beschränkung. — Der erwartete französische Beistand säumt zu lange, Vitelli und Montante stürmen, siegen, nehmen die Ausgewanderten gefangen; allein wir sehen es nicht, wir hören nur Pietro's verzweifelnden Monolog; der Hauptmoment, Strozzi's Uebergabe an Vitelli, geht wirkungslos an uns vorüber. — Der vierte Akt ist ebenfalls unausgeführt, allein seine einzelne Scenen sind interessanter. Vor der Kirche St. Annunziata wird dem zudringenden Volk der Eintritt in dieselbe verwehrt; drinnen sind die Mediciäer versammelt, sie beten um die Niederlage des feindlichen Heers; ein ungeheurer Schreck hat sie bei der Kunde von der Versammlung bei Montemurlo erfaßt. — Rührend schön ist Maria's Hymne an die Mutter des Erlösers, sie schallt aus der offenen Kirche zu uns herüber und schließt: „Mutter des Einzigerzeugten, einen einzigen Sohn hab' auch ich.“ Cosmo tritt mit der Nachricht seines Sieges ihr entgegen, und die Klage um den gemordeten Alexander gibt ihm Gelegenheit, die Glorie scheinbarer Frömmigkeit um sein Haupt herzuziehen. Allein diese Darstellung der allgemeinen Volksstimmung gewährt kein deutliches Bild, sie beruht allzu aphoristisch auf des Einzelnen Wort; jede Zeile ist übrigens geschichtlich. — In der vierten Scene nahen die Gefangenen in Vitelli's Begleitung. Gräßlich sind die tadelnden Ausrufungen des sie empfangenden Volks; nur die Frauen bemitleiden „die rastlos im murmelnden Bach vorübergetriebenen Dürstenden, deren brennende Pein der Anblick der auf eigenem, nun verlorenen Boden, glühenden Traube vermehrt.“ Die ganze Darstellung gewinnt das Ansehen einer antiken Elegie. Schweigend zieht Filippo an dem ihn anklagenden Haufen vorüber; ihm folgen Valori und dessen Söhne, auch sie trifft die Schmähung des Volks. — Die Wirkung dieser Scenen ist eben so großartig ergreifend, als herzdurchzitternd wahr. — Wir kehren zurück in den Palast der Medici. Valori und seine Söhne, Filippo und die andern Gefangenen werden unter Jubelruf des Pöbels Cosmo vorgeführt; der alte Held bleibt stumm, die Jünglinge vertheidigen heftig ihren Vater; mit teuflischer Heuchelei weist Cosmo jede Entscheidung über diese Unglückseligen von sich, indem er sie den Henkern des Senats überantwortet. Vitelli fordert Strozzi als kaiserlichen, ihm selbst übergebenen Gefangenen zurück, Cosmo versucht umsonst ihm zu trotzen, er führt Filippo nach der von ihm besetzten Festung San Giovanni. Ein Brief des Kaisers bringt Cosmo den Herzogstitel. „Nun ist der Strozzi mein!“ ist das erste Wort Cosmo's. Vitelli aber beharrt darauf, keinen Herrn außer seinem Kaiser als Gebieter der Festung anzuerkennen, und Strozzi folgt ihm.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 3. Dienstag den 4. Januar 1848.

Der elendeste Bettler in einem Volke, das noch Tracht hat, möchte dem Reichsten unter uns einen Pfennig schenken zu besserem Kleide. — Die Hebung des politischen und socialen Lebens wird aber auf dem Grunde allgemein europäischer Bildung wesentlich zugleich eine Hebung der Nationalitäten in ihrer Selbstständigkeit seyn, und vielleicht daß diese es vermag, der Herrschaft der abstracten Form auch in der Tracht ein Ende zu machen.

Fr. Vischer.

Die neueste Tracht in ihrer historischen Entwicklung.

I.

Die Bemerkungen über die geschichtliche Entwicklung der Tracht, welche wir seit einiger Zeit in diesen Blättern mitgetheilt, entbehrten der Spitze, wenn wir sie nicht bis auf den heutigen Tag fortsetzen wollten. Wir versuchen es daher, zum Schluß dieser Arbeit, auch die jüngsten Bewegungen der Tracht in gleicher Weise zu behandeln, obgleich hier, der Natur der Sache nach, die Schwierigkeiten und Verlegenheiten noch ungleich größer sind als bei der Behandlung des vorigen Jahrhunderts.

Zunächst haben wir es nun hier mit der Wiedergeburt des Ueberwurfs zu thun, den wir in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts kennen gelernt haben. Er schien mit der allgemeinen Erstarrung des Lebens aus der männlichen Tracht geschwunden, taucht jedoch gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts wieder auf. Ganz allmählig und schüchtern tritt dieses, ehemals der männlichen Tracht so viel Fülle und Reichthum verleihende Kleidungsstück wieder in dieselbe herein, nicht als blendende, überraschende Mode, sondern entsprechend der allmählig erwachenden freieren Bewegung der männlichen Gewänder, zuerst nur als Schutz gegen die Witterung, nicht als Zierde. Beim ersten Anblick erscheint es uns, als hätte das Wiederauftauchen dieses, die neuere Tracht seit der Reformation ganz besonders bezeichnenden Kleides keinen andern Zweck, als die Wiedergeburt des Leibrocks zu bewirken, der durch eine der sonderbarsten und das Zeitalter des Despotismus am schärfsten bezeichnenden Evolutionen in den Frack verwandelt worden war. Aber der Leibrock kann nicht die Spitze einer Entwicklungsperiode seyn, deren wesentlichster Charakter ist: Lösung des Lebens von den beschränkenden, starren Formen, welche uns die beiden verflossenen Jahrhunderte gebracht haben.

Wie wir schon früher in diesen Blättern anzudeuten Gelegenheit hatten, ist es nicht zu verkennen, daß die Bewegung der neuern Tracht darauf hinausgeht, alle die freien, natürlichen und beweglichen Kleiderformen, welche in der Erstarrung des Lebens während der beiden verflossenen Jahrhunderte untergegangen waren, im Zeitalter der Revolution auf eine ganz neue, eigenthümliche Weise zu regeneriren. In diesem Wiedergebären alter Bildungen ist der Leibrock eine nothwendige Zwischenstufe, aber nicht die Spitze der Entwicklung unserer Zeit. Mit seiner endlichen allgemeinen Aufnahme, oder vielmehr mit der gänzlichen Verdrängung des Fracks wird noch lange nicht Alles errungen seyn, wonach unsere Zeit strebt; es wird nach diesem Ereigniß noch eine Weile dauern, bis die Menschheit wieder auf großen, allgemeinen Errungenschaften ausruhen kann. Erst wenn der Leibrock unter der Hülle des modernen Ueberwurfs (Paletot) wieder zum Wamms zurückgekehrt seyn wird, welches Streben er schon seit einigen Jahren ankündigt, erst dann werden wir auf einer Höhe stehen, die wir bis jetzt nur in unsern Phantasien und Träumen erblicken. Der Verfasser der „Moden und Trachten" deutet dieß an, wenn er sagt: „ein Riß, der einstens den Frack zum Wamms machte, ginge durch die Welt."

Indessen wird dieser Regenerationsprozeß des Wammses nicht durch den Frack erfolgen, wie wir angedeutet haben; denn dieser ist eine leblose, abgestorbene Bildung, sondern das Wamms wird auf dem Wege einer organischen Umbildung aus dem Leibrocke hervorwachsen, wenn von dem Fracke längst keine Spur mehr vorhanden ist. Bis jezt figurirte das Wamms nur in der Volks- und Arbeitstracht, und es ist daher gegenwärtig noch ein für den Geist des allgemein herrschenden Lebens bedeutungsloses Trachtenstück. Aber bedeutungsvoll ist es in Bezug auf die allgemeine Bewegung unserer Zeit, daß der Leibrock schon seit mehreren Jahrzehnten ein nicht zu verkennendes Streben nach Verkürzung zeigt, ähnlich jener Entwicklung des Wammses aus der mittelalterlichen Tunica während des vierzehnten Jahrhunderts.

Die allmählige Vernichtung des Fracks, dieser ehemals unumschränkt herrschenden Zwangsjacke, bildet eine der Haupterscheinungen in der neuesten Trachtengeschichte. Der Haß der Vernünftigen gegen den Frack und die Sehnsucht nach allgemeiner Einführung des Leibrocks beginnt schon mit der Revolution, und die Zähigkeit des Fracks ist es besonders, was den Glauben aufkommen ließ, daß man ungefähr Alles errungen hätte, wonach unsere Zeit strebt, wenn einmal diese Klippe abgestorbenen, althergebrachten Formenlebens überwunden wäre. Schon während der Revolution wollte sich der Leibrock Geltung verschaffen, wenigstens schien ihn der Frack durch ein ähnliches Breiterwerden der Schöße, wie wir es in neuester Zeit am selben wieder erlebt haben, anzukündigen. Man konnte meinen, die Idee der Trachtenreformatoren, welche den Frack verdammten, werde sich auf dem Wege historischer Entwicklung rasch verwirklichen. Schon im Jahre 1795 wurde dieses Trachtenstück zur Zielscheibe der Satire. Man erzählte sich, als Lord Macartney mit seinem Gefolge als englischer Gesandter in Peking eingezogen sey, habe der gaffende Pöbel lange Zeit an der Menschennatur der Fremdlinge gezweifelt. Einige Tage darauf sey sodann in den meisten Theatern in Peking eine Pantomime gespielt worden, unter dem Titel: „Die Ankunft der großnasigen Paviane mit den breiten Schwänzen."

Es zeigte sich aber bald, daß man sich täuschte, wenn man aus solchen Zeichen auf den baldigen Untergang des Fracks schloß. Jene wiedergeborene Bildung, der Leibrock, trat eben so voreilig in die Entwicklung herein, wie das lange weite Beinkleid und das freie ungepuderte Haar. Kaum war der Revolutionssturm vorüber, so sehnte sich die elegante Welt wieder mächtig nach dem alten wohlerzogenen Frack. „Endlich haben unsere Elegants begriffen," heißt es im Jahr 1797, „daß ihre Röcke mit der breiten Taille im Grunde nichts anderes wären als Bauernwesten, ohne Geschmack verlängert und unförmlich zugeschnitten. Hierauf hat sich dann die Taille verkleinert und die schmalen Schöße haben dem Rock wieder die ganze Leichtigkeit und Zierlichkeit gegeben, die ihm so wohl stehen. Nun ist nur noch zu wünschen, daß an die Stelle der durchbrochenen oder achteckigen Knöpfe wieder die runden Perlmutterknöpfe treten mögen."

(Fortsetzung folgt.)

Des Leueneggers Töchterlein.

(Fortsetzung.)

Gisberta flüchtete zu ihrem Vater. „Nicht wahr, du gibst mich nicht weg?" fragte sie schmeichelnd. Guidobald beschwichtigte seinen Liebling. „So lange du nicht selber von dannen begehrst," sprach er freundlich, „so lange denk' ich nicht dran, dich wegzugeben." — „Ich will für immer bei dir bleiben," betheuerte zärtlich die Tochter. — „Wie alt ist das Kind?" kicherte die Gräfin. — „Fünfzehn Jahr', denk' ich," beschied Guidobald, „vierzehn 'mal ganz gewiß." — „Nun," sagte die Gräfin, „so wird sich's schon geben, besonders wenn zum Stroh die Flamme kommt." Ein ausdrucksvoller Blick begleitete die Rede. Doch war zur Stunde das Gleichniß von Stroh und Feuer übel angewendet; die gefallsüchtigen Blicke aus Bernhards Augen waren, wenn eine Flamme, nur eine, die machtlos am Gespinnst von Asbest hinzüngelte.

Des nächsten Tages pflogen die Geschwister wichtiger Zwiesprach in verschwiegenem Kämmerlein. Dorothea berichtete: „Der Himmel hat meinen Ehebund mit zwei Söhnen gesegnet, oder vielmehr, daß ich's recht sage, mit einem bestraft, mit dem andern beglückt. Denn Heinrich ist ein böser Bube, voll Eigenwillen und von hochfahrendem Wesen. Der sanfte fromme Bernhard war deßhalb immer unser Liebling, und wenn wir, der selige Herr und ich, in nichts einig waren, darin stimmten wir überein, daß wir die verkehrte Ordnung der Natur beklagten, welche uns den Bösen vor dem Guten zugetheilt, und somit jenen zum Haupterben gestempelt hatte. Doch verstand mein seliger Herr solche Ungerechtigkeit einigermaßen wieder gut zu machen, indem er Heinrich bestimmte, zu Gunsten des Jüngeren in eine Theilung zu willigen." Guidobald zuckte die Achseln und sagte mißbilligend: „Theilung schmälert Erbe und war von jeher der edeln Häuser Verderben."

Dorothea fiel ihm in's Wort: „Doch ist es ungerecht, einem Kind alles zu geben, während die andern leer ausgehen." — „Es scheint nur so," entgegnete der Leuenegger, „und scheint es sogar nur für eine einzige Geschlechtsfolge. Wenn du theilst, so sind deine Enkel schon Bettler; doch wo das Stammgut in einer Hand bleibt, da bleibt auch in einem Sprößling das Haus selber reich und mächtig, so daß der Eine die Blutsfreunde wirksam unterstützen, oft durch seinen Einfluß allein sie versorgen kann. Einem armen Ritter gereicht es schon zur Empfehlung, wenn es heißt, er sey der Sippe eines reichen Herrn, und an ihn oder seine Abkömmlinge könne über kurz oder lang das Stammgut noch gedeihen. Das hat schon manchem zu einem guten Aemtlein, zu einer glänzenden Heirath verholfen, der etwa seiner Lebtag ein Lump geblieben wäre, wenn sein Eltervater ein Kindestheil geerbt hätte. Wir machen es ja mit unsern Bauern eben so; nur Ein Sohn erhält den Hof, die andern mögen mit den Herrschaftspatzen fliegen. Fang' einmal an die Gründe zu theilen, so haben wir in hundert Jahren ein Gesindel auf dem Hals, das uns auffrißt, statt Steuern und Gaben zu zahlen. Aber daß du deine Rede nicht vergissest: mich will bedünken, daß der Heiner doch nicht so schlimm seyn muß, wie du ihn machst, da er sich zur Theilung bequemte?"

Die Gräfin lächelte in sich hinein. „Der Junge ist eben liederlich und dumm," sagte sie, „und leicht zu überlisten, wenn ihn irgend ein Lieblingsgedanke befängt. So trieb es ihn, in den Krieg zu ziehen, und zwar zu des Kaisers Fahnen, wiewohl wir der reinen Lehre zugethan sind. Ich und mein Herr stellten ihm vor, wenn er die Waffen führen wolle, so müsse er seines Degens Spitze gegen den Unterdrücker des Evangeliums kehren. Er aber sprach dagegen: Ich bin ein Deutscher, der Kaiser ist mein König und Herzog . . ." — „Der Junge gefällt mir," rief der Leuenegger, „auch ich habe für den Kaiser gefochten und mit Lust auf meine lutherischen Glaubensbrüder losgeschlagen. Vor allem sind wir Deutsche, und wenn wir etwas gelten wollen, müssen wir zusammenhalten von Wien bis Nanzig, von der Bernerklause* bis zu den Marken, wohinter der Däne sitzt. So hat es der Friedländer gemeint, und so meinen es alle, welchen des deutschen Reiches Macht und Glanz lieber ist als ihre kleine Rechthaberei." — „Ei wie hitzig, Brüderlein!" spottete Dorothea; „doch haben wir das hier nicht auszufechten. Laß' mich weiter reden. Um Ausrüstung und Urlaub zu erhalten, trat Heinrich sein Anrecht auf die Grafschaft Ebermatt dem jüngern Bruder ab."

„Ein neuer Esau," bemerkte Guidobald, ohne zu wissen, wie sein Gleichniß in jeder Beziehung gar so gut traf. Die Gräfin und ihr Zweitgeborener hatten immer die Rollen einer listigen Rebekka und eines treulosen Jakob gespielt und spielten sie noch fort. Der alte Herr hatte nämlich nicht so ganz aus freien Stücken die Theilung geschehen lassen, und dabei gesagt: „Ich weiß eine Entschädigung für Heinrich. Nach dem Hinscheiden seines Oheims Guidobald muß ihm ohnehin der Leueneggerhof zufallen; so bestimmen es die alten Briefe der Sippschaft. Der Hof allein wäre nicht von gar hohem Werth, doch hat mein Schwäher reiche Beute im Krieg gemacht und den Ertrag großentheils in Grundstücken angelegt, die als Eigengut seiner Tochter einst zufallen. Der Hof und jene Güter, nebst etlichen fetten Pfandbriefen der Bank von Venedig oder von Altdorf, sind mehr werth als Ebermatt. Heinrich möge denn Gisberta als seine Hausfrau heimführen." Das war es, was der Steinberger gesprochen, aber Dorothea meinte es ganz anders. „Als mein Herr zum Sterben kam," log sie, „da redete er also: dein Bruder, der Biedermann, lebt in Unfrieden mit uns. Versprich mir, dich mit ihm zu versöhnen, das wird meinen Tod erleichtern. Und daß die Sühne vollständig werde, so siehe zu, aus der kleinen Leueneggerin und unserem wohlgerathenen Bernhard ein Paar zu machen."

(Fortsetzung folgt.)

* Veralteter Name des Engpasses ober Verona.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Die Pariser und der Papst.

Vorigen Sonntag hielt die philotechnische Gesellschaft, einer der vielen hiesigen Gelehrtenvereine, eine öffentliche Versammlung. Wie gewöhnlich wurde mit dem Vortrag mehrerer Aufsätze, prosaischer und poetischer, von den Mitgliedern des Vereins begonnen; darauf wurden verschiedene Musikstücke aufgeführt. Dergleichen öffentliche Versammlungen finden zweimal im Jahre statt, und die Stadtbehörde gibt den großen Saal des Rathhauses dazu her, der mehr als zweitausend Menschen fassen kann. Dieser Saal ist fast alle Sonntage von Vereinen in Beschlag

genommen. In der erwähnten Versammlung der philotechnischen Gesellschaft las ein Mitglied, der als Schauspieler des Théâtre français und Schauspieldichter bekannte Sanson, eine Ode an den Papst vor, und zwar unter unbändigen Beifallsbezeugungen. Da hieß es unter anderem:

Et des bords où regne le Tibre
Tu dis à l'univers: sois libre!
Tu dis à Rome: souviens-toi!

Der Dichter schloß mit folgenden Versen:

Courage, Saint-Père! Dieu te garde,
La France te regarde,
La France, mère féconde
Qui pour tous les peuples du monde
Enfantera la liberté.

Von der Macht, welche in Oberitalien herrscht, sagte er:

Il croit que la moderne Rome
Est toujours vide de Romains.

Diese Ode wird im nächsten Annuaire der philotechnischen Gesellschaft erscheinen. Was der Dichter über Pius IX. und seine Reformen sagt, ist übrigens nur ein Wiederhall dessen, was schon viele ausgezeichnete geistliche Redner und eine Menge Tageblätter ausgesprochen haben. Da das Ministerialblatt, das Journal des Débats, sich sehr sauertöpfisch über die italienischen Begebenheiten äußert, so benützt das unabhängige Publikum gern jede Gelegenheit, um etwas Weniges zu opponiren und die Minister zu necken. Die hohe Geistlichkeit spricht auch ungefähr wie jener Dichter, und wird ziemlich politisch in ihren öffentlichen Aeußerungen; dieß bringen die Umstände so mit sich. Ueberhaupt ertönt die Kanzel jetzt zuweilen von Reden, welche man früher sicher nicht erwartet hätte. Man kennt, wenigstens dem Rufe nach, den ehemaligen Juristen Lacordaire, der schon lange Dominikaner geworden ist, freilich kein Dominikaner in Kloster und Zelle, sondern ein Wanderprediger, der bald in Frankreich, bald im Ausland sich aufhält und überall predigt. Dieser Geistliche nun hat vor einiger Zeit einen Vortrag über den socialen Associationsgeist gehalten. Ich habe der Predigt keineswegs beigewohnt, ich weiß nicht einmal, wo sie gehalten worden; ich finde sie aber in einem Blatte abgedruckt, das mir zufällig in die Hände gerathen ist, und mir eben so unbekannt war als Lacordaire's Predigt. Diese Monatsschrift heißt: »la Concorde,« oder vielmehr »Bulletin mensuel de la Concorde,« und wird von einem Verein für Lebensversicherung, herausgegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Florenz, December.

(Schluß.)

Niccolini's Filippo Strozzi. — Ranalli's Kunstgeschichte.

Sehr schwach ist der folgende Auftritt mit dem kaiserlichen Gesandten. Cosmo spricht seine Wünsche in Bezug auf Karls Tochter aus, indem er auf Strozzi die Mitschuld am Mord des Herzogs Alexander zu wälzen sucht; Sifonte weist jede Forderung ab, und es wird Cosmo klar, daß er zu Strozzi's Vernichtung der kaiserlichen Hand bedarf. Draußen haben die entsetzlichen Hinrichtungen begonnen, mit denen der Herzog seinen Regierungsantritt für alle Zeiten befleckt; wehklagend dringt Maria in den Saal, Cosmo ist unerbittlich. — Ganz losgerissen von den vorhergegangenen ist der fünfte Akt; kaum ein Contour, eine schwache Skizze. Vitelli, der seinen Gefangenen gesichert glaubt, wird von della Lune abgelöst. Gondi hat auf der Folter gegen Filippo ausgesagt, er verfällt dadurch der Anklage der Cancelleria, und wird in die Folterkammer geführt. Ein paar unnütze Monologe della Lune's füllen die nöthigen Pausen, und der Rückkehrende findet ein Schwert, durch welches er endet! Cosmo's kurze Rede und Gondi's Verzweiflung lassen den Zuschauer kalt. — Leider liegt diesem Abreißen des Fadens, welcher so meisterhaft den mittlern Theil der Darstellung an einander reiht, eine sehr trübe Ursache zu Grunde; Niccolini ist erkrankt, er leidet an einer Art Schwäche und Melancholie, welche seine Freunde besorgt macht; seit ein paar Monaten hat man ihn auf's Land gebracht und hofft dort für ihn Genesung. Die einzelnen Schönheiten seiner blühenden Sprache überwiegen in dieser Tragödie Alles, was ich in dieser Weise von ihm kenne, und das ganze große Zeitbild ist von den zartesten Gefühlen gemildert und verklärt.

In ganz anderer Weise macht ein kaum erschienenes neues Werk Aufsehen in Florenz, ein Buch, an welchem der Verfasser viele Jahre gesammelt und gearbeitet hat, ehe er es dem Publikum zu bieten gewagt; es ist eine neue Kunstgeschichte, und die Toscaner sind unerbittliche Richter in diesem Fach. Das Buch heißt: »Storia delle belle Arti in Italia da Ferdinando Ranalli. Vol. unico. Societa Editrice Fiorentina.« Es behandelt nicht, wie die meisten unserer Handbücher, die Kunstepochen verschiedener Länder, sondern nach einem flüchtigen Rückblick auf egyptische Kunst und auf Griechenland, sogleich die christlichen frühesten Jahrhunderte, wobei dem Autor die Kenntniß der Katacomben in Neapel und Rom besonders förderlich war, und dann ausschließlich italienische Kunst.

Von allen mir neuerdings bekannt gewordenen Kunstgeschichten weicht diese dadurch ab, daß sie einen politisch-historischen Faden durch alle Phasen der Kunstanschauungen, neben deren eigentlichen kritischen Auffassung, hindurch laufen läßt; die innern Kulturverhältnisse Italiens, seine Literatur und seine religiösen Bildungsstufen sind fortwährend im Auge behalten, und mit bewundernswerther Zurückhaltung ist dennoch nur das wirklich Einflußreiche erwähnt. Diese Oekonomie des Werks ist es, was ich am meisten darin bewundere, und vom Anbeginn der frühesten Kunstepochen ist diese besonnene Mäßigung beibehalten. Die Einwirkung der Staatsverhältnisse auf Architektur und Skulptur ist vortrefflich entwickelt, ebenso die Abhängigkeit der Malerei in Bezug auf die Kirche; man findet die Eintheilung des Buchs so ganz natürlich, daß man das Ungewohnte darin nicht als solches beachtet. — Die Geschichte der drei Geschwisterkünste zieht sich über die ganze Länderbreite hin, die verschiedenen Schulen in ihren kleineren Verzweigungen sind faßlich und bequem gesondert. Die Lombardei, Venedig, Bologna, die Umbrischen Schulen, Genua, Neapel, Sicilien kennt der Verfasser genau, besonders hat er Neapel mit Vorliebe studirt; mit unsern deutschen Meistern gibt er sich nur in unvermeidlichen Fällen ab. Vielleicht könnte man ihm den Vorwurf machen, daß er das Technische in der Malerei zu wenig beachtet. — Die Geschichte der Miniaturmalerei ist auch hier wie in allen uns bekannten Schriften über Kunst der schwächste Theil. — Alles zusammengefaßt gibt dieß Werk allerdings nur ein besonnen und tüchtig gearbeitetes Compendium des schon Bekannten; allein wer kann alle einzelnen Werke der Art besitzen? Die Compilation bleibt immer dankenswerth, besonders wo sie von so warmer Empfindung geleitet wird. Die jedem Kapitel vorangehenden Uebersichten sind sehr bequem; das Werk ist schön gedruckt, kann bei einer Kunstreise in Italien als Handbuch dienen und hat einen mäßigen Preis.

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 4. Mittwoch den 5. Januar 1848.

Be she as foul as was Florentius' love,
She moves me not, or not removes, at least,
Affection's edge in me.

Shakespeare.

— Desine matrem
Tempestiva sequi viro.

Horat:

Des Leueneggers Töchterlein.

(Fortsetzung.)

Guidobald, obwohl ein harter Soldat und Sohn einer rauhen Zeit, war nicht der Mann, von solcher Ansprache ungerührt zu bleiben. Der selige Peter war ihm urplötzlich so lieb, als wären sie zeitlebens Bruderherz und Herzbruder gewesen. „Ohnehin heg' ich im Sinn," sagte er, „wieder in den Krieg zu ziehen, sobald ich mein Kind versorgt weiß. Mir käme die Heirath darum ganz gelegen. Doch wohlverstanden, wenn etwas daraus werden soll, muß Bertje einverstanden seyn." — „Versteht sich," sprach die Gräfin und dachte dabei in ihrem Sinn: „Eine junge Dirne in ländlicher Abgeschiedenheit, ein hübscher junger Herr, vornehm, reich, wohlerzogen, und dazu eine Frau von reifen Jahren, bereit, die Beiden zusammenzubringen: ich denke, die Sache wird so gut wie geschehen seyn, und wenn sie auch alle Beide sich sträubten." Bernhard dachte übrigens an nichts weniger als an's Sträuben. Das Erbe von Leuenegg war ihm lieb, die edle Jungfrau war ihm recht. „Wenn meine Zukünftige nur recht viel hat," dachte er, „so halt' ich's nicht für gefehlt, daß sie mit leiblichen Reizen ausgestattet ist. Mir ist kein Glück zu groß." — Sonst hätte der gute Lapp, seines habsüchtigen Vaters ächter Sohn, wohl ohne Umstände ein verwachsenes Fräulein oder eine abgehärmte Wittwe heimgeführt um des Reichthums willen. Es gibt solcher Käuze noch bis zum heutigen Tag, und schwerlich wird die Art aussterben, obschon manchmal einer, zur Strafe für sich, zum abschreckenden Beispiel für andere, das ersehnte Ziel erreicht, wo er dann beim Drachen auf dem Hort liegen kann und mit banger Seele inmitten todter Schätze nach einem lebendigen Schatze seufzt; vergebens, weil der Drach', ein strenger Hüter, ihn mit eifersüchtigen Augen bewacht.

Sofort begann die Belagerung nach allen Regeln der Kunst, doch ohne sichtlichen Erfolg. Zuerst bemerkte Gisberta gar nichts von allen Bemühungen, die ihr galten; und als sie endlich nicht umhin konnte zu bemerken, was sich aufdrängte, so nahm sie's nicht allzu gnädig auf. Eines Abends saßen die Vier beisammen an der Feuerstätte; Guidobald und Dorothea zunächst der Flamme, Bernhard noch näher bei dem Fräulein, dessen fleißige Finger den Flachs zu feinem Faden drehten. Die Geschwister sprachen von vergangenen Zeiten und ließen ihre Kinder gewähren, scheinbar ohne ihr Thun und Lassen zu beachten. Des Jünglings Blicke hafteten mit flehendem Ausdruck an Zügen und Bewegungen der Jungfrau. Ein Bild von Marbelstein hätte sich kaum weniger um zärtliche Blicke und wehmüthige Seufzer bekümmern können, als Gisberta es that. Doch wenn die Liebeswerbung ihres Herzens Ruhe nicht trübte, ihre Geduld wenigstens sollte dadurch aus dem Gleichgewicht kommen. — „Jezt aber ist's genug," sagte mit einemmal des Leueneggers spröde Tochter; „doch nein, genug ist's schon lang, aber es wird zuviel. Ich habe dem Herrn Grafen lang verheißen, daß ich's seiner Mutter und meinem Vater sagen wollte." — Wie mit kaltem Wasser übergossen saß Bernhard da, während Guidobald und Dorothea theilnehmend nach des Zürnens Ursach fragten.

„Es ist nicht mehr auszuhalten," eiferte Gisberta; „der junge Herr läuft mir überall nach wie ein Hündlein, macht ein paar Augen an mich hin wie ein gestochenes Rind, hascht nach meinen Händen wie die Katz' nach dem Schurzbändel, und trampelt bei jeder Gelegenheit auf meinen Füßen herum. Fragt' ihn selber, und er läugne, wenn er kann." — Die Alten lachten, worüber die Kleine sich noch mehr erboste. — „Wie?" fragte sie entrüstet, „die mich schirmen sollten, spotten meines Aergers?" — „Der Vetter meint's nicht so bös," beschwichtigte Guidobald; die Gräfin fügte hinzu: „Im Gegentheil, er meint es gut. Er hat dich lieb." — Lieb?" fragte Gisberta mit ungläubigem Ausdruck; „das ist mir eine saubere Liebe, die mit Händen drückt und mit Füßen tritt. Wenn der Junker mich lieb hat, kann er's ja mit dem Mund sagen, obschon auch das vom Ueberfluß wäre, denn ich weiß es ohnehin." — Bernhards trübselige Züge verklärten sich in Hoffnungsschimmer. „Du weißt es, holder Engel?" rief er aus, „und erwiederst du auch meine Liebe?"

Gleichmüthig versezte die Jungfrau: „Was schreit denn der Herr so? Als Geschwisterkinder müssen wir uns lieb haben. Die Hand zurück! Aber bei aller Wohlgeneigtheit werd' ich ihm doch noch gram werden, wenn er nicht aufhört mich zu peinigen. Und weil wir denn einmal davon reden, so will ich die Frau Gräfin gebeten haben, ein Einsehen zu thun." Mit Mühe seinen Ernst behauptend, verglich der Leuenegger in Gedanken das Mägdlein mit einem Wildfang auf grünem Waideplan. Die Gräfin aber versezte: „Ich sage ebenfalls, da wir einmal davon reden, so wollen wir uns gleich reinen Wein einschenken. Ich wende mich zu euch, werther Bruder und liebes Kind, und muß schon dieses blöden Knaben Dolmetsch seyn." — Kopfschüttelnd bemerkte der Leuenegger, für einen wohlgewachsenen Jungen sey es eigentlich eine Schmach, bei einer Jungfrau nicht selber sein Wort anzubringen. Den Seitenhieb geflissentlich überhörend, trug Dorothea ihre Werbung vor. „Es ist deine Bestimmung," sprach sie schließlich zu Gisberta, „dereinst einem Mann anzuhören."

„So?" fragte die Kleine entgegen, und die Sache wollte ihr durchaus nicht einleuchten. Sie habe am Vater Mannes genug, meinte sie in ihrer Unschuld; der sey stärker und schöner als der junge Graf, ein verwegener Reiter, ein kecker Jäger, überhaupt ihr viel lieber als der geschniegelte Glunkhart. — „Reiten und fechten kann der Bernhard auch," antwortete die Gräfin, „und morgenden Tages wird er, dir zu gefallen, dem Waidwerk nachziehen. Er versteht den Eber anzunehmen und den Hirsch zu fangen, verlass' dich drauf. Was du sonst geredet, sey deiner unerfahrenen Jugend verziehen. Doch wisse, was du vom Vater gesagt, ist schwere Sünde, denn geschrieben steht in der heiligen Schrift: sie wird Vater und Mutter verlassen, um dem Mann anzuhangen. Hast du's etwa nicht selber gelesen?"

Gesenkten Blickes gestand Gisberta zu, daß sie des Spruches im Augenblick nicht eingedenk gewesen. — „So behalt' ihn fortan gegenwärtig," mahnte Dorothea und fuhr dann fort, wo sie's zuvor gelassen, während Bernhard Gisbertas Hand ergriff, die sie ihm für dießmal nicht allsogleich entzog. Der Anlauf war stark und gewaltig, so daß Mutter und Sohn sich schon des augenblicklichen Sieges für versichert hielten. Doch so geschwind sollte ihnen der Erfolg nicht blühen. Gisberta brach urplötzlich in Thränen aus und floh zu ihrer Kammer, ungehindert, weil der Hausherr mit unabweisbarem Ernst gebot, von ihr abzulassen. — „Laßt das Kind in Frieden," sagte Guidobald, „ihr habt es für heute genug gepeinigt." — Die Gräfin meinte dagegen: „Du thust unrecht, uns zu hindern; das Eisen gehört geschmiedet, so lang es warm ist." — „Morgen ist auch ein Tag," beschied der Leuenegger kurzab. — „Morgen muß ich ja nach Arnheim fahren," bemerkte sie. — „Also übermorgen," sprach der Eigensinnige und fügte hinzu: „die Sache wird ja nicht solche Eile haben."

(Fortsetzung folgt.)

Die neueste Tracht in ihrer historischen Entwicklung.

(Fortsetzung.)

Vor dem Jahre 1810 sehen wir daher auch den Leibrock nirgends als ein Modestück auftreten. Zuerst mußte sich sein Vater, der Ueberwurf, das verlorene Bürgerrecht wieder erwerben, bevor es dem Sohne gelang, in der feinen Gesellschaft wenigstens geduldet zu werden. Erst um die angegebene Zeit, in den Jahren 1810 und 1812 erscheinen Ueberwurf (Redingote) und Leibrock als Eleganzstücke in der feinen Welt, aber nur im Reitanzuge und in der sogenannten Negligé- oder Morgenkleidung. Der Frack bleibt nach wie vor herrschende Tracht.

Die Zeit der deutschen Freiheitskriege rückte heran. Deutschland hatte am meisten von dem Joche des Welteroberers gelitten, es war überdieß, was seine Entwicklung als Staatenganzes und sein übriges politisches Leben betrifft, weit hinter den meisten übrigen europäischen Staaten zurückgeblieben. Kein Volk eignete sich ferner so sehr zum Träger jener weichen, schwärmerischen, romantischen Stimmung, welche, ein

Nachhall aus dem verflossenen Jahrhundert, genährt durch die erwachenden Studien des Mittelalters, durch Ritterschauspiele u. dgl. in Europa zu herrschen begann. So sehen wir denn in Deutschland am bezeichnendsten den zweiten Akt jenes Schaustücks sich abspielen, das mit der Revolution begann und dessen Titel heißt: das Ringen des gefangenen und befangenen Volksgeistes nach innerer und äußerer Freiheit. Dieselbe Erscheinung, welche wir während der Revolution beobachtet, kehrt hier wieder. Es herrscht allgemein unbedingter Glauben an die endliche Erfüllung der heißen, langgehegten Wünsche. Voll hoher Begeisterung stürmt das deutsche Volk im Bunde mit seinen Fürsten von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg. Die Tagesliteratur wimmelt von Vorschlägen, welche sich auf die vollständige Wiedergeburt des deutschen Reichs beziehen. Am Ende, als der Kampf zwischen den alten Monarchien und dem modernen Autokraten entschieden war, blieb die Sache ungefähr beim Alten, und gerade wie das französische Volk nach der Revolution, so fiel auch das deutsche, trotz jener allgemeinen, von den Fürsten begünstigten Nationalbegeisterung, wieder der alten Willkühr anheim.

Wie in der französischen Revolution, so bildet auch während dieser Erhebung die Tracht keinen der unwichtigsten Bestandtheile der Erscheinungen des wieder aufflackernden Volkslebens. Sie wird bei jenen Reformvorschlägen ganz besonders berücksichtigt, und wir erkennen in diesen Bestrebungen ganz dieselbe Befangenheit, wie in jenen, welche sich auf das übrige politische Leben beziehen. Wie der seit der Revolution erwachende Haß der Deutschen gegen die bestehenden elenden Zustände ihres Vaterlandes, welche in den Kriegen mit Frankreich Deutschland allenthalben mit Schande bedeckten, nun ganz auf Frankreich concentrirt und ausgeschüttet wird, so sieht der Deutschthümler im Frack und in der ganzen herrschenden Tracht nur ein Ueberbleibsel französischer Sitte. „Es gibt,“ heißt es in einer Aufforderung an die Deutschen, sich eine Nationaltracht zu geben, „unter allen Kleidertrachten keine häßlichere, lächerlichere und unanständigere, als die, welche man die französische nennt und welche auch wirklich vor diesem aus Frankreich zu uns gekommen ist.“ — „Frack und Chemise haben unser deutsches Gemüth nicht umgeändert, aber unser Gemüth schaffe die Tracht um.“ Als ein rein deutsches, oder vielmehr teutsches Trachtenstück erschien dagegen den Deutschthümlern der einfache militärische, geschlossene Rock, welcher, ein militärisches Ordonnanzstück, von der preußischen, bayrischen, badischen x. Landwehr, von der Lützowschen Freischaar, den Braunschweigschen Truppen, den Weimarschen Freiwilligen u. a. getragen wurde. Sie hießen ihn den altdeutschen Rock, obwohl er nichts anderes war als eine militärisch zugestutzte prosaische deutsche Umschreibung des in der englischen und französischen Civiltracht so gut wie in der deutschen gebräuchlichen Leibrocks.

Mit diesem Vorurtheil hängt nun auch hier wieder, wie während der französischen Revolution, der Glaube zusammen, die Tracht lasse sich machen und das Gemachte könne für alle Folgezeit als ein Unabänderliches festgestellt werden. „Die Nationaltracht darf schlechterdings für keinen Gegenstand der Mode angesehen werden,“ heißt es in zwei weiter unten noch näher zu besprechenden Aufsätzen aus den Jahren 1814 und 1815. „Man muß bei Einführung derselben die wiederherzustellende Reinigkeit deutscher Sitten berücksichtigen. — Wechselt tausendfach in den Zierrathen, nie aber in Schnitt und Form des Kleides!“

Hören wir nun, wie die deutsche Nationaltracht aussehen soll. Wir werden bei dieser Gelegenheit auch eine nähere Beschreibung des altdeutschen Rocks erhalten. „Dieses Ding, — der Frack — mit vielen unnöthigen Knöpfen und einem Vogelschwanz, der oft kaum die Hintertheile bedeckt und die Vordertheile auf eine unanständige Weise blos läßt, werde verbannt und statt dessen ein kurzer Ueberrock eingeführt, vorn übereinandergeschlagen, mit ein paar Knöpfen oder mit einem Gürtel zusammenbefestigt, hinten ohne Knöpfe und geschlossen, oben ein stehender, höherer oder niedrigerer, geschlossener oder offener Kragen, die Taschen unter den Hüften nach hinten zu angebracht, die Aermel völlig und am Handgelenk ohne Umschlag. Ein solcher Rock ist, wie Kenner des deutschen Alterthums wissen, unserm Vaterlande nicht fremd, ist schön, anständig, bequem, würdig und edel, und erlaubt die gefälligsten Verzierungen. Man kann übrigens kurze oder lange Beinkleider darunter tragen, deßgleichen Stiefeln oder Schuhe, deren erstere aus keiner Gesellschaft ausgeschlossen seyn sollten, weil man nicht sieht, was an reinlichen Stiefeln (die ja auch aus farbigem Leder gemacht werden können) Unhöfliches seyn sollte, die Schuhe aber müßten mit Schleifen gebunden seyn, dürften auch Rosen, aber ja keine Schnallen haben. Es gehört ferner zu dieser Tracht rundes Haar und kein dreieckiger, auch kein Klapphut, welches Ungeheuer des Geschmacks sind, sondern ein sogenannter spanischer und zwar niedriger Hut mit einer Krempe, oder eine niedrige Mütze, welche mancherlei gefällige Formen annehmen kann. Im Winter wirft man einen Mantel oder Mantelkragen darüber. — Soll ein Degen getragen werden, so muß dieses kein französischer Galanteriedegen seyn, sondern ein leichtes Schwert, dessen Griff an der Hüfte sitzt und das über den Rock gegürtet wird.“

Ganz besonders schwärmten gefühlvolle Damen für die Verwirklichung einer deutschen Nationaltracht. Wo konnte auch die romantische Stimmung jener Zeit, jene Schwärmereien von Ritterlichkeit und altdeutscher Männlichkeit einen fruchtbareren Boden finden als in den Herzen deutscher Frauen? Es liegen zwei große Abhandlungen von solchen Damen aus den Jahren 1814 und 1815 vor uns, welche diesen Gegenstand behandeln. Es sey uns vergönnt, Einiges daraus hervorzuheben, was uns die damals allgemein herrschende Stimmung und die Vorurtheile, von welchen man in Bezug auf die Tracht befangen war, noch näher bezeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Lacordaire über Association. — Der Wintergarten.

Dieser Lebensversicherungsverein benüzt die Predigt oder Rede des Dominikaners Lacordaire, um zu beweisen, wie nützlich und zweckmäßig die Versicherungsanstalten seyen. Der Prediger hat nämlich folgende merkwürdigen Worte von der Kanzel herabgeworfen: „Gottlob! die staatswirthschaftliche Frage ist jezt entschieden. Man gibt zu, daß die Association das einzige große ökonomische Mittel ist, das es in der Welt gibt, und daß, wenn ihr die Menschen nicht zur Arbeit, Ersparniß und gegenseitigen Hülfe associirt, der größte Theil derselben unfehlbar einer einsichtigen und mit Mitteln besser versehenen Minorität unterliegen muß. Zwar übernehme ich es nicht, alle und jede Associationsplane, welche sich an's Tageslicht drängen, zu loben, nur den Willen lobe ich, der dadurch seine Achtung vor den wahren Bedürfnissen der Menschheit bezeugt. Vergessen Sie es nicht, meine Herren! so lange wir einzeln dastehen, haben wir nichts als Bestechung, Sklaverei und Elend zu hoffen: Bestechung, weil wir nur uns selbst gegen uns selbst zu verantworten haben, und nicht von einer Körperschaft getragen werden, welche uns Achtung gegen dieselbe und gegen uns einflößt; Sklaverei, weil man, allein stehend, unvermögend ist sich gegen irgend etwas zu vertheidigen; und endlich Elend, weil die meisten Menschen unter allzu ungünstigen Umständen geboren werden, als daß sie ihr Daseyn bis zum Ende gegen alle innerlichen und äußerlichen Feinde sichern könnten, wenn sie nicht von der Gemeinschaft der Hülfsmittel gegen die Gemeinschaft der Uebel unterstüzt werden. Die freiwillige Association, wo jeder frei eintritt und austritt, unter Bedingungen, welche die Erfahrung vorschreibt, ist das einzige wirksame Mittel gegen die drei Plagen der Menschheit, Elend, Knechtschaft und Bestechung. Die Kirche hat es laut verkündigt; sie hat unter ihren ersten Jüngern die freiwillige Güter- und Lebensgemeinschaft gestiftet; sie hat die Gleißnerei, welche versuchte die Gesetze dieser Gemeinschaft zu verderben, niedergeschlagen, und seitdem hat sie im Laufe der Zeitalter nicht aufgehört, die Gläubigen zur Association unter allen Gestalten und für alle Gegenstände aufzumuntern. Ihre beständige Regel ist gewesen, zu vereinigen, um zu heiligen und zu beschützen, wie die beständige Regel der Welt ist, zu trennen, um zu regieren. Aus allen diesen Rücksichten ist die freiwillige Güter- und Lebensgemeinschaft eine philanthropische Anstalt, das heißt eine Freundin der Menschen, aber die Geschichte ihrer Wohlthaten ist noch nicht geschlossen." Der Direktor des Concordevereins, Baron von Wolbeck, welcher diese Stelle aus der Predigt des Dominikaners einrückt, bittet die Leser seines Bulletin mensuel, dieselbe wohl zu beherzigen, und sich darnach zu überzeugen, wie nüzlich, wie nothwendig Lebensversicherungsanstalten seyen.

Eine neue oder vielmehr erneuerte Unternehmung ist der so eben wieder eröffnete Wintergarten in den Champs Elysées. Man denke sich Gewächshäuser im großartigsten Style, welche neben Massen fremder Gewächse hinlänglichen Raum für Spaziergänger bieten, und da sie beständig geheizt werden, im Winter ein angenehmer Aufenthaltsort sind. Man will in diesen Galerien eine Menge Vögel frei fliegen lassen, um den Sommer mitten im Winter desto treuer nachzuahmen; man soll sogar an Papageien gedacht haben, an tropische Vögel unter tropischen Gewächsen, aber man fürchtet, die Papageien möchten unter dem künstlichen tropischen Himmel sich allerlei Freiheiten erlauben, und Gewächse und Blumen, welche hier mit großen Kosten gepflegt werden, übel zurichten. Die Gewächse und Blumen dienen nämlich nach dem Plane der Unternehmer nicht allein zur Augenweide der Abonnenten, sondern werden zu Festen vermiethet und verkauft. Reiche Familien, welche große Soirées geben, können hier den ganzen Vorrath von Stauden miethen, welcher erforderlich ist, um das Festlokal auszuschmücken, und ebenso alle die Blumensträuße bekommen, welche die Pariser Galanterie bei solchen Gelegenheiten den Damen überreicht. Auch will man diese Gewächshäuser selbst zu großen Festen benützen. Gesandte und andere Personen, welche viele Menschen einzuladen haben, und denen es in ihren Hotels an Raum dazu mangelt, finden hier ein vortreffliches Lokal, und vielleicht wird auch manches große Bankett, besonders politischer Färbung, künftig in den Treibhäusern gehalten. Es ist auch ein Lesekabinet und eine Restauration mit der Anstalt verbunden; dergleichen Reizmittel sind auch nöthig, weil die Anstalt ziemlich weit vom Mittelpunkt der Stadt entfernt liegt. Es werden auch Aktien ausgeboten für alle, die zugleich unter tropischen Gewächsen lustwandeln und Geld gewinnen wollen, oder auch für solche, welche keine Zeit zum Lustwandeln haben, wohl aber zum Einstreichen eines guten Gewinns; denn daß die Unternehmung guten Fortgang haben wird, daran zweifeln natürlich die Unternehmer keineswegs, und versichern es in ihren Ankündigungen. Die sonst so gefährliche Concurrenz wird ihnen schwerlich Abbruch thun, denn zur Errichtung einer Anstalt der Art gehören ungeheure Capitalien und ein Raum, wie man ihn in Paris nur noch in den Champs Elysées und in einigen von der eleganten Welt nie besuchten Vorstädten findet. An Einem Wintergarten hat auch Paris, ich meine das üppige, bezahlende Publikum auch vollkommen genug.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 5. Donnerstag den 6. Januar 1848.

A monster, a very monster in apparel!
Shakespeare.

Die neueste Tracht in ihrer historischen Entwicklung.

(Fortsetzung.)

Der eine dieser Aufsätze gibt ebenfalls eine Beschreibung einer männlichen Nationaltracht, wie die eben angeführte Aufforderung, nur mit dem Unterschiede, daß er keine pia desideria enthält, sondern an der damaligen bayrischen Landwehruniform anknüpft, welche der patriotischen Verfasserin von allen herrschenden Kleiderformen zur Einführung als Nationaltracht am wünschenswerthesten erscheint.

„Das Hauptstück derselben, der kurz über den Knieen abgeschnittene Rock gleicht einem Waffenrocke aus den Ritterzeiten. Obgleich er in nichts auffallend von der bisher üblichen Männerkleidung abweicht, erkennt man doch mit dem ersten Blicke, daß er bequemer, geschmackvoller ist, als der Ueberrock (von dem Frack, der geschmacklosesten Erfindung, kann hier gar nicht die Rede seyn). — Die langen Pantalons mit den von der Grundfarbe abstechenden Rändern sind bequemer und anständiger als die knapp anliegenden Hosen. Der Hut mit den Schwungfedern erhöht das romantisch-ritterliche Ansehen eines solchen Mannes und wird nicht wenig dazu beitragen, durch seine Stattlichkeit auch den Damen diese Tracht angenehm zu machen.“ — „Kaum erschien Se. königl. Hoheit der Kronprinz,“ heißt es ferner recht bezeichnend in diesem Aufsatze, „in dieser höchst geschmackvollen Kleidung, so fand man so viel Vorzügliches an ihr, daß nicht nur die Vornehmen, sondern auch bereits die Bürger der Residenzstadt und endlich auch der Provinzialstädte sie unaufgefordert annahmen.“

Wenn es vergönnt gewesen wäre, den Leserinnen dieser Blätter in Gegenwärtigem eine bildliche Darstellung dieser „höchst geschmackvollen,“ „vorzüglichen“ Kleidung vor Augen zu bringen, so bin ich fest überzeugt, sie würden sich entweder über den Geschmack der damaligen Damen entsezt haben oder in ein unverwüstliches Lachen über das „romantisch-ritterliche“ Idol jener Patriotinnen ausgebrochen seyn. Man denke sich einen simpeln, prosaischen hellblauen Soldatenrock, zugeschnitten und am Leibe herabhängend wie ein Sack, vom Hals bis an die Taille mit vierzehn Knöpfen versehen und geschlossen, an den Achseln so aufgebauscht, daß die Arme wie mechanisch angeklebte, nicht wie lebendige, mit dem Körper organisch zusammenhängende Glieder erscheinen, einen vorne offen stehenden Kragen, der bis über die Ohren hinauf reicht und aus welchem der Kopf hervorsieht wie eine aufquellende Blüthenknospe aus ihrer Blätterumhüllung, militärische Achselllappen, eine Farbenzusammenstellung von der schwächlichsten, leblosesten Art, ein mattes Hellblau und Weiß, und als Spitze der Abgeschmacktheit auf dem gewöhnlichen runden, steifen, schwarzen Civilhut drei große wallende Straußfedern, die mittlere weiß, die beiden andern hellblau, so hat man das leibhafte Conterfei dieses „romantisch-ritterlichen“ Costüms, für welches die damalige Damenwelt so sehr eingenommen war, daß sie die Farben derselben zu Lieblingsfarben erwählten und „auf ihren Hüten recht zierlich ihre Federn so zu stecken wußten, daß sie den Büschen auf den Hüten der Männer entsprachen.“

Und doch haben wir uns noch lange nicht so weit aus den Abgeschmacktheiten, die unsere Tracht

mit der einer jeden Uebergangsperiode gemein hat, herausgearbeitet, daß man glauben dürfte, die Leserinnen der Modejournale vom Jahre 1880 werden sich nicht eben so, ja noch mehr ergötzen beim Anblick unseres preußischen Waffenrocks in der Zusammenstellung mit einem albernen, mißgestalteten Lederhut und der weiten, aber straff angespannten Hose, oder über die Koppelung unseres heutigen prosaischen Civilrocks mit dem noch sehr philiströs aussehenden grauen breitrandigen Filzhute, den unsere Büchsenschützen und Jagdliebhaber mit Federn u. dgl. schmücken.

Unsern Leserinnen zum Trost sey es indessen gesagt, daß die Nachwelt wenigstens keine solche Verirrungen an ihnen zu belächeln haben wird, wie wir an den sehr sentimentalen und patriotischen Damen der Jahre 1814, 1815 und 1816. Was würde z.B. unsere fashionable Damenwelt dazu sagen, wenn es einer ihrer Genossinnen einfiele, mit einem Vorschlage wie der nachfolgende in einem öffentlichen Blatte aufzutreten? „Den Frauen sey überlassen, auch für die deutschen Männer eine passendere Kleidung zu erfinden, als ihre heutige erbärmliche und geschmacklose Tracht. Sie, und zwar besonders diejenigen, welche bisher für nachahmungswerthe Muster gehalten wurden, bilden ein Kleidergericht, und vielleicht halten es die Fürstinnen Deutschlands nicht unter ihrer Würde, ihm als Präsidentinnen vorzustehen. Diese erhabenen Schiedsrichterinnen verständigen sich vielleicht unter einander, so daß den Frauen aller Länder deutscher Zunge ein Kleiderschnitt gegeben wird, und eben so den Männern, wodurch sie dann auch äußerlich zu einem Vaterlande sich bekennen und dem Kleide Ehre zu machen suchen, welches sie tragen." Sehr zu bezweifeln steht es ferner, ob es der heutigen Frauenwelt beim Lesen einer Stelle wie die nachfolgende so thränenweich zu Muthe seyn würde, wie es den damaligen Damen ohne Zweifel war, als sie den Schluß jenes oben berührten Vorschlags zu einer deutschen Nationaltracht lasen. „Und wie sehr viel würde das Glück der Ehen — leider beinahe nur noch ein leeres Wort — dabei gewinnen! Wahrlich, mancher Mann wird es dem Dank wissen, der eine so wohlthätige Einrichtung zuerst in Vorschlag brachte, wenn er seine auf Irrwegen wandelnde Gattin nun vor den Spiegel führen und ihr sagen kann: Sieh, dieß jungfräuliche Gewand trägst du und hütest so schlecht deine Treue! bekennst im Aeußern, eine edle Deutsche zu seyn, und bist es im Innern nicht! Und beschämt wird sich das Weib zu ihm wenden und am Busen des freundlichen Warners Thränen, schöne Thränen der Reue weinen!"

(Fortsetzung folgt.)

Des Leuneggers Töchterlein.

(Fortsetzung.)

Gisberta brachte eine unruhige Nacht zu. Zum erstenmal in ihrem kurzen Leben dachte sie ernstlich daran, daß sie einst den Vater verlassen müsse, um dem Mann zu folgen, wie das göttliche Wort lautet. Es kam ihr vor, als würde sie's nicht gerne thun. Der „Mann" nämlich war für sie eben ihr Vetter von Steinberg-Ebermatt, und ihr unschuldiges Herz dachte nicht von weitem daran, daß es in Gottes Welt noch einen andern für sie geben könnte, einen, dem sie etwa willig anhangen würde. Die Nacht wurde ihr unendlich lang und kam ihr dennoch zu kurz vor, weil sie nicht anders meinte, als das Heirathen müsse mit dem hellen Morgen gleich seinen Anfang nehmen. So fiel ihr denn ein ganzer Berg vom Herzen, als sie inne wurde, daß die Gräfin mit der Kammerfrau und dem Schreiber vor Tag zur Stadt gefahren, Bernhard und der Leunegger auf die Jagd geritten waren. Ein gewonnener Tag ist viel für ein bedrängtes Herz!

Noch war's ziemlich früh. Die Jungfer streute just dem Federvieh aus der Schürze das Futter hin. Hahn und Hühner umringten sie, die Tauben sezten sich ihr auf Kopf, Schultern und Arme, der Sperlinge freches Volk drängte sich nach Schmarotzerweise nahe zu. So liebte es Gisberta und gab allen ihr wohlgemessen Theil, den Berechtigten wie den Bettlern, dießmal nur etwas schneller wie sonst, weil sie urplötzlich die Schürze fallen ließ, aus Schrecken über einen Reiter, der wie toll in den Hof sprengte, von zwei Knechten gefolgt. Sie hätte gerade nicht zu erschrecken brauchen. Der Fremdling sah zwar recht wie ein Kriegsmann aus, mit wehenden Federn auf dem Hut, mit flatternder Feldbinde und klirrendem Waffenschmuck, dabei aber war er ein schöner Ritter, frisch und freudig wie ein heller Morgen um Sommer-Johannis. Die hohe Stirn, von braunen Locken umwallt, die blitzenden Augen, ein langer Schnurrbart, der schlangenartig gewunden zu beiden Seiten in die Luft hinaus züngelte, die stattliche Jünglingsgestalt, breit von Schultern, schlank um die Mitte, die muntere Farbe des leichtgebräunten Angesichtes, alles paßte trefflich zusammen. Kein Kaiser hat jemals einen schönern Reiter auf dem Roß, kein Mädel einen bessern Schatz im Arm gehabt. Leicht wie ein Vogel schwang der Fremdling sich aus dem Sattel, trat auf die Jungfrau zu, bot ihr guten Morgen und fügte hinzu: „Das schöne Fräulein wird zweifelsohne Gisberta seyn, des Leuneggers Kind?" — „Woher weiß der Herr meinen Namen?" fragte sie voller Verwunderung, doch eben so voller Freund-

lichkeit; beim wohlbekannten Anblick eines kaiserlichen Reiters war ihr das Herz aufgegangen und sie hätte ihm um den Hals fallen mögen. Er zog den Handschuh ab und reichte ihr die Hand, die sie ohne Umstände nahm, worauf sie schier nimmer wußte, wie es kam, daß er sie in die Stube führte und sich zu ihr auf die Fensterbank sezte. Der Reitersmann that ganz heimlich und vertraut, als wär' er zu Leuenegg aufgewachsen, und Gisberta nahm das so hin, als müßt' es nur so seyn; sie dachte nicht einmal daran, nach dem Namen des Gastes zu fragen.

So verging den Beiden der Tag, sie wußten selber nicht wie. Gisberta vergaß wohl zum erstenmal die Pflichten der Haushaltung, und ihr Verdienst war es nicht, daß die Mittagstafel bestellt wurde, wie sich's ziemte. Aber das eben rechnete der Gast ihr zum Verdienst an, und da er sie überhaupt so leutselig gestimmt fand, fing er gegen Abend mit einemmal in der unbefangensten Weise vom Heirathen zu reden an. — „Das Fräulein gefällt mir," sagte er frischweg, „und wenn ich das Glück hätte, ihr nicht zuwider zu seyn, so würden wir kein übles Paar geben." Wie Gisberta diese Rede vernahm, wurde sie plötzlich bleich wie eine Lilie, und unter ihren gesenkten Wimpern drangen große Tropfen hervor, die langsam über die Wangen rollten.

Der Freiwerber erschrack heftig. — „Was ist dem Fräulein?" fragte er voll banger Sorge, „hätt' ich sie gekränkt? oder zürnt sie, weil ich nicht zuvor mit dem Herrn Vater sprach?" — Schluchzend antwortete das Kind: „Ich bin Ihm nicht bös, lieber Herr; ich weine ja nur, weil ich des Vaters gedenke." — „Er kann dich ja doch nicht ewig behalten," tröstete der Reiter, „und muß dich einem Manne lassen." — „Ich weiß wohl," nahm Gisberta wiederum das Wort, „und es hieß gestern, ich solle des Steinbergers werden. Dem Vater ist's so recht, und die gnädige Frau Base will's mit aller Gewalt haben." — „Gut denn, so sagen wir Ja und Amen dazu," rief der junge Mann und streckte beide Arme aus. Nun verstand Gisberta freilich nicht, wie das gemeint seyn sollte, und die Rede kam ihr sogar widersinnig vor; dabei aber hatte sich in ihrer Seele ein so unbedingtes Vertrauen zu dem Fremdling festgesezt, daß sie, bemeistert von der Liebe Allgewalt, ihm an die Brust sank.

So fanden eintretend Guidobald und Bernhard das Paar. — „Der Vater!" rief Gisberta, Bernhard dagegen: „Mein Bruder!" worauf der Gast dem Bruder die Hand hinstreckte und zum Hausherrn gewendet sprach: „Gott zum Gruß, Vetter von Leuenegg. Mein seliger Vater, tröst' ihn Gott! hat mir anbefohlen, um Euer Kind zu freien. Da dacht' ich denn: mußt dir die Jungfer doch einmal betrachten! So that ich. Sie gefällt mir, ich mißfall' ihr nicht, und ich meine, Ihr solltet mir Eure Tochter zur Hausfrau geben."

Der Leuenegger wußte vielleicht zum erstenmal in seinem Leben nicht gleich, was er denken und sagen solle. Graf Heinrich gefiel ihm, der Erscheinung wie der freisamen Rede nach, aber mit dem Wohlgefallen kämpfte das Vorurtheil, welches Dörthe gegen ihren älteren Sohn in sein Herz gepflanzt. Statt Guidobalds nahm Bernhard das Wort. Bleich und zitternd vor Wuth rief er aus: „Mir hat der Vater die Braut bestimmt, mir des Leueneggers reiches Erbe. Hebe dich hinweg, du Räuber und Dieb, der mich um Geld und Gut zu bringen trachtet!" Worauf Heinrich: „Bist du rasend, Bruder? Um Geld und Gut ist mir's fürwahr nicht zu thun. Ich habe dessen mehr als ich bedarf. Willst du Geld und Schmuck? Da, nimm, nimm hin!" Bei diesen Worten zog er einen strotzenden Geldbeutel hervor, riß die schwere Goldkette vom Hals, streifte Ringe mit kostbaren Edelsteinen von den Fingern und reichte sie dem Bruder, der gierig darnach langte. Heinrich redete weiter: „Die holdselige Blume begehr' ich mein zu nennen, sonst nichts. Das Uebrige nehme hin, wer mag."

Der Leuenegger fiel in die Rede: „Wer darf, mein Junge. Verstanden? Noch leb' ich, noch bin ich meiner fünf Sinne Meister, und habe genug vernommen. Komm her, Bertje, und sprich frei vom Herzen weg: gefällt dir der gegenwärtige Heinrich von Steinberg-Waldheim? Oder möchtest du lieber den andern dort zum Hochzeiter? oder keinen von Beiden? Du hast Macht zu wählen und zu verwerfen nach freiem Wohlgefallen." Heinrich blickte ruhig lächelnd vor sich hin, Bernhard warf sich der Jungfrau zu Füßen; sie wandte ihm dem Rücken, reichte dem Krieger die rechte Hand und sprach mit fester Stimme: „Heinrich, dir leb' ich, Heinrich, dir sterb' ich!"

Dorothea machte große Augen, als sie zurückgekehrt die Vorfälle erfuhr. Ihre Einsprache kam zu spät. Sie brachte wohl allerhand vor und wollte, nach Weiberart, sich nicht zufrieden geben, doch was sie sprach, prallte vom Leuenegger ab, wie Hagelschauer vom Stahlpanzer. Sein unveränderlicher Bescheid lautete: „Mein Mädel will den Heiner, das ist einmal die Hauptsache. Dann ist er auch nicht so schlimm, wie du ihn schilderst. Sein Aussehen allein straft alle deine Beschuldigungen Lügen. Ein wackerer Haudegen ist er dazu; noch keine fünf-und-zwanzig Jahre alt, hat er's schon zum Oberstwachtmeister gebracht." — „Und du willst dein Kind einer wilden Kriegsgurgel lassen?" wandte die Gräfin ein; „bedenke, da heißt es: heut' roth, morgen todt."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Schluß.)

Stimmung. — Der Mortiersche Prozeß.

In diesem Winter, bisher einem der gelindesten, die man erlebt hat, sind zwei Drittel der Pariser Bevölkerung von kleinen Unpäßlichkeiten befallen worden, die man unter dem Namen Grippe zusammenfaßt. Dieß thut namentlich den Theatern großen Eintrag. Auch hat man sich noch nicht ganz von den Folgen der vorjährigen Theurung erholt, und dann stören auch die politischen Verhältnisse im Genuß der öffentlichen Vergnügungen. Es sieht gegenwärtig in Europa aus, als ob sich bald manches ganz anders gestalten wollte, als ob Dinge vorgehen sollten, deren Ende man nicht absieht, da man erst den Anfang davon kennt. Alles dieses macht die Leute, wenigstens die denkenden, ziemlich ernsthaft. Andern verursachen die Börsenangelegenheiten, besonders die Eisenbahnunternehmungen, die den Handel mit Staatspapieren fast vernichtet haben, große Sorge; sie gehen zur Börse und kommen so gedankenvoll nach Hause, daß ihnen nicht die gehörige Unbefangenheit übrig bleibt, um sich im Theater zu ergötzen. Und nun kommt die Kammersitzung dazu, welche die Aufmerksamkeit des Publikums sehr in Anspruch nehmen wird. — Nicht zu ihrem Vortheile hat in diesem Jahre die Pairskammer sich hervorgethan, und die meisten Skandale, womit die Tageblätter zu schaffen gehabt, sind von Pairs ausgegangen. Da kam zuerst der Bestechungsprozeß, in dem Cubières und Teste, zwei ehemalige Minister, verurtheilt wurden; dann die Vorbereitungen zum Kriminalprozesse wider den Herzog v. Choiseul-Praslin wegen des an seiner Frau verübten Mordes, einem Prozeß, der nur durch den Selbstmord des verruchten Pairs abgeschnitten wurde; und jezt der skandalöse Prozeß zwischen dem Grafen v. Mortier und seiner Frau, aus welchem erhellt, daß es in den vornehmen Häusern zuweilen so häßliche Leidenschaften und so argen Zwist gibt als in kleinen Haushaltungen. Graf Mortier wird einstweilen als verrückt in einer sogenannten maison de santé, das heißt in einer Privatirrenanstalt, festgehalten, bis eine vom Gericht ernannte ärztliche Commission entschieden hat, ob der Mann wirklich seinen Verstand verloren hat oder nicht. Dem Anscheine nach leidet er nicht an beständiger Geistesverwirrung; er hat nur dann und wann, besonders wenn sein Gemüth heftig aufgeregt wird, Anfälle von Wuth, welche in Tollheit übergehen, und in diesen Anfällen ist er ein sehr gefährlicher Mensch. Dergleichen hatte er schon während seiner Gesandtschaft in der Schweiz und zu Turin; schon damals hätte man ihn von den Staatsgeschäften sachte entfernen sollen; dieß geschah aber nicht. Man hat mich versichert, zu Turin habe der Minister der auswärtigen Angelegenheiten lieber mit dem Gesandtschaftssekretär als mit dem Gesandten, dessen tolle Ausbrüche er fürchtete, zu thun gehabt. Erst der fürchterliche Auftritt in Paris, wo er sich mit seinen Kindern einschloß und erst ihnen, dann sich selbst die Kehle abzuschneiden drohte, hat bewiesen, daß man einen so gefährlichen Mann unschädlich machen muß. Die ausführlichen Berichte der Tageblätter über den Prozeß zwischen ihm und seiner Frau zeigen, durch welche Mittel er sich zu rechtfertigen sucht, und in der That ist er ein sehr vernünftiger Mann, wenn ihn eben nichts aufreizt. Aber eine solche Aufreizung tritt manchmal ganz unversehens ein und könnte zu tragischen Auftritten führen. Das Klügste wird also wohl eine Trennung der Ehe seyn. Aus der unglücklichen Verbindung des Grafen und der Gräfin Mortier hat man aber wieder ersehen, daß es für manche Eltern keineswegs ein Glück ist, wenn sie ihre Töchter an angesehene Personen verheirathen, um ihnen einen hohen Rang oder einen großen Namen zu verschaffen. Dieß erhellte gleichfalls aus dem vor zwei Jahren verhandelten Kriminalprozeß wider den Prinz de Bergues, dem der Bankier Sellière leichtsinnigerweise seine Tochter zur Ehe gegeben hatte, um ihr den Prinzessintitel zu verschaffen. Seit der Prinz als ein Betrüger verurtheilt worden ist, hat wohl diese Familie begriffen, daß sie besser jede andere Verbindung eingegangen hätte. Ebenso mag die Cordiersche Familie sich durch die Verbindung mit dem Grafen Mortier, Neffen eines napoleonischen Reichsmarschalls und Gesandten, sehr geschmeichelt gefühlt haben; aber sicher hätte sie eine bessere, wenn auch nicht so glänzende Wahl treffen können. Cordier, der Vater, ist ein Mann, der sich durch glückliche Spekulationen bereichert, dabei aber seiner Tochter eine sehr sorgfältige Erziehung gegeben hat. Sie ist sogar eine Gelehrte, was die Engländer blue stocking nennen, und soll nur allzu geneigt seyn, ihre Gelehrsamkeit zu zeigen, so daß sie einmal zu Turin bei einem Gastmahle den Gesandtschaftssekretär wegen eines grammatikalischen Schnitzers zurechtwies. Die Frau Gesandtin soll daher auch nicht sehr beliebt gewesen seyn. Dieß entschuldigt aber natürlich keine Brutalität von Seiten des Mannes, und schwebt sie in Gefahr, ein Opfer des Jähzorns desselben zu werden, so wird sie wohl daran thun auf der Trennung zu bestehen. Dieser skandalöse Prozeß, in welchem fast nichts verschwiegen worden ist, sogar nicht die Verleumdungen, welche der Mann gegen seine Frau vorgebracht, waren natürlich mehrere Tage lang der Gegenstand des Gesprächs in den Gesellschaften. Aber der Zerstreuungen sind hier so viele, daß man bereits nicht mehr an die Geschichte denkt. Darin ist man indessen einig, daß das zu Ende gehende Jahr ein höchst skandalöses gewesen ist. Die Vaudevilledichter, welche am Schluß des Jahres immer die Thorheiten, die es gebracht, zu einem satirischen Bilde zusammenstellen, haben dießmal wenig lustigen Unsinn zu schildern und durchzuhecheln. An Verbrechen wird es ihnen leider nicht fehlen; nur ist damit für das Vaudeville wenig anzufangen. Sie energisch der Mit- und Nachwelt vorzuführen, wäre die Aufgabe eines Juvenal.

D g.

Beilage: Kunstblatt Nr. 1.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 6. Freitag den 7. Januar 1848.

Our wedding cheer turns to a burial feast,
Our bridal flowers serve for a buried corse,
And all things change them to the contrary.
Shakespeare.

Des Leueneggers Töchterlein.

(Schluß.)

„Wir stehen Alle in Gottes Hand," antwortete Guidobald; „ich habe vier-und-zwanzig Feldzüge mitgemacht und lebe noch. Zudem wird der Krieg vermuthlich nächstens ganz zu Ende seyn, und es ist fürwahr auch Zeit, denn der blutige Hader dauert bereits an die dreißig Jahre. Uebrigens muß ich dir noch gerade heraussagen, daß dein Junker Bernd ein schnöder Geizhals ist. Ihm ist es um das Erbe zu thun, nicht um Gisberta. Hättest du nur zugesehen, wie er Geld und Kleinode nahm, die ihm Heiners offene Hand zuwarf. Nicht anders schnappt ein halbverhungerter Hund nach dem Knochen. Der Waldheimer ist ein Cavalier und soll mein Eidam werden; der von Ebermatt gehe hin, schachere mit kurzen oder langen Waaren und heirathe eines Wechslers Tochter oder eines Häringkrämers Wittib."

Gift und Galle speiend fuhr Dorothea mit ihrem Lieblingssohn von dannen, doch nicht gar weit, nach Arnheim. Dort lebte eine Muhme des seligen Grafen Peter, hochbetagt und reich an Gut. Bernhard rechnete darauf, sie zu beerben, und es schien gerathen, in der Nähe zu bleiben. Alte Leute sind wunderlich und lassen sich oft von plötzlichen Anwandlungen leiten. — Während so das würdige Paar auf der Lauer lag, verlebten Heinrich und Gisberta ihres Lebens seligste Zeit. Für unverdorbene junge Gemüther blüht kein schönerer Lenz, als der Brautstand nach freieigener Wahl der ersten Liebe. Den Reiz der Sünde weiß erst das spätere Alter zu würdigen, wie den Werth des Gewürzes und die Vorzüge starken Weines.

Die zwei Brautleute gewannen einander mit jedem Tage lieber, wie wir's gemeiniglich nennen; eigentlich sollte es aber heißen: sie erkannten immer deutlicher, wie recht sie gethan, sich schon im ersten Augenblick eines dem andern zu eigen zu geben. Und eines Morgens stieg der Bräutigam zu Roß, um daheim zu besorgen, was zu besorgen war. Nach seiner Wiederkehr sollte die Hochzeit stattfinden, und es schien daher sehr überflüssig, ihm Eile zu empfehlen; dennoch unterließ es die Braut keineswegs. — „Komm ja geschwind zurück," schluchzte sie an seinem Hals, „oder bleibe lieber gleich zur Stelle!" — „Fürchtest du, daß er dir entreite?" scherzte der Vater. — „Ach," versetzte sie, „mir ist so bang, so bang ..." — „Wie einer Braut," ergänzte Guidobald. „Jetzt gebt euch noch einen herzhaften Kuß, einen kernhaften Druck, und dann voran! Je eher Heinrich geht, um so schneller kehrt er wieder." Ein Kuß, ein Druck, dann richtete der Bräutigam sich im Sattel auf und setzte beide Sporen ein; sein muthiges Roß hob sich zu gewaltigem Satz und brauste wie ein Sturmwind von dannen. Ihm nachblickend, seufzte Gisberta: „Mir ist so bang um ihn, als sollt' ich ihn nimmer wieder sehen!"

Sie hatte wohl recht mit ihrer trüben Ahnung, wenn schon in anderer Weise, als sie gemeint. Dem Reisenden widerfuhr kein Unheil. Wind und Wetter und schlechter Weg mochten ihm nichts anhaben, kein Räuber wagte sich an ihn, und bevor zwei Wochen vergangen, zog Heinrich wohlgemuth wieder durch den Leuenegger Wald. Der Tag war hell und heiter

wie sein Herz; der Tag blieb so, doch nicht die Augen, die kaum noch mit ihm gewetteifert in frohmüthigem Ausdruck.

In rasender Eile sprengte der Ankömmling durch das Hofthor, warf sich vom schäumenden Roß, stürmte in's Haus, ungeduldig die Liebste zu umfahen — die aber kam ihm nicht entgegen. Bleich und starr lag sie im weißen Gewand auf dem Schragen, statt der Myrthe die Todtenkrone im Haar. Neben der Todten stand von Schmerz gebeugt ein Vater mit zerschmettertem Herzen und geknickter Seele. Heinrich wollte sich auf die theure Leiche werfen. Riesenkräftig umfaßte ihn Guidobald, drückte ihn an die Brust und sprach: „Den Engel hat der Himmel zurückgerufen!“ — „Er rufe auch mich!“ grollte Heinrich, „im Schlachtgetümmel will ich meine Himmelfahrt halten!“ — „Ist nicht der Friede verkündet?“ entgegnete der Leuenegger, und fügte schmerzlich lächelnd hinzu: „um ein Jahr zu früh, und auf ein Jährlein mehr wär's doch wahrlich nicht angekommen; wir wären mit einander gezogen.“ — „So begrab' ich mich in des Klosters Einsamkeit,“ rief Heinrich. — „Du, der Lutheraner?“ fragte Guidobald vorwurfsvoll. Der andere biß die Zähne zusammen und stampfte mit dem Fuß. — „Sey ein Mann!“ mahnte Guidobald; „wir wollen hier in der Einsamkeit um die Verlorene trauern, du mein Sohn, ich dein väterlicher Freund.“

Heinrich schlug ein, und als ein frommes Menschenkind mit gesundem Herzen wußte er sich dem Rathschluß der Vorsehung zu unterwerfen. Doch sollte, bevor er sich ganz gefaßt, noch eine herbe Prüfung ihm nahen. Dorothea und Bernhard kamen mit heuchlerischer Theilnahme und lügenhaftem Trost. Die Mutter sprach: „Des Himmels Strafe ereilt dich, weil du gegen meinen Willen freien wolltest; doch vergeb' ich dir und will dir eine neue Braut zuführen.“ — „Ich will mich nie vermählen,“ antwortete Heinrich. — Der Bruder sagte: „Du bringst mich um das Erbe von Leuenegg, so ist es nur billig, daß du ledig bleibst, um dein Gut dereinst auf meine Kinder zu vererben. Doch nur der geschriebene Buchstabe gilt: gib mir das Versprechen schriftlich.“ Bei diesen Worten zog er aus dem Busen eine Schrift, die er schon fertig mitgebracht. — „Lass' mich,“ bat der Trauernde weich und wehmüthig, daß es einen Stein hätt' erbarmen mögen. Aber die Habsucht ist härter als Stein. Bernhard ließ nicht ab, und die Mutter, seine Bundesgenossin, drückte eine eingetauchte Feder zwischen Heinrichs drei Schreibfinger und führte ihm die Hand, was er wie im Traum geschehen ließ.

Solchergestalt wurde dem Grafen von Steinberg-Waldheim mit Gewalt die berüchtigte Urkunde abgedrungen, worin er verhieß, zeitlebens unvermählt zu bleiben und seine Besitzthümer dem jüngern Zweig von Steinberg-Ebermatt zu hinterlassen. Was mit ihm vorgefallen, wußte Heinrich selber kaum; nur regte sich etwas wie Behagen in ihm, als die Beiden schieden und ihn ungestört seinem geweihten Gram überließen.

Die neueste Tracht in ihrer historischen Entwicklung.

(Fortsetzung.)

Nicht minder bezeichnend für die damalige Stimmung sind die Worte einer andern Dame, welche über weibliche Nationaltracht schrieb und sich nicht allein als Schriftstellerin einen bedeutenden Namen erwarb, sondern auch zu den eifrigsten, thätigsten und uneigennützigsten Helferinnen im deutschen Befreiungskampfe gehörte. Diese Dame schrieb im Jahre 1815 „ein wehmüthig ernstes Wort“ über das „was Sitte, was Mode sey, oder was deutscher Frauen Volkstracht erfordert für Gesundheit, Wohlstand, Zucht und Schönheit.“ Der Standpunkt der Verfasserin ist im Allgemeinen derselbe, wie der der vorhin erwähnten Patriotin. „Auch äußerliche Zeichen müssen bekennen, daß wir stolz auf unser Vaterland sind. Der Name Teutsche ist ein Ehrenname! Schwarz muß das teutsche Nationalgewand seyn. — Nehmt, liebe teutsche Schwestern, recht schnell das ehrbare und zugleich so wohlkleidende Gewand von schwarzem Zeuche, von haltbarem Stoffe, sey es nun Atlas, Mohr oder Nonnenzeug, wieder! — Mit der Sitte, daß auch die Frau in ihrer Tracht von dem Mädchen unterschieden sey, verschwinde jede Anmaßung auf Mädchenhaftigkeit, und der Fremdling, durch den ersten Blick belehrt, daß der reizende Gegenstand das Eigenthum eines Andern ist, verweile nur mit schüchterner Bewunderung auf der teutschen Frau!“ Voll Begeisterung schließt sie: „Durch alle Lande teutschen Bodens hindurch ist schon der Ruf, der Wunsch erschollen. Viele Städte tragen sich fast allgemein schon teutsch; aber es sey denn bleibend, es sey eine kostbare geliebte Ehrentracht, von der Jede, die ihren Namen befleckt, ausgeschlossen sey! Es sey das Bundeszeichen zum Guten, Sittlichen, zum Abscheu des Fremden, zur ewigen Wiederkehr teutscher Zucht und Würde, vor Alters berühmt bei allen Völkern des Auslands und jetzt schon wieder glänzend, als Morgenroth heiliger Zukunft!“

Was uns aber hier augenfälliger entgegentritt als in dem vorigen Aufsatz, ist das Verhältniß zu dem seit der Revolution immer fühlbarer werdenden republikanischen Streben unserer Zeit nach einer allgemeinen gleich machenden Tracht, in welcher alle Standesunterschiede untergehen. Unbewußt reagirt die Verfasserin dieses Aufsatzes gegen dieses erwachende Streben. In höhern Kreisen aufgewachsen, spricht sie deutlich den Geist des alten Regime aus, ohne daß sie in diesem Geiste zu wirken gemeint ist. Von der aufrichtigsten Gesinnung erfüllt, glaubt sie gegen Ausschweifung und Sittenlosigkeit zu eifern, während sie eigentlich doch nur einem angeborenen aristokratischen Gefühle folgt, welches sie die Usurpation der früher allgemein anerkannten äußern Berechtigungen höherer Stände mit Widerwillen betrachten läßt. — „Thut mehr, biedere Hausfrauen! Bittet die Regierungen um Gesetze, welche jedem Volksstande seine erlaubten Formen zu Kleidungen bestimmen, damit die bescheidene, dürftige Hausmutter in ihrer einfachen, ihrem Stande angemessenen Kleidung von der Verschwenderin nicht gedemüthigt, die Arme, Leichtsinnige durch böses Beispiel nicht zur Nachahmung hingerissen, zu unerlaubten Mitteln greifen, sich den Wohlstand zu verschaffen, der ihnen abgeht! Es ist etwas Schönes, jedem Verstoß, jedem Zufall Vorbeugendes, wenn man auf den ersten Blick weiß, weß Standes die Person ist, die man vor sich sieht.“ Deßhalb sollen dem Adel, bürgerlichen privatisirenden Reichen, Handelsleuten u. s. w. dieselben Zeuche erlaubt seyn, doch nicht dieselben Verzierungen. „Die Tochter des Thrones und ihr Hof seyen in Allem von den Uebrigen unterschieden; die Dikasterianten-Frauen, Adelige wie andere, seyen dem Range ihrer Männer gemäß gekleidet und haben ein Recht, ihre Kleider zu verzieren, das die Uebrigen nicht haben; die Frauen der Offiziere gleichfalls. Und vor Allem zeige sich die Frau des Handwerksmanns, des Gastwirths nicht mehr als Madame, sondern die ehrbare Haube mit Spitzen, der bürgerliche Schnitt von Rock und Mieder, die schöne Schürze bezeichne ihren Stand. Der Dienstmagd werde die sittsame Haube wieder aufgesezt, die sich für ihren Stand paßt. Die Kammerjungfer benutze nicht mehr den abgelegten Staat ihrer Herrschaft u. s. w.“

Doch, wie gesagt, die sentimentale Stimmung der Zeit und die ihr verwandte Deutschthümelei drang in allen diesen Bestrebungen vorherrschend hindurch. Man glaubte fest daran, jezt sey der Augenblick der Erlösung gekommen; wie im politischen Leben Deutschlands, so erlebe man auch im Costüm einen höchst bedeutenden Umschwung; man vermeinte, die ganze schöne Zeit der Minne in all ihrem geträumten poetischen Glanz werde auch auf den Gewändern wiederkehren, und doch war Alles, wie im politischen Leben, so auch in der Tracht, leere Spiegelfechterei, und der Geist der Zeit machte hier wieder, wie in der Revolution, wie überhaupt zu jeder Zeit, wo die Menschheit aus der gegebenen Entwicklungsphase heraustreten will, seine Bestrebungen für die Nachwelt im höchsten Grad lächerlich. Im hohen Selbstbewußtseyn, lebendige Poesie zu produciren, machte man die erbärmlichste, abgeschmackteste Prosa. Nichts lächerlicher als die ganze altdeutsche Trachtenmanie. Man verkauft altdeutsche Halsketten, altdeutsche Christ-, Neujahrs- und Geburtstagsgeschenke für Männer, Frauen und Kinder, altdeutsche „Rembrandtshalskrausen,“ altdeutsche Leibchen für Damen, „die über jedes Kleid angezogen werden können, um es so in ein altdeutsches umzuwandeln,“ es existiren förmliche Büreau's altdeutscher Trachten. In Leipzig und Hannover waren zwei der bedeutendsten, und Frankfurt bildete den „Mittelpunkt der vorgeschlagenen deutschen Nationaltracht, die alle Schneider in den Haupt- und Provinzstädten in Thätigkeit sezt.“ — In den oben mitgetheilten Aufforderungen zur Einführung einer unabänderlichen deutschen Nationaltracht heißt es: „Man muß bei Einführung derselben die wieder herzustellende Reinigkeit deutscher Sitten berücksichtigen; daher ist die größtmögliche Vereinfachung der Kleidungsstücke, daher eine förmliche Kleiderordnung für alle Klassen nothwendig.“ Sehr lustig ist es nun, wenn man nicht weit davon einem Modeberichte begegnet, der mit folgenden Worten beginnt: „Um das Neueste und wirklich sehr Charakteristische der altdeutschen Tracht keinen Monat alt werden zu lassen 2c.“

Altdeutsch par excellence war insbesondere die Uniformirung jener bekannten freiwilligen Corps, welche, aus den gebildeteren Ständen hervorgehend, zur Befreiung Deutschlands vom französischen Joche sich erhoben. Es waren meist reitende Corps; denn hoch zu Roß ließ sich's viel besser in die ritterliche Romantik des Mittelalters hineinträumen als bei der prosaischeren Kampfweise zu Fuß. Schwarz war die Hauptfarbe der Uniform. Diese Farbe durfte nicht fehlen, denn sie war, wie wir weiter oben gehört haben, außerordentlich altdeutsch. Rothe und goldene Einfassungen und Verzierungen mußten häufig die eigentliche nationale Weihe verleihen. Auf den unförmlichen Tschakos prangten Kreuze, Todtenköpfe und dergleichen schauerliche Romantik, ungeheure schwarze Roßhaar- oder Federbüsche flatterten majestätisch im Winde, und den ganzen Vorderarm bedeckte ein gewaltiger schwarzlakirter Stülphandschuh, der jedenfalls

von einem kreuzfahrenden Ritter mit höchlichster Verwunderung angeblickt worden wäre, wenn man ihm zugemuthet hätte einen solchen zu tragen. Ein kolossaler Säbel in rasselnder Scheide vollendete den modernen Ritter.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Zur Nekrologie. — Ein Spuk.

Bekanntlich ist das deutsche Fabrikwesen eine Pflanze, welche der Pflege und fortdauernden Vervollkommnung neuerlich weniger als jemals entbehren kann, besonders mehrere Zweige desselben, welche die hauptsächlichste Nahrung mancher großen Distrikte bilden. Dieß ist unter anderem der Fall mit der Spitzenfabrikation im Erzgebirge. Die sächsische Spitze, durch ausländische Concurrenz nach und nach im Preise so tief heruntergedrückt, daß eine Zeit lang nur die emsigste Betriebsamkeit die ihrer Fertigung sich Widmenden vor dem Hungertode schützen konnte, mußte nothwendig auf eine höhere Stufe der Kunst erhoben werden, wenn ihre Bearbeitung länger der Mühe lohnen sollte. Das Geheimniß, mit dem man im fernen Ausland die Spitzenproduktion glücklicher betrieb, stand einer wesentlichen Vervollkommnung des inländischen Fabrikats im Wege, und so faßte der Spitzenwaarenverleger Schreiber den Entschluß, Frankreich und den Niederlanden ihr Geheimniß an Ort und Stelle abzulauschen und seinem Vaterlande solches zuzuführen. Seinen Anstrengungen aller Art gelang dieß auch vollkommen. Die Gegend von Oberwiesenthal wetteifert bereits seit Jahren durch sein rastloses Wirken mit Brüssel in Fertigung der köstlichsten Spitzenwaaren. Die goldenen Denkmünzen, welche derselbe vor mehreren Jahren erhielt, beweisen die Anerkennung, die seinem ungemeinen Verdienste in Sachsen und Preußen geworden ist. Sein zu Ende Oktobers dieses Jahrs hier erfolgter Tod rief daher ein aufrichtiges Bedauern in allen mit diesen Umständen bekannten Wohlwollenden hervor. In seinem Werke wird sein Name, gleich dem Namen des unvergeßlichen Jacquard, fortleben und immer mehr des Segens über eine ganze Gegend verbreiten. — Wenige Wochen später starb der Baumwollenwaarenfabrikant Johann August Patz zu Oelsnitz. Dieser Mann hatte sich durch die mannigfaltigste, unablässigste Thätigkeit aus höchst armseligen Weberverhältnissen bis zu einem der umfangreichsten Fabrikgeschäfte emporgearbeitet, das namentlich in der neuesten theuren und nahrlosen Zeit für einen weiten Bezirk die größte Wohlthat war. Er hinterläßt zum Glück drei Söhne, von denen man die rühmliche Fortsetzung seines nützlichen Wirkens erwarten darf.

Unverkennbar hat das Reich des Geistes in unsern Tagen nicht nur in qualitativer, sondern auch in quantitativer Hinsicht viel gewonnen. Dagegen geräth das Reich derjenigen Abart von Geistern, die man mit dem Namen „Gespenster" bezeichnet, schon seit geraumer Zeit in so tiefen Verfall, daß man es bereits für ausgestorben achten konnte. Noch immer zwar flüstert man hier und da mitunter etwas von dem unheimlichen „Hereinragen einer unsichtbaren Welt in die sichtbare." Es kommt auch wohl vor, daß Hörer und Hörerinnen dabei zuweilen sich eines Ueberlaufens der sogenannten Gänsehaut nicht erwehren können; aber bis zu einem wirklichen Einschreiten in unsere sichtbare, hausbackene Wirklichkeit hat es nun seit einiger Zeit kein einziges ordentliches Gespenst mehr gebracht. Das Merkwürdigste ist, daß das ganze Gespensterwesen vormals weit leichter in den Wirthshäusern, Spinn- und Gesindestuben, als in den höheren Schichten der Gesellschaft Zutritt fand, während in jetziger Zeit die erwähnten unheimlichen Zuflüsterungen weit eher gerade in diesen Schichten und deren glänzenden Salons, als in den verräucherten, von trübem Lampenlicht kärglich erleuchteten Stuben Gehör finden. Desto auffallender mußte es erscheinen, als erst vor einigen Wochen gewissermaßen die ganze viel verschrieene alte Gespensterwelt plötzlich wieder auf hiesiger Schloßgasse nicht etwa sich bloß anmelden ließ, sondern flugs mit der Thür in's Haus fiel. Sie suchte ihre verlorene Gerichtsbarkeit, zum Theil bei lichtem Tage, geltend zu machen durch Werfen mit Aepfeln und Tintenfässern, Wegrücken des Hausgeräths von einem Orte zum andern, heftiges Rütteln an Vorsaalthüren ohne alles Zuthun sichtbarer Hände und unter Aechzen und Stöhnen, dessen Ursprung unerklärlich blieb u. s. w. Auf dem Schauplatz (dem von einer anständigen Wittwe bewohnten Quartiere) kam, wenn ich mich recht erinnere, nichts Lebendiges vor, als eine — Ratte, die sich jedoch von ihrem über- oder unterirdischen Geschwister durch eine gelbe Kostümirung auszeichnete. Mit wenigen Unterbrechungen dauerte diese dramatische Dichtung nicht nur, gleich einem Schauspiele von Alexander Dümas, eine ganze Nacht, sondern viele Tage und Nächte nach einander fort, bis die geängstigte Inhaberin der Wohnung, des Dinges überdrüssig, diese endlich mit einer andern vertauschte. Die Sache müßte bloß für einen mehr oder weniger einfältigen Spaß gelten, wäre nicht die vormalige Bewohnerin des Quartiers durch ihre ganze Art und Weise über den Verdacht irgend eines absichtlichen Betrugs hinausgehoben. Ohne Betrug scheint aber eine Erklärung der Umstände unmöglich, es müßte denn bei der Frau plötzlich eine Sinnentäuschung eingetreten seyn, vermöge deren sie Dinge sah und hörte, von denen sich Andere nichts träumen ließen. Aber auch diese Täuschung ist nicht anzunehmen, weil mehrere der unbegreiflichen Vorfälle in Gegenwart von Augenzeugen sich ereignet hatten, die ebenso wenig irgend einem Verdachte unterliegen, als die Bewohnerin des Quartiers. Die Dame selbst hat den ganzen Hergang der Sache niedergeschrieben. Jedermann ist natürlich gespannt auf die Lösung der bis jezt ganz unerklärbaren Räthsel. Unfehlbar wird sie nicht lange ausbleiben. Der Wittwe, welche diese Erfahrung machte, widerfuhr vom Anfange jetzigen Jahrs bis zum Monat September durchaus keine häusliche Störung von der Art, wie seitdem. Erst mit diesem Monat stellten sich dergleichen Unheimlichkeiten ein. Die Umstände werden gemeiniglich mit einer in demselben Hause früher begangenen Mordthat in Zusammenhang gebracht.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 7. Sonnabend den 8. Januar 1848.

Die Werke klappern Nacht und Tag.
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam, von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Schiller.

Creusot.

Selbst dann, wenn wir in der Macht und Bedeutung, welche die Einigen oft reichlichen Gewinn, Vielen Beschäftigung und Brod, Allen Vermehrung des Wohlstands und der Bequemlichkeit verschaffende Bewältigung der rohen Sinnenwelt in unsern Tagen gewonnen hat, eine Gefahr für den geistigen Fortschritt Europas und eine Schmälerung der Rechte, welche das sogenannte Höhere in unserer Natur besitzt, erblicken würden, dürften wir uns nicht abhalten lassen, in manchen der Anstalten, wo zu unserem Besten und unseres Nächsten Vortheil die wilden Elemente gezähmt und die spröden Stoffe bezwungen werden, ein großartiges Schauspiel und ein Zeugniß menschlicher Größe zu begrüßen.

Eine solche Anstalt ist das in den Zeitungen oft genannte Creusot, eines der größten Eisenwerke Frankreichs, und das einzige, welches auch unter den Laien sich Namen und Ruf erworben hat. Ich hörte während meines Aufenthalts in Burgund viel zu viel davon reden, als daß ich nicht eine meiner Herbstwanderungen nach dem berühmten Hammer hätte richten sollen.

Wir kamen, ein Franzose und ich, Abends zwischen vier und fünf bei einem Novembernebel, der unsern Augen kaum weiter als bis zu dem Kopf unseres Pferdes zu reichen gestattete, an Ort und Stelle an. So viel sahen wir jedoch noch, um an dem Rand des Wegs die abgebrochene Säule zu unterscheiden, errichtet zum Andenken an den Hauptgründer des Unternehmens, wie es jezt besteht, den älteren der Gebrüder Schneider, der vor nicht langer Zeit in Folge eines Sturzes beim Spazierenreiten durch einen schnellen Tod aus seiner Laufbahn gerissen wurde. Daß er den Bau, der in seinem Geist fertig war, zu vollenden, die Idee seines Lebens durch sein frühes und trauriges Ende zu verwirklichen gehindert war, das drückt die abgebrochene Säule sinnreich und deutlich aus.

Wenn wir nun in dem dicken Nebel nicht viel anderes sahen, als zwei oder drei Bäume neben uns und dann die Feuer, die von allen Seiten aus zahlreichen Schloten durch die graue Luft unheimlich uns entgegen brannten, so war das Geräusch, das in unsere Ohren drang, um so vernehmlicher und wilder. Es kam uns vor, als koche ein Meer im Abgrund, und da wo wir ein paar Momente später ein Meisterwerk der Ordnung und Harmonie bewundern sollten, da schien uns das Chaos aus seinen alten Banden losgelassen.

Indem wir hierauf eine ziemlich steile Anhöhe nach dem Gasthof empor stiegen, sahen wir eben einen Schwarm von Schulkindern mit Büchern und Schreibzeug unter dem Arm von der Lehrstunde weg nach Hause eilen. Ich merkte bald, daß ich in eine kleine, aber äußerst belebte Stadt gekommen, und erfuhr auf meine Nachfrage, daß sie außer einer Bevölkerung von dreitausend Arbeitern eine bedeutende Schaar von höheren Angestellten, verschiedene Gasthöfe, eine, wie ich eben gesehen hatte, sehr gut besuchte Schule nebst einem alten, nicht mehr ausreichenden Gotteshaus, eine neue, noch im Bau begriffene Kirche, mehrere Kaffeehäuser, ich glaube auch ein Casino und sonstige Einrichtungen einer fortgeschrittenen Gesittung umschließe.

Creusot hat den Grad der Entwicklung und des Wohlstandes, auf dem wir es heute sehen, nicht mit einemmal erreicht, und zahlreich sind die Wechselfälle, die es erlitten. Oftmals war es bedroht, den Ruin derer, die es leiteten, zu theilen; es ging von Hand zu Hand, und Alle, die sich daran versuchten, haben beträchtliche Summen vergebens darauf gewendet. Fünfzig Jahre hat es gegen das Mißgeschick, das endlich der Verfolgung müde ward, gekämpft, und seine so lange Zeit betrübende Geschichte ist endlich eine Reihe glänzender Triumphe geworden. Die Unfälle sind vergessen und die Lehren, die jede Niederlage mit sich brachte, werden zum Heil des jetzigen Unternehmens stets im Andenken bewahrt.

Vor dem Jahr 1770 war der weite Raum, wo jezt die Essen von Creusot sich erheben, nur ein trauriges, unbebautes Thal, eine Wiese von kümmerlichem Aussehen, von regellosen Bergwassern häufig heimgesucht und mit einigen Bäumen bepflanzt, die ohne Freude hier zu leben schienen, und doch hatten im Laufe der Jahrhunderte Naturschätze, die nur auf eine glücklich geleitete Hand warteten, unter dem Boden sich aufgehäuft, und auf demselben sollten eines Tages wie durch Zauberei Gebäude entstehen, Bäume wachsen, Blumen blühen und Früchte reifen. Diese Wiese gehörte drei oder vier Familien von Bergleuten zu, die damals die ganze Einwohnerschaft des Ortes ausmachten. Diese arme Urbevölkerung hauste in ein paar elenden Baracken, die zusammen den Namen „die Köhlerhütte" trugen. Die Schwierigkeit des Erdreichs und der fast gänzliche Mangel an Verbindungsmitteln ließen gar nicht daran denken, daß eine Gruppe unscheinbarer, in dem Gebirg versteckter Feuerstellen einer Anstalt zu weichen bestimmt sey, welche die Landschaft beleben und umgestalten, das Schweigen einer ausgebreiteten Oede durch der Maschinen mächtiges Geräusch verdrängen und dem Besucher ein Schauspiel bieten sollte, das er in den ersten Mittelpunkten des gebildeten Europa vergebens suchen dürfte.

Derartig war wenigstens der Eindruck, den ich beim Eintritt in diese umfangreichen Werkstätten empfing. Zuerst fiel mein Blick auf zwei feurige Rinnen, die zwei glühenden Lavaströmen ähnlich sahen. Sie kamen aus einem Glutbehälter, der durch einen eisernen, vor Hitze fast weiß glänzenden Vorhang oder Schirm geschlossen war, und sonderten, als sie zu erkalten anfingen, gröbere Theile ab, die dann als Schlacken bei Seite geschafft wurden; die gute Masse dagegen sollte einer nochmaligen Feuerprobe unterworfen und dann als Klumpen unter den Hammer gebracht und gewaltsam auseinander geschlagen werden. Die hiezu gebrauchten Hämmer sind ungeheure viereckige Eisenblöcke, die mit einemmal und aller Kraft niedergeschnellt, die stärksten und widerspenstigsten Stoffe im Nu zertrümmern, aber sonst, nach und nach, Linie um Linie niedergelassen, wenn sie zur rechten Zeit angehalten werden, dem kleinen Finger eines Kindes kein Leid anthun würden. Wahrhaft schauerlich ist es, wenn sie, an das verhängnißvolle Fallbeil einer fürchterlichen Zeit unwillkührlich erinnernd, auf die rohen Eisenklumpen herabstürzen und tausend Splitter nach allen Richtungen aus ihnen hervortreiben, sie biegen, dehnen und oft nach wiederholten Schlägen noch nicht fertig geworden sind mit ihnen. Der ewige Kampf zwischen dem, was ewig bleiben will wie es ist, starr und unbeweglich in's Unendliche hinein, und den Dämonen, Mächten und Maschinen des Umstoßens, Umgießens und Umgestaltens ist hier so gut als in dem Getümmel, das am Ende des vorigen Jahrhunderts den halben Erdkreis betäubte und, wie es scheint, dem Verklingen noch lange nicht nah ist, durch die Erfindungen der Industrie in ihrem Zusammentreffen mit den rohen Erzeugnissen der Natur merkwürdiger veranschaulicht.

Wenn nun diese Eisenstücke durch solche Blöcke oder Hämmer gehörig verdünnt und von allem unsaubern Nebenwerk gereinigt sind, so werden einige derselben noch einer neuen Läuterung in den Flammen mit einer Art Walze in Berührung gebracht, welche dieselben blitzschnell in lange Barren, in Eisenbahnschienen verwandelt. Sieht man diese langen, glühenden Bänder plötzlich über den Boden des großen Saales, in dem das Alles vorgeht, zischend hinschießen, so meint man feurige Schlangen zu erblicken, und obgleich jede Regung von eigentlicher Bangigkeit fern bleiben muß, so würde reizbaren Personen eine gewisse Ergriffenheit bei diesem Anblick recht wohl zu verzeihen seyn.

Anderswo wird das Eisen in Rollen gegossen, anderswo wieder zu Platten geebnet; es erhält mit Einem Wort an verschiedenen Orten und durch verschiedene Vorrichtungen alle die Formen, die es zum Dienst des Menschen zu erhalten hat.

(Fortsetzung folgt.)

Die neueste Tracht in ihrer historischen Entwicklung.

(Fortsetzung.)

Schreiten wir nun weiter in der oben begonnenen Betrachtung des Ueberwurfs, eines der wichtigsten Theile der neuesten männlichen Tracht in Bezug auf das Wiedererwachen eines freieren Lebens. Durch die allgemeine kriegerische und nationale Erregung

während der Befreiungskriege, welche kurz nacheinander in Spanien, Rußland, Deutschland ꝛc. losbrachen, erhielt der nach der Revolution scheinbar wieder erstorbene Volksgeist allenthalben frische Nahrung. Ungefähr in derselben Zeit wurden, wie wir angedeutet, der Ueberwurf und sein Sprößling, der Leibrock, Modekleidung. Es war dieß ein sehr bedeutender Schritt. In wenigen Jahren hätten wir nun auf dem Wege einer freien Entwicklung der neu erwachten bewegenden Kräfte der Menschheit zu der Tracht des heutigen Tages gelangen können, wenn sich der Geist des Lebens so plötzlich hätte umwandeln können, wie es damals schien und, besonders in Deutschland, als etwas Ausgemachtes betrachtet wurde. Es entspricht aber vollkommen dem Wesen der Entwicklungsgeschichte, daß dieß nicht geschah. Die große Masse reaktionärer Elemente, welche die Menschheit noch in sich trug, konnten nicht plötzlich, selbst durch die gewaltigsten politischen Stürme, sondern nur auf dem Wege eines allmähligen innern Prozesses ausgeschieden werden. Die französische Revolution und somit auch die Kaiserkriege, als ihre nächste Folge, waren zwar Produkte des innern Entwicklungsdranges der Menschheit, sie hatten aber keine Rückwirkung auf jene Entwicklung, so wenig als die körperlichen Bewegungen des einzelnen Menschen, wenn sie auch noch so gewaltig und erschöpfend sind, einen Einfluß auf seine innere Fortbildung haben können. Jene Zeit, welche wir die Reaktionsepoche nennen, war daher eine nothwendige, vom herrschenden Geiste des Lebens gebotene Folge, und die Erscheinungen dieser Epoche, in ihrer Gesammtheit betrachtet, bezeichnen keine Lücke oder einen Rückschritt im Entwicklungsgange der Menschheit, sondern im Gegentheil den eigentlichen, wenn auch geringen Fortschritt zur wiederkehrenden freieren Bewegung, welchen sie seit der Revolution gemacht hatte, während die ersten prahlenden Resultate der Revolution und der Bestrebungen zur Zeit der Freiheitskriege, aufzuckenden Meteoren gleich, ohne nachhaltigen Bestand waren. Nichts desto weniger sind sie aber bedeutungsvolle Verkündiger des neuen Lebens.

So wenig nun die übertriebenen, voreiligen Erwartungen von einem ganz neuen Daseyn sich erfüllten, so unmöglich war es auf der andern Seite den Reaktionsbestrebungen, die Welt aus ihrem wahren Standpunkte hinaus und rückwärts zu rücken, mit einem Wort, sie wieder in die alte starre Schale des achtzehnten Jahrhunderts hinein zu zwängen. Troß der Ordre des Kurfürsten von Hessenkassel vom 2. Januar 1816, welche derselbe an seine Truppen erließ und in der er befahl: „die Hinterhaare werden bei den Leuten nicht mehr geschnitten und sollen sobald als nur möglich wieder, wie sonst, Zöpfe eingebunden werden;" und „die Offiziere sollen jederzeit, die Unteroffiziere und Gemeine aber bei allen Wach- und übrigen Paraden gepudert seyn," will eben doch der Zopf im Leben gar nicht mehr gedeihen. Der Kurfürst mußte sich's gefallen lassen, daß sein Idol beim Oktoberfeste im Jahr 1817 auf der Wartburg von den deutschen Burschenschaften feierlich verbrannt wurde.

Diesem herrschenden Lebensgeiste entspricht es nun vollkommen, daß der Ueberwurf nur vorübergehend als Modekleid erschien und den untergeordneten Beruf als Witterungsschutz, den er kurz vor und während der Revolution inne hatte, wieder einnahm, daß er nicht sogleich, wie es zur Zeit der Freiheitskriege schien, den Schritt zu seiner heutigen freieren, beweglicheren Bildung und Tragweise machte.

Sein zeitgemäßerer Sprößling, der Ueberrock, übernimmt nun die Hauptaufgabe des Trachtenlebens dieser Epoche, welche Aufgabe dem Geiste der Zeit ganz entsprechend nicht in Neubildungen, sondern in einem allmähligen Verdrängen einer alten, noch aus dem Zeitalter der Autokratie in die Gegenwart hereinragenden Bildung, des Fracks, bestand. Obwohl diese Aufgabe heute noch nicht vollständig gelöst ist, so ist sie doch so weit vorgeschritten, daß es nur eines geringen Anstoßes bedarf, um sie zur völligen Lösung zu bringen. Das Daseyn des schwarzen Fracks eigentlich ist gegenwärtig nur noch ein formelles zu nennen. Schon geraume Zeit gleicht er einem abgestorbenen Blatte, das ohne innere organische Verbindung, nur äußerlich noch mit dem Lebensbaume zusammenhängt. Neue Säfte drängen schon lange mächtig durch Stamm und Aeste, um eine Menge neuer Knospen und Blüthen hervorzutreiben, die den neuen Zustand der Dinge, nach welchem die Menschheit schon seit der Revolution, ja schon früher zu streben begann, zu begründen berufen sind.

In einem lezten Artikel haben wir noch Hut und Haarputz zu betrachten.

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

(Schluß.)

Literarisches. — Die silberne Hochzeit. — Musik. — Theater.

Die hier weilenden litterarischen Notabilitäten sind vor einigen Wochen durch Dr. Prutz vermehrt worden. Zwar ist er wieder abgereist, doch, wie es heißt, um bald zurückzukehren und wenigstens den ganzen Winter hier zu verweilen. — An öffentlichen Vorlesungen aller Art scheint ein größerer Reichthum als je eintreten zu wollen. Dr. Hammer hat für die nächsten Tage den Vortrag mehrerer Schauspiele Shakespeare's verheißen, welche um so größere Hoffnungen erregen, da er erst vor ein paar Wochen durch eine im Turnverein gehaltene gemüthvolle Rede über den großen Schiller die ganze zahlreiche Versammlung mit Enthusiasmus erfüllte. Der Turnverein ist nämlich auch für geistige Interessen thätig, und er faßte den Entschluß, Schillers Geburtstag alljährlich eine Feierlichkeit zu widmen; die Ausführung dieser Idee übertraf alle Erwartungen. Die allseitigen geistigen Bestrebungen scheinen sogar ansteckend auf eine Person gewirkt zu haben, die ihr bisheriges Glück einzig dem Materialismus zu verdanken hat, auf den „Dresdner Anzeiger.“ Dieses reputirliche Subjekt will sich nicht mehr mit den zum Theil allerdings sehr schmalen und unschmackhaften geistigen Bissen, die ihm die Stadt wie aus Barmherzigkeit zuwirft, und der Ueberfülle seines körperlichen Wohlseyns begnügen, sondern vom Jahr 1848 an mit seinem sehr nahrhaften Gewerbszweig eine geistige Anstalt unter dem Namen des „Dresdner Morgenblatts“ verbinden. Man ist um so neugieriger auf das Charakteristische desselben, da seit Kurzem bekanntlich ein „Dresdner Tageblatt“ ähnlicher Art existirt, das sich, wie behauptet wird, bereits eines ansehnlichen Publikums erfreut.

Bald nach der Heimkehr unseres Königspaars von einem dem Lande abgestatteten Besuch trat am 21. v. Mts. hier im königlichen Schlosse ein Familienfest ein, in dem sich die Innigkeit des häuslichen Verhältnisses seiner Bewohner auf's erfreulichste abspiegelte, die silberne Hochzeit des Herzogs und der Herzogin Johann. Der König und die Königin von Preußen nahmen in Person daran Theil, auch fand der fröhliche Tag in vielen Häusern der Stadt einen erfreulichen Wiederklang. Viele der eingelaufenen Festgeschenke sollen sehr sinnvoll und, in Anspielung auf die Benennung des Festes, fast insgesammt von Silber und von trefflicher Arbeit gewesen seyn.

Wie die Musik überhaupt sich hier sehr emsiger Pflege erfreut, so zeichnet sich Dresden in diesem Augenblick auch durch eine ziemliche Zahl geistvoller Theoretiker in der Tonkunst aus, die offenbar darüber wachen, daß dieselbe nicht von den Irrthümern falschen Modegeschmacks allzusehr beeinträchtigt werde. An die Stelle der von dem Tonsetzer Hiller geleiteten Abonnementsconzerte werden, nach dessen bereits erfolgtem Abgange von hier als Musikdirektor nach Düsseldorf, ähnliche musikalische Soireen, unter dem Vorstand zweier hiesigen sehr geschickten Musikdirektoren, in der großen Restauration auf der Brühlschen Terrasse treten, die während des jetzigen Winters alle vierzehn Tage stattfinden sollen. Der Beifall, den der Gedanke allgemein findet, bürgt im Voraus für das Gedeihen des Unternehmens. Auffallend ist übrigens der Unterschied zwischen den jetzigen Conzerten der Art, und denen vor etwa zwei Decennien. Damals diente die Musik solcher Conzerte nur als Mittel, einen Kreis von Gästen an sich zu ziehen. War dieser Zweck mehr oder weniger erreicht, so wurde von der großen Majorität der Versammlung jedesmal die musikalische Leistung über Essen und Trinken und Conversiren fast gänzlich vergessen. Jezt tritt gerade das Gegentheil ein. Die Tonkunst ist das Hauptaugenmerk des größten Theils des aus Männern und Frauen bestehenden Zuhörerpersonals geworden, und die musikalische Leistung scheint sich in gleichem Grade wie der Kern der Zuhörerschaft wirklich veredelt zu haben.

Eine Reihe von Gastspielen der berühmten Sängerin Viardot Garcia hatte sehr großen Erfolg. Einen besondern Genuß, wenn schon ganz anderer Art, gewährte den Musikfreunden die wahrhafte Virtuosität, welche die drei Geschwister Neruda aus Wien in ihren hier gegebenen Conzerten auf der Violine, dem Violoncell und dem Piano bewiesen. Ein Kind von acht Jahren, wie Wilhelmine Neruda, das bei allem Reiz der Kindlichkeit schon so weit als möglich zur Größe eines wirklichen Conzertmeisters hinausgewachsen, ist unläugbar ein Wunderkind, und sollten auch seine beiden, nur wenig älteren Geschwister ihr an Perfektibilität etwas nachstehen, so haben sie doch ebenfalls durch ihre vorzeitige Fertigkeit auf ihren Instrumenten einen vollkommenen Anspruch auf die Verwunderung der Zuhörer. — Auf dem Theater fand ein neues dramatisches Gedicht von Halm: „Donna Maria de Molina,“ nur theilweise Beifall. Dagegen wurde ein kleines Lustspiel der Verfasserin von Lüge und Wahrheit: „Fräulein Sibylla,“ von dem freundlichsten Willkommen empfangen, dessen die anziehende Eigenthümlichkeit dieser dramatischen Dichterin sich immer im Voraus zu gewärtigen hat. Die unter dem Titel eines dramatischen Scherzes aufgeführte Neuigkeit: „der Weiberfeind“ von Benedix, ward beifällig aufgenommen, und für die Wiedervorführung von Wallensteins Lager war das Publikum aufrichtig dankbar.

Die Wände des sächsischen Kunstvereins bieten soeben wieder eine angenehme Mannigfaltigkeit von Gemälden und Zeichnungen einheimischer und auswärtiger Künstler dar, unter denen sich das Genrebild und die Landschaft besonders hervorthun. Auch ist in diesen Tagen das neueste große Skulpturwerk unseres Professors Rietschel: „Maria bei dem Leichnam ihres Sohnes,“ zum Besten des Unterstützungsfonds für Künstlerwittwen, um einen geringen Eintrittspreis in des Meisters Atelier öffentlich ausgestellt, eine lebensgroße, in Gyps gearbeitete Gruppe. In der vom Glanze der Gottheit durchdrungenen Mutter hätte wohl die edle Natur ihres Schmerzes nicht würdevoller zur Erscheinung gebracht werden können.

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 8. Montag den 10. Januar 1848.

> Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.
>
> Paulus.

Gedichte von E. Geibel.*

Was uns fehlt.

Es ist in leere Nüchternheit die ganze Welt versunken,
Und keine Zunge redet mehr vom heil'gen Geiste trunken;
Die Poesie, das fromme Kind, ist scheu von uns gewichen,
Der Himmel dünkt uns trüb und grau, und Sonn' und Mond verblichen;
Die groß geschaut und groß gebaut, sie schlummern in den Särgen,
Auf ihren Gräbern kriechen wir als ein Geschlecht von Zwergen.
Nichts blieb uns, als die schlimme Kunst, zu zweifeln und zu richten,
Und wenn sich ein Gigant erhebt, so ist er's im Vernichten.
Wohl grübelt ihr und möchtet gern das große Räthsel lösen,
Aus welchem tief verborgnen Quell der Strom sich wälzt des Bösen;
Ihr eilt geschäftig hin und her, um Wust auf Wust zu thürmen,
Und meint mit eures Witzes Rath den Himmel zu erstürmen;
Doch seht, nur Eines Donners Schlag, nur Eines Blitzes Flammen,
Und eurer Weisheit Pelion und Ossa stürzt zusammen.
Ich aber sage euch: fürwahr, es wird nicht anders werden,
Bis ihr den Blick nicht himmelwärts erhebt vom Staub der Erden,
Bis ihr dem Geist der Liebe nicht, dem großen Ueberwinder,
Demüthig euer Herz erschließt, und werdet wie die Kinder.
Denn wo die Liebe wohnt, da hat ein ew'ger Lenz begonnen,
Da grünen alle Wälder auf und rauschen alle Bronnen;
Ihr offenbart sich, was dem Blick der klugen Welt verborgen,
In trüber Dämm'rung sieht sie schon den rosenrothen Morgen,
Das Brausen wird ihr zur Musik, zum Reigen das Gewimmel,
Helljauchzend steigt ihr Lied empor auf Flügeln in den Himmel;
Sie ist ein Kind und doch ein Held mit unbesiegten Waffen,
Und weil sie noch an Wunder glaubt, so kann sie Wunder schaffen.

Das Negerweib.

Wo am großen Strom die Sicheln durch das hohe Rohrfeld klirren,
Und im Laub des Zuckerahorns farb'ge Papagayen schwirren,
Sitzt das Negerweib, den Nacken bunt geziert mit Glaskorallen,
Und dem Knäblein auf dem Schooße läßt ein Schlummerlied sie schallen:

* Aus E. Geibels Juniusliedern, welche sich, vor Kurzem erst erschienen, so außerordentlich schnell im Publikum verbreiten, daß bereits ein zweiter unveränderter Abdruck davon veranstaltet werden mußte.

Schlaf, o schlaf, mein schwarzer Knabe, du zum Jammer mir geboren,
Eh' zu leben du beginnest, ist dein Leben schon verloren.
Schlaf, o schlaf, verhüllt in Dunkel ruhn dir noch der Zukunft Schrecken,
Nur zu früh aus deinen Träumen wird der Grimm des Herrn dich wecken.

Was die Menschen Freude heißen, wirst du nimmermehr empfinden,
Dort nur fühlt sich's, wo des Nigers Wellen durch die Flur sich winden.
Nie den Tiger wirst du fällen mit dem Wurf der scharfen Lanzen,
Nie den Reigen deiner Väter zu dem Schlag der Pauke tanzen.

Nein, dein Tag wird seyn voll Thränen, deine Nacht wird seyn voll Klagen,
Wie das Thier des Feldes wirst du stumm das Joch der Weißen tragen,
Wirst das Holz den Weißen fällen, und das Rohr den Weißen schneiden,
Die von unserm Marke prassen und in unsern Schweiß sich kleiden.

Kluge Männer sind die Weißen, sie durchfahren kühn die Meere,
Blitzesglut und Schall des Donners schläft in ihrem Jagdgewehre,
Ihre Mühlen, dampfgetrieben, regen sich mit tausend Armen,
Aber ach, bei ihrer Klugheit wohnt im Herzen kein Erbarmen.

Oftmals hört' ich auch die Stolzen sich mit ihrer Freiheit brüsten,
Wie sie kühn vom Mutterlande losgerissen diese Küsten;
Aber über jenen Edeln, der mit Muth das Wort gesprochen,
Daß die Schwarzen Menschen wären, haben sie den Stab gebrochen.

Süß erklinget ihre Predigt, wie ein Gott für sie gestorben,
Und durch solches Liebesopfer aller Welt das Heil erworben;
Doch wie soll das Wort ich glauben, wohnt es nicht in ihren Seelen?
Ist denn das der Sinn der Liebe, daß sie uns zu Tode quälen?

O du großer Geist, was thaten meines armen Stamms Genossen,
Daß du über uns die Schalen deines Zornes ausgegossen!
Sprich, wann wirst du mild dein Auge aus den Wolken zu uns wenden?
Sprich, o sprich, wann wird der Jammer deiner schwarzen Kinder enden?

Ach, das mag geschehen, wenn der Missisippi rückwärts fließet,
Wenn an hoher Baumwollstaude dunkelblau die Blüte sprießet,
Wenn der Alligator friedlich schlummert bei den Büffelheerden,
Wenn die weißen freien Pflanzer, wenn die Christen Menschen werden.

Creusot.

(Fortsetzung.)

Creusot begnügt sich aber nicht damit, den Rohstoff, den es in seinen Umgebungen findet, theils auch aus dem Norden Europas kommen läßt, so weit zu bringen, daß er dem Kunst- und Gewerbfleiß für seine zahllosen Zwecke zur Verfügung steht. Es hat sich einen Schritt weiter gewagt, mit der Erzeugung brauchbaren Eisens den Maschinenbau verbunden und diesem eine in Frankreich, wenn nicht einzige, doch kaum übertreffene Ausdehnung gegeben. Da nun aber hiezu nicht bloß ein Zusammenwirken rüstiger Hände, ein Ineinandergreifen körperlicher Fertigkeiten unter einsichtsvoller Aufführung, sondern in jeder, und selbst der kleinsten Einzelheit, seine Arbeit, aufmerksame Sorgfalt, verständiges Geschäft, kurz Antheil und Beistand des Geistes gehört, so ist Creusot ein Sammelplatz geschulter und kenntnißreicher Männer, und so diese kleine Stadt in ihren Bergen ein Mittelpunkt der Bildung und ein Herd geistigen Lebens geworden; denn man darf es sich nicht verhehlen, in manchem Mechaniker, der es zu etwas in seinem Fach gebracht hat, verbirgt sich ein so edler Kern und wohnt ein so offener, begieriger Sinn für die zarteren Genüsse der menschlichen Natur als in irgend einem Aesthetikus, der beständig von dem Höheren spricht.

Noch seh' ich sie dasitzen in dem langen, breiten Saal, schweigend, fast bewegungslos und für nichts da auf Erden, als für das eben ihnen vorliegende Geschäft, an dessen Vollbringung sie gebückt über ihre Tische und Pulte mit Leib und Seele hingegeben

scheinen. Sie cirkeln ab und richten zu, drehen und drechseln, schneiden und glätten, und Alles mit geometrischer Genauigkeit; an keinem der Stifte, Ringe, Hacken, an keinem der Instrumente, die sie verfertigen, darf ein Haarbreit zu viel, noch ein Punkt zu wenig seyn; damit aber ihre Mühe verringert und die Richtigkeit der gesuchten Ergebnisse so sicher gemacht werde als nur immer möglich, wird, wo es sich nur halbwegs thun läßt, die Hand und das Auge des Arbeiters von einer kleinen Maschine unterstüzt, die mit einer in der Mitte des Saales stehenden Hauptmaschine in Verbindung steht. Ueberhaupt ist es gar nicht zu sagen, welch eine Menge von Dingen, die früher die Menschen schwer und beschwerlich thaten, jezt durch die seelenlose Thätigkeit sinnreicher Vorrichtungen ausgeführt werden.

So sah ich ein Messer; dieses Messer wuchs hervor aus einem kleinen Gestell, und keine Hand ward sichtbar, die es hätte in Bewegung setzen können. Dennoch ging es auf und nieder, und nahm man eine Eisenrolle, die nebenan lag, von dem Umfang etwa einer mittleren Kerze, und legte sie darunter, so war dieselbe im Ru zerschnitten wie mürbes Brod. Während ich da war, wurde der Rand großer Platten unter ein Gerüst gebracht, von dem mehrere Bohrer, die Niemand führte, gerade auf den Rand und zwar auf die Stelle, wo man Oeffnungen haben wollte, herabstiegen. Lag das Eisen einmal, wie es liegen sollte, so dauerte es keine Sekunde und die Oeffnungen waren fertig, die Bohrer hoben sich wieder und mehr als zwanzigmal während meiner kurzen Gegenwart wiederholte sich dieser Vorgang. Daß in den Zwischenakten der ganze Apparat im Ruhestand blieb, versteht sich von selbst. Noch mehr bewunderte ich eine kleine Säge, die sich gleichfalls aus eigener Machtvollkommenheit zu bewegen schien und von einem Eisenblättchen, auf das sie gerichtet ward, alle überflüssige Länge, Breite und Dicke in unendlich dünnen Abfällen mit großer Sanftmuth hinwegschabte. Ein Verzeichniß von hunderten ähnlicher Verrichtungen könnte ich anfertigen, wenn ich die Absicht hätte, einen technischen Bericht über die Leistungen von Creusot abzufassen; dazu hab' ich jedoch weder Lust noch Beruf, und ich denke, daß auch viele von denjenigen, die gerade nicht vom Fach sind, einen solchen Bericht zu lesen weder hinlängliche Geduld noch hinreichende Vorkenntnisse besitzen dürften.

Was nun die ganze große Schaar bewußtloser Arbeiter, die wir Maschinen nennen, in Bewegung sezt und ihnen scheinbare Selbstständigkeit, so wie die Kraft zu wirken gibt, das ist wieder jener Hebel unzähliger Fortschritte, der Pegasus unserer Zeit, der einzige Sklave der christlichen Welt, der Dampf.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, December.

Theater. — Mozarts Handschriften. — Mendelssohn Bartholdy. — Deutsch-Katholiken. — Freie Gemeinde.

Das Interesse des Publikums für das Theater scheint in dieser Saison keineswegs so lebhaft zu seyn, als im vorigen Jahr. Vielleicht ist die vielfach gedrückte Zeit daran schuld. Freilich liefern die Bühnen auch nur wenig Neues, und die widerlichen öffentlichen Streitigkeiten haben ihnen nicht genüzt. Es mag dieß für Direktionen und Künstler als Warnung dienen, ihre Coulissen- und Bureauangelegenheiten hübsch in den gehörigen Grenzen zu halten, denn wenn das Publikum in solchen Fehden und Aergernissen zum Richter aufgerufen wird, so ist sein Urtheil gewöhnlich für beide nachtheilig. Auch sollen Direktionen sich hüten, solche Dinge gar auf die Bühne zu bringen, denn der unästhetische Reiz des Skandals stumpft für ästhetische Genüsse nur zu sehr ab. — Das Stadttheater brachte in der lezten Zeit nur zwei bedeutende Neuigkeiten. Einmal die Oper von Kücken: „der Prätendent," die hier ein besseres Schicksal hatte, als in Berlin. Die Oper ist reich an hübschen Melodien, dagegen arm an dramatischer Musik, was zum Theil mit an dem schlechten Libretto (von Berger) liegen mag. Hier, wo man aus einer neuen Oper singbare Melodien mit nach Hause und in die Gesellschaften bringen will, machte der Prätendent deßhalb Glück, weil er dieß in reichem Maße gewährt. — Im Schauspiel ward hier zuerst „ein Billet," Originalschauspiel in fünf Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer, gegeben, konnte indeß den Beifall, den die Zugstücke dieser Dame gewöhnlich haben, nicht erringen. Diese Arbeit der fruchtbaren Frau steht hinter ihrer „Marquise v. Villette," mit der sie verwandt ist, ziemlich weit zurück; doch hat sie noch viele Vorzüge,

namentlich den bekannten der sogenannten Bühnengerechtigkeit. „Die blaue Schleife," historisches Intriguenlustspiel von Gustav Mansen, hat verdiente Theilnahmlosigkeit erlebt. — Das Gastspiel der Tänzerin Madame Brue aus Berlin brachte auch das Ballet „Esmeralda" (hier neu) auf die Breter, und mit demselben die „kleine, allerliebste Ziege," die Begleiterin der Madame Brue auf ihren Gastreisen. Und während sonst die Ziegen, oder doch die Böcke im Verruf der Stößigkeit stehen, zieht diese kleine Mitaktrice das große Publikum mehr an, als das beste klassische Stück. Jeder will das Thier sehen, das sich auf den Brettern der Welt bewegt, ob es „Meckmeck" gesagt hat, wie lang seine Barthaare, und was sonst der Merkwürdigkeiten mehr sind. Unsere Zeit ist groß in Geschmacksthorheiten. Neben ihrer Ziege fand Madame Brue enthusiastischen Beifall. — Die in früheren Briefen erwähnten Streitigkeiten wegen des Direktionswechsels haben noch ein nicht ganz uninteressantes Nachspiel gehabt. Der zu Ostern abgetretene Mitdirektor Julius Cornet protestirte gegen den Austritt des Herrn Maurice und den Eintritt des Herrn Wurda an dessen Stelle, indem er behauptete, das Inventar, auf welches er bedeutende Forderungen hat, sey nicht so sicher in den Händen des Künstlers Wurda, als in denen des Geschäftsmanns Maurice. Er verlangte, sofern der Wechsel vor sich gehen solle, sofortige Auszahlung seines ganzen Guthabens (15,000 Thaler preuß.). Die Sache ward vor dem Handelsgericht (öffentlich) verhandelt. Die ersten Juristen Hamburgs waren von den Parteien bestellt, es wurden pikante, scharfe Plaidoyers gehalten und nicht ganz üble Witze vorgebracht; Cornet erhielt aber abweisenden Bescheid, weil er die Gefährdung des Inventars unter Wurda's Mitdirektion nicht gehörig nachgewiesen. — Das Thaliatheater arbeitet in gewohnter rüstiger Weise fort, ohne jedoch seinem Inhaber, Maurice, hinreichenden pecuniären Lohn zu bringen. — Das Tivoli- (Sommer-) Theater, einst so berühmt, hat im lezten Sommer so schlechte Geschäfte gemacht, daß der Unternehmer, der zugleich das Theater in der Vorstadt St. Georg hatte, insolvent ward. Unstreitig tragen die zahllosen täglichen Conzerte zu vier und acht Schilling Entrée viel bei zum mißlichen Stand der Bühnen; aber auch sie haben wohl ihren Höhepunkt in diesem Jahre erreicht, in dem Strauß, Gung'l und andere Walzer- und Marschvirtuosen mit ihren Capellen hier gastirten, während unsere Canthal, Berens u. s. w. mit ihren Orchestern Reisen in's Ausland machten. Durch die lange Dauer der Gung'l- und Straußschen Gastconzerte in ihrem Broderwerb wesentlich beeinträchtigt, supplicirten unsere heimischen Musiker an den Senat, daß den fremden Künstlern die Concessionen in geringerer Ausdehnung ertheilt werden möchten, und sie erhielten so viel, daß künftig deren Gastspiele auf einige Vorstellungen sich beschränken sollen. Von obigen beiden Koryphäen der Tanzmusik hat Gung'l hier mehr gefallen als Strauß, obwohl auch lezterer mit Beifall überschüttet ward.

Hiesige Blätter enthielten vor Kurzem einige interessante Bemerkungen über aufgefundene Originalhandschriften Mozarts. Der Organist an der St. Nicolaikirche, J. F. Schwenke (selbst Componist und aus der bekannten Musikerfamilie dieses Namens) fand im Jahr 1829 in einem Pack Makulatur, der bereits für den Käsehöcker bestimmt war, drei Bände Partituren in der Originalhandschrift Mozarts. Er bezeichnete dieselben sofort und sie gingen für einen wahren Spottpreis in den Besitz des Musikalienhändlers Aug. Cranz hieselbst über, welcher sie erst jezt edirt hat. Der genannte Organist sah 1830 bei dem bekannten Violinisten Jos. Panny noch einen ganzen Band sogenannter Interludien, Originalhandschriften von Mozart. Eine Copie davon zu nehmen, gestattete Panny ihm nicht, und der interessante Band scheint seit des lezteren Tod (1839 zu Wien) verschollen. — Mendelssohn-Bartholdy war ein geborener Hamburger und hat hier nahe Verwandte. Deßhalb erregte sein Hinscheiden hier besondere Theilnahme. Gerade in seiner Todesstunde ward sein großes Werk: „Elias," sein Schwanenlied, im Stadttheater aufgeführt. Daselbst ward ihm auch eine würdige Todtenfeier bereitet, und außerdem in der „Tonhalle," zu welcher Emanuel Geibel aus Lübeck, des Verstorbenen Freund, herüberkam und ein ihm gewidmetes Gedicht selbst vortrug. — Interessant für weitere Kreise mag auch noch die Mittheilung seyn, daß die Wittwe des Dichters Immermann am 30. Oktober sich hier wieder verehlicht hat, und zwar mit Guido Wolff, Mitdirektor der Berlin-Hamburger Eisenbahn.

Schuselka ist noch immer die Stütze der hiesigen deutschkatholischen Gemeinde, die sich übrigens ruhig und mit Vermeidung aller politischen Ausschweifungen entwickelt. Deßhalb wird sie von den Behörden jezt auch mit gnädigerem Auge angesehen und es ist sogar Aussicht zu ihrer Anerkennung vorhanden. Der Senat hat nämlich von ihrem Vorstand den Nachweis der pecuniären Mittel für die Möglichkeit ihres Bestehens gefordert. Diese aufzuweisen, dürfte ihr freilich nicht so ganz leicht seyn, denn die Hauptunterstützung fließt ihr von einem Verein Hamburger Frauen und Jungfrauen zu, die Arbeiten machen und solche gelegentlich in öffentlicher Ausstellung verkaufen. Ihr Prediger erhält jährlich 1500 Mark und es gibt außerdem noch viele laufende Ausgaben. Am 28. November feierte sie ihren Stiftungstag im großen Saale der Tonhalle, ihrem gewöhnlichen Gottesdienstlokal. Ronge war eigens gekommen, um die Festrede zu halten, und der Zudrang war sehr groß, so daß die Mehrzahl nicht Platz fand. — Weniger Gutes läßt sich von der „freien Gemeinde" sagen, welche sich seit einigen Wochen hier constituirt hat und schwerlich hundert Mitglieder aus den geringeren Klassen zählt. Dieselbe geberdet sich, als ob sie alle Religionsformen missen könnte, und einer ihrer Vorsteher erklärte in öffentlicher Versammlung, er glaube an keinen Gott. Es wurden dort radikale Reden gehalten, welche bei Gebildeten mehr Mitleid als Zorn erregten, indeß im Volke Aergerniß gaben. Auch eine Frau soll im radikal-communistischen Sinne dort geredet haben. An demselben Tage, wo die deutsch-katholische Gemeinde ihre Stiftungsfeier beging, nahm die freie Gemeinde (auch im Saale der Tonhalle, aber Nachmittags) ihren Abschied. Der Saal war vollgedrängt und Einer aus den Zuhörern schmähte die Vorsteher in derben Worten wegen ihrer Gottesläugnung; derselbe ward zum Tempel hinausgebracht; andere nahmen sich seiner an und so entstand eine großartige Prügelei, bei welcher der froh war, der mit blauem Auge davon kam. Die Polizei mußte mit zahlreicher Mannschaft einschreiten und Allem aufbieten, um den Skandal in seinem ersten Ausbruch zu ersticken. Sie räumte das Lokal und verbot die Versammlungen. Es gibt Leute, welche den Verdacht hegen, die Polizei habe die Prügelei selbst veranlaßt, um Gelegenheit zum Einschreiten zu erhalten. — An Vereinen aller Art und mit zum Theil seltsamen Zwecken fehlt es, wie in ganz Deutschland, auch hier nicht. Ein neuer und wie es scheint sehr guter ist hinzugekommen, ein Verein zur Gründung einer Arbeitnachweisungsanstalt. Die Vermittlungen desselben sollen durchaus unentgeldlich seyn; die Kosten der Anstalt werden vom Verein getragen. Die Beschränkung auf Einheimische ist wohl nur vorläufig; Confessionsunterschiede finden in keiner Weise dabei statt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 9. Dienstag den 11. Januar 1848.

— Des Jahrmarkts Lärm und Lust,
Viel groß und kleinem Volk bewußt.

Goethe.

Drei Liebesgeschichten

aus der Vorzeit eines edlen Hauses.

(Fortsetzung von Nr. 1—8.)

II.

Die Rose von Zelhem.

Zu Zütphen war Jahrmarkt am hellen Oktobertag. Damals, in des siebzehnten Jahrhunderts zweiter Hälfte, hatte ein Jahrmarkt beinahe mehr auf sich, als heutzutag die Messe von Frankfurt, Leipzig oder Zurzach. Nicht nur den Verkäufern war es Ernst, sondern auch den Käufern. In hellen Haufen strömten diese herbei aus den zwei-und-zwanzig Städten, aus den dreihundert Dörfern der Grafschaft; dazu zogen ihrer viele zu Roß und zu Fuß von Niedergang her aus der Betau und Velau, von Mitternacht aus Ober-Yssel, von Aufgang aus Westphalen, von Mittag aus dem Land zu Cleve. Die Verkäufer kamen wohl noch weiter her, ehrsame Handelsleute von Amsterdam und von Antorf, von Köln, Aachen und Lüttich. Kleine Krämer, Gaukler und Spielleute, und vollends gar das luftige Gesindel der Landstörzer und Freischupper wehte der Wind auch hier aus allen Ecken, von allen Enden zusammen. In langen Reihen hölzerner Gezelte stand feil, was Vornehm und Gering, Alt und Jung, Mann, Weib und Kind irgend wünschen mochten. Der Reiche fand Gelegenheit, seine Geharnischten an den Mann zu bringen, der Aermere konnte für seinen bescheidenen Pfennig sich mit des Lebens Nothwendigkeiten versorgen. Nicht minder standen des Augenblickes Bedürfnisse jeglichem nach seines Beutels Maßstab zu Gebot, von der schlichten Bratwurst aus freier Hand auf offener Gasse bis zum wohlbestellten Schmaus in der Herberge zum goldenen Löwen, oder in der Weinschenke zu den tausend Mitteln, in des Landes Mundart: »'t huys van duysent middelen« geheißen. Plätze und Straßen wimmelten von Volk wie ein Ameisenhaufen. Hier schaarten sich die Kunden um den Stand eines Krämers, dort die Gaffer um die Bühne eines Zahnbrechers, des Taschenspielers oder des Seiltänzers; hier drängte sich die schaulustige Menge dem Leiermann mit der gemalten Mordthat, mit dem Meerwunder oder dem Mondkalb nach, dort sah sie mit lüsterner Schadenfreude eine Marktdiebin auspeitschen oder einem armen Schelm das Ohr abschneiden, wie denn überhaupt nach dem Markrecht gemeiner Stadt zu Zütphen jeder Frevler, der auf handhafter That ergriffen worden, ohne Verzug seine Strafe empfing, es sey denn, daß er den Hals verwirkt hätte.

Der goldene Leu mit dem Pfeilbündel in der Branke, das stolze Sinnbild des „goldenen“ Niederlandes, zierte den Thorweg eines gar stattlichen Hauses. Der Wirth darin, Meister Hendrik von Mönnikedam, war der dickste Biedermann von Zütphen, sein Weib, Frau Haasje, die rundeste „Trutschel“ in Gelderland. Er schenkte den klarsten Wein, den herzstärkendsten Hippokras, das steifste Braunbier, den schärfsten Wachholderbrenz; sie war eine Köchin, um den Tod von Ypern zu mästen, wenn er bei ihr in die Kost gegangen wäre. Zur Marktzeit ging's natürlich im Löwen drunter und drüber, doch verloren die Wirthsleute nicht den Kopf, weil sie ohnehin das ganze Jahr über in Athem gehalten wurden. Bei allem Sturm und Drang fand Meister Hendrik sogar

Muße, häufig unter der Einfahrt zu stehen, um die Gäste nach Stand und Würde zu empfangen. Da kamen in schwerfälliger Kutsche Frauen und Fräulein vom Lande, in offenen Wagen oder auf friesischen Gäulen Pfarrherrn, Gutsbesitzer, Pächter, Müller, Wirthe und dergleichen Leute mit Weibern und Kindern; sie alle wies der Wirth in Saal und Stuben, doch selten, ohne mit ihnen ein paar Redensarten auszutauschen.

So rollte auch ein leichter Korbwagen daher, bei dessen Anblick Hendriks breites Vollmondsgesicht vor eitel Lust erglänzte. Es war aber auch der Mühe werth, um des schönen Kindes willen, das bei Vater und Mutter auf dem Brette saß. Besagtes „Kind" hatte die Kinderschuhe längst ausgetreten und war ohne weiters seine tausend Sonntage alt, ein Prachtstück von einer Jungfer, mit Wangen wie Milch und Blut, strotzend von Formen wie die hundertblättrige Rose, und bei aller Ueberfülle dennoch von Zügen, wie sonst in allen Stücken, so fein, so zart und lieblich wie die schönste Tulpe von Harlem.

Der Löwenwirth schüttelte dem Ehepaar die Hände, streichelte des Mädchens Wangen und rief: „Willkommen, Meister Hatger und liebe Frau Kathrinje, willkommen, Jungfer Trudchen. Habt ihr auch einmal wieder den Weg von Zelhem gefunden? Seit dem vorigen Markt seyd ihr nicht mehr in Zütphen gewesen, ist das auch recht?" — „Wenn wir könnten wie wir möchten," entgegnete die Frau, „wir kämen wenigstens an jedem Sonntag zum werthen Vetter Hendrik. Doch müssen wir uns die Lust schon vergehen lassen. Wenn mein Alter sich auch die Woche über geplagt hat, am Sonntag ist er darum nicht frei; wenn der ärmste Taglöhner hingehen darf, wo er will, so muß der Richter jedem Schubiak Red' und Antwort geben . . ." — Gertrud unterbrach die geschwätzige Mutter: „Ei, seht doch, ist das nicht unser Eisenschimmel, welchen der Knecht dort über den Hof führt? Schad' um das Pferd! der Vater hätt' es nicht verkaufen sollen." — „Warum nicht?" rief Hatger; „der Schimmel ist mir redlich bezahlt worden." — Kathrine fügte hinzu: „Und hat's gewiß nicht schlimmer als bei uns, seinem Aussehen nach." — „Will's meinen," erläuterte Hendrik, „der Gaul gehört dem reichsten Junker in ganz Westphalen." — „Ei wem denn?" — „Dem Grafen von Steinberg-Waldheim-Leuenegg." — „Ein langer wunderlicher Name." — „Der ihn führt, ist auch lang genug, und ein wunderlicher Heiliger dazu. Jahr ein, Jahr aus lebt er wie der Dachs in seinem Bau, geht bei Tag dem Waidwerk nach und sitzt Abends hinter den Büchern, hat nicht Kind noch Kegel und auch keine Gesellschaft, seit sein Vetter, der alte Leuenegger, todt ist. Erst kam der Alte immer allein, dann Beide mitsammen, jetzt kommt der Junge, doch seit dem drei-und-vierziger Jahrgang ist im Ganzen der Besuch von Leuenegg auch nicht einmal ausgeblieben. Wenn ich vom Alleinkommen rede, so mein' ich damit die Herrschaft, denn an Dienern ist kein Mangel, und das Völklein hat in den siebzehn Jahren etwas Redliches bei mir verzehrt. Für die Krämer ist die Kundschaft auch ihren guten Stüber werth; der vierspännige Rüstwagen reicht manchmal kaum aus, alle Einkäufe fortzuschaffen. Ihr habt den gnädigen Herrn gewiß schon mehr als einmal hier gesehen. Doch, daß wir nicht ein's in's andere plaudern, hat die Rose von Zelhem unter ihren Freiern noch keine Wahl getroffen?"

Trudchen senkte erröthend die Blicke, Hatger zuckte die Achseln, Kathrine aber gab Bescheid: „Das einfältige Ding will noch nicht recht anbeißen; doch denken wir, daß Kurt Kornhart, des Nachbars Junge, unser Mädchen haben soll. Er ist ein ordentlicher, stiller Mensch." — „Ha ja, ich kenn' ihn," meinte Hendrik, „doch wo habt ihr ihn?" — „Der alte Kornhart liegt schwer darnieder und hat den Kurt nicht von dannen gelassen," sagte die Mutter; die Tochter fügte hinzu: „So fehlt mir denn für den Nachmittag der Tänzer, und der beste Spaß des Jahrmarkts fällt in's Wasser." — „Wer weiß, Kind, wer weiß!" tröstete der Löwenwirth; „ich selber trage zwar um ein paar Pfund zu schwer, aber es gibt schon andere, die sich rühren können."

Der wunderliche Heilige, vom welchem Hendrik eben gesprochen, war indessen mit Einkaufen beschäftigt. Heinrich von Steinberg war seit Gisbertas Tode aus dem schmucken Jüngling ein stattlicher Mann geworden, ohne daß der Jahre Lauf und der trübselige Ernst von seinen Zügen den Schmelz der Jugend gänzlich verwischt hatten. Wo er ging und stand, ruhten mehr oder minder verschämt der Weiber und Mädchen Blicke mit Wohlgefallen auf ihm. Er gab nicht Acht darauf, und das Erröthen der schüchternen Jungfrau reizte ihn so wenig, als der gefallsüchtige Blick aus beutelüsternen Augen; für ihn schien mit der süßen Braut das ganze weibliche Geschlecht gestorben und begraben. So kümmerte ihn auch wenig genug seines Leibes Schmuck und Zier; nicht Gold, nicht edles Gestein, nicht Silber war an ihm zu erblicken, und dennoch sah er im schlichten Jägergewand, mit der zerfaserten Wildfeder auf dem grauen Hütlein, mit den Eisensporen an den hohen Stiefeln wie ein ritterlicher König aus. Wo er hinzutrat, um die Waaren zu beschauen, eilten die Krämer, ihn zu bedienen; sein Handel war immer kurz und rund, seine Rede bestand in bündigen Worten, und niemals feilschte er. Schien ihm der geforderte Preis zu hoch,

so wandte er den Rücken, und vergebens blieb alles Nachrufen. Wer ihn einmal betrogen, zu dem kam er niemals wieder, wogegen er unbedingt denjenigen vertraute, deren Kunde er geworden. Zu diesen gehörte der Tuchkrämer und Kleiderhändler von Kambrich. — „Guten Tag, Meister Rütger,“ sagte der Graf, an den Stand tretend. — „Gott zum Gruß, gnädiger Herr,“ antwortete der; „ich habe nach des Herrn Befehl die Kleider für ihn und seine Diener machen lassen. Was soll ich das nächstemal mitbringen?“ — „Grad so wie das leztemal,“ antwortete gewohnterweise der Herr und zählte in holländischen Dukaten den Preis auf's Blech hin. Der eigentliche Handel war damit zu Ende, doch nicht das Geschäft, denn der Steinberger hatte Kunden, welche seiner harrten: arme Leute, die er aus Rütgers Vorrath zu kleiden pflegte. — „Da ist der alte Bastian,“ sagte er, „der muß einen warmen Rock für den Winter haben. Der dort bedarf neuer Hosen. Jener kann nicht ohne Wamms bestehen.“ Solcher Liebesgaben kam eine ganze Reihe, doch erhielt nicht jeder unbedingt, was er verlangte. Den einen fuhr der Edelmann mit rauhen Worten an: „Hab' ich dir nicht vor einem Jahr erst den Flaus geschenkt? Er hält noch ein Jahr, und ich habe kein Geld, aus jedem Lumpen einen Stutzer zu machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Creusot.

(Schluß.)

Das erste Gefühl, ich will es gern bekennen, das mich ergriff, als ich die weiten und tiefen Kessel, die furchtbaren Schlote, die kolossalen Oefen, die langen, langen Röhren und den heißen Rauch, der überall wirbelte, erblickte, und mir das Sausen, Zischen, Prasseln, das allenthalben sich hören ließ, in die Ohren drang, war das Unbehagen; ich war von dem Schauspiel dieser riesigen Anstalten zu sehr überwältigt, als daß die Bewunderung im ersten Moment hätte aufkommen können. Doch wie ich einmal von dem ersten Schrecken, wenn ich so sagen darf, vor den Ungeheuern, die mich umgaben, mich erholt hatte, und auch das erste gedankenlose Erstaunen über so viel Größe beseitigt war, da fing ich erst an, mit Achtsamkeit und hoher Achtung alle Gassen dieses merkwürdigen Labyrinths zu durchwandern und alle Einzelnheiten, so wie das Gefüge und den Gang des vielverzweigten Triebwerks unter der Leitung eines sachverständigen Führers zu untersuchen. Gewiß gibt es kein philosophisches System, wie fest und eng auch die Sätze desselben in einander geschoben und an einander gelöthet seyen, gewiß keinen noch so fein gesponnenen Roman und keine so verwickelt geschürzte Mantel- und Degenkomödie Calderons, wo die Federn und Fäden in größerer Anzahl vorhanden wären als hier die großen und kleinen Apparate, und in innigerer Wechselwirkung ständen als hier sämmtliche Theile des riesenhaften Ganzen. Es ist eine Welt, die ihre mächtigen Körper und ihre winzigen Gebilde hat, beide nach unabänderlichen, in ihren Anlagen einfachen, in ihrer Anwendung unendlich mannigfaltigen Gesetzen mit Weisheit regiert.

Hier hebt allerdings die Industrie weit über ihre gewöhnliche Sphäre sich hinaus und erreicht, wenn auch nicht den Zauber und die Weihe, doch etwas von der Würde und dem Genius der Kunst. Die finstere Minerva tritt in den Kreis der Musen, und wagt sich auch Vulkan nicht an die Leier Apolls, so erhalten, wie einst in den gesangreichen Fabelzeiten die zerstreuten Steine, die durch die Gewalt des Wohllauts zu geordnetem Bau sich sammelten, auch hier durch die allmächtige Harmonie die zersplitterten Bruchstücke formloser Massen Einheit und Gestalt.

Eins fehlt hier freilich noch zur wahren Kunst, und dieses Eine ist Alles, die Sprache des Herzens zu dem Herzen. — Darum ist auch alle Dichtung,* die das nicht hat, wenn sie auch die eigenthümlichsten Abenteuer noch so spannend verkettet, darum jede Tonschöpfung, die das nicht hat, wenn sie auch die Noten noch so geschickt zu verschlingen und die Instrumente noch so pomphaft zu gebrauchen weiß, darum die handfertigste Plastik, die das nicht hat, wenn sie auch die Farben noch so fein zu mischen und die Linien noch so meisterhaft zu ziehen versteht, keine Kunst, sondern bloße Industrie; ja weit tiefer steht sie noch als diese, denn sie nützt unendlich weniger und ist nur allzu oft schädlich, oder doch gefährlich. Selbst auf Geist und Gemüth wird ein Kunstwerk, dessen Verhältnisse noch so großartig seyn mögen, wenn ihm jenes Eine fehlt, nicht den Eindruck der Größe, den eine Anstalt wie Creusot auf eine unverkünstelte Seele machen muß, hervorbringen.

Homerische Schönheiten hab' ich allerdings in Creusot nicht entdeckt; weder eine Quelle lyrischer Verzückung, noch eine Gelegenheit zu schwunghafter Andacht fand ich in seinen Werkstätten; aber daß meine Stimmung, wenn es durch die Nebel der Er-

---

* Für das Lustspiel gilt dieser Satz so gut wie für alle Poesie. Das Lachen ist nur poetisch, wenn es ein herzliche Lachen ist.

innerung mit seinem Dampf und Feuer, und seiner chaotischen Musik meinem innern Sinn sich darstellt, dadurch eine prosaischere würde, ich müßte lügen, wenn ich das behaupten wollte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, December.

(Schluß.)

Rath und Bürgerschaft. — Bauten. — Verkehr.

Ein anderer Verein, der der Grundeigenthümer, hat in lezter Zeit eine gewisse politische Bedeutung erhalten, insofern er auf eine Reform der Verfassung mit großem Nachdruck hinarbeitet, und da seine Mitglieder das Recht haben, die Versammlungen der erbgesessenen Bürgerschaft zu besuchen, so haben sie das Mittel, ihrem Willen in der gesetzgebenden Körperschaft Ausdruck zu geben. Durch den Grundeigenthümerverein aufgemuntert, besuchten in lezter Zeit die sogenannten freiwilligen erbgesessenen Bürger, die nicht in Bürger- oder Staatsamt stehen, zahlreich die Rath- oder Bürgerconvente. Freilich bringen sie in diese ehr- und sittsamen Versammlungen gährende Elemente, welche sich namentlich bei Berathung der Finanzangelegenheiten in so gewaltiger Weise geltend machten, daß z. B. im Michaelikirchspielcollegium die Herren von den Stühlen aufsprangen, die Thüre verschlossen und in fast grobpersönlicher Weise discutirten. Der Hauptantrag des Raths ward auch abgewiesen und demselben eine frühere Veröffentlichung seiner Propositionen dringend empfohlen. Ruhiger ging es zwar im folgenden Convente zu, allein auch hier ward ein die Schulordnung betreffender Antrag zurückgewiesen, und zwar, weil die Bürgerschaft nicht will, daß die Schule, nach dem Entwurf E. E. Raths, von der Kirche durchaus abhängig seyn soll. In demselben Convent empfahl die Bürgerschaft dem Senat, durch den hanseatischen Gesandten am Bundestage darauf hinarbeiten zu lassen, daß die nach Artikel 18. der Bundesakte zugesicherte Preßfreiheit hergestellt werde; die Censur in innern Angelegenheiten wünsche sie gänzlich beseitigt. Diese Censur wird übrigens im Ganzen sehr milde gehandhabt; nur die Verhandlungen im Bürgerconvent dürfen nicht berichtet werden. Die Censur in auswärtigen Angelegenheiten bezeichnet sich hinlänglich dadurch, daß man den Aufruf zum Beselerfonds hier nicht passiren lassen wollte, und ihn endlich mit Mühe unter den Intelliganzanzeigen im Lokalblatte durchbrachte. Das Gedicht des Königs von Bayern gegen die Dänen fand dagegen keinen Anstoß.

Unsere Kirchenbauten schreiten fort, würden aber noch rascher gedeihen, wenn die Geldzuflüsse nicht sehr knapp wären. Während für die Nikolaikirche die wöchentliche Schillingssammlung fortgeht, ward für die Petrikirche neulich durch die Pastoren und Juraten eine Haussammlung angestellt, deren Ergebniß zu 95,000 Mark angegeben wird.

An den Bau unserer Staatsgebäude ist wegen Mangel an Geld vorerst nicht zu denken. Die Staatswasserkunst und die Entwässerung des Hammerbrooks (einer großen Ebene in der östlichen Vorstadt) haben sehr große Kapitalien verschlungen und dem leitenden Ingenieur Lindley, einem Engländer, wird von einer Seite Verschleuderung des hamburgischen Geldes vorgeworfen. In der vorlezten Bürgerschaftsversammlung trug man sogar von jener Seite darauf an, ihn aus hamburgischen Staatsdiensten zu entlassen, und die 20,000 Mark (10,000 Thaler preuß.), die er jährlich bezieht, bei unsern knappen Kassen zu sparen, um so mehr, als das lezte Budget ein Defizit von mehr als einer halben Million nachweise. Der Antrag blieb indeß in der Minderheit. — Das Gesellschaftshaus der sogenannten „patriotischen Gesellschaft“ zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe ward am 1. December feierlichst eingeweiht. Es steht auf dem Platze des ehemaligen Rathhauses und ist in altgothischem Styl gebaut, kann sich aber keinen Beifall erwerben. Auch bei diesem Bau haben die Kosten den Anschlag sehr weit überstiegen, ein Uebelstand, der bei unsern öffentlichen Bauten zur Tagesordnung gehört.

Bei den furchtbaren Erschütterungen des Geldmarkts in England mußten viele hiesige Häuser bedeutende Verluste erleiden. Unsere Börse hat aber diese Schläge durchaus nicht empfunden, sondern von hier noch sehr beträchtliche Baarsendungen auf Spekulation nach London gemacht. Wir haben hier kein einziges Fallissement eines Hauses erster Größe erlebt, nur zwei Firmen zweiter Größe stellten ihre Geschäfte ein, aber nicht in Folge der englischen Geldkrisis, sondern wegen anderweitiger entscheidender Verluste. Die Solidität der Hamburger Börse hat also abermals eine neue Probe bestanden, die um so bedeutsamer ist, je inniger unser ganzer Handel mit dem Englands zusammenhängt. — Weniger erfreulich ist für den kleinen Mann die starke Ausfuhr von Fleisch und Vieh nach England, da durch dieselbe die Fleischpreise so gesteigert werden, daß der kleine Handwerker und Arbeitsmann zulezt Fleisch nur als eine Festtagsspeise betrachten darf, während er bisher kräftige Nahrung und mindestens viermal die Woche sein Stück Fleisch auf dem Tische gewohnt war. Da indeß der Handel in seinen Bewegungen nicht beschränkt werden darf (was bei uns der geringste Mann anerkennt), so wird keine andere Abhülfe zu erwarten seyn, als die endliche Ueberfüllung des jenseitigen Markts, und dieß ist allerdings schon in diesem Herbst theilweise gespürt worden. In Folge der großen Ausfuhr von Fleisch, Fettwaaren und Gemüse ist übrigens der Werth der Ländereien weit umher bedeutend gestiegen. Mögen auch andere Ursachen, wie z. B. die Anlage der Eisenbahnen, dazu mitgewirkt haben, so ist jene doch die vorwiegende, denn eben durch die Eisenbahnen wird die Ausfuhr so sehr begünstigt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 3.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 10. Mittwoch den 12. Januar 1848.

Philemo scripsit, Plautus vertit barbare.
Plautus.

Hamlet auf der französischen Bühne.

(Wir dürfen wohl glauben, daß viele unserer Leser den Mittheilungen unseres französischen, deutsch schreibenden Mitarbeiters mit Interesse folgen. Derselbe hat, wie wir früher erwähnt, mehrere Jahre in Süddeutschland zugebracht. Daß er so deutsche Elemente in seine Kunstanschauungen aufgenommen, kann nicht wundern, aber der Grad, in dem dieß geschehen, mochte befremden. Ja, der deutsche Geist ist so geschaffen, daß diese weit gehende Entäußerung der Nationalität manchen gar verlezt hat. Im folgenden Artikel aber kommt auf einmal der Franzose zu Tage. Durch die Art, wie er die Dumas'sche Zurichtung des Hamlets theilweise gutheißt, beweist er uns, daß er nicht in allem verlernt hat, „de son pays" zu seyn.)

»Après 250 ans,« sagt einer unserer salbungsvollen Kritiker, »Shakespeare vient enfin d'être révélé à la France.« — Die Jahreszahl wollen wir nicht näher prüfen; auf einige Jahre kommt es ja doch nicht an. Die Thatsache der Offenbarung wollen wir ebenfalls gelten lassen, da die Herrn selbst die früheren besser oder schlechter gelungenen Versuche von De Vigny, Colet, Lacroix und Andern ignoriren wollen. Genug, Hamlet, das Trauerspiel, das uns das »Théâtre historique« in diesem Augenblick vorführt, ist wirklich das Shakespearesche, gerade so wie in Deutschland, ja besser, also shakespearescher als dort, denn es ist hinsichtlich der Gesammtwirkung besser eingerichtet. Hier haben wir endlich einmal etwas Besseres als die schwunglosen, von Unverstand strotzenden Verarbeitungen, die man uns unter ausländischen Namen und Titeln auftischt. Will und kann das Théâtre historique so fortfahren, so dürfen wir diesen ersten Versuch als die eigentliche Grundsteinlegung zum dramatischen Museum ansehen, das ich einst als einen eiteln Traum besprach.

Die Uebersetzung des Hamlet ist von Paul Meurice, demselben, der mit August Vacquerie aus der Antigone ein romantisches Schauspiel, und aus Sophokles einen Hyperromantiker machte. Die Bühneneinrichtung mag A. Dumas selbst zu verdanken seyn, und sie entschädigt uns gewissermaßen mit den gräulichen Schauspielen, die er uns als Königin Margot und Chevalier de Maison-rouge ein ganzes Jahr hindurch zur Abstumpfung aller Sinne aufgenöthigt. Diese Bearbeitung des Hamlet wurde, wie Sie wohl bereits wissen, vorigen Winter auf Dumas Privattheater in St. Germain vor einer auserwählten Gesellschaft aufgeführt. Nun liegt sie vor dem großen Boulevards-Publikum. Schwerlich wird sie gleich der Königin Margot und dem Chevalier de Maison-rouge hundert bis hundert und dreißig Vorstellungen erleben; indessen dürfen wir ihr eine ziemlich glänzende Bahn prophezeien.

Ueber Hamlet an sich, über die welthistorisch-philosophische Auffassung des Stoffs ist bereits das mannigfaltigste gesagt und leider auch geschrieben worden. In der lezten Zeit hat namentlich Hebbel das Stück zu einem menschheitlichen, weltgeistmäßigen, kurz faustartigen Drama erhoben — erhoben oder herabgesezt, wie man will. Jedem steht es natürlich frei, in jeder noch so individuellen Dichtung jede ihm beliebige Allgemeinheit (auf gut französisch banalité) zu sehen; aber ich bin nicht genug eingeweiht in solche Anschauungen und kann mich in diese philosophische Sphäre nicht hinaufschwingen. Unter uns gesagt, thut es mir gar nicht leid, und ich danke vielmehr meinem Kunstgott dafür. Faust mag für eine Personificirung

des Menschen überhaupt gelten; Hamlet aber ist nicht der Mensch, sondern ein Mensch, ein Individuum, kurz Hamlet. Und als ich das Werk bei dieser Gelegenheit wieder las, als ich es auf unserer Boulevardsbühne sah, bemerkte ich trotz „der furchtbaren Dialektik der Charaktere" nichts als Menschen von Fleisch und Blut, und rein gar nichts davon, daß diese Menschen, „so weit sie im Gedanken, in ungemessener Vertiefung in sich selbst leben, durch die kühnsten, entsetzlichsten Fragen Gott aus der Welt wie aus einer Pfuscherei herausjagen möchten." Ich meine, man thut Shakespeare Unrecht, wenn man ihm dergleichen tiefe Absichten unterlegt; man thut dadurch der Kunst überhaupt Unrecht und verzerrt sie zur Unkunst. Insofern hat Goethe den Deutschen ungemein geschadet, indem er mit seinem Beispiel die künstlerische Naivität, die Unbefangenheit bei der Nation auf lange Zeit und bei vielen Dichtern wohl auf immer verscheucht hat. Er selbst litt zunächst am meisten dabei und verdarb uns nur zu oft die Lust an seinen Dichtungen. In Frankreich kam es gottlob nie so weit; dießmal namentlich wurde Hamlet durch und durch individuell und nicht im geringsten als ein Gemeinplatz aufgefaßt. Unser rühriger Roman- und Dramenunternehmer bemühte sich vielmehr, dem reflektirenden Hamlet einige frische Thatkraft einzuhauchen. Dem Franzosen schwebt bei Hamlet fortwährend Orestes vor, und ich meine, sobald man sich in die Dämmerung des englischen Gedichts hineinwagt, thut man besser, bei den Griechen sich einiges Licht zu holen, als bei den Deutschen.

Im Ganzen ist die französische Bearbeitung ziemlich treu, wenn auch sehr frei gehalten. Die Vergiftung des Vaters und die Rache, welche Hamlet an Claudius und Gertrude nehmen soll, wurde nicht als Mittelpunkt eines umherschweifenden Ganzen, sondern als alleiniger Vorwurf der Tragödie genommen. Die Reise nach England, all die Angelegenheiten mit Fortinbras und dergleichen werden als unnütze, mithin schädliche Auswüchse beseitigt. In Deutschland begnügen sich die Direktionen mit bloßem Zustutzen; man streicht rechts und links dieses und jenes weg, und zwar nicht immer glücklich, behält aber im übrigen die untheatralische Scenenfolge gewissenhaft bei. Dumas und Meurice thaten meiner Ansicht nach besser, indem sie nur die wichtigen Elemente heraussichteten und den jetzigen Bühnenforderungen gemäß nach Kräften ordneten. Man könnte es vielleicht noch verständiger thun; aber genug, daß gezeigt wurde, wie Shakespeare auf die moderne Bühne gebracht werden und bei aller Freiheit der Behandlung doch ganz als Shakespeare erscheinen und wirken kann.

Hamlet ist in Deutschland so bekannt, ich möchte sagen so populär, daß obige Andeutungen hinreichen, ungefähr zu zeigen, was beibehalten, was verworfen wurde. Drei Punkte nur bedürfen einer näheren Erwähnung. — Der erste Akt beginnt mit der Hofscene, der zweiten bei Shakespeare. Dieß verlezte mich. Die Art und Weise, wie Shakespeare uns in sein Schauspiel einführt, ist unstreitig poetischer, bei ihm gibt der erste Eindruck eine prägnantere Idee des Ganzen. Die Dichter achten in der Regel nicht genug auf diesen doch sehr wichtigen Punkt. Das Schauspiel beginnt also bei uns mit einem bequemen Gemeinplatz, wie wir dergleichen übersatt sind. Andererseits beweist es abermals, daß die Franzosen das Mährchenhafte, oder auch Volksmäßige nicht zu behandeln wissen; Dumas hätte unbedingt mit dem Erscheinen des Geistes anfangen und also den außernatürlichen Kreis deutlich beschreiben sollen, innerhalb dessen sich alles bewegt. Ueberhaupt wäre gegen die ganze Erscheinung des Geistes gar vieles einzuwenden; so ein handgreiflicher, schwerknochiger und dickfleischiger Geist ist mir nie vorgekommen. In vollständiger weißglänzender Rüstung tritt er, und zwar stets auf der Vorderbühne, auf, und spricht überdieß wie der gemeinste Erdenritter. Wir besitzen freilich keinen Eßlair, der im Stande wäre, uns an die Wirklichkeit der nächtlichen Erscheinung glauben zu machen. Ueberdieß weiß sich der deutsche Geist in dunkler Rüstung und im grauen Schleier stets bescheiden im dunkeln Hintergrund zu halten; nicht so der französische.

Die zweite Bemerkung gilt dem Schauspiel im Schauspiel, das hier bündiger gehalten wird. Ich gestehe, ich war überrascht und das Ding kam mir wie neu vor. Viele Einzelnheiten an sich, sowohl in der Rede als im Spiel, möchten, streng betrachtet, zu tadeln seyn; aber ich will nicht tadeln, denn der Beifallssturm, der auf einmal losbrach, war mir gar zu willkommen. In dieser Scene ist, wie gesagt, Alles kürzer, gedrängter; die Gespräche mit den Schauspielern, die Vorbereitungen und das Schauspiel folgen rasch und klar auf einander. Während des Schauspiels liegt Hamlet, wie bekannt, auf dem Boden und spielt mit dem Fächer der Ophelia. Nun heftet er durch die Spalten des Fächers die Augen auf seine Mutter und den König, und kriecht allmählig, unvermerkt, eine giftige Schlange, über die ganze Breite der Bühne bis zu den Füßen seiner Mutter. Mit jedem Ruck veranschaulicht er immer deutlicher das Erwachen und die Qualen des Gewissens bei den beiden Verbrechern. Auf einmal bricht Alles los: Hamlet ist seiner Sache gewiß und wird von einem tobenden Siegesfieber ergriffen, das nur nach und nach sich legt. Man sagt mir, dieß sey den Engländern nachgemacht, und mich wundert, daß die Deutschen es nicht ebenfalls nachmachen. Es mag grell seyn, aber die Wirkung ist ganz und

gar die richtige. Uebrigens so grell ist es doch nicht, und der deutsche Hamlet sollte ebenfalls hie und da die stürmischen Aufwallungen eines Oreües in sich fühlen und, wenn auch nur vorübergehend, sich seiner Pflicht gewachsen zeigen.

Die dritte Bemerkung betrifft den Schluß, der Richard III. entlehnt ist. Das ist einmal eine gewaltige Zuthat. Claudius, Gertrude und Laertes liegen sterbend auf der Bühne; Hamlet entfernt den ganzen Hof, und auf einmal tritt der Geist — und zwar abermals im Vordergrund — auf. Die drei Sterbenden erwachen auf einen Augenblick und der Geist richtet über sie. Zu Laertes und Gertrude spricht er: „Hoffe und stirb," zu Claudius: „Verzweifle und stirb," und zu Hamlet: „Du wirst leben." — Lezterer Spruch erscheint um so unpoetischer, je mehr Hamlet im Ganzen des Stücks ganz und gar der shakespeareſche ist. Ich hätte viel darüber zu sagen, aber Deutschen gegenüber möchte es überflüssig seyn, das handgreiflich Falsche der Wendung hervorzuheben. Sonst bin ich mit diesem Schluß ganz und gar einverstanden; aber Hamlet muß sterben.

Nach dem allen können Sie sich ungefähr vorstellen, was das englische Trauerspiel unter Dumas Händen geworden. Ich meine, Dumas hat es nicht verdorben, hat es sogar, theatralisch betrachtet, eher verbessert. Von der Sprache sage ich vor der Hand nichts; sie schien mir zwar fast immer matt und farblos, mitunter aber sprühen doch einige ächte Funken. Das Ganze ist in Alexandrinern übersezt. — Armer Yorik! — Gespielt ward es unter aller . . . Der Leser mag nach Belieben die Redensart ergänzen. Hamlet zumal, Rouvière, war mir ein Ideal der gräulichsten Coulissenreißerei, ein Gliedermann, der weder christlich, noch heidnisch, noch menschlich gehen, sprechen, sitzen, noch stehen kann. Die guten Leute müssen noch viel schwitzen, bis sie einen Charakter auffassen und darstellen lernen.

Soll ich Ihnen noch ein Wort von den Dekorationen sagen? — Nun ja, sie sind recht schön. — Und das Publikum? müssen wir es ganz mit Stillschweigen übergehen? Aber das Publikum war so still! nur die Römer gaben Lebenszeichen. Ich sah mich fleißig um und glaubte mitten in ein Shakespeareſches Publikum versezt zu seyn, in die Zeit nämlich, wo kein anständiges Frauenzimmer das Schauspielhaus betreten durfte. „Seht ihr die Wolke dort, beinahe in Gestalt eines Kameels?" So war es: ich saß mitten in Wolken; das Theater war, wohl zufällig, in eine wahre Wüste verwandelt. — Einmal aber klatschte Alles wüthend, beim kleinen Schauspiel nämlich.

Die Rose von Zelhem.

(Fortsetzung.)

Bei einem andern hieß es: „Ich muß vernehmen, daß du ein Bärenhäuter bist, der nicht arbeiten mag; geh' und komme mir nimmer wieder, bevor du dich gebessert hast." Wieder einer wurde gescholten, weil er sein Gewand nicht rein hielt. Ein vierter hatte liederlicher Weise das Geschenk verschleudert, der fünfte und sechste das oder jenes verschuldet. In ähnlicher Weise ging es bei Meister Jansen, dem Schuhmacher, zu, nur mit dem Unterschied, daß hier eine Schaar barfüßiger Kinder sich einfand und ohne Widerrede bedacht wurde, so weit der Vorrath reichte. — „Die armen Krabben können nichts dafür, daß ihre Eltern zu arm oder zu liederlich sind, um sie mit Schuhwerk zu versorgen," pflegte der großmüthige Herr zu sagen; „in der Schrift heißt es: laßt die Kleinen zu mir kommen; womit geboten wird, ihnen mitzutheilen, was wir eben geben können."

Wie Heinrich dießmal so dastand und mit milder Hand die liebe Jugend beschenkte, kamen Kathrine und ihre Tochter dazu. Zu der Mutter Ohr geneigt, flüsterte Trudchen: „Seht doch, Mutter, das ist gewiß der Junker aus Westphalen." — „Was kümmert er dich?" antwortete in verweisendem Ton Frau Katherina. Die Jungfer wurde über und über roth, als wäre sie auf einem Unrecht ertappt worden; weil sie selber nicht recht wußte, weßhalb sie erröthete, schämte sie sich nur um so mehr und wollte weiter gehen. Das aber litt die Mutter nicht. „Bei Jansen finden wir die besten Schuhe," sagte sie. Heinrichs feines Ohr hatte Rede und Widerrede vernommen, und sein Blick wandte sich auf Gertrude. „Eine schmucke Dirne," dachte er in seinem Sinn, doch so ruhig als ob er ein gemaltes Bild betrachtete. Ihm gefiel das in Purpur getauchte Antlitz, eingerahmt von den Goldblechen auf den Schläfen, ihm behagte nicht minder die füllreiche Gestalt, und nachdem er sie mit einem flüchtigen Blick überschaut, wollte er sich wieder abwenden. Aber im Buch des Geschickes stand es anders geschrieben.

Fürwahr, ein wunderliches Wesen ist es um des Menschen Herz. Der edle Graf von Steinberg-Waldheim-Leuenegg war damals gut seine sieben-und-dreißig Jahre alt, und dem Angedenken seiner ersten Liebe bis dahin unwandelbar treu geblieben, nicht weil er sich's eigens vorgenommen, sondern ganz einfach aus innerer Nothwendigkeit und kaum sich selber dessen bewußt. Auch die Rose von Zelhem schien seiner Ruhe nicht gefährlich, und dennoch wurde sie's durch eine einzige kleine Bewegung. Sie versuchte nämlich

verschiedene Schuhe anzuziehen, bis sie das passende Paar fand, und der Anblick ihrer überraschend feingeformten Füße war der Blitz, welcher in den Pulverthurm fuhr. Von Stund an war Heinrich völlig verwandelt und wie bezaubert; doch gab er sich nicht fügsam dem Zauber hin. In seinen Gedanken sprach er: „Ich will ihr was für die niedlichen Füßchen schenken und dann meiner Wege gehen.“ — So langte er denn ein Paar rothe Schuhe von der Leiste und sagte zu Trudchen: „Vergönnt mir, schöne Jungfrau, Euch einen Jahrmarktskram zu verehren. Tanzt fleißig in diesen Schuhen und laßt Euch den Geber nicht leid seyn.“

Freudig überrascht lächelte Trudchen vor sich hin. Die einfache Höflichkeit erschien ihr bedeutungsvoller, als sie eigentlich gemeint war, und obschon betroffen, war die Schöne dennoch mit der Antwort bei der Hand. „Zum Tanzen gehören mehr als rothe Schuhe,“ sagte sie mit dem Sprüchwort, und fügte hinzu: „vor allen ein Tänzer, und eben der geht mir heut ab.“ — Die Aufforderung dieser Worte war nicht mißzuverstehen, auch gab sich Heinrich darum keine Mühe; er zog es vor, einen Hofbescheid zu ertheilen. „So muß ich schon ein paar Winter vergessen,“ antwortete er, „und die schöne Jungfer zum Plan führen. Auf Wiedersehen denn.“ Grüßend ging er von dannen. Trudchen starrte in süßer Selbstvergessenheit ihm nach, bis die Mutter ihr einen derben Rippenstoß versezte und dazu sprach: „Eitle Thörin und Hochmuthsnärrin, ich glaube gar, du merkst den Spott nicht? Der hochmüthige Junker denkt so wenig daran, dich zum Tanz zu führen, als dich zu heirathen.“ — Gertrude fühlte nur allzu tief, wie recht die Mutter hatte; wär' es dem Grafen Ernst gewesen, so hätte er doch gefragt, wo er seine Tänzerin treffen könnte? „Ich glaube ja keine Sylbe,“ sagte das Mägdlein, und fügte seufzend hinzu: „doch wie schön, wenn sich's fügte!“ — „Was?“ — „Das Tanzen,“ entgegnete der Mund, aber das Herz dachte an mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

Die alte und die neue Schweiz.

Der Kampf der neuen und neuesten Schweiz gegen die alte ist beendigt, die einst so kühne, tapfere und freie Urschweiz liegt in den Banden des Radikalismus und wird in diesem gekrümmten Zusammenkauern keinen Anspruch mehr auf den alten Ruhm machen. Immer muß anerkannt werden, daß unser Genfer Dufour, als General in diesem Feldzug, edlen, menschlichen Sinn neben großer Sachkenntniß bewiesen hat. Er hat, zumal in den Urkantonen, durch kluge Benützung und Vertheilung seiner Uebermacht (6 zu 1) an Truppenzahl, Artillerie und sonstigem Kriegsmaterial, sowie durch kluge, concentrische Märsche dargethan, daß ihm die Einwohner noch immer werth waren, wie damals beim großen hiesigen Schützenfest, wo er mit vielen Andern ihnen hier zurief: »enfans de Tell, soyez les bien venus!« Wie die Tellsglorie indessen zweideutig und dann gar eindeutig geworden ist, so steht es jezt auch mit der Glorie der Urkantone. Es haben sich starke Nebel darauf gelegt. Die guten Leute, welche ihnen und ihren Regierungen Besseres zutrauten — und Schreiber dieses gehörte auch dazu — meinten, ein Gebirgsvolk, das alten Ruhm zu bewahren hat, könne sich auch gegen große und kriegsgeübte Uebermacht vertheidigen, wie die alten Schweizer, die Dithmarsen, die Tyroler, Spanier, Kaukasier und Kabylen, mit Aufgebung der Ebenen und ihrer Städte, durch Gebirgs- und Guerillaskrieg. Daran aber, scheint's, haben die Herren in Freiburg und Luzern nicht entfernt gedacht. Die radikale Armee ging in vier concentrischen Richtungen mit ihrer mächtigen Artillerie und ihren großen Heersäulen rasch gegen die Hauptstädte vorwärts, und die Sonderbündler gingen nach unbedeutendem Kampf rasch zurück, die feigen Regierungen gaben schnell allen weiteren Widerstand im Gebirg auf und öffneten dem über solche Bequemlichkeit erstaunten Feinde die Thore. Wäre es nicht zu bedauern und recht traurig, man könnte es lächerlich finden nach solchem Schwadroniren und Pochen auf glorreiche Vorzeit und der Ahnen Kraft, nach solchen Betheurungen, des Landes Recht und Ehre bis auf das Aeußerste vertheidigen zu wollen und sich unter seinen Trümmern begraben zu lassen, nach all diesem Schwulst so viel Kleinmuth! Dieß soll jedoch kein Vorwurf für Salis-Soglio, Fürst Schwarzenberg und andere tüchtige Offiziere des Sonderbunds seyn; so lange es ihnen die unfähige Regierung gestattete, zeigten sie sich ihres Namens und ihres früheren kriegerischen Rufes würdig.

Es ist ein trüber Nebelstern, der jezt über der Schweiz waltet, ohne zu leuchten, vielleicht ein Komet mit einer langen Zuchtruthe — vollendete, souveräne Herrschaft des Radikalismus, bis er sich entweder durch Reinigung, Mäßigung und Intelligenz zum Conservatismus, zum willkommenen Gesetz im Lande erhebt, oder durch Unmaß und Unverstand ohne allen Druck von Außen untergeht. Genf trägt zwar in mancher Beziehung die Last dieser neuen Ordnung, hat aber doch weniger darunter zu leiden als andere Kantone. Die Insurrektionstage des Oktobers 1846 haben bewiesen, daß in unserem Völkchen noch eine gute Dosis altherkömmlicher Bildung und republikanischen Maßes vorherrscht und die neue Regierung vor Unziemlichem und Gewagtem bewahrt. Dieß zeigt sich besonders jezt. Während bei unsern Waadtschen Nachbarn der Privatgottesdienst dem Pöbel zur Mißhandlung anheimgegeben und von der Regierung hart verpönt ist, während dort die Preßfreiheit in din lezten Zügen liegt, ist hier nichts Aehnliches zu bemerken; ja, wo die Regierung in radikalem Feuereifer und im Vergessen früherer Ordnung zu weit geht, wird sie darauf aufmerksam gemacht und läßt ihre ungeeigneten Maßregeln fallen. So war es, komisch genug, mit der versuchten Aufwärmung eines längst aufgehobenen Gesetzes über Druckschriften und Journalartikel gegen die Regierung und mit der Inquisition über mißfällige Predigten, welche das Consisterium auf sehr würdige Art zurückwies, wobei es denn — wenigstens für's Erste — sein Verbleiben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 11. Donnerstag den 13. Januar 1848.

Hinaus zu sehn, wo Schiff und Gondel schweben,
Wenn die Lagune ruhig, spiegeleben,
In sich verfließt, Venedig sanft umspühlet!

Platen.

Fahrt nach Pola.

Im vergangenen September zeigte Venedig sich in seltenem Glanze. Tausende von Fremden waren herbeigeströmt, großentheils angelockt durch den Ruf der Festlichkeiten, welche die neunte Versammlung der italienischen Gelehrten verschönern und erheitern helfen sollten. Es ist wahr, viele Celebritäten der gelehrten Welt waren ausgeblieben; die politischen Neuerungen in einem bedeutenden Theile Italiens und die Besorgnisse, welche sich daran knüpften, hatten ungünstig gewirkt; die Einen glaubten, man würde sie in Venedig oder gar an der Grenze nicht allzugerne sehen; die Andern schützten vor, sie hätten zu Hause zu viel zu thun, was freilich bei Einzelnen nur zu begründet war; die Piemontesen, die Toskaner und Römer wollten nicht an einer unter Oesterreichs Schutz stattfindenden Versammlung Theil nehmen, während die Volksmeinung diese Macht als entschiedene Gegnerin der Richtungen bezeichnete, welche in ihrer Heimath mehr oder minder sich ausgesprochen hatten. Nicht als hätten die genannten Theile der Halbinsel nicht einzelne namhafte Männer gesandt, aber manche der eigentlichen Stützen der frühern Congresse fehlten, und so wirkte hier die Politik störend auf die Wissenschaft ein, wie sie auch schon gesellige Verhältnisse gestört und namentlich Demonstrationen hervorgerufen hat, von denen man, bei ihrer Unbilligkeit und der Unkenntniß fremder Zustände, die sie an den Tag legten, zur Ehre der Betheiligten wohl hätte wünschen dürfen, daß sie nicht vorgekommen wären, wenn man sie auch mit der Aufregung des Moments entschuldigen will.

Kam nun die Wissenschaft einigermaßen dabei zu kurz, indem manche unberufene sogenannte Scienziati sich gewaltig breit und viele Zeit verlieren machten, während mehr denn gewöhnlich Ungehöriges vorgebracht ward — nicht in dem Maße freilich, wie hie und dort übelwollend verbreitet worden, indem auch dieser Congreß, gleich den früheren, viele schöne Ergebnisse geliefert hat — so war dagegen Alles, was durch Regierung und Munizipalität veranstaltet wurde, liberal und glänzend, und Privatleute wie Nachbarstädte schlossen sich in erfreulicher Harmonie wetteifernd solchem Bestreben an. Regatta und Serenade auf dem großen Kanal, nächtliche Tombola auf dem tageshell erleuchteten Markusplatz, die Oedipus-Aufführung im olympischen Theater zu Vicenza, die Blumenschau zu Padua, nicht zu reden von dem prachtvollen Feste bei dem Präsidenten des Congresses, dem Grafen, jezt Fürsten, Giovanelli, den Vereinigungen bei Privatpersonen und den Abenden in den vereinigten Casinos in den alten Prokuratien — Alles dieß schloß sich aneinander an in ununterbrochener Folge, beinahe immer durch das schönste Wetter begünstigt. Venedigs alte Zeit, festlich und heiter, ungeachtet der argwöhnischen Regierung, von deren finsterem Walten Romanschreiber in beliebter Uebertreibung so lächerlich unrichtige Begriffe verbreitet haben, schien noch einmal zurückgekehrt während dieser beiden lebenvollen Wochen.

Sie waren vorüber, zum leztenmal war man im großen Rathssaal zusammen gekommen, zum leztenmal hatte mancher, verloren in der Betrachtung der etwas verworrenen Gruppen des Tintoretto'schen Paradieses oder der triumphirenden Venezia Paul Veroneses an der von vergoldetem Schnitzwerk strotzenden Decke, die

Rede überhört, den Redner vergessen, der glorreichen Tage gedenkend, deren Heldenthaten der unvergleichliche Saal in die Erinnerung zurückruft. Alles machte sich zur Abreise bereit: noch eine Freude aber war den Scheidenden vorbehalten. Die Küste Istriens sollte besucht werden; die Dampfschifffahrt des Triestiner Lloyd hatte eines ihrer Boote, welches schon eine Fahrt nach den Murazzi und Chioggia gemacht, der Direktion des Congresses zur Verfügung gestellt, und der Morgen nach dem Schlusse war zur Reise bestimmt.

An diesem Morgen war's auf der Piazetta vor sechs Uhr lebendig. Das Dampfboot Erzherzog Friedrich lag in der Lagune am Ufer, zahlreiche Reiselustige fanden sich ein. Das von einem Zeltdach überspannte Verdeck war schon mit Menschen gefüllt; es war nicht ganz leicht, ein Plätzchen zu finden, denn nahe an dreihundert mochten da seyn; darunter manche Bekannte, ältere wie neuere, welche eine angenehme Unterhaltung während der Fahrt versprachen. Cesare Cantù, als Historiker und Romandichter auch außerhalb Italiens gepriesen, im Umgange anregend und lebendig, der Abate Cadorin, Tizians Landsmann und Biograph, in venezianischer Kunstgeschichte ein sicherer Führer, der Abate Magrini aus Vicenza, welchem man neben andern Arbeiten das in mancher Beziehung erschöpfende Buch über Andrea Palladio verdankt, Anton v. Steinbüchel, der gelehrte Antiquar und vormalige Direktor des Wiener Münzkabinets, Robert Brown, unter den Botanikern Englands wohl der ausgezeichnetste, Fr. Cusani aus Mailand, von dem man manche gutgeschriebene Erzählung und eine Schilderung der istrisch-dalmatischen Küste gerne liest, Jacopo Pirona von Udine, wohlbewandert in der Geschichte und den Alterthümern des Friaul, Vincenzo Lazari, der fleißige und verdiente Herausgeber der Reisen Marco Polos — diese und manche Andere befanden sich an Bord. Das Wetter war sonnig und schön, Alles ließ eine angenehme und glückliche Fahrt erwarten. Auf eine solche Fahrt', von Meer und Wind begünstigt, waren wir aber auch angewiesen, denn Jeder gestand sich, nicht ohne leises Frösteln, daß wir uns, bei solcher Menschenmenge, nicht in der erfreulichsten noch comfortabelsten Lage befinden würden, wenn es Neptun gefiele, uns einen seiner gewohnten Possen zu spielen.

Den welcher Venedig kennt, brauche ich nur an die in ihrer Eigenthümlichkeit unübertroffene Schönheit der Scenerie zu erinnern, die den Nahenden oder sich Entfernenden umgibt, wenn er vom Lido oder aus dessen Nähe auf die aus dem Wellenschooße emporsteigende Stadt blickt, wunderbar in der klaren Morgenluft, wunderbarer noch bei Sonnenuntergang, im Glanz der Abendröthe, welche, täglich in Nüancen und Effekten wechselnd, die glühenden Gold- und Purpurtinten in dem weit sich dehnenden Wasserspiegel erscheinen läßt. Tag auf Tag ging mir vorüber in Venedig, und ich ward nicht satt, die Spätstunden des Nachmittags in der Gondel zu erwarten, bei gemessenem Ruderschlage bald auf der Lagune landeinwärts schwimmend, wo die Euganeenhügel sich am Horizont scharf hinzeichnen und im Wasser sich spiegeln, bald gegen den Lido zu, oder gegen Malamocco, wo man die Stadt oder die mit Kirchen, Klöstern, Wohnungen bedeckten Inseln vor und um sich herum hat; jeder Tag Neues und Erfreuendes und Unerwartetes bringend in ununterbrochener Folge. Jezt durchschnitt ich diese Lagune rasch, und am Fort Sant' Andrea vorüber rauschte das Schiff bald in's offene Meer hinein. An der Einfahrt in den Stadtbezirk, wie ein riesiger Thorhüter, liegt das Fort da, welches den Kommenden zugleich an den kriegerischen Geist der alten Republik und an ihren Kunstsinn mahnt, der ein Bollwerk zu einem der Meisterwerke der Architektur zu bilden wußte; denn ein solches ist der Bau des Sanmicheli, dessen Fuß und Stufen von den Wellen geschlagen werden. In der Wahl des seine Bestimmung vollkommen erfüllenden Styls, in der Anwendung dieses kräftigen Opus rusticum, aus dem die Wände nicht nur, sondern auch die hervortretenden Halbsäulen gebildet sind, in der weisen Mäßigung, in den Zierrathen des vortrefflichen Architravs, in den aus flachem Halbkreis bestehenden, von kolossalen Masken überragten Schießscharten, in Allem spricht sich der eminente architektonische Sinn Sanmichelis aus, welcher hier wie an andern seiner Bauten, an den Thoren Veronas zum Beispiel, in kaum erreichtem Grade Schönheit mit Zweckmäßigkeit zu verbinden wußte. Dieß zeichnete den Sanmicheli aus unter allen Baumeistern seiner Zeit, welchen er in der Kunst des Befestigungswesens, die durch die Vervollkommnung der Artillerie seit lange schon einer vollständigen Umwandlung entgegen ging, heutzutage noch bewunderte Muster lieferte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rose von Zelhem.

(Fortsetzung.)

Auch hier ist wohl zu sagen, daß es ein wunderliches Ding um das Menschenherz. Gertruden fehlte es fürwahr nicht an Bewunderern, Anbetern und Freiern. Ihre Schönheit war so allgemein anerkannt, daß sie in ganz Geldern nur die Rose von

Zelhem hieß. Bisher hatte keine Huldigung sie gerührt; heut aber zündete ein gleichgültiges Wort aus dem Munde des Mannes, von welchem das Gerücht sagte, er habe für immerdar aller irdischen Liebe sich entschlagen und lebe nur dem Angedenken seiner Braut. Und dieser schöne stolze Mann mußte auch sonst noch für die Tochter des Richters von Zelhem auf unerreichbarer Höhe stehen. War er nicht ein freier Graf des heiligen römischen Reiches, unmittelbarer Herr über Land und Leute, ebenbürtig mit Herzogen und Königen?

Heinrich ging fleißig seinen Geschäften nach, begleitet auf Schritt und Tritt vom Bild der reizenden Jungfrau, so redlich er sich auch bemühte, seiner ledig zu werden. Da sprach er endlich zu sich selbst: „Am besten wird's seyn, ich reite auf und davon, ohne mich umzusehen; meine Leute finden morgen den Heimweg ohne mich, und die Straßen sind ja sicher." Mit diesen Worten schlug er den Weg zum goldenen Löwen ein, um sein Pferd zu holen. Ein feiniger Diener kam ihm entgegen und meldete, daß die Gräfin, seine Mutter, und Bernhard angelangt seyen. Sie reisten nach Arnheim, wo Bernhard ein Haus besaß, das er vor Jahren schon durch Vermächtniß ererbt, und hatten den Weg über Zütphen genommen, wo sie Mittag machten, um mit Jemanden zu sprechen, der auf das Haus zu Arnheim ein Gebot gethan. Heinrich vermied immer, wo sich's thun ließ, die Begegnung mit den Beiden, doch sollten, wie billig, seine Untergebenen nichts davon inne werden; darum sprach er zum Diener: „Ich habe noch ein paar nothwendige Gänge zu machen, die mich viel Zeit kosten werden; sag' also lieber nichts davon, daß du mich gesehen. Ich werde nach Möglichkeit eilen fertig zu werden."

Der Graf schlenderte vor's Thor hinaus. Im Innersten seiner Seele war's ihm gar nicht unlieb, daß er sich vom Davonreiten abgehalten fand; eine geheime Hoffnung, die er sich selber nicht eingestand, verhieß ihm eine wiederholte Begegnung mit der unbekannten Schönen. Sein Weg führte ihn, ob zufällig nur, ob aus vorbedachter Wahl? wußte Heinrich selber nicht zu bestimmen, durch das Arnheimer Thor gegen das Dörflein Brumen hinaus und zum blauen Schaf, wo die Städter vorzugsweise sich ländlicher Freude hingaben, das heißt, sich Essen und Trinken schmecken ließen, Kegel umwarfen oder hölzerne Schinken bengelten * und sich beim Klang der Bierfiedel paarweis' unter der Linde im Tanze drehten. Auch heute war Kirmeß von beinahe lauter Stadtleuten, während die Landbewohner sich in der Stadt drinnen lustig machten. Der fremde Rittersmann nahm in einer Laube Platz, ließ sich einen Imbiß reichen und schmauchte hernach aus einer Thonpfeife feinen Holländer Knaster. Die blauen Wolken setzten ihn in behagliche Stimmung, so daß er mit wahrem Vergnügen dem Getümmel zuschaute und für den Augenblick seines Herzens wundersame Befangenheit vergaß. Doch kaum hatte ihn der Jungfrau gefährliches Bild verlassen, so kam die Jungfrau selber, fürwahr noch verführerischer als ihr Bild.

Meister Hatger hätte sich's nicht nehmen lassen, nach dem Mittagessen zum blauen Schaf zu wandeln, um draußen zur Kanne Bier sein Pfeifchen zu schmauchen. Weib und Kind begleiteten ihn wie immer, doch Trudchen nicht so vergnügt wie sonst. Der Richter sagte: „Das Mädchen ist unwirsch, weil es keinen Tänzer hat." Die scharfsichtigere Mutter dagegen meinte im Stillen: „Weil es einen gewissen Tänzer nicht hat." Doch hütete sich Frau Katharine, etwas davon zu äußern; als sorgsame Mutter wollte sie sich allein das Recht vorbehalten, ihr Kind zu peinigen. Scharf um die Ecke biegend traten die drei unversehens in die Laube, wo der Graf saß. Trudchen wechselte die Farbe; Heinrich zeigte sich betroffen, doch nur einen kurzen Augenblick. Leutselig grüßend sagte er zu Katharine: „Ich weiß es der Frau vielen Dank, daß sie mit ihrer schönen Tochter meiner Einladung nachkommt. Der Mann da wird wohl der reizenden Jungfer Vater seyn?"

Hatger starrte den Fremdling aus großen Augen an, verwundert, wie Weib und Tochter zu solcher Bekanntschaft gekommen. Die Frau machte einen tiefen Knix und antwortete gleichsam zerknirscht: „Der Herr Graf thut uns der Ehre viel zu viel an." — „Gar ein Graf!" brummte Hatger in den Bart, und theilte sofort seiner Ehehälfte demüthige Zerknirschung; wie denn überhaupt die Bürger eines Freistaates eine ganz besondere Achtung gegen hohe Herrschaften verspüren, vermuthlich weil sie noch weniger als andere wissen können, daß die höchsten Herrschaften eben auch nur fühlen und thun, als ob sie von Adam und Eva abstammten wie sonst gemeine Menschenkinder.

Heinrich winkte indessen der Kellnerin, um für seine Gäste zu bestellen, was sich für Ort und Stunde schickte. Gertrud aber sammelte sich und bemerkte ziemlich spitzig: „Der gnädige Herr hat eine wunderliche Art Jemanden einzuladen. Er sagt nicht wie noch wo?" — „Was sich von selber versteht, pfleg' ich nicht zu sagen," entgegnete Heinrich, „und zu Zütphen geht alle Welt um diese Zeit zum blauen Schaf." — „Wir wissen davon nichts," sagte Trudchen, „und sind nur ganz zufällig hierher gerathen."

(Fortsetzung folgt.)

* Der niederdeutsche Name des landesüblichen Bengelspiels ist dem Erzähler entfallen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Fortsetzung.)

Das Promotionsfest.

Selbst unsere Schuljugend hat Sinn für das in Genf Schickliche und Passende. Schon in früheren Jahren haben wir in diesen Blättern von dem anziehenden, ganz nationalen Promotionsfest gesprochen, das Calvin, ein guter Kenner des Genferthums, im Colleg stiftete und das sich seitdem durch alle politischen Verpuppungen im Wesentlichen erhalten hatte. In jenen bei unsern jetzigen Autokraten wegen aristokratischen Geistes und aristokratischen Druckes so arg verrufenen Zeiten ward ein ächt demokratisches Fest begangen, demokratisch in gutem Sinne des Worts. Nach den Prüfungen und Preiszuerkennungen versammelten sich sämmtliche Schüler des Collegs im Schulhaus und zogen von da mit ihren Schulregenten vor das Hotel de Ville, wo der Senat und die patres conscripti auf steinernen Bänken saßen. Damals waren die Schulklassen noch nicht in lateinische und französische unterschieden, wie jezt; man hätte sich gescheut, das erwachsene Geschlecht in Theile zu spalten. Man fragte auch noch nicht: wer ist dieser oder jener Schulregent? welcher politischen Farbe gehört er an? wie denkt seine Klasse? u. s. w. Abwechselnd spielte die Militärmusik und die Trommeln, die vor den Schülern herzogen. Vor dem Stadthaus sah man auf einer Seite den Staatsrath mit den Syndiken in ihrem alterthümlichen Kostüm und mit ihren Stäben, deßgleichen die Mitglieder des Großraths, auf der andern die Akademie und die Geistlichkeit. Beim Herannahen der Schüler standen die Herren auf und die Knaben nahmen hübsch ihre Hüte ab vor den achtbaren Häuptern des Staats, denen oft Thränen in die Augen traten, wenn sie ihre eigenen Knaben unter den vorüberziehenden Schülern erblickten. Wenn alle vorübergegangen waren, schlossen sich Räthe, Geistlichkeit und Akademie an den Zug an; jeder Rath ging mit einem Pfarrer oder einem Professor, um dadurch die innige Verbindung der Civilgewalt mit der Kirche und höheren Wissenschaft anzudeuten, ein Verein, durch den das kleine Genf drei Jahrhunderte hindurch eine ehrenvolle Stellung in Europa behauptet hat. Wenn der Zug in den alten St. Petersdom trat, begann das allen wohlbekannte Nationallied: »où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?« Nach dem Gebet wurden nacheinander die Schüler aufgerufen, die bei der in der Schule vorhergegangenen Prüfung Preise erhalten hatten. Diese Preise empfingen sie von dem ersten Syndikus, der von Allen willig als das natürliche Haupt der Republik angesehen wurde. Die Knaben waren stolz darauf, aus seinen Händen einen Preis zu empfangen, denn diese Hände waren rein von allem Schmutz und aller Schuld. Wie ist dieß nun ganz anders geworden! Die Knaben, besonders die der ersten Familien, hatten zu Haus so oft von den Ihrigen über die jetzige Regierung, ihren Ursprung und das frühere Leben ihrer Mitglieder mit Uebertreibung sprechen hören, daß ihnen die Lust verging, vor ihr am Stadthause den Hut abzuziehen und von dem Präsidenten die Preise in der Kirche zu empfangen. Viele beschlossen daher, gar nicht beim Promotionsfest zu erscheinen, zumal die Regierung, um den Katholiken zu schmeicheln, auf den unglücklichen Gedanken gekommen war, die Schüler des Collegs zu Carouge am Promotionsfest Theil nehmen zu lassen und sie mit den Genfer Knaben ganz gleich zu stellen. Der Unwille darüber war bei vielen sehr groß; das Fest mußte dadurch alles nationale Gepräge verlieren. Es war nun darauf und daran, daß es sehr mager und dürftig ausfallen würde, und dieß gerade wollte die Regierung um jeden Preis vermeiden, selbst um den Preis einer Ungerechtigkeit. Sie ließ also bekannt machen, daß die Schüler des Genfer Collegs, die bei dem Schulexamen Preise erhalten hätten, aber sofort dem Promotionsfest nicht beiwohnten, noch einmal ihr Examen machen müßten, wenn sie in eine höhere Klasse übergehen wollten; eine Willkürlichkeit und Ungerechtigkeit, die der Regierung in den einfachen Gemüthern der Jugend sehr geschadet hat. Ihr gutes Benehmen, ihr Fleiß und ihre Fortschritte waren also ein ganzes Jahr hindurch umsonst gewesen, sie hatten sie zwar in der Prüfung bewiesen und dafür Preise erhalten, aber das öffentliche Lob sollte ihnen dennoch nicht werden, wie es Jahrhunderte hindurch bei ihren Vätern und älteren Brüdern geschehen, weil sie nicht Lust hatten, durch ihr Erscheinen und Grüßen einer Regierung zu huldigen, die ihren Eltern zuwider ist. Der Staatsrath hatte aber mit seiner ungerechten Maßregel falsch gerechnet. Die Söhne aller jener Familien erschienen nicht beim Promotionsfest, sie erklärten einstimmig, ein zweites Examen sey zwar ungerecht, sie wollten sich ihm jedoch unterwerfen, um ihre Preise und ihre Promotion in höhere Schulabtheilungen zu behalten.

Die Väter und Verwandten dieser Knaben wurden durch den Oktoberaufstand ganz unerwartet — freilich nicht ohne ihre Schuld — von den curulischen Stühlen gejagt. Die Familien, deren Glieder seit drei-und-dreißig Jahren darauf gesessen, sowohl die Ehrenmänner, welche von 1814 bis 1841 regiert, als der tiers parti von 1842 bis 1846, verdienten alle Hochachtung, wenn man sie auch nicht von manchen Mißgriffen freisprechen kann. »Exclusive« und »retardaire« war diese Regierung gewiß nicht; in gesellschaftlicher Hinsicht haben ihr aber spröde Zurückgezogenheit und Kälte bei den Massen sehr geschadet und ihr zahlreiche bittere Feinde gemacht, was der Radikalismus für seine Zwecke auszubeuten und zu benützen gewußt hat. Hätten die Mitglieder der Regierung und ihre angesehenen Freunde im Großrath, besonders aber die Frauen, manchmal eine Viertelstunde daran gewendet, um bald in diesem, bald in jenem Laden in St. Gervais einzukehren, etwas zu kaufen, sich dabei ein wenig bei den Frauen nach Familie und Geschäft zu erkundigen, den Kindern ein freundliches Wort zu sagen, hie und da einen guten Rath zu geben, die Leute auf den Straßen zu grüßen, und sich überhaupt humaner und umgänglicher gegen diejenigen zu zeigen, die sie sich abgeneigt wußten, so wäre St. Gervais und dessen Anhang nie dem Radikalismus mit Leib und Seele verfallen. Dagegen ging es manchmal in's Lächerliche, wie man gegen diesen zwar armen, aber arbeitsamen und darum achtungswerthen Stadttheil vornehm that.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 2.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 12. Freitag den 14. Januar 1848.

Alas, that love, whose view is muffled still,
Should, without eyes, see pathways to his will!

Shakespeare.

Die Rose von Zelhem.

(Fortsetzung.)

„So preis' ich mein Glück um so dankbarer dafür," meinte Heinrich mit einem flüchtigen, doch wohlverstandenen Blick auf Trudchens Schuhspitzen, die zur Frist kaum röther waren als ihr Angesicht. Auch das entging dem scharfen Blick des Grafen nicht, und wie sein Herz plötzlich umgewandelt, war es auch sein Denken und sein Thun. Er wurde sich seines Sieges deutlich bewußt und konnte sich einer freudigstolzen Regung nicht erwehren, wobei er jedoch zu sich selber sprach: „Genieße die flüchtige Stunde, denn du sollst und darfst das schöne Mädchen nimmer wieder sehen. Oder meinst du in deinen alten Tagen noch den französischen Fant zu spielen? Geh in dich, Heinrich, und bleib' ein redlicher Mann." — Der Vorsatz war wohl gut, doch der Anfang zur Ausführung nicht ganz zweckmäßig. Der Graf trank mit den Dreien einen Becher spanischen Weines und ließ dann die Eltern bei der Flasche, um mit dem feinen Töchterlein zu tanzen. Ohnehin hat es mit allen guten Vorsätzen seine eigene Bewandtniß; Bilder von Erz auf Thonfüßen, fallen sie um so eher, je gewichtiger und größer sie von Formen sind. Dießmal sollten auch sonst noch Einflüsse von außen kommen, um des Herzens geheimen Einflüsterungen Vorschub zu leisten. Zu allererst die Eifersucht; nicht die neidgelbe, wie sie, ein Wurm in der Blüthe, den bestehenden Liebesbund benagt, sondern die grüne Eifersucht der Mitbewerbung.

Während das Paar, von allen Lenzesdüften der sprossenden Liebe umwallt, in vollen Zügen den Taumelbecher trank, war den beiden Alten in der Laube nicht ganz wohl zu Muthe. Sie wagten einander nicht recht in's Auge zu schauen, und vom Weine nippend, fanden sie kaum hie und da ein armes Wörtlein. Ihr Gewissen zeigte ihnen die Kehrseite der Ehrenbezeugungen, womit der große Herr sie bedachte, und der schlichte Hausverstand sprach: „Der Löwe ist ein edles, tapferes Thier, und ihr habt recht, ihn zu bewundern; doch wer ist der Thor, aus Bewunderung für den Leuen ihm freiwillig das Lamm zum Raube zu lassen?" Bald gewannen die Mahnungen des Gewissens und des Mutterwitzes auch noch Gestaltung in Fleisch und Bein: wie aus den Wolken geschneit kam Kurt Kornhart zum Vorschein. Im Befinden des alten Kornhart war Besserung eingetreten, und der Greis, seiner eigenen Jugend eingedenk, hatte den Jungen entlassen. — „Wo ist Trudchen?" fragte Kurt. Der Richter hustete verlegen, die Frau deutete gegen den Tanzplatz hin und bemerkte dazu: „Du kommst zu spät, armer Knabe." — „Mit wem tanzt sie?" fragte Kurt abermals. Kathrine gab Bescheid und vergaß nicht, die hohe Ehre zu preisen, die ihnen widerführe. Bei solchem Lobpreisen nahm sie die Backen um so voller, als es ihr im Herzen nicht recht Ernst damit war. Bei den süßen Worten verzog Kurt das Gesicht, wie wenn er Essig tränke; dann rief er aus: „Ihr leidet das, Vater Hatger von Zelst? Ihr gebt es zu, Mutter Kathrine? Ist euer einziges Kind euch so wenig werth, daß eines lüsternen Junkers Lächeln es euch feil macht? Meint ihr etwa, der große Hans sey ein redlicher Freier?"

Das Toben des jungen Menschen kam dem Richter just gelegen. Wenn sich einer in falscher Stellung

findet, ist nichts besser als ein kleiner Zank, um das innere Gleichgewicht herzustellen. So entgegnete er denn in barschem Ton: „Heda, mein wackerer Sausewind, ist es Sünde, wenn eine ehrsame Jungfer am hellen lichten Tag unter den Augen ihrer Eltern mit einem höflichen Rittersmann zum Tanze geht? Einen Tanz in Ehren mag Niemand wehren. Soll etwa Trudchen am festlichen Tage beim Klang der Geigen stillsitzen wie ein Oelgötze, weil es dem Herrn Kurt beliebte daheim zu bleiben?" — Die Mutter fiel ein: „Und wer ist denn selbiger Herr Kurt, daß er uns so schnöde herunterkanzeln darf, wie der Domine den armen Sünder? Ist er schon Trudchens Verlobter oder nur ihr Freier?" — Worauf Hatger: „Ihr Freier, denk' ich, und soll Trudje seine Braut werden, so muß sie erst Ja dazu sagen. Uebrigens ist ja die Dirne groß genug, und wenn's ihm nicht recht ist, daß sie mit einem andern tanzt, so sag' er ihr's selber." — „Das thu ich auch," trutzte Kurt entgegen und wandte sich der Linde zu.

Tanzen ist süß, noch süßer die kurze Rast inmitten des Reigens, wenn Hand in Hand ihrer zwei, die sich hehlings lieb haben, Wechselreden und Blicke tauschen. Da entfaltet sich mit wundersamer Gewalt auf einmal die geheime Neigung zu offener Blüthe. Es geht damit wie mit jener seltenen Blume aus fernem Land unter den Wendekreisen — der Gärtner nennt sie mit dem lateinischen Namen Cactus grandiflorus — die bei uns, sobald ihre Stunde geschlagen, um Mitternacht im Glashaus sich in all ihrer Pracht aufthut. Die Liebe ist auch eine Pflanze aus sonnebeglänztem Fabelland, welche hienieden im kühlen Schatten ihre Blüthe treibt und entfaltet, wie das Gesetz der fernen Heimath ihr gebietet, dem Gärtner häufig zur ungelegensten Zeit. — So rasteten Heinrich und Trudchen, berauscht vom himmlischen Duft, geblendet vom sonnigen Glanz der Wunderblume. Zu ihnen trat, ein Störefried, der zutäppische Freier aus Zelhem. — „Grüß' Gott, lieb' Trudchen," redete Kurt die Jungfer an, „ich bin jezt da, um mit Euch zu tanzen." — „Und ich wartete just auf Euch," spottete Gertrud. Nach ihrer Hand haschend, sagte Kurt: „Wohlan, so kommt." — Die Hand ließ sich nicht fangen, die Antwort lautete: „Gemach, Meister Kurt; hier ist Jemand, der auch ein Wörtlein drein zu reden hat." Sie schmiegte sich fest an Heinrich, der mit ruhigem Stolz auf den Burschen niederblickte. Der aber ließ sich nicht einschüchtern. „Gnädiger Herr," redete er den Grafen an, „es ist nicht fein gehandelt, einem Gänslein vom Lande den Kopf zu verdrehen. Ihr macht die arme Dirne unglücklich für ihr ganzes Leben." — Dem Ritter ging ein Stich durch die Seele; das Gewissen sprach: „Der Bursch hat recht, so thu' was er begehrt." Wogegen der Hochmuth zur Antwort gab: „Willst du dem Schrollen weichen?" — Zugleich rief Trudchen aus: „Hört, Nachbar Kurt, wir sind wohl mitsammen aufgewachsen, und mir ist auch nicht verborgen geblieben, daß Ihr um meine Hand werbt. Das aber verleiht Euch kein Recht, mich zu schelten. Oder hätt' ich jemals gesagt, Eure Bewerbung sey mir angenehm? Antwortet wie ein ehrlicher Mann." — „Ihr erzeigtet mir niemals solche Gunst," entgegnete Kurt, „doch Eure Mutter." — „Gut denn, so nehmt meine Mutter," sprach Trudchen und zog ihren Tänzer in den Reigen, um hernach an anderer Stelle, ungestört von der Gegenwart des Ueberlästigen, dem Grafen das Verhältniß zu Kornharts Sohn auseinander zu setzen. Eine solche Erklärung geben, heißt immerdar Oel in die Flamme schütten, und auch hier loderte darauf die Glut um so heller empor.

So gewaltig indessen die Lohe flackerte und prasselte, die warnende Stimme wollte sich nicht zur Ruhe geben, sondern mahnte dringend zur Flucht; und immer noch sagte Heinrich in gutem Glauben zu sich selber: „Morgen zieh' ich von dannen, um das verführerische Bild nimmer wieder zu sehen. Ich habe die edle Gisberta verschmerzt und werde wohl auch die flüchtige Neigung überwinden können. Komm' ich über's Jahr wieder, so vernehm' ich etwa, daß Trudchen einen Jan, Klas oder Geert geheirathet hat, und die Sache ist abgethan." Sprach's und stürzte sich auf's Neue in die Wogen des holden Taumels, von denen Gertrud willenlos sich tragen, schaukeln und schleudern ließ, ohne an etwas anderes zu denken, als an den Zauber der Stunde. Wie hätt' es auch anders seyn mögen? Sie war ein Mädchen, liebte zum erstenmal und fühlte in süßen Schauern der Ahnung des theuern Mannes Gegenliebe. Was kümmerte sich ihr Herz um die neungezackte Grafenkrone und um den fürstlichen Hermelin? Die Welt war ein Paradies für sie mit einem einzigen Menschenpaar, sonst alles Traum und Schaum und eitel Nebeldunst. Bei alledem hatte keines von Beiden noch ein Wort von Minne gesprochen. Sie verstanden sich ohnehin. Doch stand geschrieben, daß auch zur Stunde noch das entscheidende Wort gesprochen werden sollte, weil denn ein Keil den andern treibt.

(Schluß folgt.)

Fahrt nach Pola.

(Fortsetzung.)

Die See war ruhig und spiegelglatt. Zur Linken ließen wir den Golf von Aquileja und den Triestini-

schen, jenen mit seinen schwer zugänglichen Lagunen und seinen versunkenen Städten, die an die Zeiten Attila's, der Gründung Venedigs, des Untergangs des Römerreichs erinnern, diesen mit seinem regen jungen Leben, welches so oft den Neid der ältern Schwester erregt. Rasch steuerten wir auf die Küste Istriens zu, und nicht gar zu lange, nachdem die Julischen Alpen, deren schöne zackige Kette unsern Blick so oft erfreut hatte, entschwunden waren, stiegen die Höhen der Halbinsel, die wir suchten, am Horizonte auf, und eine Strecke fuhren wir das Ufer entlang, nicht zu entfernt, daß uns der Anblick seiner Buchten und Ortschaften versagt geblieben wäre, unter welchen lezteren namentlich Parenzo und Rovigno durch Lage und Bauten sich auszeichneten. Am Bord herrschte lustiges Leben; frei floß die Unterhaltung, der es um so weniger an Stoff fehlte, da für Viele die lezten Stunden des Zusammenseyns schlugen, für mich unter andern, dessen Abreise nach Toskana auf den folgenden Tag festgesezt war. Das schöne Wetter, nur von ferne durch eine auf Istriens Bergen ruhende Wolkenmasse bedroht, und die Gastfreundschaft der Direktion des Lloyd trugen zur heitern Stimmung bei. Nie wurde in der That Gastfreundschaft würdiger und herzlicher geübt. Für alle Bedürfnisse war gesorgt, ja allen Wünschen war zuvorgekommen. Einer der Direktoren, von verschiedenen Beamten unterstüzt, hatte die Leitung unternommen, und während das Schiff die adriatischen Fluthen durchschnitt, saßen wir an langen Tafeln beim Frühstück, und ich glaube nicht, daß irgend Einer durch Seekrankheit verhindert worden wäre, dem Meergott, in dessen Gewalt wir uns befanden, nach altem Brauch eine Libation darzubringen.

Dennoch sollten wir der neckischen Tücke von Wind und Wetter nicht ganz entgehen. Schon näherten wir uns der Spitze des Istrischen Vorgebirges, auf welcher Pola liegt, als die Wolken, die uns seit einiger Zeit gedroht hatten, über unsern Häuptern sich sammelten und uns rasch einhüllten. Auf verschiedenen Seiten sahen wir schwere Regenmassen in die See stürzen; endlich erreichte auch uns die Burraske, als wir schon in die von einer Inselgruppe gebildete Meerenge einliefen, welche den Zugang zum Hafen bildet. Der Regen war heftig, aber glücklicherweise nur kurz; schon heiterte es sich wieder auf, als wir uns in dem geräumigen und sichern Hafen befanden, vor uns die am Strand hinaufsteigende Stadt, zur Linken die wunderbar mächtige, vereinzelt auf einer Landzunge dastehende Ruine des Amphitheaters. Aus dem Mittelalter Venedigs fanden wir uns mit einem Schlage in die alte Welt versezt.

Molo und Ufer waren mit Menschen gefüllt. Freudig wurden die landenden Scienziati auf Istriens Boden bewillkommt. Kurze Zeit war vergönnt bis zum Abend, denn die Fahrt hatte doch länger gewährt als berechnet worden war; so wurden denn die Empfangsfeierlichkeiten ohne lange Reden abgemacht, und wir eilten, Pola's Alterthümer zu besichtigen. Selten habe ich mich auf interessanterer Stelle befunden. Wohin man sich wendet, hat man die Anlage oder die Reste der Römerstadt vor Augen; mächtig empfand ich wiederum das Wehen des antiken Geistes, mächtiger denn je, seit ich von Rom geschieden. Denn das ärmliche neuere Pola, ein klägliches Ueberbleibsel der noch vor wenigen Jahrhunderten volkreichen und strebsamen Stadt, vermag den Eindruck des Alten nur wenig zu stören. Kaum hat man den Fuß auf den Hauptplatz gesezt, so wird man durch antike Bauten überrascht. Bei dem mittelalterlichen Palazzo publico, aus der Zeit der Markgrafen Istriens, dessen Haupttheil vor beinahe zweihundert Jahren zu Boden stürzte, sieht man zwei Tempel der Augusteischen Epoche: einer freistehend und in seinen Haupttheilen erhalten, der andere in jenen spätern Bau hineingezogen. Ich wüßte nicht, wo ein anmuthigeres und in sich abgeschlosseneres Werk guten Styls zu finden wäre, als der Tempel, welcher Augustus als Proconsul gewidmet war. Er ist von mäßigen Dimensionen und zierlichen Verhältnissen; viersäulig erhebt sich der korinthische Porticus, aus Quadern ist die Cella errichtet, von großer Schönheit ist der an der Außenseite umlaufende Fries mit seinen reizenden Ornamenten. Im Innern der Cella sind eine Menge Antiquitäten gesammelt, die im Umkreise der Stadt gefunden wurden, großentheils Fragmente, doch auch einzelnes Wohlerhaltene: Grabsteine, Piedestale, größere oder kleinere Statuenreste, oder Bruchstücke von Reliefs und Verzierungen, mit manchen Proben ausländischer Marmorarten. Es ist sehr zu loben, daß man auf solche Weise der Zerstreuung dessen, was der Boden noch herausgibt, mag es viel seyn oder wenig, vorzubeugen gesucht hat. Von dem zweiten Tempel, welchen man gewöhnlich, doch ohne Grund, als den der Diana bezeichnet, ist nur die hintere Seite vorhanden; beide Bauten müssen eine Hauptzierde des Forums gewesen seyn, von welchem sonst kaum irgend etwas gerettet ist.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Fortsetzung.)

Die Damen du haut. — J. G. Heß. — J. A. de Luc.

Diese Vornehmthuerei ging so weit, daß manche Damen du haut sich auch dann nicht dem Quartier St. Gervais nähern und sich zu Fuß darin blicken lassen wollten, als es durch die Kais, die stattlichen Häuser, die große Brücke und die Rousseauinsel der schönste Theil Genfs geworden war. Um keinen Preis wären sie da in einen Laden getreten, um etwas zu kaufen; manche fanden es sogar unpassend und wenig fashionabel, zu Fuß über die Brücke zu gehen; nur fahren mochten sie darüber in eigener Equipage. Die schönen Sommerconzerte auf der Rousseauinsel in reizender Umgebung mit trefflicher deutscher Musik wurden nie von diesen Damen besucht, freilich aus vielen Gründen, erstens, weil diese Zauberinsel nicht oben in der Stadt, nicht einmal auf dem linken Rhoneufer, sondern nahe am rechten Ufer und am Quartier St. Gervais liegt; zweitens, weil sie Rousseauinsel heißt und Rousseaus Statue dasteht, und drittens, weil die Kaufmanns- und Industrieständе mehr an diesen Conzerten Theil nehmen, als an den Spaziergängen im fashionablen Stadttheil, auf der Treille, im botanischen Garten, auf St. Antoine u. dergl. Diese Abneigung, ziemlich lächerlich in einer demokratischen Republik und unerhört in europäischen Monarchien, erinnert mich immer an eine Stelle im Album auf dem Montanvert bei Chamouni, wo ein witziger Kopf 5732 Fuß über der Meeresfläche Folgendes einschrieb: »Question adressée aux habitans des quartiers élevés de Genève: Est-on ici du Haut?« Man muß an die vielen guten, seltenen und ausgezeichneten Eigenschaften dieser Damen denken, an ihre sittliche Reinheit, ihr stilles, unermüdliches Wohlthun, ihren häuslichen Sinn, ihre reichen Kenntnisse, an die treffliche, von ihnen selbst ausgehende Erziehung ihrer Töchter im Haus, um ihre sociale Sprödigkeit zwar nicht zu übersehen, aber duldsamer dagegen zu seyn. — Seit dem Umsturz unserer politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse ist diese Sprödigkeit weniger bemerkbar geworden als früher, aus dem einfachen Grunde, weil viele gute, begüterte oder reiche Familien nicht mehr in Genf sind. Einige zogen für kürzere oder längere Zeit in's Ausland, andere wohnen jezt auch im Winter in ihren Villen auf dem Lande und kommen gar nicht, oder nur selten auf einige Stunden in die Stadt. An Gesellschaften, wie ehemals, ist gar nicht mehr zu denken, und wiewohl auch diese oft in hieratischem Styl gehalten waren, wiewohl auch ihnen gar manches abging, was angenehme Geselligkeit fordert, so gehören sie doch bereits in die goldene mythische Zeit, wo Genfs höhere Gesellschaft europäischen Ruf hatte.

Aus jener Zeit sind in den lezten Monaten wieder mehrere Männer gestorben, die in der damaligen Gesellschaft eine bedeutende Stelle einnahmen und deren sich wohl diejenigen erinnern werden, die damals aus allen gebildeten Ländern in Genf zusammen kamen, um kurz oder lang da zu verweilen. — So starb im April J. G. Heß aus Zürich in vorgerücktem Alter, wir glauben im 76. Jahre. Er kam jung als Erzieher hierher in eines der besten Häuser Genfs, und hatte dadurch Gelegenheit, in die ausgezeichnetsten Gesellschaftsverhältnisse zu treten. Damals lebte Frau v. Staël in Copet und vereinigte an ihrem Minnehof außer Benj. Constant und A. W. Schlegel viele interessante Persönlichkeiten aus Genf und Waadt mit einer Menge merkwürdiger Fremden aus allen Theilen der Welt. Heß war damals schon durch sein „Leben Zwingli's“ bekannt; auch war von ihm eine französische Uebersetzung von J. v. Müllers Universalgeschichte, welche dieser bekanntlich auch bei seinem Aufenthalt in Genf vorgetragen hat. Heß war jedoch als Mensch weit mehr werth als J. v. Müller. Seine Ansichten über den sittlichen, literarischen und politischen Zustand der Schweiz waren früher sehr kühn fliegend, gingen aber immer mehr herab, als er die zunehmende Herrschaft des Radikalismus in der Schweiz sah. Es that seinem edlen patriotischen Gemüth sehr weh und hat unstreitig seinen Tod beschleunigt, daß er die sittliche, intellektuelle und literarische Bedeutung seines Vaterlands so schnell sinken sah, ohne für seine Lebenstage auf ein Besserwerden hoffen zu können. Glücklicherweise hat er den Bürgerkrieg der Tagsatzung gegen den Sonderbund nicht erlebt.

Kurz nach Heß starb der Professor J. A. de Luc, dessen Familie in der Reformationszeit wegen Religionsverfolgung aus Lucca nach Genf ausgewandert war. Die Nachkommen zeichneten sich da Jahrhunderte lang im kleinen und großen Rath, sowie als Geistliche und Professoren der Akademie aus. Er, sein Oheim und sein Vater haben so zu sagen mehr für die Luft, die Atmosphäre gelebt, als für die Erde. Jener Oheim, J. A. de Luc, schrieb das berühmte Werk über die Veränderung in der Atmosphäre, das ihm die sonderbare Ehre eines Vorlesers der Königin von England eintrug. Sein Vater, G. A. de Luc, war zwar ein sehr thätiges Mitglied des Raths der Zweihundert, dieß hinderte ihn jedoch nicht, wesentlichen Antheil an den trefflichen Arbeiten seines Bruders über die barometrische Messung der Höhen, über den Hygrometer u. s. w. zu nehmen. Diese beiden Naturforscher unternahmen zusammen 1770 die Besteigung des Buet (10,000 Fuß über dem Meere), des höchsten zugänglichen Gipfels in der Nähe des Montblanc. Bekanntlich war es sechzehn Jahre später Saussure, ein anderer berühmter Naturforscher Genfs, der zuerst den Montblanc mit wissenschaftlichen Zwecken bestieg. Der eben jezt verstorbene J. A. de Luc war zuerst Advokat, gab sich aber später ausschließend den Naturwissenschaften hin und vermehrte die früher schon bekannte Mineralien- und Fossiliensammlung seines Vaters. Als der verstorbene de Candolle Frankreich und seine ehrenvolle Stellung in Montpellier verlassen hatte, um nach seiner Vaterstadt Genf zurückzukehren und da einen botanischen Garten und ein naturhistorisches Museum zu gründen, war de Luc einer seiner thätigsten Mitarbeiter. Sein am weitesten verbreitetes Werk gehört jedoch keiner naturhistorischen Spezialität an, sondern der Geschichte, und zwar einem ihrer merkwürdigsten, kühnsten und anziehendsten Ereignisse, einem gewaltigen Drama des Alterthums.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literarische Anzeige von Carl B. Lorck in Leipzig.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 13. Sonnabend den 15. Januar 1848.

— Pola presso del Quarnaro
Che Italia chiude e i suoi termini bagna.
Dante.

— Trümmer jenes sturmentrafften,
Gewalt'gen Heldenvolks voll Kraft und Glanz.
A. Grün.

Fahrt nach Pola.

(Fortsetzung.)

Eine lange Straße führte uns in's Freie, und wir hatten das Amphitheater vor uns. Auch für den, welcher das Colosseum kennt, ist die Arena Polas etwas höchst Ueberraschendes und Eigenthümliches. Völlig vereinzelt, von der jetzigen Stadt entfernt, nirgend mit andern Bauten in Berührung, liegt auf sanfter Erhöhung, die auf einer Seite zu einer niedern Hügelreihe hinansteigt, auf der andern sich zum Rande des nahen Golfs hinabsenkt, der mächtige Bau da, in einsamer Majestät, unversehrt der ganze äußere Umkreis, durch dessen Arkaden das Tageslicht fällt, dadurch schon wesentlich verschieden von Roms Amphitheater und dem Veronesischen und im Gesammteffekt, so wie durch seine Lage gehoben, wirksamer noch als beide. Um so gewaltiger ist dieser Effekt, je kleiner und ärmlicher der Ort, je verlassener die ganze Umgebung, je abgeschiedener dieser Küstenstrich, der einen solchen Wunderbau trägt und den erstaunten Blicken des Vorüberschiffenden zeigt. In drei Geschossen erhebt sich die elliptische Mauer, Arkaden in den beiden untern, viereckte Fenster im obern Stockwerk, je zwei-und-siebzig in der Reihe. Kaum fehlt ein Stein, und wenn man von ferne auf das Gebäude zuschreitet, so möchte man sich einbilden, zum Kampfspiel zu ziehen, welchem einst der Raum bestimmt gewesen. Durch eines der vier gewaltigen Thore, die mit einem Vorbau wie eine Art Strebepfeiler wider die Wand sich lehnen, tritt man in's Innere, und nichts als Verwüstung erblickt man rings umher; nur jener äußere Mauer- und Arkadenkreis ist wie durch ein Wunder stehen geblieben, die innern Wände mit Stufen und Sitzen sind verschwunden und an ihrer Stelle sieht man bloß formlose Schutthaufen, ganze Hügel von zerstörtem Mauerwerk, Geröll und Erde, zwischen denen Gras und Gestrüpp wuchert und zu deren Höhe man behutsam hinansteigt, der Spur der alten Stufenreihen folgend, die zu den obern Theilen führten. Nur in dem mittlern Raum, in der nun feuchten Tiefe, ist die vormalige bauliche Einrichtung noch ziemlich erhalten und kenntlich. Seit dem vierzehnten Jahrhundert ist dieser Bau solchem Geschick der Verödung anheimgefallen. Bis dahin ward er durch die Vorsorge der über die Stadt gebietenden Patriarchen Aquilejas geschützt: hundert Goldgulden Strafe waren dem angedroht, der das Amphitheater beschädigte oder einen Stein von demselben nähme. Mit dem Unglück und der Verwüstung, die dann über die Stadt hereinbrachen, kamen auch Unglück und Verwüstung über das große Bauwerk; man nahm das Material zur Ausbesserung der Mauern, und als man damit erst begonnen, war auch bald kein Halten mehr, und gleich dem Colosseum ward Polas Amphitheater ein Steinbruch und man verschiffte die Quadern nach Venedig und nach andern Orten, und das Innere ward ein gewaltiger Trümmerhaufen; dem Himmel sey Dank, die große Außenwand blieb stehen. Sie aber reicht für sich allein vollkommen hin, uns die Hoheit und Majestät dieses Römerwerkes zu vergegenwärtigen, das man bald in die Augusteische Zeit, bald, und mit mehr Recht, in die der Flavier gesezt hat, ein Bau, dessen größere Durchschnittslinie 137 Meter beträgt, 110 die kürzere, und welcher über 25,000 Zuschauer fassen konnte.

In malerischen Gruppen hatten die Haufen der Besucher sich hie und dort, auf höherem oder niedrigerem Standpunkt in dem von diesem gigantischen Mauerkreise umschlossenen Raume versammelt; lauter und freudiger Ruf erscholl, nicht wie einst bei blutigen Gladiatorenspielen die entmenschte Fertigkeit und thierische Kraft, sondern die edlere Kühnheit des Menschengeistes zu ehren. Schon sank die Sonne dem Westen zu; reiches, warmes Licht ergoß sich durch die Arkaden, röthlichen Schein über das Mauerwerk breitend, und fernhin blizte und glänzte das Meer, zwischen vereinzelt vortretenden grünenden Landzungen eingerahmt wie ein kolossaler blendender Spiegel.

Wie beklagten wir die Kürze der Zeit, die uns noch bis zum Abend blieb! Denn Stunden auf Stunden hätten wir den Alterthümern widmen mögen. Noch ist ein großer Theil des antiken Mauerkreises der Stadt vorhanden. Der Arena Lebewohl sagend, wendeten wir uns demselben zu, das Doppelthor erreichend, welches einst nach jenem Bau und nach der großen Heerstraße der Halbinsel führte. Durch diese Porta gemina tretend, gelangten wir ins Innere der alten Stadt und stiegen auf schmalem, durch verschiedene Werke militärisch geschüzten Wege das Capitol hinan, zu welchem ein zweites, vor einigen Jahren entdecktes Thor einläßt und das von zweifacher Mauerlinie umgeben ist. Hier haben die neueren Ausgrabungen viel Merkwürdiges zu Tage gefördert, und von der Ebene an, auf den verschiedenen Abstufungen des Hügels und bis zu der Spitze, welche die im Mittelalter viel gebrauchte und viel veränderte Burg trug, sieht man Reste von Bauten und Befestigungen, von Fußboden und Straße. Wenn nicht interessanter als dieser Theil, doch durch seine Architektur mehr in die Augen fallend, ist ein anderes Thor, das goldene, oder vielmehr der an diesen jezt geschwundenen Bau sich lehnende Bogen der hier einheimischen Familie der Sergier, ein zierlicher Ehrenbogen, welcher einigermaßen an den des Titus erinnert und, wenn die Skulpturen auch nicht gerade vortrefflich sind, doch durch die geschmackvolle Anordnung wie durch den Reichthum des Ornaments einen höchst erfreulichen Eindruck macht. Nicht weit von dort gelangt man zur Stelle des alten Theaters, dessen Form noch in dem halbkreisförmigen Einschnitt des Hügels kenntlich, von welchem aber nichts erhalten ist, da vor zweihundert Jahren die Trümmer zum Bau der Citadelle verwandt wurden, nachdem es lange schon Steine zum Ausbessern der Mauern hergegeben hatte. Doch konnte noch um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts der bekannte Architekt Sebastiano Serlio eine Zeichnung entwerfen.

Nicht minder, ja mehr als die antiken Bauten haben die mittelalterlichen durch Zeit und Zerstörung gelitten. Von der einst reichen Abtei von Canneto sind nur wenige byzantinische Reste vorhanden; an der ehemaligen Franziskanerkirche ist das gleichfalls byzantinische Portal zu beachten, nebst Thüre und Fenster einer Kapelle im Klosterhofe, die eine Annäherung an den gothischen Styl zeigen. Interessanter ist die Taufkapelle, ein griechisches Kreuz mit Marmorsäulen, eine für solchen Zweck wenig übliche Form. Der anstoßende Dom, dreischiffig mit marmornen Säulen, zeigt den Spitzbogen, wie er schon wieder in den Rundbogen übergeht: ein Bau des fünfzehnten Jahrhunderts, welcher über einem der Seitenaltäre ein schönes mittelalterliches Relief hat, die Madonna mit dem Kinde und Heiligen.

(Schluß folgt.)

Die Rose von Zelhem.

(Schluß.)

Die anerzogene Sitte vergißt sich auch im seligsten Taumel nicht ganz und gar, so daß Heinrich, dem Gesetz der Höflichkeit unterthan, fast unwillkührlich seine Tänzerin zur Laube zurückführte, um ihr einen Becher Wein zu bieten. Hatger, Kathrine und Kurt empfingen dort das Paar mit finsterer Miene. Dem jungen Mann war es in der Zwischenzeit gelungen, die Eltern für seine Ansicht zu gewinnen, die sie ohnehin insgeheim theilten. Der Richter hatte gesagt: „Alles Uebermaß ist ungesund und wir müssen daher den Junker auf höfliche Weise abfahren lassen.“ Als die Beiden kamen, sprach er: „Der gnädige Herr sey bedankt für erwiesene Höflichkeit und Ehre.“ — „Was fällt Euch ein, guter Freund?“ fragte Heinrich. Mit vorbedachtem Mißverstand die Rede abschneidend, fuhr Hatger fort: „Es ist allerdings an der Zeit, unsere Danksagung vorzubringen, da wir jezt zur Stadt zurückkehren müssen.“ — Vor Schrecken bleich, stammelte Trudchen: „So bald schon? Wir pflegten sonst doch bis zum Abend zu bleiben.“ — Und Heinrich fügte hinzu: „Vergönnt uns noch einen Tanz. Das Wetter ist so angenehm und nicht alle Tage Jahrmarkt. Bitte, Vater Hatger, bitte, Mutter Kathrine, verkürzt eurer schönen Tochter und mir nicht die allzuflüchtige Lust.“

Hatger ertheilte keinen Bescheid auf die demüthige Bitte, aber nur darum, weil statt seiner eine fremde Stimme antwortete: „Wie steht es doch dem regierenden Grafen von Steinberg-Waldheim-Leuenegg so trefflich an, vom schlichten Bürgersmann eine Gunst anzusprechen! Wie nimmt der hochgeborene Ritter so gut sich aus als der Anbeter einer ländlichen Schönheit!“ — Diese spöttischen Worte sprach eine alte

Frau, der Tracht nach vornehmen Standes, am Arm eines Herrn von etwa drei-und-dreißig Jahren. Die Dame sah bitterbös aus mit dem falschen Blick der meergrünen Augen, und die Rede des eingekniffenen Mundes klang wie Schlangengezisch.

Graf Heinrichs Mutter, die Gräfin Dorothea, und ihr Sohn Bernhard, die wir aus dem ersten dieser Stücke kennen, hatten, nachdem sie ihre Geschäfte abgemacht, von der Anwesenheit Heinrichs vernommen und zugleich erfahren, daß er draußen zu Brumen mit der schönen Tochter des Richters Hatger tanze. Der wunderliche Heilige wie die Rose von Zelhem waren in Zütphen viel zu bekannt, als daß ihr Zusammentreffen den müßigen Zungen nicht zu schaffen gemacht hätte, selbst am Tage des Jahrmarktes. Da nun das Dörflein ohnehin auf ihrem Wege lag, hatte Dorothea, auf Bernhards Zureden, alsbald sich vorgenommen, den Wagen beim blauen Schaf ein wenig halten zu lassen, um wo möglich ihrem Sohn die Bekanntschaft im Anbeginn zu verleiden. Sie meinte zwar, eine Liebschaft mit dem Landmädchen sey jedenfalls geeignet, den Waldheimer von adligen Fräulein fernzuhalten, doch Bernhard hegte die Ansicht, es sey besser, sein Bruder bleibe jeder Liebe fern, der niedern wie der hohen. „Heirathen darf er nicht," sagte der liebreiche Bruder, „dafür bürgen Brief und Siegel; doch ist es auch unnöthig, daß ungesetzliche Mitesser mir einst das Erbtheil schmälern."

„Grüß Gott, Frau Mutter und lieber Bruder," redete Heinrich die Ankömmlinge an; „setzt euch und nehmt ein Glas Wein." — Bernhard machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung und Dorothea sprach: „Wir wollen nicht stören. Deine Gesellschaft ist viel zu auserlesen, als daß wir hoffen dürften, darin zugelassen zu werden. Wir wollten uns nur mit eigenen Augen überzeugen, ob die Rose von Zelhem so schön ist, wie der Ruf sie preist." Gertruden mit höhnischem Blick vom Haupt bis zu den Füßen messend, fügte sie schnöden Tones hinzu: „Nicht übel, fürwahr. Und als was wird die Jungfer zu Leuenegg einstehen, wenn man fragen darf? Ich denke als Kuhmagd; oder nicht?"

Keines Wortes mächtig, starrten das Mädchen und ihre Angehörigen den giftigen Drachen an, der noch viel bösere Reden herausbelferte, als eben berichtet wurden. Doch allzuscharf macht schartig. Als Dorothea endlich schwieg, nicht weil das Wort, sondern weil der Athem ihr fehlte, mußte sie zu ihrem Schrecken gewahr werden, daß ihr Spott eine ganz andere Wirkung übte, als sie beabsichtigt. Stolz emporgerichtet, mit finstern Blicken, doch mit lächelndem Mund, antwortete Heinrich: „Diese unbescholtene Jungfrau, ehrsamer Eltern Kind, wird nicht als Dienerin zu Leuenegg einziehen, sondern zu Waldheim als meine Hausfrau walten."

Die Mutter lachte ihm in's Gesicht, der Bruder schrie: „Hab' ich nicht Brief und Siegel?" — „Laß' den Narren!" mahnte Dorothea, und ohne Gruß scheltend zog sie den widerstrebenden Bernhard mit sich von dannen. Hatger war der erste, welcher nach dem verwunderlichen Auftritt ein Wort fand. „Wir sind keine Fürsten und Grafen," sagte er, „aber ehrliche und freie Leute, und der Junker brauchte just nicht seinen Spott mit uns zu treiben. Oder wäre der Herr Graf wirklich etwas Weniges übergeschnappt, wie die ungnädige Frau Mutter zu verstehen gibt?"

Heinrich hörte nicht auf den polternden Alten, nicht auf die Mutter und den unglücklichen Freier, die in Hatgers Schelten einstimmten. Er fühlte tief und schmerzlich, daß er sich übereilt, aber das Wort war gesprochen und nimmer zurückzurufen. Darum tröstete der Graf sich selber: „Besser, ich führe sie zum Altar, als daß ich zu meiner Seele Schaden in wilder Lust die Rose pflücke." Zu Gertrude gewendet, die immer noch starr wie eine Salzsäule dastand, sagte er: „Willst du mein eheliches Weib seyn? Hier meine Hand, schlag' ein!"

Gertrude fiel ihrem Herzallerliebsten um den Hals, und da die Tochter so wenig Umstände machte, ließen sich auch die Eltern herbei, an die unerwartete Wendung der Dinge zu glauben, während Kurt kopfhängerisch davonschlich. Da Frau Kathrine am Vormittag gesagt: „Er denkt so wenig daran, mit dir zu tanzen, als dich zu heirathen," hatte sie vollkommen recht gehabt, aber woran Heinrich am wenigsten gedacht, das sollte sich eben schicken. Er fühlte sich entzückt bis in den siebenten Himmel, doch war ihm bei seinem Glück nicht zur Hälfte wohl; aber, wie gesagt, das Wort blieb Wort, und Heinrich vollführte, was er verheißen.

Die Angehörigen des gräflichen Hauses, der ganze hohe Adel in Westphalen boten Himmel und Hölle auf, die „ungleiche" Heirath zu hintertreiben. Bernhard von Steinberg-Ebermatt berief sich auf die Schrift, worin sein Bruder verheißen, sich niemals zu vermählen. Vergebens! die Verbindung war nur aufzuhalten, nicht zu vereiteln. Alle Hindernisse durchbrechend und niederwerfend, führte der Graf von Steinberg-Waldheim-Leuenegg auf seinem Schloß zu Waldheim die Rose von Zelhem vor allem Volk zur Kirche, bevor ein Jahr seit dem verhängnißvollen Markttag von Zütphen verstrichen.

Was sich ferner mit Heinrich und seiner Hausfrau begeben, davon wird in der dritten und letzten dieser Liebesgeschichten die Rede seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Theater. — Gutzkows Wullenweber.

Gutzkow hat der hiesigen Bühne ein Neujahrsgeschenk gegeben, den Wullenweber. Durch diesen historischen Roman — denn ein Drama dürfen wir denselben wohl kaum nennen — ist der Verfasser in unserer Meinung gesunken und gestiegen. Wir hielten ihn bisher für den geschicktesten, routinirtesten der jetzt lebenden deutschen Dramenschreiber, und fanden an seinen Werken zwar manche andere Schwäche, aber keineswegs Mangel an Berücksichtigung des Bühnengerechten. Dieser Mangel erscheint nun aber im Wullenweber in so hohem Grade, daß ein großer Theil des Publikums schon bei der ersten Aufführung am 1. Januar seine Langeweile nur wenig verhehlte, und daß wir eben deßhalb dieses Stück kein Drama, sondern einen historischen Roman nennen mögen. Wir bedauern, daß der herrliche Stoff nicht episch behandelt worden ist, bekennen aber zugleich mit Freuden, daß durch kräftige, sichere Charakteristik, durch das Hervortreten deutscher Gesinnung und tiefer Menschenanschauung der Verfasser mit diesem Werke in unsern Augen als Dichter und Mensch dasselbe Feld gewonnen hat, welches er als geschickter Bühnenspekulant verloren. Wir meinen, er könne mit diesem Tausche zufrieden seyn, wollen den Wullenweber mehr als Skizze, denn als fertige Arbeit betrachten, und hoffen, diesen edeln Stein, den Gutzkow aus dem Schutte vaterländischer Geschichte zu Tage gefördert, einst noch mit dem ihm einwohnenden Glanze in würdiger, kunstreicher Fassung leuchten zu sehen.

Am 6ten wurde hier „Zopf und Schwert" von Gutzkow aufgeführt. Dieses und andere Stücke desselben Kalibers können wohl kaum besser gegeben werden, als auf der hiesigen Bühne. Lebendige Conversations- und Intriguenstücke, die nicht einen gar zu großen Aufwand von Personen verlangen, werden uns meistentheils in glänzender Vollkommenheit vor die Augen geführt. Auch in höheren Regionen wird uns mehr geboten, als auf den meisten andern deutschen Bühnen; doch könnte in denselben immerhin ein einiger, das Ganze harmonisch durchdringender Geist vermißt werden, wenn gleich einzelne Stellen sich immer zu seltener Vortrefflichkeit erheben mögen. Als solche führen wir beispielsweise an: die Scene zwischen Egmont (Emil Devrient) und Oranien (Eduard Devrient), ferner den Aufruf Klärchens (Fräulein Bayer) an das Volk, welche bei den lezten Aufführungen des Egmont besonders hervorleuchteten. In Shakespeareschen Stücken können Darstellungen, wie wir sie wünschen möchten, ohne ganz andere als die jetzt gewöhnlichen Vorbereitungen nimmer erlangt werden, und deßhalb sind wir auch hier nur auf einzelne Glanzstellen angewiesen.

Genf, December.

(Fortsetzung.)

J. A. de Luc. — Ami Lullin.

J. A. de Luc kam auf seinen geologischen Ausflügen in die Cottischen und Grajischen Alpen oft in Turin mit Gelehrten zusammen, die über die Stelle stritten, wo Hannibal über die Alpen nach Italien gegangen sey. Diese Stelle lag unstreitig in Piemont, denn der punische Herkules ging mit seinen Elephanten entweder über den Monte Viso, wie Lipsius, St. Simond und Denina behauptet haben, oder über den Mont Genèvre, nach d'Anville's, Vaudanecourts, Letronne's Meinung, oder über den Mont-Cenis, wie Mann, Grosley, de Saussure, Alb. Beaumont, Joh. v. Müller, Mannert, Millin und Ukert glauben, oder über den kleinen St. Bernhard, den Ferguson, Beck, Melville, Larenaudière, Zander, Ribaud, Wickham und Cramer angeben, oder endlich über den großen St. Bernhard, wie Cluver, Whitaker, Villars, de Lorges, de Landine und de Riva glauben, oder gar über den Simplon, wie Arneth meint. Die Discussion der Turiner Gelehrten interessirte de Luc so sehr, daß er beschloß, diese Frage selbst auf mehreren Fußreisen zu untersuchen und dabei Polybius und Livius zu Führern zu nehmen. Wiewohl nun allein der Mont Cenis von der Art ist, daß man Alles, was jene beiden Historiker angeben, dort nachweisen kann, wiewohl sich dort die Stelle für Hannibals Lager in einer Ebene mit trefflicher Weide und mit einem See des klarsten Wassers, auch sonst alles von jenen Historikern Angegebene findet, was anderwärts gar nicht, oder nicht so passend anzutreffen ist, so glaubte sich doch de Luc für den Uebergang über den kleinen St. Bernhard entscheiden zu müssen, und schrieb in diesem Sinn seine »Histoire du passage des Alpes par Annibal d'après la narration de Polybe, Genève 1818.«

In den ältesten und ehrwürdigsten Familien, die vor drei Jahrhunderten unter Calvin in Genf einwanderten, um da Religionsfreiheit zu suchen, die sie in Italien und Frankreich nicht fanden, waren auch die Lullin. In der Kirche, der Magistratur und der Akademie haben sie sich sehr hervorgethan. Am höchsten unter allen stand der alte erste Syndikus Ami Lullin, den man den Prototypus der nun für's Erste eingegangenen Syndiken der Republik nennen kann. Er war nicht allein durch seine große Thätigkeit, Sachkenntniß, Redlichkeit in der europäischen Republik Genf berühmt, sondern auch durch eine Einfalt, die an die römischen Consuln aus den besten Tagen der Republik erinnert. Wiewohl reich und freigebig, lebte er äußerst einfach und auch sein Haus war auf diesen Fuß eingerichtet. An ein eigenes Eßzimmer war damals noch nicht zu denken, eben so wenig an männliche Bediente, da er es für übertriebenen Luxus hielt, einen Char — ein einseitiges und einspänniges Gefährt — zu halten. Man aß in der Küche und die Domestiken waren alle im Dienst des Hauses grau geworden, besonders die alte Jeanne, die ihm seine Perrücke kämmte und den schwarzen Rock ausbürstete, auch ausbesserte, wenn es dringlich war, denn er hielt sehr auf Ordnung und Reinlichkeit. Einmal wollte er bei einem dringenden Fall noch Abends einen Besuch bei dem französischen Gesandten machen. Die alte Jeanne mußte ihre Centusche anlegen, ihre Nebelhaube aufsetzen und ihm mit der Laterne vorleuchten. Im Gesandtschaftshotel ließ er sie im ersten Vorzimmer warten. Als die Conferenz vorüber war, begleitete der Gesandte den Syndikus, öffnete ihm selbst die Thüre des Vorzimmers und rief hinaus: »La voiture et les gens de son Excellence!« Da lächelte der alte Mann und sagte zu dem Gesandten: »Cela sera vite fait, Monseigneur, voilà déjà ma bonne vieille Jeanne avec son fallot.«

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 14. Montag den 17. Januar 1848.

Die Revolution rasirte auch auf dem Gebiete der Tracht, sie schnitt die Schnörkel und den Zwang, aber auch jede Phantasie mit weg. Der runde Hut mit immer schmälerer Krempe verdrängte den Dreimaster, als lächerliche Neuerung kam der preußische Hut auf.

Fr. Vischer.

Die neueste Tracht in ihrer historischen Entwicklung.

(s. Nr. 3—7.)

II.

In einer früheren Darstellung wurde schon Einiges aus der Jugendzeit des runden Hutes und des ungepuderten Haares mitgetheilt, aber vorzugsweise nur solches, was in Beziehung stand zu den Kämpfen, welche sie als die Vertreter des neuen Prinzips zu bestehen hatten. Die eigentliche Entwicklungsgeschichte wurde unberücksichtigt gelassen. Um nun gegenwärtige Darstellung bis an die neueste Zeit heranzurücken, wollen wir diese beiden Theile des männlichen Costüms, in welchen sich der Geist unserer Zeit fast am schärfsten ausprägt, noch näher zur Betrachtung ziehen, und zwar zuerst den Hut.

Wenn wir all die verschiedenen Modeformen, welche in der Zeit des Uebergangs aus dem dreispitzigen in den runden Hut an diesem Trachtenstücke zu Tage traten, vorerst unberücksichtigt lassen und nur das Bedeutende, Bleibende hervorheben, so sehen wir den Entwicklungsgang des dreieckigen Hutes sich in zwei Hauptrichtungen spalten, deren vorzüglichste Vertreter der moderne runde Hut und der aufgeschlagene zweikrämpige Hut sind. Die erstere Richtung ist die allgemeine, die neue Strömung des Lebens vorzüglich bezeichnende. Das wesentlichste an ihr ist das allmählige Emporwachsen des Kopftheils aus der Krämpenumhüllung und das Niederfallen der Krämpen. Die leztere Richtung ist ein Ausfluß der übriggebliebenen autokratischen Elemente des Lebens und besteht hauptsächlich in dem Emporwachsen zweier, vom dreieckigen Hute sich herschreibenden Krämpen über den Kopftheil des Huts.

Der runde Hut ist das Symbol jenes allgemeinen Strebens der Menschheit, das wir schon mehrmals in diesen Betrachtungen berührt haben, nach den in einer allgemeinen Erstarrung des Lebens untergegangenen freien und natürlichen Bildungen früherer Jahrhunderte. Er zeigt in dem Wiedergebärungsprozeß der Tracht den ersten Schritt zu dem beweglichen breitkrämpigen Schlapphute an. So wurde er denn auch, und zwar schon mit dem Beginn des zweiten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts, die allgemeinste Huttracht. Der aufgeschlagene zweikrämpige Hut dagegen symbolisirt auf eine höchst überraschende Weise jene Reaktion der aus der alten Zeit zurückgebliebenen Elemente gegen den modernen Entwicklungstrieb. Der Kopftheil wuchs empor; dieß konnte man nicht verhindern, oder vielmehr man dachte nicht daran es zu verhindern. War ja doch das umstürzende Prinzip vor der Revolution selbst in die höchsten Kreise eingedrungen. Als man aber gewahr wurde, wohin dieses Streben führte, als die französische Revolution die alten Throne zittern machte und wie hervorgezaubert eine Republik aus dem alten monarchischen Europa emporwuchs, da hielt die Aristokratie plötzlich inne; die eine vordere Ecke des dreispitzigen Hutes stumpfte sich ab, die beiden vordern Krämpen flossen in einander, so daß nur noch zwei Krämpen übrig blieben, welche hoch aufschießend und nach den Seitenecken sich ausdehnend, den unanständigen revolutionären Cylinder zudeckten. Zudecken, verbieten, dieß ist die allgemeine Losung der alten Monarchien.

Man meinte, die Sache wäre abgethan, wenn man die äußere Thätigkeit der neuerwachten Kräfte der Menschheit unmöglich machte. Das Zudecken und Verbieten hatte aber nur da die eigentlich bezweckte Wirkung, wo man sich freiwillig dem alten Geiste fügte, mit andern Worten, in jenen Lebenssphären, welche noch von dem alten Geiste durchdrungen waren. Nur in der aristokratischen Welt, am Ende nur noch in der Amtstracht, in der Hof- und Militärtracht blieb der aufgeschlagene zweikrämpige Hut als Symbol des alten, reaktionär gewordenen autokratischen Strebens übrig. So ging denn in gewissem Sinne der Wunsch jenes für den Huttriangel begeisterten Herrn vom alten Regime, von dem wir in einem früheren Aufsatze sprachen, in Erfüllung: der runde Hut und der dreieckige, lezterer zwar in etwas verunstalteter Form, „erhielten wirklich im menschlichen Verstande eine Demarkationslinie."

Kaum war auf den großen europäischen Krieg die Ruhe wieder einigermaßen eingetreten, so suchte man sich sein altes Hauswesen so gut als möglich wieder einzurichten, und Ordonnanzen wie die nachfolgende mögen auch außer Kurhessen nicht selten gewesen seyn. Der Artikel 11. der Ordre des Restaurators des kurhessischen Zopfs heißt: „Die Commandeurs der Regimenter und Bataillons sollen keine Schakos, sondern Montirungshüte ohne Tressen tragen; die Hüte werden nie verkehrt aufgesezt, welches ein für allemal verboten wird." Was der fürstliche Restaurator unter dem „Verkehrtaufsetzen" versteht, ob die breite Krämpenseite oder den Schnabel des Hutes nach vorne, dieß vermag ich nicht zu enträthseln. Doch scheint es, als sey ihm die zulezt angegebene Weise verhaßt gewesen, da sie eben die neuere und, mit Ausnahme Napoleons, die in der französischen Armee gebräuchliche war, während die erstere in den deutschen Heeren, vorzugsweise aber im preußischen in der erhebenden Zeit der Jahre 1806 u. ff. herrschte. In der preußischen Armee wurde der zweikrämpige Hut selbst vom gemeinen Mann, und zwar noch bis gegen das Jahr 1810, in welchem Jahre eine große Aenderung in der preußischen Uniformirung stattfand, getragen, während in den meisten übrigen Armeen Europas schon mit Ablauf des vorigen Jahrhunderts der zweikrämpige Hut dem Tschako Platz machte und nur bei den höhern Offizieren im Gebrauche blieb.

Der preußische zweikrämpige Hut, welcher die Uebergangsstufe vom älteren dreieckigen Hute zu dem heutigen Hof- und Militärhut bildet, und vermöge einer Ausbiegung an der vordern Krämpe noch deutlich an den Triangel erinnert, paßte vortrefflich zu den damaligen preußischen Zuständen. Wenn der Leser Gelegenheit hat, deutsche Bilder aus jener Epoche zu sehen, auf welchen solche Hüte vorkommen, so wird er finden, daß sie den Gesichtern einen ganz eigenthümlichen Ausdruck von Beschränktheit geben, welcher scharf kontrastirt mit jenem aufgeweckten, kühnen Ausdruck, den ein französischer Soldat aus den Jahren der Republik darbietet, zu welcher Zeit fast die ganze französische Armee ebenfalls noch den zweikrämpigen Hut trug, aber in der heutigen Tragweise, die eine Spitze des Hutes nach vorne gerichtet, und dabei, was seinen Charakter ganz besonders verändert, viel niedriger als in Deutschland. Napoleon allein blieb, selbst als Kaiser, der alten Tragweise getreu. Abgesehen davon, daß der Hut Napoleons alle jene plumpen Auswüchse des deutschen Hutes, die hohen Krämpen, die einfältigen, ungebührlich verlängerten Spitzen vermied, so wurde schon dadurch jener Ausdruck neutralisirt, daß der Kaiser der einzige Mann in Frankreich war, welcher einen solchen Hut trug. Es geschah dieß in wohlberechneter Absicht. War ja doch das schwergepeinigte Deutschland fast nicht minder begeistert als Frankreich, wenn es von dem „Mann im kleinen Hütchen" hörte.

„Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'."

Diese absichtliche Einfachheit und Eigenthümlichkeit von Napoleons Kleidung war bestimmt, seiner unansehnlichen Figur jene äußerliche Bedeutung zu verleihen, vor welcher man damals noch gar viel Respekt hatte, und welche er, wenn er von der Natur mehr begünstigt gewesen wäre, durch die Hebung und Darstellung einer imposanten Persönlichkeit zu erreichen gesucht hätte.

Die beiden Hauptrichtungen, in welche der Entwicklungsgang des dreieckigen Hutes auseinander lief, floßen, so lange auch im Leben die Trennung der aristokratisch-reaktionären und der volksthümlichen Bestrebungen noch nicht deutlich zu Tage trat, vielfach in einander über. Hieraus entspringen die mannigfaltigen Moden, welche in der Zeit zwischen den ersten Jahren der Republik und den deutschen Freiheitskriegen auftauchen. Im Jahre 1811 trug man im Lande der Moden Hüte à la Henri IV., Klapphüte (claques), Hüte à la Basile, à la Montgolfier, chapeaux cintrés, chapeaux à bâteau, à la bostonienne, à la Robinson. Die Hüte à la Henri IV. waren vorne aufgeschlagen und mit weißen Federn geziert; sie dienten nur den obersten Staatsbeamten als ein Stück des Ornats. So wurden auch die sogenannten dreieckigen, d. h. die zweikrämpigen Hüte nur zur

gestickten Kleidung, und zwar solche mit weißen eingelegten Federn von den hoffähigen Personen und den Staatsbeamten erster Klasse, die mit schwarzen Federn von den Staatsbeamten zweiter Klasse getragen.

(Fortsetzung folgt.)

Fahrt nach Pola.

(Schluß.)

Bedenkt man, daß Pola Jahrhunderte hindurch eine ansehnliche und bedeutende Stadt war, so möchte man sich darüber wundern, daß es nicht mehr Denkmale aus jener Zeit aufzuweisen hat, wenn man nicht in Anschlag brächte, daß diese Stadt so häufigen Unglücksfällen ausgesezt gewesen ist. Ueber die Geschichte des antiken wie des modernen Pola handelt, wenn auch nur in gedrängtem Abriß, doch genügend, Kandler in dem unterrichtenden Wegweiser, welchen er vor zwei Jahren zu Triest herausgegeben hat, und welcher uns ein willkommener Führer war, dem nur etwas schärfere Charakterisirung des Archäologisch-Künstlerischen zu wünschen wäre. In den römischen Kaiserzeiten ein angenehmer und gesuchter Aufenthalt, mochte Pola über dreißigtausend Einwohner zählen; zum Gothenreiche gehörend, war es in beständigem Handelsverkehr mit dem an der italischen Küste ihm gegenüberliegenden Ravenna, und kehrte, wie Ravenna, unter Kaiserherrschaft zurück, als Theodorichs Nachfolger den Waffen Justinians weichen mußten. Mit der istrischen Halbinsel kam es unter Carl dem Großen an das Frankenreich und ward von Herzogen, dann von Markgrafen deutschen Stamms verwaltet. Bald begannen Feindseligkeiten mit dem mächtig aufblühenden Venedig; um die Mitte des zwölften Jahrhunderts ward die Stadt von einer venezianischen Flotte genommen und geplündert, Vorspiel des unsäglichen Unglücks, welches sie später verfolgte, in den Kriegen namentlich zwischen jener Republik und Genua, welche so oft die Küsten des adriatischen und des Mittelmeers verheerten. Nichts half es der Stadt, daß die Markgrafenwürde 1230 an die Patriarchen Aquileja's kam; die Patriarchen konnten sie nicht hinlänglich schützen, und zu den Bedrängnissen von außen kam noch bürgerlicher Zwist, indem eine Familie römischer Abstammung, die schon erwähnten Sergier, welche man nach ihren Wohnungen auf der Burg die Castropola nannte, auf einige Zeit die Herrschaft an sich riß. Im Jahr 1331 endlich folgte Pola dem Beispiel der meisten istrischen Orte, und unterwarf sich unter Vorbehalt seiner munizipalen Rechte den Venezianern. Schwer lastete das vierzehnte Jahrhundert auf der Stadt. Von den Genuesen verwüstet, war sie kaum mehr als ein Schutthaufen, und obgleich nach dem Jahr 1400 die Republik das Möglichste that, ihr wieder aufzuhelfen, neue Bewohner hinsandte, Kirchen, Burg und Mauern herstellte, erholte Pola sich doch nicht wieder: der Handel hatte andere Wege eingeschlagen, die einst mit Dörfern und Villen bedeckte Landschaft war verödet, mit der Bevölkerung war auch, wie so häufig geschieht, die einst gesunde Luft geschwunden, um der Aria cattiva Platz zu machen, wiederholt stellten sich Seuchen ein, das Land war vor räuberischen Einfällen nicht sicher, und so fand es sich, daß im Jahr 1797, als der ruhmlose Todestag des sonst so glorreichen Freistaats herankam, nicht mehr als sechshundert Einwohner die einstige blühende Stätte so vieler Tausende inne hatten. Nicht besser ward's in der französischen Zeit, ja was von Denkmalen geblieben, besonders von mittelalterlichen, unterlag damals noch traurigerem Schicksal, wie man's unter französischer Herrschaft im Auslande gewohnt ist. Seitdem hat sich die Einwohnerzahl auf etwa 1300 gehoben, etwas Küstenhandel belebt wieder den Hafen, und die Triestiner Dampfschifffahrt hat die Verbindung mit der genannten Stadt, mit Venedig, mit Dalmatien erleichtert; aber Pola ist ein armer, halb verödeter Ort geblieben, nach welchem nur die wunderbaren Monumente des Alterthums Reisende zu ziehen vermögen. In den ebeneren Theilen liegen die Wohnungen, auf den Höhen Kirchen und Burg, ein in neueren Zeiten umgewandelter venezianischer Bau. — Jede Minute nützend stiegen wir auf und ab, bis es Nacht geworden; das Straßenpflaster, wo welches vorhanden, war nicht gebessert durch den heftigen Regenguß, der auch uns vor dem Landen heimgesucht hatte.

Wir kehrten an Bord zurück; aber noch waren nicht zu Ende die Freuden des Tags. Auf dem Deck und in den Kajüten war die Mahlzeit bereit und die heiterste Laune herrschte und Lebehoch auf Lebehoch wurde im Champagner getrunken, den freundlichen Wirthen, welche das nach Ort, Zeit und Menschenmenge beinahe Unmögliche geleistet und es auf eine Weise gethan, welche den Werth des Gebotenen unendlich erhöhte, den Bewohnern Polas, den Städten Triest und Venedig. Nach aufgehobener Tafel aber strömte Alles noch einmal nach der Stadt, deren Wohnungen erleuchtet waren und wo im kleinen Schauspielhause eine Monti'sche Tragödie aufgeführt ward, während das Amphitheater, in dessen Innern hohe Reisig- und Strohmassen brannten, weithin glänzte durch die Nacht. Um zwölf Uhr lichteten wir die Anker. Jeder hatte ein Unterkommen gefunden, so

gut Raum und Umstände es erlaubten; in Reihen lagen neben einander in den beiden großen Kajüten die Ermüdeten — Schläfer würde ich gesagt haben, wenn die Mehrzahl zum Schlafen gekommen wäre. Ich durfte mich glücklich schätzen, eine ruhige Stätte eingenommen zu haben. In aller Frühe am folgenden Morgen war's schon lebendig auf dem Verdeck. Nicht lange, so zeigte sich uns die Apenninenkette, wie sie längs der Romagnolischen Ebene nach Süditalien sich hinabzieht, und die Spitzen der Alpen tauchten auf und der langgestreckte Strand des Lido, der natürliche Damm, welcher die Lagunen zum ruhigen Meersee macht. Und im heitern Sonnenlicht glänzten Venedigs Thürme und Kuppeln, als wir uns der menschengefüllten Piazzetta nahten. Für mich war es das leztemal, daß ich landend diese farbenreiche Pracht bewunderte, die durch so Vieles an den Orient erinnert, von welchem sie so manches in Form und Charakter entlehnte. Denn vor Abend schon stand ich, auf dem Wege nach Florenz, vor der herrlichen Kirche des heiligen Antonius in dem stillen Padua.

A. v. Reumont.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Schluß.)

C. E. Lullin. — Die Grenus. — Der neue Studienplan.

Viele gute Eigenschaften des edlen Syndiks Lullin waren auf seinen Sohn, Charles Eduard, übergegangen, der vor einigen Monaten im Alter von sechs-und-sechzig Jahren starb. Auch er stand über dreißig Jahre im Dienst der Republik und war darin geau geworden. Nach einer Reihe von Dienstjahren ging er 1814 als Sekretär mit der Genfer Deputation nach Basel, die bei den alliirten Mächten für die Befreiung Genfs von französischer Herrschaft arbeiten sollte. Nach dem Tode seines Vaters trat er in den Staatsrath, wo er dreizehn Jahre lang Staatssekretär und hernach fünfmal Syndikus und Präsident der Chambre des Comptes war. Seit 1841 saß er im Großrath und im Municipalrath, bis ihn seine in angestrengter Arbeit schwach gewordene Gesundheit zwang, sich von allem Staatsdienst zurückzuziehen. Wie sein Batee, war er voll Talent und Kenntniß, dabei aber sehr einfach, uneigennützig, redlich, fromm und thätig, wirkte mit seinem Reichthum offen und still viel Gutes und war hochgeachtet von Allen, die ihn näher kannten. — Dergleichen Prachteexemplare vergangener Zeit sind hier nur noch wenige vorhanden, in einigen Jaheen wird bloß noch die Tradition von ihnen berichten, und man düefte den Bericht füe einen lächerlichen Mythus halten.

Eine der ältesten und verdienstvollsten Genfer Familien sind die Geenus. Sie hat unter andern durch ihre Schenkungen an nützliche und wohlthätige Anstalten eine würdige Stelle niben den Franconi's, Tranchin, Rath, Boissier und Andern. So schenkte Fr. Grenus 1651 den Armen, und Jacq. Grenus 1654 dem Hospital sehr bedeutende Summen für die damalige Zeit, wo der Geldwerth gegen jezt achtmal niedriger stand. Später wurden die Geenus wegen gleicher Verdienste um Neuchatel in den Freiherrenstand erhoben. Eingedenk des schönen Wappenworts: noblesse oblige, hatte der Baron Ferdinand v. Grenus schon vor Jahren den Gedanken, der Stadt Genf 400,000 Franken zu ihrer Erweiterung und Verschönerung zu vermachen, starb aber darüber, ohne eine Verfügung zu treffen. Sein würdiger Sohn, der durch seine Fragments biographiques et historiques de Genève auch als Geschichtschreiber um Genf sehr verdiente preußische Kammerherr v. Grenus, vergaß aber den Wunsch seines Vaters nicht, sondern schenkte der Stadt im vorigen April unter Lebenden zu obiger Bestimmung drei große Häuser in Genf mit dem jährlichen Ertrag von 15,000 Franken. Dieses wahehaft königliche Geschenk war die edelste Antwort auf das Kaffeehaus-, Gassen- und Grosrathsgeschrei über die Männer und Geschlechter, die vom Radikalismus Aristokraten genannt und auf alle Weise verleumdet werden. Es düefte die Zeit kommen, und vielleicht ist sie nicht fern, wo Genf diese Aeistokratie wieder vermissen und sie zurückwünschen wird. Einstweilen erhielt dee Baron Grenus eine Menge Bittschriften, worin ihn Radikale um Geldvorschüsse nnd Darleihen baten, ein Sturm, den er durch eine öffentliche ablehnende Erklärung hat abschlagen müssen.

Unserem Untereichtswesen droht gänzliche Umgestaltung nach demokratischen Grundsätzen. Eigentlich ist die alte Akademie durch den Rücktritt iheer vorzüglichsten Professoren in Naturwissenschaften, Jurisprudenz und Literatur bereits eingegangen. Andere Männer ohne wissenschaftlichen Ruf haben sich zwar des Gehalts wegen zu den vakant gewordenen Stellen ernennen lassen, es verlautet aber noch nichts Erfreuliches von ihren Vorlesungen. Die Rechtsschule ist von viezig Studenten auf drei herabgesunken. Der Staatseath Pons hat nun ein Projekt zu völliger Umgestaltung unseres Unterrichtswesens, besonders in Beziehung auf Akademie und Colleg, in's Publikum gehen lassen, das im Großrath zum Schein diskutirt, das heißt mit ganz geringen Modifikationen von der heerschenden Majorität und der mit Applaus einstimmenden Tribune angenommen weeden wir. Wie kommen später darauf zurück. Das herrschende Prinzip dabei ist Popularisirung der Wissenschaft auf Kosten ihres Ernsts und ihrer Würde, mit Entfernung aller religiösen Basis der Erziehung. Dr. Baumgartner, dieser dem Radikalismus ehemals in gutem Glauben zugethane, nun aber mit der ganzen Kraft seinee Erfahrung, seiner Sachkenntniß und seines köstlichen Witzes gegen ihn auftretende Literat, hat bereits eine gute Schrift gegen den neuen Studienplan herausgegeben.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlnng. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 15. Dienstag den 18. Januar 1848.

Jez wär er usstaffirt,
Und wie ne Maybaum ziert,
Und wenn bis früeih der Tag verwacht,
Hats Wienecht-Chindli alles gmacht.

Hebel.

Pariser Christbäume.

Paris, und der Christbaum — nun, warum denn nicht? Begegnete mir doch gestern Abend, als ich von dem Christbaum in Paris gegen Mitternacht über die Boulevards nach Hause zog, eine Lorette, die als Nonne verkleidet am Arme des Geliebten dem großen Opernballe zuging. — Man sagt, die Herzogin von Orleans habe die Christbäume in die Mode gebracht. So viel ist gewiß, sie sind heute Mode, und ich habe nichts dagegen. Aber wer dabei auf ein deutsches Christfest hofft, der wird freilich meist ohne den Wirth und ohne die Gäste zugleich gerechnet haben. Es ist etwas Anderes; doch wollen wir nicht rechten, denn es ist ein frohes Fest und Jubel und Freude die Hülle und Fülle.

Mir aber war dennoch so etwas wie fast ein deutscher Christbaum beschert. Mein Freund W. wohnt, trotz des Winters, still und allein mit Frau und Kind auf dem Lande. Der „Tanneboom" ist ihm an's Herz gewachsen, sein Großvater war ja der ächte und wahre „Kinderfreund." — Nach Tisch ging die Kleine zu Bette und dann wurde der Baum heraufgeholt; Vater, Mutter und „Onkel" machten sich gesammter Hand an's Werk, ihn zu schmücken. Das Haus, in dem wir waren, liegt fast ohne Nachbarn an der Brücke von St. Cloud; die Seine fließt unter den Fenstern vorbei, die Lichter des Städtchens jenseits am Berge sahen durch das Fenster unserer Arbeit zu. Es war ein so stiller und feierlicher Abend, daß wir das Rauschen des Wassers an den Pfeilern der Brücke hören konnten; und alle halbe Stunde mahnten die Glocken der Kirche zu St. Cloud daran, daß heute um Mitternacht die Christmesse stattfinden werde. Es fehlte nur Eines — das spielende Hin- und Hertreiben lustiger Schneeflocken draußen in der Straße und die geheimnißvolle Blüthen- und Blumenschrift auf den Fenstern. Ich kann mir gar kein rechtes Christfest denken, wenn die „Mutter Gottes nicht droben im Himmel das Bett des Christkindchens schüttelt, daß die lichten Federn in Schneeflocken herunter fallen."

Wir hatten vollauf zu thun. Die Aepfel wollten vergoldet, die Nüsse versilbert seyn; dann wurden die Zuckermandeln und die Marons glacés an grünen Bändchen in den Baum gehängt. Zuletzt kam das Backwerk an die Reihe. — Endlich war der Baum fertig. Dann wurde die Arche Noahs, eine große Schachtel, in der „Ochs, Esel und Alles was sein ist," lagen, geöffnet und die Thierwelt am Fuße des Baumes aufgestellt. Auch Kutsche und Pferde erhielt die Kleine, und auf dem Wagen saß ein Bedienter in königlicher Livree. Wir wollen hoffen, daß dieß keine böse Vorbedeutung sey; ich aber wasche meine Hände in Unschuld; ich hatte nur die Mandeln, Kastanien und dergleichen gekauft und den Rest dem Vater überlassen.

Es war fast Mitternacht, ehe das Werk vollendet war und wir von demselben ausruhen konnten. Ein paar Stunden später weckten mich jauchzende weinfrohe Männer- und Weiberstimmen, und es dauerte eine Weile, bis ich mich beruhigte über die späte Störung. Sie kamen aus der messe de minuit. In Paris ist sie verboten, weil sie zu allerlei Skandal führte; auf dem Lande ist sie erlaubt; wollen hoffen, daß die Skandale hier nicht stattfinden.

Die arme kleine Marie war krank, und deßwegen fand unser Fest am Morgen statt; sie befand sich seit mehreren Tagen Morgens wohler als Abends. Wir waren Alle verschlafen, weil wir gestern so hart und so spät gearbeitet hatten. Die Kleine war zuerst wach und weckte die Andern. Sie wurde bald ungeduldig, als man sie nicht in das große Zimmer lassen wollte; sie weinte, während wir noch mit dem Anstecken der Lichter am Baum beschäftigt waren. Endlich war Alles in Ordnung, und dann öffnete sich die Thüre. — Dieses erstaunte Auge, dieser fragende und doch stumme Mund, nach einer Weile ein Lächeln, das wie eine Ahndung aussieht, wie ein Begreifen des Geheimnisses, das unter diesen hundert Lichtern verborgen schlummert — das ist das Christfest, das ist der Christbaum: — „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn solcher ist das Himmelreich!"

Als ich ein paar Stunden später allein durch das Gehölz von Boulogne nach Passy ging, schwebte mir das erstaunte Auge, das ahnende Lächeln des Kindes noch lange vor. Aber nach und nach gewann der Nebel, der die Sonne mit seinem dunkeln Schleier deckte, auch über das freundliche Kinderauge die Oberhand. Weßwegen versprichst du, trübes Leben, an solchen heiligen Tagen uns so viel und hältst uns später so wenig? Wozu gabst du uns all die Hoffnungen, die nie in Erfüllung gehen sollen, wozu so viele Blüthen, die im Herbste keine Früchte bringen? — Ich weiß nicht, wie diese trüben Gedanken so Meister über das schöne blaue Auge der kleinen kranken Marie werden konnten. Aber rechts und links standen dürre Bäume in ihrem Wintertode, wo vor ein paar Monaten alles grünes Leben war. — Und doch sind diese Bäume, diese dürren Kräuter bevorzugt, denn in ein paar Monaten kommt neues Leben über sie. Und du — du stolzer Mensch! — dein Frühling blüht nur einmal und nicht wieder!

So ein kalter, nasser Wintertag in halbsüdlicher Natur ist das trübste Bild des Todes, dem man nur begegnen kann. In Deutschland, im Norden, wenn die Bäume schwer mit Schnee gedeckt sind, wenn jedes Wasser stille steht und in Zacken überall wie Baukunstwerke herabhängt, wenn die Erde unter jedem Schritte kracht, wenn die Sonne mit den Nebeln kämpft — o das Alles ist wahres Leben, ist Jubel und macht das Herzblut lebendiger durch die Adern schießen. Aber so ein feuchter, regungsloser Todtentag, und dabei ein eben lebendig erneuertes Andenken im Herzen an die Christbäume im Vaterlande — —

Aus der weiten Ferne wogte ein Geräusch herüber, in welchem schweres Glockengeläute wie auf einem Strome von Millionen verwischter Menschenstimmen und verhallenden Wagengerassels schwamm. Jene Glocken verkündeten das Fest, dieses chaotische Geräusch die große Stadt, die dem Feste zum Trotze ihr Werktagstreiben nicht eine Stunde aussezt. Ja, ihre Feste selbst sind kein Ruhen, sondern ein neues, meist nur noch wilderes Tagewerk.

Ich verdoppelte den Schritt, um wieder unter Menschen zu kommen. Und die Häuser von Passy änderten auch sehr bald den Gedankenlauf. Ich wollte in Passy einen Sonntags-, einen Festtagsbesuch machen. Es wohnt dort ein Mann, an den ich nur zu denken brauche, um in trüben Stunden bald wieder heller in die Zukunft zu blicken. Das erste Lied Berangers, von dem ich hörte, hatte einer meiner Schulfreunde übersezt und brachte es mir zur Durchsicht. Ich weiß gar nicht mehr recht, welchen Eindruck das Lied damals auf mich machte. Nur klang von da an der Name Beranger mir wie ein Andenken an die ersten geistigen Anregungen, die in mein Leben hereinfielen.

(Fortsetzung folgt.)

Die neueste Tracht in ihrer historischen Entwicklung.

(Fortsetzung.)

Alle andern erwähnten Gattungen waren Modehüte. Die Klapphüte waren sehr hohe breitkrämpige Hüte, die Hüte à la Basile rund und mit breitem niedergeschlagenen Rand versehen, die Hüte à la Montgolfier ganz rund; die chapeaux cintrés waren klein und gewölbt; an den chapeaux à bâteau lagen die schmalen Krämpen seitwärts flach am Kopftheile an und bogen sich hinten und vorne nachenförmig herab; bei dem chapeau à la bostonienne war der Kopftheil, statt rund, oval, und der chapeau à la Robinson war ein nach oben sich stark verjüngender Hut bei sehr schmaler Krämpe. Gegen die Jahre 1814 und 1815 endlich lösten sich alle diese Modeformen, mit Ausnahme des Claquehuts, in dem einfachen, anspruchslosen schwarzen Cylinder auf, der, gleich dem schwarzen Frack, bis auf den heutigen Tag weder aus der Grundform energisch herausgewichen ist, noch seinem steifen, unbeweglichen Charakter entsagt hat.

Die Entwicklung des männlichen Haarputzes während und nach der Revolution, bis gegen die Jahre 1814 und 1815, läuft ganz parallel mit der Entwicklung des runden Huts. Eine noch nach dem Jahre 1815 fortdauernde Spaltung des Entwicklungsganges kann man hier nicht nachweisen, wie beim Hut, denn der männliche Haarputz zeigt, wie es dem Leser von den früheren Erörterungen her noch im Gedächtnisse

seyn wird, zu allen Zeiten zuerst eine neue Epoche im Entwicklungsgange der Tracht an und hat jede Entwicklungsphase auch zuerst vor allen übrigen Theilen der Kleidung durchlaufen. Wenn man daher die nur kurze Zeit andauernde kurfürstlich hessische Restauration des Zopfes und des gepuderten Haares ausnimmt, so kann man annehmen, daß gegen die Jahre 1814 und 1815 hin, der festen Gestaltung des runden Hutes entsprechend, sich ein Haartypus über die ganze gebildete Welt von Europa verbreitet hat.

Den Anfangspunkt der Formenreihe dieses Zeitraums bildet das wild herabhängende, halbgekämmte, noch leicht mit Puder durchstreute und mit einem kleinen fingerlangen Zöpfchen geschmückte Haar der Pariser Incroyables, den Endpunkt das mäßig kurz verschnittene Kopfhaar mit dem kleinen Backenbarte (favori) bei sonst glattem Gesicht, was bis in die dreißiger Jahre der Grundtypus der Haartracht blieb. So prahlerisch auch die verschiedenen Haarmoden dieses Zeitraums auftraten, so extrem und widersprechend auch die Endpunkte waren, auf welche sie zu führen schienen, so lösen sie sich dennoch alle in dieser mittleren anspruchslosen Tracht auf und geben somit, wie die Erscheinung des Leibrocks neben dem Frack, das mäßig weite, noch fast anschließende lange Beinkleid und der steife runde Hut den eigentlichen Punkt an, auf welchen die Zunge der Zeit nach den revolutionären Schwankungen einspielte.

Im Jahr 1794 trug man in Paris und fast allenthalben, wo der Freiheitsbaum aufgerichtet war, zu den rothen Freiheitsmützen pechschwarze, borstige, emporsträubende Haartouren. Sie waren eine der ersten Freiheitsmoden und nebst Wämmsern und Pantalons von blauer Leinwand und tüchtigen plumpen Stiefeln das ächte Kennzeichen eines Jakobiners. Im Jahre 1795 und noch bis an's Ende des Jahrzehents trugen die Modedamen wieder ungepuderte Perrücken mit einer Unzahl von Löckchen und einem mächtigen Chignon. Des Tags wurden oft zwei oder drei solcher Perrücken aufgesezt, und zwar von ganz verschiedener Farbe und zu ganz abstechend gefärbten Augbraunen, braun zu roth, blond zu schwarz rc. Im Jahre 1796 erließ der französische Kriegsminister eine Instruktion, in welcher die kleinen Löckchen, die Zöpfe à la victime, die grünen Halstücher und die schwarzen Rockkragen ausdrücklich als die charakteristischen Merkmale der in Paris anzuwerbenden Müßiggänger angegeben wurden.

Im Jahr 1797 tragen die Pariser Incroyables drei Gilets übereinander, ungeheure Cravatten und Halstücher, weit herabhängende Seitenlocken und äußerst enge Pantalons. Von Frankfurt wird in demselben Jahre geschrieben: „Unsere Stutzer gehen übrigens noch immer mit ihrem wilden, nur halbgekämmten Haar, hinten ein kleines, nur fingerlanges Zöpfchen, mit doppelten Halstüchern, mit untergelegten Halskissen, kurzen, kaum bis an die Knie reichenden Sackfracks (Frac à Cylindre) mit großen weit überschlagenden Klappen und großen niederhängenden Kragen, die Gilets bis unter den Hals zugeknöpft, Stiefeln oder kurze Halbstiefeln mit langen spitzen Schnäbeln und glatten Absätzen, oder Patentstrümpfe und ganz flache spitzige Pantoffelschuhe, runden Hut und dicken Stock."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Ein amerikanisches Wunder.

Seit den lezten Wochen hört man in London nur von der „Judenfrage" reden und vom Bischof Hampden; dieser doppelte Streit zwischen Kirche und Staat beschäftigt alle Gemüther. Solchen Ernst des Lebens unterbricht in jetziger Zeit kein heiterer Scherz, denn nur in der Saison ist es den Musen und ihren Trabanten vergönnt, in die ungeheure Metropolis herabzusteigen und dem düstern Traum des Lebens ein kurzes Lächeln beizugesellen. Um die Weihnachtzeit liegt Alles wie in einem Winterschlaf, und nur die Zeitungsschreiber und Journalisten sind die nimmer ruhenden Bienen, die summend umherziehen, um auch in der saison morte ein wenig Honig zu sammeln. Der schmeckt jezt aber oft recht sauer, und nicht allein des armen Irlands wegen, aus dem man nur Gräuelthaten vernimmt, sondern auch, weil es in der Heimath nicht eben besonders gut aussieht, und auch hier die sonderbarste Mordlust an allen Ecken und Enden ihre Opfer sucht und findet. So hat es zum Beispiel ein Vater versucht, sein Kind lebendig zu braten, eine Handlung, die die Welt vielleicht noch nicht gesehen hat, und der Mütter, die die Ihrigen durch Hunger tödten, gibt es so viele, daß man gar nicht mehr davon spricht. Auch Verbrechen verlieren ihren Reiz, wenn sie sich stets wiederholen; darum schweigen wir davon. — Das Publikum auf andere Gedanken zu bringen, gibt es augenblicklich leider fast gar nichts.

Der Dichter Tennyson hat die Decembernebel gewählt, um London durch seine Gegenwart zu erheitern. Er kommt alljährlich

einmal, fliegt von Gesellschaft zu Gesellschaft, und verschwindet dann wieder wie ein glänzendes Meteor, dessen vorübergehender Erscheinung jedes Auge bedauernd folgt. — Anderson ist wieder fort, und hat nichts zurückgelassen, als einige Christmas-tales und sein Bedauern, die Königin der Meere nicht gesprochen zu haben. Das war auch sehr hart für Jemand, der es so gerne hat, wenn große Herren recht menschlich mit ihm reden. Es ist nicht leicht, im Kleinen groß zu seyn! — Mazzini ist von einem Besuche von George Sand zurückgekehrt, entzückt von ihrer Liebenswürdigkeit. Er schwärmt für sie und für Freiheit und Menschenglück, wie ein zweiter Posa, und keine Zeit und keine Lebenserfahrung kann ihn aus den Himmeln seiner idealischen Träume herabrufen. So lange wir nicht allesammt moralische Halbgötter sind, werden wir schwerlich das Utopia dieser Idealisten zu gründen vermögen; und auch dann noch muß doch immer wieder der Gott aus dem Menschen, oder der Mensch aus dem Gotte heraussehen, es sey denn, daß man zugleich eine neue Composition dafür erfände.

In Amerika ist jezt eben ein sehr wunderbares Licht aufgetaucht, das vielleicht dienen könnte, das Räthsel des menschlichen Daseyns zu lösen. Vielleicht, sage ich, denn bis jezt ist es nur ein Yankeegestirn, und auf Yankeehoffnungen haben wir Bewohner der östlichen Hemisphäre noch nicht bauen gelernt. Es ist dieß ein junger Master Davis, ein Mensch von zwanzig Jahren, der jezt in New-York in einer Art von magnetischem Schlafe Abhandlungen über jeden Zweig des menschlichen Wissens liefert, ohne daß er in seinem Leben mehr als fünf Monate Unterricht genossen. Ehe er sich dem Magnetismus ergab, war er Lehrling bei einem Schuhmacher, und dieser versichert nie eine Spur von solchen Ideen bei ihm entdeckt zu haben, wie er sie jezt schlafend entwickelt. Es ist länger als ein Jahr, daß er im Schlafe Vorlesungen hält, die in Gegenwart der Zuhörer niedergeschrieben werden. Sie sind vor Kurzem in New-York im Druck erschienen, in einem Bande von 800 Seiten, und am ersten Tag wurden 1000 Exemplare abgesezt. Sehr amüsant ist der Streit, den der magnetische Schlaf dieses Davis zwischen dem Dr. Bush, Professor der hebräischen Sprache in New-York, und dem Dr. Lewis, Professor des Griechischen ebendaselbst, herbeigeführt hat. Der erstere glaubt an eine übernatürliche Kraft in dem jungen Mann, und zählt all das Wunderbare auf, was er in seinem Beiseyn gesagt hat; der leztere erklärt ihn ohne Weiteres für einen Betrüger, und all sein vergebliches Wissen für kein Wissen. Das Merkwürdigste ist, daß Dr. Bush, bei all seiner Bewunderung für die Geistesgaben des jungen Inspirirten, die Meinung äußert, alles sey das Werk des Teufels, der sich manchmal darin gefalle, den Menschen bei Nacht eine Weisheit einzuflüstern, die dem biblischen Glauben widerspreche. Die Sammlung der bis jezt von Davis gehaltenen Reden soll nächstens in London bei Chapman und Hall erscheinen. — Das Buch zerfällt in zwei Theile; der erste handelt von der Sternenwelt, dem Sonnensystem, dem künftigen Leben und der Beschaffenheit unserer Erde, ehe noch der Mensch die Krone der Schöpfung ausmachte, und von dergleichen Dingen mehr; der andere verbreitet sich über Philosophie, Mythologie, Theologie, Moral und sociale Fragen. Auch abgesehen von der magnetischen Quelle, aus der es geflossen seyn soll, wäre es immer ein merkwürdiges Werk. Das große Prinzip, das überall festgehalten wird, ist das einer alle Theile der Schöpfung durchdringenden geistigen Kraft, die ihren Ursprung und Siz im höchsten aller Geister, in Gott, hat. Das klingt nun freilich nicht sehr neu; das Resultat ist nun aber: kein göttliches „es werde!" gebe den Dingen ihre Entstehung, sondern all überall finde eine allmählige Entwicklung statt, deren Spuren man in allen Theilen der Schöpfung, im Kleinsten wie im Größten, entdecke. Diese Theorie hat der Somnambule nun sehr consequent durchgeführt. Alles läuft bei ihm auf den Endzweck einer allgemeinen Verbrüderung der Menschen in einem gemeinsamen Interesse hinaus. Von der Bibel spricht er dabei nicht und nimmt von den verschiedenen Religionen, die jezt den Erdball theilen, nur Notiz, um zu zeigen, daß, so lange ein solches Chaos von Meinungen und Glaubensansichten den Menschen vom Menschen trenne, an keine Universalharmonie zu denken sey. Dieses Kapitel wird dem englischen Publikum mit einem Vorwort von Entschuldigungen vorgesezt werden müssen.

Seine Kosmogonie ist sehr tiefsinnig, wenn auch eben nicht sehr originell; was er vorbringt, haben Andere vor ihm gedacht und gesagt, wenn auch ein wenig anders. Wie dem aber auch sey, so bleibt es doch immer höchst merkwürdig, wie in einen so jungen Kopf, der wenig oder keinen Unterricht genossen, eine solche Masse von Kenntnissen kam. Selbst wenn man ihm seine Vorlesungen vorher einstudirt hätte, welch ein Gedächtniß gehört dazu, eine Stunde lang über Gegenstände zu sprechen, die man nicht versteht! Und wenn er versteht, was er spricht, woher nimmt er die Kenntnisse, die zu erlangen ein Menschenalter erforderlich ist? Kann der Magnetismus wirklich auf diese Weise Wissenschaft eingeben? Wie die Sache zusammenhängt, darüber zerbrechen sich die gelehrtesten Herren in England die Köpfe. — Das einzige Neue, was der junge Davis vorgebracht, ist, daß er im März 1846 die Existenz des Planeten Neptun angekündigt hat, zu einer Zeit, wo die Nachricht von Le Verriers Berechnung noch nicht nach Amerika gelangt seyn konnte; zugleich verheißt er zu diesem achten Planeten noch einen neunten. Vom Neptun erzählt er, daß er vier Fünftheile Wasser enthalte und sechs Satelliten habe. Einer dieser leztern ist seitdem bereits von Lassell in Liverpool entdeckt worden, und auch in Pulkowa hat man denselben gesehen. Die weitern Entdeckungen auf diesem Felde werden zeigen, ob unser Somnambule mehr weiß, als andere Leute. — Was Davis über die physische Beschaffenheit der andern Planeten sagt, ist amüsant. Saturn ist ihm unter allen Himmelskörpern der liebste. Die Gestalt seiner Bewohner beschreibt er als der unsrigen ziemlich nahe kommend. Er sagt von ihnen, sie hätten »an organisation of the most perfect kind, both mental and physical, and their judgment controls them entirely, in so much that weakness and disease are not existing among them.« — Auch Jupiter, Mars, Venus und Mercur haben Bewohner, sagt er, aber auf keinem der Asteroiden gibt es deren. — Das Ende des Buches, betitelt: »The application, or a voice to Mankind,« enthält eine Beschreibung der Gesellschaft unserer Zeit, worin er darlegt, wie das Interesse jedes einzelnen Menschen dem seines Nachbars entgegen stehe; wie der Arme vom Drucke leide und der Arbeiter seinen Lohn nicht finde; wie der Landmann keine Liebe für den Boden habe, den er bebaue; wie der Advokat auf die Mißhelligkeiten unter seinen Mitmenschen spekulire, dem Arzte eine epidemische Krankheit willkommen sey, der Geistliche die Verbreitung psychologischer Kenntnisse als seinem Vortheil zuwider verdamme, und wie so durch den ganzen Bau menschlicher Verhältnisse das Ich der einzige Göze sey, dem man opfere. Der Aufzählung dieser bestehenden Mängel folgen die anzuwendenden Mittel, und hier entwickelt der junge Mann so viel Verstand, Mäßigung und praktische Weisheit, daß man ihn wirklich bewundern muß.

Beilage: Litteraturblatt Nr. 5.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 16. Mittwoch den 19. Januar 1848.

> Lange sagte die neueste Zeit mit ihrem Haarschnitt, gerade wie mit ihrem politischen Trieb, im Grunde nur was sie vom Traditionellen nicht mehr wollte; beide waren fast nur Negationen, und das Positive daran hatte keinen Styl.
>
> Moden und Trachten.

Die neueste Tracht in ihrer historischen Entwicklung.

(Fortsetzung.)

In Rom wurde nach dem Einzuge der Franzosen im Februar des Jahrs 1798 von den Männern die allgemein gebräuchlich gewesene steife runde Abbélocke in einen Zopf verwandelt. „Aber diejenigen, welche weiter auf ihre Beförderung sahen, empfahlen sich, außer dem schwarzen, mit Scharlach besetzten Rock, auch dadurch, daß sie ihr Haar ungepudert trugen, rund geschnitten und mit einer unendlichen Menge Löckchen verziert, die nach Art der Statue des Brutus seyn sollten. Um dem Gesicht einen geziemenden Trotz und Wildheit zu geben, ließ man den Bart auf der Oberlippe wachsen und den Knebelbart sich nach den Winkeln des Mundes ausdehnen." Zur Vollendung des modernen republikanischen Römers gehörte hiezu eine Freiheitsmütze mit den in Gold gestickten Worten: »Libertà o Morte!« und ein schwerer Säbel, der, an einem breiten ledernen Gürtel hängend, rasselnd auf der Erde nachschleppte.

Selbst nach Preußen und Hessen, diesen beiden ersten Vertretern des Zopfregiments in Deutschland, drangen während der Revolution einige Haarmoden und wurden sogar im Militär eingeführt. „Es wird eine ewig denkwürdige Epoche in der hessischen Militärgeschichte bleiben," sagt ein Berichterstatter, indem er von der Zeit von 1806 spricht, „wie der Zopf, der bisher bis unter das Kreuz herunter hing, nun um die Hälfte abgekürzt wurde, und wie die Locken den gekräuselten Haaren Platz machen mußten. Es bedurfte drei Tage, bis sich das Militär von seinem Erstaunen erholen konnte." Die Schlachten bei Jena und Auerstädt und Napoleons Dekret: „die Häuser Hessen und Braunschweig haben aufgehört zu regieren," machten dem Zopf in Deutschland definitiv ein Ende. Nur in Hessen sollte, wie wir gehört haben, später noch einmal diese komische Schwanzbildung, eine der tyrannischsten Moden, die je existirt, ihre alte bezaubernde Kraft ausüben.

Noch im Jahr 1811 hatte sich, gleich dem Huttypus, auch der Haartypus noch nicht bestimmt und gleichförmig gestaltet. Im Allgemeinen wurden die Haare zwar mäßig kurz geschnitten, aber es herrschte doch ein merklicher Unterschied in der Art, wie man sie trug. Diese verschiedenen Gattungen der Haartracht entsprachen dabei vollständig den verschiedenen Hutmoden. So wurde unter anderem zum Hute à la Robinson, der sich stark nach oben verjüngte, ganz kurz verschnittenes Haar, zum Claquehut ein Tituskopf, d. h. eine Unzahl von Löckchen, und zu einem chapeau à bâteau ziemlich langes, schlichtes, in Stirne und Schläfen hereingestrichenes Haar getragen. Dabei blieben stets Kinn und Oberlippe glatt, und wenn auch beim Militär während der Feldzüge hin und wieder Unregelmäßigkeiten in dieser Beziehung vorkamen, so wurde nach Ablauf des Jahres 1815 von allen deutschen Regierungen redlich an der Wiedereinführung eines anständigen glatten Gesichts und einer bescheidenen Haartracht im Militär gearbeitet. Im Jahr 1816 regnet es wieder Uniformirungsvorschriften, welche sogar die Größe eines Knopflochs und anderer nicht minder wichtigen Theile des Militärcostüms bestimmen. Eine der lustigsten

Vorschriften dieser Art haben wir bereits in der kurfürstlich hessischen Uniformirungsordre vom Jahre 1816 kennen gelernt. In dem Artikel 8. dieses denkwürdigen Befehls wird auch gegen die unanständigen, nicht hoffähigen Backen- und Schnurrbärte, welche in der kurhessischen Armee eingerissen waren und die sich insbesondere nicht mit Puder und Zopf vertrugen, der vernichtende Bannstrahl geschleudert. „Alle Bärte und Backenbärte fallen bei den Musketiers und Füsiliers ganz weg; die Grenadiers allein tragen aufgesetzte (d. h. falsche) Knebelbärte und Schnurrbärte, aber keine Backenbärte."

„Wegfallen," „von selbst wegfallen," waren damals und sind heute noch hin und wieder beliebte Ausdrücke im militärischen Ordrestyle für etwas, was sich von selbst versteht. Ich erinnere mich in meiner früheren Jugend eine lustige Anekdote gehört zu haben, welche sich hieher bezieht und aus der Zeit kurz nach den Feldzügen datirt. Der Oberst eines Infanterieregiments erließ auf höhern Befehl eine Ordre, worin er die vorschriftsmäßige Haartracht der Offiziere und Soldaten genau festsetzte. Nachdem er in dieser Ordre die Länge des Haupthaars, die Länge und Breite des Backenbartes in Zollen und Linien, seine Krümmung und Richtung auf das Schärfste bestimmt hatte, schloß er mit der beliebten Phrase: „Die Schnurrbärte und Knebelbärte (Kinnbärte) fallen von selbst weg." Dessen ungeachtet erschien des andern Tags ein Lieutenant auf der Parade immer noch mit dem befehlswidrigen Schnurrbart im Gesicht. „Herr Lieutenant, wie können Sie sich unterstehen, trotz meiner Ordre mit einem Schnurrbart auf der Parade zu erscheinen?" war die Unheil verkündende Frage des Obersten. „Herr Oberst," entgegnete der Lieutenant, „es thut mir unendlich leid, Ihren Befehlen zuwider handeln zu müssen; in der Absicht, Ihren gestrigen Bestimmungen auf das Genaueste nachzukommen, verweilte ich heute den ganzen Vormittag vor dem Spiegel, aber vergeblich — mein Schnurrbart will nicht von selbst wegfallen."

Wir gelangen nun zu der dritten noch unvollendeten Epoche der Trachtengeschichte unserer Zeit. Folgende Erscheinungen treten uns vorerst in derselben als die bezeichnendsten entgegen: die Wiedergeburt des Ueberwurfs, des Sprößlings der uralten Dalmatika, das allmählige Kürzerwerden des Leibrocks, die weiten Beinkleider, die eigenthümlichen Vorzeichen einer Regeneration des beweglichen breitkrämpigen Schlapphuts aus dem modischen runden Hut, und die freiere Regung des Haar- und Bartwuchses.

(Schluß folgt.)

Pariser Christbäume.

(Fortsetzung.)

Mein Freund W. in H. führte mich zum zweitenmale bei Beranger ein. Er hatte mich zum Essen geladen; beim Dessert tranken wir ein Glas Champagner auf das Wohl der Hausfrau, dann ein zweites auf das Wohl des Vaterlandes; beim dritten fing W. an zu singen, und das Lied hieß:

Il est un Dieu; devant lui je m'incline,
Pauvre et content, sans lui demander rien.
De l'univers observant la machine
J'y vois le mal, et n'aime que le bien.
Mais le plaisir à ma philosophie
Révèle assez de cieux intelligens.
Le verre en main, gaiment je me confie
Au Dieu des bonnes gens! —

Und wir sangen, Alt und Jung, Mann und Frau, im Chor:

Le verre en main, gaiment je me confie
Au Dieu des bonnes gens,
Au Dieu des bonnes gens.

Als das Lied ausgesungen war, mußten wir nothwendig noch ein Glas auf das Wohl Berangers trinken, und dann fang unser Chorführer von Neuem:

Chers enfans, dansez, dansez
Notre âge,
Echappe à l'orage,
Par l'espoir gaiment bercés
Dansez, chantez, dansez.
u. s. w. u. s. w.

Und wir sangen und es tanzte uns das Herz im Leibe. Ich aber dachte: „Wenn ich nach Paris komme, muß ich den Sänger kennen lernen, koste es was es wolle." Und es hat nichts gekostet, als ein gutes Wort. Ein Freund lud den Dichter ein und gab mir einen Platz neben ihm am Tisch. Ich sagte Beranger, daß ich ihn gerne habe, und er hat mir auf's Wort geglaubt. — Von da an besuche ich den schlichten Liedersänger, diesen mit Rosen bekränzten Propheten, an allen hohen Festtagen des Jahres; und stände der Tag auch nicht roth im Kalender angeschrieben, so trage ich ihn mit rosenrother Farbe in mein Herz und mache ihn zu einem Allerheiligen- oder Maifest.

Ihr kennt den „Chansonnier" Beranger; er ist der Horaz unserer Zeit. Aber er ist noch etwas viel Höheres als ein Herzensfreude und Seelenfrieden spendender Dichter. Er ist der größte und zugleich der edelste Lebensphilosoph, dem ich auf meinen Pfaden und auch in Büchern begegnet bin. Die Stoiker des Alterthums sind meist von innerem Stolze zerfressen, die Cyniker in der Regel bankerotte Wollüstlinge. Sie suchten Alle das, was sie waren, noch

mehr zu scheinen. Weder Diogenes noch Cato sind meine Leute. Wenn aber mein guter lieber Freund Beranger hört, daß ich an ihn dachte, als ich von Diogenes und von Cato sprach, so wird er lächeln und mich bei der nächsten Gelegenheit den unvergifteten Stachel seines feinen Witzes fühlen lassen. Und dennoch erscheint er mir als Lebensphilosoph viel höher als die meisten namhaften Philosophen des Alterthums.

Es gibt in ganz Frankreich keinen Menschen, der so von aller Welt, von Hoch und Niedrig geliebt würde, wie unser Sänger. Wo man seinen Namen ausspricht, erheitert sich jedes Gesicht, tritt auf alle Züge wie ein Andenken an eine frohe Stunde, an eine edle That. Diese allgemeine Liebe steigert sich bei denen, die Beranger näher kennen, zur unbedingtesten Hochachtung. — Der bescheidene Sänger, der von sich selbst ohne alle Scheu gesteht, daß er nichts weniger als »brave« sey, hat in den Julitagen einen Bürgermuth gezeigt, der alle Säbelhelden erröthen machen muß. An den ächten Kampftagen stand er fast allein und that, was Andere nicht wagten. Er unterschrieb die erste Adresse im Namen Lafayettes und Lafittes, und sagte einfach: „Sind wir Sieger, so werden sie sich freuen, daß ich ihren Namen hingesezt; unterliegen wir, so können sie sagen, daß nicht sie, sondern ich unterschrieben; es kostet dann nur meinen Kopf."

Die Julirevolution machte alle Freunde Berangers zu Ministern, Staatsräthen, Präsidenten, Deputirten, Pairs de France; nur er blieb, was er gewesen war, ein armer schlichter Liedersänger. Und er blieb es, weil er nichts anderes seyn wollte. Nicht einmal Mitglied des Instituts wollte er werden, und es ist nicht Stolz, sondern Bescheidenheit, was ihn veranlaßte, die angebotenen Ehren und Würden von sich abzuweisen. „Was wollen Sie, daß ich hätte werden sollen? Präfekt, Staatsrath, Deputirter? Fürwahr, ich würde überall mir selbst und Andern im Wege stehen." — Ich habe Beranger nie gefragt, warum er nicht Akademiker habe werden wollen; aber ich bin überzeugt, wenn ihn Jemand fragt, so wird er freundlich-neckisch lächeln und einfach sagen: „Das ist der Mühe nicht werth. Ich habe jung mit unsern jungen Leuten zu oft über die hochberühmten Akademiker gelacht, um alt mich nicht ein wenig zu schämen, wenn ich mich am Ende in einem lorbeergestickten Rocke sähe. Nein, ich bin nur ein schlichter Liedersänger und habe nicht Lust, Einem, dem er mehr Freude macht als mir, den ersehnten Stuhl in Mitten der Vierzig streitig zu machen."

Beranger ist so bescheiden, daß er oft selbst an dem Werthe seiner Dichtungen zweifelt. Er begegnete mir eines Tages im Park zu St. Cloud. Ich hatte viel gearbeitet — und Nichts geerndtet; ich hatte aus Deutschland Nachrichten bekommen, die eines Jahres Schweiß in Dampf aufgehen zu lassen drohten; die helle Sonne drang für mich an dem Tage nicht durch die schönen Laubkuppeln des Parks. Da rief mich die Stimme des lieben Mannes an, und schon der Ton warf einen Sonnenstrahl in mein Herz hinein. Die bösen Nachrichten waren vergessen, und eine halbe Stunde freundlichen, nichtssagenden Plauderns scheuchte alle trüben Gedanken weit weg. — Kurz vorher hatte ein neues Lied von Beranger in den Blättern gestanden. Das rief gesprächsweise die Frage hervor: „Warum geben Sie denn Ihre neuen Lieder nicht allgesammt heraus?" Beranger antwortete: „Ich habe kein rechtes Vertrauen zu meinen Arbeiten." — Es war mir, als wälze Jemand einen Stein von meinem Herzen. So sind wir armen schwachen Menschen; ich zweifelte an mir selbst, und mir that es wohl, daß selbst Beranger an sich und seinen Werken zweifelte; so sind wir armen Sünderseelen: ich fühlte mich im Zweifel an mir selbst niedergedrückt, und es hob mich der Gedanke, daß dieser Zweifel eine Täuschung seyn möchte, da er ja selbst einen Mann wie den Dichter des Dieu des bonnes gens nicht unberührt ließ.

Ich konnte mein Gefühl nicht verschweigen und sagte Beranger, daß seine Zweifel mir fast Vertrauen einflößten, da die seinigen so ungerecht als möglich seyen. Da sagte Beranger: „Ich habe gesungen, wie mir's um's Herz war. Aber ich täusche mich darüber nicht, daß zu meinen Liedern die Luft gehört, die herrschte, als ich sie sang. Ich fürchte oft, sie sind ohne dieselbe nicht viel werth, und die neuen gleichen den alten, denn ich bin eben der Alte geblieben."

Als ich an diesem Abende Beranger verließ, ging ich ruhig nach Hause, arbeitete mit neuer Lust, und oft, wenn der Glaube an mich selbst und mein Treiben schwanken will, denke ich an ihn. Singe ich doch auch, wie mir's um's Herz ist — und was liegt am andern!

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Schleswig-Holstein, Januar.

Das norddeutsche Sängerfest — Geldnoth. — Unterricht

Das bekanntlich von der Regierung verfügte Verbot des norddeutschen Sängerfestes, das zu Kiel im künftigen Sommer gehalten werden sollte, hat, wie überall, so namentlich zu Kiel viel Verdruß erregt, und es hat sich nunmehr herausgestellt, daß man dieses Verbot aller Wahrscheinlichkeit nach vornehmlich den darüber eingeholten, so abrathend lautenden Berichten des Kieler Polizeimeisters und des Curators der Kieler Universität verdankt. Die Veröffentlichung dieser vertraulichen Berichte in der dänischen Collegialzeitung hat übrigens großes Aufsehen gemacht, weil eine solche Veröffentlichung amtlich eingezogener Eröffnungen hiesiger Behörden durch die Presse bisher zu den ganz ungewöhnlichen Dingen gehörte, und die betreffenden Kieler Beamten haben wohl bei der Abfassung dieser Gutachten an nichts weniger als an eine solche öffentliche Preisgebung derselben gedacht. Die Kieler wandten sich nunmehr an das benachbarte Eutin und forderten diese oldenburgische Stadt zur Auf- und Uebernahme des Festes auf, eine Aufforderung, der natürlich von derselben gerne entsprochen worden wäre, wenn nur die gehörigen Mittel für ein solches Fest vorgelägen hätten; denn die Stadt besizt weder eine zureichende Festhalle zu einem solchen Zweck, noch auch die zureichenden Räume und Geldmittel zur Beherbergung und Bewirthung so vieler Sänger. Indessen ließ Eutin deßhalb das Sängerfest noch nicht fahren, man sann dort auf Herbeischaffung aller Erfordernisse eines solchen Festes, Kiel erbot sich zur theilweisen Deckung der Kosten gegen Eutin, und so zweifelte man troz aller Hindernisse nicht daran, daß das norddeutsche Sängerfest dort begangen werden könnte. Für's hiesige Land lag auch Eutin ebenso bequem wie Kiel, und während man hier gegenwärtig auf Unterdrückung aller und jeder politischen Aeußerungen sein Sinnen und Trachten richten muß, mochten wohl zu Eutin etwas freiere und ungezwungenere Verhältnisse obwalten. Jedenfalls hatte die dänische Regierung selbst am besten für gewisse politische Elemente bei diesem Feste durch ihr Verbot gesorgt, und Manches, woran in Kiel bei einer Freigebung des Festes Niemand gedacht hätte, mochte in Eutin einen Ausdruck finden. Gerade an diesem Punkt sollte aber der ganze Plan — ziemlich unerwartet — scheitern. Eben vernimmt man, daß die oldenburgische Regierung die Erlaubniß zu Abhaltung des Festes in der Stadt Eutin nicht ertheilt hat.

Schon seit geraumer Zeit herrschen im hiesigen Publikum große Geldverlegenheiten. Diese Geldnoth rührt indessen nicht etwa daher, daß die Leute kein Geld haben — nichts würde in der That sodann einfacher und begreiflicher seyn — sondern diese Geldnoth rührt vielmehr daher, daß die Leute nicht das rechte Geld haben. Man kann hier mit allen Taschen voll Geld in der allergrößten Geldnoth sich befinden, weil die Regierung bei allen ihren Kassen und Hebungen nur dänisches Geld annimmt, aber durchaus kein deutsches. Da nun im hiesigen Verkehr hauptsächlich nur deutsches Geld, und namentlich preußische Thaler und sogenannte Zweidrittelstücke umlaufen, so entstehen aus dieser Regierungsbeliebung die größten Unannehmlichkeiten und Weitläufigkeiten für's Publikum, das oft vier bis fünf Prozent Aufgeld für dänisches Geld geben muß, und selbst so zuweilen den Bedarf nicht auftreiben kann. An den Zollstätten u. s. w. ist diese Anordnung besonders drückend. Laute Klagen haben sich darüber schon lange erhoben, ohne daß die Regierung davon die geringste Kenntniß genommen hätte, obgleich die Noth immer größer wird. Man kann deutsches Geld auf die hiesige Münze schicken und es in dänisches umprägen lassen, was einem Jeden hier für die Prägungskosten verstattet ist. Allein eine solche Umprägung hat doch ihre großen Beschwerden und Kosten, und kann überhaupt ja nur dann mit Erfolg bewerkstelligt werden, wenn Viele sich vereinigen und große Summen einsenden. Die Regierung handelt hierin übrigens nur nach der Bibel, wornach man dem Kaiser geben soll, was des Kaisers ist. Sie will kein fremdes Geld, sondern nur ihr eigenes, das ihr Bild und ihre Ueberschrift trägt. Sie will kein Geld vom Lande nehmen, das sie nicht dem Lande gegeben hat. Man wünscht aber allgemein, die Regierung möchte nicht so biblisch und gewissenhaft seyn, sondern auch solches Geld nehmen, welches ihr nicht gehört, und welches nicht ihr Bild und ihre Ueberschrift trägt. Die Steuern und Abgaben sind so schon manchmal drückend und lästig genug, sie werden dieß aber noch mehr, wenn man sie nicht einmal mit seinem sauer erworbenen Geld bezahlen kann, weil die Regierung Münzliebhabereien hegt.

Statt der erwarteten gründlichen Umgestaltung des hiesigen, etwas alterthümlich beschaffenen gelehrten Schulwesens und seiner demnächstigen Verbindung mit der höheren Bürgerschule, will man jezt, wie es scheint, die gelehrten Schulen im Wesentlichen lassen, wie sie sind, dagegen aber durch Errichtung sogenannter Realschulen in den größeren Städten, wie namentlich in Altona, Kiel und Flensburg, besser und ausreichender für eine zeitgemäße und umfassende Ausbildung der nicht studirenden Menschheit sorgen, indem es bisher an derartigen öffentlichen Unterrichtsanstalten für den gebildeten Bürgerstand so gut wie ganz gebricht, weßhalb denn Privatunterricht und Privatlehranstalten hier das Erforderliche an die Hand geben müssen. Für die bessere menschheitliche Ausbildung der Nichtstudirenden wird durch eine solche Anordnung nun freilich viel gewonnen seyn, aber schlimm ist es doch, daß es mit der der Studirenden ganz beim Alten bleibt, und es somit leicht geschehen könnte, daß fortan die sogenannten Gelehrten in einigen wichtigen Bildungszweigen hinter den Ungelehrten zurückblieben, da Griechisch und Latein, so nützlich und bildend auch immer ihr Studium seyn mag, doch unmöglich für Alles einstehen können. Würden statt dieser Realschulen Gymnasien nach einem erweiterten Lehrplane gegründet, würde auf ihnen der Unterricht in den sogenannten Realien gründlicher und umfassender ertheilt und das Studium der alten Sprachen zweckmäßiger und zeitersparender betrieben, so würde die gesammte, nach einer höheren und vielseitigeren Ausbildung strebende Jugend, sowohl die studirende als die nicht studirende, wenigstens in den niedern Klassen dieser Gymnasien den Unterricht gemeinsam genießen können, und die in so mancher Beziehung so höchst bedenkliche Sonderung und Spaltung des höheren Unterrichtswesens in ein bürgerliches und gelehrtes würde vermieden.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Intelligenzblatt.

Nr. 1. Mittwoch den 19. Januar 1848.

[425] Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheint neu und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Rebekka und Amalia.

Briefwechsel zwischen einer Israelitin und einer Adeligen über Zeit- und Lebensfragen.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

---

[7] In der Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg — Stuttgart bei P. Neff — München bei Lindauer — Regensburg bei Montag u. Weiß — Nürnberg bei Riegel u. Wießner (und in allen Buchhandlungen Deutschlands) ist zu haben:

(Für jeden Geschäftsmann ist zu empfehlen:)

☞ Einfache Buchführung

für Kaufleute, Gewerbtreibende und Fabrikanten, um ihre Rechnungen deutlich, übersichtlich und allgemein verständlich zu führen. Nebst 1) 24 kaufmännischen Klugheitsregeln, — 2) Schema, den Ertrag der Kapitale, der Häuser und Grundstücke leicht zu übersehen, — 3) Eine Tabelle zum Ein- und Verkauf der Waaren, — 4) Ein Münz-Verzeichniß. Von Otto Schellenberg.

Vierte Auflage.

Preis 12 gGr. oder *54 Kr.*

Hierin findet der Geschäftsmann die beste Anweisung, die *Handlungsbücher* möglichst *einfach* und *übersichtlich* zu führen. — Ueber *2500 Exemplare* wurden bereits davon abgesetzt.

R. W. Torofsky, gründlicher

Unterricht zum Illuminiren

aller Zeichnungen, Lithographien, Stahl- und Kupferstiche; nebst hierzu nöthigen Farbenmischungen, Geräthschaften und Kunstgriffen. Auf's deutlichste beschrieben.

Zweite verb. Aufl. Preis *6 gGr.* oder *27 Kr.*

Vorräthig in Prag bei Credener — Pesth bei Geibel und bei Hartleben — Triest bei Favarger — Venedig bei Münster — Wien bei Gerold und in allen Buchhandlungen der österreichischen Monarchie.

---

[3] **Neues Werk von H. C. Andersen.**

Ahasverus.

2 Bde. Preis 20 Ngr. = 1 fl. CMze. = 1 fl. 12 kr. Rhein.

Auch unter dem Titel:

Gesammelte Werke 29.—30. Band.

Leipzig, den 5. Jan. 1848.

Carl B. Lorck.

---

[9] In der Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg — Stuttgart bei P. Neff — München bei Lindauer — Regensburg bei Montag u. Weiß — Nürnberg bei Riegel u. Wießner (und in allen Buchhandlungen Deutschlands) ist zu haben:

Zur gesellschaftlichen Belustigung ist zu empfehlen:

Carlo Bosco, **das Zauber-Cabinet**

oder das Ganze

der Taschenspielerkunst.

Enthaltend (110) Wunder erregende Kunststücke durch die natürliche Zauberkunst mit **Karten, Würfeln, Ringen, Kugeln, Geldstücken; 19 Karten-Kunststücke** und **68 arithmetische Belustigungen** 2c. Zur gesellschaftlichen Belustigung mit und ohne Gehülfen auszuführen. Von Professor Kerndörffer. **5te Aufl.** broch.

Preis 16 Ggr. oder *1 Fl. 12 Kr.*

Vorräthig in Prag bei Credener — Pesth bei Geibel und bei Hartleben — Triest bei Favarger — Venedig bei Münster — Wien bei Gerold und in allen Buchhandlungen der österreichischen Monarchie.

Italiens Zukunft.

Beiträge zu Berechnung

der Erfolge der gegenwärtigen Bewegung

von

Fr. Kölle.

8. broch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

Der Verfasser legt hier die Erfahrungen eines siebzehnjährigen Aufenthalts in Italien dem deutschen Publikum vor, um die Urtheile über ein vielbeschriebenes, aber in seiner Wesenheit nicht gehörig erkanntes und gewürdigtes Nachbarvolk zu begründen. Der Zeitpunkt, in welchem dieß geschieht, dürfte um so geeigneter seyn, je reicher der Inhalt dieser Schrift ist, welchen wir hiemit nach den Kapitel-Ueberschriften anführen:

Vorwort. — 1) Urbestandtheile der romanischen Völker. 2) Spuren der Alterung. 3) Zusammenhang der romanischen Völker. 4) Spuren vorrömischer Zustände. 5) Einfluß der Gestalt des Landes. 6) Vereinzelung. 7) Wie die Revolution Italien gefunden hat. 8) Die Franzosen in Italien. 9) Die Restauration. 10) Die Städte. 11) Handel und Schiffahrt. 12) Der Adel. 13) Das Landvolk. 14) Die Neuzeit. 15) Befähigung zum Kriegführen. 16) Die Kirche. 17) Mönche, Bettelorden und Regulare. 18) Die Jesuiten. 19) Möglichkeit kirchlicher Reformen. 20) Einfluß des Auslandes. 21) Geistiges Leben und wissenschaftliches Streben. 22) Interessen des Auslandes den gegenwärtigen Bewegungen gegenüber. 23) Mögliches und Wünschenswerthes. 24) Andrang und Widerstand. 25) Horoskop im Falle einer Revolution. 26) Mazzini. 27) S. Marino. 28) Legadoganale.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Reiseleben

in Südfrankreich und Spanien

von

Aug. Ludw. von Rochau.

2 Thle. gr. 8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr.

Touristen von Profession und Militärs von der karlistischen Partei oder von der Fremdenlegion haben sich in der letzten Zeit in die Schilderung Spaniens getheilt, wobei häufig entweder der Enthusiasmus oder die Geringschätzung übertrieben wurden und zuweilen die interessante Persönlichkeit des Verfassers im Vordergrunde die Beschreibung des fremden Landes ganz in den Hintergrund drängte. Von allen diesen Mängeln ist das vorliegende Buch freizusprechen, der Verfasser sieht mit gesundem unbestochenem Auge tief und fein in die fremde Welt hinein: er bringt noch jenes ehrliche Wahrheitsgefühl mit, was uns Deutsche so lange auszeichnete, und er vergißt im fremden Lande nie die eigene Nationalität und Pietät, die er ihr schuldet. Diese Eigenschaften, gepaart mit der feinsten Bildung und edelsten Anspruchslosigkeit, machen uns mit dem liebenswürdigsten Charakter bekannt, der nur immer berufen seyn kann, uns fremde Länder und Sitten zu schildern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[433] Von dem Unterzeichneten wurden versandt:

Monatblätter

zur Ergänzung der

Allgemeinen Zeitung.

Monat November.

Inhalt: Das Christenthum und die Konstitutionen. — Reise nach Schottland und den Hebriden. (I. Glasgow.) — Briefe aus Schweden. (Von E. M. Arndt.) — Kaiser Julian und sein neuester Beurtheiler. — Auf einer Reise durch Tirol und Oberitalien. (III. Villeggiatur am Comersee.) — Zur neueren Geschichte Tirols. — Der 3. September in Athen. (Entgegnung.) — Erinnerungen an Joh. Christian Reinhart. — Die Urbilder von Werther und Lotte.

Monat December.

Inhalt: Die demokratisch-socialen Aufstände im 14ten Jahrhundert. (Von Dr. Bröcker.) — Die Schweden und Skandinaven überhaupt, wie sie mit uns Deutschen stehen und fallen müssen. (IV. Von Ernst Moriz Arndt.) — Guizot als Schriftsteller. — Zur Faustsage und Faustliteratur. (III. Von Friedrich Notter.) — Matter über Deutschland. (I.)

Das einzelne Heft umfaßt nach Maßgabe des Stoffes 6 bis 8 Bogen im Format der Allg. Zeitung, und der Jahrgang von zwölf Heften kostet im Wege des Buchhandels 8 fl. oder 4 Thlr. 20 Ngr.

Innerhalb der Gränzen Bayerns (und zwar in den Kreisen diesseits wie jenseits des Rheins) und Württembergs darf der Verkaufspreis bei sämmtlichen Poststellen 8 fl. nicht überschreiten.

Stuttgart, Ende December 1847.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vierteljahrs-Schrift 1848. 1stes Heft.

[15] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

das 1ste Heft der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1848.

Januar — März.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 15 Ngr.

Inhalt:

Fortschritt der menschlichen Bildung. — Der Einfluß des Raumes auf die Bevölkerung. — Die Apotheke gegenüber der Wissenschaft und dem Publikum in Preußen. — Die neuere Behandlungsweise der Erdkunde. — Ueber die ästhetische Erziehung der Proletarier. — Der Kultus des Staats. — Ueber die edlen Metalle. — Deutschlands Vertheidigung gegen Osten. — Die Verbindung des politischen und religiösen Elementes mit besonderer Rücksicht auf die Erziehung zum Staatsbürgerthum. — Der Bürgerkrieg in der Schweiz. — Beiträge zu einer vergleichenden Klimatologie. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, Januar 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:



vom Königreich Württemberg,

nach den besten Hülfsmitteln entworfen und gezeichnet von C. von Gelbke.

In vier Blättern.

Zweiter Abdruck.

Mit einem Plan von Stuttgart 1847.

Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

Levin Schücking.

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Auf einer aus Naivetät und Sentimentalität glücklich gemischten Natur und auf der Grundlage gewissenhafter und gediegener Studien ruht das in seinen Hervorbringungen ehrlich und entschieden vorwärts strebende Talent Levin Schückings. Ein ebenwerther sittlicher Ernst charakterisirt alle seine Dichtungen. Die reinste Wirkung erreicht er da, wo er sich selbst, seine Anschauung, seine Empfindung gibt: namentlich in den Gedichten an und über die westphälische Heimath; in den Liebesliedern; in den erzählenden und gelegenheitlichen Poesien. Nirgends verläugnet oder verbirgt sich eine streng und entschieden deutsche Gesinnung, eine von der Heimath und aus erster Erziehung stammende Anhänglichkeit an das kirchliche Leben und Streben, ein wohl durch zarte Einflüsse ausgebildeter Sinn bewußter Mäßigung in politischen Dingen, welcher von Natur und von Haus aus allen Schwindeleien der socialen Theorien und Spekulationen ohne Rechtsboden widerstreitet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Cultusformen

der

evangelischen Kirche Württembergs.

Von

Dr. Wilhelm Ludwig Wullen.

gr. 8. broch. Preis 1 fl. oder 18 Ngr.

Diese Schrift setzt sich die Aufgabe, unsern Cultus nach seinen Hauptzügen darzustellen, die an ihm wahrnehmbaren Mängel zu beleuchten, und jene Reformen zu bezeichnen, welche von tieferer Wissenschaft, wie von dem Ernste der Gegenwart gefordert werden.

Wir glauben die Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, daß vorliegende Leistung des Herrn Verfassers nicht weniger Theilnahme finden werde, als seine bekannte, eine Entwicklungsstufe bildende Abhandlung über Kirchenvertretung.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Memmingers

Beschreibung von Württemberg.

[435] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. D. G. v. Memmingers

Beschreibung von Württemberg.

Dritte, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage.

Herausgegeben von dem

K. statistisch-topographischen Bureau.

gr. 8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr. und mit einer Karte des Landes 5 fl. oder 3 Rthlr. 5 Ngr.

Inhalt:

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Einleitung

in die Schriften des neuen Testaments.

Von

Dr. Joh. Leonhard Hug.

Vierte Auflage.

Durch Abänderungen, Zusätze und Citate des seligen Verfassers verbessert und vermehrt.

2 Thle. gr. 8. broch. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr. 6 Ngr.

Die seltene Anerkennung, welche Hug's Einleitungswerk bei den gelehrten Theologen aller Confessionen in und außerhalb Deutschland gefunden, gibt uns das zuversichtliche Vertrauen, es werde eine neue Auflage, die wir hiermit anbieten, als eine höchst erfreuliche Erscheinung begrüßt werden. Das Bedürfniß einer neuen Edition schien den Männern vom Fache um so dringender geworden zu seyn, je mehr die neutestamentliche Kritik in jüngster Zeit theilweise von dem ihr zugehörigen Standpunkte abgekommen ist. Der kritische Standpunkt Hug's ist, was Grundlage und leitendes Prinzip betrifft, der historische, welcher bei Fragen geschichtlicher Natur, wie es die der biblischen Kritik durchweg sind, der allein richtige ist und einzig zu wahren Resultaten führen kann. Indem sich seine kritischen Forschungen auf einer historischen Basis bewegen, so ist er eben dadurch zum biblischen Apologeten geworden, und dieß bezeichnet weiter den Standpunkt seiner Kritik in Anbetracht ihres Zieles und ihrer Resultate, daß sie einen apologetischen Charakter hat. Diese vierte Auflage seines Einleitungswerkes ist noch von ihm selbst zum Drucke vorbereitet worden. Die Abänderungen und Zusätze, welche im Titel angezeigt sind, fallen größtentheils dem ersten Theile zu; aber es sind hier, wie im zweiten Theile, die Grundansichten der früheren Auflagen ohne irgendwelche Modifikationen festgehalten, indem sie der selige Verfasser auch nach wiederholter sorgfältiger Prüfung noch als sichere Ergebnisse anerkannte.

(Ausführlicheren Bericht über dieses Werk in der Freiburger Zeitschr. für Theologie, Jahrg. 1847. Heft 1.)

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Struensee

Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

Michael Beer.

Zum Erstenmale dargestellt auf dem königlichen Theater zu München den 27. März 1828.

Zweite mit einem Nachtrag vermehrte Auflage.

8. broch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 6 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 17. Donnerstag den 20. Januar 1848.

— Fides et ingeni
Benigna vena est, pauperemque dives
Me petit: nihil supra
Deos lacesso.

Horat:

Pariser Christbäume.

(Fortsetzung.)

Aber ich denke auch noch sehr oft bei vielen andern Gelegenheiten an meinen lieben Liederphilosophen. Der Mann ist steinreich geworden durch seine Lieder! Ja, durch seine Lieder, und was das Beste ist, er ist kein Geheimnißkrämer, sondern lehrt uns alle das Mittel, durch das er so reich geworden. Es ist sehr einfach, und wer Lust hat, kann so gut wie er steinreich werden. In dem Liede, das mein Freund W. sang, steht's schwarz auf weiß:

Il est un Dieu; devant lui je m'encline,
Pauvre et content, sans lui demander rien.

Das ist das kleine Geheimniß: »Pauvre et content.« Ich glaube, diese Gedankenkette gehört vollkommen zusammen. „Es gibt einen Gott, vor dem ich mich beuge," ist das eine Glied, „arm und zufrieden," ist das andere; denn nur wer so in Demuth das Haupt vor Gott beugt, mag in Armuth zufrieden seyn.

Beranger ist fast ein freiwilliger Armer. Er hätte nur zuzugreifen gebraucht, um irgend eine gelderg iebige Stelle zu erhalten. Aber abgesehen davon, haben seine Lieder dem Verleger Hunderttausende eingebracht, und es würde Beranger ein Leichtes gewesen seyn, dieselben auch für sich einträglicher zu machen. Eines Tages kam die Rede hierauf, und Beranger freute sich, daß seine Lieder nicht nur ihn selbst ernährt, sondern noch einer andern Familie ein Vermögen zu erwerben im Stande gewesen seyen. „Das Geld ist der verdiente Lohn für die Mühe, die sich Herr P. um meine Werke gibt; und gewinnt er mehr dabei als ich, so wünsche ich ihm und mir dazu gleich sehr Glück. Ich habe genug, und ich wollte, er wäre zum Millionär durch mein Buch geworden."

Wenn man das nur so hersagt, so niederschreibt, so kann es doch wie Stolz, wie kaltes Großthun aussehen; aber wenn es aus dem Munde Berangers fließt, wenn dabei sein schlichtes, sokratisch-unschönes Gesicht mit der höchsten Milde lächelt, wenn man demselben ansieht, mit welcher innern Freude er den Gedanken ausspricht, daß ein Anderer durch ihn reich geworden seyn könne, so ahnt man die unergründliche Tiefe von Menschenfreundlichkeit, die in diesem edeln Dichterherzen ruht. — Diese Menschenfreundlichkeit geht dann aber nicht so weit, daß sie nicht mitunter auch die Geißel ganz rüstig gegen die Seiten im Menschenherzen schwingt, die dem Dichter zuwider sind.

Unter solchen Gedanken und Gefühlen näherte ich mich der Wohnung Berangers. Ich klingelte; eine Nichte B's. öffnete die Thüre, und wem das breite, freundliche und stets heitere Gesicht des schlichten Mädchens auf dieser Schwelle begegnet, der hat ein Vorgefühl der Stimmung, die in diesem Heiligthume herrscht. »La bonne vieille« aber ging im Zimmer auf und ab und setzte das Frühstück zurecht. Sie klagte ein wenig über das schlechte Wetter und die Kälte, aber es war nicht der brummige Ton, der sonst die Alten in Frankreich so oft verstimmt. Ich denke, er dringt hier nie durch. — Bald kam Beranger herab. Ich sagte ihm, es sey bei uns am Rhein herkömmlich, an so heiligen Tagen wie der heutige seine Verwandten und Freunde zu besuchen und ihnen etwas Gutes zu wünschen; deßwegen sey ich

heute gekommen. Ich sah, daß ihm mein Gruß und Wunsch so viel Freude machte, als ich beabsichtigt hatte. Aber was soll ich nun von ihm erzählen? Wie sein Schlafrock aussah? mit welchem gesunden Hunger er seinem so guten als einfachen Frühstücke zusezte?

„Ich bringe Ihnen," sagte ich, „eine Todesbotschaft, und zwar einen unschuldigen Kindermord, an dem Sie selbst vielleicht ein wenig mit Schuld sind." — „Wie so?" — Beranger hatte mir bei meinem lezten Besuche das Diplom der Düsseldorfer Karnevalgesellschaft vorgelegt und mich gebeten, ihm zu sagen, was das Ding bedeuten solle. Ich sezte mein gelehrtestes Gesicht auf, las, übersezte, und erzählte Beranger, wie er — der nicht Akademiker habe werden wollen — nun doch Ehrenmitglied einer Narrenakademie geworden. Er freute sich der Ehre und war in großer Verlegenheit, wie er dieselbe erwidern solle.

Aus dieser Verlegenheit rettete ihn — die Todesnachricht. Er fragte: „Also solche blutige Herodes habt ihr in eurem Deutschland?" und dann neckte er weiter: „Und Sie glauben, daß aus dem Lande etwas werden kann?" — Ich antwortete in dem Tone, den er anschlug. Früher hatten mir derartige »taquineries« oft wehe gethan; aber in den lezten zehn Jahren, und besonders seit 1840 hat sich nach und nach der Grundton derselben so vollkommen geändert, daß sie heute nur noch eine Art wohlthuender Hautkitzel sind. Die denkenden Franzosen glauben gegenwärtig beinahe fester an eine große Zukunft Deutschlands, als die Deutschen selbst, und an die Stelle einer mitleidigen Hochverachtung, die sonst sehr oft in Frankreich den Deutschen gegenüber durchbrach, trat eine unverkennbare Achtung bei denen, die Frankreichs Zukunft nicht in neuen Eroberungen sehen, oder ein scheues Unbehaglichkeitsgefühl bei denen, die neben Frankreich keine andern Götter auf dieser Erde zulassen wollen. Beranger gehört zu jenen, und so läßt man sich's gerne gefallen, wenn er mitunter seine feinen Nadelstiche auch gegen die „Sachsen" richtet, wie er uns „Deutschthümler" oft zum Spaße nennt.

Wer die Umgestaltung des öffentlichen Geistes in Frankreich mit erlebt hat, wird sich den ehemaligen Verächtern Deutschlands gegenüber nicht immer eines gewissen Behagens erwehren können. Ja, mir kam es oft vor, als ob es unrecht sey, den erlangten Sieg zu eifrig zu verfolgen. Man soll dem Besiegten eine goldene Brücke bauen. In allem Ernste habe ich nicht immer den Muth gehabt, die freundlichen Neckereien Berangers und die Ausfälle anderer französischen Freunde, die auf dem Rückzuge begriffen sind, mit all der Macht, die uns unsere Stellung gibt, zurückzuweisen. Man muß nicht grausam seyn.

Beranger zeigte mir heute eine Sammlung deutscher Gedichte, die ihm ein elsäßer Poet zugeschickt hatte. Es war in der Sammlung auch eines der deutschen Liedchen in's Französische übersezt. Und ein wunderlicheres Französisch wird man nicht leicht finden, als dieses. Beranger lachte ohne alles Arg, und des Dichters gutem Willen und edlem Herzen, „der französischen Seele troz der deutschen Zunge" alle Anerkennung zollend, auf's herzlichste über dieses sonderbare Kauderwelsch. Ich lachte mit; aber ich hielt an mich und sagte nichts von dem, was hier so nahe lag. Und ich will's auch jezt nicht sagen, weil es dem Straßburger Poeten wehe thun könnte, und weil es dem Sänger in Passy unangenehm seyn möchte, wenn ich aus seinem Dachkämmerlein heraus den Elsäßern zeigte, auf wie schwachen Füßen ihr Franzosenthum steht.

(Fortsezung folgt.)

Die neueste Tracht in ihrer historischen Entwicklung.

(Schluß.)

Noch im Jahre 1840 schrieb der Verfasser der „Moden und Trachten": „Seit etwa zwanzig Jahren ist die männliche Tracht auf höchst auffallende Weise in einen wahren Zauberkreis gebannt, und sie lastet wie ein Alp auf dem fashionablen Theil des stärkeren Geschlechts. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, aber alle nagten bis jezt vergeblich an der Spitze des Pentagramms." Keine blendende Erscheinung kündigte während dieser zwanzig oder fünf-und-zwanzig Jahre im Trachtenleben eine neue Entwicklungsstufe an. Der Hutcylinder blieb gerade so starr und steif wie ehemals der dreispitzige; es waren nur modische Launen, die sich an ihm regten, keine eigentliche energische Entwicklung. Der Frack schien ein ewiges Daseyn gründen zu wollen, das Beinkleid, wenn es auch etwas weiter wurde, blieb nichts desto weniger gefangen in den Fesseln der straff anspannenden Hosenträger und Hosenstege. Der malerische Ueberwurf schien nach kurzem Daseyn wiederum von der Erde verschwunden zu seyn, und was den Haar- und Bartwuchs anbelangt, so blieb es während jener Zeit bei den Resultaten der Revolutionsepoche: Loslösung von den Fesseln des Puders und des Zopfbandes. Mit einem Worte, die ganze Tracht der Restaurationsepoche ist Rococococostüm, über welches der Hauch der neuen Zeit auflösend hingestreift ist, aber immer noch starr und unbeweglich, ohne energische innere Entwicklung.

Blicken wir dagegen jezt um uns. Von dem höchst prosaischen, langweiligen Mantel fiel zuerst der

Kragen herunter und unser verzauberter alter Ueberwurf trat wieder zu Tage. Schon jezt hat sich unser Auge wieder an die freie, bewegliche Tragweise desselben, wie sie während des sechzehnten Jahrhunderts bestand, gewöhnt; sogar die Kapuze erscheint uns nicht mehr lächerlich. Mannigfache Verzierungen an demselben zeigen deutlich, daß er seine bedeutungslose Stellung als Witterungsschutz, die er seit der französischen Revolution inne hatte, zu verlassen beginnt, allmählig wieder zur Zierde wird und auf diese Weise wieder in den Kreis der eigentlichen Lebensentwicklung herein tritt. Die Jugend, welche die Keime späterer Entwicklung stets zuerst produzirt, griff nach dem breitkrämpigen Filzhut, sie schnitt Hosenstege und Hosenträger herunter, warf das Gilet, dieses Ueberbleibsel aus der Rococozeit, weg, und ganze Heere tragen bereits fast ausschließlich den Leibrock statt des alten Uniformfracks. Der Hut und der Haarputz, diese beiden Theile der männlichen Tracht, welche stets zuerst und am deutlichsten eine neue Entwicklungsphase ankündigen, befinden sich in der lebendigsten Bewegung, und was nicht ohne Bedeutung ist, auf den dunkelfarbigen Gewändern, insbesondere am Ueberwurfe, erwachen wieder frische, helle Farben.

Die Wiederaufnahme des breitkrämpigen beweglichen Filzhutes erinnert deutlich an die Wiedereinführung des langen weiten Beinkleides zur Zeit der französischen Revolution. Während der Revolution trat das lange weite Beinkleid, ohne daß eine organische Umgestaltung des kurzen Beinkleides vorausgegangen wäre, revolutionär und brutal in den Entwicklungsgang der Tracht herein. Nichts desto weniger wurde das lange Beinkleid nicht eher allgemein, als bis das kurze seinen Bildungsprozeß, in welchem sich das lange wieder erzeugen sollte, vollendet hatte. So verließ vor wenigen Jahren die Jugend mit einem Sprunge den steifen runden Hut und griff kühn und rasch, ohne daß ein Entwicklungszeichen an dem Hutcylinder das neue Trachtenstück angekündigt hätte, zu dem grauen breitrandigen beweglichen Filzhut, und dennoch wich der schwarze Cylinder nicht aus seinem Besitzthum. Nun aber, in ganz neuester Zeit, sehen wir plötzlich an den Cylinderhüten eigenthümliche Regungen sich kund geben. Der hellgraue modische cylinderförmige Sommerhut nämlich verläßt den alten steifen Charakter, den er bisher mit dem schwarzen modischen Hut gemein gehabt, er wird weicher, beweglicher, der Boden desselben rundet sich ab und erhebt sich aus der geraden Fläche zum Kugelsegment; kurz der modische runde Sommerhut zeigt unverkennbar das Streben, dem noch nicht eingebürgerten breitkrämpigen Filzhut ähnlich zu werden. Ganz auf dieselbe Weise wurde die Einführung des langen Beinkleides in den höhern Kreisen vermittelt. Nicht lange vor seiner allgemeinen Aufnahme in jenen Kreisen hatte es sich ebenfalls zuerst in der Region der modischen Sommertracht angekündigt, und betrachten wir unsern heutigen hellfarbigen Sommerfrack, so wird uns in seiner eigenthümlichen Zwittergestalt zwischen Leibrock und modischem Frack dasselbe vermittelnde Prinzip entgegentreten.

Ob der schwarze Frack und sein treuer Begleiter, der schwarze Hut, später diesen Entwicklungstrieb auch in sich aufnehmen und so nach dem Beispiele des Sommerfracks und Sommerhuts den Leibrock und den breitkrämpigen beweglichen Hut auch in das höhere gesellschaftliche Leben, auf Ball und Assemblee einführen werden, dieß steht zu bezweifeln. Schon oben haben wir dem schwarzen Frack sein Prognostikon gestellt, und der schwarze Hut wird unfehlbar sein Schicksal theilen. Der Zeitpunkt, wo dieses entschieden seyn wird, kann nicht mehr so gar ferne seyn. Ist dann endlich einmal der Zauber dieses unheilvollen Pentagrammas vollständig gelöst, so werden die zeitgemäßen Formen in ganz frischer Färbung, eben so weit entfernt von der Farbenglut mittelalterlicher Gewänder wie von der charakterlosen dunkeln Färbung der neueren Tracht, zu Tage treten, die Auferstehung des Menschengeistes aus den Fesseln unnatürlich zwängenden Formenlebens, aus der ganzen dumpfigen Stubenluft des Aktenzeitalters zum frischen hellen Tage geistiger und körperlicher Freiheit ankündigend. Ja, schon jezt erwacht der erste Farbenschimmer der Morgenröthe einer schöneren Zukunft auf den Gewändern.

„Der Erinnerung Hauch in Lüften
Duftet Sehnsucht, und ein Düften
Mischt, ein neues, sich darein,
Witternd her aus fernen Grenzen,
Daß nach allen diesen Lenzen
Wird ein schön'rer Frühling seyn."

Korrespondenz-Nachrichten.

New-York, December.

(Aus dem Briefe eines Offiziers über den Feldzug nach Mexiko.)

Meine Wunden heilen zu lassen, bin ich hier; denn ich habe, was Sie und Niemand von mir erwartet hätte, den Krieg gegen Mexiko drei Monate lang mitgemacht. Wie ich dazu gekommen, das will ich hier kurz und treulich berichten. — Im Monat Januar ging ich nach der Insel St. Thomas. Es ist ein kleiner, unansehnlicher Ort, aber durch seinen Freihafen für den Handel der bedeutendste Platz Westindiens geworden. Da ich aber kein merkantilisches Interesse daselbst zu verfolgen hatte und nur auf der Reise einige Wochen da blieb, wurde mir die Zeit entsetzlich lang. Das „Eishaus" ist das einzige Rendezvous

junger Leute, und dahin begab ich mich denn auch täglich, mir ein paar Stunden zu vertreiben. Eine wunderschöne Creolin, die dort ist und allen jungen Leuten die Köpfe verdreht, machte auch auf mich einigen Eindruck, und ich will gerne bekennen, daß ich mein Möglichstes that, mich bei ihr einzuschmeicheln. Dieß wurde mir von einem dänischen Offizier sehr übel genommen, und die Folge war ein Duell, das denn auch auf der Insel Lapin, einem Felsen südlich von St. Thomas, stattfand. Es war eigentlich dummes Zeug, sein Leben für eine solche Thorheit auf das Spiel zu setzen; aber mich feige zurückziehen konnte ich doch auch nicht. Man zählte dreißig Schritte, steckte einen Stock in die Mitte, warf eine halbe Krone zum Zeichen des Abdrückens in die Höhe, und wir schossen. Mein Gegner fiel, die Kugel war ihm in der Schulter stecken geblieben, ich aber stand unverlezt da, und die Sache war vorbei. — Zwei Tage darauf ließ der Däne mich zu sich rufen, um sich mit mir zu versöhnen, und ich hatte die Beruhigung von seinem Arzte zu höeen, daß er völlig wieder hergestellt werden würde. Der Gegenstand unseres Streits, die schöne Creolin, heirathete bald darauf einen reichen Kaufmann. Einer meiner Sekundanten, ein junger Ungar, der bei dieser Gelegenheit mein Freund geworden war, erkrankte wenige Tage darauf am gelben Fieber. Ich pflegte ihn wie einen Bruder, und zum Dank dafür hinterließ er mir seine Papiere und den Rath, von seinem Patent als Offizier Gebrauch zu machen, und mich unter seinem Namen bei der Armee für Meriko anstellen zu lassen, wo man gewiß nicht anstehen würde, mir den Rang zuzugestehen, den er früher bekleidet. Ich folgte dieser Weisung. Ich kam nach New-York und wurde als Offizier bei der Armee angestellt, die gegen Meriko gehen sollte. Mein Engagement lautete auf drei Monate. Die Gräuel dieses Krieges will ich nicht beschreiben, Sie finden sie in jedem öffentlichen Blatte. Es war ein wahres Schlachten, und die Grausamkeiten, deren Augenzeuge ich war, beschreibt keine Feder. Wie konnte es aber auch anders seyn, wenn man bedenkt, aus welchen Individuen die Armee bestand! Verlaufenes Gesindel, sehr viele englische Deserteurs, das war der Kern des Heers. Von Menschlichkeit hatten diese Leute keinen Begriff; obgleich ich nicht eben weich bin, konnte ich doch sehr oft den Anblick der Abscheulichkeiten nicht ertragen, die ich verüben sah. Einmal jagte ich einem Kerl eine Kugel duech den Kopf, als ich ihn beschäftigt fand, einer Schwangern den Leib aufzuschneiden. Ich könnte Vieles der Art berichten, wäre die Erinnerung mir nicht allzu peinlich. — Bei Xalapa, nahe bei Vera-Cruz, hatten wir ein heißes Gefecht und verloren viele Leute; ich selbst bekam einen Schuß in das Bein, der mir solchen Schmerz verursachte, daß ich vom Pferd fiel und gefangen genommen wurde. Welch qualvolle Wochen ich da verlebte, läßt sich nicht beschreiben. Ich bekam heftiges Fieber, entbehrte aller Pflege, aller Hülfe; ich lag in einem Zimmer, wo den ganzen Tag die Sonne schien, und wo ich von allen Arten von Insekten geplagt wurde, die alle nach meiner Wunde ihren Weg fanden. Ich bat endlich aus Verzweiflung um ein Faß mit Wasser, um mich zu baden, was man mir auch bewilligte, und nun brachte ich den größten Theil des Tags in diesem Fasse zu, um so das Ungeziefer von mir abzuhalten. Dieses immerwährende Baden schwächte mich aber so sehr, daß ich endlich nicht mehr gehen konnte, und da man mir nur einmal des Tags zu essen gab, und zwar Salzfische, so war von Wiedererlangung der verlorenen Kräfte keine Rede. Um den Duest zu löschen, war ich gezwungen, das Wasser zu trinken, in welchem ich mich so oft gebadet hatte. Endlich wurde ich von meinen Soldaten aus dieser schrecklichen Gefangenschaft befreit, und von menschlichen Händen verpflegt, genaß ich in wenigen Wochen, und konnte wieder an einigen Gefechten Theil nehmen. — Jezt aber wurde der Marsch nach Meriko beschlossen, und da ich der Gräuel dieses Kriegs, bei dem weder Ehre noch sonst etwas zu gewinnen war, herzlich überdrüssig geworden, forderte ich meinen Abschied, den ich auch erhielt, und zwar in sehr lobenden Ausdrücken. Ich habe also den Krieg kennen gelernt, und das ist alles.

Schleswig-Holstein, Januar.

(Fortsezung.)

Unterrichtswesen — Reisestipendien.

Man klebt hier jedoch vielfältig noch stark an dem alten Schlendrian und einmal bestehenden, geschichtlich gewordenen Einrichtungen, und so wird denn auch an eine solche zeitgemäße Umgestaltung und Verschmelzung des höheren Unterrichtswesens noch nicht gedacht. Für die angegebene Verbesserung der gelehrten Schulen und die Errichtung von Realschulen sind übrigens, sicherem Vernehmen nach, fortan 32,000 dänische Bankthaler (24,000 preuß. Thaler) jährlich von der Staatskasse verwilligt worden, und obgleich diese Summe für eine Bevölkerung von mehr als 800,000 Menschen immerhin etwas gering erscheinen mag, so ist die bisher dafür ausgesezte jährliche Summe doch um vieles kleiner gewesen, weßhalb man denn in dieser Verwilligung einen Fortschritt zum Besseren erkennen muß. Sehr unbillig und tadelnswerth muß es aber gewiß bei der so großen Wichtigkeit des Gegenstands erscheinen, wenn die Staatskasse fortwährend alle und jede Betheiligung an den so großen Lasten der Volksschule hartnäckig verweigert, wenn das gesammte Volksschulwesen von den Gemeinden unterhalten werden muß, ohne daß die Staatskasse einen Schilling dazu hergibt, da doch das Budget in Folge der nun angeordneten, so höchst ergiebigen Zollsteuer einen nicht unbeträchtlichen jährlichen Ueberschuß ergibt, so daß eine Betheiligung der Staatskasse an dem Unterhalt der Volksschule keineswegs in das Reich der Geldunmöglichkeiten gehört. Die Unteehaltung der Volksschule wird namentlich kleinen und armen Dorfschaften sehr drückend, während dennoch die Einnahme der Lehrer sich häufig nicht gar hoch über die eines Tagelöhners erhebt, obgleich auch ein solcher auf dem Seminar gebildeter Lehrer unmöglich von dem leben und wirken kann, womit ein Tagelöhner bei seinem Bildungsstand und seiner gesellschaftlichen Stellung allerdings zur Noth sich begnügen kann. Dagegen ist man hier sehr bereitwillig in der Ertheilung sogenannter Reisestipendien für hiesige Gelehrte und Lehrer, ein wie großer Mißbrauch auch gar oft damit getrieben werden mag. — So reiste noch jüngst, wie wenigstens die böse Welt sich erzählt, ein hiesiger Professor auf öffentliche Kosten behufs einer wissenschaftlichen Expedition mit Weib und Kind gar lustig in die Welt hinein, vergnügte sich auf dieser Reise ganz gut, und kehrte sodann quasi re bene gesta wieder zu seinen Hausgöttern mit den lieben Seinigen zurück. Welch sonderliche wissenschaftliche Früchte solche Reisen tragen, davon weiß freilich meistens die Geschichte nichts. Andere Reisestipendiaten gehen ökonomischer zu Werk, sie sparen und geizen auf ihren Ausflügen und kehren sobald als möglich wieder heim, um sodann den größten Theil ihres Reisestipendiums am heimischen Herd mit den Ihrigen gemüthlich zu verzehren. Der Zweck eines solchen Reisestipendiums geht aber offenbar hier wie dort verloren.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 3.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 18. Freitag den 21. Januar 1848.

— Cito dicta
Percipiant animi dociles teneantque fideles.
Horat:

Die Londoner Tagespresse.

Zeitungen sind in London längst kein Luxus mehr; sie sind ein Lebensbedürfniß. Auf dem Lande und in abgelegenen Provinzialstädten vertritt eine Londoner Zeitung die Leihbibliothek oder ist vielmehr selbst eine. Nachdem sie in London gedruckt und gelesen worden ist, versendet sie der Händler, der Newsman, „mit nächster Post auf's Land." Hier erscheint sie zuerst auf der Frühstückstafel des Gutsherrn, des Pastors, des Advokaten, des Apothekers oder des angesehensten Krämers. Dann macht sie eine Reise abwärts in die Bedientenstube, zum Parkwärter, zum Küster, zu den Handwerkern. Vorher hat noch des Krämers Lehrling sie verstohlen unter'm Ladentische gelesen und der Apothekergehülfe heimlich die Avertissements abgeschrieben, die anfangen: „Gesucht wird ein Arzt, der vollkommen befähigt ist," u. s. w. Hat dann das große Blatt den dreihundertsten Theil seiner Jahresneuigkeiten — denn die großen Londoner Blätter feiern Sonntags — nach allen Richtungen ausgegeben, so fällt es vielleicht einer Hausmagd in die Hände, welche mit dem leitenden Artikel, der Europa in Flammen zu setzen droht, das Küchenfeuer anzündet und aus dem Treiben der fashionablen Welt oder den Hofberichten sich Haarwickeln dreht.

In London ist die Zeitung eine Nothwendigkeit. Geschäfte, Vergnügungen, Alles und Jedes, wofür der Mensch sich interessirt und woran er sich betheiligt, sind damit auf's engste verknüpft. Deßhalb gehört Zeitungslesen zum Tagewerk des Londoners und ist fast so ohne Ausnahme ein bald größerer, bald kleinerer Theil desselben, daß ein Londoner passend definirt werden könnte: ein Geschöpf, welches Zeitungen liest. Sein Verlangen darnach ist unersättlich. Er fordert sie zum Frühstück und begnügt sich, wenn die Zeit drängt, mit dem, was er glaubt wissen zu müssen. Im Laufe des Tags benutzt er jede freie Minute, um das Uebrige zu lesen. Bevor er das verdaut hat, hungert ihn nach einem der großen Abendblätter.

Wie tief und schwer empfinden das die Unglücklichen, die, weil sie keine Häuslichkeit haben, die Tavernen bevölkern! Es ist Abend; die Stunde schlägt, in welcher das Abendblatt ankommt, das liebe, ersehnte, naß aus der Druckerei. Die Sehnsüchtigen sind versammelt, Jeder will es zuerst haben, Alle stürzen darauf zu, und der Globe — der Erdball — schwebt in Gefahr ein Chaos, der Standard — die Fahne — ein Fetzen zu werden. Der Glückliche, der es errungen, trägt das Blatt triumphirend auf seinen Platz und setzt sich. Der Unglückliche, der es fast errungen hätte, sagt lächelnd mit verbissenem Grimm zu ihm: „Nach Ihnen, mein Herr, wenn Sie die Gefälligkeit haben wollen."

Nun macht es sich der Glückliche bequem, lehnt sich an, streckt die Beine aus und wirft seine ganze Seele durch die Augen auf das jungfräuliche Blatt. Eben will er den leitenden Artikel lesen; da gewahrt er in mächtig großem Druck die Worte: Estafette aus Paris — Wichtiges aus Amerika — Italien in Flammen. Er behält sich die Nachtarbeit der Redaktion vor, um in den Neuigkeiten zu schwelgen, und verschlingt Spalte auf Spalte. Was kümmert es ihn, daß derjenige, der zu ihm gesagt: „Nach Ihnen, mein Herr," vor Ungeduld und Aerger blaß und roth wird! Auch kümmert ihn nicht die lesbar genug an die Wand

geheftete Notiz, daß eine belegte Zeitung nicht über zehn Minuten vorenthalten werden soll. Vergebens erinnert ihn der Aufwärter, und meldet dieser dem Glücklichen, daß bereits drei Herren die Zeitung bestellt haben, so erhöht das sein Glück und wo möglich liest er das Gelesene ein zweites Mal. Ist er endlich durch mit dem leitenden Artikel, mit den an den Herausgeber gerichteten Briefen, mit den Paragraphen, überschrieben: „Mißhandlung und Tod in einem Arbeitshause — Ungeheure Feuersbrunst — Lusus Naturae — Aufhebung der Einkommensteuer — Furchtbarer Mord — Scharfsinniger Betrug — Herzloser Spaß — Interessante Entführung,“ muß er sich von dem Blatte trennen, so gibt er es seufzend ab.

Es ist viel und häufig darüber gestritten worden, warum die Engländer mit ihrem praktischen Verstande im geselligen Leben so schroff ungesellig sind und beim Zusammentreffen mit ihnen Unbekannten ihre Zungen noch fester halten als ihre Geldbörsen. Der Grund liegt zum großen Theil im Zeitungslesen. Treffen zwei Engländer zusammen, die sich nicht kennen, so wechseln sie bestimmt keine Sylbe, so lange einer von Beiden eine Zeitung hat, und wendet das gute Glück jedem eine zu, so kann nicht bloß von einem Gespräche zwischen ihnen keine Rede seyn, sondern jeder athmet auch freier, weil er nun dem andern nichts zu sagen braucht.

Indeß wird diese für den geselligen Verkehr ungünstige Folge durch den Unterhaltungsstoff aufgewogen, welchen das Zeitungslesen im Kreise von Bekannten gewährt. Wie die Athenienser nicht ruhig zu Bett gehen konnten, wenn sie den Tag über nicht etwas Neues gesehen oder gehört hatten, so die Londoner. Deßhalb fischen sie am Tage in den Zeitungen nach Neuigkeiten und besprechen sie des Abends. Nach den stereotypen, keiner Antwort bedürfenden Anreden: „Wie geht's Ihnen? Ist Ihnen schon solch heißes, kaltes, trockenes, nasses, staubiges, schwüles, nebliges, regnerisches, heiteres, melancholisches Wetter vorgekommen?“ heißt es regelmäßig: „Haben Sie die Morgenblätter gesehen? Steht etwas darin — etwas Neues von Belang?“ Der Gefragte antwortet und erzählt und der Frager hört aufmerksam an, was er selbst gelesen und auswendig weiß.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Christbäume.

(Fortsetzung.)

Sehr bald nahm das Gespräch eine andere Richtung. Ich wollte, daß ich eine so verplauderte Stunde Wort für Wort wiedergeben könnte. Nur die Franzosen verstehen den Conversationston anzuschlagen und festzuhalten, und Beranger ist hierin, wie in manchem andern, ein Meister. Seine Unterhaltung ist luftig und leicht, wie Champagner, und auch voll perlenden Schaumes. Es springt und sprudelt, und fließt dann doch wieder milde und besänftigend über die Zunge hinab. Und dann liegt auf dem Boden dieses spielenden Perlenschaums dennoch stets ein ernster Gedanke, eine wohlthuende Lehre.

Wir sprachen heute von diesem und jenem und kamen zuletzt auf das Verdienst der höchstbegabten Geister. Beranger gehört zu denen, die, wenn sie sagen: „ein Talent, aber kein Charakter,“ mit diesem Worte ein strenges Urtheil ausgesprochen zu haben glauben. „Die begabten Schriftsteller,“ sagte er, „glauben oft, daß ihnen Alles erlaubt sey, und daß man ihnen um ihres Genies willen alle ihre Schlechtigkeiten verzeihen müsse. Sie verlassen sich darauf, daß man nach ihrem Tode ihr Leben schon zustutzen und sie am Ende doch in einem Heiligenglanze erscheinen lassen werde. Aber je größer das Genie ist, desto größer ist auch seine Pflicht den Menschen gegenüber. Noblesse oblige. sagten die alten Adeligen; Genie aber verpflichtet noch viel mehr. Und wo ein Genie schlecht als Mensch, als Vater, als Sohn, als Freund, oder als Bürger ist, da sollte man es getrost an den Pranger stellen, damit die Nachwelt ein Beispiel daran nehme. Ich habe die unbedingteste Hochachtung vor dem Genie eines Lord Byron; aber ich würde den Lord Byron wie er leibte und lebte auf die Galeere geschickt haben.“ — „So strenge!“ Er lächelte wieder freundlich, und ich fürchte fast, daß er ihn doch nicht auf die Galeere geschickt haben würde; aber das verhindert nicht, daß er ihn in seinem Herzen unbedingt verurtheilt, und zwar, wie gesagt, aus dem einfachen Grunde, weil »génie oblige,« und ein „Talent ohne Charakter,“ oder besser ein Talent, das sein Pfund in Eigensucht und eitel Selbstvergötterung vergeudet, am Ende eine fleischgewordene Gotteslästerung gegen jedes edle, jedes göttliche Gefühl im Menschen ist.

Und hiemit wollen wir für heute Abschied von dem lieben Sänger nehmen. — Ich ging ganz festtäglich gestimmt der Stadt zu. Ich glaube, wenn ich an einer Kirche vorbeigekommen wäre, ich wäre hinein gegangen. Anstatt der Kirche begegnete ich aber dem Jardin d'Hiver in den elysäischen Feldern. Er war erst seit ein paar Tagen offen, und die Menge strömte den Thoren zu. Ich ließ mich gerne mit fortreißen, und habe es nicht bereut, trotz des Gegensatzes zwischen den Festtagsgedanken und dem Winterpalaste der Pariser Loretten. Denn für diese ist er doch gebaut,

eine Art Fortschritt vom Jardin Mabille, einem höhern Ideal, vielleicht dem Himmel Mahomeds zustrebend. Wenn einmal die Welt überall und nach allen Richtungen solche Fortschritte gemacht hat, wie die Sommer- und Winterpaläste der leichten Damen in Paris, nun, so wird das Ziel, das „Ende“ nächstens erreicht seyn. Es sollte mir nicht schwer werden, in dieser Stimmung eine Bußpredigt über den nahen Untergang der Welt zu halten. — Aber ehe der Stoff mich vollkommen durchdrungen, war ich an der Kasse vorbei, bis in die Vorhallen dieses Himmels unserer Houris aus dem Quartier de la Boule rouge gelangt. Und beim Himmel! der Himmel ist nicht schlecht.

In den Vorhallen standen prachtvolle Gemälde der ersten Meister zum Verkauf ausgestellt. Durch drei haushohe Säulenthore, die mit schweren Teppichen behangen sind, tritt man in den Garten. Und fürwahr, der Garten ist wirklich eine Art Kirche. Meine Christtagsstimmung mag mit Ursache seyn, daß mir diese Aehnlichkeit heute vor Allem auffiel; aber sie liegt ohnedieß sehr nahe. Der Grundplan des Wintergartens ist, wie bei allen gothischen Domen, ein Kreuz. Am Kopfende desselben ist der Eingang und über dem Eingang das Orchester, fast wie die Orgeln in den Kirchen, nur mit dem Unterschied, daß die Kirchenorchester und Orgeln am Fußende des Kreuzes angebracht sind. In der Mitte des Kreuzes senkt sich der Boden, und man steigt auf Stufen in das Schiff herab. Rings um diesen Raum sind terrassenartig Blumen und Gesträuche aller Art zum Verkauf ausgestellt. Rechts und links stehen Tische mit Blumensträußen, und in der Mitte ist ein gewaltiger Tisch mit Zeitungen, ein anderer mit Erfrischungen. Rechts und links führen kleine Tunnels in Krypten, in denen Eis und Champagner, Truthähne mit Trüffeln und Pasteten verabreicht werden. Rings um das tiefe Mittelschiff führen an den beiden Armen des Kreuzes Wege zwischen Bäumen und Gesträuchen vorbei, stehen Bänke und Sitze, von denen aus man den Blumenmarkt, die Zeitungsleser und die Eisverzehrer übersieht. Den Chor, das Hauptstück der Kirche und des Gartens, bildet aber das Fußende des Kreuzes. Hier ist ein Sammtteppich von grünem Grase, aus dem nach allen Seiten hin die wunderbarsten Gewächse des Südens, Ananas und Palmen, die seltensten Sträucher und Bäume hervorschießen. Im Hintergrunde ist als Hochaltar ein Wasserbecken angebracht vor Felsen und Klippen, über die sich ein Strom herabstürzt; und aus dem Becken steigt dann mit dem Geprassel eines unablässigen Plänklerfeuers ein Springbrunnen empor, der bis an die Kuppel reicht, wohl hundert und mehr Fuße hoch.

Die Kuppel ist eine Wölbung von Glas. Wenn die Sonne scheint, so bringt sie bis zu dem Wasserbecken, den Bäumen und den Kirchgängern unten hinab. Der Mond und die Sterne, die keusche Luna und ihre Gespielen werden ihre Tänzerinnen in Zukunft auch im Winter nicht aus den Augen verlieren, was natürlich für die guten Sitten sehr wünschenswerth ist. Die gläserne Kuppel wird getragen von schlanken eisernen Säulen, deren meistens mehrere, oft vier nebeneinander stehen. Diese erinnern wieder, wenn nicht an die gothischen Bündelsäulen, doch an die arabischen Vorbilder derselben. Hoch oben sind endlich, wie in allen gothischen Kirchen, rings um das ganze Gebäude Galerien angebracht, auf denen Blumen aller Art stehen und von denen herab Schlingpflanzen in allen Farben wie Arabesken um die Säulen spielen.

Ich setzte mich auf eine der Bänke, die um das Schiff, in dem der Blumen-, Zeitungs- und Erfrischungsmarkt ist, stehen und staunte das schöne Schauspiel an; denn schön ist es, sehr schön. — Und warum sollte man nicht eine Kirche so schön bauen? warum nicht in der Verherrlichung der Natur den Gott suchen? Fürwahr, die altkatholische Geistlichkeit war klüger als die heutige. Sie baute nicht nur Kirchen an den Stellen der Tempel, sie wußte sogar den heidnischen Bacchanalien den bösen Zahn auszureißen und sie in den christlichen Carneval zu verwandeln. Wenn ich an gewisser Leute Stelle wäre, ich paßte auf, bis die Erbauer des Jardin d'Hiver bankerott wären; dann kaufte ich denselben und ließe ihn als Kirche weihen. Allen Ernstes, ich würde es einmal mit einer solchen Kirche versuchen, in die der liebe Herrgott schnurstracks vom Himmel hereinsehen kann.

Mir war, wie schon gesagt, heute selbst im Jardin d'Hiver halbwegs kirchlich zu Muthe. Ich hätte die „Krämer“ unten aus dem Tempel austreiben mögen, und die Zeitungen mit. Ich saß da und eiferte inwendig gegen diese Profanation. Da setzte sich ein sehr dicker und höchst anständig aussehender Mann neben mich und neben ihn seine Ehehälfte, fast eben so dick und anständig. „Es ist aber doch sehr schön, liebe Frau,“ sagte er. „Ja, sehr,“ antwortete sie. „Ich muß gestehen, es gefällt mir besser hier als in den „Treibhäusern“ des Jardin des Plantes.« — „Treibhaus, Treibhaus!“ rief mir ein Mephistopheles höhnend zu, und meine Kirche ging in Dampf auf. — „Es ist sehr schön, liebe Frau,“ fuhr mein fetter Nachbar fort. „Und die wilden Reben, die da an den Säulen, roth, gelb und grün herabranken, wie trefflich sind sie nachgemacht! Wer's nicht weiß, muß sie für ächt halten, und sie sind doch nur aus Papier geschnitten und die Ranken sind Eisendraht.“ — O Prosa, hol'

dich der Kuckuck! — Ich stand rasch auf, verließ den dicken Mephistopheles neben mir und konnte die Stimmung nicht wieder finden, die den Wintergarten in einen Winternachtstraum oder gar in eine Winterkirche verwandelt hatte. Der Kirchthurm meines Doms war der thurmhohe Rauchfang der Maschine, die dem Wintergarten warme Luft zupumpt.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Schleswig-Holstein, Januar.

(Schluß.)

Die deutsche Presse. — Ein schleswig-holsteinischer Musenalmanach.

Mit der Uebertragung der deutsch gesinnten Lyna zu Hadersleben in dänische Hände hat eine deutsche Presse in Schleswig so gut wie ihre Endschaft erreicht, indem die übrigen, noch nicht im dänischen Sold stehenden Wochenblätter viel zu gesinnungslos und unbedeutend sind, als daß sie der Wucht des eindringenden und von oben begünstigten Dänenthums sonderlichen Widerstand entgegensetzen könnten. Uebrigens ist die Haderslebener Lyna nicht sowohl von dem Redakteur der Dannevirke aus eigenen Mitteln angekauft worden, als mit Beihülfe fremder Taschen, und unter Andern hat der Pastor Boysen zu Wonsild zu diesem Ankauf tausend Thaler beigesteuert. Die Lyna erscheint jezt in deutscher Sprache und mit dänischer Tendenz, weil, wie der Ankäufer sich ausdrückte, viele Schleswiger lieber deutsch als dänisch lesen. Allein die Dänen wissen recht gut, daß sie auf dänisch nicht viele politische Bekehrungen in den Herzogthümern machen können, und es ist daher sehr schlau von ihnen, wenn sie das Publikum in deutscher Rede für den alleinseligmachenden dänischen Glauben zu gewinnen suchen, obgleich die Deutsch-Dänen gerade die schlechtesten von allen seyn möchten. Uebrigens besitzen die Dänen noch zwei Blätter in deutscher Sprache: erstlich die Flensburger Zeitung und zweitens den in Kopenhagen erscheinenden Beobachter am Sunde, an dem sich dem Vernehmen nach sehr hoch gestellte Personen lebhaft betheiligen sollen. Man muß es überhaupt den Dänen lassen, daß sie viel für ihre Sache thun und in dieser Beziehung ungleich reger zu Werke gehen, als leider wie hier in den Herzogthümern. So war es denn auch wieder eine traurige Schwäche vom hiesigen Lande, die Lyna in dänische Hände übergehen zu lassen; denn wenn dieses Blatt auch augenblicklich vermöge der Preßzustände wenig für die deutsche Sache thun konnte, so wirkte es wenigstens doch nicht für das Dänenthum, und man hätte sich ein öffentliches Organ für die Zukunft dort gesichert. Allein man ist hier gewohnt, nichts für eine patriotische Presse zu thun, kein einziges Blatt hat hier jemals irgend eine öffentliche Unterstützung erhalten, so bedürftig auch vielleicht eines oder das andere einer solchen gewesen wäre. Man scheint der Meinung zu seyn, einer Presse nicht zu bedürfen, obgleich das ein großer Irrthum seyn möchte. — Mit dem Beziehen und Lesen politischer Blätter und Zeitungen, die nicht der Regierungspolitik huldigen und zum offenen Briefe geschworen haben, sieht es hier je länger, desto trauriger aus. Wie lange dieser Zustand noch dauern wird, mag Gott wissen, aber er trägt böse Folgen für das öffentliche und politische Leben, und die Masse des Volks versumpft und verdumpft augenscheinlich immer mehr. Einheimische Blätter dürfen, mit Ausnahme des Altonaer Merkurs, nichts Politisches bringen, ja selbst die Besprechung kirchlicher Dinge und Zustände ist ihnen untersagt. Auswärtige Zeitungen sind entweder geradezu verboten, oder sie können, weil sie keine Postversendung besitzen, nur sehr schwer bezogen werden. Es bleiben daher für den hiesigen politischen Bedarf nur zwei Blätter übrig, der Altonaer Merkur und der Hamburgische unparteiische Correspondent. Was diese leztere Zeitung angeht, so ist sie ziemlich farb- und gesinnungslos; der Correspondent bringt die verschiedenartigsten Artikel durch einander und zehrt vom alten Ruhme. Er sucht es mit Niemanden zu verderben und hat, wie ich glaube, auch bis jezt noch das Glück gehabt, nirgends verboten zu werden. Es ist schon gut, daß das hiesige Land ihn beziehen und lesen kann, aber er vermag weder die unterdrückte Hamburger Neue Zeitung, noch die verbotene Weser- und Bremerzeitung zu ersetzen. Der Altonaer Merkur ist bekanntlich die hiesige Landeszeitung, ein reiches, bevorrechtetes Blatt, das für die Politik ausschließlich privilegirt ist. Aber eben in diesem Monopol, wodurch dasselbe ganz und gar in die Hand und Macht der Staatsgewalt gegeben ist, liegt der Verfall und die Krankheit dieser Zeitung; denn wenn irgendwo ein Monopol schädlich ist, so gewiß im Gebiet des Geistes und des Zeitungswesens. Im Jahr 1846 schien diese Zeitung etwas aus ihrer Schlafsucht und Erstarrung erwachen zu wollen. Sie ergriff ziemlich unzweideutig Partei für's hiesige Land, allein die Regierung hatte sie in ihrer Hand und fand leicht ein Mittel, sie zum Schweigen zu bringen. Uebrigens ist die Redaktion vielleicht wohl deutsch gesinnt, aber weder in staatlichen noch kirchlichen Dingen freisinnig, und sie scheint daher ihr Loos mit großem Gleichmuth zu ertragen, worin denn ein Blick auf all das schöne Geld, das verdient wird, sie wahrscheinlich noch mehr stärkt.

Nachdem die von Gardthausen vormals herausgegebene Eidora schon seit vielen Jahren sanft entschlafen war, schien es mit einem hiesigen Musenalmanach auch aus und vorbei zu seyn, sowie denn überhaupt schönwissenschaftliche Unternehmungen im hiesigen Lande nicht den geeigneten Boden zu finden scheinen. Jezt aber hat ein Herr C. Wagener die Herausgabe eines neuen schleswig-holsteinischen Musenalmanachs unter dem Titel: „Jahrbuch schleswig-holsteinischer Dichter" begonnen, wozu an dreißig hiesige Sänger beigesteuert haben, unter denen F. Wehl und Geibel dem hiesigen Lande nicht angehören. Das Bildniß Hebbels schmückt diesen Almanach, und unter den Beisteuernden erwähne ich namentlich Ch. Feldmann, G. Gardthausen, F. Hebbel, Otto Koch, Schmidt von Lübeck, J. Thomsen und H. Zeise. Ich glaube nicht, daß Honorar bezahlt wird, und so wäre es denn immer möglich, daß der Almanach sich hielte, vorausgesezt, daß sich immer die nöthigen Gratisgaben einfinden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 19. Sonnabend den 22. Januar 1848.

Voilà de ces choses qui ne se voient qu'à Paris!
Voltaire.

Pariser Christbäume.

(Schluß.)

Mein Weg zu den Freunden, die mich heute zu Mittag eingeladen hatten, führte an einer wirklichen Kirche vorbei. Ich hörte Orgeltöne und ging hinein. Es war Notre Dame de Lorette. Die Predigt war eben zu Ende, die Messe fing an. Die Orgel wurde von Meisterhand gespielt und der Chorgesang war so schön, wie man ihn selten in Paris und auch anderswo hört. Alle Künste halfen die Kirche schmücken — und doch, und doch wurde sie mir kein Gotteshaus. Die Priester am Altare waren so gut eingeübt, so gut wie die besten Soldaten bei einer Parade, bei der sie dem stummen Winke eines ungesehenen Führers gehorchen. Jede Bewegung war gemessen, jede Kniebeugung auf die Secunde und auf den Zoll geordnet; der Schweizer stieß mit seinem Tambourmajorstock nur selten auf die Erde, daß es durch die Kirche klang; und doch, und doch — —

Ich war in dem Walde von Boulogne, bei Beranger, im Jardin d'Hiver festtäglich gestimmt; ich würde im Dom zu Köln wie in der schlichtesten Dorfkirche in dieser Stimmung gebetet haben. Nur in Notre Dame de Lorette war ich in Gefahr ganz aus meinem Tone herauszufallen, und deßwegen zog ich rasch wieder meines Weges weiter.

Es gibt in jeder Wüste Oasen; ich fand eine solche in Paris, und ich ruhe dort oft von den Wanderungen durch die heißen und öden Sandsteppen des Pariser Lebens aus. Heute sollte es mir nicht so gut werden, denn Herr v. T. hatte mich zu einem Kinderfeste eingeladen, zu einem Christbaum in deutscher Art. Ich durfte nicht fehlen. — Herr v. T. ist ein bekannter russischer Flüchtling, ein Schüler und Freund Steins, in Deutschland erzogen und im deutschen Denkerleben wurzelnd. Seine Frau ist die Tochter eines Obersten der napoleonischen Garde; dieser selbst ist ein Italiener, und zog nach dem Sturze Napoleons mit seinen Kindern nach Schottland, später nach der Schweiz. Rußland, Deutschland, Frankreich, Italien, England, die Schweiz sind also die nationalen Elemente, die sich in dieser einen Familie berühren. Die Gesellschaft dieser in jeder Beziehung ausgezeichneten Familie ist in Folge der allseitigen nationalen Berührungen stets eine sehr „gemischte." Als ich in das Zimmer trat, reichte ich dem russischen Wirthe die Hand, neben ihm stand der italienische General, hinter Beiden plauderte der deutsche Maler Marterstelg mit dem französischen Maler Robert Fleury, während der ehemalige Finanzminister Polens, der ehrenhafte Biernazki, einem Irländer die Geschichte vom Christbaum erklärte. Die Frauen, weicheren Stoffes, sind in der Regel viel lebendiger als die Männer der Ausdruck ihres Landes und ihrer Sonnenregion. Man kommt in diesem Haus in die schlimmsten Verlegenheiten. Kaum haben die blonden Haare und die blauen Augen einer schönen Engländerin uns besiegt, als die Thüre sich öffnet und eine dunkelglühende Italienerin uns aus den blonden und blauen Banden befreit, um uns in viel festere zu legen.

Um halb neun Uhr öffnete sich der Saal, in dem der Christbaum stand. Unser Landsmann Marterstelg war der Küster des Gottesdienstes; er hatte

den Baum geschmückt, und stand jezt da mit einem langen Löschhorn in der Hand, die brennenden Lichter bewachend. Ehre, dem Ehre gebührt.

Der Baum war prachtvoll, so schön wie in Deutschland. Hundert Lichter, tausend Geschenke. Wohl dreißig kleine Kinder aller Nationen traten mit fragenden Augen in den hellerleuchteten Saal. Die ältern Leute aber sahen theilweise fast noch verwunderter in die Christbaumstube hinein. Jeder hatte seine eigene Art, sich über das kleine „Schauspiel," das ihnen geboten wurde, auszusprechen; nur ein paar Deutschen schien es Erinnerungen zu erneuern, die dem Feste allein die Weihe geben können.

Sehr bald begann eine der anwesenden Damen eine — Polka zu spielen — eine Polka! Die Kinder faßten sich bei den Händen und sprangen im Kreise um den Baum. Die Polka aber trieb mich bald weg, zurück in das andere Zimmer.

Hier saß Herr v. T. neben einem unserer Landsleute in freundlichem Gespräch auf dem Sopha. Ich trat hinzu. Es war die Rede von den Kämpfen, die Napoleons Sturz herbeigeführt, und sehr bald trat die Figur Steins in den Erzählungen v. T's. in den Vordergrund. Ich hörte ihn oft von diesem seinem Lehrer und Freund sprechen, denn Steins Bild lebt unverwischt in seiner Seele fort.

„O! Stein war vor allem ein so guter Mensch," sagte v. T. gerade, als ich hinzu trat. „Wie oft habe ich ihn, wenn wir in ein Dorf einrückten, herumziehen sehen und die armen Leute aufsuchen, um ihnen Geld zu geben, damit sie sich selbst und die Soldaten ernähren könnten. — Er war aber ebenso bescheiden als gut, dieser große Mensch, dieser gewaltige Geist. Ich fand einmal zufällig unter andern Papieren (Hr. v. T. war Steins Sekretär) einen Brief Gneisenau's, in dem dieser Stein schrieb, daß er fürchte, die Russen und die Oesterreicher möchten nicht über den Rhein und bis nach Paris vordringen wollen. Er zeigte, daß ohne den vollkommenen Sturz Napoleons und die Vernichtung seiner Herrschaft in Paris selbst, nicht an Ruhe zu denken sey, und jedenfalls die Völker nicht gerächt wären. Gneisenau sezte hinzu: „Machen Sie doch gelegentlich noch einmal bei Kaiser Alexander ein solches Meisterstück wie jenes, durch das Sie den Uebergang der Russen über die Weichsel veranlaßt." — „Ich habe zehnmal versucht," fuhr v. T. fort, „Stein zu bewegen, uns zu sagen, von welchem Meisterstück Gneisenau hier spreche; aber stets vergebens. Er wollte sich keines Meisterstücks entsinnen, und sagte oft: „Was sprecht Ihr von meinem Thun? wir danken Alles dem Kaiser Alexander." —

Sollte nicht am Ende doch hier Steins „Schlangenklugheit," die neben seiner „Taubenunschuld" lag, mit im Spiele gewesen seyn? v. T. war Russe und sein Geheimschreiber. Stein mochte seine Gründe haben, dem Kaiser alle Ehre zu geben. — Ich hatte nicht Lust, v. T. durch diesen Einwurf zu unterbrechen, und that klug daran, denn im Flusse seiner Erzählung sprach er selbst im nächsten Augenblicke von der „Schlangenklugheit" des biedern Mannes.

„Stein war auch sehr witzig und geistreich," fuhr v. T. fort. „Er benuzte diese Eigenschaften oft, um bei den gekrönten Häuptern durchzusetzen, was auf anderem Wege als dem des Witzes kaum Eingang gefunden hätte. Nach Tisch, Abends beim Thee, bei einer Whistpartie, unter nichtssagendem Geplauder, wußte Stein oft seine Leute so zu bearbeiten, daß sie am andern Morgen vollkommen vorbereitet waren, die Beschlüsse zu fassen, die er von ihnen verlangte." Und wohl von einem solchen „Meisterstreiche" sprach Gneisenau in seinem Briefe, und leicht möglich, daß Stein selbst ihn vergessen hatte, während Gneisenau sich seiner sehr klar erinnerte.

„Stein kannte alle seine Leute, und wie gerade aus er auch war, so schickte er doch stets Vorposten aus, wo er es nicht für klug hielt, selbst vorzuschreiten. Er war halbwegs der Ansicht, daß Frankreich den Elsaß wieder herausgeben müsse. Eines Abends sagte er gesprächweise zu dem Grafen von Spiegel: „Fragen Sie doch gelegentlich einmal Metternich, ob er den Elsaß haben will?" Aber Metternich wollte nicht, und es war nicht mehr die Rede davon."

Herrn v. T. schien diese Art Steins eben so wie alles andere an ihm lobenswerth. Mir scheint es aber fast, als ob dennoch in dieser „Schlangenklugheit" die Ursache liegen könnte, daß Stein am Ende so leicht zu beseitigen war. Bei seiner „Taubenunschuld" würde ein strengeres und kräftigeres Durchgreifen ihm vielleicht eine festere Stellung verschafft haben. — Aber den Ausländern gegenüber war Stein ganz ein Granitstein. Als er hörte, daß Talleyrand zum Congreß kommen werde, griff er an seine Taschen und hielt sie zu, sah scheu um sich und behauptete spöttisch: nun könne man Abends nicht mehr ausgehen, ohne in Gefahr zu kommen, an der nächsten Ecke ein Messer zwischen den Rippen zu fühlen. Von Castlereagh aber sagte er: „Da schickt man uns von England den „Esel," und hat doch in Wellesley einen der größten Staatsmänner des Jahrhunderts unter der Hand." Andere waren klüger und schmeichelten dem „Esel," und so gelang es ihnen, denselben vollkommen in's Schlepptau zu nehmen.

Ein allgemeiner Freudenruf im Nebenzimmer verkündete den Anfang der Vertheilung der Geschenke. Es war des Festes Spitze; und was sind dagegen

alle Diplomaten der Welt! Wir gingen in die Kinderstube. Die Dame des Hauses und ihre Schwester waren die Spenderinnen. Der Baum war groß, aber dennoch hätte man kaum ahnden können, wie viel Glück er barg. Jedes Kind, das eine neue Spende erhielt, hüpfte mit demselben hin und her, zum Vater, zur Mutter, und war kaum im Reinen über den Werth des Säbels, der Flinte, der Puppe, der Soldaten, die es erhalten, als ein neues Geschenk die Eindrücke des ersten verdrängte. — Das dauerte wohl eine Stunde und hätte weit länger dauern können, wenn nicht am Ende die Reihe ebenfalls an uns großen und alten Kinder gekommen wäre.

Zulezt war der Baum früchtelos und dann wurde er umgehauen, wer weiß, wohl gar in die Holzkammer geschickt. Das ist unser aller Lohn nach vollbrachter Arbeit. Aber ich dachte heute nicht an dergleichen; denn kaum war der Baum weg, so begannen neue Tänze für die Kinder, die nun im Andenken an die schönen Geschenke ihrer Lust doppelt freien Lauf ließen. Es war eine Freude, ihnen zuzusehen.

Ein Knabe, kaum drei Jahre alt, strozend von Gesundheit, hellen, feurigen Auges, mit Keckheit auftretend und doch in seinem breiten Gesichte und seinem ganzen Wesen einen herzensguten Burschen bekundend, gewann sich vor allen die Herzen. Eine wunderschöne Jungfrau, mit scharfen, lebendigen und ausdrucksvollen Zügen, tiefglühendem Auge, geheimnißvoll lächelndem Munde, fing den Burschen auf, als er an ihr vorbeilaufen wollte. Sie sezte ihn auf ihren Schooß, sie küßte ihn — und wie! — auf die Wange und die Schultern, sie drückte ihn an sich. — »L'heureux coquin!« seufzte mein Nachbar, ein alter grauer Franzose, der sich in das Bildchen vertieft hatte. Der Ton war vom Bösen — aber bei Gott! er hatte Recht.

„Wer ist die Dame?" fragte ich. — „Eine Abkömmlingin des Mannes, der Amerika seinen Namen gab; sie selbst gibt Unterricht im Italienischen." — „Und der Bursche?" — „Ein Enkel des — ehemaligen Ministers Teste." — Das sind so Pariser Begegnisse. — Der Bursche hatte ein Schaukelpferd bekommen — und sieben Küsse. — Heute schaukelt er auf seinem Pferde, der Glückliche, und denkt nicht mehr an die Küsse. J. B.

Die Londoner Tagespresse.

(Fortsetzung.)

Die Londoner Tagespresse ist mit Mancherlei verglichen worden. Man nennt die Journale Organe, und insofern mit Recht, als sie einen sechsten Sinn begründen. Die Presse ähnelt nebenbei dem Sitze des Denkens, dem Gehirn, denn sie verrichtet das doppelte Geschäft, dem Gedächtnisse Vorübergehendes zuzuführen und den Eindruck zu vermitteln, welchen es aus der innern Welt auf die äußere macht. Wie die Wolken zieht und saugt sie die ungreifbaren Dünste der öffentlichen Meinung an und gibt sie zu Buchstabentropfen verdichtet in den Regenschauern leitender Artikel zurück, bisweilen mit etwas Donner und Bliz. Obwohl etliche Zeitungen sich nach der Sonne, keine sich nach dem Monde nennen, haben sie doch mit lezterem mehr Aehnlichkeit als mit ersterer. Sie nehmen ab und nehmen zu, wechseln und werden unsichtbar. Ihr Licht ist der Reflex der öffentlichen Gesinnung, sie sind vorgehaltene Spiegel, welche die Bilder der flüchtigen Zeit auffangen und wiedergeben. Sehr gut ist der ihnen beigelegte Name des vierten Standes. Der erste sind die geistlichen Lords, der zweite die weltlichen Pairs, der dritte die Gemeinen; die Tagespresse ist der vierte, sie ist der eigentlichste Repräsentant der Volksstimme, bezahlt für ihre Leistungen und ihren Constituenten dafür verantwortlich, der oberste Meinungsgerichtshof, wider dessen Ausspruch nicht appellirt werden kann. Bei ihr geht auch ein freies Volk täglich zur Kost. Sie ist die Luft, die es athmet, ohne welche es stirbt.

Die Londoner Tagespresse ist für Hunderttausende in Stadt und Land, wenn nicht der einzige, doch der Hauptzubringer von Kenntnissen, Quell und Mittel täglicher Anregung, und ihre Mannigfaltigkeit, ihre Gewandtheit und Unerschöpflichkeit werden nur von der wunderbaren Macht erreicht, welche sie durch Verbreitung guter oder übler Nachrede auf die Menschen ausübt. Wie sie Einen kennt, kennt ihn die Welt. Der Weise und der Thor, der Fromme und der Gottlose, Herr und Diener, Frau und Magd, alle Klassen, hoch und niedrig, alle Abstufungen des socialen Wesens übergeben durch sie ihre Empfehlungsschreiben dem vielköpfigen Ungeheuer, einem scharfsehenden und blinden Publikum. Der allgemeine Schiedsrichter theilt so und so viel Zoll öffentlichen Rufs dem großen Minister, dem thätigen Sachwalter, dem reich bezahlten Arzt, dem Redner im Parlament und dem Volksredner in Regentspark zu, widmet dem Einen eine ganze Spalte, dem Andern zwei Zeilen, hat von dem einen Parlamentsmitgliede den Namen nicht erfahren können, und weiß von einem andern bloß, daß seine Rede auf der Galerie nicht zu verstehen gewesen. Das genügt; alles Uebrige fühlt sich heraus und läßt sich hinein denken.

Wer eine Tafel besizt von drei oder vier Ellen Länge und Breite, kann darauf Raum finden für eine Nummer der Times und ihre jezt fast täglich erscheinende Beilage, und ist er nicht ein halsstarriger Befolger der langweiligen Anstandsregel, nichts

zu bewundern, so wird er beim Ueberblicken des Riesenblatts es für ein Wunderwerk unserer Zeit erklären, das freilich da nicht bewundert wird, wo es der tägliche Genosse am Frühstückstisch und so in der Ordnung ist, wie das Leuchten der Sonne. Man denke sich aber, daß ein Mönch auferstände, dessen angestrengter Fleiß in einem Tage ein paar hundert gothische Buchstaben zu Stande brachte, und zeige ihm in jenem über und über mit Buchstaben besäeten Blatte das Produkt eines Tages, eine Maifliege, die heute in's Leben getreten und morgen todt ist — wie müßte sich der Mann wundern, selbst wenn er nicht hörte, daß der Inhalt während der lezten Nacht zusammengestellt und aus dem Chaos eines Setzkastens in solch gegliederte Ordnung gefügt worden! Ich würde ihn namentlich auf den Bericht der parlamentarischen Verhandlungen aufmerksam machen, auf die vielen tausend Worte, die um zwei Uhr Morgens gesprochen, und ehe er sich den Schlaf aus den Augen gerieben, fest auf's Papier gestempelt worden sind, unverwischbar schwarz auf weiß, so genau und verständlich, wie sie über die Lippen des Redners gegangen, nur mit Weglassung seines Stockens und seiner ungelenken Wortfügung. Könnte der Mönch das glauben?

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Der Weihnachtsmarkt.

Wenn das Weihnachtsfest sich nähert, gewinnt Berlin ein anderes Ansehen. Wie großstädtisch sich auch das Leben in seinen Mauern nachgerade gestaltet, dem Einfluß dieses Festes vermag es sich, und hoffentlich für lange noch, nicht zu entziehen. In der Mitte des Decembers bereits beginnen die äußerlichen Zurüstungen. Auf dem Schloßplatz und in dessen nächster Umgebung wird der Weihnachtsmarkt aufgebaut. Hier ist das Centrum, hier drängt sich der Hauptverkehr zusammen; alles strömt diesem Punkte zu und wird von hier aus wieder vertheilt durch die mannigfachst verzweigten Adern bis zu den äußersten Grenzen der Stadt und ihres Weichbildes. Und doch hat der Weihnachtsmarkt in neuester Zeit die Bedeutung verloren, die ihm noch vor fünfzehn bis zwanzig Jahren zukam. Seitdem die immer zahlreicher werdenden Magazine und Bazars in ihren comfortablen Räumen vereinigt haben, was Luxus wie Bedürfniß erfordern, besucht die feine Welt, selbst der Mittelstand, den Weihnachtsmarkt nur zufällig, nur wenn der Weg zu jenen Stapelplätzen sie unausweichtich dahinführt. Jezt fürchtet man das Gedränge, den Schmutz, die Berührung mit der Populace, während man sich früher Rendezvous auf dem Weihnachtsmarkt gab und in den Mittagsstunden die glänzendste Promenade zwischen den Budenreihen statt fand. So sind es eigentlich nur die niedern Volksklassen, für die jezt der Weihnachtsmarkt errichtet wird, auf welche die Verkäufer angewiesen sind. Der Weihnachtsmarkt hat aber noch eine andere gemüthliche Bedeutung. Er ersezt den Kindern der Armuth die Feier des Weihnachtsabends. An den Tausenden von Lichtern, die am Abend in dem blanken Spielzeug glitzern, ergötzen sich tausende von leicht befriedigten Kinderseelen; ihnen gehört die Welt, warum nicht auch die Schätze, die sie in dem Bereiche ihrer vor Lust funkelnden Augen sehen? Wenn der Winter in nicht zu rauher oder widriger Form auftritt, drängt sich Alt und Jung in den Gassen, die von den Buden gebildet werden, die Jugend staunend, freudejauchzend. Auch die Kinder der Reichen verschmähen an solchen Abenden die Freuden des Weihnachtsmarkts nicht. Ein Kindercorso findet statt. Schritt vor Schritt bewegen sich die Equipagen durch das Menschengewimmel. Sie sind gewöhnlich dicht besezt, wenn auch nicht mit den blasirten Gesichtern, die sich sonst in ihre Kissen drücken; dießmal dienen die Kutschenfenster fröhlichen Kindergesichtern zum Rahmen, die neugierig über die Menge hin nach den erleuchteten Buden schauen und ihre Altersgenossen beneiden, die zu Fuß sind, allen den Herrlichkeiten nahe, und nicht beaufsichtigt durch eine langweilige und gelangweilte Bonne. Hunderte von ambulanten und größtentheils dem Jugendalter angehörenden Mitgliedern eines wahren Freihandelsvereins drängen sich mit schnurrenden Waldteufeln, mit Knarren und Klappern zwischen Menschen und Wagen durch, in den höchsten Nasenlauten ihre Waare anpreisend, während der eintönige Ruf: „Stück vor Stück 'nen Silberjroschen!" von ganzen Reihen von Verkäufern, die ihre Waaren unter einem dürftigen Schragen, häufig nur auf einem offenen Tische ausgebreitet haben, tausendfach wiederholt wird und den Grundakkord zu diesem Stimmenchaos bildet. Am Weihnachtsabend erreicht der Verkehr, der Lärm den Culminationspunkt; von da an werden die Stimmen immer schwächer, die Buden verschwinden eine nach der andern, bis in den ersten Tagen des Januars auch die hartnäckigsten Verkäufer ihre Stellung aufgeben, der Weihnachtslärm in immer vereinzelteren Brummlauten erstirbt. — Für die Kinderwelt hauptsächlich sind die Ausstellungen bestimmt, die zu Weihnacht in jährlich wachsender Anzahl ihre oft glänzenden Anordnungen entfalten. Ihre Anfänge vor etwa zwanzig Jahren waren sehr dürftig, im Vergleich zu heute. Einige Zuckerbäcker stellten Tragantfiguren in einen Raum zusammen, der meist einen öffentlichen Vergnügungsort der Residenz vorstellte. Unter den Gestalten fanden sich die oft treffend ähnlichen Nachbildungen derjenigen Menschenfiguren Berlins, die durch die Eigenthümlichkeit ihrer äußern Erscheinung zum Nachbilden aufforderten. Es machte Spaß, sich die Namen derjenigen, die als Originale zu den Copien gedient hatten, zuzuflüstern; das Ganze war mehr eine Zugabe für diejenigen, die Zuckerwerk für die Weihnachtstische einkauften, oder ein Vorwand für diejenigen, welche naschen wollten. Für die Kinder hatte man in einigen dieser Conditoreien noch eine sogenannte mechanische Ausstellung eingerichtet, ein Theater, auf dem in einer schönen Landschaft unter Sonnenauf- und Untergang, unter Donner und Blitz, Ackerer pflügten, Wanderer gingen, Hunde bellten, auch auf bleischweren Wellen Schiffe schwankten, und wenn es glückte, auseinander rissen und mit Mann und Maus zu Grund gingen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 20. Montag den 24. Januar 1848.

Debout, dépêchons, debout!
Pour la chasse ordonnée il faut préparer tout.
Molière.

Vergnügen auf der Jagd.

Wenn ich von dem Manne, den ich hier aufzuführen die Ehre habe, bemerke, daß er kein gewaltiger Jäger vor dem Herrn war, so will das nicht sagen, er habe ein Steinschloß von einem Percussionsschloß nicht unterscheiden können, oder er habe nicht gewußt, daß man Feldhühner im Sommer und Hasen im Winter schießt. Nichts weniger, besagter Mann kannte sogar den größten Theil der gangbaren Jägerausdrücke, und hätte um Alles in der Welt nicht von den Hörnern eines Rehbocks oder den Beinen einer Schnepfe gesprochen. Hierin war er sehr korrekt, und vierzehn Tage nach der Jagdzeit konnte es ihm wohl begegnen, daß er Jemand versicherte, seine Lichter seyen außerordentlich gut und über seine Ständer könne er sich nicht beklagen.

So eben hat er ein Billet erhalten mit der Einladung zu einem Treibjagen, woselbst Füchse, Hasen und Böcke geschossen werden. Besonders auf lezteres freut er sich außerordentlich; denn obgleich er gesprächsweise wohl von diesem oder jenem schwierigen Schusse spricht, den er einem unglücklichen Reh männlichen Geschlechts beigebracht, so ist die Sache doch im Grunde eine Dichtung, was er vertrauten Freunden eingesteht und alsdann versichert: „Im Winter, wenn ich Zeit habe die Jagden zu besuchen, haben die Böcke abgeworfen, und was den Pinsel anbelangt, da kann man nicht vorsichtig genug seyn."

Also die Einladung ist angekommen. Das Rendezvous ist vier Stunden von dem Orte, wo sich der Jagdliebhaber befindet, auf morgen früh sieben Uhr festgesezt. So sehr es ihn freut, einmal einen Tag lang knallen zu können, so ist ihm doch der Umstand, Morgens vor sieben Uhr einige Stunden fahren zu müssen, äußerst fatal, und wer weiß, ob er die Einladung annähme, wenn er sich nicht so sehr darauf freute, heute Abend in Gesellschaft auf die stehende geistreiche Phrase: „Aber heute ist es kalt!" leicht hinwerfen zu können: „Bah, was ist für uns Jäger die Kälte!" — „So, Sie lieben die Jagd?" — „Leidenschaftlich," antwortet er, indem er sich die Hände reibt. „Nur raubt es mir Zeit, viel Zeit; gleich morgen bin ich wieder genöthigt einen ganzen Tag zu opfern, da mich mein Freund X. dringend eingeladen hat."

Das Wetter ist, wie es ein Jäger nur wünschen kann. Seit heute Nachmittag hat sich der Himmel aufgeklärt; es ist Frost eingefallen, und als unser Freund Abends nach Hause geht, tritt er in so viel Wasserlachen, als er eben erreichen kann, um sich zu überzeugen, daß es wirklich friert. Vor einigen Tagen ist Schnee gefallen und eine weiße Decke liegt über Berg und Thal.

Was die Jagdausrüstung anbelangt, so ist unser Dilettant damit versehen wie Einer. Er besizt einen grauen Jagdrock, dicke kurze Hosen, wollene Strümpfe, die bis über's Knie reichen, und rothe juchtenlederne Stiefeln, die das ganze Jahr einen unausstehlichen Gestank verbreiten, dafür aber auch, weil sie wenig gebraucht werden, im Winter auf der Jagd der Nässe gutwillig den Eintritt verstatten. Er hat sich einen grauen Filzhut angeschafft mit einem theuern Gemsbart und Spielhahnfedern verziert. Das Pulverhorn ist zum Ausdrücken, der Schrotbeutel zum Umbiegen eingerichtet, Alles auf's Neueste. Auch eine Zündhütchenuhr fehlt nicht; da er aber den Mechanismus

derselben nicht zu handhaben versteht, so wird sie nur zur Parade mitgenommen und er müht sich meistens ab, mit den erstarrten Fingern das Zündhütchen aufzusetzen. Daß er ein ausgezeichnetes Gewehr besizt, brauchen wir gar nicht zu erwähnen. Dasselbe schießt weit hin und hält auf achtzig Schritte die Schrote merkwürdig 'zusammen. Nur hat es einen einzigen kleinen Fehler: es stößt sehr stark und hätte dem Liebhaber bei einem ersten Versuch mit etwas starker Ladung beinahe zwei seiner schönsten Backzähne gekostet.

Der Jagdliebhaber kommt in sein Zimmer und ruft seinem Bedienten. — „Johann, mein Gewehr! den Jagdrock, die Hosen, die hohen Strümpfe und die langen Stiefeln!" — Bald sind alle diese Sachen um ihn versammelt und er sieht sich veranlaßt, dem Bedienten einen kleinen Wischer zu ertheilen. Die Motten haben in den Aermel des Rocks ein Loch gefressen und in der Hose einen Theil verlezt, den man gern in gutem Zustande besizt. Dieser Wischer wird bedeutend verstärkt, da die Stiefeln, troz der häufigen Ermahnungen, sie fleißig einzuschmieren, vor Dürre ordentlich klappern. Im Grunde tröstet sich der Jagdliebhaber damit, daß es nicht viel zu sagen hat, wenn auch an den Kleidungsstücken etwas fehlt, wenn nur die Waffe in gutem Zustande ist.

Diese steht, sorgfältig in ein grünes wollenes Futteral gesteckt, in einer Ecke des Zimmers und wird nun hervorgeholt und feierlich enthüllt. Doch wer malt den Schrecken des Jagdliebhabers, als er bemerkt, daß das Gewehr in- und auswendig mit einer förmlichen Kruste von Rost bedeckt ist, und als er sieht, daß die Batterie von verbranntem Pulver starrt! — „Gerechter Gott! wer hat das gethan? Wie ist das möglich?" Er weiß zu gewiß, daß er das Gewehr selbst in's Futteral gesteckt, rein und blank, nachdem er es sorgfältig mit Mandelöl eingerieben. Ein schweres Gewitter steigt über dem Haupt des Bedienten empor, der trostlos dasteht und sich nach den ersten Worten als Thäter bekennt. Er hat das Gewehr mit zu einer Herbstfeier genommen, und nachdem er an einem schönen Nachmittage zwei Pfund Pulver daraus verknallt, hat er's ungepuzt in's Futteral gesteckt und das Putzen vergessen. Glücklicherweise ist der sehr biegsame und schmiegsame Ladstock nicht eingerostet und Herr und Diener beschäftigen sich sofort mit einer sehr eindringlichen, aber unangenehmen Herbstnachfeier. — Was ist zu thun? Das Gewehr muß gepuzt seyn, und da es unterdessen eilf Uhr Abends geworden ist, so muß man sich selbst damit beschäftigen. Die Waffe wird auseinander geschraubt, und nach zweistündiger mühsamer Arbeit tritt der feste Grund des Rohrs überall wieder zu Tage; die Batterie ist sauber und blank, und während dem hat der Bediente Rock und Hose etwas geflickt und die Stiefeln mit Oel und Talglicht gehörig bedient.

(Fortsetzung folgt.)

Die Londoner Tagespresse.

(Schluß.)

Alle diese Historiker des dreihundertsten Theils eines Jahres und Chronisten vier- und zwanzigstündiger Berühmtheit haben einen dreifachen, scharf getrennten und innig verbundenen Charakter als Politiker, als Literaten und als Neuigkeitsvermittler. In jeder dieser Beziehungen ist die Londoner Tagespresse Gegenstand der Bewunderung, daß in so kurzer Zeit so viel und mit solchem Geschick und solcher Sorgfalt geleistet werden kann. Die politische Rubrik der Times und ähnlicher Blätter enthält selten weniger als täglich drei leitende Artikel, ungefähr tausend im Jahre, und jeder stellt eine kleine Broschüre vor. Sie sind natürlich an Gehalt sehr verschieden; die einen paraphrasiren bloß das herrschende Tagsgespräch mit hie und da eingestreuter Bemerkung, Reflexion oder Rüge; andere dienen rein ihrer Partei und benutzen Aufregungen des Moments zu Förderung eigener Zwecke; noch andere stellen sich höher, halten sich fern von persönlichen oder Zeitinteressen, oder gebrauchen sie nur als Haken, um gelehrte und beredte Forschungen daran zu hängen, so daß die Arbeit weniger einem Zeitungsartikel als einem kurzen „Essay" gleicht und den Leser zweifelhaft läßt, was er mehr loben soll, ob die Schärfe der Beweisführung oder die Gediegenheit der Sprache.

Solchen Essays erwächst ein besonderer Vortheil daraus, daß der Name des Verfassers nie genannt ist, aus dem geheimnißvollen Dunkel, worein der Mann sich hüllt, welcher einsam, ungekannt und machtlos das Element einer gewaltigen Macht vertritt. Weil er in Orakelfinsterniß wohnt, hat er die Geltung eines Orakels. Mancher Leser, vielleicht die Mehrzahl, würde Bedenken tragen, die Aussprüche des Herrn Jones, oder Brown, Smith, Robinson u. s. w. gläubig hinzunehmen und ihrer Beweisführung beizustimmen. Mancher, und gewiß die Mehrzahl, würde aber nicht sowohl den Gründen als dem Mann widersprechen, er würde sich eingestehen müssen, daß Herr Jones ihm unangenehm ist, daß er Herrn Smith verachtet und Herrn Robinson haßt. Aber dem abstrakten Wesen, dem Redakteur, oder vielmehr der Redaktion gegenüber, hegt Niemand persönlichen Groll und absprechendes Vorurtheil. Gemeine Leser wie Kritiker sind frei von parteiischen Rücksichten, sobald sie nicht wissen,

wen sie vor sich haben, und prüfen ruhig die Meinuung eines Journals, die sie von einem Manne schlechterdings verwerfen würden; denn wie es keinen Helden gibt vor seinem Kammerdiener, so gibt es kein Orakel für diejenigen, die es kennen und in seiner nackten Individualität täglich sehen.

Als Neuigkeitsvermittlerin fällt die Londoner Tagespresse dem gemeinen Blick noch weit mehr auf als durch die unerschöpfliche Fülle im Verborgen wirkender Talente, welche ihre kolossalen Geldkräfte auf das Feld der politischen Debatte locken. In jener Beziehung gleicht sie wirklich einer regierenden Macht. Sie hat Gesandte in allen Winkeln der Erde, wenigstens im Umfang des brittischen Reichs, und eifriger als manche andere, setzen diese Zeitungsdiplomaten Alles daran, die frischesten Neuigkeiten zu liefern. Die Journale werden nicht selten rascher und besser bedient als die Regierung von ihren Beamten. Bricht eine Revolution in Spanien aus, was mitunter geschehen seyn soll, so ist »our own Correspondent« mitten darin. Werden Städte belagert, Straßen barrikadirt, so ist er dabei, geht nach Hause und schreibt beim Pfeifen der Kugeln seine Depeschen. Er war unter den Karlisten in den baskischen Provinzen und belauscht jezt die Palastvorgänge in Madrid. Brennt es in Italien, in der Türkei, in Algier, our own Correspondent hat den Brand gewittert, ist in der geradesten Richtung auf das Schlachtfeld geeilt und sendet seine Meldung ab, ehe noch Zeit gewesen die Todten zu begraben. Droht ein Aufruhr in Wales, eine Chartistenverschwörung in Birmingham, ein Feueranlegungsverein in den östlichen Grafschaften, gleich ist our own Correspondent irgendwie zur Stelle und schreibt Alles auf mit diplomatischer Genauigkeit, vom ersten Attentat gegen einen Polizeidiener bis zum Verlesen der Aufruhrakte und dem Einschreiten der bewaffneten Macht. Unser Berichterstatter würde sehr unterschäzt, wenn man ihn zu den gewöhnlichen Referenten zählte. Er ist angewiesen, den Dingen auf den Grund zu gehen, er ist ein Erforschungscommissär im Dienste des großen Publikums, und löst seine Aufgabe häufig mit einer Unparteilichkeit und einer Umsicht, daß sich das Ministerium daraus eine Lehre zieht und hochgestellte Männer darin eine Warnung finden, ihre Pflichten besser als bisher zu erfüllen.

Ueber die moralische Gewalt der Londoner Tagespresse ließe sich ein Buch schreiben, und keines der uninteressantesten. „Was werden die Zeitungen dazu sagen, wenn wir dieß oder jenes thun?“ dieser Gedanke knickt manchen bösen Plan in der Knospe. „Was werden die Zeitungen sagen?“ ist der unsichtbare Zügel manches Beamten. Eine heilsame Furcht, sich in den Zeitungen besprochen zu sehen, beschleicht manchen Lüsternen, manchen zum Betrug Geneigten, manchen noch nicht für Zeit und Ewigkeit Verlorenen. „Gerechter Himmel, wir kommen Alle in die Zeitungen!“ ruft ein Junger von Adel, der zum erstenmal mit lustigen Kumpanen Straßenunfug getrieben und sammt ihnen verhaftet worden ist. „Mit uns ist's aus, wir stehen in den Zeitungen!“ seufzt die Direktion eines spitzbübischen Eisenbahnunternehmens. „Bei Jehovah, ich kann betteln gehen!“ wehklagt Salomon, der Pfandleiher, weil die Zeitungen entdeckt haben, daß er sechzig Prozent Zinsen nimmt.

Wenn aber halb England darnach strebt, nicht in die Zeitungen zu kommen, so gleicht sich dieß durch die Bestrebungen der andern Hälfte aus, einen Platz darin zu erhalten. Wer öffentlich bekannt zu werden wünscht, sucht eine Zeitung für sich zu gewinnen. Der Staatsmann hält eine glänzende Rede: es ist so gut als hätte er keine Sylbe gesprochen, wofern keine Zeitung sie verkündet. Ein Sachwalter macht einen sogenannten Schlag; aber sein Glück macht er nur dadurch, wenn die Zeitungen seinen Scharfsinn rühmen. Der Schriftsteller hat für sein Buch keinen innigeren Wunsch, als daß die Zeitungen es beurtheilen mögen. Der aufgeschossene Pilz hält sich für die Saison ruinirt, wenn keine Zeitung seine Ankunft berichtet. Jeder Gastwirth gründet seine Hoffnungen auf die Namensverzeichnisse seiner Gäste in den Tageblättern.

Ein Blick auf die Avertissementsspalten beantwortet die Frage, ob es der Menschen zu viele oder zu wenige, zu viel oder zu wenig Beschäftigung gibt. Voran die Gesuche derer, die jeder mit drei und einem halben Schilling die Bitte an ihre Nebenmenschen bezahlt haben, ihnen dienstbar seyn zu dürfen; dann zu fünf Schillingen der Kopf diejenigen, die zwar dienen, aber nicht zur dienenden Klasse gehören wollen, Gouvernanten im Besitze aller erdenklichen Kenntnisse, Wittwen voll Liebe zu Kindern, Gesellschafterinnen mit unermüdlicher Geduld. Jurisprudenz und Medicin bleiben nicht zurück; Schreiber und Advokaten, Aerzte und Hebammen bieten für geringes Honorar ihre Leistungen an. Nur eine Klasse Menschen erscheint nie oder selten unter den Beschäftigung Suchenden, die Klasse der Handwerker. Kein Zimmer-, kein Maurer-, kein Gelbgießergeselle sucht einen Meister, kein Meister sucht Arbeit. Wohl aber suchen Meister Gesellen, ein gewiß nicht verwerfliches Zeugniß, daß, wenn es auch der Menschen nicht zu wenige, es doch in London, wie überall, der guten Arbeiter nicht zu viele gibt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Kiel, Januar.

Erwiderung.

Im Oktoberheft des Morgenblatts vom Jahr 1847 findet sich in Nro. 252 eine Korrespondenz aus Schleswig-Holstein, welche, in geradem Widerspruche gegen die von ihr selbst angeführten Aktenstücke, über die Verhältnisse der hiesigen theologischen Fakultät mit Uebergehung oder Entstellung aller der hier zu Lande offenkundigen Thatsachen sich ausspricht, auf denen das gute Recht der Fakultät beruht. Nach einem gegen die Fakultät gerichteten Artikel in der Berliner allgemeinen Kirchenzeitung wird der Fakultät zunächst auch hier wieder vorgeworfen, daß die schleswig-holsteinischen Theologie Studirenden angeblich ungleich mehr als früher auswärtige Universitäten aufsuchen. Es ist dem aber nicht so, sondern jezt, wie schon vor zehn und zwanzig Jahren, bringt jeder, der es möglich machen kann, einen Theil seiner Studienzeit auf andern Universitäten zu, was sich nur natürlich und löblich finden läßt. Etwa ein Drittheil, nicht bloß der Theologie Studirenden, sondern der Studirenden unseres Landes aus allen Fächern, pflegt sich jederzeit auf andern Universitäten aufzuhalten, die andern zwei Drittheile aber hier. Wenn der Correspondent des Oktoberhefts dieser Zeitschrift ferner angibt, die Fakultät habe die Candidaten Greve und Schwartz als Verfasser des Artikels der Berliner allgemeinen Kirchenzeitung angesehen, und wider diese damit im Zusammenhang sonst noch allerlei Beschuldigungen erhoben, so kann ihm die Erklärung im Kieler Korrespondenzblatt nicht entgangen seyn, welche der Wahrheit gemäß ausspricht, daß an die Herren Schwartz und Greve als Verfasser jenes Artikels Niemand einen Augenblick gedacht habe. Die im Kieler Korrespondenzblatt erhobenen Anklagen eines anonymen Candidaten der Theologie — der im Oktoberhefte dieses Blattes mit dem Verfasser des Artikels in der Berliner allgemeinen Kirchenzeitung verwechselt wird — wider die Fakultät, in Betracht mangelhaften Collegienbesuches, sind von Mitgliedern der Fakultät mit Zahlen beantwortet worden, und mag hinzugefügt werden, daß im gegenwärtigen halben Jahr wiederum die Collegien mehrerer Professoren der theologischen Fakultät zu den besuchtesten der ganzen Universität gehören. Ueber ihre schriftstellerische Thätigkeit glaubten sich die Mitglieder der Fakultät jedes eigenen Urtheils um so mehr enthalten zu müssen, da weder der gegen sie aufgetretene anonyme Candidat, noch das Publikum, vor welchem die Verhandlung geführt ward, in diesem Betracht competent erachtet werden konnten. Die Erklärung, wodurch die große Mehrzahl der hieselbst Theologie Studirenden ihre Anhänglichkeit an die theologische Fakultät und ihren Unwillen über die wider dieselbe gerichteten Anfeindungen auszusprechen sich gedrungen fühlte, hat hier im Lande bei den zum Urtheil Befähigten sehr allgemein einen der Fakultät höchst günstigen Eindruck gemacht. Der ganze Hergang endlich erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß auch die hiesige Fakultät, wie diejenige Theologie überhaupt, die wir durch die Namen Schleiermacher, Neander, Ullmann, De Wette bezeichnen können, mit zwei einander entgegengesezten extremen Parteien der Natur der Sache nach zu kämpfen hat.

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Weihnachtsausstellungen.

Erst die Gebrüder Gropius zeigten nach der Eröffnung ihres Diorama's, wie so etwas in großartigem, dem Fortschritt der Zeit angemessenen Maßstabe anzuordnen wäre. Sie verbanden ihre Ausstellung künstlerisch vollendeter Dioramen oder Cosmoramen mit einem Bazar, der in reichster Auswahl Gegenstände der Kunst und des Luxus darbot; ein ganzes Gebäude, in zwei Geschossen reich geschmückt, geschmackvoll angeordnet, glänzend erleuchtet, diente zur Ausstellung. Das war etwas, was das Eintrittsgeld lohnte; der Zudrang war ungeheuer, alles früher Dagewesene hatte nun aber auch vollständig seine Bedeutung verloren. Diesem Beispiel hat man in neuerer Zeit von allen Seiten mit mehr oder weniger Glück nachzueifern gestrebt. In Kaffeegärten und Treibhäusern hat man unter Blumen und Büschen Verkaufsbuden aufgestellt, mit möglichst hübschen Verkäuferinnen ausgestattet; rauschende Conzertmusik erschallt; sie wird vom Publikum ungern vermißt. Andere haben Gemälde, oft von künstlerischem Werth, ausgestellt, Puppen- und Polichinelltheater aufgeschlagen, auch wohl von einem bissigen Literaten die dort zur Darstellung kommenden Stücke, die allerlei Vorgänge in der Stadt und im Staate vielfach berühren, anfertigen lassen. Für diese Art dramatischer Leistungen ist die Censur unbestreitbar sehr milde. Es wäre auch traurig, wenn bei den Saturnalien des Nordens nicht gleiche Redefreiheit herrschen sollte, wie sie während der im alten Rom begangenen gestattet wurde.

Eine Ausstellung von wahrhaft künstlerischer Bedeutung war wie früher, so in diesem Jahr, die in der Akademie von den hiesigen Künstlern zum Besten ihres Unterstützungsvereins veranstaltete. In den lezten Jahren, seitdem diese Art der Schaustellung versucht worden, waren es immer die Maler, die das Meiste dazu thaten. Es wurden Transparentbilder nach berühmten Meistern, und der heiligen Geschichte angehörend, dem Beschauer auf die Weise vorgeführt, daß das Bild in eine in der Wand angebrachte Oeffnung eingeschoben wurde und so von der ganzen Versammlung zugleich bequem gesehen werden konnte. Ein Vorhang verhüllte die Operation des Wechsels der Bilder, während der Beschauer sich auf das neue vorbereiten, und so die Reihenfolge von etwa sechs Bildern ohne Ermüdung an sich vorübergehen lassen konnte. — Dießmal haben die Bildhauer, nur unterstüzt von den Malern, die Ausführung übernommen, und die ihnen gewordene Aufgabe auf eine hier noch nicht gekannte Weise gelöst. Sie haben ein Bild zur Schau aufgestellt, das sie „plastisches Gemälde“ nennen. Ein solches ist es; die Gestalten sind nämlich modellirt und dann bemalt. Man denke aber nicht an die in neuerer Zeit wieder lebendig gemachte Polychromie der Griechen; da waren es nur einzelne Gesichtstheile, als Lippen, Augen, nur einzelne Gewandstücke, oder auch nur die Säume derselben, die durch Farben, edle Steine oder Gold aufgehöht wurden. Hier aber sind die Figuren vollständig bemalt mit schönen warmen Farben, Haar, Gewänder, Antlitz, in täuschendster Naturwahrheit.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 21. Dienstag den 25. Januar 1848.

— What may this mean —
— That we fools of nature
So horridly do shake our disposition,
With thoughts beyond the reaches of our souls?
Shakespeare.

Sonnette.

1.

Gemächlich wird in allzukurzem Bette,
Und wär's von Sammt und Seide, Niemand liegen,
Wer wünschet, frei, in Fesseln sich zu schmiegen,
Wer nicht, in Fesseln, daß man ihn errette?

Doch kenn' ich eine wunderbare Kette,
Zur Sonne hindert keinen sie zu fliegen,
Vergnügt im Aether keinen sich zu wiegen:
Der Geist des Dichters trägt sie im Sonnette.

Den Schwächling hält's wohl an zu hartem Zaume,
Und tauget nicht in breiten Wörtermassen
Halbfertige Gedanken zu verprassen;

Doch lehrt es Haushalt dich mit engem Raume,
Und hast du Mühe, bündig dich zu fassen,
Dann magst du gleich das Dichten bleiben lassen.

2.

Ich liebt' als Kind die frommen Dorfgesänge,
Die sommerlich die goldne Flur durchzogen,
Der Kirche Wundern war mein Herz gewogen,
Die Phantasie dem bunten Festgepränge.

Doch in des Lebens männlichem Gedränge
Ward bald ich um das schöne Glück betrogen;
Was früher Wahrheit, schien nunmehr erlogen
Und heil'ge Lieder wurden leere Klänge.

Nun tracht' ich manchmal in verlornen Stunden,
Mit dem was Zeit und Wissenschaft mich lehren,
Das auszusöhnen, was ich sonst empfunden;

Und weil ich sehe, daß ich Nichts erzwinge,
Kann ich mich oft der Thräne kaum erwehren,
Und bin doch sonst so gerne guter Dinge.

3.

Geschieht es mir an festlich heil'gen Tagen,
Wo doppelt schön der Kirche Bild erscheinet,
Bin ich auch längst nicht mehr mit ihr vereinet,
In die gedrängten Tempel mich zu wagen,

So faßt mich ein geheimnißvolles Zagen:
Ich fürchte wieder, was ich oft verneinet,
Und wenn die Orgel jubelt oder weinet,
Was da ich fühle, weiß ich nicht zu sagen.

Und hör' ich in den reinsten Melodien
Dann bei der Wandlung Gott vorüberziehen,
Beug' ich zerknirscht mich zu der Erde nieder.

Was ich als Kind war, werd' ich plötzlich wieder;
Der Glaube wohl ist aus dem Geist vertrieben,
Allein im Herzen ist die Scheu geblieben.

4.

Oft sucht' ich einen Widerspruch zu bannen,
Den mein Verstand getroffen auf der Reise
Durch der Erkenntniß schrankenlose Kreise,
Die Jeder will und Keiner kann umspannen.

Der Widerspruch ging aber nicht von dannen,
Vergebens strebt' ich nach dem Hauptbeweise
In unbekannter und bekannter Weise,
Und meine Kraft begann sich zu entmannen.

Da plötzlich stieg aus dem Ideenzanke,
Der Wahrheit Wappen tragend, ein Gedanke,
Wie der Polarstern aus des Himmels Norden;

Und Schuppen ähnlich fiel mir's von den Augen,
Am Quell des Lichtes schien mein Geist zu saugen,
Und ich begriff, wie Saulus Paul geworden.

5.

Wenn aus dem Thal der Freuden und der Trauer
Wir in das Nichts bewußtlos übergingen,
Wozu, wozu hat dann mein Geist die Schwingen
Und das Verlangen unbegrenzter Dauer?

Doch wenn wir sterbend nur die Kerkermauer
Des knappen Erdendaseyns überspringen
Und frei empor zur höchsten Sonne dringen,
Was denn bedeuten dann des Todes Schauer?

Warum, o Gott, so grausam mit uns schalten,
Warum uns hülflos in der Schwebe halten,
Wenn du in Allem nur das Gute wählest?

Die Kinder, die des Vogels Nest durchwühlen,
Daß sie ihm wehthun, können sie nicht fühlen;
Du spielst mit uns und weißt, daß du uns quälest!

6.

Wenn ich die Mutter vor dem todten Sohne
Mit rothgeweinten Augen knien sehe,
Das ist ein Leiden, das ich wohl verstehe
Und nicht verletzen kann mit kaltem Hohne.

Du auch mit der zerrißnen Myrthenkrone
Magst wehe rufen, Mädchen, wehe, wehe,
Ein ew'ger Frühling schien dir ja die Ehe,
Der treusten Liebe zum verdienten Lohne.

Ihr aber, seh' ich, wollt' euch unterwinden
Der ganzen Menschheit Jammer zu empfinden,
Und darein kann ich nimmermehr mich finden.

Möcht' ich der Tinte noch so viel vergießen,
Sie wird dem Weltschmerz nicht mein Herz erschließen;
Soll ich euch glauben, lasset Thränen fließen.

7.

Mag, lezte Blumen, euer Schmuck vergehen,
Da sich der Spätherbst schon zu Ende neiget;
So wie der Widder seine Hörner zeiget,
Wird euch die Welt in neuem Glanze sehen.

Doch ihr nicht bloß, des Gartens holde Feen,
Die ihr beredt so wie die Sterne schweiget
Und zu dem Sternenzelte duftend steiget,
Es wird das Unkraut gleichfalls auferstehen.

Zertritt's, entwurzle's, brenn' es ab, vergebens
Hast du es auszutilgen unternommen,
Eh du's vermuthest, wird es wiederkommen.

Und wie denn soll in dem Gewühl des Lebens,
Wie in des Geistes ew'gen Irrgewinden,
Thorheit und Trug auf immerdar verschwinden?

8.

Was im Beginn so herrlich sich gestaltet,
Das, klagst du, sey nun tief herabgekommen,
Des schönen Kampfes Flamme sey verglommen,
Und das noch gestern Neue schon veraltet.

Doch daß die Götter anders je gewaltet,
Das, glaub' ich, hast du nirgendwo vernommen;
In's Meer ist jede Brandung noch verschwommen
Und alle Glut verrauchet und erkaltet.

Wer hat wohl nicht unendlich süße Tage,
So etwas wie die goldne Zeit der Sage,
Vom Bund mit der Geliebten sich versprochen?

Der Traum erfüllt sich in den Flitterwochen,
Doch sind sie fort, die wonnevollen Stunden,
Hast du der Ehe lästig Glück gefunden.

(Schluß folgt.)

Vergnügen auf der Jagd.

(Fortsetzung.)

Als endlich Alles in Ordnung ist, schlägt es zwei Uhr, und da der Postwagen nach dem Orte des Rendezvous um halb drei abfährt, so ist keine Zeit mehr zu verlieren. Der Jagdliebhaber, ohne zu Bette gekommen zu seyn, wirft sich geduldig in die Jagdkleider, hängt Pulverhorn, Schrotbeutel und Zündhütchenuhr um, nimmt den Muff, sezt den Jagdhut mit der Spielhahnfeder auf und wickelt sich in den Mantel. Es wird rasch eine Tasse Kaffee gekocht, und

nach einem halb wehmüthigen Blick auf sein unberührtes Bett eilt er nach dem Posthofe, den Vergnügungen entgegen, die seiner harren.

Draußen ist es grimmkalt, die Sterne funkeln am klaren Himmel, der Schnee knirscht unter den Füßen des Dahinwandelnden, und ehe er noch den Posthof erreicht, hängen große Eiszapfen an seinem Barte. — Im Eilwagen ist er die einzige Person, und wenn er deßhalb auch die Beine nach Belieben ausstrecken kann, so leidet er dafür sehr an Frost. Umsonst wickelt er sich in seinen Mantel, die Nachtluft dringt schneidend durch. Seine Zähne klappern und aus den Füßen ist alles Gefühl verschwunden.

Endlich nach vier langen Stunden kommt er am bestimmten Orte an. Es ist halb sieben und der Tag fängt an zu dämmern. Im Wirthshause, wohin er beschieden worden, wird er in eine große Stube gewiesen, wo ihm ein dicker Holzrauch sagt, daß das Feuer eben angelegt worden. — Er ist der Erste auf dem Platze, und nachdem er das Gewehr von sich gelegt, trippelt er, halb erstarrt, in der Stube auf und ab, um sich etwas zu erwärmen. Bald erscheint ein Kellner mit sehr verschlafenem Aeußern, der ihn gähnend fragt, was er zu genießen wünsche. — Nachdem der Jagdliebhaber einige Augenblicke überlegt, entscheidet er sich für Chokolade mit geröstetem Brod und Butter.

Unterdessen wird es Tag und vor dem Gasthofe versammeln sich die Treiber. Sie haben lange hellgraue Leinwandkittel an, Pelzmützen auf dem Kopfe und die Hände stecken in dichten Filzhandschuhen. Die meisten führen einen langen Stock und Alle springen im Schnee herum, schlagen in die Hände, um diese zu erwärmen, und blasen ihren Athem in dicken Dampfwolken von sich. — Jetzt kommen auch einige herrschaftliche Jäger an, mit andern Treibern hinter sich, deren einer einen Frühstückranzen trägt und einen Schweißhund an der Leine führt. Alle haben blaue Backen und roth angelaufene Nasen; ein Anblick, der den Jagdliebhaber jetzt um so schmerzlicher an die vergangene Nacht erinnert, da der Ofen anfängt eine behagliche Wärme auszuströmen und die duftende heiße Chokolade vor ihm auf dem Tische steht.

Dort steigt die Sonne über die Berge und wirft einen feuerrothen Schein auf den Schnee bis vor das Wirthshaus, den Rauch vergoldend, der aus den Schornsteinen des Dorfs hie und da aufzusteigen beginnt. Die Jagdhunde schauen empor und schütteln sich. — Eben ist die Chokolade und ein ganzer Teller voll gerösteten Brods mit Butter verzehrt, als draußen unter den Treibern eine allgemeine Bewegung entsteht. Herr v. X., der nahe beim Dorf während der Jagdzeit auf seinem Landgut wohnt, kommt mit einigen andern Herren, und die Jagd kann beginnen. — Unser Held ergreift sein Gewehr und eilt vor das Haus. Allgemeine Begrüßung. Man wird vorgestellt und läßt sich vorstellen, und ist in wenigen Augenblicken bekannt.

Gleich vor dem Dorf beginnt der erste Trieb. — Ein alter Jäger des Herrn v. X. führt unsern Jagdliebhaber und einen andern jungen Herrn auf ihren Stand. Während sie so im Schnee dahin gehen, leitet der Jäger die Conversation mit den Worten ein, daß es doch nicht mehr so kalt sey wie gestern; er zeigt auf einige Wolken, die unterdessen emporgestiegen sind, und schüttelt halb verdrießlich mit dem Kopf, wobei er eine Hand voll Schnee vom Boden aufhebt, um zu zeigen, daß er naß sey und sich leicht zusammenballen lasse.

Bald ist der Stand erreicht, die Beiden werden aufgestellt, und da die Treiber einen weiten Weg zu machen haben, so gesellt sich der junge Herr aus der Nachbarschaft zu unserm Liebhaber, und Beide beginnen ein Jagdgespräch, aus welchem der Letztere zu seinem großen Schrecken ersieht, daß jener heute wahrscheinlich zum erstenmal eine Jagd mitmacht. Er weiß nicht, was ein Zwilling ist, er spricht vom Haar des Hasen, und der Jagdliebhaber bekommt beinahe Krämpfe, als ihm der Andere von einem Rehbock erzählt, der ein ganz verdrehtes Horn gehabt habe. Kurz, in einer Viertelstunde ist es heraus, daß der junge Herr noch nie auf der Jagd gewesen, denn er bittet den Jagdliebhaber, ihm beim Laden seines Gewehrs behülflich zu seyn. — Man kann sich den Schrecken des Mannes denken. In aller Kürze, denn die Treiber erscheinen schon auf den Höhen des Feldes, gibt er dem jungen Herrn die allernothwendigsten Anweisungen und bittet ihn auf's Dringendste, nicht auf den Weg zu schießen, auf dem Beide stehen.

Der Trieb beginnt, die Treiber fangen an ihr Jellow! Jellow! zu schreien, und ein einzelner Hase kommt in voller Flucht übers Feld einher, gerade mitten zwischen unsern beiden Freunden. Der Jagdliebhaber nimmt sein Gewehr auf und macht sich in größter Ruhe fertig; der junge Herr, der vor dem Trieb noch ein nothwendiges Geschäft hat verrichten wollen, knöpft in aller Hast seinen Rock zu, fackelt mit dem Gewehr herum, der Hase stutzt, wendet sich und eilt in einem weiten Bogen den andern Schützen zu, deren einer ihn gemächlich niederstreckt.

Bald folgen mehrere diesem ersten Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit. Sie springen behend auf dem Schnee hin und her, gejagt von den Treibern und stutzend vor den aufgestellten Schützen; sie kommen vor und eilen zurück, springen rechts und sprin-

gen links, stehen und halten die Löffel empor. Drei bis vier der beherztesten machen einen tollkühnen Versuch und eilen gerade auf die Schützen los. Piff! paff! pum! drei wälzen sich in ihrem Blute, und der vierte, der nahe an unserem Jagdliebhaber vorbeikommt, schnellt unter dem Schusse dahin und zeigt hohnlachend sein weißes Hintertheil.

Die Treiber kommen näher, das Gefecht wird hitziger. Hasen die Menge; es knallt auf allen Seiten. Der junge Herr, der wüthend in den Schnee hinein schießt, erlegt einen angeschossenen, halbtodten Hasen, der sich mühsam vor ihn hingeschleppt hat. Tollkühn gemacht durch diesen Sieg, wendet er sich mit dem Gewehr und knallt einigen Flüchtlingen nach, ohne ihnen die Wolle anzubrennen. Jezt kommen noch einige Nachzügler und unser Jagdliebhaber, der noch nichts erlegt hat, verstärkt schnell die Ladung seines Gewehrs, um von diesen lezten Früchten noch eine für sich zu brechen.

Ein sehr starker Hase kommt ihm gerade in den Schuß. In der Hitze drückt er beide Läufe zugleich los; freilich stürzt der Hase im Feuer zusammen, aber der Jagdliebhaber bekommt zugleich einen so fürchterlichen Schlag von seinem Gewehr, daß er einen lauten Schrei ausstößt. Im selben Augenblick knallt es neben ihm: der junge Herr hat troz aller Ermahnung über den Weg geschossen. Unser Jagdliebhaber hört hinter sich die Schrotkörner in den Schnee schlagen und steht da, von doppeltem Entsetzen gefesselt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortsezung.)

Weihnachtsausstellungen.

Denkt man sich ein sogenanntes lebendes Bild, welches aber den Vorzug hat, daß die Darstellenden nicht wanken, so kommt man dem Eindruck, den das ausgestellte Bild macht, am nächsten. Das Bild ist übrigens eine Krippe Christi, freilich nicht in dem naiven Sinne wie die Präsepien im Süden vorgestellt werden, von woher die Künstler die Anregung zu diesem ersten Versuche mitgebracht haben dürften, aber die Grundidee ist dieselbe. Es ist eine Anbetung der Könige; die Madonna mit dem Kind, thronend im Stall, durch dessen offene Wände man den prachtvollen südlichen Himmel erblickt, an dem der Stern glänzt, der die Könige geleitet; vor ihr diese anbetend und die Geschenke darbringend. Das sonst erforderliche Beiwerk fehlt nicht; die Figuren sind anmuthig gruppirt, geschickt und wirkungsreich beleuchtet; Gesang und Orgelbegleitung erhöhen den befriedigenden Eindruck der ganzen Darstellung. — Der Tendenz der vorigen gerade entgegengesezt, dem praktischen Leben angehörend, aus ihm hervorgegangen, war die Ausstellung, die der hiesige Handwerkerverein unternommen hatte. Es war eigentlich eine Gewerbeausstellung im Kleinen, den Kräften des aus Gesellen und Meistern der verschiedenartigsten Gewerbe zusammengetretenen Vereins angemessen. Dieser hat sich bekanntlich gebildet, um seinen Mitgliedern in Feierstunden und am Feiertagen, neben heiterer Geselligkeit, Gelegenheit zur Fortbildung und gegenseitigen Anregung zu verschaffen. Scherz und Jubel sind nicht ausgeschlossen, aber sie arten niemals in das wüste Toben der Herbergen aus; im Sommer werden großartige Landpartien unternommen, denen sich Männer aus allen Ständen anschließen und bei denen die Gesangaufführungen des Vereins ein bedeutendes Element der allgemeinen Lust bilden. Wäre es auch nur der musikalische Sinn, der in den meist jungen Leuten geweckt wird, es wäre schon viel damit für bessere Sitte gewonnen; aber es ist mehr, und darum wollen wir wünschen, daß das Unternehmen Bestand habe. Anfänglich schien der Verein sich der Gunst der Behörden eben nicht zu erfreuen; es mochte befürchtet werden, daß communistische Tendenzen in seinem Schooße reifen würden. Seitdem indeß im vorigen Jahr der König unerwartet und aus eigenem Antrieb die damalige Ausstellung des Vereins besucht und sich wohlwollend ausgesprochen hat, dürfte die Stellung des Vereins den Behörden gegenüber günstiger geworden seyn. Auch in diesem Jahr war der König dort und hat viel gekauft, ebenso der Prinz von Preußen. Neben dem materiellen Gewinn, den der Verein durch die hohen Besuche gehabt, dürfte der moralische als der wirkungsreichere für das fernere Bestehen hervorzuheben seyn. Daß die genannten hohen Personen in dem engen, niedrigen, mit Menschen überfüllten Raum jeden der oft unbedeutenden Gegenstände in Augenschein nahmen, die oft weitschweifigen Erklärungen mit Geduld und Wohlwollen anhörten — das ist eine der Pflichtübungen, durch welche die auf des Lebens Höhen Weilenden bewirken, daß die unten mit Liebe zu ihnen aufblicken, und daß sie sich genügen lassen, wenn zuweilen nur ein Strahl der Gnade von dort aus über ihren oft dunkeln Pfad leuchtet.

Im Vorhergehenden ist dessen erwähnt worden, was von den Bewohnern der Residenz geschehen ist zur Verherrlichung des Weihnachtsfestes. Es sind aber auch von Außen her Viele gekommen, Freude zu bringen und Geld zu holen. Kosmoramen, Wachsfiguren, bewegliche und unbewegliche, anatomische Museen zur Belehrung daneben, Kunstreitergesellschaften und Affentheater haben sich eingefunden, theilweise in eigens dazu erbauten Buden auf den öffentlichen Plätzen der Stadt. Ob die Besitzer dieser Herrlichkeiten sämmtlich gute Geschäfte gemacht haben, dürfte sehr zu bezweifeln seyn. Die Noth der vergangenen Jahre wirkt jezt erst recht nach, und nun haben wir den harten Winter mit neuer Noth. Doch von diesen Zuständen auf einem andern Blatt.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 4.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 22. Mittwoch den 26. Januar 1848.

— So ruheten wir am Wogenschlage des Meeres.

Homer.

Flüchtige Skizzen.

I.

Ostende.

Um ein Uhr Nachts weckte mich der Porter im London-Hotel zu Dover. Meine Sachen waren in Ordnung. Ich hatte nur zwei Stunden geschlafen, denn ich war spät und lange draußen, um den Hafenplatz und die Kreidefelsen in der malerischen Mondscheinbeleuchtung zu beschauen. — Ich kam auf das Dampfschiff — Alles mäuschenstille. Fast mußt' ich glauben der einzige Passagier zu seyn. Als ich aber in die Kajüte trat — auf allen nur einigermaßen praktikabeln Stellen, am Fußboden, an den Wänden, auf den Bänken lag die reisende Welt und schnarchte um die Wette. Mit Ausnahme meiner hatte Alles die Nacht auf dem Schiffe zugebracht. — Kleider von allen Formen, Stiefeln, Hüte, offene Nachtsäcke, Alles in der buntesten Unordnung umhergeworfen. Plötzlich windet sich an einer Wandstelle aus einem Haufen türkischer Reiseshawls ein bärtiger Männerkopf, streckt sich hervor, gähnt — und wandelt wieder in sein Gehäuse. Einige Schüsseln, hie und da zur Vorsicht hingestellt, mahnen an mögliche Ereignisse.

Da es kalt war, blieb ich in der Kajüte; aber nach ein paar Stunden überkam mich entsetzlicher Schweiß in diesen engen, vollgepfropften Räumen. Auch einige meiner Reisegefährten waren auf ihren nicht sybaritischen, aus Mänteln und Röcken gebildeten Pfühlen unruhig geworden und wandelten wackelnd die Kajütentreppe hinan, um Angesichts des finstern Himmels und der nicht sichtbaren Sterne ihrem gedrückten Herzen Erleichterung zu verschaffen. — Im ersten Frühlicht betrachtete ich die Deckpassagiere, die in pittoresken Stellungen herumlagen, lauter grüngelbe und schwarze Gesichter. An diesen Metamorphosen war die geheimnißvolle Geschichte der jüngsten Nacht und der Kamin und Nebel Schuld, welcher leztere allen Ruß aus den höhern Regionen naßfeucht niederschlug und auf den blassen Physiognomien getreulich abdruckte.

Endlich gegen sieben Uhr erschienen die Dünen der französischen und belgischen Küste, und um acht Uhr liefen wir im Hafen von Ostende ein. — Das Städtchen mit seinen paar Thürmen und Windmühlen auf dieser öden, aber in ihrem trüben Ernst nicht unschönen Küste macht einen freundlichen Eindruck und bringt uns die so viel und oft geschauten Bilder niederländischer Seehafenstädte, aus Meer, Schiffen, Windmühlen und ein paar Thürmen hinter Wällen bestehend, lebhaft in Erinnerung. Als Kind hatt' ich mich beim Anblick solcher Bilder so gerne unter diese Schiffe und hinter jene Wälle geträumt. Nun traten die Kinderträumereien wieder recht vor meine Seele.

Kaum war ich mit meinem Quartiere in Ordnung, als ich auch schon nach dem Damme eilte. Ostende mit seinen Seebädern ist so bekannt und so beliebt, daß ich mir die Mühe des Beschreibens ersparen könnte; aber eben darin, daß es so bekannt und so beliebt ist und so mancher gerne seines Aufenthalts daselbst gedenken wird, sehe ich einen Grund dieß nicht zu unterlassen. Und so wollen wir einige Bilder aus dem lieben freundlichen Ostende auf's Papier bringen.

Am Damme, der sich gravitätisch und breit über dem Meer erhebt und zugleich ein herrlicher Spaziergang (aber auch der einzige) ist, vereinigt sich die schöne und unschöne Welt, welche Ostende in seinen Mauern umschließt. Hier findet man sich, hier macht man Bewegung, hier sieht man sich im Morgenneglige und Nachmittagsputz, hier lernt man sich kennen, hier vermißt man die Abgegangenen, hier lüftet und trocknet man sich, wenn man vom Bade kommt, die Damen in langen gelösten, noch salzfeuchten Haaren, die über den Nacken hinabhängen, die Männer den Ueberrockkragen aufgestülpt und den Hut in den Kopf gedrückt, wenn es kalt ist und der Wind pfeift.

Unter und auf der Galerie des Pavillon royal oder auf der Terrasse der Societé privée am Pharus, der selbst zugleich ein herrlicher Schmuck der Landschaft ist, wimmelt es von Lesenden, Rauchenden, Plaudernden, Sinnenden und Betrachtenden; auch die Strickenden darf ich nicht vergessen, so wenig als die fleißigen Damen ihre geschäftigen Nadeln vergessen. Abends ertönt zuweilen Musik in diesen Räumen, und wenn draußen der Regen peitscht und die Spaziergänger nach dem nächsten Obdach flüchten, so füllen sich alle Gemächer, daß der Platz nicht mehr auslangt.

Unten braust das Meer, bald glatt und eben, bald hohe Wellen werfend zur Freude der Badenden; zur Zeit der Fluth zischen sie die mäßige Böschung des Dammes hinan, und bläst der Sturm darein, so jagen sie immer weiter und weiter hinauf und schlagen wohl auch über den Kamm hinweg. Im Sande aber spielen Kinder, bauen Festungen, Schanzgräben und Wälle, wie sie solche in Ostende vor Augen haben, bis die heranrückende Fluth ihre Bauwerke wieder zerstört. Esel und Pferdchen sind immer bereit und traben mit ihrer jugendlichen Last in dem Sande umher, während Gouvernanten und Hofmeister nicht ferne stehen, mitunter auch Stallmeistersdienste dabei thun. — Hier stehen auch die Badekarren, eine Wagenburg. Bärtige, sonnverbrannte Gestalten in rothen kurzen Hosen und den Oberleib nur mit einem an Hals und Brust umgeschlagenen und an den Armen aufgerollten Hemde bedeckt, schreien auf einander in ihrem flämischen Kauderwälsch; eben so braune Damen in hoch aufgeschürzten Kitteln, die derben, sehnigen Beine zeigend. Es sind die Baigneurs und Baigneuses, die bei der Kindheit und dem Alter, so wie bei dem zarten Geschlechte ihre Dienste verrichten, die Badewäsche besorgen, die Karren reinigen u. s. w.

Hier trabt eben eine Badeequipage in's Meer ein mageres Pferd und hintendrein ein hölzernes, viereckiges, numerirtes Haus, weiß, gelb oder grün angestrichen, auf vier Rädern; ein Baigneur fungirt dießmal als Wagenlenker, unter Geschrei das Pferd zu seinem kleinen Spaziergange antreibend. Wie es Leute gibt, die hinter den Ohren nie trocken werden, so wird so ein Pferd nie trocken an den Füßen; Pferd und Baigneur sind wahre Amphibien, Meermenschen, Meerpferde. Dort öffnet sich das Schiebefenster eines noch im Sande steckenden Karrens und die Büste eines Ungeduldigen kommt zum Vorschein. »Cheval . . . sacrebleu . . . paard!« ruft er zornig; denn er will in's Meer und wartet schon zehn Sekunden. Hier rollt ein Karren mit einem bereits Abgefertigten vom Meer auf den Sand zurück. Dort, bereits im Wasser, speit das weit „geöffnete Haus zwei auf einmal aus;" aber es sind keine Leoparden, sondern zwei schüchterne Neulinge, die eben auf der Hühnertreppe des verhängnißvollen Badekarrens vorsichtig prüfend und mit den Zehenspitzen voraus in die unbehaglich kalte und bedenkliche Meeresfluth niedersteigen.

(Fortsetzung folgt.)

Vergnügen auf der Jagd.

(Fortsetzung.)

So endigt der erste Trieb. Die Treiber kommen vor den Schützen in einer langen Linie aus den Büschen heraus. Viele bringen geschossene Hasen mit, die in die Linie zurückgelaufen und dort liegen geblieben. Der Trieb ist sehr gut ausgefallen, der Jagdeigenthümer reibt sich die Hände und überzählt vergnügt die lange Reihe von getödteten Hasen, die vor ihm auf dem Schnee ausgebreitet werden; die Hunde, an der Leine gehalten, dringen sehnsüchtig näher, die Getödeten beschnuppernd und hie und da den Schweiß aufleckend. Der Jagdliebhaber untersucht mit der verdrießlichsten Miene von der Welt sein Gewehr, und kann nicht begreifen, weßhalb es so furchtbar stößt. Seine rechte Wange ist roth und aufgelaufen, als habe er seit mehreren Tagen mit furchtbarem Zahnweh gekämpft.

Der Himmel hat sich unterdessen bezogen und einzelne Schneeflocken, vom Winde hin und her gejagt, schweben als Vorposten eines wahrscheinlich starken Schneegestöbers langsam herab. Die Hasen werden auf große Stöcke gestreift und auf einen Wagen gehängt, der der Jagd langsam folgt. — „Meine Herrn," sagt der Jagdeigenthümer, „glauben Sie, daß es noch zu früh zum Frühstücken ist? Wie es Ihnen beliebt. Wollen wir jezt einen kleinen Imbis nehmen oder noch einen Trieb machen?" — Bei dem Worte Frühstück tritt ein stämmiger Bauer aus dem Haufen hervor; derselbe trägt einen Stuhl mit einem einzigen Bein, an welchem eine starke eiserne

Spitze, um ihn in den Boden zu treiben, und an diesem Stuhl hängt ein gewaltiger Ranzen, mit einem großen Wolfspelz überzogen, und dieser Ranzen enthält ein ganz vortreffliches Frühstück. Da sich aber die meisten Jäger dafür entscheiden, noch einen oder zwei Triebe zu machen, so tritt der Bauer mit dem Ranzen wieder unter die Treiber zurück.

„Meine Herren," sagt der Jagdeigenthümer, „wir wenden uns dort links aus dem Walde hinaus, gegen die Haide hin, und ich bitte nur, keinen der Füchse durchgehen zu lassen, die wahrscheinlich in Menge erscheinen werden. — Haben Sie schon Füchse geschossen?" sagt er zu dem Jagdliebhaber und dem jungen Herrn. Der leztere verneint, der erste aber zeigt stillschweigend seinen Jagdmuff, der allerdings von Fuchspelz ist, was aber im Grunde nicht viel sagen will. — „Also vorwärts!" ruft der Jagdeigenthümer. Die Förster stellen die Treiber an und die Jäger ziehen links in den Wald hinein, wo derselbe lichter zu werden beginnt.

Zu dem jungen Herrn gesellt sich ein alter Förster, der ihn von früher kennt und vorhin zugesehen, wie er sich ziemlich ungeschickt benommen; er gibt ihm einige freundschaftliche Ermahnungen. — „Wissen Sie was?" sagt der Alte, „gehen Sie mit mir in den Trieb, das ist recht amusant, namentlich wo es viele Füchse gibt. Der Fuchs ist von einer unbegreiflichen Schlauheit; er ist im Stande sich in einer Wegfurche zu verstecken, läßt die Treiber vorbeigehen und reißt dann hinten aus. Da kann man ihm nachknallen, daß es ein wahres Vergnügen ist." — Der junge Herr nimmt das Anerbieten dankbar an und folgt mit dem alten Jäger den Treibern. Er wirft sein Gewehr über die Schulter und watet plaudernd durch den tiefen Schnee.

„Sind Sie schon lange bei der Jägerei?" fragt er den alten Förster, und dieser entgegnet: „Ja, das mögen schon an die vierzig Jahre seyn; aber damals und jezt, welch ein Unterschied! Man kann das heutzutag keine Jagd mehr nennen, die paar Hasen und Füchse und hie und da ein Reh! Du lieber Gott! was war das noch für ein Hochwildstand vor dreißig Jahren! und die Sauen, die es da gab! Auch schoß man jeden Winter einen bis zwei Wölfe."

„Ach ja, Wölfe!" meint der junge Herr und schnalzt vor Jagdlust. „Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, so einen Wolf zu schießen. Aber man spürt ja seit längerer Zeit wieder Wölfe hier im Land. Kamen sie nicht in dieses Revier?" — „Waren auch da, junger Herr," erwidert der alte Förster, den plötzlich die Lust anzukommen schien, einiges Latein preis zu geben. „Man hat in den Zeitungen von zweien gefaselt. Ja, prosit die Mahlzeit! Es war ein ganzes Rudel. Gott straf mich, aber es waren wenigstens ihrer zwanzig." — „Ah!" — „Wenigstens zwanzig. Sie haben doch die Berichte von den Schafen gelesen, die sie zerrissen haben, von der ungeheuern Menge Schafe? Das thun nicht zwei Wölfe. Sie waren, wie man es so nennt, ordentlich constituirt, und der Luchs, der damals geschossen wurde, führte so eine Art Oberkommando über sie. Sehen Sie" — und damit blieb der Alte plötzlich stehen — „hier auf diesem Fleck stand ich, dort drüben auf der Heide war der Schäfer des Orts, und da unten, wo die umgestürzte Eiche liegt, sah ich sie vorbei kommen; wie gesagt, wenigstens ihrer zwanzig, und der Luchs voran; der trug ein Reh, und jeder der Wölfe hatte ein Schaf im Rachen. Ja, das war für die Schäfer eine harte Zeit." — „Aber," entgegnet der junge Herr, „man hat ja nur zwei geschossen, da müssen die andern noch im Lande seyn, und es könnte uns heute zufällig ein Wolf begegnen." — „Das ist wohl möglich," meint der alte Förster, „freilich nicht sehr wahrscheinlich; aber was ist in der Welt nicht schon Alles geschehen, namentlich auf der Jagd! Ja, da kommen Dinge vor! Aber jezt müssen wir den Treibern nach, sie sind schon weit voraus."

(Fortsetzung folgt.)

Sonnette.

9.

(Paris.)

Was magst du wohl in deinem weiten Schooße
Du, Stadt der Städte, Werdendes verschließen?
Was wird auf diesem Boden noch entsprießen,
Wo einst geblüht der Freiheit wilde Rose?

Mag, gleich den Quellen in dem weichen Moose,
Sanft jezt der Strom auch deiner Tage fließen,
Du wirst den Frieden ewig nicht genießen,
Und zugedacht sind dir noch ernst're Loose.

Was es auch sey, es wird die Welt erschüttern;
Was es auch sey, willkommen sey's geheißen,
Ob wir's verdammen müssen oder preisen.

Wohl Schrecken bringen mag es unsern Müttern,
Wer aber will, daß sich die Welt bewege,
Der grüßet dich auf jedem deiner Wege.

10.

Das Fieber, Freund, das Fieber, das ich meine,
Wirft nicht auf's Lager dich gewaltsam nieder,
Jagt brennend nicht durch die gelähmten Glieder,
Und macht nicht eisig schauern die Gebeine.

Die Lerche regt im Morgensonnenscheine,
Von ihm berührt, frohlockend ihr Gefieder;
Kühn macht es dich wie junge Freiheitslieder,
Und stärkt dich wie der älteste der Weine.

Es fasset uns, wenn sich die Banner heben,
Wenn wir nicht bangend vor dem offnen Grabe,
Vor heil'gem Zorn und froher Hoffnung beben.

Und sollt' es auch den raschen Tod mir geben,
Laß mich, o Geber jeder guten Gabe,
In solchem Fieber scheiden aus dem Leben!

Paris, December 1847.

Heinrich Seuffert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.*

(Fortsetzung.)

Theater.

Das königliche Hoftheater gab in den ersten Tagen des Decembers v. J. Joseph Haydn, Originallustspiel in vier Abtheilungen, von L. Schubar (Dr. Lubarsch), und Eigensinn, Lustspiel in einem Akt, von R. Benedix. Das erste Stück ist dadurch merkwürdig, daß der Verfasser eine lahme Handlung durch Anspielungen und Schmeichelworte beim Publikum zu retten suchte, auch wirklich zu wiederholtenmalen beifälliges Gelächter hervorrief, zulezt aber dennoch von der angerufenen Instanz durch Stillschweigen verurtheilt wurde, wie er es verdiente. Das Thema ist dasselbe, an dem so oft mittelmäßige Poeten sich gütlich gethan haben: ein verkanntes Genie, das am Ende triumphirt und ein Ziel erreicht, in welchem das geneigte Publikum die Zukunft des Autors vorbedeutet sehen mag. Der achtzehnjährige arme Haydn hat zwei vortreffliche Compositionen zu Stande gebracht; der Baron von Fürenberg, der sie sich zu verschaffen gewußt, läßt sie unter seinem Namen erscheinen und der Kritiker, Hofrath Langen, erklärt sie für Meisterwerke. Haydn erfährt den Betrug und — fordert den Baron. Allein dieser ist sein wahrer Gönner; er hat den Piecen nur die lobpreisende Besprechung verschaffen wollen, die sie als Werke des armen Haydn nie erhalten hätten, und stellt den Erstaunten in brillanter Gesellschaft bei dem Dichter Metastasio als den wahren Autor vor. Dieser Baron hat zugleich ein galantes Verhältniß mit der kaiserlichen Opernsängerin Pezzini, das er abbrechen will, um die reiche und schöne Nichte Metastasio's zu heirathen. Die Sängerin will ihn aber nicht freilassen, es sey denn, daß er sich durch eine Verschreibung von 50,000 Gulden loskaufe; sie intriguiet, um die Heirath unmöglich zu machen, und ist eben im Begriff, den Baron wegen der Compositionen als Betrüger darzustellen, als ihr dieser durch seine Erklärung zuvorkommt. Die Verschreibung der genannten Summe wird nun dennoch ausgestellt — für Haydn! — Ein besonderer Zweck des Verfassers bei diesem Stück war: Verdächtigung der Kritik, die freilich seinem ersten Lustspielversuch: „Keine Jesuiten mehr," übel mitgespielt hatte. Der junge Haydn muß die Kritiker als Unfähige hinstellen, welche das Genie hassen, und zum Schluß wird gesagt: „das Urtheil des Publikums ist die beste Kritik." Wie bemerkt, war aber hier die beste Kritik mit der schlechten ganz einverstanden; sogar das Publikum, das über die eingelegten Späße gelacht hatte, gab schließlich kein Zeichen des Beifalls von sich, und das Stück mußte bei Seite gelegt werden. Was waren aber das für Späße, deren Erfolg den Autor zuerst über die Aufnahme des Stücks täuschen konnte? Hofrath Langen erzählt einmal, daß unter andern auch ein Graf Mucker mit der Pezzini liirt gewesen sey, und fügt dann hinzu: diese Mucker mischen sich jezt in Alles! — Ein Friseur ist ärgerlich auf den Hofrath und ruft aus: Hofrath! Ich möchte nur wissen, warum es überhaupt noch Hofräthe auf der Welt gibt! — Derselbe Friseur läßt in der Angabe seines Alters zwanzig Jahre aus, die er in Rußland zugebracht hat: weil man in Rußland gar nicht lebe. — Von diesen Trivialitäten, die Beifall erhielten, mag man auf die Intrigue des Lustspiels schließen, die keinen erhielt.

Das kleine Stück von Benedix ist ein guter Lückenbüßer und als solcher auch andern Bühnen zu empfehlen. Es ist darin originell, daß beim Beginn der Handlung noch nichts geschehen ist, woran diese anknüpfte, daß der erste Anstoß dazu erst auf der Bühne gegeben wird. Das Lustspiel ist nämlich eine Variation der alten Anekdote vom Korbmacher und seiner Frau. Ein Bedienter hat eben den Tisch gedeckt, ruft aus: „Gott sey Dank, der Tisch ist gedeckt!" und verlangt von dem Stubenmädchen, seiner Geliebten, daß sie diese Worte wiederhole. Das Mädchen findet die Zumuthung lächerlich, dem Eigensinn des Forderns begegnet der Eigensinn des Weigerns, und Beide gehen im höchsten Zorn auseinander. Der junge Herr, der den Streit mit angehört und herzlich darüber gelacht hat, erzählt seiner Frau davon und meint zulezt, das Mädchen hätte die wenigen Worte doch wohl sagen können. Aber die Frau nimmt sich ihrer an und erklärt, auch sie würde eine solche Forderung unter keiner Bedingung erfüllen. „Auch nicht, wenn ich dich darum bäte?" — „Nein, auch dann nicht!" erwidert sie; und in Kurzem sind sie so weit wie das Domestikenpaar. Da kommen die Eltern der Frau; man sezt sich an den gedeckten Tisch, die junge Dame kann ihre Thränen nicht verbergen und der Anlaß kommt zur Sprache. „Ja," sagt der Vater, „so sind die jungen Weiber, wenn sie noch nicht gezogen sind; später werden sie anders; da meine Alte würde sich nicht lange weigern, wenn ich dasselbe von ihr verlangen wollte." — „Was!" ruft entrüstet die Mutter, „du bildest dir ein, ich könnte eine solche Albernheit begehen?" Und der Tanz geht zum drittenmal los, die Männer stehen gegen die Weiber, der Streit erreicht den höchsten Punkt. Glücklicherweise kommt in diesem Moment ein kostbarer Shawl an, den der junge Herr zum Geschenk für seine Frau gekauft hat; solchem Beweis von Liebe kann diese nicht widerstehen, und sie ruft nun vergnügt: „Gott sey Dank, der Tisch ist gedeckt!" Die Alte sagt dasselbe unversehens und das Stubenmädchen bequemt sich endlich auch dazu, als man ihr ankündigt, sie könne den Bedienten heirathen. — Es war nicht ganz leicht, den Fortgang dieses lächerlichen Streits jedesmal so zu motiviren, daß er nicht ganz läppisch erschien, vielmehr eine gewisse komische Nothwendigkeit darin zu erkennen war. Dem geübten Verfasser ist dieß im Ganzen gelungen und das Publikum belohnte ihn durch herzliches Gelächter.

(Fortsetzung folgt.)

* Von einem andern Berichterstatter.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 23. Donnerstag den 27. Januar 1848.

Alas, poor fool! how have they baffled thee!
Shakespeare.

Vergnügen auf der Jagd.

(Fortsetzung.)

Die Beiden schreiten rüstig drauf los und sind bald auf der Linie, von der aus getrieben wird. Der junge Herr versucht sein Gewehr von Neuem zu laden, benimmt sich aber dabei wieder so ungeschickt, daß der alte Jäger überlegt, ob es rathsam sey, ihn mit in die Treiberlinie zu nehmen, ob es nicht besser wäre, ihn an irgend einem verlorenen Posten aufzustellen, wo er Niemand Schaden zufügen könnte. Er wählt das Leztere. Die Beiden stehen gerade an der umgestürzten Eiche. — „Das ist ein sehr merkwürdiger Platz," sagt der alte Förster. „Die Eiche hier heißt die Fuchseiche." — „Ei, und warum die Fuchseiche?" — „Das sollten Sie nicht wissen," meint der alte Förster, „und waren doch so viel auf der Jagd?" — „Ja, ich erinnere mich dunkel, etwas davon gehört zu haben."

„Natürlich," entgegnet der Förster. „Der Fuchs ist das schlauste Thier, das es gibt. Daß er sich bei den Dörfern, an den Hühnerställen herumtreibt, wissen Sie. Sollte man aber glauben, daß so ein Vieh eine Ahnung davon hat, wenn er den andern Tag getrieben werden soll und wo die Jagd losgehen wird? Gott straf mich! und das wissen sie manchmal besser als die Jägerburschen." — „Unglaublich!" — „Das ist noch nicht Alles," fährt der Alte fort. „Sie machen während der Jagd Zeichen an gewisse Bäume und theilen sich dadurch mit, wo die schlechten Schützen stehen und wo es am hitzigsten hergeht. Und deßwegen heißt dieß hier die Fuchseiche. Was sie für Zeichen machen, das kann kein Mensch wissen; aber so viel ist gewiß, daß die Füchse während des Triebs ihre Richtung vor Allem hieher nehmen, und wenn sie gesehen haben, was sie sehen wollten, gehen sie entweder gerade aus oder kehren um und suchen sich zu retten wie sie können."

„Ei!" meint der junge Herr, „und wer macht denn die Zeichen an die Eiche?" — „Das thut immer der gescheidteste Fuchs, der Oberfuchs." — „So muß ja hier ein absonderlich guter Platz seyn?" — „Das will ich meinen; ich habe mich hier aufstellen wollen, aber wenn's Ihnen Vergnügen macht, so bleiben Sie da." — „Das wäre mir wirklich recht angenehm." — „Also abgemacht! Bleiben Sie hier stehen. Halten Sie sich aber still und rühren Sie kein Glied am Leib." Im Abgehen fügt der Alte hinzu: „Am Ende haben Sie sogar das Glück und schießen den Oberfuchs." — „Aber," ruft ihm der junge Herr nach, „woran erkennt man denn eigentlich den Oberfuchs?" — „Sie werden mir doch nicht weiß machen wollen, daß Sie den Oberfuchs nicht zu unterscheiden wissen!" lacht der alte Jäger und geht seines Wegs. — „Natürlich!" erwidert der junge Herr und stellt sich in Positur.

Auf der andern Seite sind die Schützen auch aufgestellt; der Jagdliebhaber hat wirklich einen guten Platz bekommen und steht zwischen dem Herrn von X und einem andern vortrefflichen Schützen. Vor sich haben sie eine junge Waldkultur, von der sie durch einen tiefen, mit niedrigem Gesträuch bewachsenen Graben getrennt sind; in ihrem Rücken ist die Heide. Der Jagdliebhaber ist ungemein aufgeregt, theils weil er wirklich begierig ist, einmal einen Fuchs zu schießen,

theils weil er fürchtet sich vor den guten Schützen zu blamiren. Herr von X. legt beide Hände vor den Mund und ruft ihm leise zu: „Wenn der Fuchs kommt, sich nur nicht gerührt!“ — Die Aufstellung der drei Herren ist sehr gut gewählt. Jeder steht hinter einer großen Buche, die ihn vollständig deckt.

Der Trieb beginnt. Lange ist Alles still: hie und da steigt eine Elster krächzend auf, oder es streift eine Rabe mit schwerem Flügelschlag durch den Wald. Jezt erschallt in weiter Ferne ein leises Jellow, Jellow! Doch ist's wohl nur ein blinder Lärm; man hört nichts weiter als den Ruf des Echos in den Bergen. Jezt wieder: Jellow! Jellow! Zuerst ein einzelner Ruf, dann mehrere hinter einander, und nicht lange, so ruft es: Jellow Fuchs! längs der ganzen Linie der Treiber. Der Jagdliebhaber stellt sich auf die Fußspitzen, faßt krampfhaft sein Gewehr und sein Herz pocht hörbar. Drüben im Laub, ihm gerade gegenüber, raschelt es; er sieht rechts Herrn von X. an: dieser macht ihm ein dringendes Zeichen, aufzupassen; er sieht links: der andere Schütze bedeutet ihm dasselbe. Er strengt seine Augen unglaublich an. Jezt ist ihm, als bemerke er drüben auf der andern Seite des Grabens einen kleinen gelben Sandhaufen, der aber plötzlich wieder verschwindet. Das Rascheln kommt näher — er sieht nichts. Sein Nachbar links gibt ihm ein dringendes Zeichen, indem er den Zeigefinger wie ein Gewehr an die Wange legt, und Herr von X. arbeitet wie ein Telegraph. Dem Jagdliebhaber bricht der Schweiß aus: er soll schießen und sieht nichts. Drüben erscheinen die Treiber, einige vorwitzige Buben voraus; einer derselben wirft seinen Prügel in den Graben und brüllt hinaus: „Jellow! Jellow Fuchs!“ Herr von X. stößt einen derben Fluch aus, der andere Schütze zielt kaltblütig wie auf das Fußgestell des Jagdliebhabers. Dicht vor demselben fährt ein Fuchs in die Höhe, beinahe zwischen seinen Füßen durch, über die Heide hin. Es knallt von allen Seiten. Der Jagdliebhaber, dem es schwarz vor den Augen geworden ist, wendet sich ebenfalls gegen den Fliehenden, drückt abermals die beiden Läufe seines Gewehrs zugleich ab, erhält einen noch furchtbarern Schlag als das erstemal, verliert das Gleichgewicht, stürzt rücklings in den Graben und liegt da in seines Nichts durchbohrendem Gefühle, umtobt von dem Gelächter der Treiber.

Glücklicherweise hat der Jagdeigenthümer den Fuchs erlegt; er ist im Feuer zusammengestürzt. Der gute Schuß mildert seinen Zorn über die Ungeschicklichkeit des Jagdliebhabers. — Man richtet ihn auf, und da er glücklicherweise keinen Schaden genommen hat, so erzählen ihm seine beiden Nachbarn, wie der Fuchs nicht drei Schritte vor ihm hinter einem abgehauenen Baumstamme gesteckt. „Auf Ehre, so nahe,“ sagte Herr von X., „daß wenn ich nach ihm geschossen hätte, ich unfehlbar Ihre Waden mit verlezt haben müßte.“

(Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Skizzen.

(Fortsetzung.)

Hinter der Wagenburg, und von dieser fast ganz verdeckt, tummeln sich die Badenden; die Damen in grauen Blousen, aus natürlichem Instinkt der Anschließung, auch schon um der Gewalt der Fluthen leichter zu widerstehen, mit den Händen sich aneinander haltend. Die Männer in Trikots oder rothen und grauen und gelben weiten Jacken und Hosen wagen sich weiter in's Meer, tauchen unter, balanciren, schwimmen; eine große Woge kommt, wie auf's Kommando kehrt ihr Alles den Rücken und läßt sie hoch über sich ausschlagen. Eine liebliche Gruppe junger Frauen und Mädchen tanzt in einander verschlungenen einen Reigen, lacht und scherzt, neue Ankömmlinge vergrößern die Gruppe. Die holden Najaden

Sie hüpfen und gaukeln,
Sie schwimmen und schaukeln,
O herrliches Meer!
Sie lassen sich nieder,
Sie heben sich wieder,
Sie wandeln umher . . .

Die Fluthen plätschern so sanft, so gut und scheinen sich sehr zu behagen,

So ruhig zu liegen,
Sich schmeichelnd zu wiegen;
Sie murmeln und kosen,
Sie tänzeln und kosen.

Der Tag ist herrlich, die Sonne ist nur so viel von Nebel umhüllt, um nicht lästig zu werden, ein leises Lüftchen streift über die murmelnden Fluthen.

Da kommen ungezogen
Zwei ungeheure Wogen,
Umhüllend die ganze Schaar.

Einen Augenblick Pause und Stille. Niemand ist sichtbar, kaum daß es dort wie schwarzes Haar aus der Woge wieder emportaucht.

Nun geht es an ein Wischen,
Ein Lachen und ein Zischen;
Sie ordnen das getaufte,
Zerrüttete, zerraufte,
Herunterhängende Haar.

Da gibt es denn auch unvermeidliche Badescenen. Seht dort den Herrn, der im leichtesten Negligé

einen langen Spaziergang zwischen den Badekarren macht. Es ist frisch und kalt, die Luft weht so scharf und das Meer hat eine abscheuliche Temperatur; der Herr im Negligé spaziert fort, er blinzelt links, er blinzelt rechts, er blinzelt in alle Ecken; nun hat er einen Entschluß gefaßt, er steigt an einer Karrentreppe empor, öffnet die Schiebthüre, ein Schrei des Entsetzens aus mehreren weiblichen Kehlen dringt daraus hervor: er hat die Nummer seines Häuschens vergessen und ist fehlgegangen. „Kennst du das Haus? auf Rädern ruht sein Dach," Ach, es sind so viele! wie soll er es finden? — Oder dort der dicke starke Herr, halb ohnmächtig in den Armen eines Baigneurs; eine Woge hat ihm allen Athem benommen; er taumelt und liegt nun wie eine schmachtende Schöne an der rauhen Brust des Badewärters.

Rechter Hand, etwas weiter hinaus, gelangt man über einen Steg auf die Hafenstakete, die weit in's Meer reicht. Von da genießt man eines freien Umblicks über die majestätische Wassermasse, die gerade vor uns und rechts unaufgehalten ihre Fluthen bis an die eisigen Küsten Grönlands rollt; links weiß unser Blick ungesehen das grüne, lebensfrische England; längs dem Strande ziehen die trübseligen Dünen, und hinter diesen die endlose Fläche aus Ackerland, Wald und Weidegrund, Sand und Moor, endlos, denn sie streicht in Windungen längs der Nordsee, und durch die Mark und an der Ostsee bis zu den entfernten Steppen Rußlands fort. Wir sind am Ostende des Kanals und am Westende eines Welttheils.

Die Stadt ist freundlich; schmale zwei-, auch dreistockige Häuser, meistens gerade Straßen, die unter rechten Winkeln sich kreuzen und zwei geräumige regelmäßige Plätze einschließen. Ein paar Buchhandlungen bringen das Neueste in der englischen, französischen, auch deutschen Literatur. Das Casino ist jedem Fremden, der durch ein einheimisches Mitglied eingeführt wird, geöffnet, ein enges Lokal, sparsame Beleuchtung, übrigens englische und französische Blätter, Allgemeine Zeitung, Kölner Zeitung u. a. Abends im Rauch- und Billardzimmer trifft man seine Spiel- oder Plaudergesellschaft, oft aus den verschiedenartigsten Ingredienzen zusammengesezt. An Gasthöfen fehlt es nicht, ihre Zahl ist Legion; in neuerer Zeit haben sie sich bedeutend gehoben. Die Preise sind mäßig, namentlich werden sie jedem, der von England oder Holland kommt, sehr billig erscheinen. Im Hotel d'Allemagne sammeln und schaaren sich die deutschen Völkerschaften aus Holstein, Mecklenburg, Hannover u. s. w., zum Theil ächt germanisches Vollblut mit blonden Haaren und blauen Augen.

Das französische Theater hörte auf wegen Uebermaß von Mangel an Besuch. Traurige Krankheit fast aller Theater an Badeorten! Nachdem längst schon Thaliens Tempel geschlossen war, sah man noch allerorten, wie ein verwelktes Blatt, das der Spätherbst herumjagt, wenn die Bäume entlaubt stehen, den Zettel angeschlagen: »Une femme qui se jette par la fenêtre!« — Die Bälle im Casino sind nicht stark besucht. Die französische Mode, die in alle öffentlichen Unterhaltungen viel Ceremoniell und Steifheit bringt, schwingt auch hier den Scepter der Langeweile. Die Deutschen haben noch nie und nirgends gelernt den Ton anzugeben, wenn sie sich auch in der Ueberzahl befinden.

Die Zahl der Badegäste war sehr bedeutend; die meisten Deutsche, dann Belgier, Russen, Franzosen. Mit vaterländischem Stolze schaut' ich auf die schönen Rheinländerinnen, unstreitig die Zierden der anwesenden Frauenwelt. Viel vornehmes Volk von den höchsten Rangklassen, Minister, Gesandte u. a. Auch die Gelehrtenrepublik hatte viele Vertreter, Professoren und Docenten von allen möglichen Lehrstühlen; von Kuriositäten ein paar schöne Mulattinnen, von Celebritäten — doch es ist nicht meine Absicht einen Auszug aus der Badeliste zu bringen. Uebrigens bleibt man sich im Allgemeinen fremd. Alles hat seine Koterie, Herrn und Damen, und selbst an der Mittagstafel spricht und lacht nur das zusammen, was nach dem hiesigen Badekodex eben zusammen gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Dramatische Neujahrs-Satleen.

Die vornehme Damenwelt hatte bereits ihren Putz zur Neujahrscour zum Theil gerüstet, als plötzlich der Tod der Prinzessin Adelhaid, Schwester des Königs, allen Festlichkeiten bei Hofe ein Ende machte. Dieß ist für die magazins de modes und de nouveautés ein harter Schlag. Dagegen ist die Theaterwelt durch den Tod der Prinzessin nicht im mindesten gestört worden. Bloß am Tage ihres Todes stellten die sogenannten königlichen Theater die angekündigte Vorstellung ein; am folgenden Tag waren alle wieder offen, und in der That wäre längeres Aussetzen ein wahres Unglück für sie gewesen; denn gerade um Neujahr werden die hiesigen Theater stärker besucht als sonst; in allen Ständen sucht man um diese Zeit Belustigung. Das Odeon, welches sich immer mit dem Titel des zweiten théâtre français gebrüstet hat, ist jezt durch die Herabsetzung seiner Eintrittspreise ein wahres Volkstheater geworden. Zu demselben Preise, für den man auf den Boulevards Melo-

dramen, Zauberstücke und Vaudeville's gibt, kann jezt die Menge Trauer- und Lustspiele, und das gesammte Repertoire der sogenannten klassischen Dramatik spielen sehen, mithin denselben Genuß sich verschaffen, den die Reichen im theurern théâtre français suchen. Zwar ist unter der Odeontruppe keine Demoiselle Rachel; aber leztere spielt ja auch nur selten im théâtre français; es heißt, sie sey wieder in interessanten Umständen und bedürfe großer Schonung. Zum neuen Jahr gab das Odeon, wie mehrere Vaudevillebühnen, eine satirische Uebersicht der Tagesereignisse im Laufe des verflossenen Jahres, nicht der ernsten und tragischen, woran das Jahr 1847 leider sehr reich war, die sich aber keineswegs zu einem Vaudevillescherze eignen, wohl aber der gleichgültigen, besonders der Theaterbegebenheiten. Das Stück heißt »le dernier banquet de 1847,« bei welchem Gastmahle denn allerlei, was die Pariser in den zwölf Monaten beschäftigt und bewegt hat, vom Dichter Camille Doucet ziemlich witzig durchgegangen wird. Man hört da Madame Girardins Cleopatra ihre Verwünschungen gegen die Sonne, wie sie in ihrem bekannten Trauerspiele vorkommen, mit Versen aus Corneille's Trauerspiel »les Horaces« vermengen, eine witzige Anspielung auf die von der Dichterin begangenen Plagiate. Ferner sieht man den Hamlet, nicht den Shakespeareschen, sondern den von Alexander Dumas und einem Gehülfen für's sogenannte théâtre historique zugerichteten. Er zieht bei den Haaren eine Ophelia herbei; dieß ist aber die „goldhaarige Schöne," die Heldin eines geistlosen, aber glänzenden Zauberstücks des Theaters der Porte St. Martin. Es ergibt sich indessen, daß die vermeintliche Schöne nichts weiter ist als ein alter Kleiderpack, den ein vorübergehender Chiffonnier (Anspielung auf das beliebte Stück gleichen Namens) mit seinem Haken faßt und zu den Lumpen in seinen Tragkorb wirft. Soulié's Closerie des genets wird dagegen sehr ehrenvoll erwähnt, und es werden einige Verse zum Lobe des im vorigen Jahr verstorbenen Dichters vorgetragen, der den Theatern geldeinbringende Melodramen und den Journalen eben so einträgliche Roman-Feuilletons geliefert hat. Ferner wird Verdi's Zurichtung seiner Lombardi zu einem französischen Jerusalem verspottet. In den lezten Vorstellungen war auch ein Couplet eingelegt, in welchem den Parisern die baldige Ankunft Abd-el-Kaders versprochen wird, welcher übrigens nach Paris komme, um das kleine Stück im Odeon zu sehen: »pour passer la revue en revue.« — Dieser Besuch ist möglich; die Regierung ist, wie es scheint, der Meinung, daß man die fanatischen Muselmänner nur mit der europäischen Bildung bekannt zu machen brauche, um sie auf andere Gedanken zu bringen. Bou-Maza, der Mann mit der Ziege, hat es sich in Paris sehr wohl seyn lassen, und er hat gefunden, daß man hier, wenn man von der Regierung Geld bekommt, ein sehr vergnügliches Leben führen kann. Das kleine Palais-royal-Theater hat zum neuen Jahr auch seine kritische Uebersicht geliefert; sie hieß le banc d'huitres, ein wahrer Schwank, in welchem ebenfalls Theater und Feuilletons-Romane, aber auch die Zahnärzte mit ihren Marktschreiereien witzig durchgehechelt werden, und worin eine Menge Calembours vorkommen. Von leztern sey hier zur Probe nur Einer erwähnt. Von der Sängerin Alboni wird gesagt, sie singe so schön, daß man voraussetzen müsse, sie habe eine Nachtigall in der Brust; worauf Einer ausruft: »Ah le beau nid!« (Al-bo-ni). Die Stücke in den kleinen Theatern sind meist voll von dergleichen Wortspielen, welche einem Theil des Publikums sehr gefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Theater.

Im Königstädtischen Theater macht eine Posse von Kalisch: „Einmalhundert-tausend Thaler," großes Glück, während der „Chevalier von Maison-Rouge," nach Alexander Dumas bearbeitet von Smidt, so gut wie durchgefallen ist. Auch in der Posse will die Erfindung nicht viel heißen. In der ersten Abtheilung treten drei Berliner Garçons auf, die schnell reich werden wollen, zwei um im Genusse der Welt zu schwelgen, einer, um die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns zu heirathen, die er liebt. Nachdem schriftstellerische und artistische Versuche fehlgeschlagen, spekuliren sie mit dem Rest ihrer Gelder in Aktien und erreichen ihr Ziel so ziemlich, als plötzlich ihr Agent durchgeht und alle wieder so arm sind, wie zuvor. Der Liebhaber entschließt sich nun, durch Arbeit sicher, wenn auch langsam sein Glück zu machen. Einer der Lebemänner heirathet eine alte Bekanntschaft, eine Köchin, die er als eleganter Herr sehr schnöde behandelt hat, und wird Gastgeber in Stralau; der andere hilft sich, wie er kann, und wird dabei sehr mager. In der dritten Abtheilung trifft sich Alles beim rundgewordenen Gastgeber, und der bisher so strenge Kaufmann steht nicht an, seine Tochter dem solid gewordenen Liebhaber selber in die Arme zu führen. Der Erfolg, den diese nicht sehr originelle und geistreiche Composition hatte, ist wieder größtentheils den Anspielungen auf Berliner u. s. w. Zustände, den Couplets, zugleich aber auch den Darstellern zuzuschreiben, die zum Theil bekannte Berliner Persönlichkeiten wiedergaben und in den Hauptrollen vortrefflich waren. Die Anspielungen sind meist sehr harmlos und verdienen den vorübergehenden Beifall; charakteristisch für das Berliner Publikum ist es aber, daß auch ein gesalzenes Spottlied auf den „Berliner" mit größtem Applaus aufgenommen wurde. Darin ist man hier sehr unbefangen; der „Berliner" wird in Süddeutschland, wo man ihn bekanntlich scharf auf dem Korn hat, schwerlich kritischer behandelt, als in Berlin selbst. — Dem hiesigen Universitätsprofessor **Werder** ist eine Ehre widerfahren, die bisher nur Sophokles, Euripides, Shakespeare, Racine und Tieck zu Theil geworden ist: ein Schauspiel von ihm, **Columbus**, wurde im königlichen Theater zu Charlottenburg vor dem Hofe und einem eingeladenen Publikum gegeben. Dieses Schauspiel hat drei Akte, schließt mit der Entdeckung von Amerika und besteht im Wesentlichen aus den zwei ersten Akten des fünfaktigen Werderschen Columbus, der vor mehreren Jahren im hiesigen Opernhause zur Aufführung kam, aber nur zwei oder drei Vorstellungen erlebte. Muß man zugeben, daß einzelne schöne Stellen darin den denkenden, feinempfindenden Mann verrathen, so kann man doch nicht sagen, daß das neue Stück eine entschiedene dramatische Wirkung machte. Die früheren zwei Akte brachten großen Eindruck hervor, und dieß kann den Verfasser bestimmt haben, ihren Inhalt zu einem besondern Drama zu verarbeiten; allein die Veränderungen und Ausfüllungen sind nicht immer glücklich, wenigstens nicht für die Bühne; das Ganze hat mit der Kürze auch an schlagender Kraft verloren. — Dieser Tage wird das Stück im hiesigen Schauspielhaus gegeben. Ueber die Aufnahme werde ich berichten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 24. Freitag den 28. Januar 1848.

Eher verwandt ist hier dem gewaltigen Schaumelemente
Als der beackerten Scholle der Mensch. —

Platen.

Flüchtige Skizzen.

(Fortsetzung.)

Der Fischfang und die Lebensgeschichte der Fischer hatte für mich poetischen Reiz. Mit Pökelfleisch, Salz, Wasser, Holz, etwa noch Kartoffeln und Brod versehen, thun sich einige Leute zusammen und stechen mit einer Segelbarke in die offene See. Da geht es dann an die Nordküste von Schottland, gegen Norwegen und Island. Ein einsames Eiland, eine Sandbank nimmt sie auf; Wochen verstreichen, das Weib strickt daheim, besorgt das kleine Haus, wartet der Kinder, zuweilen geht sie an's Meer, hinauszuschauen, ob sie kein heimkehrendes Schiff gewahre. Wirklich erblickt sie am äußersten Horizont ein fernes Segel, geduldig wartet sie stundenlang, bis es näher kommt: es sind nicht die Ihrigen. Wenn es stürmt, weint sie zu Haus in einsamer Kammer, oder sie eilt wohl auch mit den verlassenen Waisen an den Strand, unbekümmert, ob der Regen in Strömen oder der heulende Wind ihr um die Schläfe fährt.

Unterdessen lassen sich die Badegäste die frischen Häringe und Stockfische, oder die Salme schmecken, die die heimkehrenden Fischer mitbringen. Auch die Austern werden nicht vergessen. Huitres d'Ostende — diese Worte machen einem Pariser Gourmand den Mund wässern, und in der Austernhütte am Hafen oder auch in den beiden Restaurationen am Damm trifft man immer Fremdlinge, die die Natur dieser lieblichen Muschelthiere frisch vom Austernparke weg bei einer Flasche Rheinwein oder Bordeaux mit Eifer studiren.

Im Hafen ist reges Leben. Norwegische und englische Schiffe liegen vor Anker, Fischerbarken kramen die Ergebnisse ihrer Fahrten aus. Freut euch, ihr Binnenländer, schon warten euer neue Tonnen mit animalischen Meeresschätzen, getrocknet oder eingesalzen, damit auch ihr von der Herrlichkeit des Meers profitirt!

Ueber alle dem, über Austern und Stockfischen, wurde die Politik nicht versäumt; die Tagesneuigkeiten von Paris und London kamen uns auf kürzestem Wege in der Frist von zwölf Stunden zu. Die detaillirten Greuel des Praslinschen Prozesses, wochenlange alle Zeitungsspalten füllend und hundertmal wiedergekäut, waren ein leckerer Festtagsschmaus für viele heißhungrige Zeitungsleser im Casino. Auch die Ferraresischen Händel erweckten Aufmerksamkeit. Man hörte viel und las noch mehr albernes Zeug. Insbesondere galten die Ausfälle dir, unglückliches „Schilda, mein Vaterland!"

Zu Ende Augusts kam der König und bezog sein eigenes Haus. Morgens sah man ihn häufig nach dem Pavillon spazieren, der ihm von der Stadt verehrt worden war und auf dem Walle nächst dem Damme sich befindet, oder auch auf dem Damme unter den übrigen Spaziergängern wandeln. Ein Ball wurde ihm zu Ehren von der Stadt im Casino gegeben. Die Gesellschaft war zahlreich, die geputzten weißen Damen, den Ballsaal entlang stehend, ließen durch ihre doppelte Reihe das königliche Paar passiren. Man sah liebliche, schöne Frauengestalten. Allgemeine Aufmerksamkeit erregte ein schottischer Lord in seinem prächtigen Nationalcostüm.

Mehrere Tage stürmte das Meer; der weiße Gischt sprizte hoch empor, einzelne Wogen schlugen über den Damm, und das Meeresrauschen hörte man noch weit innerhalb der Mauern. Die schwankenden Schiffe trachteten ängstlich nach dem Hafen, ein Fischerboot scheiterte, am andern Morgen zog man es mit gebrochenem Mast und leck, ein trauriger Anblick, nach dem Hafen; die Mannschaft war gerettet.

Ostende gewinnt jezt eine friedliche Wichtigkeit durch seine Seebäder und seinen steigenden Verkehr, dem durch Eisenbahnen und Dampfschiffe noch eine größere Zukunft bevorstände, wenn der Hafen nicht zu sehr an Versandung litte. In den Kriegen der holländischen Republik hatte Ostende eine große strategische Wichtigkeit als Schlüssel zu dem fruchtbaren Flandern von der Seeseite und als Verbindungsglied in der Reihe der befestigten Hafenplätze an der Nordsee und am Kanal. Die Belagerung Ostendes im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts machte in der Kriegsgeschichte Epoche durch das Geschick, den Muth und die Ausdauer, welche sich auf beiden Seiten dabei entwickelte. Liebhaber des Kriegshandwerks reisten von weitem her, um etwas zu sehen und zu lernen. Es war aber ein langwieriges und kostbares Schauspiel. Zwar glaubte der Erzherzog Albert in vierzehn Tagen mit der Belagerung fertig zu seyn, und seine Gemahlin, die gleich liebenswürdige wie heldenmüthige Isabelle, verschwor sich, kein frisches Hemde anzuziehen, so lange nicht Ostende über sey. Aber der Himmel schien es darauf abzusehen, die Reinlichkeitsliebe der hohen Dame auf eine schwere Probe zu stellen; das mörderische Schauspiel währte drei Jahre, drei Monate, drei Wochen, drei Tage und drei Stunden, wie einige Gelehrte herausziffern wollten, und viele tausend Menschenleben waren der blutige Preis. Die belagerten Niederländer zogen frei ab, mit vier Kanonen als militärische Auszeichnung, und die Spanier erhielten nur einen rauchenden Schutthaufen, eine verödete Stätte, die längere Zeit darnach unbewohnt blieb.

(Schluß des ersten Artikels.)

Vergnügen auf der Jagd.

(Fortsetzung.)

So endigt der zweite Trieb. — Die Treiber umstehen den Fuchs, er hat die Augen verdreht und zeigt noch im Tode die Zähne. Einer gibt ihm noch einen derben Schlag auf den Kopf, denn man hat Beispiele, daß der Fuchs sich nur todt stellt und nachher die Treiber, die ihn fortschleppen wollen, in die Waden beißt. — „Meine Herren," ruft der Jagdeigenthümer, „jezt kommt der Frühstückstrieb! Wo ist der Caspar mit dem Ranzen?" — „Caspar ist zurückgeblieben und wird gleich erscheinen," meinen die Treiber.

Die Bauern lagern sich an den Rand des Grabens, ziehen ihr Stück Brod aus der Tasche und erzählen sich Jagdabenteuer. Herr v. X. schaut ungeduldig nach Caspar in den Wald hinein, und der alte Förster begreift nicht, wo der junge Herr von der Fuchseiche bleibt, der ebenfalls noch nicht da ist. Es ist im Wald so still wie in einer Kirche; man hört die nassen Blätter von den Bäumen rascheln. Auf einmal fällt ein entfernter Schuß; Alles lauscht. Gleich darauf fällt ein zweiter, und man hört in der Entfernung ein gedämpftes Hurrah. — „Was ist das?" fragt Herr v. X. — Der alte Förster meint, es sey in der Gegend der umgestürzten Eiche, nimmt einem der Treiber den Schweißhund ab und macht sich eiligst dahin auf den Weg.

„Gehen wir mit!" ruft Herr v. X. Die Schützen folgen und der größte Theil der Treiber schließt sich an. Eilig dringt man vor. Der alte Förster hat recht, die Schüsse sind in der Richtung der umgestürzten Eiche gefallen. Dort liegt sie, und — merkwürdiger Anblick! vor ihr sieht man Caspar, den Frühstückträger, wie er im Begriff ist dem jungen Herrn das Gewehr aus der Hand zu winden. Man springt hinzu, und es ergibt sich, für Jäger, die einige Meilen von jeder menschlichen Wohnung entfernt, von mehreren starken Trieben hungrig und durstig sind, die trostloseste Geschichte. Caspar vermag vor Grimm nicht zu sprechen, und so erzählt denn der junge Herr, hochroth vor Schaam und stotternd vor Verlegenheit.

„Ich stand," fängt er an, „lange sorgfältig umherspähend an der Fuchseiche. Endlich riefen die Bauern Jellow. Doch mit jeder Minute entfernten sie sich weiter und weiter von mir. Ich stand da, einsam und allein, nur mit meinen Gedanken beschäftigt, von einem recht großen Jagdglück träumend. Ich gestehe, ein Hase, selbst ein Fuchs, wäre für mich nichts gewesen, sogar der Oberfuchs nicht." — Bei diesem Ausdruck sieht sich die ganze Gesellschaft erstaunt an. — „Nein," fährt der junge Herr fort, „einen Wolf zu schießen, das war mein Gedanke, einen von den achtzehn, die noch im Revier herumspucken." — Abermaliges Erstaunen. — „Alles ist

ruhig. Ich sehe rings um mich her, da gewahre ich endlich zwischen den Gesträuchen einen Gegenstand, der meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Meine Herrn, ich sehe im Gesträuch, keine zwanzig Schritte vor mir, einen Wolf." — Drittes Erstaunen. — „Ich ziele genau, ich drücke ab, der Wolf liegt unbeweglich — ich ziele nochmals, ich schieße wieder, da ertönt neben mir ein lauter Schrei; der Bauer dort stürzt auf mich zu und behauptet, ich habe in den Frühstücksranzen geschossen."

Bei dem Worte Frühstücksranzen entsteht unter den Jägern allgemeine Aufregung. — „Das ist zu arg!" meint Herr von X. — „Unerhört!" ruft der Jagdliebhaber, und Alles eilt der Gegend zu, wo das Corpus delicti im Gesträuch liegt. Man schnallt den Wolfsranzen auf. Leider hat der junge Herr sehr gut gezielt: die Blechkapsel ist mehrmals durchlöchert und die gebratenen Hühner, die Zungen, die Schinken, das Brod schwimmen in rothem Wein. — Was ist zu thun? Der junge Herr ist durch die Schaam und Verlegenheit sattsam bestraft; Herr v. X. sucht die unversehrten Trümmer aus dem Ranzen zusammen und fängt als gebildeter Mann zuerst an zu lachen. Der Jagdliebhaber stimmt eifrig ein; er ist außerordentlich vergnügt, daß es noch einen ungeschickteren Schützen gibt als er, und unter allgemeiner Heiterkeit geht der Frühstückstrieb vor sich, der auch ohne Störung und zur mäßigen Zufriedenheit abläuft.

Nach dem Frühstück steckt man sich eine Cigarre an; die Jagdgesellschaft mit Treibern und Hunden wendet sich über die vorhin erwähnte Heide einer größern Waldstrecke zu, wo sich nach der Aussage der Jäger ein ziemlich geschonter Rehstand befindet. — „Freilich," meint einer, „schießen die Gemeindeschützen Alles ohne Noth zusammen; aber ein bis zwei Rehböcke in jedem Trieb wären doch nicht unmöglich."

Wer auf der Jagd so ausgesprochenes Unglück hat, wie unsere beiden Nimrode, der Jagdliebhaber und der junge Herr, der wird leider von den andern Schützen gemieden wie ein Angesteckter, und da die Zeiten vorbei sind, wo der Jagdherr das Recht hatte, für eine geschossene Gaise dem Uebelthäter fünf mit dem Waidmesser aufzählen zu lassen, so stellt man solch unglückliche Individuen lieber auf einen verlorenen Posten, wo nie etwas anläuft, wo ihnen die Finger vor Kälte starr und blau werden, wo sie nichts hören, als das Gekrächze eines Raubvogels. Und dabei sagt man ihnen nicht, auf welch schlechtem Stand sie sich befinden; vielmehr rückt der Forstbeamte, der sie anstellt, bedeutsam an seinem Hut, sieht sich schlau um und macht bloß ein Zeichen mit der Hand; Alles ganz leise und geheimnißvoll, als bemerke er schon ein ganzes Rudel Hochwild, oder er sagt auch: „Hier haben im vorigen Jahre der Herr Graf von N. einen starken Bock geschossen."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Schluß.)

Literatur.

„Dorf und Stadt" findet noch immer ein sehr zahlreiches, beifallspendendes Publikum. Frau Birch-Pfeiffer hat in diesen Tagen auf den angreifenden Artikel Auerbachs, der in der „Europa" erschien, geantwortet, und zwar sehr geschickt, wie sich nicht läugnen läßt. Sie führt zu ihrer Rechtfertigung unter anderm an, daß Auerbach, mit dem sie in freundlicher Beziehung gestanden, vor zwei Jahren sie selbst aufgefordert habe, einmal eine Dorfgeschichte von ihm zu dramatisiren. Verhält sich dieß so, dann muß man sich allerdings über den Ton einer Erklärung wundern, die auch sonst schon hiesigen Freunden Auerbachs etwas zu lamentabel vorgekommen ist. Diesen scheint es, daß er die Gelegenheit benutzen mußte, mit ruhigem Nachdruck auf ein Gesetz anzutragen, das den Dichter vor dem „bühnenkundigen" Bearbeiter sicherstellt, wenn nach dem Urtheil von Sachverständigen das Werk des leztern nicht eine neue Schöpfung ist. Durch den gereizten Ton seiner Erklärung hat er leider der Birch-Pfeiffer Vortheile eingeräumt, die der Sache selbst Schaden bringen können.

In der lezten Zeit hat August Kopisch unter dem Titel: „Allerlei Geister" bei Alexander Duncker eine neue Sammlung seiner Gedichte erscheinen lassen, die den Liebhabern frischer Poesie willkommen seyn wird. Sie ist reich an ergötzlichen Erzählungen und Schilderungen aus der Mährchen- und Sagenwelt, und bringt einzelne Stücke, die ganz von überlegenem Humor eingegeben sind. Romantische Gedichte, in denen Leiden-

schaft, Verlockung und Widerstand, Treue und Seelenadel ihren poetischen Ausdruck gefunden haben, und Idyllen, die das Leben und Treiben der Zwerge, des Hausgeistes u. s. w. schildern, wechseln mit den humoristischen Stücken ab und bilden mit ihnen ein Ganzes, dessen Grundton die Heiterkeit eines dichterischen Gemüths ist. Da der Verfasser auch auf jugendliche Leser Bedacht genommen und in seinen Scherzen das gehörige Maß eingehalten hat, so dürfte das Büchlein namentlich auch zu Geschenken zu empfehlen seyn.

Von Rötschers Jahrbüchern für dramatische Kunst und Literatur ist endlich das sechste Heft erschienen und damit der erste Band geschlossen. Dieses Heft beginnt mit der Fortsetzung der Arbeit Reinholds über F. L. W. Meyer, die uns Geist und Charakter desselben immer klarer und anziehender darlegt. Meyers Verhältnisse zu Heyne, Bürger, Förster, Herder und Schiller, zu englischen Staatsmännern und speziell zu Burke, ferner seine Reisen und seine Bemerkungen über das englische, italienische und französische Theater sind darin besprochen, die ganze Existenz des Mannes ist in ein wohlwollendes und wohlthuendes Licht gestellt. Dr. Bamberg unternimmt es, die französischen Kunstkritiker, mit besonderer Beziehung auf dramatische Poesie, darzustellen, und gibt für's erste einen Artikel über Philarète Chasles. Er bestimmt zunächst die Eigenthümlichkeit der französischen Kritik, indem er sagt: „Diese Kritik dringt nicht, wie unsere neuesten wissenschaftlichen Beurtheilungen von Kunstwerken, in das organische Nervengeflecht derselben, sondern sie zieht aus dem Vorgefundenen Resultate, sie schreibt ein sinnreiches, nicht selten erschöpfendes Wort auf das Gestell der von ihr betrachteten Gestalt. Während wir sagen: die Sache ist darum und dadurch so und so, begnügen sich die Franzosen zu sagen: die Sache ist so und so.“ Dann entwickelt und beurtheilt der Verfasser, was Chasles über die dramatische Poesie der Spanier sagt, und theilt zum Schluß den wesentlichen Inhalt eines Aufsatzes mit, in welchem der französische Kritiker nachweist, daß Shakespeare den Michel Montaigne und Jacques Amyot studirt habe. Weiterhin betrachtet Palleske in Oldenburg Hebbels „Trauerspiel in Sicilien“ und vindicirt ihm den Namen einer Tragikomödie. K. v. Salviati (Verfasser eines Trauerspiels: „die Tochter der Republik“) spricht anregend „über den besten dramatischen Vers,“ den er mannigfaltiger und den verschiedenen Gemüthsstimmungen entsprechender haben will. Ein Artikel: „Vorschlag zu erhöhter Wirksamkeit der Bühne“ gibt zugleich die Ansicht des Verfassers — v. Bergen — und die entgegengesezte des Professors Vischer in Tübingen. Der Verfasser hatte früher eine Broschüre geschrieben, worin er die Forderung begründen wollte, daß man das Drama überhaupt nur zur Aufführung bestimmen und, um die theatralische Wirksamkeit zu erhöhen, es nicht dem Druck übergeben solle. Vischer, dem er die Schrift mittheilte, suchte ihn zu widerlegen, und v. Bergen veröffentlicht nun dessen Brief mit seinen entgegnenden Bemerkungen. Ein geborener Engländer, aber durch mehrjährigen Aufenthalt in Deutschland mit deutscher Bildung und Philosophie vertraut und jezt in London lebend — Fr. Mark — beleuchtet kurz das Verhältniß des englischen Volks zur Bühne, und die Ansprüche, die es an diese macht. Den Schluß bilden zwei ausführliche Kritiken von Melchior Meyr, über „die Braut von Messina“ und über „Dorf und Stadt,“ nebst einer kleinen Besprechung des historischen Trauerspiels: „Demosthenes,“ von Leopold Arend. In der ersten Kritik prüft der Verfasser die Voraussetzungen, die Schiller nöthig hatte, um seine Tragödie zu componiren; in der zweiten beurtheilt er das Drama, wie es auf der Bühne sich darstellt, und zeigt dann genau, in wie weit wir es der Frau Birch-Pfeiffer, und in wie weit Auerbach verdanken. Aus der kritischen Anzeige geht hervor, daß das Trauerspiel Demosthenes die Beachtung deutscher Bühnen verdient.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Postreform. — Notare.

Unter den vielen Reformen, welche von den verschiedenen Parteien verlangt und von der Regierung zum Theil versprochen werden, interessirt sich das große Publikum besonders für die Postreform. Die Zeitumstände haben das Postwesen von selbst umgestaltet. Die Hälfte der französischen Poststraßen ist bereits verlassen, und die Brieferpedition ist auf die Eisenbahnen übergegangen. In einiger Entfernung von Paris bekam man sonst die Tageblätter erst am folgenden Morgen, weil die Posten um sechs Uhr Abends abfuhren und zu spät ankamen, als daß Briefe und Zeitungen noch hätten an demselben Tage ausgetheilt werden können; jezt kommen beide schon am Morgen desselben Tages an, und die Bewohner der Umgegend lesen die Zeitungen fast eben so früh als die Pariser; auch können jezt die belgischen Zeitungen ganz bequem aus den Pariser Zeitungen des Tages die Nachrichten für den folgenden Tag mittheilen. Aber damit begnügt man sich nicht; man verlangt auch bedeutende Herabsetzung des theuern Porto's, um so mehr, da der Brieftransport jezt der Postverwaltung nicht mehr so viel kostet wie sonst, und da sicher die Vermehrung der Korrespondenz den durch die Herabsetzung des Postgelds bewirkten Verlust der Postkasse bald vergüten wird. Schon jezt, da der Verkehr zwischen Frankreich und England beschleunigt ist, und zwei Brieftransporte jeden Tag stattfinden, bemerkt man eine bedeutende Zunahme der Korrespondenz; in den andern Richtungen wird die Verminderung des Postgelds und die Beschleunigung des Transports gewiß ähnliche Wirkung hervorbringen, wenn auch keine so starke wie bei der Korrespondenz zwischen London und Paris, wo ein paar Millionen Seelen eine Menge Berührungspunkte haben. Die Herabsetzung des Postgelds soll aber nach dem von der Regierung vorgelegten Gesetzentwurfe erst mit dem Jahr 1850 beginnen, also soll die alte Einrichtung noch zwei Jahre lang bestehen. Unterdessen werden die Eisenbahnen, welche Frankreich in den Hauptrichtungen durchschneiden sollen, so ziemlich vollendet seyn.

Eine Tagesbegebenheit von Belang war die Verhaftung des Notars Outrebon wegen Veruntreuung der ihm anvertrauten Gelder. Vor einigen Jahren erregte der Kriminalprozeß wider den Notar Lehon, einen Bruder des belgischen Gesandten, großen Skandal, und jezt macht Outrebons Handel ebenfalls großes Aufsehen, obgleich seitdem mehrere Notare in der Provinz wegen ähnlicher Vergehen gerichtlich verfolgt und zum Theil bestraft worden sind. In Paris waren die Notare bisher sehr angesehene Leute, und da ihre Zahl beschränkt ist und man ihnen gestattete, ihre Schreibstuben, wenn sie sie nicht mehr halten wollten, an andere (meistens ihre gewesenen Clercs) zu veräußern, so gehörte ihr Geschäft zu den einträglichsten im Staat. Es gibt Notariate, welche für mehr als eine halbe Million Francs verkauft worden sind und 60 bis 80,000 Francs eintragen. Einige Notare sollen ihre Einnahme sogar auf 100,000 Francs bringen. Die Herren führen daher auch ein glänzendes Leben, halten Equipage, haben ein Landhaus, und spielen in Gesellschaft hohes Spiel.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 2. Freitag den 28. Januar 1848.

[17] **Zum Carneval 1848.**

Neue Tänze für Pianoforte von Jos. Labitzky im Verlage von Fr. Hofmeister in Leipzig

Liebesgrüsse. Walzer. Op. 138.	15 Sgr.	Wanderlust. 3 Polka. Op. 139.	15 Sgr.
Polka-Mazurka. Op. 140.	7½ Sgr.	Elisabeth-Walzer. Op. 141.	15 Sgr.
Glockengalopp. Op. 142.	10 Sgr.	Sträusschen am Wege. Walzer. Op. 143.	15 Sgr.
Winterblüthen. Walzer. Op. 144.	15 Sgr.	Gruss an Paris. 4 Polka. Op. 145.	15 Sgr.

Frühlingsgrüsse. Walzer. Op. 146. 15 Sgr.

in elegantester Ausstattung, mit Ansichten von Karlsbad, Baden-Baden, Volksscenen u. s. w. geziert.

Sämmtliche Werke des beliebtesten aller Tanzcomponisten sind auch im leichtesten Arrangement für Pianoforte, für Pianoforte zu 4 Händen und für Orchester zu haben.

---

[4] In der Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg — Stuttgart bei P. Neff — München bei Lindauer — Regensburg bei Montag u. Weiß — Nürnberg bei Riegel u. Wießner (und in allen Buchhandlungen Deutschlands) ist zu haben:

Sechste!! 4000 Exemplare starke Auflage:

Der belustigende

Kartenkünstler.

Eine Anweisung zu (113) leicht ausführbaren

Kartenkunststückchen.

Von A. v. Meerberg.

Preis 8 gGr. oder 36 kr.

Dieses nette Büchelchen enthält viele sinnreiche, neue Kunststücke, die bei Privat-Unterhaltungen sehr viel Vergnügen gewähren und leicht ausführbar sind.

Vorräthig in Prag bei Credener — Pesth bei Geibel und bei Hartleben — Triest bei Favarger — Venedig bei Münster — Wien bei Gerold und in allen Buchhandlungen der österreichischen Monarchie.

---

[16] So eben erschienen in der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig:

Zeitereignisse aus dem Jahre 1847.

Von Prof. **Friedrich Bülau.**

Die kirchl. Bewegungen Deutschlands. Bürgervereine. Theurungsunruhen. Geldkrisis. Postwesen und Wechselrecht. Der preußische vereinigte Landtag. Bayern und der außerordentliche Landtag. Einverleibung Krakau's. Schweiz ꝛc.

Aus dem Jahrgang 1848 der „Neuen Jahrbücher für Geschichte ꝛc."

gr. 8. geh. 9 Ngr.

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Ein Denkmal für seine Freunde.

Von W. A. Lampadius.

gr. 8. geh. 1 Thlr.

Weißdornblüthen.

Aus dem Böhmerwälder und Wiener Volksleben.

Von **Josef Rank.**

8. geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

---

[424] So eben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Friedrich Wilhelm Rogge.

Vierte, stark vermehrte Auflage.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

---

[5] In der Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg — Stuttgart bei P. Neff — München bei Lindauer — Regensburg bei Montag u. Weiß — Nürnberg bei Riegel u. Wießner (und in allen Buchhandlungen Deutschlands) ist zu haben:

Ein sehr nützliches Buch für erwachsene Töchter ist:

Bestimmung der Jungfrau

und ihr Verhältniß

als Geliebte und Braut.

Nebst Regeln über Anstand, Anmuth, Würde und für das gesellschaftliche Leben.

Herausgegeben von Dr. Seidler. 1848.

Preis 12 gGr. oder 54 kr.

Die **dritte** Auflage dieses werthvollen Buches enthält die Anweisung, wie die **Jungfrau** seyn soll in ihrem Verhältnisse gegen den **Jüngling,** — in ihrem Betragen gegen **Männer,** — in ihrem künftigen Stande als **Gattin, Erzieherin,** und zur Ausbildung zu einer sanften und guten **Hausmutter.** — Mögen es Eltern nicht versäumen, ihren erwachsenen Töchtern dieses Buch, wovon über 2500 Exemplare abgesetzt wurden, zur Bildung ihres Berufs anzuschaffen.

Vorräthig in Prag bei Credener — Pesth bei Geibel und bei Hartleben — Triest bei Favarger — Venedig bei Münster — Wien bei Gerold und in allen Buchhandlungen der österreichischen Monarchie.

[19] Im Verlage von A. Goschorsky's Buchhandlung (L. F. Maske) in Breslau ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die wissenschaftliche Aufgabe der Gegenwart

als leitende Idee im akademischen Studium.

Hodegetische Vorträge

von

Chr. J. Braniß,

ordentl. Professor an der Universität in Breslau.

22 Bogen in 8. Geh. 1 Rthlr. 10 Sgr.

[21] Im Verlage von Alexander Duncker, Königl. Hofbuchhändler in Berlin sind erschienen:

Neue Unterhaltungsschriften für die Wintersaison.

A. Baron von Sternberg,

Die gelbe Gräfin.

2 Thle. eleg. geh. 4 Thlr.

Dieser Roman, zu welchem das Schicksal der Tochter der Kaiserin Elisabeth von Rußland Veranlassung gegeben, wird das Interesse, das er durch phantasiereiche Dichtung erregt, noch dadurch steigern, daß der Verf. historische Zustände und Personen zur Zeit der Thronbesteigung Katharinas II. zur Anschauung bringt und den Charakter dieser Fürstin selbst mit tiefer psychologischer Kenntniß entwickelt.

Ida Gräfin Hahn-Hahn, Levin.

2 Bde. eleg. geh. 4⅙ Thlr.

Selbst von gegnerischer Seite wird dieser Roman als einer der ausgezeichnetsten der genialen Verfasserin bezeichnet.

Die Rückkehr.

Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen.

Erster Band: Aegypten. eleg. geh. 2⅙ Thlr.
Zweiter Band: Syrien. eleg. geh. 2½ Thlr.
Dritter Band: Syrien und Kleinasien. eleg. geh. 3 Thlr.

Urtheilsfähige Stimmen setzen dieß Werk, namentlich den 2ten und 3ten Theil, jenen berühmten Briefen in Reichthum des Stoffes, lebendiger und genialer Auffassung und Darstellung unbedingt an die Seite.

Fanny Lewald, Italienisches Bilderbuch.

2 Thle. eleg. geh. 3⅚ Thlr.

Dieß Werk hat wegen der Frische und Lebendigkeit der Darstellung, wie durch den dargebotenen reichen Inhalt sich überall das Lob der Kritik und den Beifall der Leser erworben.

Hieronymus Lorm, Gräfenberger Aquarelle.

8. eleg. geh. 1½ Thlr.

Dieß humoristisch-poetische Büchlein hat sich rasch eine große Anzahl von Freunden errungen und zwar nicht nur unter den Wassertrinkern, sondern noch mehr unter Wein- und Theetrinkern.

Im Jahre 1847 und 48 sind außerdem erschienen:

Barthold, Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft. Sitten, Geschmacksbildung und schöne Redekünste deutscher Vornehmen vom Ende des 16ten bis über die Mitte des 17ten Jahrhunderts. 2 Thlr.
Ganganelli (Papst Clemens XIV), seine Briefe und seine Zeit. 2⅙ Thlr.
Geibel, E., Gedichte, 10te Aufl. 1⅓ Thlr. eleg. geb. mit Goldschnitt 2⅙ Thlr.
Hertz, Henrik, René's Tochter, 2te Aufl. 8 Sgr.
Kopisch, A., Allerlei Geister. Mährchenlieder, Sagen und Schwänke. 1⅓ Thlr.
Morajn, L. v., Gedichte. 1⅙ Thlr.
Kunstreiter, Die, eine Novelle. 1½ Thlr.
Held, Hans v., Geschichte der drei Belagerungen Colbergs im 7jährigen Kriege. 1⁹⁄₁₀ Thlr.
Keyserling, A. v., Aus der Kriegszeit. 1ste Abthlg. 1 Thlr.
Rahden, W. v., Wanderungen eines alten Soldaten. 1. 2. Thl. 6 Thlr.

[22] Bei H. Sybilia in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Gedichte

von

Ludwig Mühlau.

12. 21 Bogen, eleg. geb. 1 Rthlr. 15 Sgr.

[428] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

J. Ch. Freiherrn von Zedlitz.

Vierte vermehrte Auflage.

Elegante Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt und zwei Stahlstichen.

Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

Wenn sich die deutsche Lyrik namentlich seit Rückert in so manchen neuen Formen versuchte, um die Heroen einer früheren Glanzperiode in Betreff der Technik noch zu überflügeln, so kehrt man doch immer gern zu den Quellen der Poesie zurück, die jenes von Goethe gemeinte „urkräftige Behagen" erzeugen, welches der ganze moderne künstlichere Typus weniger emporkommen läßt. Unter den Dichtern, die uns achten castalischen Trank kredenzen, nimmt Zedlitz eine der ersten Stellen ein. Wer kennt nicht Zedlitz' „Todtenkränze," seine „nächtliche Heerschau," seine Elegie auf „Goethe's Tod," seine wundervollen Zeilen über Beethoven und so manches Andere, was ihm in den Annalen der deutschen Lyrik einen dauernden Namen sichert? Wir übergeben hier dem Publikum eine neue vermehrte Ausgabe dieses südliche Weichheit mit nordischer Kraft vereinenden, Lord Byron geistverwandten Dichters, in der Hoffnung, daß dieselbe bei elegantester äußerer Ausstattung abermals eine recht weite Verbreitung finden werde.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Levana

oder

Erziehlehre

von

Jean Paul.

Dritte aus dem literarischen Nachlaß des Verfassers vermehrte Auflage.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 22½ Ngr.

Dieser dritten Auflage ist ein neues Bruchstück hinzugefügt worden. Es besteht aus den kleinen Zusätzen, welche Jean Paul nach Erscheinen der zweiten Auflage geschrieben und in verschiedenen Einzelschriften zerstreut hat, so wie aus andern, welche einem handschriftlichen Nachlaß, den Studienbüchern und Blättern der Levana, für welche er bis in die letzten Lebensjahre thätig geblieben, entnommen worden sind.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[13]

Zeitschriften für 1848.

Die im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung seit einer Reihe von Jahren erschienenen, nachstehend verzeichneten Zeitschriften sind zu Anfange dieses Monats zum Theil schon ausgegeben, theils werden sie in Kurzem zur Versendung kommen. Es werden daher die bisherigen Abnehmer ersucht, ihre Bestellungen bei den betreffenden Buchhandlungen und Postämtern, im Fall es noch nicht geschehen seyn sollte, zu erneuern, damit in der Ablieferung keine Verzögerung eintrete.

Monatblätter

zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung. 4ter Jahrgang. gr. 4. Preis des Jahrgangs 8 fl. od. 4 Rthlr. 20 Ngr.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland. 21ster Jahrgang. gr. 4. Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr.
(Wird auch in monatlichen Heften ausgegeben.)

Morgenblatt

für gebildete Leser. 42ster Jahrgang. Mit Kunst- und Literaturblatt. gr. 4. Preis des Jahrgangs 20 fl. oder 11 Rthlr. 10 Ngr.
(Wird auch in monatlichen Heften ausgegeben.)

Kunstblatt.

Redigirt von Dr. E. Förster in München und Dr. F. Kugler in Berlin. gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 fl. oder 3 Rthlr. 10 Ngr.

Literaturblatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel. gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 fl. oder 3 Rthlr. 10 Ngr.

Deutsche Vierteljahrsschrift.

11ter Jahrgang. Nr. 41—44. gr. 8. Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.
(Jedes einzelne Heft 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.)

Polytechnisches Journal.

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufacturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft rc. Herausgegeben zu Augsburg von Dr. J. G. Dingler und Dr. E. M. Dingler. Mit Holzschnitten im Text und Lithographien. 29ster Jahrgang. gr. 8. Preis des Jahrgangs von 24 Heften oder 4 Bänden 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr.

Correspondenzblatt

des königl. württembergischen landwirthschaftlichen Vereins. Neue Folge 17ter Jahrgang. Mit Lithographien. gr. 8. Preis des Jahrgangs von 2 Bänden in 6 Heften. 3 fl. oder 2 Rthlr.

Wochenblatt

für **Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel.** Herausgegeben von der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins zu Stuttgart in Verbindung mit der Gesellschaft für Beförderung der Gewerbe in Württemberg. Mit Holzschnitten im Text und Lithographien. 15ter Jahrgang. 4. Preis des Jahrgangs 1 fl. 30 kr. oder 28 Ngr.

Neue Abonnements auf diese Zeitschriften werden fortwährend angenommen und auch Bestellungen auf frühere Jahrgänge und auf einzelne Theile derselben, so weit der Vorrath reicht, ausgeführt.

Stuttgart, im Januar 1848.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Humboldt's Kosmos zweiter Band.

[335] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kosmos.

Entwurf

einer physischen Weltbeschreibung

von

Alexander von Humboldt.

Zweiter Band.

gr. 8. broch. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

Allgemeine Uebersicht des Inhalts:

A. Anregungsmittel zum Naturstudium. 1) Dichterische Naturbeschreibung. — 2) Landschaftmalerei. — 3) Cultur exotischer Gewächse. **B. Geschichte der physischen Weltanschauung.** 1) Das Mittelmeer als Ausgangspunkt der Versuche ferner Schifffahrt gegen Nordost, Süden und Westen. — 2) Feldzüge der Macedonier unter Alexander dem Großen. — 3) Zunahme der Weltanschauung unter den Lagiden. — 4) Römische Weltherrschaft. — 5) Einbruch des arabischen Volksstammes. — 6) Zeit der großen oceanischen Entdeckungen. — 7) Zeit der großen Entdeckungen in den Himmelsräumen durch Anwendung des Fernrohrs. — 8) Vielseitigkeit und innigere Verkettung der wissenschaftlichen Bestrebungen in der neuesten Zeit. — Anmerkungen und Inhalts-Uebersicht der Bände I und II des Kosmos.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Freiligraths Gedichte

aus dem Englischen.

Englische Gedichte

aus neuerer Zeit.

Nach

Felicia Hemans,

L. E. Landon, Robert Southey, Alfred Tennyson, Henry W. Longfellow und Anderen

von

Ferdinand Freiligrath.

Mit dem Bildnisse der Mrs. Hemans in Stahlstich.

gr. 8. Velinpapier. broch. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 7½ Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Walachische Mährchen,

herausgegeben von

Arthur und Albert Schott.

Mit einer Einleitung über das Volk der Walachen und einem Anhang zur Erklärung der Mährchen.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

Diese Mährchen sind hier so mitgetheilt, wie sie unter den Walachen des Banats in mündlicher Ueberlieferung leben: anspruchslos und doch überaus reich, ein neugehobener Schatz echter Dichtung. Wenn sie auf der einen Seite vielfältig an die Mährchenwelt des deutschen Volkes erinnern, welches mit den Walachen durch die große Donaustraße unmittelbar in Verbindung steht; so streifen sie nach der andern in die romanische, slavische, griechische hinein. Manches ist sogar unmittelbar mit den Göttersagen der alten Welt verwandt; anderes mag noch spät mit Cumanen und Madjaren aus dem fernen Asien eingewandert seyn. Da bei jedem Volk das geistige Leben, zu dem wir auch die Mährchen zählen dürfen, ein Abbild seines äußeren Entwicklungsganges ist, so schien es zweckmäßig in einer Einleitung über die äußeren Schicksale des walachischen Stammes, über sein Verhalten zu Christenthum und Bildung, über die Herkunft und Entwicklung seiner Sprache das Wichtigste zusammenzustellen. Der Leser findet also hier den ersten Versuch einer Geschichte der Walachen, dieses merkwürdigen Vorpostens romanischer Zunge gegen Osten. Der Anhang hat sich die Aufgabe gestellt, darzuthun, daß Mährchen überhaupt nur Ueberreste heidnischer Göttersage sind, und dieß für jede der mitgetheilten Erzählungen im Einzelnen zu beweisen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Christliches Handbuch

in

Gebeten und Liedern

gesammelt von

Dr. C. Grüneisen,

Königl. württembergischen Oberhofprediger.

Elegante Taschen-Ausgabe.

Velinpapier. broch. Preis 1 fl. oder 20 Ngr.

Dieses christliche Handbuch zerfällt in: 1) Wochengebete, zur Morgen- und Abendandacht für zwölf Wochen. 2) Festgebete. 3) Abendmahl. 4) Krankentrost. 5) Anhang, für die Reise und bei häuslichem Verluste. Die Gebete sind größtentheils aus den älteren Sammlungen von Habermann, Neumann, Arnold, Storr u. A. zusammengetragen, wiewohl auch mit Neuerem, von Reinhard, Dann und dem Herausgeber selbst, versehen. Mit den Gebeten wechseln Lieder ab, von Gerhard bis auf Novalis, Schenkendorf, Knapp u. A. In den älteren Gebeten und Liedern ist die edle Sprache der Entstehungszeit erhalten. Je mehr in unsern Tagen überhaupt die erbaulichen Schriften auch früherer Perioden Anerkennung finden, desto gewisser darf eine Sammlung wie die vorliegende neben den vielen Gebetbüchern der neueren Zeit auf Anklang rechnen. Die Ausstattung ist im Format und auf dem Papier der eleganten Taschenausgabe des Württembergischen Gesangbuches.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 25. Sonnabend den 29. Januar 1848.

Multis ille bonis flebilis occidit,
Nulli flebilior quam tibi.
Horat:

Klage um Schiller. *

1815.

Noch eh' des Todes Flügel mich umschwingen,
Eh' langer Schlaf das müde Aug' verhüllt,
Soll bebend noch dieß Trauerlied erklingen,
Wenn schon die höh're Ahndung mich erfüllt.
Was hier der Seele einzig süßes Streben,
Das ist der Weg zum hohen bessern Leben.

Nur durch den Himmel noch mit dir verbunden,
Such' ich auf Erden trauernd deine Spur.
Was ich in dir, du hohes Bild, gefunden,
Das gab nur eine göttliche Natur.
Nur aus dem Quell des Ewiggroßen, Guten
Trug dich das Schicksal in des Lebens Fluten.

Du drangest in des Unermeßnen Tiefen
Mit Kraft und edlem Willen kühn voran,
Und alle Thaten, die zum Großen riefen,
Sie wandelte dein Geist auf rascher Bahn.
Du wolltest neu das Ewige gestalten
Und in der Schöpfung wie ein Schöpfer walten.

Für diese Welt nicht war das große Wesen,
Nur uns gegeben als ein Unterpfand.
Er sollte uns des Lebens Räthsel lösen,
Er zeigen uns des Geistes Vaterland.
Und wie er selbst im Leben, Lieben, Leiden,
So sollen wir das Beßre auch erstreiten.

Doch eh' das Herz sich diesem Schluß entfaltet,
Vermag es kaum die Welt noch anzuschaun.
Es sieht nur ewig trauernd neu gestaltet
Der Täuschung Bild auf's neu sich stets erbau'n,
Und wendet seufzend von den Lustgesängen
Des Lebens das betäubte wunde Ohr;
Wenn Alle sich berauscht zur Freude drängen,
Tritt immer herrschend nur der Gram hervor.

* Dieses Gedicht ist von Schillers Wittwe, Charlotte, geb. von Lengefeld, zehn Jahre nach dem Tode des großen Mannes geschrieben worden. Wir verdanken die Mittheilung der Tochter der verehrten Frau und entsprechen mit Vergnügen der Aufforderung, das Gedicht so wie es vorliegt abdrucken zu lassen.
D. Red.

Vergnügen auf der Jagd.

(Schluß.)

Unterdessen wird es empfindlich kalt; die Sonne ist hinter dem Waldrand verschwunden, Nebel steigen auf und die Gesichter des Jagdliebhabers und des jungen Herrn schillern in Blau, Violett, Roth und Gelb wie eine Farbenschachtel. Rings herum knallt es lustig, bei ihnen ist's öd und still. Plötzlich aber huschen auf hundert, hundert und zwanzig Gänge im Walde einige Rehe vorbei. Wie schlägt den Beiden das Herz! Links knallt es; die Rehe halten an und wenden, was im Laub auf dem Boden ein großes Geräusch macht. Beide legen das Gewehr an die Wange und strengen ihr Sehorgan unmenschlich an, um das Gewicht oder den Pinsel zu erblicken. Vergebens, sie sehen nur die Umrisse der Thiere.

Die beiden Schützen erinnern sich, daß man ihnen gesagt hat, der Bock oder die Gais breche gewöhnlich zuerst hervor, aber wer von den Beiden, ob Bock oder Gais zuerst, das haben sie vergessen. Die Rehe kommen näher, erschrecklich näher. Jeder denkt: wenn der Andere schießt, kann auch ich schließen, der wird den Bock schon kennen. Jezt faßt der Jagdliebhaber ein Herz und schießt beide Läufe ab. Vier Rehe fahren in ungeheuern Sätzen zwischen Beiden durch, hinter ihnen in den Wald hinein. Der junge Herr schickt den Fliehenden zwei Schüsse nach; aber es stürzt nichts.

Der Trieb ist beendigt und Alles versammelt sich, um heimzuziehen. — „Nun, haben Sie geschossen?" sagt der alte Jäger zum Jagdliebhaber. „Ihnen müssen ja vier Rehe angelaufen seyn." — Von unsern beiden Nimrods will eben jeder versichern, er habe dem starken Bock, der darunter gewesen, ein Tüchtiges versezt, als ein alter Treiber hinzutritt und bemerkt, er habe die vier Rehe deutlich gesehen, es seyen vier Gaisen gewesen. — Der Jagdliebhaber und der junge Herr verstummen plötzlich und beten in Gedanken: „Heiliger Hubertus, wenn nur kein Unglück geschehen ist!"

Die Jagd ist zu Ende und man kehrt tüchtig durchfroren auf das Dorf zurück, wo der erste Trieb begonnen hat. Hier wird zum Beschluß der lezte und beste Trieb gemacht, an der Wirthstafel nämlich, wo ein Sauerkraut mit Umständen, d. h. mit Erbsen, Schweinefleisch, Blutwurst u. dergl. aufgetischt ist. Man ißt sehr viel, man trinkt noch mehr, renommirt wird ungeheuer, und am Ende fährt Alles nach Hause.

Mitten in der Nacht kommt der Jagdliebhaber in sein Zimmer; ihn fröstelt und er läßt sich einen Kamillenthee machen, der auch seine Wirkung thut. Am andern Morgen wacht er mit einem starken Husten und Schnupfen auf. Sein Barbier erschrickt, als er ihn im Bette liegen sieht, und bringt ihm einen Handspiegel. Die rechte Wange des Jagdliebhabers ist fürchterlich aufgelaufen. — Um zehn Uhr bringt ihm sein Bedienter einen Brief vom Jagdeigenthümer, der ihm mit wenigen freundlichen Worten den Rath gibt, künftig nicht wieder auf Rehe zu schießen, bevor er gelernt habe, einen Bock von einer Gais zu unterscheiden; heute früh hätten die Jäger eine Gais heimgebracht, die von ihm im lezten Trieb geschossen worden. Der Jagdliebhaber seufzt und nimmt den ersten Löffel einer sehr bittern Arznei die ihm der Arzt verschrieben.

F. W. Hackländer.

Flüchtige Skizzen.

II.

Antwerpen.

O du herrliches Antwerpen! rief ich entzückt und begeistert aus, als ich die Kathedrale mit den prächtigen Rubensbildern und noch andere schöne Kirchen, Hafen und Plätze abgelaufen und das Museum beschaut hatte. Im Museum allein hatte ich über vier Stunden zugebracht und konnte mich gar nicht trennen, und wenn ich nicht so gewiß wüßte, daß das schönste, das farbenprächtigste Bild in der Beschreibung langweilig und abfärbig wird, so würde ich von dem Kapitel nicht so bald los kommen. So aber will ich mich nicht wissentlich an fremder Geduld versündigen.

Die Stadt zeigt eine wunderbare Mischung von Alt und Neu, von abgethaner Vergangenheit und frischerwachendem Leben, von Naivem und Prächtigem in Wesen und Bauart, von modernen und mittelalterlichen Bestrebungen. Diese Mischung hat aber nichts Buntfarbiges, Grelles, Unangenehmes, es ist ein harmonischer Hauptton in dem Ganzen und ein Zauber in dem Gesammteindruck, der durch die vermittelnde und schicksals- und thatenreiche Geschichte noch gehoben wird. Während hier die Vergangenheit ihre Fußspuren zurückgelassen, behauptet gleich daneben die Gegenwart ihr Recht. Breite und lange Gassen mit den heimlichen altflandrischen Giebelhäusern mit Streifen und Bildern, alle so wohnlich, behäbig, Wohlstand verkündend; der herrliche, wenn auch nicht regelmäßige Platz de Mair, die prächtigen Kirchen, die Börse, die älteste im nördlichen Europa, die noch die Zeiten gesehen, da Antwerpen der Mittelpunkt des Welthandels war und in ihren Arkaden sich an sechstausend Kaufleute täglich versammelten; das alte Rathhaus, die Rüsteralleen und Kanäle, die aber, die glänzenderen Stadttheile kaum berührend, nicht das Helle, Freundliche und Nette der holländischen Städte haben; dazwischen elegante Kaffeehäuser, modische Auslagen, neu entstandene Paläste, Fabriken und Dampfmaschinen, und so alter und neuer Reichthum friedlich neben einander bestehend. Ferner das prächtige große und kleine Bassin, mit bunten Wimpeln und Segeln gefüllt, aus der Zeit der Franzosenherrschaft, und die neuen Entrepots und Docks seit dem Bombardement vom Jahr 1831 durch die Holländer, welches die schöneren napoleonischen zu einem Raub der Flammen machte. Ein treuer Begleiter auf allen Spaziergängen, auf den Wällen, in den Anlagen vor den Thoren, ist der 440 Fuß hohe Thurm der stolzen Kathedrale, ein

stattlicher Fingerzeig, der mich aus allen Labyrinthen der Stadt immer richtig nach meinem Quartier wies, das ich in seiner Nähe im Hotel St. Antoine aufgeschlagen hatte. Aber auch noch weiter hinaus, über die Ufer der breiten Schelde und in die üppige Landschaft, die fruchtbarste und bevölkertste des jungen Königreichs, grüßt er wie ein Wächter der unter ihm liegenden treu gehüteten Stadt.

Wenn ich so allein durch die Gassen streifte, etwa am Hafen oder an der Balustrade eines Kanals, oder vor dem Portale einer Kirche stehen bleibend, so belebten sich Gassen, Hallen und Kirchen vor mir mit Gestalten früherer Zeit, wie sie uns die Bilder des Rubens und seiner Schüler so gerne vor's Auge bringen. Hier wandeln die Frauen reicher Kaufherrn in Spitzenkrägen und schweren Sammtkleidern und mit silberbeschlagenen Gebetbüchern, die Diener, oft auch einen Mohren in bunter Livree hinter sich, dem Eingang einer Kirche zu; dort stolziren gravitätisch ihre Eheherrn, nach den neuangekommenen Tonnen und Ballen zu sehen, oder auf dem Stadthause und auf der Börse sich zu berathen. Welch eine Zeit, da sich 250,000 Menschen in diesen Mauern bewegten, da 2500 Schiffe immer im Hafen vor Anker lagen und über 500 jeden Tag einliefen, da bis zu 3000 Frachtwagen wöchentlich zu- und abgingen und Antwerpen der kostbarste Edelstein im Ringe der Welt war; da ein Johann Daens, um den Besuch seines Kaisers zu ehren, die Schuldverschreibung einer Million in das mit köstlichem Zimmt genährte Kaminfeuer des Salons warf und sich durch den hohen Besuch reichlich bezahlt erklärte! Ein Stapelplatz für den ostindischen und westindischen Handel, für italienische Seide, für die Waaren der Hansa, für die Erzeugnisse flandrischen und brabantischen Fleißes, der wichtigste Verkehrsort mit den nahen Küsten Englands und Frankreichs, wurde es von Kaufleuten aus allen Ländern der Erde besucht; von Augsburg und Florenz, von Lissabon, Genua und Pisa, ja aus dem fernen Orient, aus Byzanz und Alexandrien, Damaskus und Ispahan kamen Negozianten auf seine Freimessen und ließen sich daselbst nieder.

Die Scene verändert sich. Auf allen Gassen steckt man die Köpfe zusammen, bewaffnete Mannschaft zieht auf die Wachen und Wälle, die Bürger eilen auf das Rathhaus, ängstliche Gesichter begegnen sich lauschend und fragend. Im Rathe sitzen Weisheit und Muth, Vaterlandsliebe und Beharrlichkeit, aber auch Neid und Mißgunst, Wucher und Krämergeist, an denen häufig eigene Wohlfahrt und Sicherheit scheitern.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Januar.

Kunstausstellung. — Theater.

Es ist der Versuch gemacht worden, unserer Stadt eine bleibende Kunstausstellung zu geben. Die thätige Kunsthandlung von Pietro del Vecchio hat uns damit ein Neujahrsgeschenk gemacht, das für Belebung und Ausbildung des Kunstsinns unserer Bevölkerung wichtig werden kann, wenn es hinreichende Theilnahme findet, um dauernd zu bestehen. Das Unternehmen war schon längst projektirt, konnte aber nicht früher in's Leben treten, da es den Unternehmern an einem passenden Lokal fehlte. Der Anfang ist im Verhältniß zu den vorhandenen Mitteln vielversprechend. Außer einer sehr reichen Sammlung ausgewählter Kupferstiche enthält die erste Ausstellung eine Menge neuer Oelgemälde, unter denen sich manches werthvolle befindet. Zwei norwegische Landschaften von Dahl, düstere Gebirgsgegenden mit brausenden Wasserstürzen darstellend, in der eigenthümlichen Manier dieses Meisters, sind besonders anziehend. Von Professor Kummer fesselt ein Bild, die Flucht eines ungarischen Viehdiebs, der mit seinem Raube den Verfolgern auf flüchtigem Rosse enteilt. Die von stehenden Gewässern durchschnittene Gegend einer öden Puste, wie sie in jenem Flachlande häufig vorkommen, von trübem Himmel eigenthümlich beleuchtet, bildet die charakteristische Scene. Ein anderes vortreffliches Gemälde ist das Bild von Nerenz: Geh' in's Kloster! Ein Mönch redet einem jungen italienischen Mädchen, das sich einen Fehltritt hat zu Schulden kommen lassen, in's Gewissen und deutet mit erhobener Linken auf das an felsiger Küste gelegene Asyl, als einzige, ihr übrig bleibende Rettung. Der sinnende, zweifelnde Ausdruck im Gesicht des schönen Mädchens, noch mehr der naive Blick des prächtigen Buben neben ihr, der in voller Lebendigkeit des Südens auf die Worte des Mönchs hört, und der im Hintergrund lauschende junge Mann, in dem man leicht den Geliebten des Mädchens erräth, vereinigen sich zu einem wohl gelungenen, der Natur und dem Charakter des Volks treu entsprechenden Ganzen. Dasselbe ließe sich von Cretins italienischem Hirtenmädchen, einer vereinsamten, auf freiem Felde sitzenden Gestalt sagen, wäre der Blick dieses

Mädchens in die Ferne nicht gar so leer und seelenlos. Ein schönes Talent bekundet ein junger Maler Bielkowski, der eine Venus in Lebensgröße ausgestellt hat. An dieser trefflich gemalten Gestalt macht nur das gar zu hellblonde Haar einen etwas störenden Eindruck. Wir hören, daß der junge Künstler vom Könige von Preußen auf drei Jahre ein Reisestipendium erhalten hat, um sein vielversprechendes Talent unter den Kunstschätzen Italiens ausbilden zu können.

Auf unserer Bühne kam Gutzkows neuestes Trauerspiel oder, wie der Autor es genannt wissen will, „historisches Gemälde," Jürgen Wullenweber, am Neujahrstage zur Aufführung. Mit „Uriel Acosta" hatte sich Gutzkow die Gunst des hiesigen Theaterpublikums in hohem Grad erworben. Man war auf ein Produkt im höchsten dramatischem Style gefaßt und glaubte ein solches um so zuversichtlicher erwarten zu dürfen, je mehr Sympathien der nationaldeutsche Stoff bei Jedermann erweckte. Der Zudrang war so groß, daß ein Drittheil der Schaubegierigen keinen Platz im Hause fanden. Leider ward das Publikum höchlichst getäuscht und ging sehr unwillig von dannen. Man kann nicht sagen, daß diese neueste dramatische Leistung Gutzkows geradezu durchgefallen sey, sie hat sich aber nur eben gehalten und wird jedenfalls sehr schnell vom Repertoire verschwinden. Dieses historische Gemälde des Dresdner Dramaturgen ist ein lockerer, zusammenhangsloser Bau rasch wechselnder Scenen, in die auch der beste Wille keine Einheit, wenigstens keine künstlerische, bringen kann. Eine Unmasse Personen treten auf, sagen ihr Pensum her, machen andern Platz, kommen gelegentlich wieder und schieben wohl oder übel die zerfahrene Handlung so hin und her, bis zu guter Lezt der Lübecker Bürgermeister hingerichtet wird. Ein so guter Kopf und so geschulter Theaterdichter, wie Gutzkow, kann nicht absolut Schlechtes liefern, es kommen daher manche gescheidte Einfälle in dem unklaren Ganzen vor, wir vermissen aber durchweg ein festes Streben nach künstlerischer Geschlossenheit; wir vermissen geschickte Entwicklung der Charaktere und vor Allem das, was einem Drama unerläßlich ist, die innere Nöthigung. Weder Jürgen, noch der ehemalige Hufschmied Markus Meier, noch Wullenwebers edle Schwester Meta, noch die vielen andern Personen zeigen sich als Charaktere. Markus Meier zumal erregt ein mitleidiges Lächeln mit seiner dreifach getheilten, unfertigen Neigung zu drei Weibern, denen er mit gleicher Lebhaftigkeit nachläuft, je nachdem diese oder jene ihm gerade in den Wurf kommt. Wir haben so lange auf Frau Birch-Pfeiffer geschimpft und ihr vorgeworfen, daß sie nur für das roheste Bedürfniß ungebildeter Theaterbesucher fabrikmäßige Waare liefere; wir sind auch jezt noch dieser Meinung, allein wir müssen wenigstens zugeben, daß die gewitzigte Fabrikantin das Geschäft mit Umsicht und Geschick betreibt. Gutzkows „Wullenweber" schlägt Birch-Pfeiffersche Wege ein, ohne den kecken Muth zu haben, sie in gleicher Weise wandeln zu können oder zu wollen. Begreiflicherweise war die Aufnahme dieses mißlungenen Drama's hier eine laue, die sich auch bei den nächsten Vorstellungen nicht wärmer gestalten wollte. — Viel Glück dagegen macht die Oper eines jungen Componisten, Gustav Schmidt, „Prinz Eugen, der edle Ritter." Der Verfasser hat in sehr glücklicher Weise den volksthümlichen Ton anzuschlagen verstanden, und wenn auch kein tiefes, doch ein ansprechendes Werk geliefert, das selbst feinere Musikkenner anmuthet und ohne Zweifel eine geraume Zeit überall, wo es zur Aufführung kommt, volle Häuser machen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Januar.

(Schluß.)

Notare. — Leverrier.

Einige Notare begnügen sich aber nicht mit dem legitimen Gewinne, sondern legen sich auf Spekulationen, um noch reicher zu werden und noch größern Aufwand machen zu können. Die Kenntniß, welche sie durch ihre Amtsgeschäfte von industriellen Unternehmungen erlangen, sezt sie in Stand, unter denselben diejenigen auszuwählen, die den meisten Vortheil versprechen, und da sie zuweilen sehr große Summen von Privatleuten in Verwahrung haben, so widerstehen sie nicht immer der Versuchung, dieselben einstweilen zu Spekulationen zu benutzen. So hatte es Lehon gemacht, so scheint es auch Outrebon gemacht zu haben. Jezt aber ist der Schrecken unter alle Pariser Notare gefahren, da man ihnen ernstlich zu Leibe geht und ihnen das Recht streitig macht, ihr Geschäft zu veräußern. Der Spruch eines Provinzialgerichts, der so eben bekannt wird und sich darauf beruft, daß die Verkäuflichkeit richterlicher Aemter in der großen Revolution abgeschafft worden, ist für sie ein Donnerschlag; was soll aus ihrem so hoch gepriesenen Stande werden, wenn man ihnen das Recht nimmt, dereinst eine halbe Million oder noch viel mehr aus dem Verkauf ihrer Schreibstuben zu ziehen! Es bleibt ihnen zwar die Möglichkeit, dieselben unter der Hand zu verkaufen; aber sobald Schwierigkeiten in der Zahlung entständen, kämen sie in große Verlegenheit, da ihnen die Justiz keine Hülfe gegen ihre Schuldner leisten, sondern sie noch obendrein zur Geldbuße verurtheilen würde, wenn es einmal ausgesprochen ist, daß die Herrn Notare nicht befugt sind ihr Geschäft zu verkaufen. Diese Angelegenheit wird jezt in den Zeitungen lebhaft verhandelt, und sie ist ziemlich wichtig, da Verkäuflichkeit und Bestechung einander die Hand bieten, und man gegenwärtig beider los zu werden strebt, es koste was es wolle. — In der Gelehrtenwelt gibt es zwar keine Händel dieser Art, aber auch dort werden die ruhigen Besitzer zuweilen aufgeschreckt. Man hat den Triumph des jungen Astronomen Leverrier nicht vergessen, der die Ehre gehabt, einen Planeten zu entdecken. Die Franzosen waren geneigt, diesem Stern den Namen des Entdeckers beizulegen; er ward in die Akademie aufgenommen, bekam einen Lehrstuhl an der Fakultät der Naturwissenschaften, und sein Bildniß ist bei allen Kunsthändlern zu sehen; in seiner Vaterstadt hat man sogar eine Straße nach ihm benannt. Bis dahin ging Alles gut, und über ein Jahr lang genoß er ruhig des erworbenen Ruhms. Aber nun kommen andere Sternkundige und behaupten, der von Leverrier entdeckte Planet habe mit unserem Sonnensystem gar nichts zu thun, sondern gehöre einem andern System an, von dem wir so gut wie nichts wissen. Leverrier nimmt sich natürlich seines armen Planeten an und vertheidigt seinen Platz in unserem Systeme. Es ist neulich in der Akademie der Wissenschaften deßhalb zu heftigem Wortwechsel gekommen, aber die Frage ist natürlich unentschieden geblieben, und die Verfasser der astronomischen und geographischen Lehrbücher sind vorläufig verlegen, was sie mit dem Leverrierschen Planeten machen sollen. Ist er ein College unserer Erde, oder ein Vagabund aus einem andern Sonnensystem, welcher sich erlaubt bis auf die Grenze unseres Systems zu schweifen und sich für einen der unsrigen auszugeben

D g.

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 26. Montag den 31. Januar 1848.

— Ego illi detrahere ausim
Haerentem capiti multa cum laude coronam?
Horat.

Eine Novembernacht in Dresden.

„Gott sey Dank, daß es vorüber ist und daß ich endlich hier bin! Wahrhaftig, einmal und nie wieder!" So rief der Maler Walter, als er Abends zehn Uhr aus dem Theater in die Gesellschaft seiner Freunde kam, welche er in dem gewöhnlich von ihnen besuchten Kaffeehause noch bei muntern Gesprächen zusammensitzend fand. Walter hatte die Hugenotten und in denselben eine fremde Künstlerin als Valentine gesehen.

„Du scheinst nicht besonders befriedigt? Hat dir Madame . . . nicht gefallen?" — „O sie ist in ihrer Art ausgezeichnet, vielleicht die Erste, so auch die Oper; aber eben diese Art ist es, die mich fast zur Verzweiflung gebracht hat; ich wünschte, ich könnte sie von der Erde vertilgen." — Die Freunde lachten und Walter fuhr fort: „Ja, ich habe heute die Hugenotten zum erstenmal gesehen, aber wahrlich, es soll nie wieder geschehen. Den Mißbrauch der Musik zu schnöden Theatereffekten, wie er heutzutage überhaupt Mode ist, habe ich noch nie toller und mit mehr Virtuosität hervortreten sehen, als in dieser Oper. Man wird ja von Anfang bis zu Ende aus einem Kunststück in das andere gejagt, bis endlich, Gott sey Dank, der fünfte Akt mit einem wirklichen Flintenknalleffekt schließt. Wie freue ich mich, daß es vorbei ist!"

„Ich bin anderer Meinung," sagte einer der Freunde; „mir hat die Oper immer sehr wohl gefallen. Du kannst doch nicht läugnen, daß sie einen großen Reichthum an Melodien, prächtige Instrumentation und eine hinreißende Frische der Bewegung hat, zu welcher leztern das Libretto nicht im geringsten mitwirkt, so daß man dieselbe also ganz allein der Meisterschaft des Componisten zuschreiben muß." — „Gut, gut, ich habe ja schon vorhin die Oper für ausgezeichnet in ihrer Art erklärt. Nur diese Art — laßt euch durch ein Bild verdeutlichen, welchen Eindruck sie mir macht. Mir ist, als träte ich Abends in das brillant erleuchtete Kunstkabinet einer reichen Meßhandelsstadt. Hier hat man allerhand werthvolle und auch werthlose Gegenstände durch einander in das günstigste, blendendste Licht gestellt, um Käufer anzulocken und alle Gaffenden zu entzücken. Gleich beim Eintritt will die unter gothischem Bogen in Glasfarbenpracht prangende Kopie eines allbekannten Heiligenbildes dein Herz mit mächtiger Rührung überwältigen, aber du wirst nicht gerührt, weil du zugleich die Absicht dabei fühlst; du meinst vielmehr, jenes geliebte alte Heiligenbild sey zu schnöden, profanen Zwecken mißbraucht worden, und wendest dich ab wie von einer übertünchten Lüge. Magst du weiter gehen, so siehst du in vergoldeten Rahmen mancherlei Bilder, muntere Trinkgelage, groteske Schlachtscenen, reizende Liebesgärten, nächtliche Schrecken, Verrath, Leidenschaft, Verschwörung, Mord, alle diese Bilder von kecker Virtuosenhand gezeichnet und mit dem Bewußtseyn aufgestellt, daß jedes einzelne an seinem Ort den gehörigen Effekt machen werde. Du bist wirklich geneigt, den Handelsmann, der dieses Alles so geschickt arrangirt hat, in seinem Fache für einen Meister zu halten, für einen ausgezeichneten Faiseur, der überall eines großen Erfolges sicher seyn kann, wenn du auch recht gut weißt, daß genauer besehen jene romantischen Broncefiguren nur Fabrikarbeiten von Papier maché

sind, die Heiligenbilder zwischen Quincaillerien nur werthlose Kopien, welche nicht mehr die Seele des ursprünglichen Meisters athmen, endlich, daß überall nicht der Künstlergenius, sondern nur ein sehr bedeutendes, meist industrielles Talent diese Aladinsgrotte — so will ich allenfalls einmal das Meßkunstkabinet nennen — geschaffen hat. Im dritten Zimmer beginnst du freilich schon zuweilen zu gähnen und eine etwas hochmüthige Unterhaltung zu finden an der Verwunderung und dem Entzücken derjenigen, welche mit dir zusammen die Zauberhöhle in Augenschein nehmen; du gehst indessen doch noch bis zu Ende durch alle Zimmer, weil du einmal das Eintrittsgeld bezahlt hast und, wenn auch keineswegs ästhetisch angeregt, doch neugierig gespannt bist auf die dort aufgestellten Effekten. Beim Herausgehen fällt dir aber ein, daß dieses Conglomerat recht empfehlungswerther Meßartikel, welches du so eben in Augenschein genommen, von der mit dir lebenden Menschheit wirklich für ein Kunstwerk gehalten wird, und da ergrimmt deine Künstlerseele und du rufst ein Anathema aus über den profanen Handelsmann, der das Produkt seiner vortrefflichen Champagnerfabrik der betrogenen Menge für Nektar verschenkt. O wie fehlt doch unserer Zeit ein eifriger Christos, ein mächtiger Gesalbter des Herrn, daß er die Tempel der Kunst reinige, daß er die Wucherer und Wechsler daraus vertreibe, und vor allen die gleißnerischen Gecken, welche mit eitlem Prunk und hoffärtiger Thorheit darin umherstolziren, um die Herzen der Kinder Gottes mit ihrem teuflischen Blendwerk zu verwirren!"

„Ei ei, du wüthest ja in fanatischen Worten wie ein puritanischer oder auch wie ein ultramontaner Zelot," erwiderte nicht ganz ohne Bitterkeit, wenn auch mit lächelnder Miene derselbe Freund, der sich schon vorher zu Gunsten der Hugenotten erklärt hatte. „Du theilst wohl am Ende auch den höchst christlichen Vernichtungsneid gegen alle Künstler, welche von jenem Volke abstammen, dessen Tempel euer Christus einst reinigte. Es gehört ja jezt durchaus zum allermodernsten Tone, den Juden alle poetische Potenz überhaupt abzusprechen."

„Dergleichen Absicht," entgegnete Walter, „liegt mir wirklich sehr fern, nicht etwa weil deine Gegenwart, lieber Hirsch, mich davon zurückhalten würde — denn ich weiß, daß du im freien Gespräch mit uns dich sehr wohl über alle Schranken des Juden- und Christenthums erheben kannst — wohl aber, weil ich die Annahme für ganz lächerlich halte, daß die Gabe der Poesie an irgend welche Confession gebunden oder irgend einer Menschenrace vorenthalten seyn soll. Und gerade unsere Zeit führt ja den schlagendsten Beweis gegen jene Annahme durch höchst bedeutende poetische Potenzen, welche aus jüdischem Stamme entsprossen. Nur an Heine will ich erinnern und an den herrlichen Tondichter, der nun leider von uns geschieden, an den von der ganzen Welt betrauerten Felix Mendelssohn. Solchen Namen wohnt der heilige Klang der Weihe für ewig bei, und sie mögen wohl leicht den Unwillen überwältigen, welchen man wegen mancher eiteln Talentproducenten und Potpourrifabrikanten gegen die jüdische Race überhaupt ungerechterweise gefaßt haben könnte."

Die Erinnerung an Mendelssohn, der von dem ganzen Kreise geliebt und verehrt worden war, hatte eine momentane allgemeine Stille herbeigeführt. Es wandelte, wie man zu sagen pflegt, ein Engel durchs Zimmer. Dieses Schweigen wurde durch einen Mann mit hoher Stirn unterbrochen, welcher ziemlich der Aelteste in der Gesellschaft der jungen Künstler zu seyn schien. „Walter ist," so begann derselbe, „in seinem Eifer gegen die Hugenotten wieder einmal, wie immer, ein Durchgänger. Das macht der böse Vernichtungstrieb, der ihm faustdick hinter den Ohren sizt. Unglücklicherweise hat er nun zugleich über den Schläfen starke Musikorgane, und da ist es denn sehr erklärlich, daß er gegen diejenige Art Musik, welche seiner Naturanlage widerstrebt, leicht in eine kaum zu entschuldigende Vernichtungswuth gerathen kann. Laß dir doch, mein guter Knabe, ein geschickt zusammengesezte musikalisches Potpourri eben so ruhig gefallen, wie andere Menschen, und verzehre dasselbe mit angenehmem Appetit, ebenmäßig wie einen recht delikaten Heringssalat oder dergleichen."

„Hole der Teufel den Wirth, der mir einen Heringssalat vorsezt, zusammengesezt aus Religion und Leichtfertigkeit, aus Leidenschaft, Treue, Tugend, Koketterie — o bodenlose Albernheit und lächerliche Tragik! Ich habe ärgerlich lachen müssen, wenn ein großer Theil des Publikums bei höchst ergreifend seyn sollenden Scenen enthusiastisch Beifall donnerte. Eines nur tröstete mich dabei, daß nämlich dieses Publikum kein durchweg deutsches einheimisches war, sondern wenigstens zur Hälfte aus allerlei Fremden bestand."

(Fortsezung folgt.)

Flüchtige Skizzen.

(Fortsezung.)

Der Krieg wüthet seit Jahren im Lande, Antwerpen hat sich dem Rufe der Freiheit angeschlossen, aber der Feind, seine Wichtigkeit erkennend, hält es

seit Monaten umzingelt und eingeschlossen. Schon ist der Kanal durch das vordem sandige und öde Waesland gegraben, der den spanischen Belagerern die Zufuhr alles Nothwendigen nach dem Lager zu Bevern sichert, damals ein Schrecken, nun ein Segen der Gegend; schon ist die Schiffbrücke bei Ordam vollendet und die Schelde abgesperrt; vergebens hat des phantasiereichen Gianibelli Höllenmaschine mit dem friedlichen Namen „die Hoffnung" unter den feindlichen Werken zerstörend gewüthet, den Fluß aus seinem Bette gewühlt, die Steine auf eine Viertelmeile und acht Fuß tief in die Erde geschleudert, auf drei Meilen die Erde beben und sich heben gemacht, die Luft mit Glut und Dampf und Finsterniß erfüllt und über dreizehnhundert Menschenleben vernichtet; vergebens waren, das lezte Zufluchtsmittel, die Dämme durchstochen und weite Strecken unter Wasser gesezt worden, um den seeländischen Schiffen Zugang zu schaffen; Antwerpen nagt am Hungertuche, die Bürger murren, Aufruhr und Empörung geht durch die Stadt und nach vierzehn Monaten ergibt sie sich endlich ihren Feinden.

Eine neue Scenerie taucht empor. In der schönen Citadelle liegen die Holländer und wehren sich mit eigensinnigem Heldenmuth gegen die weit überlegenen Franzosen. Die Stadt, obwohl in Feindeshand, wird gegenseitig als neutraler Punkt erklärt und ihr volle Sicherheit garantirt. Die Geschäfte gehen ruhig ihren Gang und wie zu einem Völkerfeste ziehen aus allen Weltgegenden Fremde herbei, dieß seltene Spektakel mit anzusehen. Die Wirthshäuser sind gefüllt, Thürme und Dächer mit Neugierigen besezt, die Plätze werden wie in einem Theater gemiethet und ausgeboten. Vom 30. November bis 23. December 1832 dauert die Beschießung. Es ist ein glänzendes Schauspiel! Von den Holländern werden über 40,000, von den Franzosen über 60,000 Schüsse abgefeuert. Nachts zumal, wenn die Raketen steigen, die Leuchtbälle sich kreuzen und das Terrain zauberhaft erhellen, wenn dann eine Mörserbatterie sich entladet, Flammensäulen emporwirbeln, ein Pulvermagazin in die Luft fliegt, der Brand neue Gebäude der Festung erfaßt oder neue Thürme und Giebel krachend darin zusammenstürzen, dafür die Kugeln der Belagerten unter den Schanzkörben der Belagerer herumfegen, und hundertfacher Kanonendonner auch die gesicherte Stadt erzittern und dröhnen macht — ein glänzendes Schauspiel! Schade, daß der Spaß nicht mit verschossenem Pulver und zertrümmerten Mauern zu Ende ist, und über zweitausend Menschen ihr Leben, und tausend andere Gesundheit und gerade Glieder dabei eingebüßt!

Im Garten der zoologischen Gesellschaft saß ich und ließ mir von einem Belgier, der sich an meinen Tisch gemacht hatte, manche interessante Einzelheiten der denkwürdigen Epoche erzählen. Die Bestien in den nahen Käfigen brüllten, rüttelten an den Eisenstäben, rissen die Mäuler auf, gähnten und fletschten die Zähne; wir aber tranken in Burgunderblut auf allgemeinen Frieden und Segen. „Kommen Sie," sagte ich endlich aufstehend zu meinem neuen Bekannten, „wir wollen auf Ihre blutige Geschichten ein friedlicheres Schauspiel aufsuchen, und uns im königlichen Theater an den Trillern der Demoiselle Lacombe ergötzen."

(Schluß des zweiten Artikels.)

Nachtlieder.

1.

Es hat die Nacht die ewig klaren Sterne,
Die sie als Boten an die Sonne sendet,
Bis daß auftauchend diese aus der Ferne
Auf ihre Liebesfragen Antwort spendet.

Und Perlen hat die Wolke, silberhelle,
Hinab als Boten sie in's Meer zu gießen,
Bis daß es liebend Welle hebt auf Welle,
Und Meer und Wolke in einander fließen.

Es hat der Sänger seine Sterne: Lieder,
Und seine Perlen: leisgehauchte Klagen.
Ich schickt' sie dir: sie aber kehrten wieder,
Und keines brachte Antwort meinen Fragen.

2.

Auf offenem Wege, im dunkeln Wald,
Zog ich ihr nach ohne Aufenthalt;
Es flog mein Blick durch die Zweige dicht,
Doch wie er auch forschte, er fand sie nicht.

Die alten Bäume mit morschem Stamm,
Sie wiegten die Wipfel und lachten: Sie kam,
Doch ging sie vorbei unser schattiges Dach;
Frag' um ihren Weg bei den Blumen nach.

Die Blumen kichern: Sie war so schön!
Wir sahen sie stehen und weiter geh'n.
Wohin sie ging? ja eile dich nur,
Vielleicht verräth dir der Sand ihre Spur.

Da lispelt der Zephyr: Umsonst ist dein Müh'n!
Wie Rosen sah' ich die Wangen ihr glüh'n —
Da küßt ich die Rosen — dann hab' ich verweht
Der herrlichen Spur, daß nichts sie verräth.

Das hörte der Mond; mit freundlichem Licht
Er schnell aus den dunkeln Wolken bricht:
Fernhin ward's helle — ich sah sie vor mir —
Du freundlicher Mond! wie dank' ich's dir?

Athen, Januar.

Als Dank sey dir mein pochendes Herz,
Mein jubelnder Ruf zu dir himmelwärts,
Mein geflügelter Schritt, mein freudiger Blick,
Mein Leben, mein Lieben und all' mein Glück.

Rudolf Stark.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Januar.

(Fortsetzung.)

Theater. — Die Chemnitz-Risaer Eisenbahn. — Ein neuer Webestoff. — Vorlesungen.

Ein schon früher hier gegebenes und einigemal mit Beifall wiederholtes Drama, „die Mediceer," habe ich meines Wissens noch nicht erwähnt. Der Dichter, Namens Köberle, machte sich im vorvorigen Jahre zuerst bekannt durch eine Broschüre, „Aufzeichnungen eines Jesuitenzöglings," die Aufsehen erregte. Später debutirte er mit einem grösseren Werke, „Rom unter den lezten drei Päpsten." Als Gegner des Jesuitismus und ehemaliger Zögling dieser schlauen Priester, die seit den schweizerischen Wirren vollends allen Credit bei uns verloren haben, erwarb sich Köberle hier bald Freunde, die seinem dramatischen Erstlinge zu Gute kommen mußten. Das Stück gefiel, obwohl es an mannigfachen Mängeln leidet. Der junge Mann hat die Stichwörter der Zeit, wie das jezt allgemein Sitte ist, gehörig benüzt, schreibt außerdem einen blühenden Styl, der auf die Masse gewöhnlich einen günstigen Eindruck macht, und erlangte damit eine gute Aufnahme seines Drama's. Die Kritik ist freilich nicht dazu da, um, wenn Andere in die Hände schlagen, auch mit Beifall zu klatschen; darum wird sie zwar dem jungen Poeten den erzielten Erfolg von Herzen gönnen, zugleich aber auch bekennen müssen, daß es den „Medicäern" an eigentlicher tieferer poetischer Produktionskraft mangelt.

Aus den Zeitungen ist Ihnen der unglückliche Handel bekannt, der das unerwartete Fallen der Chemnitz-Risaer-Eisenbahn-Zehnthalerscheine verursacht hat, da deren Discontirung plötzlich sistirt ward. Noch heutigen Tags weiß das Publikum nicht bestimmt, wer die größte Schuld bei dieser mißlichen Angelegenheit trägt, ob das Direktorium genannter Bahn, oder das Finanzministerium. Auswärtige Zeitungen griffen das leztere in scharfen Artikeln an, was denn zur Folge hatte, daß unser Finanzminister von Zeschau sich ausnahmsweise einmal gemüßigt sah, darauf zu antworten und in der hiesigen offiziellen Zeitung in Bezug auf jene Angelegenheit und deren innern Zusammenhang eine ausführliche Erklärung abzugeben. Durch diese Erklärung fand sich direkt wieder das Direktorium in einer Weise blosgestellt, die ihm beim Publikum schaden mußte, weßhalb die Erklärung des Ministers wieder eine Erklärung des Direktoriums hervorrief, worin dieses das so tief betheiligte Publikum bat, es möge sich dasselbe so lange seines Urtheils enthalten, bis das Direktorium einen vollständigen Abdruck aller auf die Emission jener Zehnthalerscheine bezüglichen Verhandlungen und Aktenstücke würde ausgeben können. Mit welchem Verlangen alle Welt, am meisten aber die Betheiligten dieser Veröffentlichung entgegensehen, können Sie ermessen. Leider wird diese aber nicht erfolgen, da — die betreffende Behörde jene Schriften nicht herausgeben will. Das Direktorium soll sich nun zwar direkt an die Regierung gewendet haben, um die Herausgabe zu erzwingen, es ist aber kaum anzunehmen, daß es damit seinen Zweck erreichen wird. Was nun weiter in der Sache geschehen kann und wird, muß man abwarten; so viel nur ist gewiß, daß der Abdruck jener Verhandlungen zwischen Regierung und Direktorium erstere schwerlich in ein zweideutigeres Licht stellen könnte, als diese verweigerte Benützung derselben.

Die nunmehr beendigte Neujahrsmesse war ziemlich lebhaft, auch hinsichtlich des Geschäftsverkehrs. Anwesende Orientalen sollen bedeutende Einkäufe gemacht haben, so daß, was den Großhandel betrifft, die Erwartungen mehr als befriedigt worden sind. — An Erfindungen ist kaum je eine Zeit so reich gewesen, wie die unsrige. Ein fremder Kaufmann, ich glaube ein Berliner, zeigte hier während der Messe einen neuen Webestoff, der unter den Fabrikanten viel Aufsehen erregte. Dieser Stoff ist äußerst fein, noch feiner als Seide, weiß, glänzend, langfaserig und fühlt sich ganz wie Seide an. Die Zubereitung desselben ist zur Zeit noch das Geheimniß des Erfinders, welcher behauptet, die Herstellung desselben sey leicht und der Stoff selbst etwas ganz Gewöhnliches. Versuche ihn zu färben sind vortrefflich ausgefallen; es fragt sich nun, ob er sich auch beim Spinnen dauerhaft erweisen wird. Sollte dieß der Fall seyn, dann könnte die massenhafte Bereitung desselben sehr leicht eine gewaltige Revolution in der Handelswelt hervorbringen. Man sagte, dem Erfinder seyen für Entdeckung des Geheimnisses bereits 20,000 Pfund Sterling geboten worden. Nach mikroskopischen Untersuchungen scheint der unbekannte Stoff ein animalischer Bestandtheil, nicht aufgelöste Pflanzenfaser zu seyn.

Die von Dr. Anselm Ricard angekündigten Vorlesungen über deutsche und französische Literatur sind aus Mangel an Theilnahme nicht zu Stande gekommen. Bei der großen Vorliebe der Deutschen für alles Ausländische könnte dieß Wunder nehmen, hätte man hier nicht in den lezten Jahren französische Vorlesungen zur Genüge gehört, um möglicherweise die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß man des Alten viel, des Neuen wenig erfahren werde. In neuester Zeit hat auch Dr. Griepenkerl aus Braunschweig, der bekannte Aesthetiker, Vorlesungen über die neuere Kunst angekündigt, die demnächst beginnen sollen. — Unter dem Namen „Künstlerverein" ist seit einigen Wochen eine Gesellschaft von Schriftstellern, Musikern, Schauspielern, Malern und Bildhauern zusammengetreten, um je einen Abend in jeder Woche unter Vorträgen, Musik, Unterhaltung rc. gesellig zuzubringen. Der Verein ist noch zu sehr im Werden begriffen, um ein Urtheil zuzulassen; bei so vielen gemischten Elementen läßt sich aber erwarten, daß er fortbestehen, sich gut rekrutiren und nicht, wie so mancher andere, am Fluch der Langweiligkeit hinsiechen werde.

(Schluß folgt.)

Beilage: Monatsregister Januar.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, durch welche Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts," mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts," kostet . . . . fl. 20. oder Rthlr. 11. 10 Ngr.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne „Literaturblatt" und „Kunstblatt" fl. 14. oder Rthlr. 8.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne Literaturblatt oder Kunstblatt fl. 16. oder Rthlr. 9. 10 Ngr.

Der Jahrgang von jedem dieser Blätter, einzeln, nämlich das „Literaturblatt" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

das „Kunstblatt" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Württemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählungen.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Literaturblatt.

Kunstblatt.

Compleet

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Zweiundvierzigster Jahrgang.

1848.

Februar.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der sozialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 27. Dienstag den 1. Februar 1848.

Coelum ipsum petimus stultitia.
Horat:

Wahrhaft kosmische Ansichten sind erst Folge der Beobachtung und ideeller Combination, Folge eines lange dauernden Contacts der Menschheit mit der Außenwelt; sie sind die Frucht eines wo nicht allgemeinen, doch großen Völkerverkehrs.
A. v. Humboldt.

Aus der Natur.

I.

Conjekturalastronomie.

Sobald einmal die Ansicht, daß die Gestirne massenhafte Weltkörper seyen, durchgedrungen und durch das Zeugniß der Fernröhre siegreich bestätigt war, regte sich auch sogleich der Wunsch, etwas über die Natureinrichtungen derselben zu erfahren. Bis dahin war die Erde die Welt gewesen und alle phantastischen Vorstellungen von idealen Ländern, von den Inseln der Seligen, vom Elysium, von der untergegangenen Atlantis, vom großen Götterberge Kaf der Araber, vom Paradiese, mochten von der menschlichen Einbildungskraft auf Erden untergebracht werden. Die Wunder der Phantasie flüchten stets in die unbekannten Räume und Gegenden, aus denen keine wirkliche Kunde, die Bilder des Traumes der Lüge zeihend und sie zerstörend, oder doch nur eine sehr spärliche in das sinnliche Bewußtseyn der Menschen gedrungen ist, so daß noch Platz genug übrig bleibt, an die geringen Daten der Erfahrung das schillernde Gewebe der Dichtung anzuknüpfen und in beliebiger Breite auszuspannen.

Zu Homers Zeiten begann schon in Sicilien auf der westlichen, und im schwarzen Meere auf der östlichen Seite das Gebiet des Fabelhaften, dessen Marken dort die beiden Ungeheuer Scylla und Charybdis in der Meerenge von Messina, hier die Symplegaden oder die zusammenschlagenden Felsen bezeichneten, durch die nur das schnelle Schiff Argo unverletzt hindurchzusegeln vermochte. Fast noch näher lagen die nördlichen und südlichen Grenzmarken des homerischen Erdkreises beisammen; unmittelbar im Norden Griechenlands begann die Terra incognita, und Egypten, das südlichste bekannte Land, das sich selbst noch in die dichtesten Schleier des Geheimnißvollen und Wunderbaren einhüllte, galt für so ungeheuer entfernt, daß Homer den Menelaus zehn Jahre zu einer Reise dahin brauchen läßt. Allmählig aber gelangte man bis an die Säulen des Herkules und weit darüber hinaus. Schon die Phönizier kannten nicht nur das jetzige Großbritannien, sondern fuhren selbst bis zu den preußischen Ostseeküsten, um den vielbegehrten Bernstein zu holen. Der bekannte Erdkreis wurde in gleichem Maße mit der Ausbildung der Schifffahrt immer weiter, das Gebiet für die Gestalten und Länder der Dichtung rückte in immer größere Fernen hinaus.

Aber noch in dem Jahrhundert der großen geographischen Entdeckungen war den Vorstellungen von einem Lande der Seligen, einem Eldorado noch nicht aller Platz auf Erden benommen. Denn nicht allein die richtigere Vorstellung von der Gestalt und Größe der Erde, nicht allein die Gier nach Reichthümern bewegte die großen Entdecker zu ihren kühnen Fahrten, und selbst in Columbus sehen wir noch eine seltsame Mischung mystischer Träume und aufgeklärten Naturwissens, überschwänglicher idealischer Hoffnungen und gierigen Trachtens nach irdischen Gütern. Die enthusiastische Phantasie der Conquistadores brachte die neuentdeckten Länder in Beziehung mit jenen phantastischen Gegenden der Erde, und als Kolumbus am Orinokodelta das amerikanische Festland erreichte,

glaubte er sich allen Ernstes in der Nähe des biblischen Paradieses zu befinden. Allein eben ihre Entdeckungen, von denen es sich schnell auswies, daß auch sie nur Länder an's Licht gezogen, in denen die irdische Alltagsprosa den Scepter führe und die alte Gesetzlichkeit der Natur den Wundern der Poesie allen Grund und Boden abschneide, mußten jenen Vorstellungen den Todesstoß geben. Innerhalb dreißig Jahren hatten die Reisen Vasco de Gamas, Christoph Columbus und Ferdinand Magelhaens den Blick des Menschen um das ganze Rund der Erde geführt und die Naturbeschaffenheit derselben wurde durch sinnliche Anschauung erkannt. Das Bild der Erde erhielt in allen seinen Zügen immer festere Bestimmtheit, und der Mensch trat aus einer phantasmagorischen Bilderwelt in die Natur zurück. Die mythischen Weltvorstellungen mußten der wirklichen physischen Geographie weichen und die dichtende Phantasie sah sich verdrängt von der unmittelbaren Anschauung. Das poetische Elysium mußte flüchten von der Erde, und es flüchtete sich in den Weltraum, der sich vor der Forschung eines Kopernikus und vor dem Fernrohr Galileis in unabsehbarer Ausdehnung aufgeschlossen hatte, empor zu den Gestirnen.

Bald waren auch der Mond und die Planeten von der geschäftigen Phantasie auf das Reichlichste mit den wunderbarsten und herrlichsten Natureinrichtungen ausgestattet, und bevölkert mit Wesen, die zuweilen minder vollkommen, meistens aber unendlich vollkommener und geistbegabter seyn sollten, als wir Menschen. Stets und in allen Fächern ist der ungeduldige Wunsch ausgedehnteren Wissens Veranlassung gewesen zu dem Versuch, Gebiete, die der besonnen auf der Leiter sinnlicher Wahrnehmungen emporklimmenden Erkenntniß noch nicht zugänglich waren, auf den Ikarusflügeln einer berauschten und allen Boden unter den Füßen verlierenden Einbildungskraft zu erreichen. So wollte man sich auch in der Astronomie nicht mit dem begnügen, was uns diese Wissenschaft auf den Grund zuverlässiger Beobachtungen und Rechnungen über die Bahnen, die Stellungsverhältnisse, die Entfernungen und zum Theil auch über die Größe und Masse der Himmelskörper mittheilen konnte; man verlangte alsbald Blicke zu thun in den Naturhaushalt, in die inneren Lebensverhältnisse derselben und in das Schaffen und Treiben ihrer Bewohner. Ueber jene Naturökonomie wußte die Beobachtung wenig, über diese Bewohner gar nichts auszusagen, und so übernahm es denn die Phantasie, unsere Unwissenheit in diesem Punkt, da sie dieselbe nicht heben konnte, mit allerlei grundlosen Vermuthungen zu verdecken. So entstand die sogenannte Vermuthungs- oder Conjekturalastronomie. Sie hat vom Jesuiten Kircher bis auf unsere Zeit unzählige Ungereimtheiten zu Tage gefördert.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Novembernacht in Dresden.

(Fortsetzung.)

„Ach, nun kommt er gar mit seiner Nationalsentimentalität!“ unterbrach Hirsch den Sprecher. „Wir Künstler müssen uns doch wahrlich freuen, daß hier in Dresden einige Fremde sich aufhalten. Wer bekümmert sich denn sonst noch um uns? wer besucht z. B. das Theater auch bei erhöhten Preisen? Ein ächter Deutscher, so wie du ihn haben willst, darf das schon aus Patriotismus nicht thun, wenn irgend eine undeutsche Künstlergröße unsere Bühne betritt.“

„Die Neckereien sollen mich nicht stören,“ entgegnete Walter lebhaft. „Was sind sie denn, diese reichen Fremden, diese sogenannten Gönner und Mäcenaten, was sind sie denn für uns, als die eigentlichen Kunst- und Geschmacksverderber? Da kommen sie denn auch in die Oper mit den abgestumpften Sinnen, wenn sie sich bei ihrem schwelgerischen Mittagsmahle in allerhand Leckereien Ueberlast gethan haben, und es mag ihnen dann wohl zur Verdauung solch ein scharfer musikalischer Heringssalat oder Assa-Foetidapastete ganz willkommen seyn; sie nehmen ein paar Bissen davon, um ihren ermüdeten Gaumen wieder anzuregen, und gehen dann weiter. Ich meinestheils habe Ekel vor dergleichen Genüssen der Impotenz; ich habe noch gesunde, frische Sinne und verlange die Musik nicht als ein Verdauungsmittel; als Gottesdienst will ich sie genießen und darum soll sie mich in eine erhöhte Stimmung bringen, in andächtige Rührung oder Herzensjubel, sie soll mir nicht als Menschenmachwerk erscheinen, sondern als Naturkraft; sie muß über mich kommen wie Blumenduft, wie Meeresrauschen, wie Gewittersturm — alles das ruht auch in der Menschenbrust. Ja ich will Leben fühlen und Liebe und Wahrheit und Schönheit, wenn ich Musik höre, nicht elendes Gaumenkitzeln und drastische Gehörerschütterungen. Odi profanum vulgus et arceo!“

„Recht so!“ rief beistimmend ein anwesender Musiker, „und vor Allem muß ich es einer Musik oder einem Kunstwerk überhaupt anfühlen, daß der Künstler, als er es schuf, sein innerstes Seelenleben hergab, nicht aber, daß er auf irgend welchen zu erreichenden überraschenden Effekt spekulirte.“ — „Bei den bedeutendsten Künstlernaturen,“ sagte Späht, der vorhin schon redend aufgeführte ältere Freund, „möchte

wohl Beides Hand in Hand gehen können, wenigstens in reiferem Alter, wenn der erste üppige Frühlingsrausch vorüber ist und nun die Periode des eigentlichen künstlerischen Schaffens, der männlichen Thatenwilligkeit eintritt, der Zustand, den ich allenfalls ein Blühen mit Bewußtseyn nennen möchte. In diesem Zustande wird der ächte Künstler allerdings auch sein innerstes Seelenleben hergeben, denn der Baum seiner Poesie steht immer in duftender Blüthe, wenn er im Schaffen begriffen ist; aber er wird doch zugleich bedenken und im Auge haben können, welchen Eindruck sein Werk auf den Beschauer zu machen im Stande seyn möchte. Es versteht sich von selbst, daß von einer gemeinen Spekulation auf Effekt bei der ächten Künstlernatur niemals die Rede seyn kann."

„Nun eben," rief Walter, „die ist ja eitel Markttäuschung und Leutebetrügerei, welche der edle Musensohn aus tiefster Seele verachtet." — „Nicht immer," erwiderte Späht; „im Gegentheil scheint es mir, daß der edle Musensohn zuweilen recht gern sich damit divertiren möge, den Herrn Philistern ganz anständige Nasen zu drehen. Betrachten wir nur einmal beispielsweise den Wittenberger Studiosum, den tragischen Grübler Hamlet, wie er mit seinem, Grauen und Schmerzen überlarvenden humoristischen Wahnsinne nicht nur die mit ihm lebenden Menschen, sondern sogar noch die größere Hälfte der Nachgeborenen ganz boshaft in die Fichten führt. Ist es ihm nicht sogar gelungen, den begabtesten Künstler unserer hiesigen Bühne auf das Gröblichste zu täuschen, so sehr, daß derselbe von dem betrügerischen Humor des dänischen Prinzen nicht die entfernteste Ahnung zu haben scheint, sondern vielmehr denselben ganz einfach nervenschwach und wahnsinnig spielt? Dergleichen muß man denn doch für eine arge Markttäuschung halten, und ich wäre nicht abgeneigt, den alten Shakespeare für einen gaunerischen Roßkamm zu erklären, vor welchem man sich hüten müsse, wenn man seine Kniffe nicht kennt; er könnte einem dann leicht statt des erhofften Paradegaules einen spathlahmen, halbblinden, lächerlich paradirenden Rosinante anschwärzen."

Als die Freunde lachten, meinte Späht fortfahrend: „Ja ja, das Tadeln ist weit leichter, als das Bessermachen. Sagt mir doch, ihr lieben Herrn, welche Bühne in ganz Deutschland versteht denn wohl den Shakespeare zu spielen? So muß man nämlich fragen, weil es hier darauf ankommt, ein vollendetes Ganze darzustellen, nicht aber, wie in untergeordneten Stücken, einzelne Talente leuchten zu lassen. In solchen mittelmäßigen Stücken leistet der Schauspieler, auf welchen ich anspielte, Außerordentliches, und es ist nur zu bedauern, daß er seine sehr bedeutenden Anlagen nicht unter weiser Anleitung auch zu den höheren und höchsten Leistungen hat ausbilden mögen."

„Wer von euch hat denn schon den Coriolan gesehen, der jezt hier gegeben wird?" fragte einer der Anwesenden. — „Dreimal habe ich ihn gesehen," erwiderte Walter, „und jedesmal habe ich bebend vor Freude das Schauspielhaus verlassen." — „Ei, da sieht man den Theaternarren!" neckte Hirsch; „nun meinetwegen; du thust es für uns Alle." — „Auch ich bin zweimal da gewesen," sagte Späht, „und rathe Jedem, das unvergleichliche Drama anzusehen. Wenn er auch an dessen Bearbeitung und Aufführung manches zu tadeln finden sollte, so bleibt doch immer genug übrig, um einen glückseligen Abend zu erzeugen."

„Ich weiß nicht," sagte Hirsch, „wie ihr den Coriolan so erheben mögt; ich meinerseits bin gegen das Stück, weil es ganz offenbar die Tendenz hat, die Kämpfer der demokratischen Ideen mit Koth zu bewerfen." — „Tendenz, Tendenz! Hole der Teufel euch Tendenzmänner," rief Walter heftig, „wenn ihr eure politischen Maximen auch in die Aesthetik übertragen wollt! Was haben denn Politik und Poesie mit einander zu schaffen!"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, Januar.

Restauration des Münsters.

Vor Kurzem wieder stand ich im Münster zu Straßburg. Es sah in seinem Innern beinahe aus, als sollte die Kirche noch einmal gebaut werden, so laut tönten die Werkzeuge, so dicht wimmelten die Arbeiterhaufen um die gigantischen Mauern. Befreit soll sie werden von der seit Jahrhunderten sie verunstaltenden Tünche, einem Bettlergewand, das die Glieder eines Königs deckt. Ein bedeutender Theil des Anstrichs im Chor u. s. w. war schon ganz abgekrazt. Ich legte die Hand auf den frischentblößten Stein und freute mich, daß der Sonnenstrahl des neunzehnten Jahrhunderts das reine, ursprüngliche Werk Erwins grüßt. Unbeschreiblich großartiger als früher wird nun der Anblick seyn. In dieser Felsenkirche haucht uns der Geist des Christenthums an, dessen höchster Ausdruck in dem germa-

nischen, sogenannten gothischen Styl enthalten ist, eine Form, die der menschliche Genius für sein Gebet errungen, noch bevor er jene verwandten, auf den Grundvesten der Erde gewölbten Urdome der Montblanckette kannte, welche schneebedeckt im Aether schweben, gleich ewigen Kathedralen, die Andacht zu den Sternen tragend. Es ist nur Eine Wahrheit, und sie muß überall wiederkehren, in allen Gestalten, wie der Frühling wiederkehrt in tausend Blüthen. — Wenn Wechselwirkung zwischen Kunst und Glauben besteht, die Kunst uns zu Gott hebt und nur der Glaube die Kunst beflügelt, wenn die Architektur unter allen Künsten vorzugsweise die Trägerin der Zeit ist, so mußten die minder frommen Jahrhunderte, welche dem dreizehnten folgten, ihren Denkmalen auch ihr Gepräge aufdrücken. Man kann in den Monumenten der intellektuellen Entwicklung Schritt für Schritt folgen. Was die Religion an Einheit, Macht und Größe stufenweise verlor, vermißt man auch an der Architektur und den übrigen Künsten, welche ihr lange nur als Gefolge dienten. Beide, Religion und Kunst, gingen in der Renaissance unaufhaltsam ihrer Auflösung entgegen. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts waren die Seelen wie die Kunst mehr und mehr zum Heidenthum zurückgewendet. Die Zeit Voltaire's rüttelt an den Pfeilern der Dome, tüncht den ehrwürdigen Stein, und ersezt unter dem Vorwande, die Räume zu lichten, die glühenden Fenstergemälde, welche eine warme, ahnungsvolle Glorie in den Säulenwald gossen, durch nackte, breite Glasscheiben, während leichtfertige Opernmelodien die geweihten Hallen füllen, in denen einst das Laudo Sion mit den schönen Worten des Sankt Thomas von Aquino, das Dies irae, auch wieder gleich jenen Wölbungen nicht das Werk Eines Tages und Eines Menschen, sondern vieler Jahrhunderte, sich auf Engelsschwingen erhoben. Nichts bezeichnet greller den Verfall der Kirchenmusik als die Versuche die Orgel zu verfeinern, dieses hohepriesterliche, architektonische Instrument, das Gesang und Orchester umfaßt, für den Choral und die christliche Basilika geschaffen. Dachte nicht sogar Grétry daran, die Orgel in der modernen Abart (Orgue expressif), welche er für den musikalischen Stein der Weisen erklärte, zum Theater zu verwenden, wo sie einst nach seiner Ansicht ein Orchester von hundert Musikern ersetzen würde? — Indeß man dem Gekreuzigten eine Kirche nach dem Plane des Theseustempels oder des Pantheons errichtete, drang die ganze hellenische Mythe auch durch die Malerei in das Christenthum. Gott Vater verwandelt sich in Jupiter, Venus kleidet sich in die Schleier der Himmelskönigin, die Märtyrer werden zu Gladiatoren, Heilige zu Nymphen, Engel zu Liebesgöttern. Wie mancher Maler schmückte zugleich die üppigen Boudoirs und die Gotteshäuser mit seinen Werken! Man stellt zu gleicher Zeit Esther und Medea dar, oder das Opfer Abrahams und Iphigeniens; Hektor, der den Achill bekämpft, und die Geburt des Heilands; Marsyas, von Apoll erwürgt, und das Leben des heiligen Augustinus. In der Plastik meißelt Bouchardon für den Chor von Sankt Sulpice einen Christus mit der nämlichen Hand, welche den Amor schuf, der aus Herkules Streitaxt den Bogen schneidet. Während Nicolas Coypel mit einem und demselben Pinsel die Madonna und die Amphitrite malt, thut sich ein Bildhauer zugleich durch das Grabmal Crebillons und das Standbild des heiligen Gregorius hervor. Vom religiösen Standpunkte betrachtet ist die Kunst des achtzehnten Jahrhunderts eine Schmach. Das Lustschloß der Kurfürsten von Bayern, Schleißheim, bewahrt eine Magdalena von einem französischen Künstler; die Heilige ist ohne Gewand dargestellt, ohne andern Schmuck als ihre gepuderten Haare. Wer erkennt nicht darin Ludwig XV. und Frau von Pompadour? Diese Magdalena ist ein geschichtliches Monument; die ganze Revolution steht hinter dieser pomadisirten, gepuderten Magdalena.

(Schluß folgt.)

Leipzig, Januar.

(Schluß.)

Ein Plagiat. — Witterung.

Eine Anklage wegen Plagiats macht hier gegenwärtig Aufsehen. Höffens, eines allgemein geachteten Schriftstellers „Flämisch-Belgien" enthält seitenlange Auszüge aus Kuranda's bekanntem Buch, „Belgien, seit seiner Revolution," ohne Angabe der Quelle. Kuranda suchte das Urtheil des hiesigen Sachverständigenvereins nach, das denn einstimmig dahin lautete, daß sich unzweifelhaft Höffen eines Plagiats schuldig gemacht habe. Wenn Männer solchen Namens sich solches zu Schulden kommen lassen, was haben wir dann von den Winkelschriftstellern zu erwarten, die sich um Wohl und Wehe der Literatur nie bekümmert haben? Alle unsere Anstrengungen, dem unseligen Nachdruck zu steuern, die Nachdrucker zur Strafe zu ziehen und sie öffentlich an den Pranger zu stellen, können dann nichts fruchten, denn solche Beispiele verleiten weniger Gewissenhafte zu schmachvoller Nachahmung.

Der Winter zeigt sich dießmal als gestrenger Herr. Seit Anfang Decembers vorigen Jahrs haben wir ununterbrochen Frost gehabt, der bald nach Neujahr sich früh und Abends bis zu 15° Reaum. steigerte. Seltsamer-, und man kann sagen unglücklicherweise fehlt beinahe aller Schnee. Erst in den lezten Tagen sind die Saaten mit einer dünnen Schneeschichte bedeckt worden. Dieser trockene, harte Frost hat unsere ohnehin nicht sehr wasserreichen Flüsse mit so starkem Eis bedeckt, daß sämmtliche Mühlen stehen und wir den Mehlbedarf nur theils aus der Ferne, theils von einigen Dampfmühlen beziehen können. Die Windmühlen liefern verhältnißmäßig nur wenig und stehen manchmal auch Tage lang still, da wir zwar schneidend scharfe Luft, aber häufig keinen Wind haben. Allem Anschein nach wird der Winter anhaltend werden. Witterungsverständige prophezeihten dieß schon im December aus den schnell nach einander wiederkehrenden Nordlichtern, deren wie drei bis vier in seltener Pracht unsere Nächte mit farbigem Lichtglanz erfüllen sahen. Trockene Kälte und scharfe anhaltende Ostwinde, wie sie in diesem Winter vorherrschen, sind geschworene Feinde der hiesigen Bevölkerung und erzeugen regelmäßig Krankheiten, an denen es denn auch nicht fehlt. Der Leipziger, als halber Sumpfbewohner, befindet sich Sommer und Winter am wohlsten bei Schlackerwetter.

Als eine neue wichtige Einrichtung für unsere Stadt erwähne ich die von Stadtverordneten und Rath beschlossene Erbauung eines neuen — des vierten — Gasometers. Die bedeutenden, in den lezten Jahren entstandenen Neubauten und die vielen Gesuche von Privaten um Gasflammen — es sollen allein 1500 Flammen in Privathäuser angemeldet seyn — machten einen neuen Gasometer nöthig. Als ein bloßes Gasreservoire, das seinen Zufluß aus der im Norden der Stadt gelegenen Gasbereitungsanstalt erhält, beabsichtigt man diesen Bau auf dem geräumigen Fleischerplatze zu errichten; ich höre jedoch, daß die nächsten Anwohner eine Petition einreichen wollen, worin sie um fernere Bekanntschaft einer so gefährlichen Nachbarschaft bitten. Die Kosten für diesen Bau werden sich auf 48 bis 50,000 Thaler belaufen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 28. Mittwoch den 2. Februar 1848.

Das Theater ist eines der Geschäfte, die am wenigsten planmäßig behandelt werden können. Indessen versagen in diesem Strome und Strudel des Augenblicks wohlbedachte Maximen nicht ihre Hülfe, sobald man fest auf denselben beharret. Goethe.

Eine Novembernacht in Dresden.

(Fortsetzung.)

„Wollt ihr beiden Herren," sagte Späht mit sehr beruhigender Miene, „gefälligst eure vier Augen etwas weiter öffnen und damit nur um ein weniges schärfer auf mehrbesagten Coriolanum blicken, so werdet ihr finden, daß in demselben neben manchem andern Anerkennenswerthen auch eine große Lehre liegt, mit welcher jeder noch so eifrige wahrhafte Volksfreund ganz außerordentlich zufrieden seyn kann, die nämlich, daß auch die edelste, am meisten zum Stolze berechtigte Persönlichkeit zu Grunde gehen muß, wenn sie mit der in der gemeinen Masse wogenden Zeitidee in Widerspruch geräth. Wir sehen die gute Sache — so heißt immer die in der Zeitintention liegende — siegen, obwohl sie von den erbärmlichsten Persönlichkeiten getragen wird, die zeitwidrige dagegen untergehen, obwohl sie sich des edelsten, tapfersten Vertheidigers erfreut, eines Helden, der nur durch sich selbst bezwungen werden kann. O wären unsere sogenannten Aristokraten doch Coriolane!" — „An den römischen Plebejern fehlte es uns leider sehr viel weniger," bemerkte Hirsch mit einem Seufzer. „Aber, wenn das Stück euch denn doch einen so ausgezeichneten Eindruck gemacht hat, so sagt uns doch etwas von der Darstellung."

Da Walter schweigend auf Späht blickte, begann dieser: „Nun, ich muß gestehen, daß unser erster Held, den ich sonst in Shakespeare'schen Stücken nicht gerade gern sehe, als Coriolan mir ganz vortrefflich schien, besonders bei der ersten Aufführung des Stücks, bei welcher sein Talent weit mehr hervortrat als seine Manier. Seine Maske war sehr gut; er erschien wie erzgegossen in jeder Stellung und Bewegung, auch die Stimme hatte einen schönen, heldenhaften Metallklang und erinnerte sehr selten an jenes unangenehme Näseln, mit welchem dieser Künstler zuweilen einen Schauereffekt hervorzubringen sucht. Auch die Mutter des Coriolan schien mir sehr genügend, ganz besonders aber erfreut hat mich Eduard Devrient durch seine Darstellung des Menenius Agrippa."

„Ganz recht," fiel Walter ein, „er war auch mein Liebling, wie immer wenn er auftritt. Sein durchdachtes und ächt künstlerisches Spiel, das sich nie in einzelner Effekthascherei verliert, sondern stets dem Totaleffekt des ganzen Stücks sich unterordnet, muß auf jeden gebildeten Zuschauer einen sehr wohlthuenden Eindruck machen, und ich will es aufrichtig gestehen, daß er als Menenius Agrippa mir die Intention dieser Shakespeareschen Figur erst recht deutlich gemacht hat: diese Mischung von Schlauheit und Gemüthlichkeit, von feiner Urbanität und frecher Spaßmacherei, von Menschenkenntniß, Altersschwäche und ritterlichem Muth, Alles zusammen getragen von einer angeborenen vornehmen Würde, welche, weil sie ganz naiv ist, nicht gar zu sehr beleidigt und niemals sich etwas vergibt, auch nicht wenn der edel geborene Patricier sehr cordial und rücksichtslos vor den Plebejern seine Possen reißt; endlich die fleischgewordene Vaterlandsliebe des Römers, und diese bildet, in allen handelnden Personen lebend, den großartigen Hintergrund für das ganze Stück. So wurde mir der Charakter des Menenius Agrippa durch Devrients Spiel klar, und wenn ich den Coriolan früher wohl kannte, aber nicht gerade

bevorzugte, so ist er mir nun durch die sinnliche Darstellung unter die ersten dramatischen Leistungen Shakespeares gerückt."

„Was man davon zulezt gesehen oder gelesen hat," sagte Späht, „ist immer das Erste. Wir wollen's aber dem Manne herzlich danken, der uns, wenn gleich in einer manche Schönheit zerstörenden Bearbeitung, dieses herrliche Drama vor Augen führte, und eben so den Künstlern, die es mit Liebe und Fleiß darstellten. Zum Menenius Agrippa habe ich übrigens ein lebendes Vorbild gekannt, einen wirklichen Römer, d. h. einen alten Principe im jetzigen Rom. Mir war, als hätte Devrient diesen liebenswürdigen Greis, der wohl schwerlich noch unter den Lebenden seyn kann, recht treu copirt, und kaum glaube ich, daß ich dem Künstler auf andere Weise ein größeres Lob über sein Wiedergeben des wahren Menschencostüms sagen kann."

Die Freunde sprachen noch weiter über die Dresdner Bühne und waren einstimmig der Meinung, daß an derselben für das Schauspiel jezt weit besser gesorgt sey, als für die Oper; indessen möge die Schuld davon an dem verderbenen Geschmack der Zeit in Bezug auf Musik liegen; man finde ja jezt in der ganzen Welt keine Bühne mehr, auf welcher eine Mozartsche Oper ordentlich gegeben werden könne; warum sollte Dresden eine unmodische Ausnahme machen?

„O es ist doch eine wahre Schande," rief der heftige Walter, „daß auch hier in Dresden, wo noch bei unsern Lebzeiten Karl Maria von Weber den Freischütz dichtete, diese ächt deutsche Oper, daß auch hier wir Deutschen die nachbetenden Affen jener Franzosen und Italiener werden mußten, deren musikalische Armseligkeit nur durch die Eitelkeit und Arroganz übertroffen wird, mit welcher sie dieselbe zu produziren wagen; hier in Dresden, sage ich, wo doch in den höchsten Kreisen ein sehr gebildeter musikalischer Geschmack, ja sogar gediegene künstlerische Ausbildung zu finden seyn soll! Ist nicht durch diese Nachgiebigkeit gegen die Geschmacklosigkeit der Mode auch hier die arme Oper so bankerott geworden, daß man, um dem Publikum nur etwas Sehenswerthes zu zeigen, zu jenen sängerischen Wandelsternen seine Zuflucht nehmen muß, welche ich in ihrem Einflusse auf die Kunst wohl den Harpyen des Alterthums vergleichen möchte. Zerstören sie nicht, wie diese schlimmen Sturmvögel das aufgetragene Mahl, jedes Streben nach Darstellung eines ganzen Kunstwerks? Und was lassen sie zurück als eine Erinnerung ihrer eigenen Person?"

„Allerdings," bemerkte Späht dagegen, „möchte es der Sterne erster Größe am Theaterhimmel wohl würdiger seyn, wenn sie, dauernd an einem Orte verweilend, ihre eigenen, zum Ganzen sich gestaltenden Planetensysteme um sich her bilden möchten, statt daß sie jezt als Effekt erhaschende Kometen ruhelos hierhin, dorthin schweifen, erscheinen und verschwinden, um geblendete, erschreckte, wundertrunkene, Unsinn faselnde Zuschauer zu hinterlassen. Wir wollen übrigens, um nicht einseitig zu werden, den Kunstreisen und Gastspielen gern ihr Recht widerfahren lassen, nur müssen dieselben nicht, wie es jezt leider der Fall ist, so sehr überhand nehmen, daß fast sämmtliche Bühnen ganz auf jene von Walter so benannten Harpyen angewiesen sind. Hoffentlich ist die Reaktion gegen solches Unwesen nicht mehr in so gar weiter Ferne."

„Es müßte," sagte Walter, „doch so leicht seyn, mit den Mitteln, welche z. B. einem großen Hofe zu Gebote stehen, aus dem Theater eine wirkliche Bildungsschule für Staat und Volk, ja für die ganze mitlebende Welt zu machen." — „Leicht?" entgegnete Späht; „bedenke doch, daß selbst Männer wie Goethe und Tieck mit ihren künstlerischen Intentionen an der Schwierigkeit des Materials, an dem sie zu arbeiten hatten, gescheitert sind. Und doch glaube auch ich an die Möglichkeit." — „Ich auch, ich auch!" riefen Andere dazwischen. — „Und ich würde es für den höchsten Lebensberuf halten," fuhr Späht fort, „den ein bedeutender Künstler sich wählen könnte, wenn er alle Zeit und Mühe, wenn er die Arbeit seines ganzen Lebens daran setzen wollte, in irgend einer deutschen Stadt ein Theater zu bilden, auf welchem das klassische Drama oder die klassische Oper in solcher Vollkommenheit dargestellt würde, daß diese als typisch zu betrachtende Art und Weise sich traditionell auf die Nachkommenschaft fortpflanzen könnte. In England soll sich in Bezug auf die Shakespeareschen Dramen eine solche traditionelle Darstellung gebildet haben. Kurz, es wäre eine deutsche Theater- und Gesangsschule zu bilden, durch welche selbst mittelmäßige Talente fähig würden, als dienende Glieder zur vortrefflichen Darstellung eines ästhetischen Ganzen mitzuwirken, ohne daß dadurch einzelnen ausgezeichneten Künstlerpotenzen die Möglichkeit, sich frei in den Grenzen des ihnen selbst gemäßen Schönen oder Erhabenen zu bewegen, beschränkt werden dürfte. Männer wie Eduard Devrient würden zur Bildung einer solchen Schule Bedeutendes leisten können, wenn sie in einen ihren Fähigkeiten angemessenen Wirkungskreis gestellt würden."

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Natur.

(Fortsetzung.)

Wir erinnern nur an Fontenelles ihrer Zeit so berühmte Zwiegespräche über die Mehrheit der Welten.

Unbekümmert um bekannte astronomische Thatsachen, die zwar noch nichts Bestimmtes über die Natur der Weltkörper ergeben, aber doch gewisse Grenzen des Möglichen und Unmöglichen ziehen und die seinen Phantasien oft schnurstracks widersprechen, ergeht er sich in tausend Abenteuerlichkeiten. Nach ihm soll auf dem Merkur wegen seiner Sonnennähe und der deßhalb ungeheuern Hitze unser Silber und Gold fortwährend flüssig seyn wie bei uns das Quecksilber, und dieses Metall soll auf jenem Planeten die Stelle unseres Wassers vertreten. Gleichwohl läßt sich ohne große Gelehrsamkeit beweisen, daß die Beleuchtung dieses Planeten und also wohl auch die Wärme, die er von der Sonne erhält, nur sechs- bis siebenmal größer ist als auf der Erde, während zum Schmelzen des Goldes eine mehrere tausendmal größere Hitze erforderlich ist. Damit die Merkurmenschen diese Hitze aushalten können, sagt er weiter, muß der Tag dort viel kürzer seyn als bei uns; allein die Astronomie lehrt, daß die Umdrehung Merkurs um seine Achse nur um einige Minuten weniger als 24 Stunden dauert, daß also sein Tag dem Erdentage ziemlich gleich kommt. Wir dürften uns nicht sehr verwundern, meint Fontenelle, wenn wir einmal hinkämen, zu sehen, daß die Leute auf dem Merkur alle nicht recht richtig im Kopfe sind, daß den meisten die Sonne das Gehirn versengt hat, daß sie stets lustig und leichtsinnig wie Kinder und Narren in den Tag hinein leben und sich freuen, wenn die Nacht kommt, die sie von der Sonne und den ewigen Purzelbäumen, zu denen dieselbe sie nöthigt, etwas ausruhen läßt. Man fühlt sich versucht zu fragen, ob der Conjekturalastronom, welcher dergleichen vorbringt, vielleicht selbst seinen Stammbaum von einem Merkurmenschen ableitet.

Allerdings ist die menschliche Phantasie eine engherzige Patriotin, d. h. alle ihre Vorstellungen, und wären es auch die abentheuerlichsten, sind am Ende weiter nichts als bunt zusammengewürfelte Erinnerungen an wahrgenommene Dinge der irdischen Natur, Arabesken, in ihren einzelnen Theilen zusammengesezt aus irdischen Erscheinungen, möge der Phantasirende dieselben durch seine eigenen Augen oder durch die Augen Anderer, die sie ihm durch das Ohr mitgetheilt, aufgenommen haben. Allein wenn man einmal auf dem Gebiete der Wissenschaft phantasiren will, so muß man sich wenigstens dieser beschränkten Nationalität unserer Einbildungskraft einigermaßen bewußt werden und sie in Schranken halten durch die Erkenntniß, welche schon die verschiedenen Gebiete der irdischen Natur uns unwiderleglich aufdringen: die Erkenntniß, daß jede Naturbeschaffenheit ihre Lebensformen sich selbst gemäß erzeugt, und so werden läßt, daß sie sich in ihr wohl befinden. Wir sehen diesen Satz auf der Erde vollkommen und ohne Ausnahme bestätigt, und so müssen wir denn überzeugt seyn, daß er auch für die verschiedenen Weltkörper seine volle Gültigkeit behalten werde.

Uns zu überführen von der Grundlosigkeit der engherzigen Vorstellung, die der Schöpferkraft im Weltall eine solche Armuth der Formen zumuthet, ihr eine so geringe Mannigfaltigkeit zutraut, daß sie die Natur der Erde zur Norm des Universums erhebt und die irdischen Verhältnisse, besonders aber die Bedürfnisse des Menschen, der innerhalb dieser Verhältnisse entstanden ist, zum Maßstabe der größeren oder geringeren Zweckmäßigkeit anderer Gestirne stempelt: dazu ist eine nähere Bekanntschaft mit der Beschaffenheit unseres Begleiters, des Mondes, so gering unser sicheres Wissen über denselben auch ist, ganz vorzüglich geeignet.

Der Mond ist zwar bei weitem unser nächster Nachbar im Weltall; seine Entfernung verhält sich zu der kleinsten Entfernung des Planeten, der uns unter allen am nächsten kommen kann, der Venus, ungefähr wie 1 : 120; ja er ist sogar physisch mit der Erde verbunden und höchst wahrscheinlich mit ihr zu gleicher Zeit und aus demselben Stücke Weltenstoff entstanden; aber in Bezug auf seine Naturbeschaffenheit ist er von ihr völlig verschieden und ihr jedenfalls bei weitem unähnlicher als die andern selbstständigen Planeten, namentlich als der Planet Mars, welcher leztere unserer Erde am nächsten verwandt seyn mag, da man auf demselben nicht allein eine Atmosphäre, sondern auch mit ziemlicher Gewißheit die Hauptveränderung durch die Jahreszeiten, nämlich in seinem Winter eine Bedeckung der kalten Zonen mit Schnee und im Sommer dieser Zonen ein Verschwinden, also Aufthauen dieser Schneebedeckung beobachtet hat.

In der ersten Zeit nach der Erfindung der Fernröhre glaubten die Astronomen, welche den Mond beobachteten, eine viel größere Aehnlichkeit desselben mit der Erde annehmen zu müssen, als sie sich jezt bei der hohen Vervollkommnung unserer optischen Instrumente herausstellt. Die großen grauen Flecken, die man schon mit bloßem Auge auf der Mondscheibe wahrnimmt, hielten sie für Meere, die kleineren für Seen oder Sümpfe. Auch Spuren von Flüssen glaubten sie zu bemerken, und der Umstand, daß solche Wasseradern weder zahlreich noch überzeugend deutlich hervortreten wollten, ließ sich leicht erklären, da die Rechnung zeigt, daß dieselben eine ganz ungewöhnliche Breite hätten haben müssen, um mit den damals vorhandenen Werkzeugen erkannt zu werden. Da man aber Berge und Thäler in großer Anzahl

und unzweifelhafter Deutlichkeit sah, viele dieser Berge auch unverkennbar Kraterformen zeigten, die, wie man meinte, auf Vulkane zu schließen nöthigten, so war man schnell bei der Hand, sich zu dieser Mondnatur auch Pflanzen und Thiere nach Art der irdischen zu denken und überhaupt den Mond zu einem Conterfey der Erde in verjüngtem Maßstabe, oder wohl gar zu einer Kolonie derselben zu stempeln. Noch in neuerer Zeit hat ein phantastischer Schriftsteller sich nicht gescheut, uns Erdenmenschen die hocherfreuliche Aussicht zu eröffnen, der Mond werde einst aus seiner Höhe herunterstürzen auf die Erde und so dem Drittel der Menschen, das so glücklich wäre nicht von ihm begraben oder von der entstehenden Ueberschwemmung ersäuft zu werden, die überaus interessante persönliche Bekanntschaft der Mondmenschen zu verschaffen. Umgekehrt finden wir bei einigen Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts die Meinung, der Mond sey aus der Erde hervorgegangen und habe vormals da gelegen, wo jezt das stille Meer sey. Auf diese Weise würde er von Malaien bevölkert seyn. *

(Fortsetzung folgt.)

* Mädler, astron. Briefe, S. 352.

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, Januar.

(Schluß.)

Restauration des Münsters.

Noch vor zehn Jahren mochte man, um heilige Musik zu hören, in Theater und öffentliche Conzerte gehen, Opernmelodien dagegen am Fuße der Altäre suchen, fromme Kunst beim Antiquar, in Trödelbuden, kurz überall, nur nicht in den Gotteshäusern studiren. Wenn man selbst noch heute in mittelalterlichen Kirchen, wie z. B. in St. Martin zu Lüttich, die edelsten Skulpturen derb überstrichen sieht, die Wände weißgelb getüncht, Altar und Tabernakel neu vergoldet und den Geräthen eines Salons der Marquisenzeit ähnlicher als der Vorstellung von Märtyrergräbern, das Weihrauchgefäß von einer Art Maschine gehalten, welche sich um sich selbst dreht, so läßt sich doch nicht verkennen, daß die Gegenwart von einer Bewegung ergriffen ist, welche eine wahrhafte Umwälzung christlicher Kunst vorbereitet, eine Bewegung, zu welcher Laien den ersten Anstoß gegeben, und der wir jezt auch die Befreiung des Münsters zu Straßburg von den lezten Hüllen des Ungeschmacks zu danken haben. Dieses erwachende Streben ist eine Gerechtigkeit, welche sich der menschliche Geist schuldig war, und die wir als hoffnungsvolles Zeichen grüßen, denn sie kann in Ursache und Folge nur bedeutsam seyn, wenn wir auch nicht alles der christlichen Eingebung zuschreiben, vielmehr den Nationalinteressen, der Nachahmung, der Laune ihren Antheil zuscheiden. Im Kirchenstyl unserer Zeit macht sich überall der germanische geltend, in Deutschland — wo als Perle die Marienkirche der Vorstadt Au zu München glänzt — in England, Amerika, Dänemark, in Rußland selbst, in der Moldau, ja bis nach Indien. In den vereinigten Staaten hatten sich 1843 bereits 82 gothische Kirchen erhoben, und andere waren noch im Bau begriffen. Zu Calcutta weihte man jüngst einen großen herrlichen Dom. Selbst Griechenland schließt sich nicht aus; in Athen ersteht mitten unter byzantinischen Tempeln und Trümmern klassischer Kunst eine Kirche mit Spitzbogen. In Frankreich geht die Regung, von den Bischöfen geleitet, durch das ganze Land; man staunt, was hier durch „die Resurrektionisten" — so nannte sie einer aus ihrer Mitte — in wenig Jahren vollbracht worden, und bald dürfte daselbst kein Kirchenbau mehr in anderem als mittelalterlichem Styl unternommen werden, wenn auch nicht überall im reinsten des dreizehnten Jahrhunderts. — Auch zu den alten Glasmalereien trachtet man zurückzukehren. Die bayrische Schule hat hierin Denkwürdiges geleistet. In vielen französischen Städten sind zu gleichem Zweck Anstalten gegründet worden. Vincent Larcher zu Troyes errang mit seinen gemalten Scheiben 1845 im wissenschaftlichen Congreß zu Rheims bei den Archäologen die Palme, und er arbeitet für die Marienkapelle der Kathedrale. Auch Straßburg zollt seinem Münster Gemälde zur Restauration der Fenster. Bald wird er mit seiner ganzen Symbolik hergestellt seyn, dieser Berg des Glaubens, den geistigen Bau im materiellen verwirklichend. Alles wird wieder durch den Münster klingen, die gewohnten Farben und Töne. Bald, noch in diesem Jahr 1848, mag wie in grauer Vorzeit um diese langverwaisten Wölbungen der uralte Choral, der Gregorianische, schweben, der in der Tonkunst dasselbe ist, was in der bildenden der Spitzbogenstyl. Wen hat es vor diesem Dome nicht ergriffen, daß diese Architektur Musik ist? Eben so ist auch diese Musik Architektur. Wie für den Kirchenbau, so ist auch für den Kirchengesang die schönste Blüthe von 1100 bis 1300. Den düstern mystischen Hallen der romanischen Gotteshäuser vermählten sich die strengen schwermüthigen Melodien des zehnten und eilften Säkulums. Gregor I. (590 — 604), welcher den nach ihm genannten Choral nicht erfand, sondern nur vervollkommte, nachdem er seit den Tagen des heiligen Ambrosius gesunken war, stiftete zu Rom eine geistliche Gesangschule, deren Einfluß sich weit erstreckte, und die Gregor in seinem Geiste an das von ihm so erfolgreich begonnene Missionswerk knüpfte. Gregor XVI. beabsichtigte die alte Kirchenmusik zu ihrer primitiven Einfachheit zurückzuführen. Pius IX. denkt darauf eine Commission für Wiederherstellung des Chorals niederzusetzen. Der neue Papst liebt die Musik und ist Kenner, sagt man. Wird er auch Zeit finden, die christliche Plastik und Malerei zu fördern mitten in den Stürmen einer Gegenwart, wo alle Jahrhunderte an die Pforten des Vatikans zu klopfen scheinen? Wie sich auch die Wolken über unsern Häuptern ballen, laßt uns unter manchen bangen Zeichen es als Verheißung hinnehmen, daß gerade in solchem Augenblick die Schalen von dem Kerne unserer deutschen Vorzeit fallen, daß dieses Denkmal, welches selbst auf fremdem Gebiet immer das unsere bleibt, wenn es auch der ganzen Menschheit gehört, in alter Naturtreue und Wahrheit wie eine Offenbarung vor uns hintritt. Laßt uns, einem Instinkt folgend, auf den entblößten Stein die Hand legen, als auf den Felsen des Glaubens, an dem wir uns halten wollen, wenn Alles im Schwindel kreist. C. N.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 29. Donnerstag den 3. Februar 1848.

— Deine Welt,
Ist sie nicht Ton nur in der Melodie
Der Sonnen-Sterne! — —
— — In alle Sterne sind die Klänge
Der Fähigkeiten zur Vollkommenheit
Nach Maaß und Zahl des weisen Schöpfers, des
Urkünstlers, schön vertheilt.

Herder.

Aus der Natur.

(Fortsetzung.)

Die fortschreitende Wissenschaft hat auch dieses lustige Traumgesindel phantastischer Vorstellungen vom Monde unerbittlich verscheucht durch die unumstößliche Gewißheit, daß von der gesammten Natureinrichtung der Erde und der Gestaltung der irdischen Wesen auf dem Monde schlechterdings nichts möglich ist und als existirend gedacht werden kann, ja daß sogar die einzige Aehnlichkeit der Oberflächenformen, die zwischen beiden Weltkörpern herrscht, nämlich das Vorkommen von Bergen und Thälern, eine sehr beschränkte ist, da die Mondberge und Mondthäler völlig anders beschaffen sind als die irdischen Gebirge und Thäler.

Abgesehen von diesen Unebenheiten, die sich trotz der auffallenden Höhe der Mondberge zum ganzen Mondball ungefähr so verhalten, wie Sandkörner zur Kegelkugel, an der sie kleben, ist der Mond eine fast mathematisch genaue Kugel und unterscheidet sich dadurch von der an den Polen abgeplatteten Erde. Sein Durchmesser beträgt $468^1/_5$ Meilen, sein Umfang 1470, seine Oberfläche 688,635 Quadratmeilen, also etwa so viel als Amerika. Um einen Raum von der Größe der Erdkugel auszufüllen, würde man $49^1/_3$ Mondkugeln nöthig haben. Die Masse des Mondes ist aber nur $^1/_{81}$ der Erdmasse, d. h. wenn man die Erde aufwiegen wollte, müßte man 81 Mondkugeln in die andere Wagschaale legen. Da nun die an der Oberfläche eines Weltkörpers stattfindende Schwere von seiner Masse abhängt, so läßt sich hieraus berechnen, wie viel Fuß auf dem Monde ein Körper in der ersten Sekunde fällt, oder auch wie viel z. B. ein Pfund irdisches Gewicht auf dem Monde wiegen würde. Während hier auf der Erde ein fallender Körper in der ersten Sekunde 15 Fuß zurücklegt, fällt er in derselben Zeit auf dem Monde nur durch $2^3/_{10}$ Fuß, und sechs Pfund wiegen dort nur ein Pfund. Ein Sprung aus 60 Fuß Höhe würde uns auf dem Monde keinen Schaden thun und ein tüchtiger Lastträger könnte dort bequem seine dreißig Centner tragen. Ein irdischer Turner, der hier seine eigene Höhe springt, würde auf dem Monde über ein mäßig hohes Haus noch ohne große Anstrengung hinwegspringen können. Eine Büchsenkugel würde auf dem Monde etwa eine halbe, eine Kanonenkugel anderthalb Meilen weit fliegen. Kleinere Flüsse, die nicht über 80—90 Fuß breit wären, brauchte man auf dem Monde nicht zu überbrücken, denn man könnte mit einer beträchtlichen Last auf dem Rücken bequem hinüberspringen.

Die Nothwendigkeit, Landstraßen anzulegen, würde dort für den Menschen ganz wegfallen, denn er könnte mit der Muskelkraft, die er besitzt, sich auch ohne künstliche Mittel sowohl selbst schnell fortbewegen, als auch beträchtliche Lasten ohne Anstrengung fortschaffen. Eben nur die Hindernisse, welche die auf unserer Erde herrschende Schwere uns entgegenstellt, indem sie uns und alles was wir fortschaffen wollen kräftig an sich zieht, hat den Menschen genöthigt, Mittel zur Ueberwindung dieser Schwierigkeiten zu erfinden, und so erkennen wir denn, daß ein so beträchtliches und wesentliches Stück unserer Kultur, wie das Landstraßen-,

Post- und Eisenbahnwesen, gleichsam schon als eine innere Nothwendigkeit in der Beschaffenheit der Erdennatur und unserem Verhältniß zu ihr enthalten liegt.

Wenn aber auch, wie gesagt, das gesammte Transportwesen auf dem Monde, falls ein solches dort überhaupt vorkommt, viel leichter seyn muß, so ist doch daraus noch nicht unbedingt zu schließen, daß diese Leichtigkeit auch für die etwaigen Mondmenschen wirklich stattfinden werde; denn ihre Kraft wird sich jedenfalls nach den Aufgaben richten, die dort zu erfüllen sind, und in demselben Maße eine geringere seyn, als die Schwierigkeiten, die sie zu überwältigen hat, geringer sind. Das Gewicht des eigenen Körpers zu tragen, fällt gesunden Füßen nicht schwer, vorausgesezt, daß sie sich von Jugend auf daran gewöhnt haben. Die chinesischen Damen freilich, bei denen es für eine Schande gilt, selbst zu gehen, und die von Kindesbeinen auf getragen werden, haben, abgesehen von den künstlich verkrüppelten Füßen, so schwache Beine, daß dieselben kaum im Stande sind ihren Körper zu halten. Wenn die Schwere auf der Erde plözlich doppelt so groß würde, als sie ist, so würden allerdings die gegenwärtig schon fertigen, vollkommen ausgebildeten und erwachsenen Menschen sich nicht mehr daran gewöhnen können und sich in allen ihren Bewegungen auf das Unangenehmste behindert, sich zu unwillkührlicher Trägheit verdammt sehen und die Last ihres eigenen Körpers in buchstäblichem Sinne unerträglich finden. Besser wären schon die kleinen Kinder daran; ihre Muskelkraft würde sich durch den Zwang der Noth verhältnißmäßig üben und stärken, ihre Bewegungsorgane mit der Zeit derber und fester werden, und in einigen Generationen wäre vielleicht ein Menschenschlag entstanden, der sich durch die stärkere Anziehungskraft des Planeten eben so wenig belästigt fühlte als wir durch seine gegenwärtig waltende. Ganz richtig ist dieß jedoch nicht; denn man darf nicht vergessen, daß im Allgemeinen von der Schwere an der Oberfläche auch die Dichtigkeit und Festigkeit der Stoffe abhängt, aus denen die Oberfläche besteht, und daß die Festigkeit und Stärke der Muskeln wohl bedingt seyn dürfte durch die Festigkeit der Nahrungsstoffe, aus denen sich der Leib bildet. Schon die Substanz unserer Knochen, die den Lasten angemessen ist, welche dieselben zu tragen haben, wird man sich wohl abhängig denken müssen von der Anziehungskraft der Erde, und so scheint es ein ganz vernünftiger Schluß, wenn man annimmt, daß die Knochen, die Muskeln und der Gliederbau der Bewohner anderer Weltkörper sich ebenfalls nach der Schwere auf denselben richten und ihr vollkommen angemessen seyn werden. Die Mondmenschen, wenn es welche gibt, brauchen weniger Kräfte, folglich haben sie auch weniger.

Diese Betrachtungen über den Mond denken wir ein andermal fortzusetzen.

(Schluß des ersten Artikels.)

Eine Novembernacht in Dresden.

(Fortsetzung.)

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen war unvermerkt die Mitternachtsstunde herangekommen, welche mit ihren dumpfen Schlägen die Freunde dringend zum Aufbrauch mahnte. Es war ein seltenes Ereigniß, daß man so spät zusammen blieb; nur der ungewöhnlichen, durch Walters Leidenschaftlichkeit gegen die Hugenotten herbeigeführten Aufregung war es zuzuschreiben. Dieser junge Mann trat jezt mit Späht und Hirsch den Heimweg an. Nach dem heißen, von Tabakrauch angefüllten Zimmer fühlten die Freunde sich wohlthätig erfrischt durch die freie, etwas feuchte Luft draußen, welche für eine deutsche Novembernacht fast warm zu nennen war. Sie beschlossen, vor dem Schlafengehen noch einen Bogen um die Stadt zu machen, stiegen demnach die breite Treppe zur Brühlschen Terrasse in die Höhe und schritten schweigend zwischen den laublosen Lindenbäumen fort, welche dieselbe an diesem vordern Theile bedecken, bis Walter plözlich stehen blieb und erstaunt ausrief: „Was soll das heißen? Zu dieser Zeit Licht dort in dem kleinen Pavillon? Seht nicht auch ihr es durch die Fensterladen schimmern?“ — „Ei wohl,“ erwiderte Hirsch, „das muß ein Spuk seyn, denn der Pavillon — Rietschels Atelier, wie ihr wißt — ist durchaus unbewohnt.“

Die drei Männer näherten sich eilig dem Pavillon, um zu untersuchen, welche Ursache die Erleuchtung desselben herbeigeführt, da trat ihnen nicht weit davon eine dunkle, mantelumhüllte Gestalt entgegen, welche ein gedämpftes, aber doch intensiv mächtiges Halt rief. — „Was soll das heißen? Warum halten Sie uns auf?“ fragte Hirsch. — „Um Störung zu verhüten,“ war die Antwort; „horcht auf!“

Und in demselben Augenblicke begann aus dem Pavillon eine Harfe zu klingen. Sie spielte das Ritornell zum Stabat mater von Pergolese. Ganz leise traten die Freunde so nahe als möglich an das kleine Häuschen, ohne daß der Verhüllte sie daran hinderte, und lauschten den Dingen, die da kommen sollten. Sie hörten zwei liebliche, sehr rein ansprechende Frauenstimmen rechtzeitig einsetzen und erschracken fast über den Wohlklang des ersten Soprans, als er bei dem Juxta crucem lacrymosa zuerst allein auftrat. Diese vollen warmen Töne hauchten in weicher

Frömmigkeit die innigste Andacht eines weiblichen Engels aus, während die zweite Stimme, trotz ihrer vollendeten künstlerischen Bildung und schönen Aussprache etwas härter anklingend, eher ein männliches Element in sich trug und gleichsam den festen Stab bildete, auf den jene sanft klagende Seele sich stützen durfte. Das Zusammenklingen beider Stimmen ließ nichts zu wünschen übrig; es war ein harmonisches Wiegen auf den klaren Wohllautswellen der Pergolesischen Melodien.

Als die Musik eine Pause machte, klopfte der Fremde leise an die Pforte des Pavillons; ein junger Mann, wahrscheinlich ein Schüler Rietschels, öffnete dieselbe und gestattete den draußen Horchenden, in ein dunkles Gemach zu treten, aus welchem man durch die offene Thür in eine erleuchtete Rotunde blicken konnte. Hier zeigte sich den Erstaunten ein wunderbar schönes Bild. Rietschels vor Kurzem in Gyps vollendete Maria mit dem Leichnam Christi war auf einem altarartigen Postamente vor einem dunkeln Hintergrunde aufgestellt. Zwei Jungfrauen in weißen Gewändern standen, die eine links, die andere rechts, neben dem Altare; sie waren die singenden Engel; ein begleitender Harfner wurde durch die Marmorgruppe verdeckt; hochhängende Kerzenpyramiden gaben eine feierliche Beleuchtung von der linken Seite her.

Kaum standen die Freunde als unbemerkte Zuschauer auf ihrem Posten, so begann der erste Sopran: Cujus animam gementem, und Walter konnte seine Augen und seine Seele nun nicht mehr losmachen von dem blonden blauäugigen Engel, der so unbefangen wie ahnungsvoll von dem schwertdurchschnittenen Herzen der Mutter Gottes sang. Aber die Andern, welche abwechselnd von dem Leben zum Kunstwerk und wieder zurück ihre Blicke schweifen ließen, meinten, von den Augen der Maria Thränen über die marmorne Wange hinabrinnen zu sehen, und hofften, der unsterbliche Leib des in den Tod gesunkenen Christus werde sich erheben zu ihrer Tröstung mit Auferstehungsgewalt; so wurden sie zum Wunderglauben überwältigt von der lebendigen Wahrheit des Marmors und der süßen todbezwingenden Schmerzeslust der Musik; die Unsterblichkeit siegte über den Tod.

Quando corpus morietur,
Fac ut animae donetur
Paradisi gloria!

Und im Amen verklang mit fester, fast freudiger Sicherheit der schließende F-moll-Accord, und es ward still in dem Raume, der das schöne Bild umgab. Nach einer andächtigen Pause lösten die beiden Engel sich von demselben ab und traten zu den bis dahin von unsern Freunden nicht bemerkten ältern Personen, welche der Gruppe gegenüber im Schatten gesessen hatten. Ein noch kräftiger Sechziger, anscheinend ein alter Offizier, richtete sich von seinem Stuhl auf und schloß das schöne blonde Mädchen an seine Brust. Die andere Sängerin, größer, stärker und dunkler gefärbt, als die erste, trat zu der gleichfalls aufgestandenen ältern Dame, welche ihr freundlich die Hand reichte, um dann auch das blonde Kind aus den Armen seines Vaters in die ihrigen zu nehmen. Nun trat auch der Harfenspieler hervor, aber unsere Freunde konnten nicht weiter beobachten, in welchem Verhältnisse er zu den andern Personen stehen möge, denn der junge Mann, welcher sie eingelassen, schloß nun die Thür, an der sie standen, indem er entschuldigend bemerkte, daß er die Gedächtnißfeier einer Familie, welche vor Kurzem einen lieben Sohn und Bruder verloren, vor jeder möglichen Störung durch Bemerkbarwerden gegenwärtiger Unbekannten zu behüten habe. In Folge dessen verließen die Freunde den Pavillon, indem sie dem jungen Manne für den ihnen erlaubten Genuß dankten, und der dunkle Fremde, welcher sich stets ganz hinten im Schatten des Zimmers gehalten hatte, schloß sich ihnen an. Stillschweigend schlenderte er neben den Andern längs dem Rande der Terrasse fort, indem er oft über das eiserne Geländer in den unten vorbeiziehenden Strom hinabblickte.

Es war eine dunkle Nacht; nur hie und da lauschte ein Sternlein durch die regenschweren Wolken. Hirsch brach zuerst das Schweigen der Fortwandelnden, indem er sagte: „Es liegt doch eine wunderbare Macht in dem Zusammenwirken der Künste zu religiösen Zwecken, und noch nie habe ich diese Macht so stark empfunden als heute Nacht bei der herrlichen Verbindung von Musik und Plastik, die wir so eben genossen haben. Rietschels durchaus christlich zu nennendes Meisterwerk wurde belebend umflossen von der verklärenden Glorie der Pergolesischen allerchristlichsten Hymne. Wahrhaftig, ich muß eingestehen, daß ich alle Kritik verloren hatte, daß ich nicht weiß, ob ich nicht selbst für die Dauer des Genusses ein gläubiger Christ gewesen bin. Und ich gehöre doch nicht gerade zu den sinnlich erregbarsten Menschen, sondern habe im Gegentheil gewöhnlich über einen ganz gehörigen Vorrath von kritisirendem Verstande zu gebieten."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Florenz, Januar.

Bildhauer. — Bartolini.

Unsere Stimmungen in Florenz nehmen eine trübere Färbung an, Grippe und immer wachsende Armuth, Mangel an Fremden u. s. w. machen sich fühlbar; man fängt sogar an fleißiger zu werden. Die Theater sind bis auf Cocomero nicht gut besezt, in diesem aber spielt Taddeo Goldonische Charakterrollen und lehrt uns Deutsche den unübertrefflich wahren Darstellungen des alten Dichters in herzlichem Lachen die volle Anerkennung zollen, während es, wenn wir ihn im Vaterlande lasen, häufig beim succès d'estime geblieben ist. Erst jezt ist mir klar, daß man den alten Herrn schon um des Scenischen willen nicht auf unsere Bühne bringen kann; wer könnte wohl bei uns dem Familienleben auf der Gasse Glauben schenken? Beschreibungen helfen nicht; um zu begreifen, wie il vantaglio zugleich in und außer dem Hause spielt, und alle Nachbarn in die Geheimnisse der Familie eingeweiht sind, weil ihrer Gegenwart nicht zu entgehen ist, muß man in Italien gewesen seyn. — Wir haben seit Iffland und Devrient, glaube ich, keinen Schauspieler in Deutschland gehabt, den man an Vielseitigkeit und feinster Berechnung Taddeo an die Seite stellen kann; seine Mimik liegt nicht nur in den beweglichen Zügen seines fast unbedeutenden Gesichts, sie erstreckt sich über jede Muskel, und Taddeo spricht eben so deutlich mit der Achsel, als mit der sehr geläufigen Zunge. Er hat seine eigene Truppe, an die er gewöhnt ist, daher das unübertreffliche Zusammenspiel. Häufig tritt er auch in französischen Stücken auf, z. B. im Père Goriot, und zeigt dann eine eben so nüancirte Auffassung jener Nationalität. Da in ganz Italien keine stehende Truppe ist, so hat auch Taddeo keinen bleibenden Aufenthalt; ich traf ihn hier und in Rom.

Mit der bildenden Kunst stehen wir ungefähr auf der nämlichen Stelle, von welcher aus ich neulich einen Stillstand datirte. Die Fremden sind am fleißigsten. Pampaloni's Tod hat allgemeine Theilnahme erregt; er gehörte durch seine beiden auf dem Domplatz befindlichen kolossalen Statuen Giotto's und Brunelleschi's zu den bekanntesten hiesigen Skulptoren. Unter den uns Gebliebenen ist ohne Zweifel Bartolini der gefeiertste Künstler; viele Florentiner nennen ihn den ersten aller jezt lebenden Bildhauer; wir Deutschen sind nicht unbedingt dieser Ansicht. Leider muß man sich's eingestehen, daß Bartolini's Lebenssonne sich nach Westen neigt; um so bewundernswerther ist der rastlose Fleiß des alternden Mannes. — Seine trefflichsten Arbeiten sind weithin durch die Welt verstreut; sein Atelier zeigt uns nicht einmal deren Abgüsse. Es ist schwer ohne besondere Empfehlung Zutritt in seine Werkstätten zu erhalten, denn der Andrang der Fremden hat den ungern feiernden Meister veranlaßt, deren Thüren zu schließen. — Sein größtes Werk ist jezt ein aus vielen, ich glaube aus dreizehn Figuren zusammengeseztes Denkmal, wie man sagt, für den Fürsten Demidoff bestimmt. Ich sah eine schöne Gruppe der Pietà, welche dazu gehört. Anmuthig liegt des einen Kindes Füßchen in der Hand des etwas größern zweiten. Die weibliche Gestalt ist schön, sizt jedoch in unbequemer, an Michel Angelos Statuen erinnernder Weise. Eine starr vor sich hinbrütende, sitzende, das ernste Haupt auf beide Fäuste stützende Frau stellt Italien vor; es liegt ein tief verbissener Ingrimm in den schönen Zügen; der Arbeiter, welcher mich herumführte, versicherte, sie gehöre zum Denkmal. Sehr lebensfrisch lag neben ihr eine nackte, junge Bachantin, weich und anmuthig hingegossen. Es war mir ein tröstlicher Zufall, denn wie auch Italien leide und klage, der Gott der Freude, des Genusses, der warme, reiche Sonnengott dieses üppigen Klima's läßt die Menschen nie so ganz elend werden. — Eine andere Gruppe zeigt uns einen ernsten Mann zwischen zwei Genien; ich glaubte in ihnen den Tod und den Genius der Geschichte zu erkennen, und erfuhr später, daß ich das Grabmal eines hiesigen Staatsmannes gesehen. — Weiter sah ich ein paar Porträtgestalten, den Großherzog von Toscana und seinen Sohn. Und hier nun widersezte sich in mir die lebenslang gewöhnte deutsche Ansicht der nur die Naturwahrheit anerkennenden Auffassungsweise des Künstlers. Der Kopf des Fürsten war sprechend ähnlich; mich dünkt aber, er wäre es auch ohne die große, ihn entstellende Warze geblieben, die eine bloße äußere Zufälligkeit, durchaus kein wesentlicher Theil seines wohlwollenden, milden Gesichts ist. — Es sollte aber schlimmer kommen, denn die Hauptgruppe im ganzen Atelier hatte ich mir als Leztes aufgespart: Pyrrhus, welcher Hektors Gattin, Andromache, den Knaben entrissen und ihn bereits über die Schulter geworfen hat, um mit der nächsten Rückbewegung des Arms ihm das Haupt an Troja's Mauer zu zerschmettern. Der wilde, zornige Mann ist heldenmäßig schön, auch die Mutter, welche sich müde gerungen, um ihrem Kinde das Leben zu erhalten, und nun tödtlich ermattet, nichts mehr vermag und der ihr so ganz überlegenen Gewalt kraftlos zusammenbrechend erliegt, ist edel und sehr schön; alle Tonleitern der hier angeschlagenen leidenschaftlichen Gefühle sind meisterhaft durchlaufen; allein das convulsivisch die Fußzehen einziehende Kind, dessen Entsetzen jede Muskelfaser ausdrückt, diese fast kreischende Todesangst — dieß ist meinen Landsleuten zu wahr, zu unschön. Allerdings ist dem großen Künstler vollkommen gelungen, auf diese Weise den vorangegangenen Kampf des Kriegers mit der Mutter wiederzugeben und die Theilnahme auf's Tiefste anzuregen; allein es bleibt eine Art Wirklichkeit, welche in einer idealen Darstellung quält und stört. — Neben Pyrrhus liegt ein Stein, auf welchem geschrieben steht: „Hier sah ich Hektor zum leztenmal!" Dem so hochstehenden, allgemein verehrten Künstler möchte man einwenden, ob der Mann Pyrrhus heiße, sey gleichgültig, die Handlung und die Todesqual der liebenden Mutter sey in großen Naturschriftzügen deutlich genug ausgedrückt. Uns Deutschen aber ist eine schreibende Andromache ganz unverständlich. Bartolini hat mehr dergleichen erklärende Inschriften auf seinen Arbeiten. Wir Pedanten meinen, wer überhaupt von der Geschichte weiß, werde den Helden und den Knaben Astyanax erkennen, und wer nicht darum weiß, dem werde die Inschrift nicht helfen. — Bekanntlich ging Bartolini voriges Frühjahr nach Rom, um die Büste des Papstes nach der Natur zu machen. Das eben vollendete Thonmodell steht jezt in seinem Atelier. Es zeigt uns eine mit Anmuth, Feinheit und großer Würde aufgefaßte und wiedergegebene Aehnlichkeit; ich habe kein mir mehr genügendes Porträt des heiligen Vaters gesehen. Die Maske wurde in Rom gemacht, nun das Modell fertig ist, wird sogleich die Ausführung in Marmor begonnen; die Behandlung ist wunderschön.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 6.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 30. Freitag den 4. Februar 1848.

Him and his worth you have right well conceited.
O, he sits high in all the people's hearts!
Shakespeare.

Beranger.

(s. Nr. 17.)

(So eben werden wir durch ein Schreiben des Verfassers der in Nro. 15—19 mitgetheilten „Pariser Christbäume" darauf aufmerksam gemacht, daß wir beim Abdruck dieses Artikels ein Versehen begangen haben. Aus dem Manuscript waren einige der nach französischer Weise nur auf Einer Seite beschriebenen Blätter ausgefallen, und der Zufall wollte, daß der Sinn dadurch nicht gestört erschien, da das erste jener Blätter mit einem Satz begann und das lezte mit einem aufhörte, während vor und nachher von Beranger die Rede war. Sehr gerne entsprechen wir dem Wunsche unseres Mitarbeiters und vervollständigen hiemit das von ihm entworfene Charakterbild des liebenswürdigen Dichters.)

Beranger ist arm, aber das Wunder von dem Oelkruge der Wittwe zu Ephesus wird bei ihm zu einer alle Tage sich erneuernden Wahrheit. Er ist arm, und ich will wetten, daß wörtlich kein Millionär in Paris ist, der so viel wohlthut als unser armer Dichter. Er lebt einfach und sparsam, er geht stets zu Fuße, und so bleibt am Ende von seinem spärlichen Einkommen alle Tage ein Restchen in dem wunderbaren Oelkruge. Der erste Arme, der sich meldet, ist der berechtigtste Erwerber dieses Ueberschusses. Aber der Rest dieses Oelkrügleins reicht natürlich nicht immer aus; die armen Leute wittern, wie die hungernden Vögel der Luft, wo ihre Mahlzeit wächst, und so kommen sie von allen Seiten vor das Dachkämmerlein Berangers geflogen und fordern ihr tägliches Brod. Das merken die nicht armen Leute freilich nur selten, und nur wenn sie ein Herz für dergleichen haben, oder wenn der bescheidene Mann sich nicht mehr scheut vor ihnen von dergleichen zu sprechen. Eines Tages kam ein Brief aus Altrußland oder Sibirien — ich weiß es nicht mehr recht — in dem die Wittwe eines französischen Gefangenen den armen Dichter bat, ihr das Reisegeld zu schicken, um nach dem Tode ihres Mannes jezt in ihr Vaterland zurückzukehren. Das kostete allerlei Kopfbrechen, große Finanzoperationen und arges Pressen am Oelkrüglein; aber vierzehn Tage später war doch das Geld auf dem Wege nach Rußland.

Und nicht nur den Armen thut der „arme und zufriedene" Liederphilosoph wohl. Die Reichen kommen auch zu ihm, wenn sie des Almosens eines guten Rathes bedürfen, und fast noch öfter, wenn sie hoffen hinter einem Rath Berangers irgend einen dummen Streich, den sie gemacht oder gerne machen möchten, verstecken zu können. Es ist dann oft lustig zu sehen, welche Mühe die Leute sich geben, dem Dichter ihre Absicht ganz unvermerkt unter den Fuß zu legen, und wie der Dichter durch sein mildes, ironisches Lächeln bei dem ersten Worte verräth, daß er sehr wohl weiß, wo hinaus man will. Beranger hat mehr politischen Scharfblick als Louis Philipp und Talleyrand zusammen, und er hat noch Etwas anderes als politischen Scharfblick, ohne das die höchste Feinheit am Ende doch als Mittel das Ziel nicht erkennt und somit verfehlt. Sein feiner politischer Blick ist im Dienste des wohlwollendsten Herzens, seine Klugheit denkt nur daran, ohne alle persönliche Rücksicht und so weit seine Kräfte reichen, der Menschen Bestes zu fördern. Daher kam es, daß Beranger nach der Julirevolution die Emeuten verdammte und glaubte, daß das constitutionelle Königthum eine Uebergangsnothwendigkeit

sey. Damals erholten sich die Einen und die Andern Raths bei ihm, und er rieth Allen zum Besten. Aber für die Meisten war, was ihm Mittel zu einem höhern Ziele des Gesammtwohls schien, Mittel zur Erreichung eigensüchtiger Absichten. Damals kam es oft vor, daß die Eigensucht in dem Rathe und der Zustimmung des Dichters einen Schild gegen das eigene Gewissen suchte und fand. — Nach und nach klang sein Rath anders; aber wieder Andere fanden oft, wo sie aus Angst, Feigheit oder Eitelkeit die Bahn ihrer Ansichten verlassen, in der milden Auffassung, in der menschenfreundlichen Nachgiebigkeit, die Beranger an ihrer Stelle zu demselben Verfahren, das sie aus Eitelkeit und Selbstsucht einschlugen, geführt haben würden, eine Entschuldigung für sich selbst. Ich könnte hohe Namen nennen, doch wozu?

Vielleicht habe ich schon zu viel für die Bescheidenheit des Sängers über Dinge gesprochen, die er selbst so viel als möglich versteckt. Doch ich denke, er wird mir deßwegen nicht böse werden. Es war nicht meine Absicht, ihn zu loben; aber ich kann von Beranger nicht sprechen, ohne die Seite des Menschen in ihm hervorzuheben, die mir ihn über alle Namen des Jahrhunderts stellt, die Seite, die für unser Jahrhundert eine seligmachende Lehre enthüllt. Um dieser Lehre willen muß Beranger das Lob schon mit in den Kauf nehmen.

Es herrscht ein Rufen und Schreien, ein Greifen und Haschen nach Haben und Mehrhaben in dieser Zeit, daß es Noth thut, an einem so edeln Beispiele zu zeigen, wie Armuth und Bescheidenheit noch immer denselben Zauber verleihen, den sie einst den Alten gaben. Und uns Schriftstellern ganz besonders thut es Noth zu begreifen, daß wir arm seyn müssen und sollen, und daß wir nur in dieser Armuth reich werden. Es erwirbt heute kein Schriftsteller in der Welt mehr als Alexander Dumas, und es gibt Wenige, die mit weniger auskommen als Beranger. Und Dumas ist bankerott und Beranger ist die Vorsehung jedes Armen, der sich an ihn wendet.

Es herrscht heute ein Spielen und Prahlen mit großen Worten und klingenden Grundsätzen neben kleinen Thaten und Mitleid erregender Elendigkeit. Und deßwegen thut es Noth, mitunter einem Manne zu begegnen, der in Wahrheit und Wahrhaftigkeit den schönen Grundsätzen, die er aufstellt, durch die That huldigt. Seyd bescheiden und handelt vor Allem wie ihr lehrt! Jener Alexander Dumas — ich spreche von ihm nur als von einem Typus unserer Zeit, und es thut mir fast leid ihn nennen zu müssen, denn er soll sonst ein „guter" Mensch seyn — gibt oder gab, wie in den Zeitungen zu lesen war, dem bettelnden „Propheten" der Fourierschen Schule ein Jahresgehalt, aber seinen Schneider, seinen Schuster, seinen Bäcker und — Nun, was gehts uns an, wenn Alexander alle Tage mit dem Schuldthurme bedroht ist? — Und jener „Pair de France" mit der „olympischen" Stirne! Leset doch seine tapfern, ritterlichen, tugendstrotzenden Tiraden, und bedenkt dann, wie derselbe Mann das Weib seines Freundes verführte, dem Freunde die Schmach mit Geld abkaufte und dann die Frau, die er geliebt hatte, mitleidlos den Gerichten und dem Gefängnisse allein preis gab.

Der arme Beranger hat seine „leichtsinnigen" Liedchen in die Welt hinausgeschickt, weil auch er seine leichtsinnigen Stunden hatte. Aber wer ihn besucht, findet neben ihm die treue Geliebte, »la bonne vieille.« von der er singt:

> On vous dira: savait-il être aimable?
> Et sans rougir, vous direz: Je l'aimais.
> D'un trait méchant se montra-t-il capable?
> Avec orgueil vous répondrez: Jamais!
> Ah! dites bien qu'amoureux et sensible,
> D'un luth joyeux il attendrit les sons:
> Et bonne vieille, au coin du feu paisible
> De votre ami répétez les chansons.
>
> Objet chéri, quand mon renom futile
> De nos vieux ans charmera les douleurs,
> A mon portrait quand votre main débile
> Chaque printemps suspendra quelques fleurs,
> Levez les yeux vers ce monde invisible
> Où pour toujours nous nous reunissons;
> Et bonne vieille, au coin du feu paisible
> De votre ami répétez les chansons.

Wahrheit, Wahrheit, das ist die edelste Tugend des Menschen, und Beranger besizt diese Tugend, wie selten Jemand sie besessen hat. Sie geht so weit, daß er auch seine Schwächen gerne und offen gesteht. Mit Wohlgefallen singt er davon, daß sein

> renom futile
> De nos vieux ans charmera les douleurs.

Er ist schwach und selbst oft ein wenig eitel. Und wer ist es nicht? Aber die Eitelkeit ist seine Schleppenträgerin, und das ist der Unterschied; denn in der Regel ist sie die Führerin, die den Demantring und die goldene Kette hält, an denen sie die hohen Herrn unserer Zeit bei der Nase zerrt, wohin es ihr beliebt. Er ist schwach, und wer ist es nicht? Die Alten waren stärker als wir, weil sie egoistischer waren, weil ihnen weniger an ihrem Nebenmenschen lag, weil sie nicht der Menschheit, sondern sich und höchstens noch ihrem Volke angehörten. Die Lehre Christi hat diese Stärke gebrochen; aber sie hat uns die Schwäche gegeben, zu lieben und geliebt seyn zu wollen. Und in dieser Schwäche liegt ein guter Theil der Eitelkeit, die nicht verstecken mag, was der Liebe werth

machen könnte. Das Herz läuft über bei denen, von denen es voll ist und in deren Herz es die Ueberfülle ausgießen möchte. Dann sprechen wir von dem, was unser Stolz ist, und schämen uns, sobald es heraus ist, unserer Schwäche. Verzeiht diese Eitelkeit, sie ist menschlich, sie ist christlich. Ihr habt ein Recht, uns zu bemitleiden, ihr starken, ihr gewaltigen „Selbstgötter." Wir lieben und wollen geliebt seyn. Seyd uns gnädig in eurem Zorn ob dieser Gemüthsschwäche gegenüber eurer Verstandesstärke.

Eine Novembernacht in Dresden.

(Fortsetzung.)

„Hätten doch unsere Priester," bemerkte Späht, „niemals schlechterer Mittel zur Aufrechthaltung des Christenthums sich bedient, als der sanft zwingenden Waffen, welche ihnen die Künste boten, wahrlich ich glaube, nie hättet ihr bösen Ketzer dann irgend welche Macht gewonnen, und die ganze gebildete Welt wäre noch jetzt selig im katholisch einigen Glauben." — „Es ist die zum Himmel erhebende Macht der Schönheit," fuhr der Fremde auf, „welche ihre Augen aufschlägt in herrlichen Kunstwerken. — Doch lassen wir das!" — „Warum? Sprechen Sie weiter," bat Hirsch.

Der Fremde warf einen Seitenblick auf ihn und fuhr dann mit veränderter Stimme fort: „Ich meinte nur, die Mater dolorosa sey nicht bloß ein ächt christliches, sondern auch ein ächt menschliches Bild: eine gottbegnadigte Mutter, die den herrlichen Sohn vor ihren glückseligen Augen zum Helden, zum weltbeglückenden Heiland heranwachsen sah, und nun vor seinem Leichnam mit anbetender Liebe kniet, da ihn dumpfer Pöbelwahn in seinem Siegerschritte niederschlug, um ihn zu ewiger Herrschaft und Glorie an's Kreuz zu erheben, auf daß gesäet werde verweslich und auferstehe unverweslich. O selig preise ich diese glückliche Mutter und überselig ihren göttlichen Sohn! An's Kreuz für solches Loos, an's Kreuz, an's Kreuz, an's Kreuz!"

Die Freunde sahen sich erschrocken nach dem Fremden um, der in seiner Aufregung ihnen sehr bedenklich erschien. Späht meinte, ein rein künstlerisches Gespräch werde Beruhigung herbeiführen, und sagte: „Haben wir denn nun eigentlich heute Rietschels Kunstwerk wirklich in einer Art schmeichlerischer Apotheose gesehen, oder tritt es nicht vielmehr noch weit mehr hervor in seinem reinen und erhabenen Styl, wenn wir das Beiwerk der Musik, der Engel u. s. w. fortlassen und uns allein an der edeln Symmetrie und hohen Lebenswahrheit der beiden Figuren auf dem Altar erfreuen? Nie sah ich eine schönere Incarnation der Kreuzidee. Wahrlich, mir scheint das einfache Kreuz, welches Mutter und Sohn bilden, vom Tageslicht beleuchtet, habe mir heute Morgen einen freilich weniger berauschenden, aber desto erustern, bleibendern Eindruck gemacht, als die nächtliche Wunderscene. Fast glaube ich, daß dieselbe, wenn auch momentan von außerordentlicher Gewalt, doch, wenn man sie fixiren könnte, unerträglich werden müßte, während die einfache Altargruppe auch bei täglichem Betrachten immerfort in ruhiger frommer Schönheit ausdauern würde."

„Meinst du wirklich?" fragte Hirsch; „ich glaube doch, ein Marmorengel auf jeder Seite des Altars würde mir in Zukunft fast fehlen, wenn ich die Gruppe wieder sehen sollte." — „Mir auch, mir auch!" rief Walter leidenschaftlich aufseufzend. — „Jugend hat keine Tugend," erwiederte Späht lächelnd; „Walter ist wieder einmal verliebt, wie es scheint." — „Wieder einmal?" fragte kaum hörbar der Jüngling. — „Ah so," entgegnete der spottende Freund, „ich verstehe, mein Guter, Ihr meint, bis heute Liebe nimmer gekannt zu haben, und sprecht mit Vetter Romeo: O schwör' es ab, Gesicht, noch sahst du wahre Schönheit nicht! Nun, nun, wir wollen sehen, ob es dießmal vorhält. Vor Allem aber wünsche ich dir, daß du Heirathsgedanken bekommen mögest, denn die machen ordentlich und fleißig; zum Heirathen selbst freilich muß es nicht kommen, sonst —"

„Engel heirathet man nicht," unterbrach ihn Walter halb ernsthaft; „du aber kannst dein Necken einstellen; es könnte mich heute eher als sonst langweilen. Oder thu' es immerhin, wenn du magst, ich höre dich nicht; denn in meinem Herzen klingt noch die Wohllautswonne nach, welche ich mit allen Sinnen in mich trinken durfte." — „Nun, aller Sinne bedurftest du nicht gerade zu solchem Genusse," bemerkte Hirsch, „nur Auge und Ohr, allenfalls noch etwas Geruch, um den feinen Engelduft in dich aufzunehmen." — „O," rief Walter, „es strömte übermächtig zum Herzen, dem heiligen Mittelpunkt aller Sinne!"

„Wie ist mir denn?" fragte der Fremde, indem er den Jüngling ansehend stehen blieb; „ich bin ja wirklich unter Menschen!" — „Nun ja, allerdings scheint es so," lächelte Hirsch; „oder meinten Sie etwa," fügte er etwas scharf hinzu, „neben Bestien hinzuwandeln, unter Larven die einzige fühlende Brust?" — „Spotten Sie nicht," antwortete der Fremde; „Christus am Kreuz war auch unter Menschen." — „Ja," sagte Späht sehr ernst, „und noch am Kreuze erkannte er in dem mitgekreuzigten Schächer

einen erlösungbedürftigen Menschen, den er liebend tröstete, sein eigen Leid vergessend." — „Den er zum Abendmahle im Paradiese einlud," fiel ihm wild lachend der Fremde in die Rede. „O Kinderspiel das, wenn einem die Menschenherzen überall entgegen fliegen, wenn man zu den Gebenedeiten gehört, welchen die Engel Halleluja sangen schon bei der Geburt! Wer aber der Verfluchten einer ist — ha! — kennt ihr die Geschichte vom Tannhäuser?" — „Wer sollte die nicht kennen?" erwiderte Hirsch. „Es ist ja jezt eine Oper daraus gemacht, die hier besser gegeben wird als irgend eine andere."

Da der Fremde wieder in sein Schweigen versank, sprach Späht weiter: „Ja, ich muß zugeben, der Tannhäuser ist eine der besten Opern auf unserem Repertoire, besonders freilich deßhalb, weil er ordentlich gegeben werden kann. Und auch an und für sich betrachtet, kann man dieser Oper zwar manche Geschmacklosigkeit vorwerfen, wird aber doch eingestehen müssen, daß die musikalische Einheit des Ganzen angenehm kontrastirt gegen die Potpourrimanier, welche jezt fast allgemein in der dramatischen Musik grassirt. Schade, daß eine krankhafte und schwächliche Auffassung des Stoffes der musikalischen Macht dieser Oper großen Eintrag thut; auch ist dieselbe gerade nicht überreich an Melodien, dennoch aber scheint sie mir unter den neuesten mir bekannten eben durch ihre poetische Einheit die bedeutendste. Wagner würde vielleicht noch mehr geleistet haben, wenn er das Libretto nicht selbst gemacht hätte, denn der Componist bedarf nach meiner Meinung gewissermaßen eines gegebenen Gedankengerüstes, um sein Gefühl in musikalischen Blumen daran hinaufranken zu lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Florenz, Januar.

(Schluß.)

Sculptur.

Einen andern, sehr bedeutenden, in unserm Vaterlande vielleicht noch gar nicht genannten Meister der Bildhauerkunst, fand ich in dem seit vielen Jahren in Florenz lebenden Hieam Powers. Er ist ein Amerikaner, hier allbekannt und vollkommen gewürdigt. Seine meisten Arbeiten gehen in sein Vaterland, und viele derselben hat er wiederholen müssen. Seinen Ruhm hat eine Statue begründet, die er eben jezt zum drittenmal ausgeführt: eine auf dem Bazar zum Verkauf ausgestellte Sklavin, mit edlen, national vielleicht nicht sehr ausgesprochenen Zügen; sie mag eine Griechin seyn; die Form der jugendlichen Gestalt gehört dem Vaterland der Schönheit an. Auf einem Säulenschaft hängt das reich verzierte abgeworfene Gewand, die Hände fesselt eine leichte Kette. Welche Weichheit liegt in dem zarten Muskelspiel dieses idealisch schönen, und doch so ganz wahren Körpers, dessen sammetweiche Haut man zu berühren glaubt! Die Stellung ist einfach und doch vollkommen darauf berechnet, die höchste Mannigfaltigkeit der Linien in den Bewegungen des Rückens und der Arme zu erzengen. — Neben dieser schönen Sklavin steht ein Fischerknabe, jung wie sie, und in seiner Art eben so schön; ihm zur Seite auf einem Stein liegt sein kunstreich gearbeitetes Netz; er trägt das neapolitanische Fischerkostüm, das heißt, er hat gar nichts an, nicht einmal die dortige Fischermütze. Er hält eine Muschel an's Ohr und lauscht dem Brausen derselben; nach einem bekannten Schifferglauben befragt er vor der Meerfahrt das Sturmorakel. Der Apoll mit der Eidechse in Rom mag dem Künstler zu der allerliebsten Knabengestalt den ersten Impuls gegeben haben; man könnte ihn einen Hylas nennen, schön genug ist er dazu, und den Meerjungfern ist nicht zu trauen, darum befragt er auch wohl so ernst die kleine Wetterverkünderin. — Eine dritte Statue desselben Meisters ist eine Eva. Sie ist nicht so ideal gehalten als die schöne Sklavin; sie ist unendlich reizend, und doch ganz irdisch; man sieht ihr an, daß sie Arbeit und Mühe ertragen wird, und ehet in ihr das mütterliche Wesen, wie man zuweilen schon Kindern es ansehen mag. Es ist das erstemal, daß ich in christlicher oder alttestamentlicher Darstellung diese symbolische Auffassung in der Sculptur gefunden. — Bewundernswürdig sind die seidenweichen Haare; die Ausführung im Detail ist vortrefflich; jede kleine, durch An- oder Abspannung eines zarten Muskels entstehende Fläche oder Vertiefung ist leise und dennoch deutlich angegeben. Dasselbe gilt von Powers Büsten; er hat Washington und mehrere der amerikanischen Gegenwart angehörende Staatsmänner porträtirt, und man muß sie schon der Ausführung wegen für ähnlich halten. — Noch nenne ich Ihnen Dupré, längst schon seines Abels und Cains wegen anerkannt. Diese schon ältern Statuen, von welchen Cain eben in Erz gegossen wird, sind im Augenblick, der Vorbereitungen wegen, nicht einmal im Gypsmodell zu sehen. — Sein Atelier enthielt von fertigen Kunstwerken nur ein wunderschönes schlafendes Kind, einen Knaben. Der Damast mit eingewirkten Streifen, die Kissen und dergleichen Nebendinge zeigen die in diesem Fach in Florenz bewahrte, immer geübte Meisterschaft. Dieß zeigt sich z. B. auch an Powers Fischernetz, an der Sklavin Gewand; — in Rom sieht man dieß weniger, oder gar nicht. Der friedliche Ausdruck des Schlummernden und seine große Anmuth erinnern an Albano's oder Guido Reni's schlafende Kinder. Zwei ganz kleine Statuetten wurden uns gezeigt, Dante und Beatrice, beide ganz in der einfachen Sculpturweise des vierzehnten Jahrhunderts. Ich bekenne, daß ich von denselben weniger befriedigt wurde, obschon der Zweck als vollkommen erreicht zu betrachten ist. Nur Beatrice ist völlig fertig. — Und nun lassen Sie mich schließen, ehe ich Sie ermüde; Florenz's großer Kunstreichthum trägt die Schuld; es ist schwer ein Ende zu finden, im Schauen, wie im Erzählen. — Ich denke Ihnen nächstens einige literarische Notizen zu senden. Zwei bedeutende Autoren haben Werke angekündigt, welche noch diesen Monat erscheinen: Massimo Azeglio hat ein Bändchen über „die Emancipation der Juden" geschrieben, und Tommaseo: »Nuove Speranze d'Italia.«

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 31. Sonnabend den 5. Februar 1848.

So erblickst du in der Weite
Erst des Meeres blauen Saum,
Rechts und links in aller Breite
Dichtgedrängt bewohnten Raum.

Goethe.

Flüchtige Skizzen.

III.

Von Antwerpen nach Amsterdam.

Es war zehn Uhr Vormittags. Ueber die schmale Brücke drängten sich die Reisenden auf dem Quai van Dyk in Antwerpen zu dem Dampfschiff der niederländischen Gesellschaft. Das Zeichen der Abfahrt wurde gegeben. Ich spazierte auf dem Deck hin und wieder und sah mir nach meiner Gewohnheit vorerst die Physiognomien der Leute an, unter denen ich den Tag verbringen sollte. „Kein deutsches Gesicht," dachte ich, nachdem mein Examen zu Ende war, und nahm meinen Führer durch Holland aus der Tasche, um darin zu blättern. Endlich tauchte vor meinen Augen ein ziemlich lang gestreckter Mann mit offenen Zügen auf, den ich, ohne mir Rechenschaft über das Warum geben zu können, schnell in starkem Verdacht hatte, aus einem Punkte des drei-und-dreißigfarbigen Deutschlands zu stammen. Ich trat auf ihn zu und sprach ihn geradewegs mit den Worten an: „Sie dürften ein Deutscher seyn, mein Herr!" Der Fremde lachte und meinte, woran ich das erkenne. „Fragen Sie nicht," sagte ich, „sondern halten Sie sich nur an meine Freude, einen Landsmann auf dem Schiffe gefunden zu haben."

Das Gespräch war schnell eingeleitet. Es war eines unserer deutschen Landeskinder, die sich über dem weiten Ocean eine heimathliche Stätte gegründet haben. Er kam aus Monte Video, wo er als Kaufmann ansäßig war, und hatte eben erst in Vließingen nach dreimonatlicher Seefahrt und langen Jahren wieder zum erstenmal den Fuß auf europäischen Boden gesezt. Er wollte sich daheim vom Strande der Ostsee eine Braut holen und wieder nach seinem neuen Vaterlande zurückkehren. Von der nunmehr fünfjährigen Blokade erzählte er wie von einem Spaße, an den sie nur durch die Theurung und zuweilen durch ein paar Kanonenschüsse aus der Ferne erinnert würden. Uebrigens gehe Alles seinen Gang wie sonst, die Geschäfte rollen in ihrem eingeschlagenen Geleise und man denke an Alles eher, als den gegenwärtigen Zustand mit irgend einem Opfer zu beseitigen.

Die übrige Gesellschaft waren Belgier, Franzosen, Holländer und Engländer, die nirgends fehlen. Eine höchst komische, etwas verwitterte Figur in der Rolle eines Oberkellners mit Augengläsern und einer näselnden Stimme rannte hin und wieder. Zwei junge, nichts weniger als hübsche, aber anmuthige und liebenswürdige Französinnen mit Papa, Mama und Bruder hatten ein Lese- und Zeichenkabinet eröffnet. Unbekümmert um die ganze Welt liebäugelte ein zärtliches junges Paar am Stiegenhaus der Kajüte. Die übrige Gesellschaft lehnte an der Balustrade des Schiffes herum oder wandelte auf und ab. — Es kam Besuch — die holländischen Mauthner. Die Heimsuchung ging ganz glimpflich vorüber.

So ging es einige Stunden, die Scheldemündung hinab und dann am Ufer des festen Landes und zwischen den Inseln hin, während das Wasser sich bald verengte, bald sich zum Meer ausbreitete, und hier ein Fort, dort ein Dorf, eine Stadt, weiter in's Land gerückt, oder die unvermeidlichen Windmühlen aus der weiten grünen Fläche, die sich am Horizont

verliert, rechts und links zum Vorschein kamen. — Die Inselprovinz Zeeland ist namentlich bei den Engländern in hoher Gunst. Ich sprach einen Engländer in Amsterdam, der so entzückt war von der Landschaft, daß er sich bei Vließingen angekauft hatte und eben im Begriffe stand mit seiner ganzen Familie umzusiedeln. — Gegen Abend passirten wir Dortrecht zur Rechten. Die reinliche hübsche, aus rothen Backsteinen gebaute Stadt, die sich längs dem Ufer hinzieht, die Menge Schiffe und Barken, das hübsche Kai, die Gärtchen und Rasenplätze, das Alles in einer freundlichen Abendbeleuchtung, der es an prächtigem Wolkengold und dunkler und violetter Schattirung nicht fehlte — ein wunderlieblicher Anblick!

Die Dunkelheit war schon vorgerückt, als wir nach Rotterdam gelangten. Eine Unzahl Schiffe, gespensterhaft die dunkeln Masten und Segelstangen in den Abendhimmel hinaus streckend, lagerte im Hafen. Hunderte von Geschäftigen und Neugierigen trieben sich daran umher. — Ein offener Wagen führte mich durch die Stadt. Die Straßen in der Binnenstadt sind meist eng, düster, von ziemlich hohen und schmalen Häusern eingeschlossen; die Buitenstadt hat prächtige Gebäude. Das rege, bewegte Leben, die vielen Kanäle und Brücken, die Schiffe bis im Herzen der Stadt, die lustwandelnde Menge, die hellerleuchteten Buden und Auslagen, und wieder das geheimnißvolle Dunkel auf den Wassern, durch welches nur hie und da eine vereinzelte Schiffslaterne hindurch zwinkerte, und die tiefen Schatten unter den Baumplätzen und Alleen, die Gruppen vor den Häusern, alles dieß vereinigte sich zu dem interessantesten Eindruck; ja selbst die johlende und vergnügliche Gassenjugend, die mein Kabriolet verfolgte und von ihren guten Lungen Zeugenschaft ablegte, war eine gute Staffage in dem belebten Bilde dieser alten, nun wieder aufblühenden Handelsstadt.

Wie auf dem Felde die Weizenhalmen,
So wachsen und wogen im Menschengeist
Die Gedanken,

sagt Heine. Der bleiche Bube, der dort an der Schwelle des Gewürzladens steht und bei der Lampe in dem papiernen Umschlag liest, in welchen man ihm den für seinen Lehrherrn gekauften Zucker oder Kaffee gewickelt, bringt mich auf Längstvergangenes. Durch diese Gassen wandelte einst als Knabe der große Erasmus, dessen Geburt und erste Lebensgeschichte ein so romantisches Präludium bilden.

Es war in den letzten Tagen des März 1467, daß ein junger Mann um die Abendlichte in das Haus des Arztes von Zevenbergen trat. Es war der junge Gerhard aus Tergen, der die schöne Margareth, die Tochter des Hauses, liebte und häufig herüberkam, an ihrem Anblick und freundlichem Worte sein Herz zu erquicken. Heute aber machte er ein sehr trauriges Gesicht, sah blaß und verstört aus. Seine Eltern hatten ihn seit lange zum Geistlichen bestimmt. Die Mutter bestürmte ihn mit Bitten und Thränen, der Vater mit Vorwürfen und Drohungen. Mit diesen Planen im geraden Widerspruche war seine innige Liebe zu Margarethen. Das wußten die Eltern und wollten dem Dinge ein Ende machen. Aus manchen Heimlichkeiten, aus des Vaters hingeworfenen Worten, aus den Besuchen, die in lezter Zeit ein- und ausgingen, aus den Warnungen der Freunde schloß er, daß man das Schlimmste im Schilde führe, vielleicht meinte man ihn gewaltsam in ein Kloster zu sperren; dann mochte er zusehen, wie er loskomme. Es war höchste Zeit, an ein Rettungsmittel zu denken. Und dieses Rettungsmittel war kein anderes als die Flucht. Des andern Tages reisten zwei seiner Freunde, angehende Künstler, nach Italien. Mit diesen wollte er gehen. In Rotterdam wartete ihrer ein Schiff, das nach Livorno bestimmt war.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Novembernacht in Dresden.

(Fortsetzung.)

„Dieser Ansicht," bemerkte Walter, „ist auch der musikalische Dichter Hoffmann, welcher den Text zu seiner Oper Undine von Fouqué bearbeiten ließ, obgleich er diesen in schriftstellerischen Leistungen doch gewiß übertraf." — „Sie kennen auch den Hoffmann! es sind wirklich Menschen!" so brummte der Fremde vor sich hin. Die Künstler lächelten und Späht begann wieder: „Mir ist es mit diesem Tannhäuser ganz eigenthümlich gegangen, denn ich habe ihn zweimal gehört, ohne meinen Widerwillen gegen die Auffassung des Stoffes, gegen manche verfehlte Natürlichkeit und offenbare Länge u. s. w. überwinden zu können; bei der ersten Aufführung wurde mir sogar ein wenig übel zu Muthe, so daß ich nur mit Mühe bis zu Ende aushielt. Das macht, ich hatte damals gerade Ohr und Herz angefüllt mit dem unauslöschlichen Göttergelächter des Mozart; neulich aber sah ich den Tannhäuser zum drittenmale, nachdem ich eben Tags vorher einer Aufführung der Hugenotten beigewohnt, und erst bei dieser dritten Wiederholung ist mir, sey es durch genauere Kenntniß oder auch durch die vorhergegangene Folie, der ganze Werth der Oper klar geworden."

Der Fremde lachte höhnisch und rief: „Sie vergessen aber, mein Werthester, den höchst grandiosen

historischen Hintergrund der Hugenotten, von welchem die Taschenspielereien und Lügen, die man vorne sehen muß, gleichsam in einem schwärzlichen Schauerrahmen eingefaßt werden. Es gab vor dieser Oper nie eine historische, und so wäre denn durch dieselbe, wie man es auch vielfältig gedruckt lesen kann, eine früher unerhörte Großartigkeit geleistet worden."

„Sie spotten," wendete Hirsch ein, „können indessen doch nicht läugnen, daß die Hugenotten auf allen Theatern der Welt großen Beifall gefunden haben, während Ihr Tannhäuser noch nirgend anders ist gegeben worden als hier in Dresden." — „Mein Tannhäuser?" entgegnete der Fremde etwas barsch; „ich kenne den Menschen nicht!" Und damit verfiel er wieder in sein düsteres Schweigen. Nach einer kleinen Pause antwortete Späht auf Hirschs Einwurf: „Du hast Recht, lieber Freund, der Tannhäuser ist noch nirgend anders als in Dresden gegeben worden; aber weißt du denn nicht, woher das kommt? Man bezieht ja jezt die Opern nicht mehr aus Dresden, wie etwa zu Webers Zeiten, und überhaupt gar nicht aus Deutschland, sondern es muß dieser Artikel jezt durchaus von Paris kommen und dort Furore gemacht haben, wenn er dem hochgebildeten deutschen Publikum gefallen soll. Es thut's halt nimmermehr. Und außerdem vergißt du ja auch durchaus, daß der Tannhäuser nicht im mindesten zeitgemäß ist; es ist darin weder von Constitution oder Emancipation, noch von Communismus oder Socialismus die Rede; es ist gar nichts darin, was die großen Fragen der Gegenwart berührt. Erinnere dich nur, daß man diesen Vorwurf schon mit großem Rechte dem Elias des Mendelssohn gemacht hat; das habe ich gedruckt gelesen auf gräulichem Papiere, welches keineswegs erröthete ob der auf ihm stehenden Worte. Auch Rietschels Pietà, die ich sonst wegen ihrer außerordentlichen Reinlichkeit in keiner Weise mit dem Tannhäuser zusammenstellen darf, theilt mit ihm den großen Fehler, nicht zeitgemäß zu seyn. Aber wie wird mir denn? ich bemerke ja mit Schrecken, daß wir alle vier selbst eben im höchsten Grade unzeitgemäß gewesen sind, als wir uns an dem Stabat mater erfreuten. Wehe uns Armen, wenn irgend ein so recht zeitgemäßes kritisches Journalgenie dieses Verbrechen uns anwittern sollte!"

„Nun, wir würden uns zu trösten wissen," sagte Hirsch. „Uebrigens mußt du doch zugeben, daß die Zeitgemäßheit einem Kunstwerk höchst nützlich und förderlich seyn könne, schon aus dem einfachen Grund, damit dasselbe nicht unbeachtet untergehe, sondern schnell weltbekannt werde. Wenn der Werther nicht zeitgemäß gewesen wäre, würde er wohl ein solches Aufsehen gemacht haben?" — „Ein Kunstwerk sey der Ewigkeit gemäß, nicht der Zeit," brummte der Fremde vor sich hin. — „Von der Ewigkeit wissen wir leider so sehr wenig," entgegnete Hirsch, „daß wir uns hüten sollten, das Wort so leicht in den Mund zu nehmen."

„Was der Herr hier," bemerkte Späht nach einigem Nachdenken, „mit seinem etwas gewagten Ausspruche meinen mag, wenn ich ihn anders recht verstehe, will ich dir durch ein Beispiel klar zu machen suchen. Denke dir einmal, daß ein Grieche aus der vorchristlichen Zeit unsere Mater dolorosa zu sehen bekäme; würde er dieselbe schön finden können? Ich glaube ja, weil er in ihr, trotz der ihm fremdartigen Behandlung, doch einen rein menschlichen, edel verkörperten Stoff erblicken, und das seiner — des Griechen — Zeit durchaus nicht angemessene Kunstwerk doch als ein solches — und also als ein aller Zeit gemäßes — anerkennen würde; den Tannhäuserstoff dagegen möchte er vielleicht als einen gotteslästerlichen Unsinn verdammen, wenn er ihn überhaupt begreifen könnte, da ihm die darin sich manifestirende mönchische, sentimentale Anschauung eine durchaus fremde seyn müßte."

„Oho, was wollt ihr vom Tannhäuser?" rief der Fremde dazwischen; „wart ihr in dem Berge der Venus? habt ihr den Sänger gesehen? Hier steht er vor euch mit Leib und Seele und will euch den Weg zeigen; wollt ihr mit? Kommt, kommt!" — „Ei, der Mensch ist ja verrückt," brummte Hirsch, Späht aber sagte zum Fremden: „Nun, versuchen möcht' ich's wohl einmal; geht nur voran!" — „Kommt, kommt!" schrie der Fremde und lief so rasch vorwärts, daß die Freunde kaum folgen konnten; dann aber blieb er plötzlich still stehen und rief mit gefaltenen Händen gen Himmel blickend: „O Elisabeth!"

Man war während der Gespräche schon mehrmals um die Terrasse gewandelt und der Fremde stand jezt wieder an einer der steinernen Bänke vor dem eisernen Geländer, über welches man steil in den Strom hinabsieht. Halb bewußtlos sank er auf die Bank und drückte beide Hände vor's Gesicht. Späht und Walter sezten sich neben ihn; auch Hirsch entschloß sich endlich dazu, obwohl er sich in der Gesellschaft etwas unheimlich fühlte.

Um das peinlich werdende Schweigen zu brechen, sagte Späht nach einer Weile: „Gern möchte ich wissen, wer doch die Herrschaften waren, deren Concert wir heute so unerwartet mitgenießen durften. Wahrlich, interessante Erscheinungen waren die singenden Mädchen wie das Elternpaar. Sie können noch nicht lange in Dresden seyn, sonst wären sie mir schon aufgefallen." — „Darüber kann ich genügende Auskunft geben," sagte der Fremde, indem er

sich aufrichtete. „Gebt mir ein gut Wort, ihr Herren, so erzähle ich euch sogleich die ganze Geschichte des Fürsten Gabriel O... und seiner Angehörigen. Nun, wie steht's? wollt ihr lieber eure Betten aufsuchen, oder meine Geschichte hören?" — „Ei, wir hören gern zu," antwortete Späht, „wenn Sie uns etwas erzählen wollen. Zum Schlafengehen ist immer noch Zeit. Bitte, fangen Sie an."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Januar.

Karneval. — Bankerotte

Der Karneval hat seine Fittige entfaltet; die beiden ersten Narrensitzungen sind auf gloriose Weise vorübergegangen. Wo sind die falschen Wetterpropheten hingekommen, die seit Monden in den hiesigen Lokalblättern düsteres Karnevalswetter verkündeten, die von schlechten und ernsten Zeiten sprachen und den dießjährigen Karneval, ehe er noch geboren war, schon tödten wollten? Sie verkriechen sich jezt, schlagen die Augen nieder und schämen sich. Hervor mit euch, vor das Forum der Narrhalla! Eure Strafe wird hart seyn, doch nur die Satire wird die Ruthe schwingen. — Soll ich aus den beiden ersten Sitzungen auf die folgenden und auf die ganze Karnevalssaison schließen, so muß ich sagen, daß nach allen Auspicien der Karneval ein prächtiger werden wird. Mehr als tausend Mitglieder zählt der Verein heute schon, und er vergrößert sich mit jedem Tag, und die schönsten Elemente für die Züge und für die Sitzungen bilden sich hervor, neue Kräfte, die die glorreichen alten unterstützen und sich an ihnen aufschwingen. Es hat sich aber auch in den zwei lezten Jahren ein solcher Vorrath von Stoffen, welche der Behandlung in der Narrhalla werth sind, angehäuft, daß die gewöhnliche sechswöchentliche Zeitdauer unseres Karnevals viel zu kurz scheint, um allen Dummheiten der vergangenen beiden Jahre ihr Recht von Seiten der Satire widerfahren zu lassen. Indessen haben die Redner, welche bis jezt die Narrentribüne bestiegen haben, gezeigt, daß sie Talent genug haben, die unscheinbaren kleinen Dummheiten mit den großen, hervorstechenden so zusammen und einander gegenüber zu stellen, daß durch eine gewisse systematische Ordnung dennoch das große Bereich vielleicht erschöpft werden kann, der Art, daß sich keiner zu beklagen haben wird, er sey ohne blaues Aug davon gekommen. Die Hauptthemen der bis jezt aufgetretenen Narrenredner waren ungefähr folgende: Wahlreform in Frankreich und Wahlumtriebe in Mainz — schweizerische und Mainzer fromme Wehen — königlich spanisch-isabellische Nachkommenschaftsbesorgnisse und Mainzer Fruchtbarkeit — Abd-el-Kader und Ernst Mahner — Welttheater und Stadttheater — deutsche Post- und Mainzer Eisenbahnrevolution — deutsche Lichtfreunde und Mainzer Gasbeleuchtung — deutsche und Mainzer Mäßigkeits-, Pferdefleisch- und Deputirten-Zweckessen — unsere wissenschaftlichen Vorlesungen und unsere künstlerischen Balgereien — häusliche Rückschritte und Schulreform — Aepfelmost und Traubenmost — Bäckerrevolution und Kartoffelkrankheit 2c. — Wenn unsere berühmten literarischen Karnevalshelden aus diesen reichen Stoffen nicht ein trefflich schmeckendes Karnevalsragout machen könnten, so wären sie nicht werth Mainzer zu seyn. In der That sind die Sitzungen humorreicher als je zuvor, und, was sehr bemerkenswerth ist, die sonst bevorzugten Lokalstoffe werden den höhern, allgemeinern Beziehungen untergeordnet, ohne daß die Censur im Ganzen sehr hindernd in den Weg träte. Grundsatz aber ist: auf die Tribüne der Narrhalla gehört Alles, nur nicht was langweilig und unverständlich ist. — Auch die Transportation der Karnevalskasse von dem Hause des vorjährigen Kassiers in das Haus des dießjährigen fand bereits in karnevalistisch feierlicher Weise durch einen Umzug statt; es war ein hübsches Vorspiel der Karnevalszüge auf Fastnacht. Man hatte freilich nicht schwer zu tragen an dieser Kasse; aber daß unsere Narrheit arm ist, das eben ist ihr größter Schmuck. Sie könnte reich seyn, wenn sie prosaisch und hartherzig wäre; so aber ist sie poetisch und mild, und schenkt jedes Jahr mehrere tausend Gulden den Armen. Außerdem ist die Lumperei ja heutzutage Mode geworden, die großen Herren wie die kleinen befleißigen sich derselben, und die Narrheit darf nicht zurückbleiben. Die Börse insbesondere ist jezt der wahre Narrensaal; Einer stolpert über den Andern und zieht in seinem Falle ganze Schaaren von Wankenden nach sich, so daß das Ganze wahrhaft tragisch wäre, wenn man nicht wüßte, daß die ganze Börsenwelt jezt auf einem Bein steht. Nur daß die Karnevalsnarrheit es besser versteht, auch aus der Armuth den Reiz und den Duft zu saugen, darin besteht ihr Vorzug. — Ich will hier noch erwähnen, daß die Frankfurter Riesenbankerotte hier einen schmerzlichen, wahrhaft lähmenden Eindruck hervorgebracht haben, und daß diese Krediterschütterung auch auf dem hiesigen Platze hart gefühlt wird. Obwohl nun die Frankfurter Börse unserer Mainz-Ludwigshafener Eisenbahn stets so feindlich entgegengetreten, so haben wir doch diese beklagenswerthen Ereignisse in der Handelswelt tief bedauert. Aber eine gewisse Nemesis konnte man doch in diesem Ereignisse nicht verkennen. Als nämlich vor zwei Jahren einige Mainzer Handelshäuser fielen, zuckte man an der Frankfurter Börse die Achseln und sagte mit Geringschätzung: „Es ist eben Mainzer Lumperei!" Jezt stürzen die Säulen der Frankfurter Börse zusammen, und wir, edler als unsere Nachbarn, wollen nicht sagen: „es ist Frankfurter Lumperei," sondern wir wollen vielmehr sagen: „es ist die Lumperei der Zeit, die große industrielle Schöpfungen mit dem Eigenthum Anderer erzeugt, und nachher Schöpfung und Schöpfer erbarmungslos in das Verderben stürzt!"

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 32. Montag den 7. Februar 1848.

— After nature's fashion,
Their intense souls into each other pour'd.
Byron.

Eine Novembernacht in Dresden.

(Fortsetzung.)

Also aufgefordert, begann der Fremde seine Erzählung folgendermaßen: „Dem Fürsten Gabriel hatte seine liebenswürdige Gemahlin, eine geborene Deutsche, zwei liebliche Kinder geschenkt, Xaver und Elisabeth. Beide waren fast noch in den Kinderschuhen, als der Fürst, welcher, wie jeder edle Pole, an dem lezten Rettungsversuche seines Vaterlandes im Jahre 1831 mit Gut und Blut Theil genommen, seine weitläuftigen Besitzungen in der Heimath verlassen mußte, um in der Fremde von einigem vorsichtig verborgenen, gegen seinen frühern Reichthum allerdings sehr mäßigen Vermögen das Leben eines unbeachteten Privatmannes zu führen. Aber als solcher, im Kreise der Seinen war er glücklich befriedigt, und so tröstete er sich leichter, als man es hätte glauben sollen, über die eigene verlorene Größe, wenn auch das Unglück seines Vaterlandes fortan einen dunkeln Hintergrund für sein ganzes kommendes Leben bildete. Der oft zum Trübsinn neigende Ernst seines herangewachsenen Sohnes entsprach diesem Hintergrunde, während die mehrere Jahre jüngere Elisabeth als eine freundliche Lichtblume auf demselben erblühte. Sie war die Freudenspenderin des ganzen Familienkreises, der an den Ufern des Genfer Sees in anmuthiger Einsamkeit ein ruhiges Leben fortführte."

„Als Elisabeth zur Jungfrau erwachsen war, hielt der Vater es für wünschenswerth, durch einen sicherern Unterricht, als ihn die Mutter gewähren konnte, ihre bedeutenden musikalischen Anlagen auszubilden. Es wurde demnach jene Dame in's Haus gezogen, welche wir heute als zweiten Sopran im Stabat mater singen hörten. Elisabeth gewann in Bertha von Tannhausen eine sorgfältige Lehrerin und treue Freundin, der sie sich bald mit ganzer Seele ergab; Xaver aber, vor Kurzem von seinen Reisen zurückgekehrt, unterließ seit ihrer Anwesenheit mehr und mehr seine Gebirgsstreifereien, welche ihn oft wochenlang von Hause entfernt hatten. Er, der düstere, schwankende Phantast, mochte wohl unbewußt durch die klare, feste und doch so höchst weibliche Erscheinung Berthas sein eigenes haltungsloses Wesen ergänzt fühlen. Zwar stand er schon auf der Grenze zwischen Jüngling und Mann; er hatte Universitäten besucht, Deutschland und Frankreich durchpilgert, sogar eine Zeitlang in Algerien geabenteuert; aber der dumpfe Druck auf seinem Gemüthe, der wohl am meisten von dem Gedanken an das in Sklavenketten schmachtende Vaterland herrühren mochte, hatte bisher alle Entwicklung einer ordentlichen Thatkraft in einer Seele gehemmt, welche demungeachtet tiefer Empfindung und warmer Begeisterung für Ideen gleich fähig war. Da er oft mißverstanden, auch wohl von Weibern getäuscht worden war, hatte eine Eisrinde sich um sein Herz gebildet, welche selbst vor dem warmen sanften Hauche des Familienwohlwollens noch nicht ganz geschmolzen war. Erst durch die Anziehungskraft, welche Bertha gegen ihn ausübte, wurde er seinen einsamen Schweifereien und Grübeleien entfremdet, so daß durch das Dazutreten der holden starken Jungfrau der Familienkreis noch um Vieles einiger und zusammenhaltender sich gestaltete. Sie war, selbst bedeutende Künstlerin, für Xaver die Muse,

welche ihn zu Lied und Gedicht begeisterte, und es wurde nun von dem auf einsamer Villa abgeschlossenen Kreise eine schöne Zeit verlebt, dort an den Ufern des Genfer Sees. Xaver aber träumte in jener Seligkeit, welche Dichtkunst und Musik, verbunden mit unausgesprochener Liebesgemeinschaft, in der herrlichsten Naturumgebung zu schaffen vermögen. Wenn Berata — so pflegte er die Künstlerin zu nennen — in der Weinlaube, im Kreise der Seinen, ein junges, eben gewordenes Lied von ihm empfing, wenn sie dann mit der Harfe sich erhob, einen grünen Kranz auf dem glatten dunkeln Haar über der reinen breiten Stirn, wenn sie, abendsonnigen Glanz im feuchten Seherauge, über den blauen See zu den fernen, rosig leuchtenden Schneespitzen der Alpen hinblickte und, angeweht vom Gotteshauche, das Lied des Augenblicks sang — o ewig glückselig ist das Herz, das jemals solcher Schönheit theilhaft war!"

„Berata war die hochverehrte Priesterin einer andächtigen kleinen Gemeine geworden, und wenn der Vater mit Freuden sah, wie unter ihrer Pflege die jungen Schwingen des Engels Elisabeth, seines Lieblingskindes, erstarkten, so mochte er auch der unter seinen bedächtigen Augen aufkeimenden Leidenschaft des Sohnes kein Hinderniß in den Weg legen, da er dessen Glück in der Verbindung mit einem Wesen wie Berata vollkommen gesichert meinte. Nicht ganz eben so mochte die Mutter denken, welche, aus einem alten deutschen Hause entsprossen und einigermaßen von den diesem Lande vorzugsweise anklebenden Geburtsvorurtheilen beschränkt, ihrem Sohne lieber eine reiche Fürstentochter zur Gattin gewünscht hätte, und auf diese Bedingung hin sogar einer Aussöhnung mit dem russischen Hofe durchaus nicht abgeneigt gewesen wäre. Vater und Sohn aber hatten ähnliche Anträge, bei welchen sogar eine Rückerstattung der confiscirten Güter in Aussicht gestellt worden war, auf das entschiedenste abgelehnt."

„Es war um die Zeit der Weinlese, als die Familie einen Besuch erhielt von Berata's Bruder Heinrich, welcher, erzogen und begünstigt von einem kleinen deutschen Souverän, ein ziemlich sorgenfreies Leben führte, und nun auf Kosten seines Gönners zur Ausbildung eines nicht unbedeutenden Malertalents nach Italien reisen sollte. Der Aufenthalt dieses jungen Mannes auf der Villa verlängerte sich von Tag zu Tage, da man ihn mit großem Wohlwollen festzuhalten suchte, er aber von Herzen gern verweilte. Endlich erbat er sich noch die Gunst, die Glieder der Familie porträtiren zu dürfen, und erfüllte dadurch einen lange gehegten allgemeinen Wunsch, indem er sich selbst zugleich den Genuß bereitete, einen ganzen Winter mit den liebenswürdigen Menschen in der reizendsten Naturumgebung zubringen zu dürfen. War noch eine Steigerung der geselligen Freuden unseres Kreises möglich gewesen, so mußte dieselbe jezt durch Heinrichs Gegenwart eintreten. Seine unverwüstliche gute Laune brachte ein Element hinzu, welches die untergeordneteren Stunden in heitern Tänzen vorüberfliegen ließ, während es doch nie die geweihteren stören mochte. Der Vater ergab sich ihm ganz, da seine Natur eigentlich ebenfalls vorzugsweise zur Heiterkeit neigte, welche in ihm nur durch den schweren Ernst der Verhältnisse niedergeschlagen worden war und nun, einmal angefacht, um so fröhlicher wieder aufflackerte; Elisabeth aber fand ein ihr noch unbekanntes, doch urverwandtes Jugendvergnügen an den hellen, anmuthigen Wellen der sie umglänzenden Scherze, und genoß mit unbefangener Seele das frische Bad. War es ein Wunder, daß sie ihr junges Herz an den Quell dieser Fluthen verschenkte, der dieselben nur für sie hinzuströmen schien? Bald waren Heinrich und Elisabeth eben so unausgesprochen innig verbunden, als Xaver und Berata, jene ein anmuthiges, heiter tanzendes Paar, diese ein ernster singendes. Aber Beide feierten gleich andächtig den Kultus der Liebe; in ihren Herzen ward das heilige Feuer von reinen Händen gepflegt."

(Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Skizzen.

(Fortsetzung.)

„Leb' wohl, Margarethe, leb' wohl," sagte der junge Mann und fiel dem Mädchen um den Hals, nachdem er in abgerissenen Sätzen seine Erzählung beendigt hatte. Er weinte bitterlich. Margarethe war das schönste und blühendste Mädchen in Zevenbergen, gerühmt wegen ihrer Sittsamkeit und Tugend. Kein Wunder, wenn er weinte und schluchzte. Die arme Margarethe fand keine Antwort, sondern drückte stumm die Hand des Geliebten und hielt die Schürze vor ihre Augen.

Da klingelte es und ein altes Weib trat herein und begehrte nach dem Arzt. Margarethens Vater war ausgeritten mit seinen Salben- und Arzneibüchsen und sollte vor Morgens zehn Uhr nicht zurückkehren. Die Magd aber war vor zwei Tagen zu ihrer kranken Mutter auf's Land gegangen. — „Wir werden hier immer gestört seyn," sagte Margarethe mit verweinter Stimme. „Abends kommen die Nachbarn, den Vater zu besuchen, und sie werden bald einer nach dem andern erscheinen. Komm mit mir auf die Kammer, da können wir noch plaudern. Ich will

das Hausthor absperren, als ob Niemand zu Hause sey." — „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain — War schuldlos wie ein Täubchen" und dachte nicht an die Gefahren, die in der Stimmung des Abschieds liegen.

Gerhard folgte ihr mit schwerem Herzen auf den Fersen. In der Kammer saß er zu ihren Füßen, sprach von seiner Flucht, von seiner Liebe, von ihren Planen. Er wollte nach Bologna, nach Rom, er wollte seinen Geist bilden, studiren, denn er hatte den Stand eines Gelehrten vor Augen; die Wissenschaft lockte, der Ehrgeiz stachelte, der Vorstand an der Schule von Deventer hatte versprochen seiner zu gedenken. Er malte ihr das Glück, wenn er als Gelehrter zurückkäme und alle Welt auf seinen Ausspruch horchte; dann sollte ihn nichts in der Welt hindern sie als sein ehlich Weib heimzuführen. Er gab ihr einen Ring, in der lezten Kirmeß für sie gekauft, mit seinem Namenszuge, Küsse folgten auf Küsse, Versicherungen auf Versicherungen. — Erst mit der frühen Morgenstunde schlich Gerhard durch die Hinterthür aus dem Hause.

Gerhard zog nach Rom. Er hörte den Guarinum, er lernte lateinisch und griechisch, er las seinen Horatium und Terentium und Ciceronem, er übte sich auf der Rednerbühne und donnerte: »quousque tandem abutere.« so gut als Einer herab von der Kanzel. Da erhielt er einen Brief seiner Verwandten aus der Heimath mit der Nachricht von Margarethens Tode. Was sollten ihm nun Latein und Griechisch? was Jurisprudenz? was die Schule von Deventer und ihre Aussichten? Die Lust am Leben und seinen Freuden war ihm verbittert, für immer vergällt. Wenigstens wollte er seinen kindlichen Pflichten Genüge thun. Die Eltern hatten nicht abgelassen ihm auch in der Fremde ihre alten Wünsche an's Herz zu legen. Diesen Wünschen gemäß und dem Zuge seines schwerbetrübten Herzens folgend, nahm er das Ordenskleid.

Da drängte es ihn von Neuem sehnlichst nach der Heimath. Der Bann war gelöst, der ihn von ihr entfernt hielt. Er wollte das Grab seiner Geliebten sehen und sich einem beschaulichen und erbaulichen Leben weihen. — So kam er in die Heimath. Mit Freuden, aber mit verlegenen Mienen empfingen ihn seine Angehörigen. Bald nahm ihn ein Freund bei Seite und entdeckte ihm, daß er getäuscht worden sey: Margarethe lebe noch. Schwere Leiden haben die Gute getroffen. Ob er jener Abschiedsnacht gedenke? Der Vater habe sie vom Hause verstoßen, als er das Unglück wahrgenommen. Sie sey Mutter eines Knaben geworden, den sie, unbekümmert um das Vorurtheil der Welt, mit aller mütterlichen Zärtlichkeit und Sorge selbst pflege.

Wie Schwerter schnitt es in Gerhards Brust. Er zürnte heftig ob dem unwürdigen Betrug, aber sein Zorn war ein ohnmächtiger. Eine unauflösliche Fessel, sein Ordensgelübde, band ihn. Und die arme Margarethe! Welch bittere Stunden hatte er ihr bereitet! Und nicht einmal die Zukunft sollte sie für alle Leiden der Vergangenheit entschädigen! Ohne Aussicht auf Genugthuung, ohne die Möglichkeit der Wiederherstellung ihrer Ehre, sollte sie durch ihr ganzes Leben unter einer befangenen Menge der Schimpf eines unglücklichen Schritts verfolgen, sie, die Heilige und Reine, deren ganze Schuld nur ihre Unschuld und Liebe war!

Der Schmerz übermannte ihn. Aber mit dem Ordenskleide hatte er auch den Entschluß gefaßt, den Pflichten, die er übernommen, der Entsagung, die er gelobt, treu zu bleiben. Von den Eltern nahm er kalten Abschied und reiste nach Rotterdam. — Dort sucht' er Margarethen auf. Sie wohnte in der „breede Kerkstraat," nahe der großen Kirche, da wo noch jezt eine lateinische Inschrift über einer Taverne die Stätte bezeichnet; denn Margarethens und Gerhards Sohn war der große Erasmus.

Margarethe war bleich; aus der rothen Rose war eine weiße Rose geworden. Als Gerhard eintrat, überzog eine leise Röthe ihr Antliz. Ein Blick auf sein Kleid und wenige Worte der Erklärung reichten hin sie von dem Vorgefallenen zu unterrichten. — „Ich habe der Welt entsagt," sagte er ernst, „weil ich dich nicht mehr darin glaubte, und selber die Schranken gezogen, die sich nicht mehr zwischen uns öffnen. Aber dem Kinde will ich auch vor der Welt ein Vater seyn und keine Rücksicht soll mich zurückhalten von der schönen Sorge."

So sah man oft eine blasse stille Frau mit einem Kinde auf den schattigen Baumplätzen wandeln, zur Seite den Mönch, der als Seelsorger durch Milde und Güte des Herzens, durch Menschenfreundlichkeit und wahre christliche Liebe, fremd allem Parteigezänke, sich bald die allgemeine Verehrung gewann. Die ganze Stadt kannte die traurige Geschichte der Beiden und verzieh ihnen ihre Vergangenheit. Die Gegenwart bot auch der böswilligsten Zunge nichts zu verzeihen. Gerhards Umgang mit Margarethen blieb nur ein freundschaftlicher bis an ihres Lebens Ende.

Der junge Gerhard, welcher sich später den Namen Desiderius Erasmus beilegte, entwickelte sich auffallend. Bald kam er als Chorknabe nach Utrecht, und mit neun Jahren in die Schule von Deventer. Er war dreizehn Jahre alt, als seine Mutter starb, welcher ihr geprüfter Freund schnell folgte.

Der große Erasmus starb zu Basel 1536, das er wegen des guten Burgunderweins, der dort leicht

zu haben und ihm so wohl bekam, nicht mehr verlassen wollte. Die Stadt Rotterdam sezte ihm dreizehn Jahre nach seinem Tode eine Statue von Holz, welche bald mit einer steinernen vertauscht, und als das Bild dieses anrüchigen Geistes von den Spaniern in den Kanal gestürzt worden war, ein halb Jahrhundert darauf endlich durch eine bronzene ersezt wurde.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Der Wintergarten. — Die Legitimisten

Erst jezt tritt der Winter mit einiger Strenge auf. Seit längerer Zeit waren in den öffentlichen Gärten die Bassins mit Eis bedeckt; aber meistens ist dieses Zufrieren trügerisch, und bereits haben sich, wie jeden Winter, einige Unglücksfälle durch den Bruch des Eises ereignet. Höchst selten, etwa alle fünfzehn oder zwanzig Jahre, friert die Seine zu, und dieses Ereigniß ist nun so eben eingetreten. Troz des Frostes können sich aber jezt die Reichen täglich mitten in einen künstlichen Frühling und Sommer versetzen, nämlich in dem bereits erwähnten und beschriebenen Wintergarten in den Champs Elysées, der anfängt Mode zu werden und den Unternehmern einen Theil der auf diese Anstalt verwendeten zwei Millionen wieder einzubringen. Die Leute finden daselbst eine angenehme Temperatur, herrliche blühende Gewächse, Vögel in großen Käfigen (sie frei herumfliegen zu lassen, wie anfangs vorgeschlagen war, ist nicht für räthlich erachtet worden), und sogar einen künstlichen Wasserfall, dessen Wasser aber lau ist, wie die Temperatur des Orts. Eine sonderbare Wirkung hat dieser Wasserfall hervorgebracht, nämlich einen künstlichen Regen, der aber nicht im Plane der Unternehmer lag, und da er den Spazierenden beschwerlich fiel, schleunig abgestellt werden mußte. Das Herabfallen des lauen Wassers in das Bassin erzeugte in der warmen Luft der Galerie einen starken Dunst, der sich oben am Glasgewölbe ansezte, bei der von außen einwirkenden Kälte sich wieder verdichtete und sofort in großen Tropfen auf die Spaziergänger herabregnete. Man hat jezt dieses Wasser oben vom Glasgewölbe durch kleine Röhren abgeleitet. Der Architekt der Anstalt, Charpentier, der auch Architekt eines der Pariser Theater ist, hat von der Regierung die Ehrenlegion erhalten; die königlichen Prinzen kommen oft in den Wintergarten, und am lezten Sonntag hat sich die Einnahme auf 4000 Francs belaufen, was, da der Eintritt einen Francs kostet, eben so viele tausend Besucher voraussezt, die Abonnenten ungerechnet. Das Unternehmen scheint also guten Fortgang zu haben, zumal ein Blumenhandel damit verbunden ist, der zu allen Jahreszeiten betrieben werden kann, und im Winter keine große Concurrenz zu fürchten hat. Dazu kommt die Benüzung des schönen, ja einzigen Lokals zu großen Festen, besonders zu Bällen und Conzerten. Bereits ist durch einen großen Subscriptionsball der legitimistischen Partei zum Besten der Pensionäre des vormaligen Hofs der Anfang gemacht worden. Ob den armen Pensionären viel davon zu gute gekommen ist, läßt sich bezweifeln, da die Kosten sehr beträchtlich gewesen seyn müssen. Die Legitimisten veranstalten jeden Winter einen solchen Ball, weil er ihnen Gelegenheit gibt sich zu versammeln, zu mustern und in ihren Hoffnungen zu bestärken. Sie hoffen noch immer, daß irgend eine glückliche Fügung des Himmels ihnen den geliebten Prätendenten triumphirend zuführe. Die legitimistischen Damen werden bis zu Thränen gerührt, wenn in ihren Salons eine Romanze gesungen wird, welche der Prätendent selbst gedichtet und seine Schwester in Musik gesezt haben soll, und worin die Sehnsucht nach dem Vaterland von einem coeur plein d'espoir ausgedrückt wird. Der dießjährige Ball war bereits der siebzehnte, und mit jedem Jahr wird es unwahrscheinlicher, daß die alten Pensionäre ihre Pension jemals wieder bekommen. Die Legitimisten bleiben aber unerschüttert in ihrer Zuversicht und haben, wie die Romanze des Prätendenten sagt, le coeur plein d'espoir, troz der in diesem Jahr bevorstehenden achtzehnten Jahresfeier der Julirevolution. Sie lassen in der Kirche St. Thomas v. Aquino, welche mitten im Faubourg St. Germain, dem legitimistischen Hauptquartier, liegt, Gebete für die glückliche Entbindung der Frau Prätendentin halten, und sie erwarten mit Ungeduld die Nachricht von der Geburt eines Sohnes, damit sie auf diesen ihre Hoffnungen fortpflanzen können, im Fall sie bei dem Prätendenten selbst nicht in Erfüllung gehen sollten. Auch haben sie einen sogenannten Club catholique gestiftet, ebenfalls mitten im Faubourg St. Germain, der nach dem Programm bloß in religiöser Hinsicht Gleichgesinnte vereinigen soll, im Grund aber schwerlich etwas anders ist als ein Vereinigungspunkt aller, welche gleich dem Prätendenten le coeur plein d'espoir haben. In diesem Club vereinigt man sich zu gesellschaftlicher Unterhaltung und Lektüre; Kartenspiele sind untersagt. Man zahlt hundert Francs jährliches Abonnement, aber jungen Leuten läßt man die Hälfte, auch wohl mehr nach. Dieß gibt zum Argwohn Anlaß, daß es den Unternehmern darum zu thun sey ihren Anhang zu vermehren und auf die Jugend zu wirken. Andererseits werden in der Kathedralkirche geistliche Conferenzen angekündigt über das Thema: die Vereinbarkeit der Religion mit der Freiheit, vom Abbé Beautain, der bekanntlich vor mehreren Jahren zu Straßburg Aufsehen machte und mit dem Bischof daselbst in Streit gerieth. Wahrscheinlich steht dieses Thema in naher Verbindung mit den päpstlichen Händeln, und da der Erzbischof von Paris selbst ein geistliches Mandement ausgegeben hat, worin gezeigt wird, daß sich die Religion mit der weltlichen Aufklärung und den freien Verfassungen sehr wohl vertrage, so erklären sich die geistlichen Conferenzen über die Verträglichkeit der Religion mit der Freiheit in der hiesigen Kathedralkirche, wo bis jezt so etwas noch nie vernommen worden ist. Die französische Geistlichkeit, besonders die höhere, spricht erst seit den vom Papste vorgenommenen Reformen von der verfassungsmäßigen Freiheit, und zeigt sich halb liberal, weil die päpstliche Regierung gewissermaßen der Liberalität huldigt. Im mittäglichen Frankreich, z. B. zu Lyon, wo die Klöster sich zu vermehren anfangen, muß dieß manche Reibung veranlassen. Aber Reibungen erblickt man jezt überall, und wer weiß, was daraus entstehen wird? Sicher aber wird Manches aufhören zu bestehen, was heute noch ziemlich fest zu stehen scheint.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 33. Dienstag den 8. Februar 1848.

— Noch einmal möcht' ich
Die Flur begrüßen, wo der Kindheit
Himmlische Träume mein Haupt umschwebten.

Matthisson.

Heimweh.

Zu Rousseaus Melodie von drei Noten.

Wenn des Tages Schimmer
Dämmernd still erbleicht,
O was ist, das immer
Mir die Brust beschleicht?
Lang verhaltnes Sehnen
Zieht mich heimathwärts,
Bis sich weich in Thränen
Löst das müde Herz.

Meines Jugendsternes
Denk' ich tausendmal —
Deiner, du mein fernes,
Mein geliebtes Thal,
Wo der Frühling blühend
Mir zuerst gelacht,
Wo zuerst so glühend
Mir das Herz erwacht.

Schon vom Hügel seh' ich,
Wie die Wiese glänzt,
Schon am Weiher steh' ich,
Den der Wald bekränzt;
Alle Pfade kenn' ich,
Blumig, grün umsäumt,
Alle Plätze nenn' ich,
Wo ich hold geträumt.

Unter'm Dach der Linde
Schallt es wie Gesang,
Von den Höh'n im Winde
Klingt's wie Hörnerklang.
Liebe Stimmen rufen
Mir Willkommen zu,
An des Hauses Stufen
Find' ich alte Ruh.

Ach! die Stimmen schweigen,
Und du bist so fern,
Du mein Thal, zu eigen
Nun — dem fremden Herrn,
Der in vor'gen Stunden
Nie für dich gepflanzt,
Dem du trauter Kunden
Keine bringen kannst.

Wohl in's weite Leben
Trieb es mich hinaus,
Wohl ward mir gegeben
Andres Glück und Haus;
Doch mit stillen Thränen
Denk' ich stets zurück,
Deiner stets mit Sehnen,
Du mein Jugendglück!

Franz Kugler.

Flüchtige Skizzen.

(Fortsetzung.)

Die Poststraße zwischen Rotterdam, Delft und dem Haag ist eine der reizendsten Partien Hollands durch die vielen Landhäuser, an denen man vorüber kommt.

Noch mehr wird eine Fahrt zu Wasser gelobt. Weniger genießt man auf dem Eisenbahnweg, den man ohne viel zu verlieren auch Nachts zurücklegen kann. — Haag ist eine der schönsten Städte der Welt. Alles paßt zu einander; es herrscht da eine wohlthuende Regelmäßigkeit, die nicht ermüdet, weil die schönsten Promenaden, Kanäle, Bassins die angenehmste Abwechslung bieten, malerische Baumpflanzungen und Alleen, buntbewimpelte Schiffe und Barken in allen Richtungen dem Auge begegnen, und ein üppiges Natur- und Waldleben so zu sagen zu allen Ecken und Thoren in die Stadt herein langt. Sonst ist das Haag todt; nichts von dem lauten, wimmelnden, ameisenartigen Treiben großer Handelsstädte. Nach Rotterdam und Amsterdam muß es Einen mitten unter diesen Palästen fast wie ländliche Einsamkeit gemahnen.

Früh Morgens machte ich einen Ausflug nach Scheveningen. Ein prächtige Allee, noch in der Stadt beginnend und gleich außer dem Thore in dreifacher Reihe sich fortsetzend, führt nach dem eine Stunde entfernten reinlichen und hübschen Fischerdorfe. Wer hat noch keine Abbildung von Scheveningern und Scheveningerinnen gesehen? die erstern mit ihren Sackmützen, den weiten pauschigen Hosen und hohen Stiefeln, leztere mit den großen eigenthümlichen Hüten, die bis über den Nacken hinab reichen. — Am Strande stand ich lange vor den melancholischen Dünen, in die bewegten Meereswogen hinausschauend. Die Küste ist zwar nicht so schön wie in andern Seebädern, z. B. Boulogne oder Ostende, nicht buchtig, sie zieht sich in einer zu regelmäßigen geraden Linie hin; aber das Meer bleibt immer erhebend. Ich kann es nie sehen, ohne bewegt, ohne in eine andächtige Stimmung versezt zu werden.

Das neue Badehaus ist einige hundert Schritte vom Dorfe entfernt, wenn man den Fußpfad hinter der Kirche nach Norden verfolgt. Es ist elegant und geräumig, aber man lebt hier sehr theuer, die Badegesellschaft ist minder zahlreich und der Strand ermangelt eines so schönen Spaziergangs und Vereinigungspunktes, wie ihn der unvergleichliche Damm in Ostende gewährt. Herrn und Damen, wie man mir sagte, baden hier abgesondert. — Man hat Badekarren und sogenannte Herrenkutschen, mit denen man in's Meer fährt; leztere einer gewöhnlichen Lohnkutsche nicht unähnlich, nur in vergrößertem Maßstab und mit einem weiten Vordach von Segeltuch versehen, dessen Zweck ich nicht recht begreifen konnte. Obwohl erst Anfang Septembers, war es doch ganz still und einsam. Als ich in die kühlen Fluthen des Meeres stieg, war ich der Einzige, der darin herumplätscherte.

Die Gemäldesammlung des Museums im Haag ist eine der vorzüglichsten Europas durch ihre gediegene Auswahl. Die Zahl der Gemälde beläuft sich nur auf vierhundert, von denen Zweidrittel der niederländischen, ungefähr einige fünfzig der italienischen Schule angehören. Der ganzen Richtung des protestantischen Landes entsprechend, trifft man weniger zerknirschte Gesichter und Märtyrer, die ich unschwer vermisse, weniger Madonnen und Heilige, aber dafür mehr frische Natur, gesunde Humoristik, Land- und Volksstudien. Die großen niederländischen Meister sind natürlich am besten vertreten, dennoch fehlen unbegreiflicherweise einige ganz, wie z. B. Franz Hals, Adrian Brauwer, Honthorst, van der Neer u. A. Die erste Frage aller Fremden ist gewöhnlich nach dem Potterschen Stier. Mich haben hundert andere Gemälde mehr angesprochen. Unter den Kleinigkeiten sind fünf höchst drollige Bilder von Troost mit Wasserfarben und Pastell ausgeführt. Sie haben die Inschriften: »Nemo loquebatur. — Erat sermo inter fratres. — Loquebantur omnes. — Rumor erat in casa. — Ibant qui poterant, qui non potuere cadebant,« die sich von selbst erklären, und führen die Scenen einer Trinkgesellschaft vor in ihren verschiedenen Perioden, vom ersten Beginne, da noch Alle ruhig und andächtig das Glas und die Pfeife gustiren, bis zur Katastrophe, wo die Situationen schon etwas wacklig werden, und am Ende den Weg nach Hause zu finden zur schwersten Aufgabe wird.

Unsere Abfahrt vom Haag erfolgte unter lebhaften Debatten. Der Omnibus hatte sich beim Aufsammeln der Reisenden in den Gasthöfen der Stadt verspätet und traf erst im Bahnhof ein, als bereits einige Minuten der verhängnißvollen Viertelstunde vor dem Abgang des Zugs, nach deren Beginn kein Reisegepäck mehr übernommen wird, verstrichen waren. Der Beamte verweigerte die Ausstellung der Gepäckzettel, der Wäger das Abwiegen und der Portier selbst den Einlaß in die Halle. Ein allgemeiner Tumult entstand. Ein ungeduldiger Franzose zauste sich mit dem saumseligen Condukteur des Omnibus herum und sezte ihn durch einen Angriff auf seine Rockknöpfe in panischen Schrecken. Der Beamte, noch größere Unordnung befürchtend, machte sich endlich an seinen Schreibtisch und erklärte sich bereit zur Ausstellung der Karten. Aber nun war erst der Widerstand des Portiers und Wägers zu überwinden, die sich ziemlich brutal ein- für allemal widersezten. Der Lärm wurde immer größer; die Thüre der Gepäckhalle wurde aufgerissen, die Koffer von den Passagieren selbst mehr hineingeworfen als hineingetragen, der Portier bei Seite geschoben, der Wäger bei den Armen herbeigezerrt. So geschah es, daß wir am Ende von Schweiß trieften

und bei dem letzten Zeichen blindlings auf die Wagen losstürzten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Novembernacht in Dresden.

(Fortsetzung.)

„Der Winter verging, es wurde Frühling und die Porträts waren fertig geworden; da kam für unsere Liebenden der Tag des Scheidens, für beide Paare, denn Xaver hatte beschlossen mit Heinrich nach Italien zu gehen. So hatte es Berata gewollt, der er doch endlich seine Liebe erklärt. Diese, die Feste, Sichere, hatte ihm das Gefühl ihres für sie schlagenden Herzens nicht verborgen, dennoch aber seine Entfernung verlangt, damit er sich prüfen möge, ob seine Liebe eine starke, gesunde, fest im Herzen wurzelnde Pflanze sey, die auch ohne tägliche Pflege ausdauern könne, oder ob sie, nur in der Phantasie gewachsen, vom Zauber der Gewohnheit und Gegenwart genährt, matt hinwelken werde, sobald eine andere Gegenwart ihr Recht geltend mache. Hauptsächlich wünschte Berata auch Heinrichs Entfernung, damit dieser, den sie für etwas leichtsinnig hielt, nicht Elisabeth unauflöslich an sich fesselte, ehe auch dieses Paar seine Liebe an der Macht jahrelanger Trennung geprüft haben würde. Daß die Fürstin einem Doppelbunde ihrer Kinder mit dem von eigenen Glücksgütern durchaus entblößten Geschwisterpaare nicht gerade günstig seyn möchte, hatte Berata wohl gemerkt, und da war es ihr ein peinlicher Gedanke, der verehrten Frau vielleicht unschuldigerweise Kummer zu verursachen. Kurz, sie hatte aus verschiedenen Gründen Xaver zu dem Entschlusse gebracht, ihren Bruder nach Italien zu begleiten und wenigstens ein Jahr dort mit ihm zu verweilen.“

„Es gibt kein süßeres Weh, als das, welches die Scheidestunde hoffnungsreichen Liebenden bringt, kein bittereres, als das hoffnungslose Auseinanderreißen zweier in leidenschaftlicher Angst zum letztenmale sich umklammernden Herzen. Unsere beiden Paare schieden mit dem Schmerze der Frühlingsblüthe, die sich sterben fühlt, um fortlebend zur herrlichen Frucht zu reifen. Ihre Seelen badeten in dem feuchten Morgenroth, in dem entzückenden Thränenthau eines hellen hoffnungsreichen Tages. Als der Wagen, der die jungen Männer entführte, um die nächste Felsecke gebogen, als kein Gruß mit dem wehenden weißen Tuche mehr möglich war, da versanken beide, während kräftige Rosse ihr Geschick schnell weiter fortzogen, in sich selbst, in die Seligkeit der eben genossenen Abschiedswonne, die wie heiliger Nectar in ihnen nachglühte; die Mädchen aber daheim, als sie den Wagen verschwinden sahen, sanken einander in die Arme, und Elisabeth weinte heißfreudige Schmerzensthränen am Herzen der mit nassen Augen ernst in die Ferne blickenden Berata. Der Vater trat zu ihnen und legte stillschweigend seine Hände auf ihre Stirnen, während die gute Mutter auf ihr Zimmer eilte, um dort, vor ihrem Crucifix knieend, innige Gebete für das Wohl des fortreisenden Sohnes emporzusenden.“

„Wer möchte nicht Xaver und Heinrich wohlwollend beneiden um eine solche Reise durch Italien! Beide waren Künstler, beide geliebte Liebende und bald die innigst vertrauten Brüder in der Liebe zu ihren Schwestern, jedes Gefühl, jeden Genuß sogleich einander und in Briefen den entfernten Lieben mittheilend. Schwelgend in der reichen Schönheit, welche die Gegenwart bot, und zugleich von der innigsten Sehnsuchtswonne erfüllt, reisten sie jetzt gleichsam nur, um die Herrlichkeiten kennen zu lernen, die sie künftig ihren Geliebten zeigen wollten; sie meinten sich jetzt nur auf jenen Wundertraum der goldenen Zukunft vorzubereiten. Die Glückseligen ahnten nicht, daß eine Störung im Reiche der Möglichkeit liege, daß eine graue Hand in ihr rosiges Leben greifen könne. — Doch ich, der Erzähler, will nicht vorgreifen.“

„Sie waren ziemlich rasch durch das hesperische Paradies hinabgezogen und durchstreiften jetzt — es war schon gegen den Herbst — das alte Zauber-eiland Trinakria. Mit einem der Gegend kundigen Führer durchzogen sie auf Maulthieren hin und her das Innere von Sicilien, selten auf Menschenwohnungen stoßend, oft zwischen üppigen Fruchtfeldern, oft zwischen rauhen unwegsamen Felsen sich durchwindend, hier einen wilden Gebirgsbach durchwatend, dort mit Lebensgefahr an schroffen Abhängen hinschwindelnd.“

„Eines Tages hatten sie sich lange bei Betrachtung eines unbeschreiblich schönen, gegen das Meer hin mündenden Thales aufgehalten, und waren endlich nur widerwillig, immer wieder zurückschauend, dem vorwärtstreibenden Führer gefolgt, welcher besorgt war, es werde spät und sehr dunkel werden, ehe sie das bestimmte Nachtquartier erreichen könnten. Er hatte Recht gehabt; denn ehe sie noch einer menschlichen Wohnung ansichtig wurden, sank schon die Sonne und mit ihrem Verschwinden trat augenblicklich jenes starke Dunkel ein, mit welchem in den südlichen Gegenden die Nacht dem Tage sich anschließt, ohne einen Dämmerungszustand zu gestatten. Der Führer, sonst munter und geschwätzig, ward stumm

und murmelte etwas von unsichern Wegen, während er vorsichtig auf seinem bedächtigen Thier den Freunden vorantappte."

„Unsichere Wege?" rief Heinrich lachend; „ei, guter Freund, wie oft habt Ihr uns versichert, daß es für eure leisetretenden schönen Seelen — (anima bella pflegte der Führer eines seiner Thiere zu nennen) — keine unsichern Wege gebe!" — „Bah, meine Thiere stolpern nie! Ich sage Euch, Excellenza, wir werden über Nichts fallen, wenn nur Nichts über uns fällt." — „Ihr meint wohl Räuber? Nun, das wäre ja ein ganz hübsches Abenteuer!" — »Cospetto!« rief der Führer, „ein schönes Abenteuer!" — „Ja," meinte Heinrich, „man hört immer so viel von euern Räubern, ohne jemals die Erfahrung zu machen, daß es dergleichen noch wirklich bei euch gibt. Jezt gerade wäre solch ein Ueberfall mit einigen interessanten Nebenumständen mir ganz angenehm. Unsere Reisekasse ist ziemlich erschöpft, wir haben nur wenig Sachen bei uns; ja, jezt wäre die rechte Zeit, von Räubern überfallen zu werden." — »Volenti non fit injuria,« antwortete Xaver lächelnd; „wir könnten also nicht einmal mit gutem Gewissen unsere Plünderer, die du heran beschwörst, vor Gericht belangen, wenn wir ihrer wirklich habhaft werden sollten." — „Ha, welch einen herrlichen Stoff zu einem „Trauerspiel auf Sicilien" könnte —"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsezung.)

Lustige Prozesse.

Nicht leicht hat man hier einen wunderlicheren Prozeß erlebt als den, zu welchem der Alexander Dumassche Roman »la dame de Montsoreau« Anlaß gegeben. Man hat in den Zeitungen gelesen, daß dabei ein Herr d'Epinay de St. Luc die Ehre eines seiner Vorfahren noch im Grab reinwaschen wollte. Nach den Zeitgenossen, welche die Regierungsgeschichte Heinrichs III. beschrieben haben, wurden die ausschweifenden Jünglinge von Adel, welche jenes Königs beständige Gesellschafter waren, mit dem Namen „Mignons" bezeichnet. Zu diesen Mignons gehörte denn auch ein gewisser Epinay de St. Luc. Der jetzige Herr gleichen Namens ereiferte sich darüber, daß ein Romandichter sich die Freiheit nimmt, seinen Ahnherrn, wie er jenen Epinay nennt, als einen liederlichen Burschen zu schildern, und er zog deßhalb den Dichter als Verleumder vor Gericht. Dieser Prozeß belustigte das Publikum ungemein. Alexander Dumas hätte selbst auftreten und sich über seinen Ankläger lustig machen können. Dieß hat er aber nicht gethan, sondern es seinem Sachwalter überlassen. Die Sache ist abgelaufen, wie vorauszusehen war. Der Advokat des Dichters hat erstlich in Zweifel gezogen, ob der jetzige Epinay de St. Luc wirklich von demjenigen abstamme, der zu den ausschweifenden Höflingen Heinrichs III. gehörte. Das Gegentheil geht aus dem großen Morery'schen Wörterbuch hervor, welches bezeugt, daß die männliche Linie jenes Geschlechts zu Morery's Zeit schon ausgestorben war. Ist also noch jezt einer dieses Namens vorhanden, so muß er entweder von den alten Epinay's de St. Luc von weiblicher Seite abstammen, oder man hat ihm oder seinen Vorfahren erlaubt einen Namen zu führen, der ihnen eigentlich nicht zukommt. Aber gesetzt auch, der jezige Epinay de St. Luc wäre ein Abkömmling in gerader Linie von dem Höflinge Heinrichs III., mit welchem Recht kann er einen Geschichtschreiber oder einen Romandichter verhindern, jenen historischen Charakter so zu schildern, wie ihn seine Zeitgenossen geschildert haben? Der Kläger ist mit seiner Klage abgewiesen und zu den Kosten verurtheilt worden. Schwerlich wird Epinay de St. Luc von diesem Urtheil an ein höheres Gericht appelliren; er hat sich in erster Instanz lächerlich genug gemacht. Was würde aus der Geschichte eines Landes, wenn jeder, der noch jezt den Namen einer alten historischen Figur trägt, den Geschicht- und Romanschreibern bei Strafe verbieten könnte, die Laster dieser Figur der Nachwelt wieder vorzuführen, und noch dazu in einem Lande, wo Preßfreiheit herrscht, und wo nicht einmal ein Zeitgenosse, der schlechte Streiche macht, vor öffentlicher Rüge sicher ist? — In der lezten Zeit ist noch von andern Notabeln vor Gericht die Rede gewesen. Demoiselle Lievenne, eine Schauspielerin, welche zur saubern Gesellschaft des Herrn v. Beauvallon und anderer Duellanten gehörte, und wie es scheint den Luxus höher treibt, als ihre Mittel erlauben, ist von ihren Lieferanten wegen Nichtbezahlung der von ihnen gelieferten Waaren vor Gericht gezogen und zur Zahlung verurtheilt worden, wenn sie nicht in die Schuldnerhaft wandern will. Es scheint, in den Wohnungen einiger jungen Schauspielerinnen und anderer jungen Damen, welche zwar nicht Comödie spielen, aber auf dem Ball Mabille und an andern ähnlichen Orten glänzen, sieht es so prächtig aus, als ob die Besitzerinnen ein Einkommen von 50,000 Francs besäßen. Da ist Alles Gold, Seide, Sammt und Stickerei, und die künstlichsten Gefäße glänzen unter Spiegeln, welche bis zur Zimmerdecke reichen. Es versteht sich, daß der Schmuck solcher Damen mit der Verzierung ihrer Wohnungen im Einklang steht, und daß ihre Person nicht minder glänzt als ihr Boudoir. Der Advokat eines Gläubigers hat neulich das Bett einer dieser Eleganten geschildert; es war da von Betttüchern mit Spitzen, seidenen, gestickten Vorhängen, Teppichen von Hermelin und dergleichen Kostbarkeiten die Rede, würdig der Gemächer einer Prinzessin. Dergleichen Damen sind leider so an die Freigebigkeit ihrer Anbeter gewöhnt, daß sie ihre Lieferanten ebenfalls wie Anbeter behandeln, und sich weigern, das Gelieferte mit baarer Münze zu bezahlen.

5.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 34. Mittwoch den 9. Februar 1848.

Wie sie erscheint, erheben rings die Töne
Des Staunens sich, und jeder schaut und späht,
Wie wenn bei Tag in nie gesehner Schöne
Ein Stern erscheint, ein strahlender Comet.

T. Tasso.

Eine Novembernacht in Dresden.

(Fortsetzung.)

„Diese scherzhafte Rede Heinrichs wurde gewaltsam unterbrochen. Er fühlte sich plötzlich unsanft zu Boden geworfen; ein Gleiches war seinem Gefährten begegnet. Jeder sah um seinen Leib einen starken Strick als Schlinge geworfen, mit welchem sie von ihren Thieren herabgerissen worden waren. Und ehe sie noch darüber zur Besinnung kommen konnten, waren sie schon von einem ganzen Haufen bewaffneter Kerle umgeben, von denselben gebunden und geknebelt, ohne nur einen Arm zur Gegenwehr erheben zu können. Ihren Führer hörten sie heftig mit seinen Landsleuten hin und her streiten, ihnen ihr Betragen vorwerfen und alle Höllenstrafen anwünschen, wenn sie nicht von seinen guten Herren ablassen würden; endlich aber schien seine Stimme ebenfalls unter Banden und Knebel zu ersticken. Man muß den Teufel nicht an die Wand malen, dachte Heinrich, und es war ihm höchst unangenehm, daß er diesen tröstlichen Gedanken nicht wenigstens aussprechen und zu einigen humoristischen Scherzen gegen Xaver ausbeuten konnte, als es plötzlich ganz dicht vor seinen Augen wie ein heller Himmelsstern aufleuchtete, von allen Seiten Reiter heranjagten, Büchsen knallten, die Räuber mit Geheul auf die Knie sanken, worauf inmitten des Tumults auf einem schneeweißen Zelter ein wunderschönes Frauenbild erschien, durch ihr Erscheinen ringsum verwunderte Ruhe und stummes Beben verbreitend. Auf ihrem Haupte glänzte jener helle Stern, dessen Licht unsere Freunde im Aufschauen fast schmerzhaft blendete; es schien ein sternförmig geschliffener Krystall zu seyn, dessen Innerem eine wunderbare weiße Flamme entstrahlte, welche die ganze Scene beleuchtete. Nur das Marmorantlitz der Fremden blieb wie in weichen Schleierschatten verhüllt, aus dessen Nebeln die mondartig leuchtenden Augen mit magischer Gewalt zu den emporstarrenden Gefangenen niederblickten. Ein purpurdunkles, mit Gold gesticktes Sammetgewand umschloß den zaubermächtigen Leib, dessen Farbenoberfläche zu leben schien, wie ein schwarzer Weinkarfunkel im goldenen Becher spielt. Gnade, Gnade, o Venus Amathusia, für den armen Sterblichen, den deine Nachtschönheit überdringt und durchfluthet mit berauschender Aetherglut!“

»Felicissima notte!« hauchte ihr melodischer Mund, und Felsen und Büsche ringsum, von ihrem Sterne erfüllt, schienen aufzuduften im Wiederhalle des Wohlklangs. — Von ihren Banden erlöst, standen unsere Freunde vor der Retterin, um ihr zu danken. Aber selbst dem sonst so redefertigen Heinrich versagte die Sprache vor dieser mährchenhaften Erscheinung. Erröthend schlug er die Augen nieder, als das überirdische Weib ihn mit ihren Mondesaugen überleuchtete. Sie aber sprach mit huldvollen Tönen: „Es würde uns eine große Freude seyn, wenn diese verrätherisch überfallenen Ritter einige Tage bei uns ausruhen und unserer Gastfreundschaft gestatten wollten, die Schande auszulöschen, welche ihr Unfall auf unser schönes Eiland wirft. Graf Antonio, geleiten Sie unsere Gäste. A rivederci!«

„Ehe noch eine Antwort möglich war, hatte das Wunderweib ihren schneeweißen Zelter umgewendet, der sie in leichten Sprüngen davon trug. Einmal

noch richtete sie die Augen rückwärts und nickte den Freunden zu, gleichsam als wollte sie dadurch ein Ablehnen ihrer Einladung ganz unmöglich machen; dann verschwand sie mit ihrem lichtgebenden Sterne hinter der nächsten Felsenecke und nächtiges Dunkel herrschte wieder ringsum. Ein Theil des Gefolges war ihr nachgesprengt, Graf Antonio aber, der mit einem andern Theile zurückgeblieben, nahte sich nun artig den Fremden und ersuchte sie, ihre Thiere zu besteigen, damit er sie dem Wunsche der Fürstin gemäß nach ihrem Schlosse geleiten könne. Es war natürlich keine Widerrede möglich. Unterwegs klärte der Graf seine Gäste einigermaßen über den wunderbaren Vorfall auf, indem er ihnen erzählte, daß die Fürstin Montamore es sich zur Aufgabe gestellt habe, den vielfältigen Räubereien, welche in ihrem Gebiete vorgefallen wären, endlich Einhalt zu thun, und daß sie deßhalb Kundschafter unterhalte, welche ihr über alle Reisenden und die Plane des Gesindels in Bezug auf dieselben berichten müßten, damit sie selbst dann rechtzeitig als Retterin der Ueberfallenen erscheinen und zugleich die Schuldigen auf der That ertappen könne. Um größere Macht über die Gemüther des hier sehr abergläubischen Volkes zu üben, suche sie bei solchen Gelegenheiten so feenhaft als möglich zu erscheinen; daher das eigenthümliche Sterndiadem und der sonderbare Aufzug des ganzen Gefolges. Die Freunde beruhigten den Grafen auf seine sorglichen Fragen, ob sie etwa bei dem Herabreißen körperlichen Schaden genommen, über ihr Wohlbefinden; sie sagten ihm auch, als er darauf hindeutete, ihre Namen."

„Da man wegen der Dunkelheit ziemlich langsam reiten mußte, dauerte es wohl eine Stunde, ehe man das in seiner ganzen Façade erleuchtete Schloß vor sich liegen sah. Es gewährte einen herrlichen Anblick, als den Ankommenden aus demselben Diener mit Fackeln entgegen eilten, von deren rothem Feuer nun die weißen Marmorwände dieses Feenpalastes gefärbt wurden. Die vor demselben prangenden Statuen schienen lebendig zu werden unter den wechselnden Schatten, welche über sie hinflogen, und das Rauschen der Springbrunnen übertönte mit weitreichendem Klange den Lärm der geschäftigen Diener."

(Schluß folgt.)

Flüchtige Skizzen.

(Fortsetzung.)

Die herrliche zweistündige Fahrt nach Amsterdam war von einem herrlichen Tag begünstigt. Ich dachte nie, daß ein ebenes, flaches Land so zauberisch seyn könne. Prächtige grüne Wiesen und Wieschen, von hundert größeren und kleineren Kanälen durchschnitten, die zugleich die Stelle der Grenzzäune vertreten, von malerisch gruppirten Rindern und Ziegen beweidet, von Wäldern und freundlichen Boskets unterbrochen, hie und da auf den Wassern eine Treckschuit, von einem einzelnen Pferd oder von Menschenhand gezogen, am fernen Horizont eine Reihe von Windmühlen, die ihre mächtigen Flügel schwingen, hier ein Dorf aus dem Gebüsche mit seinen rothen Giebeln herübersehend, vorne heraus Gärten und Baumpflanzungen, dann wieder abseits die Thürme einer Stadt, und endlich links zeitweise das glitzernde Meer und rechts der nahe herzudrängende weite Wasserspiegel des Harlemer Busens. Zuweilen ist es, als ob auf schmalem Rande zwischen zwei Meeren der Dampfwagen, allen Elementen trotzend, pfeilschnell dahin schöße, die wiederstrebende Luft durchbrausend, das umsonst antosende Meer gezwängt in seine Dämme, und drüber hin der lange Rauchstreifen zum Zeichen, wie auch das Feuer im engen Raume dem menschlichen Willen als Magd diene. Wahrlich in solchen Augenblicken dünkt sich der Mensch so groß, und ein Blick auf die lachende Landschaft, das betriebsame Volk, die anmuthigen Landhäuser, die blühenden Kinder, die im Grase spielen, die reichbeladenen Schiffe, die langsam auf den Kanälen ziehen, die heitern Gesichter der Reisenden, läßt uns ausrufen: das Leben ist doch schön! Freilich ist es schön und herrlich, aber man muß sich's unter der rechten Beleuchtung ansehen, nicht beim Lampenlicht, sondern beim hellen Sonnenschein, mit freier Aussicht vor sich und guter Rücklehne, vor Allem bei freier frischer Luft, und man muß keinen Tabaksraucher an der Seite haben!

Ach! um meinen Himmel von Seligkeit brachten mich einige dicke Wolken, die in meiner Nähe aufstiegen, nicht über den Polders und Wäldern, sondern in nächster Nähe in unserem Wagen, Fensteröffnung und Aussicht umwirbelnd, aus der Cigarre eines Holländers, der vor mir saß und sich in die nachgiebigen Riemen der Lehne dergestalt zurücklegte, daß der gewichtige Mann im buchstäblichen Sinne mir fast auf der Brust lag. — Zwar stand mit großen Buchstaben angeschrieben: »Il est défendu de fumer.« und einige junge Damen husteten und wedelten mit den Sacktüchern, zufällig aber kehrte sich der gute Mann keineswegs an die Vorschrift, wie man es denn auch in den preußischen Post- und Eisenbahnwagen vollkommen gewohnt ist, wo die gedruckten und angehefteten Rauchverbote wohl nur des Spaßes wegen da sind. Solche Gesetzwidrigkeit ist in England etwas Unerhörtes, in Frankreich, Belgien und Holland etwas Seltenes. Der

Conducteur zeigt die Wagen, in welchen geraucht und in welchen nicht geraucht werden darf, und das Publikum richtet sich darnach.

Längst war das alte Leyden mit seiner Gelehrsamkeit und seinen Sammlungen uns im Rücken. Auch an den Tulpenzwiebeln von Harlem und seiner großen Orgel waren wir vorübergejagt und flogen schon, das groteske Y in nasser Frakturschrift zu unserer Linken, auf Amsterdam zu, dessen Thurmspitzen zu uns herüberglänzten.

Kaum im Bahnhof angelangt, erblicke ich das Gesicht meines neuen Freundes aus Südamerika, von dem ich in Rotterdam auf Nimmerwiedersehen Abschied genommen hatte. Eine Menge unverschämter Bursche drängten sich um unser Gepäck heran; wir hatten nur Zeit, uns einen Gruß zuzuwinken und zu rufen: „Noch einmal — Gott befohlen!"

Abends in der Dämmerung und während die Laternen angezündet wurden und die Buden und Fenster sich erleuchteten, wandelte ich aus den Thoren meines Hotels des Pays bas in der Doelenstraat, um durch das herrliche Amsterdam zu spazieren. — Am andern Tage war Sonntag. Arme Spaziergänger! Schon im Haag war ich nahe daran, kurz vor meiner Abfahrt unwillkührlich die Wiedertaufe zu erhalten durch die Handspritze zweier Mägde, die am hôtel de l'Europe alle Thüren und Fenstergesimse von Außen bearbeiteten. Heute war Alles in Bewegung zu putzen und zu scheuern Pflaster, Thüren, Fensterläden u. s. w.

So sehr mich Amsterdam an Venedig erinnerte, so hat es vor Allem Eines voraus: Grün und Frische. Venedig hat seine Paläste und seinen Schmutz und seinen melancholischen Ernst, Amsterdam eine gewisse saubere Heiterkeit. Wenn jenes eine blasse italienische Schöne, deren Züge idealisch sind, aber unheimlich hager, von Gram und Leidenschaft verzehrt, so ist dieses eine blühende, gesunde, blonde Jungfrau. Wie viel es auch immer gegen frühere Jahrhunderte eingebüßt an Verkehr und Schätzen, das Auge des Fremden bemerkt nichts davon; da ist noch kerniges Leben, jugendliches, festes Fleisch, lächelnde Miene, keine Spur von Verwelken und Schwermuth.

Bekanntlich liegt Amsterdam auf neunzig Inseln, die durch zweihundert und neunzig steinerne und hölzerne Brücken mit einander verbunden sind. Die meisten der großen Grachten krümmen sich in fast concentrischen Halbbögen durch die Stadt, zu äußerst von den halbkreisförmigen Bastionen und Boulevards umgrenzt, die am Y endigen. Die Prinzengracht, die Kaisergracht, die Herrengracht — prächtige Kanäle! An allen Kanälen Alleen, frisches Buchen- und Lindenlaub; wahrlich, es ist eine herrliche, laubbekränzte, festlich geschmückte, malerische Stadt! — Die Bauart ist einfach, mittelalterlich, die Dächer sind hoch, spitz, auch gezackt, die Häuser schmal. Bis hinunter in die Keller rührt sich's und bewegt sich's. Die Wasserluft ist unangenehm, aber wie man hört der Gesundheit nicht nachtheilig.

Der Spaziergang an dem schönen Abend, der Alles auf die Gasse und an die offenen und beleuchteten Fenster lockte, gewährte mir auch einen Einblick in das Innere des Amsterdamer Lebens. Die Wohnungen vereinigen Pracht, Geschmack und Bequemlichkeit. Hohe Fenster, die schönsten Spiegelscheiben, herrliche Teppiche, viel Marmor; die Holländer verstehen zu wohnen und zu leben. Auch an häuslichen Scenen fehlte es nicht, an ächt niederländischen Genrebildern, wie sie der alten Malerschule ihre Stoffe geliefert.

Nachdem ich lange am Hafendamm draußen am Y gestanden und endlich am koninglyk paleis vorüber den Rockin herauf wieder den Gasthof aufgesucht hatte, wen erblick' ich vor Allen beim Eintritt in den Speisesaal? Meinen Südamerikaner. Wir zeigten gegenseitig eine große Freude über unser Wiedersehen. Die Tage meines Aufenthalts in Amsterdam waren wir unzertrennlich. Wir schieden schmerzlich zum drittenmal auf Nimmerwiedersehen, und dennoch — wem sollte ich eine Woche später, ohne den Gedanken einer Verabredung, in Hamburg auf der Straße begegnen? Meinem Südamerikaner. — Es gibt eigene Zufälligkeiten, die sich nur das Leben erlauben, aber kein Dichter nachahmen darf, ohne wegen Uebertreibung und Unwahrscheinlichkeit verdammt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Fünf-und-dreißig Briefe von Cromwell.

»Lord John in a fog,« die Befestigung der englischen Küsten, die Emancipation der Juden, der Streit über die Orthodoxie des Dr. Hampden und fünf-und-dreißig neue Briefe von Oliver Cromwell, das sind die Begebenheiten, von denen es sich in diesem Augenblick, sowohl im öffentlichen als im geselligen Leben, sowohl auf dem Papier als in den Salons, handelt. Die genannten Briefe streifen in das Gebiet erheiternder Unterhaltung,

das Uebrige aber gehört so ziemlich dem Ernst des Lebens an. Da man nun davon zu jeder Zeit und in jedem Alter zur Genüge hat, so wollen wir von dem sprechen, was vergessen machen kann, daß die Sonne auch den Glücklichsten nicht immer scheint, und uns mit einem kleinen Roman aus dem wirklichen Leben zerstreuen.

Die erwähnten fünf- und -dreißig Briefe sind von Thomas Carlyle in Frasers Magazin eingerückt worden, mit der Bemerkung, daß ihm dieselben in der Abschrift von einem mysteriösen Fremden zugesandt worden, der die Originale verbrannt habe. Dieses Leztere erregte im Publikum sogleich einigen Verdacht hinsichtlich der Aechtheit der Briefe; beim Herausgeber selbst war dieß durchaus nicht der Fall gewesen. Hören wir, was er darüber sagt: „Die folgenden Briefe sind auf die sonderbarste Weise in meine Hände gelangt. Wem die Originale derselben angehören, darf ich nicht einmal sagen; obgleich den Lesern dieß zu wissen wichtig wäre, habe ich mich anheischig machen müssen, es zu verschweigen. Warum das? wird man fragen. Die Geschichte dieses Warum ist nun etwas sonderbar und könnte eine „Farce-Tragödie" genannt werden; sie ist so lächerlich als beklagenswerth; sie ist nicht erbaulich zu erzählen, und bei der vorliegenden Verbindlichkeit ist es auch nicht leicht. Diese fünf- und -dreißig Briefe sind aber dennoch von Cromwell, und ich fühlte mich verpflichtet sie sorgsam zu bewahren, und um jede Mißdeutung derselben zu verhindern, sie sofort dem Publikum vorzulegen. Damit die Briefe nicht den Charakter des Räthselhaften tragen mögen, will ich hier über die Art und Weise, wie sie in meine Hände gelangt sind, so viel mittheilen, als ich thun darf. — Es mögen acht bis zehn Monate seyn, da erhielt ich einen Brief, wie ich deren schon unzählige empfangen, von einem unbekannten Korrespondenten auf dem Lande, der mir in einfach rauhem Style schrieb, es habe ihn ein wenig überrascht, in Oliver Cromwell nicht ganz und gar einen Heuchler und Uebelthäter zu sehen, wie er bis jezt immer geschildert worden rc. Er besitze eine Menge alter Papiere, die von Cromwell herrühren, die sehr durch Feuchtigkeit und andere Uebel der Zeit gelitten, besonders aber von Motten stark angefressen worden, die sich in deren Nähe eingenistet. Diese Papiere enthalten, fährt er fort, einiges von Cromwell selbst Geschriebenes, anderes von einem Samuel Squire, der ein Subaltern im Regiment der „Ironsides" gewesen, die zu den Stilton-Truppen gehört, und der von unten auf mit Cromwell gedient habe, erst als Fähndrich, dann als Auditor — was ungefähr so viel als Adjutant sagen will. — Dieser Auditor Squire habe ein Tagebuch geführt, ungefähr von 1642 bis 1645; so verstand ich es wenigstens, denn mein unbekannter Korrespondent nannte es bald ein Journal, bald ein Manuscript, bald alte Papiere, mottenzerfressen, staubig, morsch und braun; furchtbar schwer zu entziffern, wie es scheint, ja fast zu schwer für die Kraft des Auges und des Geistes. Doch behauptete mein Unbekannter Vieles darin entdeckt zu haben. Er sprach von einer ganz neuen Ansicht der Verhältnisse, von Abenteuern, von Zufällen, wie sie das wechselnde Glück des Kriegs bringt, und auch von einer Aufklärung über jene Periode in Olivers Leben, von der die Geschichte schweigen muß, weil sie das Dunkel derselben nicht zu erhellen vermag, so wie von Thaten und einer rathamandischen Gerechtigkeitspflege, von denen das moderne Nervensystem meines Unbekannten augenscheinlich erschüttert worden war. Dazu gab er mir einen Auszug aus einem der Briefe, der einen Punkt aufklärte, den zu erläutern ich mich vergebens bemüht hatte."

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Januar.

(Schluß.)

Carlotta Grisi. — Scribe.

Gegen Carlotta Grisi, die reizende Tänzerin, wurde, obgleich ebenfalls in Geldsachen, eine andere Klage vorgebracht. Die Operndirektion weiß aus langer Erfahrung, daß sie sich in Beziehung auf ihre Tänzerinnen vorsehen muß; sie macht daher, wenn sie eine engagirt, einen bündigen Contrakt, in welchem alle möglichen Fälle klar und umständlich vorhergesehen sind. Der Demoiselle Carlotta Grisi hatte sie einen Gehalt von 24,000 Francs, ferner eine Zulage, endlich einen Urlaub von einem Monat zugesagt, dagegen aber verlangt, daß im Falle die schöne Tänzerin wortbrüchig werde, sie 10,000 Francs Entschädigung an die Direktion zu bezahlen habe. Diesen Contrakt hatte Carlotta Grisi eingegangen. Sie tanzte vortrefflich, brachte der Theaterkasse viel Geld ein, und als die Urlaubszeit herbeigekommen war, flog sie im Winter 1847 über die Alpen und entzückte die Italiener, wie sie bisher die Franzosen entzückt hatte. Statt aber nach Verlauf eines Monats zurückzukommen, verweilte sie noch einen Monat länger jenseits der Alpen, während die Operndirektion ein neues Ballet einstudirte, worin Carlotta Grisi die Hauptrolle hatte. Natürlich war die Direktion höchst unzufrieden, zumal der Monat, in dem die Tänzerin fortfuhr die Italiener zu entzücken, der Februar war, das heißt einer der gefeiertsten und wichtigsten im Opernkalender. Die Beklagte schob die Schuld auf die Italiener und auf die schlechten Wege. „Wenn Sie wüßten," sagte sie zum Theaterdirektor, „welch unersättliche Leute die Italiener sind! Sie wollten mich nicht fortlassen, und mich immerfort tanzen sehen; sie konnten meinen Tanz gar nicht satt bekommen. Wenn Sie ferner wüßten, wie langsam man auf den Landstraßen fortkommt! Warum fährt man nicht schon lange auf der Eisenbahn zwischen Paris und Rom!" Die Operndirektion ließ sich aber durch diese schönen Reden der leichtfertigen Tänzerin nicht besänftigen, sondern forderte die Vollziehung der Contraktsklausel, welche ihr im Uebertretungsfalle 10,000 Francs Entschädigung zuerkennt. Carlotta Grisi weigerte sich, und die Sache kam vor Gericht. Hier wollte die schöne Tänzerin vor Allem von der gesetzlichen Verfügung, welche dem Gläubiger erlaubt, im Nichtzahlungsfalle seinen Schuldner fahen und in die Schuldnerhaft bringen zu lassen, ausgenommen werden; so etwas muß freilich einer an's freie Herumhüpfen gewohnten Schönen höchlich mißfallen. Allein die unerbittlichen Richter sahen keinen Grund, Carlotta Grisi, so anmuthig sie auch tanzt, von der allgemeinen Regel auszunehmen; sie verurtheilten sie also zur Zahlung der stipulirten Entschädigung von 10,000 Francs, und im Nichtzahlungsfall zu der Verpflichtung sich fahen zu lassen. Man wird sehen, ob sie es sich in den Kopf sezt, die Sache so weit zu treiben. Hoffentlich wird sie so klug seyn und lieber für die Operndirektion tanzen als sitzen. Die 10,000 Francs hat sie ja bald wieder herausgetanzt, wenn sie dieselben nicht aus Italien mitgebracht hat, wie doch wahrscheinlich ist. — Scribe ist zum Commandeur der Ehrenlegion ernannt worden. So weit hat es noch kein Theaterdichter gebracht. Kürzlich hat der unermüdliche Schriftsteller mit seinem alten und getreuen Auber abermals eine Operette gegeben, „Aydé," nach einer Novelle Mérimées. Das Stück findet Beifall, wie Alles was die beiden Herren miteinander liefern; sie sind die beiden Hauptstützen des Operettentheaters, und zwar nunmehr seit 25 Jahren. D g.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 35. Donnerstag den 10. Februar 1848.

Das Bild einer freien und arbeitsamen, gesunden und wohlgekleideten, genügsamen und reinlichen, gutgearteten Nation — sey auch mit ihrer Ruhe Gleichgültigkeit und Kälte, mit ihrer Einfalt Einseitigkeit und Beschränktheit, mit ihrer Emsigkeit kleinliche Liebe des todten Eigenthums zuweilen unvermeidlich verbunden — bleibt uns dennoch ein erfreuliches Exemplar der Menschheit. Georg Forster.

Flüchtige Skizzen.

(Fortsetzung.)

Ein Partie nach Broek und Zaandam gehört zur Vorschrift. Man fährt mit dem Dampfschiff über das Y, besteigt am Damm die Treckschuit, die ein einzelnes Pferd nach Buiksloot zieht und sezt den Weg dann gewöhnlich zu Wagen fort. Das Innere einer Treckschuit ist einfach, aber nett. Rund herum an den Wänden Bänke, in der Mitte eine lange Reihe von Spucknäpfen für Cigarrenstümpchen und andern Gebrauch, denn geraucht und gespuckt wird nirgends in der Welt so viel wie in Holland.

Beiläufig auf dem halben Wege nach Broek wurde ein Maierhof besichtigt. Man zieht die Holzschuhe an, die schon bereit stehen. Die Kühe waren außer dem Stall, dieser so wie Küche und Kammer gepuzt und gescheuert, als wenn man unser gewartet hätte, Kübel und Butten und Töpfe blank und appetitlich. Wir hatten aber noch nicht den Rücken gewendet, als sich auch schon die Hand der kräftigen Milchmagd nach dem Trinkgeld ausstreckte, das einer genauen Revision hinsichtlich der verabreichten Cents unterworfen wird; denn diese Milchtopf- und Butterfaßsammlungen haben hier zu Lande, wo sie zu den Merkwürdigkeiten zählen, so gut ihre Taxe wie jede Kunstausstellung.

Broek entzückte mich. Die netten Wege durch das Dorf, mit glasirten Ziegelsteinen wie mit persischen Teppichen oder Mosaik belegt, die allerliebsten garten- und kanalumgrenzten Landhäuschen, größtentheils von angestrichenem und gefirnißtem Holz, die blendende Sauberkeit, wohin man nur blickt, die freundlichen Kinder, die alle artig und laut grüßen — es ist ein paradiesischer Zauberpark. „Es dürfte ungefähr im Himmel à la campagne so aussehen," rief mein Reisegefährte.

Die hübsche Aufwärterin in der Schenke sezte sich zu uns und versuchte eine holländische Conversation anzuknüpfen. Die Schenkenmädchen in Holland stehen im Allgemeinen nicht im Geruche der Heiligkeit, ob mit Recht oder Unrecht, will ich nicht erörtern. Das Mädchen aber hatte so etwas Freundliches, Offenes, Unbefangenes, daß ich aufrichtig bedauerte nur mühsam zusammengeflickte Worte hervorzubringen. Was die holländische Sprache betrifft, so hab' ich mich mit ihr schon längst versöhnt, und wenn ich auch nicht in die Worte des Dichters einstimmen kann:

»Kent gij schooner taal op aarde
Dan de taal van Nederland,«

so finde ich doch etwas Naives, Inniges in ihr. Ich hörte behaupten, daß die holländischen Spaßmacher die ersten Spaßmacher der Welt seyen, und daß ihnen die Sprache hiebei sehr behülflich seyn soll. Auch das will ich gerne glauben.

Die Kirmeß, die morgen beginnen sollte, hatte eine Menge Fremder in die Stadt und die ganze neugierige Welt von Amsterdam auf die Straße gelockt, um die Vorbereitungen mit anzusehen. Diesen und die folgenden Abende wogte und fluthete durch die Calwerstraat über den Westermarkt bis gegen die Binnenamstel und den Kalweniers Burgwall entlang zum Neumarkt eine unermeßliche Menschenmenge. Aus den Schenken tönte Musik und die offenen Gallerien und Bierhallen im ersten Stocke, dicht mit Menschen besezt und in voller Beleuchtung, boten das schönste Volksschauspiel; überall hübsche Mädchen, schlank und doch fleischig und üppig mit lebhaften

Augen und blendend weißer Haut, die Männer häufig gebräunte untersezte Gestalten.

Das bayrische Bier spielt neben Porter und Ale eine bedeutende Rolle; doch selbst das gerühmte Bier im deutschen Kaffeehaus am Rockin hätte ich nicht für Münchner Produkt gehalten. Dieses deutsche Kind scheint überhaupt eine zu zarte Natur für große Reisen zu haben, während englisches Bier selbst die Linie ohne Schaden passiren soll. — Manche Schenken sind namentlich zur Zeit der Kirmeß allerliebst mit Reisig und in anderer Weise aufgeputzt. Sehr geschmackvoll ausgestattet und geschmückt traf ich den Saal bei Fraskati, der herkömmlich zu jeder Kirmeß neu dekorirt wird; aber die Musik zu dem unverhältnißmäßig hohen Eintrittspreise von anderthalb Gulden war höchst mittelmäßig. — Aux mille colonnes ließen sich sechs Negersänger hören. Die Gesänge in englischer Sprache und die afrikanischen Sprünge dieser schwarzen Kerle hören und sehen sich nicht übel an. Uebrigens will ich ihr Negerthum durchaus nicht verbürgen. Mir kamen einige bescheidene Zweifel, doch hatte ich nicht Gelegenheit näher nachzuforschen.

Auf dem Westermarkt und Neumarkt sind die Buden aufgeschlagen für Riesen, Zwerge, Affen, Kunstreiter, mimische Darstellungen, Lichtbilder u. s. w. Das Gedränge vor diesen Buden war oft kaum zu durchbrechen. Daß es bei derlei Gelegenheiten nicht an besondern Spekulanten fehlt, läßt sich erwarten. Vor einer Lichtbilderbude bemerkte ich plötzlich eine fremde Hand in meiner Hosentasche. „Hoho, mein Freund!“ war meine lakonische Bemerkung, und ich begnügte mich, den guten Mann, der sich wahrscheinlich bloß geirrt hatte, ganz sanft in den Arm zu zwicken. Beim Herausgehen aus einer Schaubude am Neumarkt wurde mir mein Hut angetrieben. Vielleicht war es bloß der Aerger eines Ehrgeizigen, daß die Dame an der Kasse so galant war, uns Inhaber des ersten Platzes in dem Gedränge zuerst herauszulassen, vielleicht auch Muthwille. Die Umstehenden lachten, ich lachte mit. Mein weißer Hut hatte überhaupt viele Schicksale. In London war er die allgemeine Zielscheibe des liebenswürdigen Londoner Pöbels. »The white hat! a white hat!« Die Engländer sind Egoisten; wer zu ihnen kommt, soll sich in Tracht und Sitte ganz nach ihnen richten. Ein weißer Hut ist ihnen ein Curiosum, und da ein Engländer nie ein Blatt vor den Mund nimmt, so war mein armer weißer Hut wirklich der größten Verfolgung ausgesezt. Dem unkultivirten Pöbel kann man verzeihen, aber daß selbst die Polizei lächelte, daß diese feinen, soliden Policemen den Mund verzogen, wenn mein weißer an ihnen vorüberstrich, das kränkte tief!

(Schluß folgt.)

Eine Novembernacht in Dresden.

(Schluß.)

„In einer sonderbaren Wunderbetäubung gelangten Xaver und Heinrich in die zu ihrer Aufnahme bereiteten Zimmer. Hier wurden sie von schönen Knaben empfangen, welche sie zum Bade führten und dann mit weichen Gewanden bekleideten. Die Freunde wunderten sich nicht mehr; sie fühlten, daß sie in den Zauberkreis einer mächtigen Göttin getreten waren. Und nun wurden sie vor ihren Thron geführt; sie sahen wieder in die großen sanften Mondaugen, in deren feuchtem Schimmer dunkle Sehnsucht und lichte Erfüllung den schönsten Doppelgesang träumten. Diese Augen, welche sie früher gleichsam aus Schattenschleiern begrüßt hatten, waren nun umblüht von den Lilien und Rosen auf dem nach Praxiteles Ideal gebildeten Antlitz. Als Diadem krönte das Haupt der Göttin ihr in reichen Flechten aufgewundenes sonnengoldenes Haar; Hals, Schultern, Arme wie frisch gefallener Schnee, und doch so glühend warm — die ganze Gestalt war die herrlichste lebendige Marmormelodie in griechisch ruhiger Gewandverhüllung, und sie wirkte so gottgleich überwältigend auf die Nahenden, daß diese, in stummes Anschauen gebannt, ihres Bewußtseyns beraubt, endlich auf die entgegenwinkende Hand hinsanken, um nur einen Theil dieser unnennbaren Schönheitsfreude an ihre heißinbrünstigen Herzen zu drücken. Sie fühlten, daß nun alle Fragen aufhörten um Leben oder Tod, um ewige Seligkeit oder Verdammniß; denn von solchen kleinen Sorgen des Ichs erlöset die Berührung des schönsten Weibes, das je ein Dichter besungen, der Götter und Menschen beherrschenden Aphrodite.“

„Ja, sie waren in das Heiligthum einer Gottheit getreten, einer Gottheit, welche den Sterblichen beseligt, wenn sie ihn wie hohe Ahnung fernher grüßt mit ihrem Rosenscheine, welche ihn vernichtet, wenn sie ihm erscheint im vollen olympischen Glanze, wie Zeus der Semele. Und so ward ihr menschliches Ich und Alles, was damit verbunden, ihr ganzes früheres Leben getödtet durch den Liebesblick des Fegefeuers, welches sie überwältigt. Sie hatten keinen eigenen Willen mehr und lebten von Tag zu Tage weiter als die wehrlosen Gefangenen ihrer Befreierin.“

„Bald mit dem Einen, bald mit dem Andern wandelte die Fürstin durch die Myrthengebüsche und duftig dichten Lauben ihres Feengartens bis zum erfrischenden Meeresufer, in dessen kühlen Felsengrotten die azurne Fluth zum Bade lockte. Aber bald, wenn sie mit Heinrich ging, war Xaver durchrast von allen Schrecken eifersüchtiger Wuth, denn wenn auch sein

menschliches Ich untergegangen war in der siegenden Gottheit, so war doch das thierische um so wilder erstarkt von den Flammen der Leidenschaft, und darum wollte er in Wahnsinn vergehen bei dem Gedanken, die Gunst, welche ihn zum Gott erhoben, könne auch einem Andern zu Theil werden. So brütete er Haß gegen seinen Freund, gegen den Bruder Beratas, den Geliebten Elisabeths. Ach! alle diese holden Menschengestalten waren zu matten Schatten erbleicht vor der blendenden Gestalt der Gottheit, die ihn selber vernichtete."

„Er schliff einst zwei Degen und lauerte im dichten Gebüsch, bis die Fürstin herankam im traulichen Liebesgekose mit dem glückselig berauschten Heinrich. Schon zog dieser sie zur Myrthenlaube, da stürzte Xaver hervor, und seinem wüthenden Arme erlag der bestürzte Freund, der den aufgedrängten Degen nur widerwillig führte. Mit durchbohrtem Herzen sank er zu Boden und hauchte, dem Mörder noch eine Freundeshand reichend, sterbend die lezten Worte: „Grüße Berata, Elisabeth!" — Da ward Alles ringsum grau und der Zauber schwand von meinen entsetzten Augen, entflohen war das schnöde Weib —"

„Von Ihren Augen?" fragte Hirsch verwundert dazwischen. — „Ha, ha!" lachte wahnsinnig der Fremde: „also wißt ihr es noch nicht einmal, daß ich selber der Xaver bin, und daß der Todte, den jene Engel beweinen — O Heinrich, Heinrich! zu dir, zu dir! O Göttin der Schönheit, zu dir!"

Mit diesen Worten raffte er sich wild von der Bank empor, auf welcher er gesessen, und sprang zugleich in unaufhaltsamem Schwunge über die eiserne Brustwehr der Terrasse hinab in die tief unten strömende Elbe. Erschrocken fuhren die Freunde auf und starrten ihm nach in die schwarz vorbeiziehenden Fluthen. Da schallte seine Stimme von unten herauf mit lautem Lachen: „Sorgt nicht um mich, ich bin ein guter Schwimmer. Für dießmal war es nur ein Tropfen Fegefeuer!"

„Das ist ein unheimlicher, wahnsinniger Mensch!" rief Hirsch. „Aber wir müssen doch sehen, wo er bleibt," sagten die beiden Andern, und so liefen die Drei, so rasch sie konnten, über die Terrasse und die große Treppe nach der Appareille hinab, woselbst ihnen der Fremde schon mit triefenden Kleidern lachend entgegen kam.

„Vergebt mir, ihr Herren," rief er mit starker Stimme, „den wilden Scherz. Ich hatte mich in die Novelle, welche ich euch erzählte, so hinein phantasirt, daß eine starke Abkühlung mir nothwendig war, wenn ich in dieser Nacht noch schlafen wollte." — „So sind Sie nicht der Fürst Xaver?" fragte Walter betroffen. — „Nein, nein, ich habe nur die Schwäche, mich selbst in Allem, was ich höre, sehe, empfinde, lebendig wiedergeboren zu fühlen. Sie können meinetwegen annehmen, daß Alles eitel Koketterie gewesen, nur freilich eine etwas unwillkührliche, einigermaßen an Wahnsinn grenzende. Aber nun zu Bett, zu Bett! sonst erkälte ich mich am Ende. Leben Sie wohl, meine Herren; vielleicht sehen wir uns noch einmal wieder."

Mit diesen Worten eilte er von dannen und die drei Künstler schauten ihm verwundert nach. — Wer mag er seyn? — Da die Freunde nicht hoffen durften, dieses Räthsel noch in derselben Novembernacht zu lösen, so begaben sie sich schleunig nach Hause, um die noch übrigen Stunden derselben dem Schlafe zu widmen. Der freundliche Leser wird gewiß finden, daß sie sehr recht daran thaten, denn wer schläft, der sündigt bekanntlich nicht, oder doch höchstens im Traume, und Traumsünden dürfen dem Verbrecher nicht zu hoch angerechnet werden. Deßhalb wünscht der Verfasser, daß auch die etwaigen Sünden dieser Novembernacht ihm überall wohlwollend mögen vergeben werden.

Gedichte von J. H. v. Wessenberg.

An Pius IX.

(Im September 1847.)

Wie du begannst, vollende du auch, o Hirt
Am Tiberstrom! Die Hoffnung Italiens
Frohlockt, denn auf Vertrau'n und Liebe
Baust du die Wiedergeburt der Römer.

Kein schön'res Vorbild konnte den Fürsten jezt
Und Völkern leuchten, lehrend, daß Volkswohl nicht
Im Sturm erblüht, nicht Scheu des Taglichts
Festigt den Thron, noch der Geister Knechtung.

Dich kräftige, dich leite der Geist des Herrn!
Der Pharisäer werde vor Ingrimm gelb!
Du schreite siegsgewiß beim Jubel
Deines begeisterten Volks zum Ziele!

Fromme Wünsche für die Schweizer.

(Im Juli 1847.)

Ist's wahr? greift ihr, o Eidgenossen,
Zum Schwert, euch selber zu durchstoßen?
Wofür denn? — Wegen Jesuiten?
Gott mög' euch vor der Schmach behüten!

Wollt von der Zwietracht ihr genesen,
O greift mit Pascals Geist zum Besen,
Daß rein der Freiheit heil'ge Erde
Von allen Basilisken werde!

Und möcht' auch von den sieben Hügeln
Ein ernstes Wort den Eifer zügeln,
Der, Gott im Mund, den Feuerbrand
Wirft in dieß schöne Friedensland!

Kein Tröpfchen Bluts mög' es befeuchten,
Die Thrän' auch nicht, vom Gram erpreßt!
Das Siegsfest, das euch möge leuchten,
Sey der Versöhnung Brüderfest!

Jacta est alea.

Warum hat Gott nicht meine Wünsch' erfüllt?
Warum denn mußte fließen Bürgerblut?
Verlangte das der Schweizer theu'rstes Gut?
Noch sind dieß Räthsel, tief in Nacht gehüllt.

Doch Eines ist mir wie die Sonne klar:
Soll Freiheit jezt erblüh'n in frischem Glanz,
Muß Großmuth schmücken den Olivenkranz,
Den ihr der Sieger legt auf den Altar.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Fünf-und-dreißig Briefe von Cromwell.

„Mein Korrespondent hielt die erwähnten Papiere ganz natürlich für sehr interessant. Nur ein Skrupel quälte ihn: ob dieselben dem Publikum, oder auch nur mir zu übergeben seyen? Seine Vorfahren hatten theils den Rundköpfen, theils den Royalisten angehört, und die Nachkommen, die nichts von den Feindseligkeiten ihrer Vorväter wußten, lebten jezt in friedlicher Eintracht neben einander; — sollte er den alten Geist der Zwietracht unter ihnen wecken und sie zu neuer Uneinigkeit anfeuern? — Dieß war seine Bedenklichkeit, seine liebenswürdige Besorgniß. Deutlich konnte ich bemerken, daß mein Korrespondent, der augenscheinlich ein einfacher und ehrlicher Mann war, sich fürchtete, die neugewonnene Vorstellung von Olivers Charakter laut werden zu lassen; sollte er sie also durch Veröffentlichung dieser Papiere bestätigen? — Er wollte sich die Sache überlegen, wollte gerne für mich und die Wahrheit sein Bestes thun, was es auch koste; er hoffte mit nächstem nach London zu kommen, wo, wie es scheint, jene Papiere in einem alten Archiv lagen; dann wollte er mich sprechen und so handeln, wie die Vorsicht es gebieten würde. Auf dieß alles antwortete ich mit gebührendem Dank und gab meinen Wunsch zu erkennen, möglichst Einsicht in jene Papiere zu erhalten, sey es auf welche Art es wolle. Jede Bedingung, die mein Unbekannter mir zu dem Endzweck stelle, solle mir recht seyn. Auf diese Art wechselten wir einige Zeit Briefe, ohne daß es zu einem Resultat kam. Endlich gab ich einem gescheidten Freunde den Auftrag, meinen Unbekannten aufzusuchen und das Nähere der Sache in Erfahrung zu bringen; dieser aber kam unglücklicherweise nicht in die Gegend, und so blieb mir nichts übrig, als geduldig die Ankunft meines Korrespondenten in London abzuwarten. — Einige Monate waren so verflossen, und ich hatte die ganze Sache fast vergessen, als eines Nachmittags im lezten Juni ein großes Paket mit der Post kam, dessen Aufschrift mir sogleich die Züge meines Unbekannten verrieth, und so war die Sache denn endlich zu der gewünschten Katastrophe gelangt. Ich fand darin nichts weiter als eine Abschrift der fünf-und-dreißig Briefe Cromwells, so wie diese jezt dem Publikum vorliegen, dabei ein Billet von meinem Korrespondenten, worin er mir sagt, er sey an dem Tage in der Stadt gewesen, habe gewünscht, mich zu sehen, seine Absicht aber nicht ausführen können; dabei gesteht er, daß er seine frühere Furcht vor seinen Verwandten jezt überwunden habe. Als ich nun diese Briefe durchging, steigerte sich der Wunsch in mir, das alte, von Samuel Squire geführte Tagebuch zu sehen, bis dieser Wunsch zu einer Art Leidenschaft anwuchs. Ich versicherte meinen Unbekannten, er habe nichts zu fürchten, wenn er mich einen Blick hineinwerfen lasse, und die Originale der Briefe, die er mir in Abschrift zugesandt, würden ihm Hunderte von Pfunden einbringen, wenn er sie veräußern wollte. Er möge nur Zeit und Ort bestimmen, und keine Mühe oder Entfernung würde mir zu groß seyn, wo es ein solches Ziel gelte. — Aber ach! mit umgehender Post kam die Antwort, die so begann: „Was Sie fordern, ist unmöglich, und wenn Sie mir die Bank von England als Ersaz böten: das Tagebuch hat sich in Asche verwandelt.“ — Asche also! Unwiderbringlich verloren! Kein Geld der Welt konnte es wieder herstellen: das war eine Thatsache, und die Menschheit und ich mochten nun aus der Sache machen, was wir wollten. — Ich sah meinen unbekannten Korrespondenten niemals; auch kann ich mir bis jezt sein sonderbares Verfahren nicht erklären, das neben ernsten Gefühlen auch das der Neugierde erzeugt. Der Freund, dessen ich vorhin erwähnt, und der ihm jezt, leider zu spät, einen Besuch abgestattet hat, beschreibt ihn als einen Mann mit einem offenen ehrlichen Gesicht, in seinen besten Jahren, von kräftigem, gesundem Körperbau; — keineswegs eines jener schwachen, chimärischen, zerstreuten Halbwesen, die dem siebzehnten Jahrhundert entsprossen, sich in das neunzehnte hinübergetragen, wie meine Leser glauben möchten. Der Inhalt jenes alten Tagebuchs war ihm wohl bekannt; er hatte es gelesen und wieder gelesen, und schien kaum ein anderes Buch zu kennen. Man sagt mir, er und seine Vorfahren haben 300 Jahre lang im Schatten einer alten Kathedrale zugebracht, und wie einschläfernd eine solche Lokalität auf ein ganzes Leben wirkt, ist kaum zu sagen. Oliver Cromwells Geschichte aber ist eng geknüpft an die dortigen Verhältnisse, und sein Andenken lebt fort unter jenen Menschen. Mein unbekannter Korrespondent fing nun an zu fürchten, ich möchte endlich doch jenes Manuscript von ihm erhalten, und durch die Veröffentlichung desselben die ganze Kathedrale und Zugehör in die Luft sprengen. So beschloß er, um sich gegen sich selbst und solche Folgen zu schützen, das kostbare Dokument den Flammen zu opfern. Was mich betrifft, so muß ich, so sehr ich auch bedaure, was er mir entzogen, ihn für einen ehrenwerthen Mann halten, der meinen Dank verdient für das, was er mir zugewendet. Und dieß genüge dem Leser als Vorrede zu den Briefen, die alles sind und bleiben, was der Welt und mir von diesem meinem Abenteuer verbleibt.“

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 36. Freitag den 11. Februar 1848.

Novissimum sidus terrisque familiarissimum Lunae.
Plinius.

Aus der Natur.

(s. Nro. 27 — 29.)

II.

Der Mond.

Der Mond dreht sich gleich der Erde um seine Achse, aber viel langsamer als diese und in Beziehung auf sie in ganz anderer Weise als die Erde in Bezug auf die Sonne. Die Drehung der Erde ist eine freie, von der Sonne unabhängige, d. h. sie kehrt diesem Himmelskörper nach einander innerhalb 24 Stunden ihre ganze Oberfläche zu. Die Drehung des Mondes aber ist an die Erde gebunden, d. h. er kehrt ihr stets dieselbe Seite zu, so daß wir in alle Ewigkeit nur die eine Hälfte des Mondes erblicken können, während uns die jenseitige unsichtbar bleibt und wir keine Hoffnung haben sie jemals zu sehen. Mit andern Worten: der Mond dreht sich genau in derselben Zeit um seine Achse, in welcher er seinen Umlauf um die Erde zurücklegt. Man stelle sich vor, man gehe in einem Kreise um einen Baum herum, jedoch in der Art, daß man denselben fortwährend im Auge behalte und ihm das Gesicht zuwende, so hat man eine passende Versinnlichung der Bewegung des Mondes um die Erde und seiner Achsendrehung; denn der Kopf hat sich dann auch, während man einmal um den Baum herum gegangen, genau einmal um seine Achse, d. h. um die Linie herumgedreht, welche man sich vom Scheitelpunkt nach der Mitte des Halsdurchschnitts gezogen denken kann. Die Ursache dieser eigenthümlichen Drehung ist die um etwas größere Schwere der uns zugekehrten Mondhalbkugel, welche in der Richtung nach der Erde hin eine kleine Abweichung von der Kugelgestalt, eine Vorschwellung hat, die jedoch nur einige hundert Fuß betragen kann und nicht durch die Beobachtung, sondern nur durch die Theorie ermittelt ist. Ein fallender Wassertropfen ist keine genaue Kugel, sondern hat eine Verlängerung oder Vorschwellung in der Richtung, in welcher er fällt. Auch der Mond ist in einer Urzeit ein flüssiger Körper gewesen, und so erhielt er wie der Tropfen eine Vorschwellung in der Richtung nach der ihn anziehenden Erde hin, welche nachher mit seinen übrigen Theilen erstarrte und jetzt wie ein von ihm erdwärts herabhängendes Gewicht wirkt, das bei jeder Fortbewegung die senkrechte Richtung beibehält und die sichtbare Seite unseres Nebenplaneten so festhält, als ob derselbe mit einer Stange an der Erde befestigt wäre.

Für den Mond sind deßhalb sein Erdenjahr, d. h. die Zeit des Umlaufs um unsere Erde, oder wie wir sagen, ein Monat, und sein Tag vollkommen gleich, mit andern Worten, in jedem Monat wechselt für ihn Tag und Nacht nur einmal ab. Die mittlere Dauer eines Mondtages von einem Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang beträgt 354 Stunden 22 Minuten, und eben so viel die Nacht. Da die Neigung des Mondäquators gegen die Ebene der Ekliptik nur 1°28' beträgt und bekanntlich von der Größe dieser Neigung, die bei der Erde $23\frac{1}{2}$° ist, die klimatischen oder Zonenunterschiede abhängen, so folgt daraus, daß das, was wir eine heiße und kalte Zone nennen, für den Mond kaum existirt. Die Aequator- oder Tropenzone, welche die Sonne senkrecht bescheinen kann, ist auf dem Monde nur 12 Meilen breit, und die Polarzonen, wo sie zu Zeiten nicht mehr auf-

oder untergeht, nehmen nur den 3000sten Theil jeder Halbkugel ein. An den Mondpolen steht die Sonne stets nahe am Horizont, und zwar sechs Monate oder Mondtage, — was, wie gesagt, dasselbe ist — darüber, sechs darunter. Aber schon ein 1800 Fuß hoher Punkt am Pol ist hinreichend, um auf ihm die Sonne nie verschwinden zu sehen, und da in der That die Polargegenden fünf bis sechsmal höhere Berge haben, so glänzen diese in ewigem Sonnenschein, wovon man sich schon durch ein mittelmäßiges Fernrohr leicht überzeugen kann.

Die Nächte der von uns abgewendeten Seite des Mondes sind beinahe völlig dunkel, da sie nur von den Sternen erleuchtet werden, die als scharfe Lichtpunkte ohne den flimmernden Strahlenkranz, den wir an ihnen sehen, aus der kohlschwarzen Tiefe des Himmels herunterscheinen. Auf der uns zugewendeten Seite dagegen werden alle seine Nächte ihrer ganzen Dauer nach von unserer Erde beleuchtet. Diese steht als eine große helle Scheibe, die im Durchmesser $3^{5}/_{10}$, in der Fläche etwa 13mal so groß erscheint als uns der Mond, für jede Mondlandschaft beständig in derselben Himmelsgegend, für die Bewohner der Mondmitte im Scheitelpunkt, für die andern desto näher dem Horizont, je näher sie dem Rande der uns sichtbaren Hälfte wohnen. Die entgegengesezte Mondhälfte bekommt die Erde natürlich nie zu sehen. Wenn wir Vollmond haben, hat der Mond Neuerde, wenn wir Neumond, Vollerde; haben wir erstes Viertel, so hat er leztes Viertel, und umgekehrt. Die Erde bildet für die etwaigen Mondbewohner, wenn sie eben so gut sehen können wie wir, eine ziemlich genaue Uhr, ohne daß sie dabei Fernröhre nöthig haben. Der Phasenwechsel gibt die großen Abschnitte des langen Tages und die Drehung der Erde die einzelnen Stunden und selbst Viertelstunden an. Denn die Umrisse der größern Inseln, wie z. B. Island, Manila, Hayti, müssen deutlich sichtbar und ihre Verrückung in 15 Minuten, in welcher Zeit z. B. Hayti um seine halbe Länge fortgerückt ist, schon sehr merklich seyn. Die Erleuchtung, welche der Mond von der Erde empfängt, ist 13mal stärker als das Mondlicht für uns Erdbewohner, aber immer noch 6700mal schwächer als das Sonnenlicht. Gleichwohl vermögen wir diesen Erdschein am Monde noch wahrzunehmen. Gewiß wird Jeder sich erinnern, bald nach dem Neumond, wenn der Mond nur als schmale Sichel erscheint, den dunkeln Theil desselben in einem schwachen grauen Schimmer erblickt zu haben. Dieser Schimmer ist eben nichts anderes als das Licht unserer Erde, welches dem noch umnachteten Theile des Mondes scheint. Im Winter von 1844 auf 1845 war dieser Erdschein auf dem Monde ganz besonders stark, so daß man mit dem Fernrohr mit großer Deutlichkeit einige in der Nachtseite liegende Berge zu erkennen vermochte. Der Grund davon war die damals sehr ausgedehnte, auffallend weit nach Süden hin reichende Schneebedeckung der Erde, die das Licht der Sonne natürlich viel kräftiger zurückstrahlte als der nackte Erdboden.

(Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Skizzen.

(Schluß.)

Am Ende lacht' ich in London selbst über jeden weißen Hut, der mir auf dem Kopfe irgend eines Reisenden begegnete. Ein Leidensbruder, dachte ich. Auch fand ich mich an den Raimundschen Barometermacher auf der Zauberinsel erinnert, wo jeder über die lange Nase des andern lacht. — Das Volk in Amsterdam ist toleranter. Mein weißer Hut wandelte ohne Anfechtung umher. Doch hörte ich von einem Freunde, der nicht so glücklich war und wegen seines weißen sogenannten „Freischärler-Hutes“ in einigen Conflikt mit der holländischen Gassenjugend kam.

Das Museum im Trippenhuis auf dem Kloweiners Burgwall wird jeden Freund der Kunst entzücken. Wenn ich vor diesen Meisterwerken stehend im Katalog nach den Namen blätterte, so konnt' ich mich des Gedankens nicht erwehren, wie die holländische Schule und ihre originelle Genremalerei in den häufig sehr originellen Gestalten ihrer Maler einen Pendant habe. Auch in dem Leben dieser holländischen Künstler ist so viel Heimliches, Rührendes, und wieder Keckes und Possenhaftes. Die Gaststuben spielen nicht bloß auf ihren Bildern, sondern auch in ihrer Geschichte häufig eine bedeutende Rolle. In diesen Biographien ist Alles, vom Trivialsten bis zum Edelsten und Zartesten, zu finden. Welchen Stoff für Genremalerei selbst und für die Feder eines humoristischen Poeten böte nicht Nikolaus Claasze, genannt Berghem, den sein rauher Vater ausschilt und schlägt, wo er ihm nur zu Gesichte kommt, so daß seine Kameraden, sobald sie des Alten ansichtig wurden, sich wechselseitig zuriefen: Verbergt ihn, verbergt ihn! berg hem, berg hem! woher auch der Name geleitet werden will. Später, unter dem Pantoffel einer zänkischen und neidischen Frau, muß er malen und malen, in sein Kämmerchen gesperrt, während die Frau alle Schiebladen vor ihm verschließt und jeden Stüber dreimal umwendet, ehe sie ihn dem Gemahl verabreicht. Oder der geizige Rembrandt — ich sehe ihn im Schatten der Nacht, so dunkel wie seine eigenen Bilder, hinter wohl verschlossenen Laden beim Lampenlicht seine Dukaten zählen. Oder Jean Steen, der Brauer und Schenk-

wirth, der nur malte, so lange seine Keller und Geldkästen leer waren, und wenn sie zu wiederholtenmalen durch einen sorgsamen Schwiegervater gefüllt wurden, die größte Sorge trug sie selber so schnell wie möglich wieder zu leeren. Oder du Jardin am Arm seiner alten und reichen Hauswirthin, die er, um seine Schulden zu zahlen, geheirathet, und vor deren Liebkosungen er später aus Scham und Verdruß nach Italien floh. Oder die Gebrüder Both, die sich so liebten, daß sie Alles gemeinschaftlich hatten und selbst alle Bilder gemeinschaftlich malten, und als der eine in einem Kanale Venedigs ertrank, der andere Bruder bald darauf aus Gram dem Vorausgegangenen folgte. Oder der liederliche Franz Hals, den seine geizige Frau schilt, wenn er betrunken spät Nachts nach Hause taumelt. Oder Adrian Brauwer und seine Kameraden Ostade und der Flaminge Teniers in der Werkstube ihres Meisters Hals. Oder Brauwer auf seiner ersten Flucht aus dem Hause seines Meisters unter dem Kasten der großen Orgel in Harlem, begeistert ihren Tönen lauschend; aber schon hat ihn ein Freund seines Meisters erblickt und ergreift ihn am Arm, um ihn wieder heimzuführen. Oder derselbe Brauwer im Hause und am Tische des großen Rubens in Antwerpen; vergebens macht ihm dieser Vorstellungen und Vorwürfe über sein wüstes Leben; Brauwer hört ihn stumpf und gleichgültig an und verläßt bald seine Schwelle.

Sehr reichhaltig ist der zoologische Garten nahe am Muiderport. Nur wäre zu wünschen, daß für die Nasen der Besucher mehr Sorge getragen würde. Ich sah einige holländische Damen, kaum eingetreten, unter Geschrei die Flucht ergreifen. Wirklich kann diese furchtbare Atmosphäre in dem ganz geschlossenen und von der Luft abgesperrten Verließ der Gesundheit der anziehenden Wesen, die hier gehegt und gepflegt werden, unmöglich förderlich seyn.

Ein Spaziergang am Y ist zu jeder Zeit interessant und lohnend. Wie Gedankenstriche in's blaue Meer gezogen, liegen die Dämme und drüben das feste, erst nach und nach von Menschenhand dem Meer und seinen Stürmen entrissene Land, eine schmale Linie, vor unsern Blicken. Sind das nicht ringsum sprechende Denkmale des Muths, der Beharrlichkeit? Weiter zur Rechten die tückische Zuidersee mit ihren Sandbänken und Untiefen, dem Menschen zürnend um jeden Fußbreit Landes, den er ihr abgerungen; einst so gefürchtet, nun aber durch den Nordkanal, der über Purmerend und Alkmaar bis zum Helder an die Nordsee führt, fast überflüssig gemacht und beseitigt. Stolze Schiffe ruhen im wester-, und oostelyk-dok, im ryks-dok und im entrepot-dok, dessen Magazine die Namen der berühmtesten Handelsstädte zur Aufschrift haben. Doch vertritt dieß nur die Stelle der Numerirung, ohne weitern Zusammenhang. Hier die ungeheuern Vorräthe an Zucker, dort an Indigo, wobei ein im buchstäblichsten Sinne von der Zehe bis zum Scheitel blau angelaufener Schreiber Dienste thut. Eben liegt hier ein Westindienfahrer und leert seinen Bauch in die Magazine; ich besteige ihn und besehe ihn von den untersten Räumen bis zum Verdeck und träume mich in seiner Kajüte auf den weiten Ocean und in die beengende Einsamkeit einer langen Seefahrt. — Nicht weit entfernt eröffnet die Dampfmaschinenfabrik von Vlissingen ihre Wunderwerke. Auf der Werfte klettert man die Rippen einer kaum skizzirten Fregatte hinan, oder steigt in den Räumen eines funkelnagelneuen Schooners herum, der in kürzester Zeit erwartet ganz aufgetakelt in's Meer zu gehen und dort sein Schicksal zu versuchen.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Januar.

Russische Diebe.

Die Diebe und Beutelschneidee in St. Petersbueg und Moskau gehöeen zu den raffinietesten Meistern in dieser Kunst, wie man sie kaum in London, Paris und Berlin findet. Der jetzige russische Minister des Innern, Geheimerath v. Peeowsky, ein Mann von vielseitigem Geiste und eastloser Thätigkeit füe das Wohl Rußlands, der das volle Zutrauen des Kaisees veedient, thut diesem schändlichen Geweebe in einem Grade Einhalt, wie es nech keiner seiner Vorgängee im Stande war. Wie listig nun aber die hiesigen Diebe sind, das wollen wir mit folgenden, in Rußland allgemein bekannten Anekdoten belegen.

St. Petersbueg ist in polizeilicher Hinsicht in sechzehn Stadttheile eingetheilt. Jeder hat einen Polizeiinspektoe (Tschastnoi Pristaff) mit seiner Kanzlei, und jeder Pristaff hat wiedee einen Polizeiofffizier (Nastratel), der ihm untergeordnet ist und der ebenfalls eine eigene Kanzlei, nebst zwei oder drei Gehülfen (starschiji i mladschiji Nastrateli) und sonstige Schreiber unter sich hat. Untee dem Kommando der leztern stehen die Geradowoiji und Budotschniki; jene stehen im Range dee Feldwebel, Unteroffiziere oder Gefreiten und gehen Tag und Nacht in der Stadt umher, um Ordnung zu halten; diese, die Budotschniki, sind gemeine Soldaten, welche viee bis sechs Stunden lang voe ihrem großen Schilderhause (Budke genannt) auf Wache stehen. Dergleichen Schilderhäusee oder Budken, welche mit Oefen versehen sind, befinden sich auf allen öden Plätzen der Stadt und in allen Straßen

in einer Entfernung von 200 — 300 Schritten. Wie viel solcher Budken in St. Petersburg und Moskau seyn mögen, kann ich nicht angeben; jedenfalls ist ihre Zahl sehr groß. In den beiden Residenzstädten führen die Budotschniken, während sie auf Wache stehen, in der Hand eine Art Hellebarde, die aber weder Schärfe noch Spitze hat, in den Gouvernementsstädten stehen sie ohne irgend eine Waffe vor ihrer Budke. Diese Polizeisoldaten haben darauf zu sehen, daß auf den Straßen keine Dieberejen, Schlägereien, Zänkereien u. dergl. vorfallen; auch sollen sie ein wachsames Auge auf die Betrunkenen haben, deren man nicht wenige täglich auf den Straßen sieht. So lange ein Betrunkener noch gehen oder stehen kann, darf ihn kein Budotschnik antasten; fällt er aber nieder, so kommt der zunächststehende Wächter herbei und schafft ihn nebst seinen Kameraden, deren sich immer einer oder zwei in einer Budke befinden, in dieses Schilderhaus, und von hier aus wird er auf die Polizei gebracht, wo er seinen Rausch ausschlafen kann; sobald er aber nüchtern geworden ist, muß er zur Strafe die Straßen fegen. Sobald ein Fiaker, in Rußland Iswoschtschik genannt, sieht, daß die Budotschniki einen Betrunkenen in die Kur nehmen, nimmt er mit seiner leichten Droschke oder mit seinem Schlitten sogleich Reißaus; denn jeder Iswoschtschik ist verpflichtet, jeden Betrunkenen, den die Budotschniken auf der Straße aufgegriffen haben, unentgeldlich auf die Polizei zu führen. Es gewährt einen ergötzlichen Anblick, zu sehen, wie der Budotschnik dem davonjagenden Iswoschtschik nachsezt, um ihn einzuholen und zu zwingen, die reizende Last auf sein Fahrzeug zu laden. — Während ein Budotschnik vor seinem Schilderhause steht, muß er auf Alles, was in seinem Distrikt auf der Straße vorgeht, Acht haben. Fragt ihn z. B. einer seiner Vorgesezten: ist heute so und so ein Wagen hier vorbeigefahren? oder: wann ist ein so und so gekleideter Mann hier vorbeigegangen? u. dergl. m., so muß er solche Fragen pünktlich beantworten können. Dieses ganze Polizeipersonal steht unter dem Kommando des Ober- oder Generalpolizeimeisters. Die Oberpolizeimeister in St. Petersburg und Moskau sind in der Regel wahre Genie's im Polizeiwesen. Es ist aber vielleicht kein Amt in ganz Rußland, das so viel Arbeit, Mühe und Widerwärtigkeit aller Art mit sich bringt.

Vor Jahren bekleidete ein Mann in Moskau das Amt eines Generalpolizeimeisters, der im Rufe großer Feinheit stand. Folgende Anekdote wird von ihm erzählt. — Einmal kam ein Kaufmann aus der Provinz mit 60,000 Rubeln Bankassignaten nach Moskau, um daselbst Waaren einzukaufen. Er kehrte bei einem seiner Bekannten ein. Kaum war er einen Tag da, so erschien Morgens der Oberpolizeimeister bei ihm, von zweien seiner Nasitrateli begleitet. — „Sind Sie der und der?“ — „Zu dienen, Ew. Excellenz.“ — „Sie haben 60,000 Rubel in Bankassignaten mitgebracht, um in Moskau Waaren einzukaufen?“ — Der Kaufmann erstaunte nicht wenig, daß der Oberpolizeimeister nicht nur seine Absicht, die er geheim gehalten, wußte, sondern sogar die mitgebrachte Summe angeben konnte. „Es ist so, wie Ew. Excellenz fragen,“ antwortete der Kaufmann. — „Leider,“ fuhr der Polizeimann fort, „muß ich Ihnen zu wissen thun, was Sie vielleicht nicht ahnen, daß unter Ihren 60,000 Rubeln gegen 30,000 nachgemachte sind.“ Der arme Kaufmann sah den Polizeichef erschrocken an. Dieser fuhr fort: „Ja, so ist es, Sie haben für 30,000 Rubel falsche Banknoten unter Ihren 60,000, und ich bin gekommen, dieses nachgemachte Geld in Empfang zu nehmen, um es der höhern Behörde zu überliefern.“ — „Ich bitte Ew. Excellenz unterthänigst um Verzeihung, daß ich gegen Dero Aussage protestiren muß,“ sagte der Kaufmann, der sich von seinem Schrecken etwas erholt hatte; „ich habe dieses mein Geld aus einem sehr reellen Hause, wo nie nachgemachtes in Kasse ist. Ich habe auch in meinem Leben schon so viel Bankassignaten in Händen gehabt, daß ich recht gut die nachgemachten von den ächten zu unterscheiden weiß. Unter meinen Assignaten fand ich keine falschen, das kann ich behaupten.“

(Fortsetzung folgt.)

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Fünf- und dreißig Briefe von Cromwell. — A. Tennyson.

Nun folgen die Briefe mit beigefügten Bemerkungen des Herausgebers, in derselben Weise, wie in seinem Werke über Cromwell, das in sechs Wochen eine zweite Auflage erlebt hat und noch immer nicht genug besprochen werden kann. Sie sind meistens an jenen Samuel Squire gerichtet, und enthalten Aufträge an ihn, die auf die Kriegsbegebenheiten Bezug haben. Ohne die Vorrede des Verfassers würden sie als Belege des früher von ihm Mitgetheilten aufgenommen werden seyn und weiter kein besonderes Aufsehen erregt haben; aber das sonderbare Faktum der zu Asche gewordenen Originale, die ohne eine vernünftige Ursache der Vernichtung geweiht worden, machte sogleich einen merkwürdigen Eindruck, und wohin man ging, wurde die Frage gestellt, ob man jene Briefe gelesen und was man von der Aechtheit derselben halte. So ist es noch jezt das Tagesgespräch. Man streitet sich darüber, man wettet, man forscht, man vermuthet, und kann immer noch zu keinem Resultate kommen. Während dessen lebt der Philosoph ruhig auf dem Lande bei seinen Freunden und läßt sich von dem Allen nicht anfechten. Augenblicklich lautet nun das on dit der Metropolis: der Schriftsteller Walter Samuel Lander habe sich den Spaß gemacht, jene Briefe zu erfinden, und lache in's Fäustchen, daß ihm sein Scherz so gut gelungen. Ob es sich so verhält, muß sich bald zeigen; kaum sollte man aber erwarten, daß sich Jemand eine Neckerei so ernster Art gegen einen so ernsten Mann erlaubt habe, und gewiß ist es, daß, der dieß über sich gewonnen, dadurch nur in seiner eigenen Achtung, wie in der Anderer verlieren könnte. Fürs Erste aber bleibt es ein sehr unterhaltender Stoff für alle, die auf der Oberfläche des Lebens schwimmend, nur das ergreifen, was sich ihnen als äußere Erscheinung bietet. Daß man hier in den Fehler der Deutschen gerathe, von denen immer gesagt wird, sie seyen mehr in den Wolken, als auf der Erde, davor darf man nicht bangen; und wenn es wäre, so hängen hier selbst die Wolken so niedrig, daß man fast sagen könnte, auch sie seyen mit den Händen zu greifen.

Eine andere wichtige Neuigkeit auf dem Felde der Literatur ist ein großes Gedicht von Alfred Tennyson. Dieser Dichter mag sich jezt ohne Bedenken an die Spitze der lebenden Poeten seines Vaterlands stellen, und daß ihm dieser Rang zukomme, wird auch so ziemlich allgemein zugestanden. Wie weit sein Name in Deutschland bekannt ist, weiß ich nicht; jedenfalls werden ihn Einige in einer Sammlung aus dem Englischen übersezter Gedichte von Freiligrath gefunden haben. Schon aus diesen wenigen Stücken ergibt sich deutlich, welcher Art sein Talent ist. Alfred Tennyson ist der Sohn eines Geistlichen aus Lincolnshire. Er machte seine Studien in Cambridge, worauf er, noch sehr jung, im Jahr 1830 den ersten Band seiner Gedichte herausgab, die von der Kritik ziemlich rauh mitgenommen wurden. Vier Jahre darauf erschien ein zweiter Band, der eine günstigere Aufnahme fand.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 37. Sonnabend den 12. Februar 1848.

Der freien Deutschen Geist, wie lange soll er seyn
Ein Miethlingsgeist? soll wiederkäu'n,
Was Anderer Fuß zertrat? —

Herder.

Ferien in der Pfalz.

I.

„In die Pfalz," sagte ich. — „Gott erhalt's," sagte der Wirth und schrieb mich für den Omnibus nach Landau ein. Die Sonne schien vom reinsten Himmel und die „blaue Luft nach trüben Tagen" versprach volle Vergütung für den körperlichen und geistigen Schnupfen, womit der naßkalte August nach vergeblich getragener Last und Hitze des Sommers „all sündhaft Vieh und Menschenkind" heimgesucht hatte. Wie anders sollte das alles kommen!

Als wir uns dem Ziele unserer Fahrt näherten, begann sich der Himmel auf eine Weise zu überziehen, welche die Weinhändler lachen, die Winzer weinen, und jedenfalls alle Wetterkundigen die Köpfe schütteln machte. In die Festung fuhren wir durch Laubgewinde ein und genoßen eine Ehre, die eigentlich dem so eben abgereisten Kronprinzen gegolten hatte. Noch hingen an allen Fenstern weiß und blaue Fahnen heraus; ob sie die Wolken am politischen Himmel verdecken konnten, ist eine andere Frage.

In Landau herrscht noch viel französische Gesinnung, und offen wird zugestanden, daß im Kriegsfall die Besatzung keinen ganz leichten Stand haben würde. Die Sympathie mag zunächst den Institutionen gelten; sie tritt aber sehr persönlich auf, wie leicht zu begreifen ist, da die Mehrzahl der Menschen die Dinge und Verhältnisse eben instinktartig aufzufassen pflegt. „Wie kannst du dich unterfangen mit mir zu streiten?" hörte ich einen ältern Landauer zu einem jüngern sagen; „ich bin ein Franzos (d. h. noch unter französischem Regime geboren), und du bist ein — — ich bin an meiner dunkelsten Seite gescheidter als du am ganzen Leib!" Das unbefangene Gelächter, womit dieß nicht nur von der Gesellschaft, sondern auch von dem Betheiligten aufgenommen wurde, war mir noch charakteristischer als die Rede selbst. Aehnliches hörte ich später von einem andern Philister, der mir eine Heldenthat erzählte, die er unter Napoleon gegen die Russen verrichtet hatte. „Sie waren freilich die Ueberzahl," sagte er, „aber ich konnte mich doch den Kosakenhunden nicht ergeben; ich war ja ein Franzos!"

Das Nationalgefühl mag sich gegen derlei Kundgebungen sträuben; aber durch Schelten und Verwünschen kommt man nicht über die Thatsachen weg. In dieser sublunarischen Welt tritt nicht so leicht die reine Idee zu Tage; daher, so lange deutsche Mächte mit dem Nordosten in geistiger Gemeinschaft stehen, mag es als Gegengewicht gar nicht unerwünscht seyn, daß ein Theil der Völker sich gen Westen neigt. Diesem Zustande kann keine Deklamation, sondern nur die Wiederherstellung eines selbstständigen Deutschlands ein Ende machen; und die Anzeichen stehen wenigstens nicht trostlos. So lange aber bei uns die Ideen der alten und der neuen Zeit mit einander kämpfen und die Farbe der Sympathie zu auswärtigen Staaten tragen, so lange bleibt es außer allem Zweifel, daß die leiseste Kränkung rheinischer Institutionen als ein Küchengruß für Herrn Thiers anzusehen ist.

Wie es jedoch von dem Menschen heißt, daß er das Unglück leichter ertrage als den Verdruß, so erging es mir mit gewissen französischen Aneignungen, die man leider längs des ganzen Rheines trifft. Mag

man mich als einen Kleinigkeitskrämer verlachen, aber es ist doch wahrhaft unausstehlich, wenn stockdeutsche Namen, die auf e endigen, mit einem französischen é nicht bloß gesprochen, sondern sogar geschrieben werden. Da stößt man jeden Augenblick im Gespräch oder beim Durchlesen der Anzeigeblätter auf einen Herrn Hoppé, oder Sachsé, oder Schwilgué u. dgl. m. Dieser Unfug, der, auch auf dem rechten Ufer sehr verbreitet, gegen beide Sprachen verstößt und der deutschen in's Fleisch schneidet, gehört augenscheinlich der niedrigsten Sphäre geistiger Unterordnung an. Wenn einer seinen Namen Johann in Jean verwandelt, nun, so hat er ihn doch wenigstens ganz französisch gemacht, und wenn einer tüchtig auf eine Handvoll Kosaken einhieb, weil er sich als „Franzose" fühlte, so war doch der Geist einer anerkannt tapfern Nation über ihm; aber diese Manier, einen hoffnungslosen Namen am Schwanze aufzuzäumen, um ihm noch ein Bischen Pli zu geben, ist eine der größten Kammerdienereien, deren sich deutsche Philister schuldig gemacht haben. Ein „Deutschfranzos" wird für den gründlichen Franzosen so gut wie für den gründlichen Deutschen stets ein Gegenstand unaussprechlicher Verachtung seyn.

Zu diesen bedientenhaften Nachahmungen, die nicht einmal dem Geiste, sondern dem Buchstaben eines fremden Volkes huldigen, gehört auch die Anrede Madame, die zwar noch in ganz Deutschland zu Hause ist, aber doch am deutschen Rheine mit besonders wohlgefälliger Hartnäckigkeit festgehalten wird. Wie würde es uns klingen, wenn wir einen Franzosen sagen hörten: »comment vous portez vous, mein' Frau Gringuillet?" und doch ist dieß dasselbe wie wenn wir sagen: „Wie gehts, Madame Schmelzle?" Da thut's freilich Noth, noch ein wenig mit Schmelzlé nachzuhelfen. Es ist leidig genug, daß wir das Wort Frau nicht mehr in ausgedehnterem Sinne gebrauchen können, da man doch im dreizehnten Jahrhundert zu einer Jungfrau unbedenklich min frouwe, und zu einer Prinzessin frou junge künegin sagte; aber die verheiratheten Frauen, denen die Bezeichnung allein noch zukommt, sollten sich wenigstens besser wahren, und an ihnen wäre es, der Gesellschaft als Anerkennung der Achtbarkeit aufzulegen, daß man sie mit dem gesindemäßigen Titel verschone. Offenbar hat sich der Sprachgeist dem jüngeren Theile der weiblichen Welt günstiger zugewendet, indem er die Mamselle, die Schwester der Madame, schon längst in's Kehricht fahren hieß. *

* Die Metropolis der deutschen Classicität macht bekanntlich — wie Beisele und Eisele bezeugen — eine Ausnahme hievon.

Sobald ich aus den Vauban'schen Befestigungswerken herausgetreten war, die mich ganz in die Umgebung von Straßburg versetzten, hatte ich einen überraschend heimischen Anblick vor mir. Gegen das Thal von Anweiler einlenkend, sah ich mich von lauter Bergen meiner schwäbischen Alp umringt. Den Trifels mit seinem Thurme zum Beispiel kann man ungezwungen der Achalm vergleichen; andere scheinen sich aus andern Gegenden versammelt zu haben, und so ward mir die Landschaft heimathlich und fremd zugleich. Uebrigens sind diese Berge sprechende Zeugen von der emsigen Regsamkeit der Bewohner, denn sie zeigen sich meist bis an den Scheitel hinauf angebaut. Da ich in einem Bogen zu ihnen zurückzukehren gedachte, so ging ich für dießmal mit einem kurzen Gruße mitten durch sie hindurch.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Natur.

(Fortsetzung.)

Die Augen der Mondbewohner müssen ganz anders eingerichtet seyn als die unsrigen, weil sie mit völlig andern Lichtverhältnissen zu thun haben. Die das Licht schwächende und brechende Atmosphäre der Erde wirkt auf die ganze Welt des Sichtbaren mildernd ein und sänftigt sowohl die blendende Mittagshelle als die Dunkelheit der Nacht. Sie ist es, die unserem Himmel seine schöne erquickliche Bläue gibt und ihn bei Nacht niemals zu der völligen Schwärze sich verfinstern läßt, welche er auf dem Monde haben muß und von der wir eine annähernde Vorstellung auf hohen Bergen und im Luftballon bekommen; sie läßt den Tag durch eine allmählige Dämmerung in Abend und Nacht übergehen. Von alle dem ist auf dem Monde keine Rede. Dort stehen sich nur die schroffen Gegensätze Licht und Finsterniß gegenüber, zwischen denen nichts Versöhnendes in der Mitte liegt. Ungemildert und blendend weiß flammt dort die Sonne vom schwarzen Himmelsraume herunter, und selbst das Licht der Erde hat keineswegs den sanften, milden Glanz, den für uns der Mond hat und den die Dichter seit Jahrtausenden nicht müde werden zu besingen; es ist noch so stark, daß ein menschliches Auge schwerlich im Stande seyn würde, unserem Heimathplaneten geradezu in's Angesicht zu schauen. Eine Art von Abend- und Morgendämmerung findet auf dem Monde allerdings auch statt, weil die Sonne nicht als ein Punkt, sondern als eine Scheibe an seinem Himmel steht und deßhalb nicht in einem Augenblick, sondern nur allmählig auf- und untergehen

kann. Vielmehr vergehen wegen der Langsamkeit seiner Achsendrehung ungefähr anderthalb Stunden von dem Augenblick, wo der untere Sonnenrand den Mondhorizont berührt,, bis zum Verschwinden des lezten leuchtenden Punktes, und umgekehrt beim Aufgang. Da also während dieser Zeit eine Mondgegend von einem verschieden großen Stück der Sonne beleuchtet wird, so muß auch die Helligkeit eine verschiedene seyn. Doch ist diese Art von Dämmerung nur etwa mit der zu vergleichen, welche wir auf Erden bei einer Sonnenfinsterniß wahrnehmen, nicht mit unserer gewöhnlichen, welche ihre so mannigfaltige Pracht erst durch das Abendroth und Morgenroth und die verschiedenen Wolkengebilde erhält, welche die Sonne schon beleuchtet, bevor sie selbst erscheint, oder die sie noch lange nachher mit glühenden Purpurrändern umsäumt, wenn sie bereits tief unter den Horizont gesunken ist.

Eine derartige Dämmerung ist auf dem Monde einfach deßhalb unmöglich, weil er wahrscheinlich gar keine, gewiß aber nur eine äußerst dünne, gar nicht in Betracht kommende Atmosphäre hat. Nur die brechende Kraft unserer Luft erzeugt das herrliche Farbenspiel an unserm Himmel, und die Luft ist ein Element, welches dem Mond völlig zu fehlen scheint. Beim Mars und Jupiter macht sich das Vorhandenseyn einer Luftumhüllung sehr bestimmt dadurch bemerklich, daß die Flecken, die man auf diesen Planeten bemerkt, nach dem Rande zu immer undeutlicher werden, und lange bevor sie denselben wirklich erreicht haben, völlig verschwinden. Denn die Luft ist zwar durchsichtig, aber doch nicht völlig, und wie selbst das klarste, weißeste Glas, wenn man eine große Menge von Scheiben hinter einander stellt, zulezt beinahe völlig undurchsichtig wird, so auch die Luft, wenn man durch einen sehr langen, mit Luft erfüllten Raum sieht. Deßhalb scheinen die Sterne am hellsten, wenn sie über unserem Haupte stehen, während am Horizont selbst bei völlig klarem Wetter die Gestirne von geringerer Größe schon völlig unsichtbar werden; deßhalb können wir die untergehende Sonne recht gut ansehen, denn der größte Theil ihres Lichtes wird dann durch die viel weitere lufterfüllte Strecke, die ihre Strahlen zu durchdringen haben, verhindert bis in unser Auge zu kommen. Wir müßten daher, wenn der Mond eine Atmosphäre hätte, die Gegenden um die Mitte der uns sichtbaren Scheibe am deutlichsten, die übrigen aber desto undeutlicher sehen, je näher sie dem Rande lägen. Da dieß aber durchaus nicht der Fall ist, wir vielmehr die Berge und Löcher am Rande ganz eben so scharf erblicken wie die in der Mitte, so kann unser Nebenplanet keine, oder doch nur eine äußerst dünne Atmosphäre haben. Ferner müßten die Sterne, an welchen der Mond so vorbei geht, daß er sie für uns bedeckt, wenn sie sich seinem Rande näherten, allmählig verschwinden, falls er eine Atmosphäre hätte. Sie verschwinden aber stets plötzlich und haben noch im Augenblick des Verschwindens ihren vollen Glanz. Endlich kennen wir sowohl den Durchmesser des Mondes als die Geschwindigkeit seiner Bewegung sehr genau und können daraus berechnen, wann ein Stern, den er bedeckt, verschwinden und wieder hinter ihm hervorkommen muß. Hätte nun der Mond eine Luftumhüllung, so müßte vermöge der Brechung der Lichtstrahlen durch dieselbe der Stern etwas später hinter ihm verschwinden und etwas früher wieder erscheinen als es jene Berechnung erfordert. Allein dieß ist nicht der Fall, und durch alle diese Gründe sieht sich die Astronomie genöthigt, dem Mond eine Atmosphäre, die der unsrigen irgend vergleichbar wäre, durchaus abzusprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Schluß.)

Alfred Tennyson.

Es entstand nun eine Pause von zehn Jahren, während welcher Alfred Tennyson in der literarischen Welt wie verschollen war. In keiner Zeitschrift, in keinem Journal, in keinem Bücherverzeichniß war der Name des Dichters während dieser Zeit zu lesen. Da erschien im Jahr 1842 eine neue Auflage seiner Gedichte, und sonderbarer Weise, obgleich der Inhalt der alte war, fand diese neue Ausgabe, die in zwei Bänden Alles enthielt, was der Dichter je geschrieben, einen Beifall, von dem sich der Poet nach seinem ersten Erfolge schwerlich hatte träumen lassen. Nun folgte eine Auflage der andern, sein Name war auf Aller Lippen, Alfred Tennyson hieß der gekrönte Held des Tages, und sogar die Majestät, oder ihre Minister — was dasselbe ist — stimmten in den allgemeinen Jubel ein und sezten ihm einen Lorbeerkranz auf, der in einer Pension von 200 Pfund Sterling bestand. Solche Kronen können Dichter meistens brauchen, und auch Alfred Tennyson verschmähte sie nicht. Er nahm, was ihm das Glück zuwarf, und zog sich nach Cheltenham zurück, wo ein mildes Klima und ewig grüne Haine dem Dichter einladend winkten und ihm die Ruhe versprachen, die er sich wünschte, um weiter für die Welt die lichte Seite der guten Mutter Natur zu besingen. In seiner Stimmung ist meistens eine sanfte Melancholie vorherrschend. Um Politik oder Weltverbesserung kümmert er sich wenig, und von dem Weltschmerz des jungen Deutschlands hat er kaum eine Ahnung. Eitel ist er, wie alle Dichter, und kann des Lobes nie satt werden. Schon Goethe klagte über dieses Verlangen der jungen

Dichterwelt, sich bei ihrer ersten Arbeit gleich die Siegeskrone aufsetzen zu wollen, und die jetzige Zeit hat diesen schlimmen Fehler keineswegs geheilt. Tennyson kann sich nicht beklagen, daß ihm nicht die Anerkennung und die Auszeichnung werde, zu der sein Verdienst ihn berechtigt, und daß er seinen Triumph mit Behagen genießt, ist menschlich und natürlich. Wenn aber das Ich so durchaus im Vordergrunde seinen Platz einnimmt, daß kaum ein Gespräch ohne Zurückführung auf dasselbe Werth behält, wenn das Bedürfniß, sich loben zu hören, ein krankhaftes wird, dann verliert der Mensch an Achtung, was der Dichter an Schmeichelei gewinnt. Die Krankheit verlezter Selbstliebe nagt an mehr als einem Leben, und wer den Wurm nicht muthig ausreißt, wird ihn an dem mangelnden Muth zu frischer Thätigkeit spüren müssen. — Tennysons Styl ist einfach, elegant und kräftig. Der Mann ist über die mittlere Größe, lang geschossen, hager; er hat starke Züge, einen breiten Mund, ein ernstes, weiches, melancholisches, bleiches Gesicht. Seine Augen leisten ihm schlechte Dienste; er muß daher stets einen Schirm vor das Licht stellen, oder sich eine schattige Ecke suchen. Er ist etwa vierzig Jahre alt, hat keine Abneigung gegen Damen und sucht eine Lebensgefährtin. Avis aux lectrices.

St. Petersburg, Januar.

(Fortsetzung.)

Russische Diebe.

„Desto besser für Sie," versezte der Polizeichef; „wenn die Bankassignaten so täuschend nachgemacht sind, daß sie selbst der Kenner nicht von den ächten unterscheiden kann, so trägt die Krone den Schaden. Dieß zu untersuchen, bin ich eben gekommen, die 30,000 falschen in Empfang zu nehmen und sie sofort der gesetzlichen Prüfung zu unterwerfen, zugleich auch, um den Fälschern desto schneller auf die Spur kommen zu können. Kraft meines Amtes befehle ich Ihnen nun, mir die ganze Summe in Gegenwart dieser beiden Zeugen (er deutete auf die beiden Rasirateli) einzuhändigen; die nachgemachten Noten suche ich aus, die ächten sollen Sie auf der Stelle zurück erhalten." Dem Kaufmann blieb nichts übrig, als dem Polizeichef die 60,000 Rubel Bankassignaten einzuhändigen. Dieser empfing das Geld mit einem seines Amtes würdigen Ernste. Wie dem allergeübtesten Geldwechsler rutschten ihm die Assignaten durch die Hände; 30,000, die nachgemacht waren, warf er auf die eine, und die ächten auf die andere Seite des Tisches. Als er damit fertig war, packte er die falschen zusammen und steckte sie ein, die ächten aber gab er dem Kaufmann mit den Worten zurück: „Sie haben auf keinen Fall einen Verlust zu befürchten, da diese Banknoten wirklich so täuschend nachgemacht sind, daß sie nur das allergeübteste Auge von den ächten zu unterscheiden vermag. Kommen Sie morgen früh um neun Uhr auf das Oberpolizeiamt, so werden Sie das Resultat vernehmen." Dieß gesagt, zog er mit seinen beiden Polizeioffizieren ab. Der Kaufman war indessen keineswegs ganz beruhigt, er stellte sich dieß und jenes vor, was er noch zu überstehen habe, wenn die Banknoten wirklich nachgemacht wären. Es läßt sich denken, mit welcher Sehnsucht, welcher bangen Erwartung er der neunten Stunde des andern Tages entgegensah, und daß er sich sehr pünktlich beim Oberpolizeimeister einfand. „Tschto Wam ugodno?" (Was ist Ihnen gefällig?) fragte dieser den Kaufmann. — „Wie Ew. Excellenz befohlen haben, bin ich heute gekommen, das Resultat wegen der 30,000 Rubel Bankassignaten zu vernehmen, welches Geld Ew. Excellenz gestern mit der Behauptung von mir in Empfang nahmen, daß es falsch sey. Ich aber kann nicht umhin, Ew. Excellenz nochmals zu versichern, daß die Banknoten nicht falsch sind." — Der Polizeichef sah den Kaufmann aufmerksam an, dann sagte er: „Ich war die ganze Nacht hindurch beschäftigt, so daß ich bis jezt noch nicht ganz zu mir selber gekommen bin. Wann und wo haben Sie mir das Geld übergeben?" — „Gestern gegen eilf Uhr in meiner Wohnung, in Gegenwart zweier Rasirateli," sagte der Kaufmann und sah den Polizeichef ebenfalls aufmerksam und nicht ohne Erstaunen an; ihm schien, als ob sich die Gesichtszüge desselben seit gestern merklich verändert hätten. Er schrieb dieß aber der unruhigen Nacht zu, und in der That, diese hatte eine gänzliche Veränderung in den Mienen des thätigen Mannes hervorgebracht. — „Ganz recht," sagte der Polizeichef, „jezt erinnere ich mich, daß Sie mir gestern 30,000 Rubel Bankassignaten übergeben haben. Sie werden dieselben zurück erhalten, weil es sich ergeben, daß sie nicht falsch sind. Nehmen Sie sich eine Droschke, im Fall Sie keine mitgebracht haben, und begleiten Sie mich in Ihre Wohnung, wo Sie mir das Geld eingehändigt, und wo Sie es auch wieder von mir in Empfang nehmen werden." Damit sezte er seinen Generalshut mit dem stolzen Federbusch auf und ging zur Thüre hinaus. Der Kaufmann folgte ihm, nahm eine Droschke und begleitete Se. Excellenz in seine Wohnung. Dort angekommen, wiederholte der Kaufmann seine Aussagen. — „Gut," sagte der Polizeichef, „kommen Sie morgen um neun Uhr wieder zu mir, so werden Sie das Weitere vernehmen; früher habe ich nicht Zeit, sonst könnten Sie Ihr Geld schon heute in Empfang nehmen." — Er ging, und der Kaufmann blieb verwundert stehen. Was sollte dieß Alles bedeuten? Das Betragen des Polizeichefs war höchst räthselhaft. Doch das Räthsel sollte sich bald lösen. Vom Hause des Kaufmanns weg ließ sich der Oberpolizeimeister zur nächsten Budke führen und fragte den Budotschnik: „Bin ich gestern gegen eilf Uhr Vormittags hier vorbei gefahren?" — „Ja, Excellenz!" sagte der Budotschnik. — „Wohin bin ich gefahren?" — „Gerade aus, Excellenz." — Der Polizeichef fuhr gerade aus, und beim zweiten Budotschnik fragte er wieder: „Bin ich gestern morgen gegen eilf Uhr hier vorbei gefahren?" — „Ja, Excellenz." — „Wo bin ich hingefahren?" — „Hier hinunter, Excellenz." Der Polizeichef fuhr in der bezeichneten Richtung weiter. Der siebente Budotschnik, den er auf diese Art fragte, zeigte ihm das Thor, wo er gestern hineingefahren. Was war natürlicher, als daß Se. Excellenz auch heute die Einkehr in diesem Hause nahm? Er stieg sogleich die Treppe hinauf, und mit Erstaunen sah er hier einen zweiten Oberpolizeimeister, der die Treppe herunter kam, und er erkannte in diesem Pseudo-Polizeichef einen verabschiedeten Oberst, der das Recht nicht hatte in einer Uniform, wie sie nur der im aktiven Dienst stehende General trägt, zu erscheinen. Es war also ein Betrüger und ohne Zweifel derselbe, der dem Kaufmann die 30,000 Rubel auf eine eben so listige als gewaltthätige Art entrissen hatte. Eine genauere Untersuchung bestätigte dieß auch. Dieser verabschiedete Oberst hatte in Gesichtsbildung und Gestalt einige Aehnlichkeit mit dem Oberpolizeimeister, und da er lange in Kriegsdiensten gestanden, fehlte ihm auch die militärische Haltung nicht. Dieß brachte ihn denn zu dem verwegenen Entschluß, das wichtige Amt des Generalpolizeimeisters in eigener Person und zu seinem eigenen Nutzen zu verwalten. Der Betrüger, wie seine beiden Helfershelfer, entgingen der gesetzlichen Strafe nicht, und der Kaufmann erhielt seine 30,000 Rubel zurück, von welchen auch nicht eine Note nachgemacht war.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 38. Montag den 14. Februar 1848.

Es gibt auf der Erde ausgedehnte, völlig unfruchtbare Landstriche. Warum sollte es nicht ganze Weltkörper geben, auf denen alles Leben erstorben ist oder niemals bestanden hat? Warum sollte nicht unser Begleiter im Weltraum eine Schlacke seyn?

J. Herschel.

Aus der Natur.

(Fortsetzung.)

Hat aber der Mond keine Luft, so ist auch auf ihm ein Leben wie das der Erdennatur völlig unmöglich. Es kann dort weder Pflanzen noch Thiere wie die irdischen geben, weil für diese die Luft eine unerläßliche Daseynsbedingung ist. Wenn daher überhaupt Wesen auf dem Monde leben, so können sie keine Athemwerkzeuge und Lungen haben, und das Verständigungsmittel der etwaigen Mondmenschen müßte etwas ganz anderes seyn als unsere Sprache; denn mit der Luft ist diesem Weltkörper auch das ganze Reich des Klanges abgeschnitten und in ewig lautloser Stille liegt dort die Natur.

Mit der Luft fällt aber ein zweites Hauptelement der irdischen Natur weg, das Wasser. — Man hat die großen dunkeln Stellen auf dem Monde lange Zeit für Meere gehalten und auf den Mondkarten sind dieselben noch jezt zum Theil mit der Benennung mare bezeichnet. Allein der Astronom Hevel, der diese Bezeichnung einführte, bemerkte dabei ausdrücklich, er thue es nur deßhalb, weil er nichts besseres wisse, womit sich diese grauen Flächen vergleichen ließen, ohne damit behaupten zu wollen, daß sie wirklich Meere seyen. Schon ein mäßig starkes Fernrohr überzeugt uns deutlich, daß auf dem Monde von einer Wasserbedeckung nicht die Rede seyn kann. Er ist seinem ganzen Umfange nach continental. Selbst wenn unsere Fernröhre nicht im Stande wären, uns unmittelbar vom Gegentheil zu überzeugen, könnten wir doch sowohl aus dem Mangel der Luft, als aus andern Umständen mit Sicherheit schließen, daß unser Nebenplanet weder Oceane noch Stromsysteme aufzuweisen hat, noch jemals gehabt hat.

Der Mond ist nämlich ganz außerordentlich gebirgig, und sowohl seine Berge als sein Thalkessel zeichnen sich aus durch eine ungemeine Schroffheit und Steilheit aller Formen. Sie erheben sich oft beinahe senkrecht bis zur Höhe der höchsten Erdgebirge und stürzen dann plötzlich wieder eben so tief ab. „Nun ist aber die Dichtigkeit des Mondes nur wenig über die Hälfte (0,57) der Dichtigkeit der Erde, und es ist daher nicht wohl möglich anzunehmen, daß starre Felsmassen dort häufiger vorkommen als bei uns. Gleichwohl aber würden selbst diese kaum im Stande seyn den Wirkungen der atmosphärischen und anderer Gewässer auf die Dauer zu widerstehen und sich in ihrer Steilheit zu behaupten. Wir finden große Ringgebirge von so regelmäßiger Form nach Innen und Außen, wie sie sich bei den auf der Erde stattfindenden Einflüssen nie und nirgends erhalten könnte. Sie waren also seit ihrer Entstehung frei von diesen Einflüssen. Die Bildung der Thäler, die auf dem Monde, wenn man die Kraterformen abrechnet, vergleichsweise so selten und dann in ganz andern Verhältnissen als bei uns vorkommen, namentlich die gänzliche Abwesenheit einigermaßen bedeutender Längsthäler, zeigt, daß hier niemals Ströme flossen. So zeigt uns unser Trabant, was unser eigener Planet uns nicht mehr zu zeigen vermag, die ursprüngliche Form seiner Gebirge."* Der Mond ist gleichsam eine wohlerhaltene Mumie aus der ersten Schöpfungsperiode und heute noch ganz derselbe, der

* Beer und Mädler, der Mond u. s. w. §. 84.

er vor Millionen von Jahren gewesen ist, während unsere Erde, ein Schauplatz rastlosen Werdens und Vergehens, selbst immerdar eine andere wird und sich ewig verjüngt, indem sie ewig altert.

Der geeignetste Zeitpunkt, die Gestaltung der Mondoberfläche kennen zu lernen, ist keineswegs der Vollmond, sondern vom ersten Achtel bis einige Tage nach dem ersten Viertel, und so wieder beim lezten Viertel. Denn beim Vollmond sehen wir in derselben Richtung nach dem Monde hin, in welcher die Sonnenstrahlen ihn bescheinen, und können deßhalb keinen Schatten auf ihm bemerken. Ist er dagegen halb, oder nur zum vierten Theile beleuchtet, so fällt das Licht von der Seite und die Berge werfen desto längere Schatten, je niedriger für sie die Sonne steht, je näher sie also der noch dunkeln Hälfte liegen. Dann aber gibt es in der That keinen schöneren und anziehenderen Anblick als den Mond, der uns in seinen durchaus eigenthümlichen Formen eine völlig andere Natur zeigt als die Erdennatur. Die großen grauen Flecke, welche schon das bloße Auge wahrnimmt, erscheinen uns dann als verhältnißmäßig ebene, jedoch auch von kleinen Erhöhungen durchzogene und von kleinen runden Gruben gleichsam durchlöcherte Flächen. Diese Flächen sind nun eben die sogenannten Meere.

Bei allen Mondgebilden ist die Kreisform bei weitem die vorherrschende, und meistens tritt dieselbe mit großer Regelmäßigkeit hervor. Die ganze Mondscheibe zeigt sich uns wie besät mit runden schwarzen Löchern, deren Einfassung sehr hell erscheint. Es sind dieß meistens kreisförmige sehr hohe Gebirge, die aus der Ebene plötzlich aufsteigen und eine Art von tiefem Kessel einschließen. Sehr häufig erhebt sich aus der Mitte dieses Kessels ein einzelner Centralberg, der aber nie so hoch ist als der umgebende Bergwall. Diesen Centralberg erblickt man, sobald die Sonne seinen Gipfel zu bescheinen anfängt, als ein feines Lichtpünktchen in der Mitte des schwarzen Kreises. Beim Vollmond wirken diese hohlen Gebirgskessel wie Brennspiegel, d. h. sie reflektiren das senkrecht hineinscheinende Sonnenlicht besonders stark, und deßhalb sieht man dann dieselben Stellen, die in den Vierteln schwarz erscheinen, als blendend weiße Kreise. Diese Gebirgsform, der wir auf Erden keine ähnliche an die Seite zu stellen haben, nennt man, wenn sie einen beträchtlichen Umfang hat und der einschließende Bergwall deutlich hervortritt, Ringgebirge, wenn sie kleiner ist, Krater, und wenn nur ein kleiner schwarzer Kreis ohne sichtbaren Wallring hervortritt, Gruben. Man darf jedoch bei der Bezeichnung Krater keineswegs an Vulkane denken. Eben so wenig als Luft und Wasser kann es auf dem Mond Feuer geben, weil zum Feuer nothwendig Luft erforderlich ist. Frühere Astronomen glaubten allerdings feuerspeiende Berge auf dem Monde zu sehen, allein sie ließen sich dabei entweder durch das Erdlicht, das einen Berg in der Nachtseite beleuchtete, oder durch den Glanz eines Kraters im Vollmonde, der wie gesagt durch seine Hohlspiegelform entsteht, täuschen.

(Schluß folgt.)

Ferien in der Pfalz.

(Fortsetzung.)

Wie wunderlich die Ortsnamen von der Mundart entstellt werden! Man weist mich nach Säscht'l (ä mit dem Nasenlaut); ich fördere die Schritte voll Neugier, zu sehen, wie dieser Name an der Ortstafel aufgeschrieben ist, und finde endlich: Sarnstall heißt er in der Sprache der Götter. So erzählte mir einst ein Norddeutscher, er habe sich sehr gewundert, bei der Durchfahrt durch das schwäbische Remsthal ein Dorf vom Postillon mit dem Namen Boston bezeichnen zu hören. Das Mißverständniß kam daher, daß der Name Beinstein — ich schreibe es mit schüchterner Feder und nur im Hinblick darauf, daß ja überall schwäbische Dolmetscher aufzutreiben sind — wie Böäst'e ausgesprochen wird. — Da wir gerade an sprachlichen Denkwürdigkeiten sind, und um wieder in die rheinische Pfalz zu kommen, so merke ich an, daß der überrheinische Hausknecht durchgängig Peter zu heißen scheint.

Einer schmucken manierlichen Dirne ähnlich lacht uns die sorgfältig bebaute Gegend in's Angesicht und weiß wenig mehr von den ungeheuern Naturgewalten, die hier in der Urzeit thätig gewesen sind. Von den Gipfeln der Berge sehen die stummen Denkmäler jener Kämpfe herab, und im Thalgrund ist ein harmloses Flüßchen, die Queich, das einzige Ueberbleibsel von den Gewässern, die hier den Kamm der Berge bloßgelegt haben. Gleich bei Anweiler, rückwärts vom Trifels gelegen, macht der Asselstein — oder Naselstein, wie er in der Umgebung heißt — den Anfang: ein stattlicher Fels, der seinen Hügel nicht etwa, wie man es sonst gewohnt ist, als Felswand seitlich ziert, sondern oben auf dem Gipfel wie aus dem Boden gewachsen steht. Je weiter man gegen Westen geht, desto reicher und seltsamer wird das Schauspiel. Da ist kaum ein Berg, der nicht eine solche Zackenkrone trüge. Man glaubt Burgtrümmer, ganze Festungen, druidische Decksteine, riesige Standbilder, im Felsen ausgehauen, ja selbst eingemeißelte Gesichter zu sehen; und wenn man sich die Mühe nimmt, den Erscheinungen zu Leibe zu gehen, so findet man nichts als die lautere

liebe Natur. Nur Wasserfluthen, furchtbare Wasserstrudel, „eine Kette der tiefsten Wirkung ringsumher" bildend, können dieses Werk verrichtet und den steinernen Kern der Berggipfel zu so seltsamen Gebilden zerwühlt und ausgenagt haben. So oft man um eine Bergecke biegt, wiederholt sich die Verzauberung der Gegend in neuen Mannigfaltigkeiten und neuen Täuschungen. Die Massenhaftigkeit des Gesehenen ist am Ende so groß, daß man des ganzen Felsenreichthums herzlich satt wird, zumal wenn Strichregen den Wanderer bald vorwärts peitschen, bald in's Gesicht schlagend vom Ziele abzuhalten suchen. Nachdem ich, wie schon mehrmals, mich auf den nächsten Weg verirrt hatte, gelangte ich an den in Regennebel gehüllten Schlössern Alt- und Neudahn vorbei in das Städtchen Dahn.

Am Eingang des Städtchens, und zwar auf der dem Fußweg entgegengesetzten Seite hängt über den Häusern ein Fels mit einem Kreuze, der Mägdesprung geheißen. Die Sage von der Jungfrau, die vor dem Jäger fliehend sich in den Abgrund stürzt, wiederholt sich oft und hat sich an so viele Oertlichkeiten angeknüpft, daß wir genöthigt sind, sie für den Ueberrest eines alten, weitverbreiteten Mythus zu halten. Wer den Kopf hierüber schüttelt und doch die häufige Wiederholung der Sage nicht für zufällig erklären kann, der muß sich eben mit dem Glauben behelfen, daß die Mädchen früher größere Sprünge gemacht haben als jezt, um ihren Freiern zu entgehen.

Im Wirthshause traf ich einen menschenfreundlichen Arzt, der gerade den kranken Fuß eines Fremden mit einem galvanischen Apparat bearbeitete; da er eben im Zuge war, so galvanisirte er mir einen Rheumatismus weg, der bei der wechselnden Witterung herrschsüchtig geworden war. Zehn Minuten, versicherte er mich, reichen hin, um die schlimmsten Geister dieses Gelichters auszutreiben. Das Mittel ist nicht sehr bekannt, so viel ich weiß, daher ich nicht versäumen will, die leidende Menschheit darauf aufmerksam zu machen. Mir half es wenigstens aus dem Schlimmsten heraus, und hätte ich das elektrische Fluidum einige Minuten länger zu mir genommen, so würde ich vielleicht ganz von dem Feinde befreit worden seyn.

Der Zufall führte mich in angenehme Gesellschaft. Man lud mich ein, den Wagen zur Mitfahrt nach Bergzabern, wohin ich wollte, zu benützen; da ich aber die Augen für die Gegend offen zu behalten wünschte, so zog ich es vor, zu Fuß voraus zu gehen, nachdem wir einen gemeinsamen Gasthof in Bergzabern verabredet hatten. Die Einladung sollte mir noch sehr zu Statten kommen.

Der Fußweg nach der Heerstraße führt über eine Anhöhe mit einer Kapelle, von wo man eine unvergleichliche Aussicht in die Dahner Gegend mit ihren saftgrünen Triften, ihren Felsen und Burgen hat. Eine wundervolle Abendbeleuchtung, an jenem Tage ein unerwartetes Geschenk des Schicksals, entrollte mir ein Landschaftsbild, das ich vergebens zu beschreiben versuchen würde. Im gemeinen Leben hilft man sich bei solchen Anlässen mit dem Ausdruck „romantisch;" wenn solch ein nichtssagendes, oder vielmehr etwas ganz anderes besagendes Wort nicht völlig aus der Sprache verbannt wird, so möchte ich doch einmal zur Abwechslung vorschlagen, die Gegend von Anweiler bis Dahn keltisch zu heißen.

Wie lockte es mich tiefer in die Vogesen hinein! Ein Schloß an der französischen Grenze, die Wägelnburg, war mir besonders gerühmt worden. Aber mit einem Blick nach dem Himmel sagte ich: Trau, schau, wem! und das war „sehr weislich geredet, und obendrein auf der Straße." „Man kann sich in jetziger Zeit auf sich selbst nicht mehr verlassen," sagte jener dicke Mann, als ihm etwas Menschliches widerfahren war.

Etwa ein Stündchen von Dahn liegt ein Drachenfels am Wege, einer von den vielen, die uns mit scheinbaren Siegfriedsspuren necken. Zu Ehren des verkappten Gottes, der unter diesem Namen in der Heldensage Mensch geworden ist, erstieg ich den mäßigen Hügel. Die Trümmer der schweren Befestigungswerke, die ihn krönen, kamen mir uralt vor, und doch ist der Name noch älter, und ist zur Zeit, da die Burg erbaut wurde, wohl schon eine unverstandene Ueberlieferung gewesen. Der Drachenhort, den ich hier erbeutete, war in der reichen Schatzkammer der Natur gewachsen, und bestand aus reifen Brombeeren, die hier das Sonnenlicht, von Felsen und Mauern widerprallend, besonders süß zubereitet hatte. Während dieser Beschäftigung fiel mir ein Häslein in die Augen, das mich jenseits eines Trümmerhaufens mit ängstlicher Spannung beobachtete; es schien zweifelnd zu erwägen, ob der furchtbare Herr der Schöpfung sich für dießmal mit den harmlosen Beeren begnügen werde. So wie ich es aber in's Auge faßte, nahm es mit seinem beschränkten Unterthanenverstande Reißaus, und der Schreck trieb es gerade gegen eine Stelle hin, wo nicht zu entkommen war, außer etwa durch einen Sprung über den Felsen hinab, der auch einem Hasen bedenklich erscheinen mußte. Das arme Thierchen rannte am Gemäuer hin und her und machte in seiner Angst die possierlichsten Sprünge, bis ich auf die Seite tretend ihm den Paß frei machte, worauf es, ohne viel Zeit mit Danksagungen zu verlieren, wie ein Pfeil von dannen schoß.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Januar.

(Fortsetzung.)

Russische Diebe.

Derselbe berühmte Generalpolizeimeister hatte einen kostbaren Pelzmantel, vielleicht ein Geschenk seines großen Kaisers. Die Dieberotte in Moskau hatte beschlossen, dem Polizeichef diesen kostbaren Pelz zu stehlen. Ein glorioser Diebstahl! aber kein kleines Unternehmen! Und in der That, man stahl ihm den Pelzmantel. Wie war das möglich, da Se. Excellenz, wenn dieselbe in der Stadt herum reitet oder fährt, von einem oder zwei reitenden Kosaken begleitet wird? In Sr. Excellenz Hause diese gefährliche Unternehmung auszuführen, war bei den zahlreichen Wachen und Dienern ein Werk der Unmöglichkeit. Aber der Pelzmantel wurde dennoch gestohlen. — Es war im Winter, als eines Morgens gegen acht Uhr ein vornehmer Schlitten vor dem Hause des Oberpolizeimeisters hielt. Der Kutscher und der Diener, welcher hinten aufstand, trugen die Livrée eines gräflichen Hauses in Moskau. Der Diener stieg vom Schlitten und meldete dem Oberpolizeimeister, daß die Gräfin ***, welche als eine diplomatische Dame bekannt war, ihn höflichst ersuche, so schnell als möglich zu ihr zu kommen, da sie ihm eine Sache von großer Wichtigkeit mitzutheilen habe; sie habe, damit Se. Excellenz desto schneller ihre Bitte erfüllen könnte, die Equipage geschickt. Der Polizeimeister war schon in voller Uniform; er warf seinen Pelzmantel um und stieg in den gräflichen Schlitten. Der Diener stieg wieder hinten auf, der Kutscher trieb die Pferde an, und vorwärts ging's im Galopp zur Gräfin ***. Auf dem Hofe angekommen, stieg der Diener sogleich ab, öffnete die Schlittenthüre, half dem Polizeimeister heraus und begleitete ihn in's Vorzimmer der Gräfin, wo er, seinem Amte gemäß, den Mantel von Sr. Excellenz Schultern nahm. Ein anderer Diener führte den General sogleich in das Gastzimmer und die Kammerjungfer meldete der Gräfin welche noch zu Bette lag, den Generalpolizeimeister. „Mein Gott! was will denn der General schon so frühe bei mir?“ fragte die Gräfin nicht ohne Bestürzung. Der Anstand, sowie das hohe Amt, das der Herr bekleidete, ließen indessen der Gräfin keine Wahl; sie mußte sich bequemen, den weichen Pfühl zu verlassen, um den Polizeimeister empfangen zu können. Es verging eine Viertelstunde, ehe die Gräfin mit ihrer Toilette fertig war. Der Polizeichef stand wie auf Kohlen im Gastzimmer; er hatte, wie gewöhnlich, noch so viele andere dringende Geschäfte, daß ihm dieser Aufenthalt höchst peinlich war. Endlich öffnete sich die Thüre und die Gräfin kam ihrem hohen Gast mit vieler Höflichkeit entgegen. „Was verschafft mir die Ehre des Besuchs Ew. Excellenz?“ — „Aber Gräfin, Sie haben mich ja rufen lassen!“ rief der Polizeichef erstaunt. — „Hier muß ein Irrthum obwalten!“ sagte die Gräfin nicht minder erstaunt; „ich habe Niemand den Auftrag gegeben, Ew. Excellenz zu mir zu bescheiden.“ — „Ich bin aber doch mit Ihrer Equipage hieher gekommen!“ sagte er etwas ärgerlich. — „Das ist ohne mein Wissen geschehen,“ antwortete die Gräfin und rührte die Klingel, um von ihrer Dienerschaft Aufschluß über den sonderbaren Vorfall zu erhalten. Der Polizeichef wartete aber die Diener nicht ab, sondern verbeugte sich und eilte in's Vorzimmer. — „Wo ist mein Pelz?“ fragte er hier. — „Der Diener Ew. Excellenz hat ihn bei Ihrer Ankunft in Empfang genommen,“ war die gehorsamste Antwort. — „Aber wo ist denn mein Diener mit dem Pelz?“ — „Er ist damit in den Hof gegangen, er hat ihn vielleicht in den Schlitten getragen.“ — „Was soll der Pelz im Schlitten!“ rief der Oberpolizeimeister, ging an die Hausthüre und sah sich nach dem Schlitten um; allein es war weder Schlitten, noch Pelz, noch Diener zu sehen. Was dem Polizeichef gleich bei der ersten Frage der Gräfin ahnte, war ihm jezt ganz deutlich, nämlich, daß er von den raffinirtesten und verwegensten Dieben überlistet worden. Auf die Art und Weise, wie er jenem verabschiedeten Oberst auf die Spur gekommen, konnte er die dreisten Diebe nicht ausfindig machen; denn die Natur hatte zu Gunsten der Listigen ein heftiges Schneegestöber in die Straßen gesendet, so daß es den armen Budotschniken unmöglich war auch nur zehn Schritte weit zu sehen; allein sein Genie wußte zehn andere Wege, und in der That, er bekam die Diebe, troz aller Maßregeln, die sie vor und nach dem seltsamen Diebstahl getroffen, und troz des Schneesturms, der ihre Spuren verwischt hatte.

Das populärste Geräthe in Rußland ist die Theemaschine, welche man Samowar, d. h. Selbstkocher, nennt. Man hat sie von allen möglichen Formen und Größen; die gewöhnliche Form ist die einer Urne. Im Innern ist eine Röhre eingelöthet, die mit der Maschine gleiche Höhe hat, und die sich unten zu einem Bauch, dem Kohlenbehälter, erweitert. Auf diese Röhre paßt wieder ein anderer Cylinder, den man aufstecken und abnehmen kann, und den man Schornstein oder Windfang nennt. — Eines Tags wurde einer reichen Herrschaft eine silberne Theemaschine gestohlen und der Diebstahl sogleich der Polizei angezeigt. Das ganze Polizeipersonal sezte sich in Thätigkeit, um dem Dieb auf die Spur zu kommen. Mehreremal kamen Polizeidiener und fragten, welche Form die Maschine habe, wie schwer sie sey u. dergl. m. Endlich kam ein Polizeioffizier und meldete, die Maschine sey nach vielem Nachforschen aufgefunden worden und liege auf dem Polizeiamt. „Wir waren heute glücklich,“ sagte er zu der gnädigen Frau; „einige Stunden, nachdem wir Ihre Theemaschine bekommen, fanden wir eine andere, ebenfalls silberne, die vor einem halben Jahr gestohlen worden. Die beiden Samowars sind sich so ähnlich in Größe und Form, daß wir gar nicht wissen, welcher der Ihrige ist. Sie sind ohne Zweifel vom selben Meister. Nur die Röhre an der einen scheint etwas dicker als an der andern. Wenn Sie den Schornstein von der Ihrigen auf die Polizei schicken, so werden wir gleich sehen, welche von beiden Maschinen Ihnen gehört. Oder geben Sie mir lieber gleich den Schornstein mit.“ Die Frau vom Hause befahl dem Diener, den Schornstein dem Nasiratel zu übergeben, und dieser sagte zu jenem: „Heute bringen wir den Samowar wieder; es hat uns viele Mühe gekostet ihn ausfindig zu machen; passe also in Zukunft besser auf, damit er nicht zum zweitenmale gestohlen wird.“ Vergebens wartete man auf die Themaschine, und als man endlich auf dem Polizeiamt nachfragen ließ, wunderte man sich dort nicht wenig. — Den Dieben war die Theemaschine ohne Schornstein ein unvollkommenes Werkzeug, und um dieselbe zu vervollständigen, trieben sie die Verwegenheit so weit, sich auch des Schornsteins zu bemächtigen. Indessen wurden auch sie ausfindig gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 39. Dienstag den 15. Februar 1848.

— Occursus vitare memento.
Juvenal.

Ferien in der Pfalz.

(Fortsetzung.)

Warum soll es Unheil bedeuten, wenn mir ein Hase über den Weg läuft? Dieser Aberglaube an den „Angang“ glück- und unglückbringender Thiere, oder auch eines alten Weibes, eines Priesters u. dgl. stammt, wie so vieles in unsern Meinungen und Sitten, aus dem Heidenthum, wo gewisse Thiere gewissen Gottheiten heilig waren und somit als deren Symbole angesehen wurden. Nun hat aber in einer Religion wie die altdeutsche gewiß kein Thier für ganz und allstets unheilbedeutend gegolten, sondern nur an besondern Tagen und unter besondern Umständen. Zum Beispiel am Tage des Gottes Thor — um auf verwandtem und bekannterem Boden zu gehen — mußte dem sein Feld bestellenden Landmann die Begegnung eines Wolfes schlimme Ahnungen erregen, weil der Wolf ein Thier Odin's, des saatenverwüstenden Gottes der Edelinge und der politischen Wirren, war. Ein Kriegsfürst dagegen an der Spitze seines Heerzuges nahm den Angang eines Wolfes so glückverkündend wie noch später Götz von Berlichingen, der fünf in die Heerde fallenden Wölfen jenes fröhliche „Glück zu, liebe Gesellen!“ entgegen rief. Das Aufkommen der Adelsherrschaft machte es dann begreiflich, daß bei einem ohnehin kriegerischen Volke diese Bedeutung des Wolfes die einzig herrschende wurde. Dem armen Hasen ist es umgekehrt ergangen, und er hat es im Volksglauben zu einer gewissen Furchtbarkeit gebracht. Daß ihm seine Feigheit zu dieser mißlichen Bedeutung verholfen haben soll, wie J. Grimm will, scheint nicht ganz einleuchtend. Die alte religiöse Anschauung, welche gewisse Thiere gewissen Göttern beilegte und von welcher der spätere Aberglaube stammt, ging dabei nicht von moralischen, sondern von physischen Eigenschaften aus und konnte somit unbestreitbar dem Hasen dieselbe Ehre erweisen, welche hier und anderwärts dem Bock, der Katze, dem Stier, dem Skarabäus ꝛc. zu Theil geworden ist. War nun der Hase einer Gottheit heilig — und der bloße Umstand, daß er im Aberglauben eine Rolle spielt, bürgt hinlänglich dafür — so kann in Zeiten und Stunden, welche dieser Gottheit ausschließlich oder vorherrschend angehörten, seine Begegnung nicht im jetzigen Sinne unheimlich gewesen seyn. Als aber ein Sturm der Verfolgung über das heidnische Wesen erging, als der Sonntag des alten Kultus zum namenlosen Mittwoch herabgesezt und noch obendrein unehrlich gemacht wurde, da verwirrten sich die alten Erinnerungen und die Erzeugnisse sinniger Naturanschauung lösten sich in sinnlosen Aberglauben auf. Und doch werden aus dieser zerbröckelten, verworrenen Schrift noch manche Bruchstücke unserer alten Religion zu entziffern seyn.

Wenig fehlte, so hätte mich das Häslein in die Patsche gebracht, denn über dem mythologischen Grillenfang vergaß ich Zeit und Weg, so daß ich auf einmal mit Verwunderung gewahr wurde, daß die Schatten der einbrechenden Nacht sich über die Landschaft gelagert hatten. Ich eilte, mit dem lezten Lichte noch die Straße zu gewinnen. Die Felsenkronen der Berge sahen mich noch einmal recht fremd und seltsam an, ehe sie sich im Dunkel verloren. Mächtig muß der erste frische Eindruck dieser Gegend auf den Beschauer seyn; wer aber schon vorher fünf Stunden lang den

gleichen Anblick einer gewissen Mannigfaltigkeit ohne eigentliche Abwechslung genoß, dem sind die Sinne abgestumpft.

Die Nacht fand mich wieder auf der Straße, die sich allmählig senkte, ein Thal durchschnitt und jenseits langsam in die Höhe stieg. Mehrere Straßen kreuzten sie, eine schön und breit wie die andere. Die Wegweiser lohnten das mühsame Buchstabiren in der Finsterniß schlecht; dem genius loci huldigend, als ob der es nöthig hätte, gaben sie nur die nächsten Dörfer an und verschwiegen die bekannteren Städtenamen, nach welchen sich doch ein fremder Wanderer einzig zu richten hat. In dieser Verlegenheit hörte ich einen Wagen auf der Straße, die ich hergekommen war; er rollte mit herzerquickendem Donner die Anhöhe herunter, kam in die Nähe, hielt bei mir, und nun wurde die wiederholte Einladung mit Freuden angenommen. Kaum war ich eingesessen, so fing es herzhaft zu regnen an, und so sah ich mir ein widrige und noch über alles Vermuthen weite Wanderung erspart. Dafür mußte ich aber auch die in Nacht gehüllte Landschaft mit allen ihren Herrlichkeiten vielleicht für lange hinter mir liegen lassen. Ein heiterer Abend an der Wirthstafel in Bergzabern beschloß diesen Tag. Auch hier bewegte ich mich wieder in den Fußstapfen der reisenden Hoheit, und aus allen Winkeln und Falten der Landesmundart trat mir der „Krahnprinz" entgegen.

Ein paar Anekdoten sind mir von der Abendunterhaltung im Gedächtniß geblieben. — Am Zollhause zu * * * fährt ein Zollbeamter, über die Grenze zurückkommend, mit zwei raschen Rappen vorüber. Natürlich denkt Niemand daran ihn zu visitiren. Er hat aber die Wendung zu kurz genommen, ein Rad geht über den Eckstein, das Chaischen schlägt um, und zugleich mit dem Insaßen kugelt eine artige Anzahl von Zuckerhüten, Kaffeeballen nebst sonstigen Verkehrsmysterien heraus. Das ganze Zollpersonal macht sich auf die Beine, in edlem Wetteifer werden die geschmuggelten Waaren aufgerafft und — confiscirt? o nein, sondern sorgfältig wieder in den unterdessen aufgerichteten Wagen gepackt, worauf der verkappte Freihandelsmann unter allseitiger Heiterkeit salutirt und salutirend von dannen saust.

Es ist ein schönes Ding um die Humanität, wenn sie nur nicht in der Regel ein Privilegium wäre. Doch wissen sich auch die Schwachen und Unterdrückten im Fall der Noth zu helfen, oder einen dummen Streich wieder gut zu machen, wie das zweite Geschichtchen beweist. In einem Eilwagen unweit der Zollgrenze macht sich ein Jude an einen Offizier: „Gnädiger Herr Lieutenant, ich bin ein armer verlorener Mann, wenn Sie mir nicht helfen; alle Taschen hab' ich voll Uhren, und jezt entfällt mir der Muth, sie durchzubringen. Weh, mein Weib und meine Kinderlich! Haben Sie Erbarmen und stecken Sie die Uhren ein, nur bis über die Grenze; Sie durchsucht man nicht, und wenn auch, es hakt doch keine Krähe der andern die Augen aus." — Der Lieutenant, ein gutmüthiges junges Blut, gießt dem Schmuggler etliche Donnerwetter über den Kopf, hält ihm eine moralische Vorlesung, kann aber am Ende doch nicht umhin seinem Flehen zu willfahren. Alles geht ganz nach Wunsch, und der Commandant der Zollschutzwache heißt den Offizier mit artigem Gruß und zweideutigem Lächeln passiren. Der Lieutenant händigt nach ausgestandener Angst dem glücklichen Juden seine Uhren wieder ein. Abends aber, wie er auf dem Rückwege an der Zollschutzwache anlangt, nimmt ihn der Commandant unter'm Arm, führt ihn auf die Seite und flüstert ihm zu: „Herr Camerad, wenn Sie wieder in solchen Handelsgeschäften reisen, so unterlassen Sie doch ja Ihre Uhren aufzuziehen; das pickt ja zusammen, daß man auf zehn Schritte hört, in welchem Artikel Sie machen." — Wenn zwei Augurn einander auf der Straße begegnen, sagte der alte Cicero, so können sie das Lachen nicht verbeißen. So geschah es auch hier; doch hat der Lieutenant dem Juden mehr Elemente nachgesendet, als die Naturgeschichte deren aufzuweisen vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Natur.

(Schluß.)

Durch die Ebenen ziehen sich häufig die sogenannten Rillen, feine schmale Streifen, die oft über dreißig Meilen lang sind und nicht selten mitten durch ein Gebirge hindurch gehen. Man hielt dieselben Anfangs wohl für Flüsse, oder gar für Landstraßen. Jene Annahme erweist sich schon dadurch als nichtig, daß sie ungehindert in die tiefsten Thäler hineingehen und eben so wieder heraus kommen, auch abgesehen von der erwiesenen Thatsache, daß der Mond kein Wasser hat. Landstraßen können es noch viel weniger seyn, denn daß wir sie sehen, sezt eine Breite von mindestens 200 bis 300 Klaftern voraus, und oft sieht man mehrere parallel dicht neben einander herlaufen. Es sind wahrscheinlich tiefe und breite Risse oder Sprünge, welche aufbarsten, als die übrigen Mondgebilde schon vorhanden waren. Ueberhaupt wird es wohl immerdar ein vergebliches Bemühen bleiben, nach Bauwerken verständiger Wesen auf dem Monde zu spüren, selbst wenn sich unsere

optischen Instrumente noch so sehr vervollkommnen. Wir bauen Häuser, weil wir müssen, d. h. weil uns die klimatischen Verhältnisse, die Veränderungen der Jahreszeiten, die rauhe Witterung dazu nöthigen, uns künstlich gegen die Ungunst der Elemente zu schützen und die Gleichmäßigkeit der Zustände einzurichten, die uns Bedürfniß ist. Davon ist auf dem Monde keine Rede. Auf ihm gibt es keine Luft, mithin kein Wetter, und das einzige, wovor sich die etwaigen Mondbewohner vielleicht zu schützen brauchten, wäre das Sonnenlicht, vor dem ihnen die Gruben und Thäler einen natürlichen Schutz gewähren, denn viele Stellen auf dem Monde erreicht das Sonnenlicht niemals. Sie brauchen also keine Häuser.

Beim Vollmond erblicken wir auf dem Monde große Systeme von Strahlen, die sternartig von einem Ringgebirge ausgehend, sich zum Theil fast über die Hälfte der ganzen sichtbaren Scheibe erstrecken. In den Vierteln ist nichts von ihnen zu sehen. Sie werfen keinen Schatten, sind also keine Berge. Man nimmt an, es seyen gleichsam Verglasungen der obern Rinde, dadurch entstanden, daß in der Vorzeit die innern vulkanischen Kräfte erst weit unter der Oberfläche hinwirkten, bevor sie einen Krater aufrissen und frei wurden. Diese Krater haben in der That auffallende Aehnlichkeit mit den kesselförmigen Löchern, die dann entstehen, wenn man eine Mine springen läßt, welche gleichfalls um die aufgesprengte Grube eine Art von Wallring aufwirft. Mädler meint daher, dieselben scheinen durch Gasausbrüche ohne wirkliches Feuer entstanden. Bei dieser Annahme bleibt freilich die Frage unerledigt, wo denn das Gas geblieben seyn soll, da, wie gesagt, gegenwärtig keine Spur davon wahrnehmbar ist.

Unsere Atmosphäre hat wahrscheinlich eine bestimmte Grenze, eine Oberfläche wie das Meer, über welcher sie völlig aufhört, und aus gewissen Anzeichen scheint zu folgen, daß sie nicht über acht bis zehn Meilen hoch oder tief ist. Aber selbst angenommen, sie hörte auch jenseits dieser Höhe nicht auf, sondern reichte, immer dünner werdend, bis zum Monde empor, so würden wir dennoch in alle Ewigkeit ohne die mindeste Aussicht seyn, etwa mit dem Luftballon bis zu diesem Zwillingsbruder unserer Erde zu gelangen. Die Dichtigkeit der Luft vermindert sich in den uns erreichbaren Höhen nach einem bestimmten Gesetz, und berechnen wir nach diesem die Dichtigkeit, welche sie auf dem halben Wege zwischen uns und dem Monde haben müßte, so erhalten wir für das Verhältniß der Dichtigkeit zu der am Erdboden stattfindenden einen Bruch, dessen Zähler gleich 1, dessen Nenner aber eine Zahl von mehr als zehntausend Ziffern wäre, d. h. in jener Entfernung würde ein Raum, in dem viele tausend Erdbälle Platz hätten, bei weitem noch nicht so viel Luft enthalten, als wir zu einem Athemzuge brauchen.

Wenn es aber dennoch möglich wäre, nach dem Monde hin zu gelangen, so würden wir doch nicht einen Augenblick leben können auf einem Weltkörper, welchem nicht weniger als drei unserer sogenannten Elemente fehlen, Luft, Wasser und Feuer. Ebenso wenig aber würde es einem Mondmenschen bei uns auf Erden behagen, und so lehrt uns die Astronomie, daß für alles Lebendige im Universum von allen Sternen des Himmels gerade der der beste ist, den es als seine Heimath bewohnt.

Sie zeigt, wie jeder Stern in eig'ner Weise
Im All nur einmal, einzig so vorhanden,
Um seine Sonn' in eig'nem Zirkel kreise,
Nur sich genug, nur seiner Brut verstanden,
Beglückend nur für seine Lebenskreise,
Und lehrt uns so, daß in den Heimathlanden
Allein wir uns des Glückes Kränze winden
Und hier das wahre Land der Sel'gen finden.

Nur Undank sehnt sich nach den Himmelsfernen.
Hier ist die Sprache der Natur verständlich,
Wir wären blind und taub auf andern Sternen,
Vernichtung träfe dort uns unabwendlich.
Hier gibt's für alle Zeit genug zu lernen,
Denn auch die kleine Erde ist unendlich,
Und eines Blumenkelches Offenbarung
Birgt für ein ganzes Leben Geistesnahrung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Elberfeld, Februar.

Literatur.

In meinem Vorigen versprach ich, ehestens einige Worte über die literarischen Erscheinungen an der Wupper, die das verflossene Jahr gebracht, folgen zu lassen, und komme hiermit zur Erfüllung dieses Versprechens. Große Umwälzungen in der Staats-, Kunst- und Wissenschaftswelt werden diese Produktionen zwar schwerlich hervorbringen, doch dürften sie immer einer Erwähnung an dieser Stelle werth seyn. Der schon früher von mir erwähnten Vierteljahrsschrift von Herrig und Viehoff, „Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen" gebührt die erste Stelle in der Elberfelder periodischen Literatur. Diese im Verlag von Julius Bädeker seit andeethalb Jahren erscheinende Vierteljahrsschrift erfreut sich steigender

Theilnahme sowohl von Seiten gediegener Mitarbeiter, als auch bei der Lesewelt. Wenn es anfänglich scheinen mochte, als würde dem philologischen Interesse ein entschiedenes Uebergewicht über das literarische zugestanden werden, so hat sich seitdem — und ich glaube glücklicherweise — das Gegentheil herausgestellt. Die deutsche poetische Literatur der neuern Zeit hat manchen interessanten Commentar in diesen Heften gefunden und über französische und englische Dichter ist manch gediegenes Wort darin niedergelegt. Die Namen Viehoff, Herrig, Hiecke, Rodnagel, Kruse sind hier namentlich zu nennen, besonders lieferte der Erstgenannte interessante Mittheilungen über Goethe. Die mehr philologischen Abhandlungen und deren Verfasser zu bezeichnen, würde hier zu weit führen; jedenfalls sind es sehr tüchtige Kräfte, die dieses Feld bearbeiten, und überall zeigt sich eine gewisse wohlthuende Frische, eine philosophisch geweitete Anschauung, nichts Kleinmeisterisches und Pedantisches. Man darf demnach der Zeitschrift die ihr bereits früher von einem einsichtsvollen Beurtheiler vindizirte Ehre, ein deutsches »quarterly review« zu seyn, nicht streitig machen. — Im nämlichen Verlag erschien eine interessante Broschüre: „zur Biographie Diesterwegs" vom Lehrer Langenbach zu Kronenberg, und eine sehr lesbare Abhandlung über Mädchenbildung von dem Direktor einer Töchterschule, Friedländer hier. — Das Neueste, was Bädeker, der eine große Regsamkeit entwickelt in Anbetracht des engen Terrains, auf den Büchermarkt gebracht hat, ist eine Schrift über Nordamerika, speziell über Wisconsin, von einem ausgewanderten Elberfelder, Dr. Karl de Haas, demselben jungen Mann, dessen Drama „Calderon" vor zwei Jahren hier über die Bühne ging. Dr. de Haas, der hier als Lehrer einer höhern Schulanstalt gewiß bei seinen Kenntnissen und Fähigkeiten bald eine gesicherte Lebensstellung gefunden hätte, ging, mehr aus inneren als äußeren Beweggründen, im Mai v. J. mit einigen Angehörigen zu Schiffe, und ist gegenwärtig aus einem deutschen Schulmann nordamerikanischer Bürger und Farmer am Fond du lac in Wisconsin geworden. Seine Broschüre ist recht eigentlich für Auswanderer geschrieben, und verbreitet sich namentlich auch über die Reise mit wünschenswerther Ausführlichkeit, wobei sich interessante Details über das Treiben der deutschen Agenten französischer Dampfschifffahrtsgesellschaften herausstellen. Die de Haassche Schrift fand hier sehr viele Leser; wenn dieselben zur Hälfte auswandern, so sinds genug Hände, um in wenig Tagen etliche Meilen Urwald zu lichten. — Man spricht bereits von drei „Schiffsladungen" Auswanderer, die ehestens dem weiland gesegneten Wupperthal den Rücken kehren wollen.

(Schluß folgt.)

St. Petersburg, Januar.

(Fortsetzung.)

Russische Diebe.

Wohl in keinem Lande wird so viel auf Silbergeräth verwendet, als in Rußland. Selbst geringen Bürgersleuten fehlt es nicht ganz daran, und auch beim ärmlichsten Speisewirth findet man silberne Löffel. Seit das sogenannte Neusilber auch in Rußland Aufnahme gefunden, haben sich freilich manche Traiteurs Löffel aus diesem Metall angeschafft. Die Silberfabriken in St. Petersburg und Moskau gehören unstreitig zu den großartigsten dieser Art in Europa. Ich kannte russische Kaufleute, die sich das Silbergeräth centnerweise anschafften. — Die folgende Geschichte, die sich um silberne Löffel dreht, ist für manche Seite des russischen Charakters und der russischen Gesetze bezeichnend. Bei einem der ersten Restaurateurs in Moskau erschien einmal ein vornehm gekleideter Mann und verlangte ein Mittagessen. Als er gespeist, den Kellner bezahlt hatte und fortgegangen war, vermißte man den schweren silbernen Löffel, dessen er sich bedient hatte, und vergebens war alle Mühe denselben aufzufinden. Man konnte nicht anders glauben, als der Gast habe ihn mitgenommen. Am andern Tag erschien derselbe Herr wieder und verlangte, wie gestern, zu Mittag zu essen. Man bediente ihn so, als ob kein Verdacht gegen ihn gehegt würde; der Kellner aber, der ihm die Speisen auftrug, bewachte ihn mit Argusaugen. Da er aber doch noch anderes zu thun hatte, so geschah es, daß der Löffel heute wie gestern vom Tisch verschwand, ohne daß Jemand sah, wo er hingekommen war. Der Gast bezahlte und ging, ohne daß es Jemand wagte ihm in den Weg zu treten. Am dritten Tag erschien der saubere Gast wieder. Dieß wurde sogleich dem Wirth gemeldet. „Nitschewo dellatj!" (es ist nichts dabei zu thun) sagte dieser und machte gute Miene zum bösen Spiel; denn der unheimliche Gast schien ein Adeliger zu seyn, und es ist in Rußland gefährlich einen Edelmann dessen zu beschuldigen, wessen man den Fremden im Verdacht hatte. Man bediente ihn also ganz artig. Der Wirth hatte dem Kellner befohlen, den Verdächtigen streng zu beobachten; aber auch heute verschwand der Löffel plötzlich. Der Gast saß an einem Tische allein, und da der Löffel nirgends zu finden war, so sehr man auch darnach suchte, so war es außer allem Zweifel, daß er ihn zu sich gesteckt hatte. Da dieß aber Niemand wirklich gesehen hatte, so wagte man es nicht ihn geradezu des Diebstahls zu beschuldigen, denn es ist, wie gesagt, gefährlich, mit einem Adeligen in Rußland einen solchen Handel anzufangen. Indessen trat der Wirth dem Gaste, als dieser gehen wollte, in den Weg und sagte: „Gnädigster Herr," (ein Ausdruck, dessen man sich in Rußland nicht selten ironisch bedient,) „zu meinem großen Leidwesen muß ich Ew. Hochwohlgeboren die Bemerkung machen, daß heute nun der dritte der Löffel, deren Sie sich hier beim Essen bedient, abhanden gekommen ist, ohne daß wir wissen, wie das zugeht. Sie saßen allein bei Tische — die Löffel können doch nicht wie der Rauch verschwinden. Wo mögen sie hingekommen seyn, da wir sie nicht finden können? Ich kann nicht umhin, Ihnen zu sagen, daß mir dieß höchst auffallend ist." — „So müssen Sie Ihren Leuten befehlen, ferner besser auf Ihre Löffel zu achten. In Zukunft aber verbitte ich mir dergleichen Bemerkungen. Wenn Sie es noch nicht wissen, so sey es Ihnen hiemit gesagt: ich bin ein Edelmann, unter dessen Würde es ist, solche Beleidigungen sich gefallen zu lassen! Nehmen Sie sich in Acht!" Und damit ging der hochwohlgeborene Herr seines Wegs, und der Wirth stand da, wie auf den Mund geschlagen. — Am vierten Tag erschien der Gast wieder und verlangte ganz unbefangen zu Mittag zu speisen. Die Kellner erschracken, als sie den unheimlichen Menschen sahen; der Wirth aber sagte: „Bedient ihn, wie es sich gehört; ich habe in Erfahrung gebracht, daß er wirklich ein geborener Edelmann ist. Indessen werde ich einen Polizeioffizier hieher bescheiden; den vierten Löffel soll mir der saubere Gast gewiß nicht mitnehmen!" Der Polizeibeamte erschien bald und begab sich, ohne daß der Gast ihn sah, in ein Nebenzimmer. Diese Maßregel machte den Wirth und die Kellner sorglos; will er auch heute den Löffel mitnehmen, dachten sie, so wird der Polizeioffizier ihm denselben zu seinem Erstaunen aus der Tasche ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 40. Mittwoch den 16. Februar 1848.

Difficile est satiram non scribere.
Juvenal.

Snobs.

Vor Kurzem erschien in diesen Blättern ein Aufsatz, betitelt: „Die Engländer auf dem Continent, von einem Engländer." Derselbe war, was der Uebersetzer nicht hätte unbemerkt lassen sollen, einer Reihefolge von Sittenbildern entlehnt, die vor Kurzem im Londoner »Punch« unter dem Namen »The Snobs of England« erschienen und deren Verfasser Thackeray ist. Er geht darin alle Klassen der Gesellschaft durch und findet in Palästen und Hütten, zu Wasser und zu Land seine Snobs. Es ist dieß eigentlich ein Schimpfname für Schuhmacher; in welcher Bedeutung der Verfasser denselben ausdehnt, wird aus dem Mitzutheilenden klar werden. — Thackeray schrieb Anfangs unter dem Namen Michael Angelo Pitmarsh und gab im Jahr 1840 als solcher sein erstes Werk »the Paris Sketch-book« heraus; 1841 erschienen »Tales and Sketches,« 1842 »the Irish Sketch-book.« Letzteres ist das beste von den dreien. Dann kam eine Reise von Cornhill nach Cairo, die ihm bedeutenden Ruf erwarb, und seit den lezten zwei Jahren, wo er unter seinem eigenen Namen schreibt, hat er sich durch seine Beiträge zum Punch und durch »Vanity Fair,« von der kürzlich in unsern Londoner Berichten die Rede war, einen bedeutenden Ruf erworben. Es ist allgemein anerkannt, daß Dickens (Boz) sich ihm in keiner Weise an die Seite stellen darf. Da nun das deutsche Publikum die Werke des leztern mit so vielem Beifall aufgenommen hat, so würde es an Thackeray noch weit größere Freude haben, wenn derselbe bei ihm eingeführt würde.

Um die Leser mit der Weise des ausgezeichneten Schriftstellers etwas bekannt zu machen, lassen wir hier einen andern Abschnitt jener „Snobs" folgen, in dem, so viel es sich thun läßt, das Charakteristische des Styls und der Ausdrucksweise beibehalten werden soll. Wir empfehlen denselben der Aufmerksamkeit. Die Schwäche des englischen Charakters, von der es sich dabei handelt, ist von jeher die Zielscheibe der englischen Satire gewesen, es wurde aber damit ungefähr so viel bewirkt wie durch das Eifern deutscher Patrioten gegen unsere tiefgewurzelte Gallomanie. Der Aberglauben, den auch Thackeray sehr munter und sehr eindringlich zugleich geißelt, ist ein gemein menschlicher, er tritt aber bei den Engländern in eigenthümlicher Färbung und in auffallender Stärke auf. Der Deutsche, der das englische Wesen nicht näher kennt, weiß nicht, über was er sich mehr wundern soll, über diese Schwachheit des freiesten und eigensüchtigsten Volks, oder über die Schonungslosigkeit, mit der die Presse dort diese Verhältnisse bespricht und dabei die höchsten Regionen nicht verschont. Wir aber sehen uns dadurch veranlaßt, uns selbst zu fragen, ob die uns bevorstehende Preßfreiheit Ausfällen und Betrachtungen wie den folgenden durch den Buchstaben des Gesetzes zuvorkommen kann und wird, oder nicht, und im Verneinungsfall, ob unser staatsrechtlicher Zustand dergleichen Freimüthigkeiten so gut ertragen wird wie die englische Verfassung. Jedenfalls wird es in dieser Beziehung gehen wie in so vielen andern: der freigelassene deutsche Gedanke wird lange bald zu sehr um den Ausdruck verlegen seyn, bald aber, was schlimmer ist, viel zu wenig; er wird aus altgewohnter Scheu stocken und straucheln, oder in rasch gewonnener Zuversichtlichkeit platt zu Boden fallen.

Da sich das Wort Snob nicht gut verdeutschen läßt, wollen wir es beibehalten; die Bedeutung desselben wird sogleich klar, und so kann der fremde Ausdruck nicht mehr anstößig seyn.

Der königliche Snob.

Vor langer Zeit, kurz nachdem unsere jetzige allergnädigste Königin den Thron bestiegen, traf es sich „eines schönen Sonnabends," mit Master Jacob zu sprechen, daß drei bis vier junge Leute nach Tische ein Glas Wein mit einander tranken im Hotel zum „königlichen Wappen," das eine gewisse Mistreß Anderson im königlichen Dorfe Kensington hielt. Die Abendlüfte hauchten Balsamduft, und die Vorüberfahrenden überblickten mit heiterem Auge die freundliche Landschaft. Die hohen Ulmen des alten Schloßgartens standen reich belaubt, und zahllose Equipagen des englischen hohen Adels rollten unter ihrem Schatten dem nahen Schlosse zu, wo der königliche Suffer (dessen Einkommen ihn seit einiger Zeit genöthigt, nur Theegesellschaften zu geben) sich anschickte, seine königliche Nichte heute mit einem Staatsbankett zu ehren. Sobald die Karossen ihre Eigenthümer an der Thüre der großen Halle abgesezt, machten sich Kutscher und Bediente davon, um im Garten des Hotels zum königlichen Wappen, der ganz nahe war, ein Glas nußbraunes Ale zu trinken. Wir beobachteten diese Kerle von unserem Gitterfenster. Beim heiligen Bonifazius, der Anblick war köstlich!

Die Tulpen in Mynheer van Dunk's Garten konnten keine größere Farbenpracht aufweisen, als die Livreen dieser Leute. Alle Blumen des Feldes prangten an ihren gestickten Hemdkrausen, alle Farben des Regenbogens strahlten auf ihren Plüschhosen, und die Träger des langen gewaltigen Rohrstockes trugen sich mit demselben mit so liebenswürdiger Gravität im Garten hin und her, und ihre dicken Waden geriethen beim Schwenken in so unbeschreibliche zitternde Bewegung, daß wir das Auge nicht abwenden konnten vom anziehenden Auftritt. Der Gang war nicht breit genug für diese canariengelben, karmosinrothen und lichtblauen Epaulettenträger, die so auf und ab wanderten. Da plötzlich, mitten in ihrer Glorie, erschallte ein kleines Glöckchen, eine Seitenthüre öffnete sich, und Ihrer Majestät höchsteigener scharlachrother Diener, der ebenfalls seine Gebieterin abgesezt, trat herein, mit schwarzen Plüschhosen und goldenen Epauletten. — Es that einem ordentlich weh, zu sehen, wie die armen Peter bei seiner Ankunft zusammenschrumpften. Auch nicht eine einzige ehrliche Privatplüschhose konnte vor der königlichen Stand halten. Fort gingen sie, ein einsames Plätzchen suchten sie auf und tranken ihr Bier stillschweigend. Der königliche Plüsch aber blieb der stolze Inhaber des Gartens, bis das königliche Plüsch-Mittagessen aufgetragen war, worauf er sich in einen Pavillon zurückzog und daselbst eine loyale Gesundheit trank. Die andern Hosen ließen nichts mehr von sich hören.

Geliebte Plüschhosen, die ihr im einen Augenblick die Nase so hoch in den Wind tragt, um in dem nächsten an der Kleinheit eures Ich zu verzweifeln, ihr seyd der wahre Typus eurer Herren! „Wer erbärmlich genug ist, das Erbärmliche zu bewundern, der ist ein Snob." Das ist die beste Definition des Worts, die wir finden können. — Und aus dem Grunde habe ich den königlichen Snob an die Spitze aller meiner Snobs gestellt, damit jeder andere ihm Platz mache, gerade wie sämmtliche Plüschhosen im Kensingtongarten sich vor dem Repräsentanten Ihrer Majestät zurückzogen. Sagt man von irgend einem hohen Haupte, er sey ein Snob, so will das nur so viel heißen als: Seine Hoheit ist ein Mensch; Fürsten müssen doch auch Menschen seyn, und damit auch Snobs. Wenn in einem Lande die Snobs die Majorität ausmachen, so kann der Erste derselben unmöglich unfähig seyn, die übrigen zu regieren. Bei uns wenigstens ist dieß prächtig eingetroffen.

(Fortsetzung folgt.)

Ferien in der Pfalz.

(Fortsetzung.)

Ein häßlich grauer Morgen ging über Bergzabern auf. Das Städtchen hat weiter keine Merkwürdigkeiten aufzuweisen, als ein paar alterthümliche Häuser und ein Schloß, das einst ein bescheidenes Zweibrückensches Palais war, jezt aber eine um so stattlichere Bierbrauerei geworden ist.

Nun sollte endlich die Krone dieses Reiseabschnitts, die Strecke von Bergzabern nach Anweiler, an die Reihe kommen. Die erste Schloßruine auf der Rheinseite des Gebirges — Landeck, glaub' ich, heißt sie — wurde im Sturm erstiegen, das heißt in heftigem, schneidendkaltem Windestosen. Da sie kein Obdach gegen den heranziehenden Regen darbot, so machte ich mich nach der Zwangsstation Eschbach hinab. Nicht viel über eine Stunde ist diese Station von Bergzabern entfernt, und doch habe ich daselbst, am Fuße der gefeierten Madenburg, beinahe den ganzen Tag in der Schenke zugebracht. Waren es die zwei Schneider und vier Schuster, die in der Wirthsstube mit Anfertigung des Jahresvorraths für die Familie beschäftigt, mich als modernen Apostel mit socialen

Predigergelüsten fesselten? Ich zweifle, daß die obere Pfalz für solche Arbeit ein günstiger Boden ist; die Leute kamen mir fast überall verschlossen und grämlich vor; ob die Politik oder die schlechte Herbstaussicht diese Stimmung verursachte, konnte ich nicht ergründen. Oder war es etwa das unerhörte Glück, das mir auf den Abend eine Theaterbelustigung versprach? Nichts von alle dem! Der Aufenthalt rührte bloß daher, daß es, volksthümlich gesprochen, gottvergessen darauf los regnete. Ich hätte am Ende die Rabenburg, die Perle aller schönen Aussichten, gerne aufgegeben, hätte ich nur trockenen Fußes meinen Weg fortsetzen können. Bleischwer lag der Verdruß und die Langeweile auf mir. Jede Stunde ging ich auf die Straße, um den Himmel besser als durch die niedrigen Fenster erforschen und aus den Anzeichen einen Trost schöpfen zu können. Wie ich so einmal auf's Recognosciren ausgegangen war und mißmuthig in die Höhe blickte, sah mir ein altes Weib vom Fenster aus zu; sie kam geschwind heraus, wackelte über die Straße und begehrte ein Almosen von mir — der erste Fall, daß ich in der Pfalz angebettelt wurde. Die rasche Folge von Entschluß und Ausführung hatte etwas charakteristisch Komisches.

Ach, der Himmel ließ sich durch die Gottesgabe nicht bestechen! Es wurde Mittag, es ging gegen Abend, und das Wetter wollte sich nicht aufheitern. Ich erinnerte mich eines bitter wehmüthigen Verses, den ich einst im abgelegensten Winkel eines Fremdenbuches an einem vielbesuchten Wallfahrtsorte für Naturschwärmer gelesen hatte:

„Auf dem Pfad des Lebens
Gibt's der Schritte viel.
Mancher ist vergebens,
Einer führt an's Ziel."

Offenbar ist dieser Stoßseufzer von einem melancholischen Reisenden an einem Regentage eingezeichnet worden.

Eine kreischende Trompete, von Trommelschlägen begleitet, drängte sich mit zerstreuender Unterbrechung auf. Die Komödianten! Wirthsleute, Schuster und Schneider eilten an's Fenster. Ein dürrer Mann und ein dickes Weib, in der Affentracht fahrender Gaukler, zogen im Regen umher und kündigten dem verehrungswürdigen Publikum von Eschbach die Vorstellung für den Abend an. Direktor und Direktrice waren die einzigen lebendigen Mitglieder der Bande, die, wie ich vom Wirth erfuhr, aus Puppen bestand. Ein Puppentheater, die lustige Rumpelkammer der Romantik! Das konnte für den verlorenen Tag entschädigen, konnte die Aussicht von der Rabenburg mitsammt ihrer ganzen geographischen Herrlichkeit reichlich ersetzen. Nun, und das Stück? Die Trompete kam näher, die Trommel wälzte sich in schwerfälligen Wirbeln heran, dann schwieg die Musik und der welke Direktor that in mittelhohem Marktdeutsch den Namen des Stückes kund. Es war — der Freigeist!

Nein! „Der Mensche kann ein Vieles ertragen," — so ungefähr läßt sich Immermanns Hofschulze aus — „aber vom Uebermaß wird er in die Desperation gethan." Ich machte mich auf die Sohlen, ging mit langen Schritten in den Regen hinein, und es war mir zum Heil, nicht zwar, weil es mich nach Oben riß — denn bei solchem Wetter sich durch die Weinberge empor zu arbeiten, macht just kein sonderliches Plaisir — aber weil es mich wenigstens in die frische Luft brachte und in das reiche Naturleben, dessen schlechteste Laune noch das Herz erweitern kann, während alles Lichte in der Menschenwelt auf einem gar dunkeln Grund von Mangelhaftigkeit, Unsinn und Jammer ruht. Der Weg führte am Waldsaum, in halber Höhe über dem Thalgrunde, zwischen den Vorbergen und dem tieferen Gebirge hin. Nach kurzer Wanderung lag der Trifels mit seinen beiden Drillingsgipfeln rechts, und links stieg der Asselstein auf, wie ein Hüter vor die Heerde von waldigen Köpfen und Rücken gelagert. Hier war es nun ein phantastisches Schauspiel, wie die Berggeister das Wetter brauten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Januar.

(Fortsetzung.)

Russische Diebe.

Die Kellner beobachteten den verdächtigen Gast fast gar nicht, und auch heute war der Löffel verschwunden, ohne daß Jemand gesehen, wo er hingekommen war. Man suchte überall und gab mit Mienen und Geberden dem Gast zu verstehen, daß er ihn entwendet habe; aber mit Worten wagte dieses Keiner auszudrücken. Der Gast that, als verstünde er von dem Allem nichts. Als er bezahlt hatte und sich anschickte fortzugehen, trat ihm der Wirth in den Weg und sagte: „Gnädiger Herr, ich bitte Sie gehorsamst den Löffel heraus zu geben; thun Sie es nicht, so kommen Sie heute nicht aus meinem Hause. Sie haben allein bei Tische gesessen und der Löffel, dessen Sie sich bedient, fehlt, wie die andern drei, die Sie ohne Zweifel auch mitgenommen haben. — Ich habe Menschen gekannt, die, ohne es eigentlich zu wollen, etwas der Art mit zu nehmen pflegten;

vielleicht haben auch Sie den Löffel aus Versehen eingesteckt.“ — „Du dummer Mensch,* wie unterstehst du dich, mich so zu beleidigen! Hast du** vergessen, daß ich ein Edelmann bin und du ein Bauer?“ — „Das will ich nicht in Abrede stellen,“ sagte der Restaurateur, der anfing hitzig zu werden, „aber Sie gehen nicht eher aus meinem Hause, als bis Sie den Löffel, dessen Sie sich beim Essen bedient, herausgegeben haben.“ Es entstand ein heftiger Streit zwischen Beiden; da trat plötzlich der Polizeioffizier aus seinem Versteck. Der Gast schien beim Anblick desselben verlegen zu werden. Der Wirth wandte sich zum Nasiratel, erzählte ihm Alles und verlangte, daß man den verdächtigen Gast polizeilich untersuche. Der Gast aber sagte zum Polizeioffizier: „Fragen Sie doch den Restaurateur, ob er oder einer seiner Leute gesehen haben, daß ich den Löffel wirklich eingesteckt.“ — Der Polizeimann legte dem Wirth die Frage vor. „Das haben wir nicht gesehen,“ war die Antwort, „und dennoch behaupte ich, daß der Herr den Löffel entwendet hat, da er allein am Tische saß und der Löffel spurlos verschwunden ist.“ Der Wirth bestand darauf, daß die Person des Gastes untersucht werde. Dieser sagte in stolzem Tone zum Polizeioffizier: „Warnen Sie den Mann, rathen Sie ihm, daß er von seinem Entschluß abstehe. Erinnern Sie ihn an das Gesetz, welches ihn zur Strafe verurtheilt, wenn er mich, einen Edelmann, auf einen ungegründeten Verdacht hin auf so schimpfliche Weise untersuchen läßt, und ich als nicht schuldig befunden werde.“ — „Allerdings,“ sagte der Polizeimann zum Wirth, „könnte es Ihnen theuer zu stehen kommen, wenn das Resultat der Untersuchung zu Gunsten des beleidigten Herrn ausfiele.“ Der Wirth aber war in solchen Feuereifer gerathen, daß er keiner Warnung Gehör gab. „Ich kenne das Gesetz recht gut,“ sagte er, „fürchte mich aber nicht vor dergleichen Schreckschüssen, die mich von meinem Vorhaben abbringen sollen; ich bestehe darauf, daß dieser Herr, sey er Edelmann oder nicht, ehe er aus meinem Hause geht, in Ihrer und meiner Gegenwart an seiner Person untersucht werde.“ Der Gast mußte sich fügen. Die drei Hauptpersonen begaben sich in ein Nebenzimmer, wo die Untersuchung vor sich ging. Die Taschen, die Strümpfe, alle Kleidungsstücke des Edelmanns wurden mehr als zehnmal um- und umgekehrt und von allen Seiten befühlt, an den Stiefeln wurde gerüttelt und geschüttelt — der Restaurateur wurde blaß wie eine Leiche, denn es ließ sich kein Löffel entdecken. Endlich bemerkte er, daß der Gast eine Perrücke aufhatte; der Löffel konnte krumm gebogen und darunter versteckt seyn; er machte den Polizeioffizier darauf aufmerksam. Dieser forderte den Edelmann auf die Perrücke abzunehmen; dieß geschah, und es zeigte sich etwas Glänzendes, aber es war kein silberner Löffel, sondern nur ein kahler Schädel. Der Restaurateur wurde noch bleicher. „Nun, gegessen hat der Herr den Löffel doch auch nicht,“ sagte endlich der Nasiratel, und zum armen Restaurateur sich wendend, fügte er hinzu: „Ist nun Ihre Hitze gekühlt? Ich gebe Ihnen jezt den besten Rath, den Ihnen ein Mensch geben kann: finden Sie sich mit dem so schwer beleidigten Herrn in Güte ab, auf daß es nicht zur Klage komme.“

(Schluß folgt.)

Elberfeld, Februar.

(Schluß.)

L i t e r a t u r.

Die „Palmblätter“ von F. W. Krummacher grünten auch in dem verwichenen Jahre fort. Leider hat der Herausgeber dieselben in Bezug auf eigene Mittheilungen in lezter Zeit etwas stiefväterlich behandelt, und das bedauert mancher Leser; jedenfalls sind Krummachers eigene Beiträge durchgehends das Interessanteste darin. Kürzlich erhob sich ein gewaltiges Geschrei gegen dieses „Organ für christliche Mittheilungen,“ weil sich, wie der betreffende Zeitungsartikel sagte, in diesen Wald ein Wild verirrt hatte, das nicht hineingehörte, oder, wie es weiter hieß, weil „Saul unter die Propheten“ gerathen war. Es erschienen nämlich im Oktoberheft einige kleine Lieder von Adolph Schults, und diese waren es, die der streng orthodoxen Partei einen so großen Anstoß gegeben, — einen Anstoß, dessen sich der Herausgeber, in dessen Orthodoxie doch bisher Niemand einigen Zweifel gesezt, bei Aufnahme derselben nicht versehen hatte. Es entspann sich ein ziemlich hitziger Streit darüber in den Elberfelder Blättern, ob diese Poesien in die Palmblätter gehörten oder nicht: der Eine schalt sie unchristlich, der Andere wollte einen bußfertigen Sünder im Verfasser erblicken, bis endlich der Streit geschlichtet, oder wenigstens beendigt wurde durch folgendes Gedicht, das im hiesigen Tageblatt erschien:

An Adolph Schults.

Um Kaisers Bart nur pflegen sich
Zu streiten die Gelehrten;
Heut streiten sie sich gar um dich —
O Freund, wie sie dich ehren!

Der Erste spricht: das Himmelsthor
Hätt'st du dir selbst verschlossen;
Der And're sagt, du ständ'st davor,
Und klopftest unverdrossen.

Der Eine warnt getreu vor dir
Die frommen Sonderbünder;
Der And're präsentirt dich schier
Als reu'gen armen Sünder.

Der macht dich schwarz mit ruß'ger K o h l
Und ruft: Seht da den Mohren!
Der wascht dich weiß und meint gar wohl,
Du wärest auserkoren.

Getrost, o Freund! was geht's dich an?
Laß dich es nicht verdrießen!
Es zeigt nur, welche B ö c k e m a n
Kann pro et contra schießen.

Das kleine Scherzgedicht gewinnt einen pikanten Anstrich, wenn man weiß, daß die gesperrt gedruckten Worte die Namen der betreffenden beiden Kämpfer bezeichnen. — Doch mein Papier ist voll; darum für heute nichts mehr, und dafür bald Neues aus dem Wupperthaler Leben.

* In solcher Verbindung hat das Wort Mensch im Munde des Russen die Bedeutung des mittelalterlichen homo. Der hochmüthige Edelmann wird selten seinem Diener, wenn dieser ein Leibeigener ist, mit Namen rufen; er ruft in der Regel: „He, Mensch!“ So sagt er auch nicht: „Ich werde meinen Diener oder Johann schicken;“ er sagt: „ich werde meinen Menschen (hominem) schicken.“

** Es ist etwas ganz Gewöhnliches, daß der ungeschliffene russische Edelmann den Bürger und Jeden, der ihm nicht ebenbürtig ist, duzt, zumal wenn er sich von ihm beleidigt glaubt. „Ja Pomäschtschik, a tüi Muschik!“ sagt er. (Ich bin Edelmann [eigentlich Gutsbesitzer] und du bist ein Bauer.) Die meisten russischen Restaurateurs sind aus dem Bauernstand, und das ist auch mit den meisten russischen Kaufleuten der Fall. Jeder Restaurateur in Rußland ist als Kaufmann zu betrachten, das Gesetz erfordert es, daß Jeder, der ein öffentliches Speisehaus hält, Kaufmann werde, d. h. eine der drei Gilden zahle. Auch jeder Conditor, der ein besonderes Zimmer hält, wo er seine Gäste bedient, muß Kaufmann seyn. Dasselbe gilt von jedem Handwerker, der einen offenen Laden hat, in welchem er auch das Eine oder das Andere hält, was er nicht selbst verfertigt hat.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 3. Mittwoch den 16. Februar 1848.

[24] Im Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig ist erschienen und durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen:

Mozart's Opern.
Kritische Erläuterungen
von
Alexander Oulibicheff.
Aus dem französischen Originale übersetzt von
L. Koßmaly.
Mit einer Einleitung und Nachrichten über den Verfasser
von
Dr. A. Kahlert.
Preis 1 Thlr. 25 Ngr.

---

[20] Neue Musikalien im Verlage von Friedrich Hofmeister in Leipzig.

Decker, Op. 25. No. 1. Lui et Elle. Deux Pièces caracteristiques p. Pfte. $17\frac{1}{2}$ Ngr.
— Op. 25. No. 2. Nottorno p. Pfte. 10 Ngr.
— Op. 28. Drei Gedichte von Geibel für eine Singstimme mit Pfte. Heft 1. Rheinsage. Heft 2. Wenn sich zwei Herzen scheiden. Mein Herz ist wie die dunkle Nacht. (à 10 Ngr.) 20 Ngr.
Dobrzynski, Op. 39 Sextuor p. 2 Violons, Alto, 2 Violoncelles et Contrebasse. 2 Thlr.
Drobisch, Op. 46. Pfingst-Cantate für 4 Singstimmen und Orch. Part. 25 Ngr.
Duvernoy, Op. 171. Petite Phantaisie sur: Le Pre aux Clercs à quatre Mains p. Pfte. $12\frac{1}{2}$ Ngr.
Labitzky, Op. 144. Winterblüthen. Walzer für Pfte. 2händig 15 Ngr., 4händig 20 Ngr., für Orchester 1 Thlr. 20 Ngr., im leichtesten Arrangement 10 Ngr.
— Op. 145. Gruss an Paris. 3 Polka f. Pfte. 2händig 15 Ngr., 4händig 20 Ngr., f. Orch. 1 Thlr. 25 Ngr., im leichtesten Arrangement 10 Ngr.
Moscheles, Op. 25. Rondo brill. alla Polacca p. Pfte. à quatre Mains. Nouv. Arrangement. 1 Thlr.

---

[26] Neu erscheint soeben im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Berühmte deutsche Frauen
des
achtzehnten Jahrhunderts.
In Bildnissen zusammengestellt
von
A. von Sternberg.
Zwei Theile.
Gr. 8. Geheftet 4 Thlr.; gebunden 4 Thlr. 20 Ngr.

I. Gräfin Aurora Königsmark. — Fürstin Amélie Galitzin. — Anna Louise Karsch. — Angelika Kaufmann. — Elisabeth Mara. — Frau von Krüdener. — Caroline Neuber.

II. Catharina II. — Elisabeth Charlotte. — Maria Therese. — Anna Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar. — Gräfin Albani.

---

[6] In der Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg — Stuttgart bei P. Neff — München bei Lindauer — Regensburg bei Montag u. Weiß — Nürnberg bei Riegel u. Wießner (und in allen Buchhandlungen Deutschlands) ist zu haben:

(Für junge Leute zur geselligen Unterhaltung:)

Julius Krebs — Frohe Runde.

Eine Sammlung von *17 neuen Festreden*, — *28 Stücke* zum *Deklamiren*, — *42 Trinksprüche*, — *43 Gesellschaftsspiele* im *Zimmer*, *13 Gesellschaftsspiele* im Freien, — 13 Kartenspiele, — 19 Kinderspiele, — 61 mechanische Belustigungen, — 26 Kartenkünste, — 90 Räthsel und Charaden. (Zur Erheiterung und Unterhaltung gebildeter Kreise.)
Zweite Ausgabe.
Preis 1 Thlr. oder *1 Fl. 45 Kr.*

Dieses Buch bietet viel Neues und das Gewählteste aus den neuesten Schriften und kann wegen seines reichhaltigen Unterhaltungsstoffes mit Recht unbedingt als das *beste Gesellschaftsbuch* empfohlen werden.

Vorräthig in Prag bei Credener — Pesth bei Geibel und bei Hartleben — Triest bei Favarger — Venedig bei Münster — Wien bei Gerold und in allen Buchhandlungen der österreichischen Monarchie.

---

[25] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen:

Der Tod Abels
von **Salomon Geßner.**
Neue Auflage. Preis $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Eine niedliche, mit einer Originalradirung des Verfassers gezierte Taschenausgabe dieser geschätzten Dichtung.

---

[33] Bei Fr. Ludw. Herbig in Leipzig erschienen so eben und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

G. Kombst,
Erinnerungen aus meinem Leben.
8. eleg. geh. Preis: 2 Thlr.

Der im Jahre 1846 verstorbene Verfasser, welcher durch seine Schriften, durch seine Conflikte mit der deutschen Diplomatie, so wie durch seine Schicksale in Frankfurt a. M., in der Schweiz und in England das Interesse so vieler Zeitgenossen rege hielt, hat in seinem Nachlasse seine sorgfältig geordneten Memoiren hinterlassen, die wir hier dem Publikum übergeben. Wir dürfen sie mit Recht einen höchst interessanten Beitrag zur Zeitgeschichte nennen, da sie nicht nur manches neue Licht auf einzelne Persönlichkeiten und Begebenheiten des letzten Jahrzehends werfen, sondern auch ein vollständiges Bild eines modernen Charakters liefern, wie er nur in den Conflikten deutscher Verhältnisse sich herausbilden kann.

[8] In der Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg — Stuttgart bei P. Neff — München bei Lindauer — Regensburg bei Montag u. Weiß — Nürnberg bei Riegel u. Wießner (und in allen Buchhandlungen Deutschlands) ist zu haben:

Die radikale Heilung des männlichen Unvermögens

durch eine neue und einfache Kurmethode, so daß sich Jeder leicht helfen und durch die Wiederherstellung einer gesunden Ernährung die *Abmagerung, Abzehrung,* die *Selbstbefleckung* verhüten und die volle Manneskraft durch einfache Mittel wieder erlangen kann. — Zur Belehrung herausgegeben von

Dr. L. O. Müller.

Preis 8 gGr. oder *36 Kr.*

Vorräthig in Prag bei Credener — Pesth bei Geibel und bei Hartleben — Triest bei Favarger — Venedig bei Münster — Wien bei Gerold und in allen Buchhandlungen der österreichischen Monarchie.

---

[23] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

Der aus 24 Heften bestehende Jahrgang dieses Journals kostet 9 Rthlr. 10 Ngr. oder 16 fl.

Erstes Januarheft.

Inhalt. Ueber die archimedische Schraube im Allgemeinen und die von J. A. Letellier erfundene mit comprimirter Luft oder sogenannte Wassertrompete, von Malepeyre. — Das rotirende Dreieck, von Dr. G..... Mit Abbild. — Fletchers Apparat zur Ermittlung der von Locomotiven und Wagen zurückgelegten Eisenbahnstrecken. Mit Abbild. — Beschreibung einer Bremse mit vertikalem Druck nach Laignels System, um die Geschwindigkeit der Wagenzüge auf Eisenbahnen zu mäßigen. Mit Abbild. — Verbesserte Schmierbüchse, von Carter. Mit Abbild. — Verbesserungen an Vorspinnmaschinen von Eaton. Mit Abbild. — Verbesserungen im Zubereiten der Gutta Percha zur Erzeugung verschiedenartiger Artikel, von Hancock. Mit Abbild. — Neue Kaffeemaschine von A. Reiß in Wien. Mit Abbild. — Ein neues Gasometer, von Wallmark. Mit Abbild. — Beschreibung eines Hebers zum Abziehen von Säuren rc. und einer neuen Anordnung des Woulf'schen Flaschenapparats, von Prof. Tanpenot. Mit Abbild. — Verbesserte chemische Apparate, von Taylor. Mit Abbild. (Verfahren, weite Oeffnungen von Glasflaschen zu verschließen, durch welche Gasentbindungsröhren gesteckt werden sollen. Neue Art Muffel zur Cupellation. Instrument, um die Daguerreotypplatten während des Abwaschens zu halten.) — Anleitung zur Erzeugung von kupfernen Stereotypplatten auf galvanoplastischem Wege. Mit Abbild. — Ueber die Anwendung der magnet-elektrischen Maschine zum Versilbern und Vergolden der Metalle. Mit Abbild. — Ueber einige Eigenschaften des Jods, des Phosphors, der Salpetersäure rc., welche sie der Reproduktion von Kupferstichen rc. anwendbar machen, und über Photographie auf Glas, von Niepce. — Verfahren zur Photographie auf Papier, von Dr. Guillot Saguez. — Neues Verfahren, flüssigen Chlorkalk zu bereiten, von Mène. — Anleitung zur Bereitung des Chloroform, von Soubeiran. — Miscellen. Ueber ein einfaches Mittel, das Ausweichen der Wagenräder aus den Schienen auf den Eisenbahnen zu verhindern, von Crelle. — Isolirung der Drähte elektrischer Telegraphen. — Ueber das Oeffnen der Flaschen. — Die Bereitung des Hämatinon der Alten, wieder entdeckt. — Sehr haltbare Feuerversilberung. — Bereitung einer grünen Farbe, die als Grund beim Bronciren gebraucht werden kann. — Ueber das Färben des Elfenbeins. — Neues Verfahren, das Uebergähren der Branntweinmaische zu verhindern.

Zweites Januarheft.

Inhalt. Die Betriebskosten der belgischen Eisenbahnen nach Belpaire. — Mallets patentirte Achsenlager für Locomotiven rc. Mit Abbild. — Craddocks Dampfmaschinen-Condensator. Mit Abbild. — Beschreibung der von Hrn. P. Rittinger, k. k. Pochwerks-Inspektor in Chemnitz, erfundenen Quecksilber-Saug- und Druckpumpe. Mit Abbild. — Durands Abflußröhren für Gußsteine rc. Mit Abbild. — Bericht des Hrn. Bouvillier über die verdeckten Meubelscharniere des Hrn. Guillemot. Mit Abbildungen. — Beauclairs Korb für die Weinlese. Mit Abbild. — Verfahren, thierische und vegetabilische Substanzen zu conserviren, von Dr. Ryan, Prof. der Chemie zu London. Mit Abbild. — Verbesserte Lampen zum Brennen von Steinöl und andern ätherischen Oelen, von Bagge. Mit Abbild. — Verbesserungen an den Lampen für Leuchtgas, von Leslie. Mit Abbild. — Walkers Verbesserung an den Retorten zum Bereiten von Steinkohlengas. — Bericht über die Versuche von Niepce hinsichtlich der Wirkung des Jod-, Phosphor-, Salpetersäure-Dampfs rc. auf Kupferstiche und Metallflächen rc. und die Anwendung derselben zur Erzeugung von Lichtbildern, von Chevreul. — Verbesserungen im Schmelzen der Kupfererze, von Napier. — Bericht über ein neues Verfahren zur metallurgischen Behandlung der Kupfererze, von Pelouze. — Ueber eine neue Methode, um auf trockenem Wege krystallisirte Verbindungen darzustellen und über die Anwendung derselben zur Darstellung künstlicher Edelsteine, von Ebelmen. — Ueber das goldhaltige Glas, von H. Rose. — Verfahren zur wohlfeilen Fabrikation von doppelt-chromsaurem Kali, chromsaurem Blei und doppelt-chromsaurem Kalk, von Jacquelain. — Beschreibung des irischen Verfahrens der Leinwandbleiche, von Dr. Heeren. — Miscellen. Verzeichniß der vom 28. Oktober bis 25. November 1847 in England ertheilten Patente. — Leonhards elektrischer Telegraph, von Dr. Garthe. — Ueber die artesischen Brunnen und die Fauvelle'sche Erfindung zu beschleunigter Bohrung derselben. — Ueber Schneiders Schwefelsäure-Fabrikation ohne Bleikammern. — Vergiftung durch Zinkoxyddämpfe. — Ueber die empfindliche Schicht der Daguerre'schen Platten. — Ueber die Anwendung der Gutta-Percha zu Treibriemen für Maschinen und zu Sohlen für Stiefel und Schuhe. — Anwendung der Baumwollabfälle (von Spinnereien) als Dünger.

Die

Seherin von Prevorst,

Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere.

Mitgetheilt von

Justinus Kerner.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 8 Steintafeln.

Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr.

„Wenn diesem merkwürdigen Buche", schreibt ein tüchtiger Mann, „eine seiner ganzen Tendenz mehr oder weniger entgegenstehende frühere Erziehung und Geistesbildung nicht vollkommenen Eingang in alle Gemüther verschaffen konnte, so hat es doch überall ein tiefes Eingehen in sich selbst befördert, eine Menge Fragen im Innern hervorgerufen, und den Blick auf Regionen des menschlichen Geistes und Gemüthes hingezogen, die früher entweder gänzlich unbeachtet blieben, oder doch kaum eines leichtfertigen, oder wohl gar verächtlichen Seitenblickes gewürdigt wurden."

Diese neueste Auflage ist durch geistreiche und interessante Vergleichungen und Erörterungen eines unserer tiefsten Naturforscher vermehrt worden. Der zweiten Abtheilung der „Eröffnungen über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere" sind noch Bemerkungen beigegeben, die von den spätern Forschungen des Herausgebers in diesem Felde sprechen und hauptsächlich den Wunsch ausdrücken: es möchten diese Phänomene, wie der Verfasser später versuchte, mehr auf naturforscherischen als religiösen Boden gezogen und auf solchem verfolgt und weiter erforscht werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Forstbibliothek
für Forstmänner, Landwirthe, Guts- und Waldbesitzer.

Lehrbuch für Förster
und für die, welche es werden wollen,
von
Dr. Georg Ludwig Hartig.

Achte vielfach vermehrte und verbesserte Auflage.
Mit vier Kupfertafeln, worunter zwei colorirt, und Tabellen.
Nach des Verfassers Tode herausgegeben von
Dr. Theodor Hartig.

3 Theile. gr. 8. Velinpapier. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 10 Ngr.

Schon mehrere Jahre vor dem Tode des Verfassers ward seinem Sohne der Auftrag, sich für den Fall einer neuen Auflage des Lehrbuches für Förster einer gänzlichen Umarbeitung des dem Standpunkte der Wissenschaft und den gesteigerten Anforderungen an wissenschaftliche Bildung der Revierförster nicht mehr entsprechenden ersten Bandes zu unterziehen. Dem Auftrage Folge leistend, übergibt er den Fachgenossen hiemit einen kurzen Abriß derjenigen Zweige der Naturkunde, welche für den Forstwirth von besonderer Bedeutung sind, indem sie diejenigen Kräfte, Stoffe und Körper behandeln, welche auf die Holzerzeugung und Erziehung wesentlichen Einfluß ausüben, die Art und Menge derselben bestimmend. Zusätze größeren Umfangs enthalt noch der zweite Band in den Abschnitten über Betriebslehre, Bewirthschaftung der Mittelwälder und über Forstinsekten. Außerdem haben die beiden letzten Bände noch von der Hand des verstorbenen Verfassers viele und wichtige Zusätze und Verbesserungen erhalten, die nach dessen handschriftlichen Bemerkungen in diese achte Auflage übergegangen sind. Der Beifall, womit die früheren Auflagen dieses Werkes aufgenommen wurden, ist die sicherste Bürgschaft für den Werth desselben, weßhalb sich der Herausgeber dieser neuen Auflage keine Aenderungen, sondern nur Zusätze zu dem Früheren, da wo es zweckmäßig schien, gestattet hat.

Von demselben Verfasser:

Anleitung zur Forst- und Waidmannssprache,
oder Erklärung
der ältern und neuern Kunstwörter beim Forst- und Jagdwesen.

Zweite stark vermehrte Auflage. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Forst- und Jagd-Archiv.

1—5ter Jahrgang. gr. 8. Preis 16 fl. 30 kr. oder 9 Rthlr. 20 Ngr. Fortsetzung: 6ter Band 3 fl. oder 1 Rthlr. 22½ Ngr. — 7ter Band 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 7½ Ngr.

Versuche über die Dauer der Hölzer.

Mit einer Steintafel. Preis 48 kr. oder 15 Ngr.

Forstliches und forstnaturwissenschaftliches
Conversations-Lexicon
in zweiter revidirter Auflage, mit dem Bildniß des Verfassers.

gr. 8. broch. Preis 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr.

Dieses **forstliche und forstnaturwissenschaftliche Conversations-Lexicon** ist dazu bestimmt, den Forstleuten, Waldbesitzern und allen Geschäftsmännern, die mit dem Forstwesen in einige Berührung kommen, und die sich viele Forstbücher nicht anschaffen können oder wollen, oder die keine Zeit haben, sie zu lesen, eine Schrift in die Hand zu geben, worin sie über jeden Gegenstand des Forstwesens und der dazu gehörigen Naturwissenschaften genügende Belehrung finden können. Zum bequemen Nachschlagen ist die alphabetische Ordnung gewählt und das Inhaltsverzeichniß unter verschiedene Hauptrubriken gebracht worden, wodurch das Aufsuchen und Nachschlagen noch mehr erleichtert ist. — Um aber die Hauptrubriken oder die Hauptabtheilungen nicht zu sehr zu vervielfältigen, sind nur folgende gemacht worden:

1) Atmosphärologie. 2) Bodenkunde. 3) Botanik. 4) Chemie und Physik. 5) Entomologie. 6) Besondere Naturgeschichte der Holzpflanzen. 7) Holzzucht und Waldbau. 8) Forstschutz und Forstpolizei. 9) Forstbenutzung und Forsttechnologie. 10) Forsttaxation und Betriebseinrichtung. 11) Forstdirektion, und 12) Insgemein.

Je nach der Wichtigkeit des einzelnen Gegenstandes ist derselbe weitläufiger oder kürzer abgehandelt. — Doch wird man auch bei den kurz abgefertigten Artikeln die nöthigste Belehrung finden. Wo aber eine Sache, wegen der engen Grenzen dieses Buches, nicht vollständig genug abgehandelt werden konnte, da haben wir Schriften angezeigt, in welchen man genügende Belehrung finden kann. Nur dadurch ist es gelungen, dem Buche einen mäßigen Umfang zu geben und dessen Ankauf für Jeden nach Möglichkeit zu erleichtern. — Von der Reichhaltigkeit dieses Lexicons wird man überzeugt werden, wenn man sich die Mühe geben will, das Inhaltsverzeichniß zu lesen. Dadurch wird man auch auf manche Gegenstände aufmerksam werden, die man sonst in diesem Buche vielleicht nicht gesucht haben würde.

Lehrbuch für Jäger

und für die, welche es werden wollen

von Dr. G. L. Hartig,

K. Preuß. Staatsrath und Ober-Landforstmeister ꝛc.

Herausgegeben von

Dr. Th. Hartig,

Forstrath und Professor.

2 Bände mit Holzschnitten und Tabellen.

Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage.

gr. 8. Preis 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 10 Ngr.

In allen Zweigen der Naturkunde hat sich der Standpunkt der Wissenschaft wesentlich verändert, weßhalb eine Umarbeitung dieses Werkes nöthig war. Das Ganze desselben zerfällt in sechs Haupttheile:

Die Jagd-Kunstsprache, — die Naturgeschichte der Jagdthiere, — die Wildzucht, — der Wildschutz, — die Wildjagd, — und die Wildbenutzung.

Sechs Auflagen sprechen für die anerkannte Brauchbarkeit dieses Buches, und wir haben mit dieser Anzeige nicht die Aufgabe, ein längst bekanntes vortreffliches Buch zu empfehlen, sondern nur die Pflicht zu erfüllen, auf eine neue Auflage desselben aufmerksam zu machen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[36] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Januar 1848.

Größere Aufsätze.

Die Vermengung der Racen. — Deutsche Auswanderung nach Chile. — Der Aufstand in Tripoli. — Erlebnisse auf einer Reise durch die neapolitanische Provinz Basilicata. III. Avigliano; die Tannenwälder zwischen Potenza und Avigliano; Potenza, die Hauptstadt der Provinz; Ausflüge von dort; statistische und physische Bemerkungen über das Basilicat. IV. Picerno; Pietri de Potenza; Auletta; la Pertosa mit der Grotte des heiligen Michael; Fime Negro und die Brücke von Campestrino; Valle di Diano; die Karthause von San Lorenzo di Padula; Saponara und die Ruinen von Grumentum; Rückreise über Eboli nach Neapel. — El Monte. Skizze aus dem mexikanischen Leben. Erster Abschnitt. Zweiter Abschnitt. — Die kurze Parlamentssitzung. — Ueber das Alter der Stadt Moskau. — Die Bevölkerung von Paris. — Die Chinesen auf Borneo. — Die Sebastianistas in Brasilien. Der Cannibalismus auf den Fidschi-Inseln. — Die Botschaft des Präsidenten Polk. — Oberst Briggs über die Ureinwohner Indiens. — Die Ermordung der Eltern auf den Fidschi-Inseln. — Etwas über Tschudengräber. (Nach Castren.) — Zanzibar. (Nach Delsner-Monmerque.) — Fortschritte der Landwirthschaft in Rußland. 1) Aufmunterung der Regierung und Eifer der Privaten. 2) Die Agrikultur und die Verbesserung der Werkzeuge; 3) die Viehzucht. — Die neuesten Forschungen in Jerusalem. (Von Titus Tobler.) — Die Via dolorosa in Jerusalem. (Von Demselben.) — Zur Geologie der Südsee-Inseln. — Noch etwas über das sogenannte Grab der Christin in Algier. — Ueber die geologische Beschaffenheit Nordamerika's. I. — Reise eines Naturforschers nach Bosnien. Erster Abschnitt. — Die vlämische Bewegung. — Noch etwas über das finnische Epos. — Der Name der Baschkiren.

Chronik der Reisen.

Briefe eines russischen Arztes (Rafalowitsch) aus der Türkei. VIII. Die Umgebungen von Jerusalem; die Reise nach Beirut. — Reisen und Forschungen in Aegypten und Nubien. (Von Ampère.) VII. Theben.

Kleinere Mittheilungen.

Vergoldete Seide. — Reiterstatue für Jeanne d'Arc. — Religionszustände im Oregongebiet. — Steingräber in der Nähe von Dieppe. — Die Faktorei-Akte vom Jahre 1846. — Die Kartoffelkrankheit in Rußland. — Ausfuhr von Maschinen aus England nach Cuba und Brasilien. — Das unbekannte Thier in Australien. — Die Fluth im stillen Ocean. — Das Bargello in Florenz. — Ein Marmorbruch in Toskana. — Vegetabilischer Talg. — Christenverfolgung in Corea. — Das Land Sparda oder Saparda in den persischen Keil-Inschriften. — Seeschlangen im indischen Archipel. — Ein neuer Vulkan auf den Tonga-Inseln. — Die ehemalige Abtei von Val Profond. — Rückkehr St. Cricqs des Gefährten des Grafen Castelnau. — Absendung des Hrn. Page durch die französische Regierung mit Geschenken nach Madagascar. — Rettung der Sammlungen des Grafen v. Castelnau. — Umfang und Bevölkerung Rußlands. — Nachricht über den General Flores. — Die altpersischen Namen im Munde der Griechen. — Unterricht in der arabischen und französischen Sprache in Algier. — Zeitungsverkauf an den Eisenbahnstationen Londons. — Insekten auf der Insel Borneo. — Ein Manuscript des Kaisers Kanghi. — Besetzung des Hafens San Juan in Nicaragua durch die Engländer. — Anschläge der letzteren auf Peking. — Militärische Vertheidigung der Eisenbahnen. — Wildwachsende Baumwolle auf der Insel Rodriguez. — Natürliche Vertiefung des Seinebettes. — Etwas über die bulgarische Literatur. — Merkwürdige Entdeckung in der mittelalterlichen Musik. — Römische Alterthümer in Paris. — Handelsfreiheit auf Cuba.

* * *

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

Homers Ilias

von

Johann Heinrich Voß.

Elegante Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlstich.

Preis 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr.

Homers Odyssee

von

Johann Heinrich Voß.

Elegante Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlstich.

Preis 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr.

Stuttgart und Tübingen,

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 41. Donnerstag den 17. Februar 1848.

— Trümmer,
Erinnerungen an verrauschte Zeit,
An Thaten, die empor aus solchen Mauern,
Wie Eichen aus dem heim'schen Boden, wuchsen.
Mir blüht bei solchem Anblick die Geschichte,
Jedweder Stein spricht von Geschehnem mir.

K. E. Ebert.

Ferien in der Pfalz.

(Fortsetzung.)

Auf allen Seiten um den Wanderer her schwebten die Nebel aus Busch und Wald, zogen herenartig mit langen Schleppen, auf dem Wind reitend, an den Höhen hin, und führten eine graue Walpurgisnacht mit den wunderlichsten Auftritten in der Landschaft auf. Der Stoff zu den dämonischen Gebilden war höchst einfach: aus dem Schooß des Gebirges quoll es dunstig auf, kam in Nebelgestalten mit gespreizten Armen sachte herangezogen, und nachdem es in der Nähe, gestaltlos und unsichtbar, als bloßer Regen sich entlarvt hatte, drängte es sich in dichten dunkeln Wolkenmassen durch die Gebirgsöffnungen in die Ebene hinaus. Bald verlor sich die ganze Gegend in ein graues Meer, dann traten da und dort Waldabhänge mit getränktem Grün heraus, während die Spitzen der Berge eingehüllt blieben; dann hob sich wieder der Thurm des Trifels einsam und traurig aus grauen Schleiern und sah herab auf die Nebelheren, die tief unter ihm durch das Thal hinhuschten. Der Wind sauste und pfiff dazu, wie es eines solchen Schauspiels würdig war, und trieb mir oft den naßkalten Regen lustig in's Gesicht. Trotz dem mußte ich häufig stehen bleiben, um mich an dem beständigen Wechsel der Naturgebilde zu ergötzen. So kam ich denn nach etwa zwei Stunden, triefend, aber auch erquickt und erbaut am Ziele dieser kurzen Tagereise, nämlich in Anweiler an, wo ich mich in dem trefflichen Gasthof zum Trifels von den Leiden des Tages erholte. Zu der leiblichen Stärkung brachte der Abend noch einen weitern Trost: die unerfreuliche Himmelsdecke war an einigen Stellen geborsten und wie aus schwarzen Abgründen lächelten einzelne Sterne herab; Wolkenriesen jagten über sie hin, aber immer wieder traten die glückverheißenden Lichter siegreich hervor.

Wenn es Glück geheißen werden kann, bei leiblichem Sonnenscheine den Trifels zu ersteigen, so haben mir die Sterne nicht gelogen. Der Morgen verlief weder klar noch auch nur ganz trocken; aber die von einem lebhaften Winde gepeitschten Dunstmassen rissen bald da, bald dort, so daß immer wieder an einer andern Stelle der blaue Himmel erschien, und dieser Wechsel erzeugte eine Beleuchtung, die ich mit dem Pinsel statt mit der Feder wiedergegeben sehen möchte. Man rühmt ausländische Maler wegen charakteristischer Vorzüge, und doch ist mir nicht erinnerlich, daß man bei unsern Landschaften auf den deutschen Himmel mit seinen so eigenthümlichen Wolkenbildungen bis jetzt ein sonderliches Gewicht gelegt hätte. Noch ahnte ich nicht, wie überraschend mir bald hernach mein Wunsch erfüllt werden sollte.

Auf einem prächtigen Waldwege gelangte ich, hie und da durch einen vorübergehenden Regenguß abgekühlt, zu den Trümmern der alten Reichsburg empor. Unterwegs traf ich Kinder, welche Holz lasen; sie bettelten nicht, sondern erboten sich bloß, mir das „Schloß" und die „unterirdischen Gefängnisse" zu zeigen, und ließen sich übrigens eine kleine Abfindung für den guten Willen gefallen.

Es hat doch etwas Bedeutungsvolles, einen Boden zu betreten, über welchen einst so gewaltige Männer geschritten sind. In den Mauern und Thürmen war es geisterhaft still, als ich die lange

steinerne Treppe zwischen Brombeergesträuchen erstieg, aber außen tobte der ungestüme Wolkenjäger so toll, daß ich fast in Gefahr kam, über die Felsen hinabgefegt zu werden, auf welche der Trifels gegründet ist. Die Ruine gehört unter die ansehnlichsten aus jener Zeit, und während von der Burg Hohenstaufen auch nicht ein Stein geblieben ist, bietet der Trifels in seinen Ueberresten Baustoff genug für die Phantasie, um die große und starke Festung wieder zum Hoflager eines fränkischen oder schwäbischen Kaisers herzustellen. Betrachtet man dagegen das Innere des noch vorhandenen Hauptthurms, die engen Gemächer, die schmalen Treppen und Fenster, so muß man immer und immer wieder erstaunen, wie genügsam jene Welterschütterer in ihren häuslichen Bedürfnissen waren. Die berühmte Burgkapelle, worin die Reichskleinodien aufbewahrt wurden, ist ein ganz winziges Gelaß, und wenn ich die jezt kahlen Wände von den angesudelten Namen der Besucher reinige, wenn ich sie mit den Tapeten des Mittelalters, mit den reichen an Lanzen aufgespannten Tüchern bedecke, wenn ich den Boden wieder mit den Marmorplatten schmücke, die ihm einst eigen waren, so wird ja die Kapelle dadurch nur immer kleiner, und denke ich sie mir mit einem noch so schmalen Altar nebst dem Schrein für Krone und heiligen Speer ausgestattet, so hat mir der „Vogt des Reiches" mit seinem nächsten Gefolge kaum noch Raum, um sein Gebet darin zu verrichten. Vermuthlich stand bei kirchlichen Handlungen die Menge außerhalb und empfing von Zeit zu Zeit die nöthigen Signale, um die Ceremonie mitzumachen; es galt ja ohnehin keine Predigt anzuhören. Wenigstens wüßte ich die vier-und-zwanzig Fürsten und Herren, die 1194 mit Heinrich VI. hier waren, schlechterdings nicht in der Kapelle unterzubringen.

Diese durchgängige Raumbeschränkung macht das unterirdische Gefängniß, macht überhaupt die Verließe der alten Schlösser, woran man neuerdings zu zweifeln begonnen hat, so glaublich als begreiflich. Einem Geschlechte, das mit seinen Gefangenen überhaupt nichts weniger als säuberlich verfuhr, blieb kaum etwas anderes übrig, als dieselben unter dem Boden zu verwahren, da es sie in seinen Wohnungen überlästig finden mußte. Ein solches enges Loch, wie man es auf dem Trifels sehen kann, das, von den dicksten Mauern umgeben, nur nach oben sich öffnete, war außerdem ein sehr sicheres Käfig für den Gefangenen, das dessen Wächter jeder mühsamen Aufsicht überhob. Daß ein solcher Wohnort nicht gerade sehr angenehm war, daß ein Adelbert von Mainz sich hier nicht sonderlich behaglich fühlen konnte, das machte dem fränkischen Heinrich so wenig Bedenklichkeit als nachher der schwäbische Heinrich durch den Gedanken, daß so etwas weh thue, sich davon abhalten ließ, jenen sicilischen Grafen auf einen glühenden Thron schmieden und ihm eine glühende Krone aufsetzen zu lassen. „Hohenstaufen, sel'ge Sterne!"

(Fortsetzung folgt.)



Snobs.

(Fortsetzung.)

Nehmen wir als Beispiel Jakob I.; er war ein Snob, und dazu ein schottischer Snob, und die Welt kann kaum ein Individuum aufweisen, das mehr Schaden gestiftet hätte. Es scheint fast, als habe er als Mensch jeglicher guten Eigenschaft entbehrt, habe weder Muth, noch Liberalität, noch Redlichkeit, noch Verstand besessen. Man muß aber lesen, was die großen Gottesgelehrten und weisen Doktoren Englands von ihm gesagt haben! Karl II., sein Enkel, war ein Schurke, aber kein Snob; Ludwig XIV. dagegen, sein altmodischer Zeitgenosse, der große Verehrer großer Perrücken, ist mir immer nur als ein ganz ausgezeichneter Snob vorgekommen. — Ich will indeß unsere eigenen königlichen Snobs hier nicht weiter als Beispiele anführen, sondern lieber zu unserem Nachbarstaat, dem Königreich Brentfort gehen und den dort kürzlich verstorbenen großen und vielbetrauerten Gorgius IV. anführen. — Wie sich die Bedienten im Garten zum „königlichen Wappen" vor den königlichen Plüschhosen zurückgezogen, gerade so demüthig beugte sich die Aristokratie im Lande Brentfort vor dem großen Gorgius und nannte ihn den ersten „Gentleman" in Europa. Der Himmel mag wissen, was diese Leute unter dem Worte „Gentleman" verstehen, wenn sie Gorgius einen solchen Titel beilegen konnten.

Ein Gentleman seyn — was will das eigentlich heißen? Versteht man darunter, daß Einer redlich, höflich, großmüthig, tapfer, weise sey, und alle diese Eigenschaften, verbunden mit der feinsten Weltsitte, an den Tag lege? Muß ein Gentleman ein guter Sohn, ein getreuer Gatte, ein wohlmeinender Vater seyn? Muß er einen guten Lebenswandel führen und seine Rechnungen bezahlen? Muß sein Geschmack auf das Höhere und wahrhaft Schöne gerichtet seyn? Kurz, sollte die Biographie des ersten Gentleman in Europa nicht der Art seyn, daß man sie in einer Mädchenschule vorlesen könnte und daß die jungen Leute auf den Hochschulen dieselbe als vorleuchtendes Muster betrachteten? Diese Frage lege ich allen vor, die sich mit der Ausbildung der Jugend beschäftigen; ihre Antwort, ich weiß es, wird Gorgius dem Großen das Todesurtheil sprechen.

Will das Volk in Brentfort diesem Gorgius durchaus eine Statue errichten, so sollte dieselbe in der Bedientenstube stehen. Man sollte ihn abbilden, wie er beschäftigt ist einen Rock zuzuschneiden, eine Kunst, in welcher er besonders bewandert war. Auch erfand er den Maraschino-Punsch, so wie eine Art Schuhschnalle (das war aber in seiner Jugend, wo er noch die volle schöpferische Kraft besaß) und einen chinesischen Pavillon, das häßlichste Gebäude, das je die Welt gesehen.* Freilich konnte er so gut mit vier Pferden vom Bocke fahren, wie der beste Kutscher in England, konnte vortrefflich fechten und spielte die Violine allerliebst. Dazu hatte sein Lächeln einen fast unwiderstehlichen Reiz, so daß die Personen, die ihm vorgestellt wurden, ihm mit Leib und Seele anheim fielen, wie ein Kaninchen das Opfer einer fetten Boa-Constrictor wird.

Ich wollte aber wetten, wenn eine Revolution ausbräche, in deren Folge Master Hudson den Thron von Brentfort bestiege, das Volk würde nicht weniger von seinem majestätischen Lächeln angezogen werden, und es wagte nur mit zitternder Lippe die große Hand zu berühren. Ginge er nach Dublin, so würde man auf der Stelle, wo er an's Land gestiegen, einen Obelisken errichten, gerade wie die Paddyländer es mit Gorgius machten. Wir alle haben mit Vergnügen die Reise des Königs nach Haggisland gelesen, wo seine Erscheinung einen allgemeinen Enthusiasmus erregte, und wo der erste Mann des Landes, Baron von Bradwardine, als er an Bord der königlichen Yacht kam und das Glas fand, aus welchem Gorgius getrunken, dasselbe in seine Tasche steckte, um es als eine kostbare Reliquie aufzubewahren. Als der Baron aber an's Land zurückkehrte, vergaß er seines Schatzes, setzte sich nieder und zerschnitt kläglich seine Rockschöße mit dem zerbrochenen Glase, und so war dieses unschätzbare Souvenir der Welt für immer verloren.

* Der bekannte barocke Pavillon zu Beighton.

— Will man über das Vergängliche alles Irdischen moralisiren, so gehe man in's Wachsfigurenkabinet und sehe dort Gorgius in seinen wirklichen, ächten Kleidungsstücken. Eintrittsgeld ein Schilling; Kinder und Bediente die Hälfte.

Einfluss der Aristokratie auf den Snobismus.

Am vorigen Sonntag war ich in der Kirche und hörte beim Ende des Gottesdienstes die Unterhaltung zweier Snobs. Der eine fragte den andern, wer der Prediger sey? — „Es ist Herr so und so," antwortete der angeredete Snob, „der Hauskaplan des Grafen von What-d'ye-call'um." — „Ei, wirklich?" versetzte der erste Snob mit dem Ausdruck größter Zufriedenheit. Es war ihm bei dieser Nachricht sogleich klar, welche Art der Orthodoxie er in diesem Geistlichen zu suchen habe. Wer der Graf sey, das wußte er gar nicht; es that auch nichts zur Sache. Genug, daß es ein Graf war, dessen Kaplan er predigen gehört, und mit diesem Bewußtseyn trabte der kriechende Snob vergnügt nach Hause. — Dieser kleine Vorfall gab mir mehr Stoff zum Nachdenken, als die ganze Predigt, und ich war erstaunt über den Grad der Lordverehrung in diesem Lande. Was konnte dem Snob im Grunde daran liegen, ob Se. Ehrwürden der Kaplan eines Lords war oder nicht? Welch eine Stammbaumabgötterei herrscht in diesem freien Lande! — Und gehören wir nicht Alle, mehr oder minder, zu denen, die ihre Kniee vor dem Götzen beugen? — Was aber den Gegenstand dieser Abhandlung betrifft, so däucht mir, der Einfluß der Aristokratie auf den Snobismus sey größer, als irgend ein anderer. Daß die Snobs sich mehren, sich bestärken, sich ewig fortpflanzen, das gehört zu den kostbaren Dingen, die wir, wie Lord John Russel sagt, dem hohen Adel verdanken.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rastatt, Februar.

Vergangenheit und Gegenwart.

Mitten in der Heide, welche nach ihm den Namen trägt, liegt ein unscheinbares Städtchen, wo im Laufe eines Jahrhunderts zweimal, bei dessen Anfang und Ende, über Weltgeschicke entschieden worden. Es ist ein seltsames Gefühl, wenn man aus einem pulsirenden Treiben der Gegenwart, wie es jezt im Badner Lande waltet, plötzlich mit dem Dampfrosse in ein Stück Geschichte und Vergangenheit hinein und ebenso wieder aus ihm

heraus fliegt. Dergleichen Orten wohnt etwas Mumienhaftes bei. In Rastatt kommt noch die lähmende Monotonie des neuen Festungswesens dazu. Es ist nicht zu sagen, welchen Druck, welche kolossale Oede und Trostlosigkeit Schanzen und Wälle um sich verbreiten. — Bis zum Jahr 1771 war hier die Residenz der Markgrafen von Baden-Baden. Eine eigenthümliche blasse Melancholie, etwas nüchtern Resignirtes weht um diese alten verlassenen Fürstensitze. Das war die Atmosphäre, welche uns gleich beim Eintritt umfing. — Das Schloß, nach dem Grundrisse des unvermeidlichen Versailles gebaut, macht eine hübsche architektonische Wirkung. Das Wandern durch solche Gebäude mahnt an jenen Traumknäuel, wo man immer weiter und weiter irrt durch leere, unbekannte Räume, die sich endlos dehnen. Zuerst das stattliche Treppenhaus, überall Stuccatur, Säle mit altem Bilderkram, ein Closet von Rococoporzellan, Gobelins, Napoleons Schlafgemach, der hochgewölbte Saal mit badischer Ahnenreihe, wo der Congreß stattfand, das Kabinet, in welchem der berühmte Friedensvertrag unterzeichnet wurde, der Tisch daselbst, wobei ein hochgeschichtlicher und sehr kenntlicher Dintenklecks nicht zu übersehen, für historische Pietät wohl noch leichter neu aufzulegen, als die Haare von Gustav Adolphs Schimmel zu Ingolstadt. Trügt mein Gedächtniß nicht, so befindet sich in dem erwähnten Kabinet das lebensgroße Bildniß, welches uns der Führer sehr feierlich mit den Worten zeigte: „Karl Friedrich als Türk." Der Fürst trug nämlich dieses Gewand auf einem Maskenballe. — Ueberhaupt spielt der Orient hier eine Rolle. Da ist ein mit dunkelgrüner Seide ausgeschlagenes Gemach, die lebensgroßen Porträts von vier türkischen Schönheiten umschließend, welche Markgraf Ludwig malen ließ. Ich empfehle sie den Novellisten. Er brachte sieben solche Odalisken heim von seinem Siegeszuge, sammt andern hier aufgestellten Trophäen, welche den Gegensatz zu diesen Frauengestalten bilden, und eben im Contraste nicht weniger als sie die Phantasie beschäftigen. Ich meine die nicht unmerkwürdige Sammlung von türkischen Waffen, welche Markgraf Ludwig hier gestiftet. Diese osmanischen Reminiscenzen spucken hier noch überall, in den Anzügen auf Kinderbildern u. s. w., obschon man sich bei dem Namen Rastatt eher Perrücke und Gänsekiel, als Turban und Halbmond vorstellen mag, im Hinblick auf die zwei hier gepflogenen Friedenscongresse, wovon bekanntlich der eine (1713), durch den Marschall Villars und den Prinzen Eugen von Savoyen angeknüpft, den spanischen Successionskrieg endete, der zweite (1797), den Frieden zwischen Frankreich und dem deutschen Reich bezweckend, erfolglos sich wieder löste. — Auf der Plattform, nahe dem vergoldeten Jupiter, der von der höchsten Zinne des markgräflichen Palasts in bedenklicher Weise Blitze schleudert, entrollt sich uns in dem melancholischen unerquicklichen Panorama die verkörperte Langeweile: geradlinige leere Straßen und Alleen, der vertrocknete Schloßgarten, die Festungswerke. Nur aus der Ferne sieht eine lockende Berggruppe von Baden-Baden in die Wüste herein. Ich ließ mir die Richtung des Wegs nach Plittersdorf zeigen, wo die französischen Gesandten Roberjot und Bonnier am 23. April 1799 auf ihrer Heimreise vom Congreß unfern der Vorstadt durch einen Haufen Reiter in der Uniform von Szekler Husaren ermordet wurden, während Jean de Bry, der dritte im diplomatischen Kleeblatt, obgleich verwundet, wieder nach Rastatt zurück entkam. Ein Denkmal ist errichtet auf der Stätte dieser dunkeln blutigen That, und wie das Geheimniß die Gräber der unglücklichen Opfer umschwebte, hat sich jezt auch das Vergessen mit undurchdringlichem Schleier darüber gebreitet, so daß Niemand euch den Schlummerort jener Männer mehr weisen kann, die an der Schwelle ihres Vaterlands fruchtlos niedersanken.

(Schluß folgt.)

St. Petersburg, Januar.

(Schluß.)

Russische Diebe.

Der Edelmann war mit dem Vorschlag zufrieden, und der Wirth konnte Gott danken, daß der beleidigte Mann denselben annahm. Sie versöhnten sich, d. h. der Restaurateur gab dem Edelmann eine Summe, für welche er mehr als fünfzig silberne Löffel hätte kaufen können. Jener nahm sein Geld und zog ganz höflich ab. Dem Wirth war es, als sey er aus einem schrecklichen Traum erwacht. Er bot dem Polizeioffizier auch ein Trinkgeld an, damit er vom Vorfall schweigen möchte, und dieser schlug auch das Anerbieten nicht aus. — Am andern Tag erschien der ungeladene Gast wieder in der Restauration und verlangte zu Mittag zu speisen. — „Daß sich der gütige Gott erbarme!" rief einer der Kellner, und bekreuzte sich dreimal; „wenn das so fortgeht, speist er uns alle Löffel auf!" — „Ghosspodi po miloi!" rief auch der Wirth, als ihm der Vorfall gemeldet wurde. Als er sich von seinem Schrecken etwas erholt hatte, ging er zum unwillkommenen Gast und sagte: „Hochwohlgeborner Herr, erbarmen Sie sich meiner, erzeigen Sie mir die einzige Gnade, ferner nicht mehr hieher zu kommen, um Ihr Geld bei mir zu verzehren. Schenken Sie doch einem andern Restaurateur die Ehre Ihres hohen Besuchs. Speisen Sie nicht mehr bei mir, ich ersuche Sie flehentlich darum!" — „Du bist ein seltsamer Traiteur," sagte der Gast; „andere Leute deines Faches bitten ihre Gäste, sie möchten doch bald und recht oft wiederkommen." — „Ich bin nun einmal ein so seltsamer Kauz, der nicht alle hochwohlgebornen Gäste gern in seinem Hause sieht. Also muß ich meine unterthänige Bitte wiederholen." — „Nun wohl!" versezte der Edelmann, „ich will deiner Bitte willfahren und werde nie wieder kommen; Leuten, die in Güte mit mir reden, thue ich alles zu Gefallen. Ich werde nie wieder bei dir speisen." Er ging seines Wegs und hielt sein Wort. — Nach einigen Monaten, als man die Möbeln in der Gaststube mit frischen Stoffen überzog, fand man die Löffel unter dem Sophapolster, das so gemacht war, daß man es leicht aufheben konnte. Früher dachte man nicht an diese Einrichtung des Sopha's, sonst hätten die Kellner, die überall suchten, das Polster aufgehoben und die Löffel gefunden. Jezt wurden Versuche angestellt, und man fand, daß sich ganz leicht ein Löffel nach dem andern unter das Polster schieben ließ. Dem listigen Betrüger war es nicht um ein paar Löffel zu thun, er hatte ein anderes Ziel vor Augen: den Wirth in die Falle zu locken, damit dieser ihn polizeilich untersuchen lasse, wo dann das Ergebniß zu seinem Vortheil und zu des Wirths Unheil ausfallen mußte. — Es ist noch nicht gar lange her, daß ein Kaufmann in Rußland, der unter Anderm mit Juwelen handelt, in dieselbe Falle ging. Ihm wurde ein theurer Brillantring in seiner Gegenwart entwendet, und der sonst kaltblütige und erfahrene Mann ließ sich verleiten, eine polizeiliche Untersuchung an der Person eines Edelmanns vornehmen zu lassen, weil er die mathematische Gewißheit zu haben meinte, daß der Mann den Ring zu sich gesteckt. Er hatte aber ein gleiches Loos mit jenem Restaurateur, nur mit dem Unterschied, daß ihn der Spaß mehr kostete, als tausend silberne Löffel werth sind.

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 42. Freitag den 18. Februar 1848.

And Adam was a gardener.
King Henry VI.

We call a nettle but a nettle, and
The faults of fools but folly.
Coriolanus.

Snobs.

(Fortsetzung.)

Es kann nicht anders seyn. Mag ein Mann reich werden, oder für den Minister Stimmen sammeln; mag er eine Schlacht gewinnen, oder einen Frieden schließen; mag er ein geschickter Advokat seyn, viel Geld verdienen und sich emporschwingen: immer muß das Land jedes dieser Verdienste mit einem Wappen lohnen und demselben einen Titel beifügen. „Ihre Verdienste sind so groß," sagt die Nation, „daß Ihre Kinder für die Zukunft über uns herrschen sollen (in gewissem Sinne). Ob Ihr ältester Sohn ein Narr ist oder nicht, gleichviel, er muß Ihrer Verdienste halber befähigt seyn, nach Ihrem Tode in Betracht Ihrer Ehren und Würden in Ihre Fußstapfen zu treten. Wenn es Ihnen an Geld fehlt, so wollen wir Ihnen eine Summe aussetzen, die hinreicht, daß Sie und Ihr Erstgeborner für alle Zukunft im Ueberflusse leben mögen. Denn es ist unser Wunsch, daß in diesem glücklichen Lande ein Stamm zu finden sey, der in Allem voran sey und von Allem das Beste habe. Wir können nicht alle Ihre lieben Kinder zu Peers erheben: das würde die Peerage gar zu gemein machen und das Oberhaus zu sehr überfüllen, aber die jüngern Söhne sollen alles haben, was die Regierung sonst verleihen kann, d. i. alle besten Anstellungen; sie sollen im Alter von 19 Jahren Kapitän und Oberstlieutenant seyn, während andere arme Menschen nach dreißigjährigem Dienst mit ihren grauen Haaren als Lieutenants Rekruten exerziren; eben so sollen sie im 21sten Jahre ein Schiff befehligen, neben Männern, die in Schlachten gefochten, ehe sie noch das Licht der Welt erblickt. Und da wir außerdem ein freies Volk sind, so sagen wir Allen, sie sollen Reichthümer erwerben, sich gut bezahlen lassen, sich auszeichnen wo und wie sie können, sie sollen Schlachten gewinnen, Reden halten, Erfindungen machen, und dann können sie auch in die Reihen jener privilegirten Klassen treten und ihre Kinder ebenfalls zu unsern natürlichen Herrn erheben."

Wie sollte und könnte es uns an Snobs fehlen, so lange wir denselben solche Nationaldenkmale errichten? Und wer unter uns kann umhin sich vor einem Lord zu beugen? Der Mensch in uns kann einmal nicht anders. Denn wie groß ist die Versuchung, die uns dazu treibt! Von edlem Eifer getrieben, zu streben und zu steigen, ringen einige nach Ehre und erringen sie; andere aber, die nicht so hoch hinaus können, verehren den, der das ihnen unerreichbare Gut errungen, und noch andere wieder hassen und beneiden ihn. — So ist unsere Gesellschaft gegliedert und so wird sie von einigen wenigen Philosophen in's Auge gefaßt — als elende Mammon- und Menschenanbetung, durch das Gesetz geheiligt — mit einem Wort Snobismus genannt. Und diese Moralprediger, die so trefflich Worte zu machen wissen — gibt es wohl Einen unter ihnen, dessen Herz nicht höher klopfte, wenn ihm eines Tages die Ehre würde, Arm in Arm mit ein paar Herzogen in Pall-Mall auf und ab zu gehen? — Nein, es ist eine Unmöglichkeit! — so wie die Gesellschaft jezt beschaffen ist, muß Jeder zu Zeiten ein Snob seyn.

Es ist freilich traurig, daß z. B. die prächtige und schöne Marquise von Londonderry durch die Leute, die vor ihr kriechen, als wäre sie eine Göttin, auf den Gedanken kommen muß, als sey die Besitzerin gar vieler falscher und ächter Diamanten in Wirklichkeit ein höheres Wesen, dem man nur aus der Ferne seine Ehrfurcht bezeigen dürfe. Ich erinnere mich hiebei, daß ich einmal in Cairo war, als ein europäischer Prinz auf seinem Wege nach Indien durchpassirte. Eines Nachts wurde der Gasthof sehr lebendig; die Nachricht, daß ein Mensch in dem nahen Brunnen ertrunken, rief alle Gäste herbei, und ich unter dem Haufen richtete an einen jungen Mann die Frage, was eigentlich vorgehe. Daß ich einen Prinzen angeredet hatte, konnte ich unmöglich wissen; er trug ja weder Scepter noch Krone, sondern eine weiße Jacke und einen grauen Filzhut. Aber sein Erstaunen zeigte mir meinen Mißgriff; er murmelte etwas, was ich nicht verstand und — winkte seinem Adjutanten, um mir die Antwort zu ertheilen. Es ist gewiß unser eigener Fehler und nicht der der Großen, wenn sie sich einbilden von anderem Stoffe zu seyn. Jeder von uns, wenn ihm täglich die Leute mit sklavischer Unterwürfigkeit entgegen kämen, würde er sich nicht bald ganz natürlich den Ausdruck der Ueberlegenheit aneignen und glauben, daß die Welt sich vor einer wirklichen und keiner eingebildeten Größe beuge?

Ich will hier ein Beispiel aus Lord Londonderrys Reisen anführen, als Beweis, wie ein großer Mann mit kaltblütiger Verbindlichkeit die Achtungsbezeugungen geringerer Mitmenschen entgegen nimmt. Nach einigen sehr tiefen und geistreichen Bemerkungen über die Stadt Brüssel sagt der hohe Lord: „Wir blieben einige Tage im Hotel Belle-Vue, ein Gasthof, der seinen Ruf nicht verdient und dem Hotel de France nachsteht. Hier machte ich die Bekanntschaft des Dr. L., des Arztes der Gesandtschaft. Er wünschte uns gegenüber die Honneurs der Stadt zu machen und bestellte ein diner en gourmand beim ersten Restaurant, der seiner Meinung nach Rocher in Paris übertraf. Sechs bis acht nahmen am Mahle Theil, und wir waren alle der Ansicht, daß man in Paris viel besser speise und billiger dazu." Solcher Reisebericht verdient Dank! Dr. L. wollte dem hohen Lord die Stadt Brüssel angenehm machen, und sezte ihm das Beste vor, was sich auftreiben ließ; Mylord aber findet die Bewirthung zu theuer und schlecht. Ersteres wenigstens konnte ihm nichts ausmachen. — Dr. L. that sein Bestes, die nobeln Kinnbacken zu vergnügen, und Mylord nimmt das Gebotene hin und dankt dem Geber mit Tadel. — Wie aber sollte es anders seyn in einem Lande, wo die Lord-Idolatrie einen Theil des Glaubensbekenntnisses ausmacht, und wo man die Kinder lehrt, den Peerscatalog als des Engländers zweite Bibel zu betrachten?

(Schluß folgt.)

Ferien in der Pfalz.

(Fortsetzung.)

Lag denn wirklich auch Richard Löwenherz in diesem Loch, verdammt, den Schritt der Wachen und den Ton der Festgelage in dumpfer Ferne über sich zu vernehmen? Die Ueberlieferung behauptet es, doch widerspricht die Erwägung, daß auch der Selbstherrscher aller Deutschen, des Rothbarts mächtiger und gewaltiger Sohn, in den politischen Verhältnissen hinlänglich Ursache finden mußte, seinen Bruder von England einigermaßen anständig zu behandeln. Zwar hatte auch Richard weder zarte Nerven noch ein empfindsames Herz; denn als er nach seiner Befreiung den Bischof von Beauvais in der Schlacht gefangen nahm, ließ er ihn wie er war, mit Harnisch, Helm und Beingewand, in ein enges Behältniß stecken, und erst als der Papst sich für „seinen Sohn, den Bischof" bei ihm verwendete, ließ er dem geistlichen Herrn — der also immerhin, wenn man den Weg nach Rom und zurück ermißt, eine hübsche Zeit in den ungeistlichen Kleidern ausgehalten hat — die Rüstung ausziehen und dem heiligen Vater schicken mit den Worten: „Diesen haben wir funden, siehe zu, ob es deines Sohnes Rock sey." Solchem Beispiele gemäß wäre es nicht eben zu verwundern, wenn auch Richard sich der rauhen Sitte der Zeit hätte fügen müssen; aber man hatte doch damals schon ziemlich moderne Begriffe von der Majestät, und die schuldige Rücksicht auf die Christenheit hielt Heinrich VI. sicherlich ab, mit dem englischen König anders als ebenbürtig zu verfahren. Dazu kommt, daß es ihm ja nicht wie dem Herzog von Oesterreich um Rache, sondern nur um Geld zu thun war, welchen erbaulichen Zweck er, ein praktischerer Vorläufer unserer Zollvereinsmaßregeln, auf gelinde Weise mit dem Engländer erreichen konnte.

Ich kann mir ihn recht lebhaft vorstellen, den langen Gentleman, wie sie ihn bei Wien festnahmen, als er sich eben in aller Seelenruhe ein Beefsteak braten wollte. In Gottfrieds „historischer Chronik" ist dieser Auftritt trefflich von Merian dargestellt. Von dem Schlosse an der Donau, wo ihn der ergrimmte Leopold hart genug gehalten haben mag, kam er gewiß mit leichterem Herzen auf den Trifels,

in des geldbedürftigen Kaisers Hände. Hier bewohnte er dann, wo nicht das Königszimmer, doch eines der leidlicheren Gemächer in dem Thurm, wo er aus den Fenstern — vielleicht aus dem reich mit steinernem Besatz verzierten dort in der Mitte — die schöne Aussicht genießen konnte. Zu beiden Seiten des quer vor dem Trifels liegenden Rückens sah er durch weite Einschnitte in das fröhliche Rheinthal hinaus, und ohne Zweifel wird er lange genug hier oben gewesen seyn, um hellere Tage zu erleben als mein heutiger Reisetag, der mir die Ebene grau verschleiert und nur aufs Gerathewohl in ein unsichtbares Jenseits nach den heimischen Schwarzwaldbergen hinüber zu grüßen vergönnt. Oder an einem Tag wie der heutige hatte er das Vergnügen, die Rückseite der Gegend bei verhängten Himmelsfenstern in reizendster Beleuchtung zu sehen. Diese Gebirgshöhen mit den zierlichen Formen, diese Waldmassen mit dem herbstlichen Farbenreichthum, diese Schatten und Lichter! Den Kern der Gegend aber bilden diese drei auf einem Grundstock aufgebauten, durch waldige Abfälle getrennten Bergspitzen Trifels, Anebos und Scharfenburg, von deren Dreiheit der erstere Name — übrigens sehr unwahrscheinlich — hergeleitet wird. Hatte mich der erste Eintritt in's Anweiler Thal an die schwäbische Alp gemahnt, so schwindet doch hier jede Aehnlichkeit, und die einzelnen Berge sind so schlank gestaltet und so fein gezeichnet, wie man höchstens vom Hohenstaufen rühmen kann. Zudem haben die Felsen eine wärmere Farbe und wirken im Gebirge schon günstig auf die Gegend, während in der Ebene vollends ihre Verarbeitungen, jene röthlichen Dome und Bauwerke, dem ganzen Rheinthal das freundlichste und heiterste Aussehen verleihen.

Dieß war die Aussicht, die der gefangene Löwenherz auf dem Trifels hatte. Besaß er jedoch, wie zu vermuthen steht, keinen sehr ausgeprägten Sinn für das landschaftlich Malerische — ein Trost für mich, falls meine Träumerei umsonst sich angestrengt haben sollte, ihn dem unterirdischen Loche zu entreißen — so blickte er gewiß desto häufiger in die Ebene nach dem silbernen Rhein, der ihn unverzollt seine Gedanken einschiffen ließ über die Nordsee nach den heimischen Kreidefelsen, der ihn selbst in nicht allzu ferner Frist — wenn nur einmal die brittischen Gelder flott werden wollten — auf seinem breiten Rücken nach Tribur hinunter tragen sollte zur Befreiung aus des Deutschen schwerer Hand. Dann sah er die hübschen Mädchen von „Anwilre“ behend den Bergpfad heraufsteigen, um Lebensmittel zu bringen und, wie sich von selbst versteht, mit der Besatzung zu plaudern und zu schäckern. Mitunter stieß er wohl auch einen englischen Fluch aus, oder zur Abwechslung einen französischen; die beiden Länder hatten ja damals ihre Bildung gemein. Am liebsten aber dichtete er, und zwar politische Lieder, worin er seine französischen und englischen Vasallen wegen ihres Mangels an Loyalität ausschalt. Es ist noch eines vorhanden, in welchem er ihnen Mann für Mann aufzählt, wie viel er schon für sie gethan habe, und ihnen vorwirft, daß sie ihn jezt sitzen lassen, ohne das Lösegeld für ihn zusammen zu bringen. „Und ich bin hier gefangen!“ heißt der Refrain. — Ob man nun Blondels Fußstapfen und Blondels Harfenklang unter diesen Felsen suchen darf, das will ich dahingestellt seyn lassen. In neuerer Zeit haben sich wieder Stimmen für die Wahrheit jener Sage von Richards Minstrel erhoben; auch ist sie gar nicht unwahrscheinlich, nur muß man sie nicht so romanhaft und „minneliederlich“ auffassen, wie sie etwa in Fouqué's Zauberring besungen ist. Jene Dichter waren Politiker und machten ihre politischen Verse so ziemlich in jezigem Zuschnitt; sie wurden aber auch, was jezt seltener ist, als geschickte politische Unterhändler gebraucht, und so mag denn leichtlich einer von Richards Poeten mit Aufträgen auf dem Trifels ab- und zugegangen seyn. Den Aufenthalt seines Königs zu erfahren, wird er freilich einen sicherern Schlüssel gehabt haben als die Harfe und ein Minstrelslied.

Nicht als ob es deßhalb Richarden in seiner Kerkermuse an Minstrelsy gefehlt hätte. Wenn er es müde war, die Berge, den Rhein, seine Wachen und die Anweiler Mädchen zu beschauen, oder politische Lieder zu singen, so unterhielt er sich mit den gereimten Romanen, die der damalige Geschmack in England und Frankreich hervorbrachte, mit jenen Rittergedichten, welche die theils ungeheuerlichen, theils leichtfertigen Abenteuer der Artuscavaliere erzählten. Es läßt sich sogar nachweisen, daß in dieser Beziehung seine Gefangenschaft eine literarhistorische Bedeutung für Deutschland gewonnen hat. Einer der ersten Dichter, die bei uns gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts in das moderne Fahrwasser des dreizehnten einlenkten, Ulrich von Zazichoven, gibt uns in seinem Lancelot Bescheid hievon.

(Fortsetzung folgt.)

Persisches Minnelied.

Sing' ich ein Lied, hüpft freudereich
Das Herz der jungen Mädchen;
Denn Perlen sind die Worte gleich,
Gereiht auf seidnem Fädchen.

Und Düfte steigen auf daraus,
Von Houris Hauch getränkte,
Gleichwie aus jenem Blumenstrauß,
Den mir Fatima schenkte.

Erstaunt nicht, daß des Sängers Mund
So Herrliches vollbringe,
Und daß die Weisheit hier den Bund
Mit Jugendtollheit schlinge.

Wißt ihr, wer mir die Weisheit gab?
Ich fand's am rechten Orte —
Ich las sie ihren Augen ab
Und hüllt's in schöne Worte.

Was Wunder, wenn so anmuthvoll
Euch meine Lieder tönen!
Ist doch, was meinem Mund entquoll,
Ein Abglanz nur der Schönen!

Sie ist dem Becher Dschemschids * gleich,
Ein Quell der Offenbarung,
Der mir erschließt ein Zauberreich
Der Weisheit und Erfahrung.

Und sprecht: erklingt nicht mein Gesang
Von wunderbaren Tönen?
Und ist nicht meines Liedes Gang
Leicht wie der Gang der Schönen?

Friedrich Bodenstedt.

* Der Becher Dschemschids ist das Symbol der Herrlichkeit und Macht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rastatt, Februar.

(Schluß.)

Vergangenheit und Gegenwart.

Ich hätte mir mit der Aussicht auf all die Kasernen da unten genügen lassen, an welche sich auch die neuerbaute, in den badischen Kammern vielfach besprochene reiht. Wir sollten aber nicht bloß mit unsern Blicken, sondern auch mit unsern Füßen den kriegerischen Linien folgen, welche das Städtchen umzirkeln. Auf dieser Wanderung gewahrten wir die italienischen Festungsarbeiter, oft in nicht unmalerischen Gruppen verstreut, wackere Maurergesellen, die von Zwiebeln leben, im Gegensatz zur heimischen, der Ueppigkeit und Verschwendung sich zuneigenden Bevölkerung. Für die französische Nachbarschaft bezeichnend schien mir in dem ausgestorbenen Reste der Modistenladen und die Bude mit weißen Atlasschuhen. Aber Milch zum Kaffee war im ganzen Städtchen nicht aufzutreiben. Dagegen stellte sich im entlegensten Viertel, wo eine Mühle durch die Stille klapperte, eine Lokalkuriosität in der Gestalt eines Rembrandtschen alten Weibes unter niederer Hüttenthüre dar: die Le Normand von Rastatt, in der ganzen Umgegend berühmt. Da es zu meinen Schwächen gehört, dem second sight, dem Seelenschauen selbst auf seinen Irrwegen nachzuspüren, bedurfte es nicht viel Ueberredung, mich in die Sibyllenwohnung zu locken, die allerdings einer Höhle glich. Auf einem Bänkchen am Herde kauernd lauschten wir dem Orakel. Die Greisin hat ihre Kunst, wie sie versicherte, während der Feldzüge, als sie einmal krank darnieder lag, von „den Rothmänteln" gelernt. — Am Ende eines ansehnlicheren Stadttheils kamen wir bei einem Kloster vorüber. Die Leute lachten mich aus, als ich mir einfallen ließ, nach dem Orden zu fragen. „Es ist eben das Kloster." — Unfern davon erhebt sich auf einem Hügel die Einsiedlerkapelle; zu ihr rutschen auf breiten Steintreppen die Wallfahrer kniend hinan. Sie ist mit einem Ueberfluß von Renaissancestyl erbaut, fast zu reich und schwer. Vor etwa zwölf Jahren wurden in dem Gewölbe unter dieser Kapelle die Särge der Mönche entdeckt; die Kutten zeigten sich noch wohlerhalten; man hätte sie zu Zunder verbrauchen können. In kleinen Stückchen wurden sie unter die herbeiströmende Menge als eine Art Reliquie ausgetheilt. Von der Schwelle sah man in den nahen aufwärts steigenden Klostergarten, worin sich Nonnengruppen bewegten, schwarze Gestalten und darunter einzelne weiße Lämmlein, die Novizen. Die Höhe krönt ein moderner Pavillon mit Jalousien, in dessen weltlicher Eleganz man die Kapelle nicht vermuthen würde. Mehr noch befremdete mich eine Reihe von Statuen längs dem terrassenförmigen Rebengelände, lebensgroße Männer, so weit ich aus der Ferne erkennen mochte, heidnische Gottheiten oder sonst allegorische Gestalten; vergebens suchte ich nach Flügeln, um wenigstens als Engel diese altersgrauen, gewandlosen Steinbilder ansprechen zu können, die durchaus kein christliches und noch viel minder ein klösterliches Wesen haben, und sich bizarr genug ausnehmen, den Kutten und Nonnenschleiern gegenüber, eine Kuriosität, welche die Zeit geheiligt und sogar zu einer naiven Arglosigkeit ausgeprägt hat, und die sich wohl dadurch erklärt, daß dieses Kloster früher von Mönchen bewohnt war. Damit hatten wir unsern Rundlauf um das historische Städtchen beendet, und die Erfahrung gewonnen, daß auch hier auf dem kleinsten Raume, wie im Guckkasten, die Bilder sich bunt mischen.

E. R.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 43. Sonnabend den 19. Februar 1848.

Der Deutsche hat die Freiheit der Gesinnung, und daher merkt er nicht, wenn es ihm an Geschmacks- und Geistesfreiheit fehlt.

Goethe.

Ferien in der Pfalz.

(Fortsetzung.)

Diese Erzählung, sagt Zazichoven, seine Quelle nennend, stamme aus einem welschen Buche, das damals bekannt geworden sey, als der Künec von Engelant gefangen und geschazt wurde. Der Gefangene mußte dem Kaiser — für den noch unbezahlten Rest des Lösegeldes, vielleicht auch schon vorher für mildere Behandlung — Geiseln stellen. Das waren edel Herren von vremden landen verren, die befalch aber Keiser Heinrich in tiuschin lant umbe sich. Einer dieser Herren, die der Kaiser in seinem Gefolge mit sich führte, hieß Huc von Morville; der besaß das welsche Buch von Lancelot, das in Deutschland alsbald so großen Beifall fand, daß Ulrich „auf lieber Freunde Bitte" sich entschloß, „die Noth auf sich zu nehmen" und es zu übertragen. *

So wurde denn damals in Folge von politischen Verhältnissen und diplomatischen Bekanntschaften die vielverwünschte und doch so unvermeidliche Ausländerei bei uns eingeschwärzt, ganz in derselben Weise, wie dieß im vorigen Jahrhundert durch den freilich weit geistreicheren Wieland, in Folge seiner Verbindung mit Stadion wiederholt worden ist. — Ulrichs Bildung ist sklavische Anlehnung, ganz wie auch Wieland in seinen selbstzufriedenen französischen oder griechischen Phrasen eine kindliche Gebundenheit verräth. Auf den Lancelot aber folgte der Tristan, folgten die andern englisch französischen Romane, und die anfängliche Unkraft der Ausländerei siegte schnell über die solide altfränkische Bildung — woher stammt dieses Wort, das gar nicht übel auf die fränkische Kaiserzeit paßt? seit wann ist es im Gebrauche? — und während eben noch zu guter Stunde die alten Nibelungenlieder in eine feste Gestalt zusammenschmolzen, stieg andererseits aus der neuen Mischung der Elemente, die ein Ulrich mit schwacher Hand begonnen hatte, ein Gottfried von Straßburg empor, ganz so wie aus der deutsch romanischen Bildung des vorigen Jahrhunderts ein Wolfgang von Frankfurt hervorgegangen ist.

Das sind Thatsachen, die man vor unsern deutschthümlichen Purifikationswüthherichen nicht laut sagen darf; wollten sie aber alles herausschneiden, was gleichsam von der alten Ueberlieferungsmühle her in das geistige Brod der Gegenwart vermahlen und verbacken ist, Romanisches, Keltisches, Römisches, Griechisches, Jüdisches, Persisches und Egyptisches (um von Indien zu schweigen), so gäbe es gar nichts mehr im Hause zu essen, ja wir wären noch schlimmer daran als die Schildbürger mit ihrem Rathhause, denn wir würden nicht bloß der Fenster entbehren, sondern noch einer Unzahl anderer Geräthschaften, die von Thuiskos Söhnen weder erfunden, noch sprachlich gestempelt worden sind. Wir arme deutsche Wolkenschieber werden es dem Weltgeist nicht verwehren können, daß er in seinem großen geschichtlichen Verdauungsprozesse einen kosmopolitischen Gedanken verfolgt. Damit ist freilich durchaus nicht gesagt, daß wir unsere Nationalität praktisch und

* Man kann die Stelle im ersten Bande von Gervinus Literaturgeschichte finden.

politisch aufgeben und das Bischen ächte romanische Errungenschaft mit deutschen Provinzen bezahlen sollen. Der Kosmopolitismus ist wie der freie Handel eine Sache der Zukunft, welche kein einzelnes Volk mit einem subjektiven theoretischen Machtspruch beschließen kann. Im Gegentheil, der große kosmopolitische Verdauungsprozeß bestand bis jezt darin, daß die Völker, und zwar ohne alle subjektive Beistimmung, sich politisch von einander auffressen lassen mußten, und es scheint eben für die Verdauung nöthig, daß ein solches Schicksal dem äußersten Widerstande von Seiten der Betroffenen begegne. So werden wir denn unsere geschichtliche Aufgabe nicht besser erfüllen, als wenn wir Thüren und Fenster unserer Häuser nach Westen, Osten und Norden — im Süden stehen die Dinge anders — recht wohl verwahren. Diese praktische Nothwendigkeit soll uns jedoch nicht hindern, in geistigen Dingen eine freiere und allgemeinere Stellung einzunehmen. Es ist zwar sicherlich eine gerechte Forderung, daß unsere Schriftsteller einen so viel als möglich rein deutschen Satz schreiben, daß unsere „deutschen" Zeitungen, um nicht zu zwei Drittheilen aus unnöthigen Fremdwörtern zu bestehen, die Schweizerblätter und zum Theil auch die Sprache des Mittelalters fleißig vor Augen nehmen, daß wir uns lieber verbessern als amelioriren, und die „Madame," diese entführte Helena, ihren Achaiern wieder heimgeben sollen. Aber so weit wollen wir doch nicht gehen, den „Pedanten" in unser eigen Fleisch und Blut zu verwandeln, damit wir nicht, wie ein witziges Mädchen dieser Tage sagte, zulezt ein Wörterbuch in der Tasche nachführen müssen, um im Gespräche nicht aus der deutschen Rolle zu fallen. Die Sache hat auch politisch betrachtet ihr Interesse oder ihren „Belang" (wenn ein mausetodtes deutsches Wort besser ist als ein lebendiges fremdes, das der Bauer übrigens so gut versteht wie z. B. den Titel Advokat): nämlich wir wollen uns nicht mit gewissen anderswoher überkommenen Ausdrücken auch die daran hängenden Begriffe rauben und uns namentlich nicht unter der Maske des sprachfegenden Franzosenhasses um die innere Freiheit betrügen lassen.

Auf dem Trifels an Literatur, Kulturgeschichte und Politik zu denken, ist gewiß nichts Unstatthaftes. Wie manche Rede aus bedeutendem Munde mögen diese Mauern vor sechs und einem halben Jahrhundert vernommen haben, und der Sturm der Zeiten hat sie verweht, wie der Wind meine unzulänglichen Worte über die Klippen fegt.

Hiemit sey dem Trifels, dem reizenden Städtchen Anweiler und seinem schönen Thale Lebewohl gesagt. Der Himmel wollte, daß diese Gegend als ein Lichtpunkt hinter mir bleibe, denn kaum war ich aus dem Thal hervorgetreten, um links am Gebirge hinab meine Wanderung fortzusetzen, so übergoß er mich mit mildiglichem Regen, der denn auch nicht eher nachließ, als bis ich meinen Absichten auf den untern und wohl in manchem Betracht schönern Theil der Pfalz völlig entsagt hatte.

(Schluß des ersten Artikels.)

Snobs.

(Schluß.)

Das Hofcircular und sein Einfluss auf Snobismus.

Ein gutes Beispiel ist besser als alle Vorschrift; darum wollen wir mit einer wahren Geschichte beginnen und durch dieselbe darthun, wie man die jungen aristokratischen Snobs aufzieht und wie schnell ihr Talent zum Snobismus Blüthen treiben kann.

Eine schöne, fashionable Dame (verzeihen Sie, meine Werthe, daß ich Sie hier der Oeffentlichkeit preis gebe; es geschieht aber zum Besten der Welt) erzählte mir, daß sie in ihrer Kindheit eine Dame gekannt, die jezt auch schön und fashionabel ist. Es war dieß Miß Snobky, Tochter des Sir Snobby Snobky, die lezten Donnerstag bei Hofe präsentirt wurde und viel Aufsehen machte; was brauche ich mehr zu sagen? — Als Miß Snobky noch in der Kinderstube lebte, pflegte sie früh Morgens mit ihrer französischen Gouvernante in St. James Park spazieren zu gehen, wobei ihr ein riesenhafter Diener in canariengelber Livree folgte. Es traf sich nun, daß ihr auf diesen Spaziergängen häufig der junge Lord Claude Lollipop, des Marquis von Sillabub jüngster Sohn, begegnete. Auf einmal, mitten in der Saison beschlossen die Snobkys auf's Land zu gehen. „Was wird der arme Claude Lillibob zu dieser unerwarteten Abreise sagen?" bemerkte Miß Snobky gegen ihre Vertraute und sah recht traurig dazu aus. — „Vielleicht erfährt er gar nichts davon," versezte jene. — „Ei, er muß es ja in der Zeitung lesen, meine Liebe," versezte der kleine fashionable Schelm von sieben Jahren. Sie wußte also schon, welch wichtige Person sie sey, wie ganz England, wie all die Menschen mit Ansprüchen auf Feinheit, alle die Verehrer von silbernen Gabeln, alle Klatschmäuler, alle Krämerweiber, all die kleinen Leute, die nicht mehr Hoffnung haben sich mit den Snobkys in derselben Gesellschaft zu befinden, als ich und mein Leser mit dem Kaiser von China, wie alle mit ungetheilter Aufmerksamkeit jeder Bewegung der Snobkys folgten, wir alle wissen mußten, wann diese nach London kommen und wann sie auf's Land gehen.

Hier ist der Bericht vom Anzug der Miß Snobky und ihrer Frau Mutter, wie ihn die lezte Zeitung mittheilte: „Miß Snobky. — Habit de Cour von gelbem nankinfarbenem Glacé über ein erbsengrünes Unterkleid, en tablier mit Brüsseler Spitzen besezt; Leib und Aermel schön geziert mit Ranken und die Schleppe von Rosa Atlas mit weißen Radis. Kopfputz von gelben Möhren mit fliegenden Enden.“ — „Lady Snobky. — Costume de Cour, prächtige Schleppe mit Schmelz verziert, Leibchen und Unterkleid von himmelblauem Sammet, mit Schleifen à la tire-sonnette; Kopfputz ein Vogelnest mit Paradiesvögeln über einem großen Metallring en ferronière. Dieses splendide Costüm ist von Madame Crinoline in Regents-Street und wurde allgemein bewundert.“

Das muß man lesen! Oh ihr Mütter, Töchter, Tanten und Großmütter in England, dieß ist für euch in die Zeitungen gerückt! — Müßt ihr also nicht die Mütter, Töchter rc. von Snobs seyn, so lange euch solche Nahrung aufgetischt wird? — Man steckt das kleine rosige Füßchen einer Chinesin in einen Schuh so groß wie ein Salzfäßchen und hält das kleine Glied darin eingeschlossen, bis es eine zwergartige Form angenommen, die nichts mehr zu ändern vermag. Wollte man das Füßchen später auch in eine Wanne stecken, es würde sich doch nie mehr zu seiner natürlichen Form ausdehnen. Dankt dem Himmel, geliebte Freundinnen, daß eure kleinen Füße nie eine solche Schmälerung erfahren; aber vergeßt dafür nicht, wie häufig das Gehirn der Kinder in den höhern Klassen auf eine Art zusammengedrückt und beschränkt wird, daß in den spätern Lebensjahren keine Erweiterung mehr möglich ist.

Wie kann man erwarten, daß solche arme Wesen, deren Naturell in früher Jugend verstümmelt worden, später große Eigenschaften zeigen? So lange ein Hofcircular existirt, werden die Menschen, deren Namen darin vorkommen, nie glauben, daß jene ihres Gleichen sind, die täglich den Unsinn lesen. England ist jezt, so viel ich weiß, das einzige Land, wo dergleichen noch vorkommt. Wir lesen hier: „Heute fuhr Se. Hoheit der Prinz Pattypan in einem Gehwagen spazieren.“ — „Die Prinzessin Pimming fuhr gestern aus, in Begleitung ihrer Hofdamen und ihrer Puppe rc.“ — Wir lachen über St. Simon, wenn er verkündet: »Sa Majésté se médicamente aujourd'hui.« und während dem begehen wir täglich dieselbe Thorheit. Dieses wunderbare und geheimnißvolle Wesen, der Verfasser des Hofcirculars schleicht jeden Abend auf das Zeitungsbüreau mit seinem Portefeuille. Ich habe schon oft gewünscht ihn einmal bei seinem Kommen und Gehen zu belauschen.

In dem Königreich, wo es einen deutschen Prinz-Consort gibt (das muß Portugal seyn), wo dieser deutsche Prinz außerordentlich bewundert und verehrt wird, soll es Sitte seyn, wenn dieser Consort auf die Jagd geht, um in Cintra Kaninchen zu schießen, oder in Mafra die sorgfältig gehegten Fasanen, daß der Jäger seine Flinte ladet, ein Edelmann aber dem Prinzen dieselbe reicht; sobald derselbe dann geschossen, geht das Gewehr auf demselben Wege zurück. Der Prinz dürfe die Flinte niemals aus der Hand desjenigen empfangen, der sie geladen. — So lang eine solche abgeschmackte und unnatürliche Etikette in der Welt herrscht, muß es Snobs geben. Die drei eben genannten Personen sind in dem Momente solcher Handlungsweise alle drei sonder Zweifel Snobs.

Einmal der Jäger: er ist noch am wenigsten Snob, denn er thut nur was seines Amts ist; er erscheint aber als Snob, indem er einem Menschen gegenüber mit demselben nur durch eine dritte Person verkehren darf. Ein portugiesischer freier Jäger sollte sich nicht zu gering fühlen, wem es auch sey, persönlich zu dienen, und indem er dieses Gefühl dennoch hat, ist er ein Snob. — Zweitens ist der Edelmann ein Snob. Entehrt es den Prinzen, die Flinte aus der Hand des Jägers zu empfangen, so entehrt es den Edelmann, dem Prinzen dieselbe zu reichen. Er handelt daher als Snob gegen den Jäger und als Snob gegen den Prinzen, und ist so ein zweifacher Snob. — Der König-Consort endlich ist ein Snob, weil er einen Menschen in seiner Würde kränkt. Warum kann er die Flinte nicht aus der Hand des Jägers nehmen? Er erklärt dadurch, daß er es nicht thut, den Dienst für entehrend, und beleidigt so zwei seiner Diener, die diesen Dienst verrichten; deßhalb ist er, mit allem Respekt, ganz unzweifelhaft ein königlicher Snob.

Noch einmal, kein Hofcircular mehr! — Sobald wir Zeitungen ohne Hofcirculare haben, wird auch das Reich der Snobs zu Ende seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Nothstand. — Holzkasse. — Fortbildungsvereine. — Gesellschaftsleben.

Schon vor einer Reihe von Jahren proklamirte die gewöhnlich in einer dem Himmel zunächst gelegenen Dachstube residirende meteorologische Flugschriftstellerei, daß von nun an kein eigentlicher deutscher Winter mehr stattfinden solle. Die große Mehrheit der Menschen glaubte der süßen Verheißung um so lieber, da so viele von ihnen angewiesen waren, in einer ähnlichen, zum Theil nur mit papiernen Fensterscheiben und keinem warmen Ofen versehenen Dachstube sich des Lebens zu freuen, und lange genug Gelegenheit gehabt hatten, diese gewöhnlich unter Eisblumen an den Fenstern zu genießende Freude herzlich satt zu werden. Die Gründe, worauf sich jene Verheißungen stützten, waren mitunter hinreichend albern, aber auch der albernste Trost ist immer besser als gar keiner, und das frierende Proletariat kaufte so gierig die allenthalben herumflatternden Trostblätter, daß den Wetterpropheten ihr längst ganz verkommener Weizen endlich blühen zu wollen schien. Aber die Hoffnung war nicht von Dauer. Nahmen auch wirklich mehrere Winter nach einander einen milderen Charakter an, so zeigten doch die späteren desto klarer, daß sie keineswegs gesonnen seyen, nach der Pfeife dieser falschen Propheten zu tanzen, so daß leztere allen Kredit verloren. Dießmal hatte die bis zu Weihnacht dauernde Milde des Winters kaum wieder einigen Glauben erweckt, als dieser durch die eingetretene strenge und anhaltende Kälte wieder vollständig vernichtet wurde. Doch genug des Scherzes, dem der Ernst mit finsterer Miene in den Weg tritt. Gerade weil das Proletariat bis in die lezten Tage geträumt hatte, es werde mit dem Häuserbau und anderem Erwerb im Freien bis zum nächsten Frühling ungestört fortfahren können, war das plötzliche Erwachen desto schrecklicher. Die von der Theurung und Noth der vorlezten Periode völlig erschöpften Armen wurden mit dem Aufhören der Tagarbeit völlig nahrungslos und das etwa Erübrigte wurde im eingetretenen strengen Winter durch die Flamme des Ofens rasch aufgefressen. Zwar that der bisher schon so vielfach in Anspruch genommene Wohlthätigkeitssinn das Seinige redlich, Abhülfe zu gewähren, aber die Kräfte wollten nicht zureichen. Für den Augenblick griff aber ein Palliativ sehr heilsam ein. Unter rührender Schilderung des tiefen Elends so vieler halbnackter, mit dem Erfrieren bedrohter Familien wurde in öffentlichen Blättern der Vorschlag gemacht, eine Holzkasse für Arme zu bilden, welcher auch das geringste Scherflein willkommen seyn werde, und das Unternehmen fand auf der Stelle den erfreulichsten Anklang. Durch die ganze Stadt wurden auf Straßen und Plätzen Büchsen zum Empfang der Gaben aufgestellt, und die eingehenden Summen überstiegen in der kürzesten Zeit alle Erwartungen bei weitem und die Zweckmäßigkeit der neuen Wohlthätigkeitsanstalt ist so einleuchtend, daß derselben zur Freude aller Menschenfreunde eine wohl über das dringende momentane Bedürfniß weit hinausreichende Dauer zu versprechen ist. — Nicht minder erfreulich als die immer zunehmende Sorge der mehr oder weniger Bemittelten für das leibliche Wohl der ärmern Volksklassen ist es, daß sich auch die allgemeinen Bestrebungen steigern, denselben durch Ausbildung ihrer geistigen Anlagen zu höherer Stufe der Kultur zu verhelfen. Fast mit jedem Tag vermehren sich die Vereine zur Verbesserung der Unterrichtsanstalten aller Art, und das praktische Leben wird dabei immer mehr berücksichtigt. Unter anderm hat so eben das gewerbreiche Chemnitz einen Verein gestiftet, in welchem Rang und Stand gar keine Stimme haben und zu dem Jeder beitreten kann, gegen dessen Sitten, Anstand, Verträglichkeit u. s. w. keine Zweifel eintreten. Obschon zunächst auf Fabrik- und sonstige Arbeiter berechnet, strömen dem neuen Institute für Belehrung und Unterhaltung auch aus den höhern Schichten der Gesellschaft fortdauernd Mitglieder zu, zum Theil hauptsächlich in der Ueberzeugung, daß sie berufen sind, auf die Fortbildung möglichst einzuwirken, da leztere das einzige Mittel seyn dürfte, die Wirren abzuwenden, von denen sich die gesellschaftliche Zukunft bedroht sieht. Auch anderwärts scheint die Idee des großen Nutzens ähnlicher Vergesellschaftungen immer tiefere Wurzel zu fassen, und namentlich in Dresden und Leipzig die Stiftung eines Fortbildungsvereins wie in Chemnitz wiederholt in Anregung gekommen zu seyn.

Im Ganzen führt im jetzigen Winter noch immer die Tonkunst das große Wort, obgleich die auswärtigen musikalischen Celebritäten nicht gerade im Ueberfluß vorhanden sind. Zu den Abonnementsconzerten in der großen Restauration auf der Brühl'schen Terrasse kommen noch die im Hoftheater von der königlichen Kapelle gegebenen, deren erste sich, wie zu erwarten war, eines sehr starken Besuchs erfreuten. Das in die nächsten Tage fallende große Conzert unseres berühmten Virtuosen Kotte gehört zu den musikalischen Delikatessen, worauf alle Freunde der Tonkunst im Voraus gespannt sind. — An Vorlesungen läßt uns der durch ein Uebermaaß von Stürmen unbehagliche Winter am wenigsten Mangel leiden. Dr. Hammer hat Shakespearesche Dramen und andere Stücke vorgelesen, Professor Biedermann aus Leipzig hat kulturgeschichtliche Vorträge gehalten, und jezt wird unter anderm der Galvanismus vom Mathematiker Seidmacher vor einer ansehnlichen Zuhörerschaar öffentlich besprochen. — Große Tanzkünstler, wie im vorigen Jahre die Grazie Cerrito, haben sich bis jezt gescheut, ihre schönen Glieder dem Erfrieren oder doch einer ihrer Kunst nachtheiligen Erstarrung durch den höchst ungalanten Winter auszusetzen. Aber auch die ordinäre Tanzkunst ist durch die Nachwehen der theuren Zeit um manchen ihr sonst gewöhnlichen Tribut gekommen. Sie hat sich aber doch zu behelfen gesucht und höchstens ihren Unmuth über den Abbruch durch eine noch größere Vernachlässigung der Pas und des Rhythmus bei ihren nothdürftigen Kunstleistungen verrathen. Ist doch sogar der Karneval mit seinen Verlarvungen nicht ausgeblieben; er schleppt sich aber freilich großentheils so lahm durch die hellerleuchteten Räume, daß man bisweilen zweifeln könnte, ob er für ein lebendiges oder vielmehr nur für ein durch Bosko oder einen andern zauberischen Wunderthäter täuschend nachgemachtes Gespenst zu halten sey.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 44. Montag den 21. Februar 1848.

Such duty as the subject owes the prince,
Even such a woman oweth to her husband;
And when she's froward, peevish, sullen, sour,
What is she but a foul contending rebel,
And graceless traitor to her loving lord?

Shakespeare.

Drei Liebesgeschichten

aus der Vorzeit eines edlen Hauses.

(s. Nr. 1—6 und 9—13.)

III.

Fräulein Lisbeth.

Sie ist dem Rosenstock im Winter zu vergleichen,
Der keine Rosen trägt, doch seinen Dorn behält.

Hoffmannswaldau.

Manchem ist schon sein Haus zu eng geworden um seines Weibes willen. So ein Engel in Fleisch und Bein versteht sich besser auf's Peinigen, als alle Teufel mit Horn und Pferdefuß. Darum glaub' ich auch, daß die ärgsten Sünder in der Hölle drunten nicht gesotten, gebraten oder geröstet werden, sondern ausharren müssen zur Seite einer schönen Frau, die sie mit erfinderischer Bosheit durch ihrer Launen bunte Reihe Spitzruthen jagt; wozu vor allem gehört, daß die Schöne in dunkelm Drang empfinde, wie der Mann nur ihren Reizen angehöre, nicht ihrem Herzen, nicht ihrer Seele. Sie, die mit ganzer Seele, mit ungetheiltem Herzen an ihm hängt, wird nicht verfehlen, ihn durch alle Flammen der Eifersucht zu zerren, sein Mahl und seine Ruhe mit Argwohn zu vergiften. — Das feste Haus Waldheim war doch ein stattliches Grafenschloß, weit und geräumig wie eines in deutschen Gauen, dennoch hätte Graf Heinrich manchmal lieber im berüchtigten Lochgefängniß zu Nürnberg gelegen, Händ' und Füße in Block und Stock, als seinen stolzen Herrensitz bewohnt. Dagegen gab's auch wieder Zeiten, in denen er sein Haus mit der liebreizenden Ehewirthin und den engelschönen Kindern nicht für Muhammeds Paradies hingegeben hätte; von der ewigen Seligkeit ganz zu schweigen, die ja ohnehin jedem getauften Christenmenschen am Ende gewiß bleibt, so daß er nicht nöthig hat sie vor der Zeit zu wünschen.

Das Wetterglas der Laune stand zufällig einmal wieder auf heiter und beständig. Die Gräfin fühlte und zeigte nur Liebe, Vertrauen, Dankbarkeit. Sie hatte auch allen Grund dazu. Des Kaisers offene Briefe hatten nach langem Zögern die Sprößlinge der ungleichen Ehe des Reichsgrafen mit der Bürgerstochter für vollbürtig erklärt, und ausdrücklich die Rechtmäßigkeit des ersten Sohnes anerkannt, welcher einige Monate nach seiner Eltern Hochzeit zur Welt gekommen war. Seitdem wurden in allen Gebietstheilen von Steinberg-Waldheim-Leuenegg die Frau Gertrud und ihre Kinder im öffentlichen Kirchengebet zugleich mit dem regierenden Herrn genannt. Bernhard von Steinberg-Ebermatt, des Grafen jüngerer Bruder, hatte sich indessen mit des Kaisers Entscheidung nicht zufrieden gegeben, sondern berief sich fort und fort auf die Urkunde, in welcher Heinrich verheißen hatte ehelos zu bleiben. Die Urkunde war freilich halb erschlichen, halb erzwungen, doch der habsüchtige Bernhard stützte sich auf den Spruch: „Schwarz auf Weiß gilt." Wenn der Waldheimer überhaupt nicht rechtmäßig habe heirathen dürfen, sagte der musterhafte Bruder, so könne vollends die ungleiche Verbindung für keine Ehe gelten, und die Kinder seyen trotz aller kaiserlichen Briefe nicht erbfähig. Um nun den Knoten mit einem Streiche zu lösen, hatte Heinrich durch öffentliche Urkunde mit Bewilligung des Kaisers seinen

Söhnen alle seine Besitzungen feierlichst zu Eigenthum abgetreten, indem er sich selber nur die lebenslängliche Nutznießung vorbehielt. Für den Fall seines frühzeitigen Todes war Gertrud zur Vormünderin bestellt. Die Gräfin hatte somit Ursach genug, ein freundliches Gesicht zu weisen, und der Graf gab sich um so mehr Mühe, sie bei guter Laune zu erhalten, als sie auf dem Punkte stand ihm das fünfte Kind zu schenken.

Ein heiterer Augustmorgen lachte durch die Scheiben. Im Hof drunten tummelten sich Reiter und Knechte, stampften muthige Rosse, bliesen Waldhörner lustige Stücklein. „Fahr' wohl, mein Schatz," sagte Heinrich und küßte des Weibes rothen Mund mit den schwellend vollen Lippen. Den Kuß herzhaft erwidernd, antwortete Gertrud: „Auf Wiedersehen, Alter. Hab' Acht, daß du keinen Schaden nimmst." — „Versteht sich, süße Rose," lächelte er; „ich bin noch nie ausgeritten, um Hals oder Bein zu brechen." — „Komm zu rechter Zeit wieder," mahnte sie weiter; „allzuviel ist ungesund." — „Zu wenig ebenfalls," sprach Heinrich, „und ich habe in der lezten Zeit der verdrießlichen Geschäfte genug auf dem Nacken gehabt, so daß mir eine Erholung wohl zu gönnen. Wie viele Briefe mußte ich allein in der Sache des seligen Vetters von Ainersheim lesen und unterschreiben!" — „Was hat's mit dem Vetter auf sich?" fragte Gertrud und ihre klare Stirn verfinsterte sich ein wenig; „er hinterläßt eine Tochter, nicht?" — „Leider keinen Sohn," erläuterte Heinrich unbefangen, „sonst gäb' es keinen Streit. Der selige Herr hat mich in seinem lezten Willen zum Gerhab seiner Wittwe und seiner Waise verordnet. Nun sagt der Freiherr von Klenkenbostel, die Herrschaft Ainersheim sey ein Mannslehen und komme ihm zu, womit er doppelt Unrecht hat, denn Ainersheim erbt auch mit dem Schleier fort, und wenn es zum Stegreif allein gehörte, so wär' ich um zwei Grade näher als der von Klenkenbostel." — Mit spöttischer Miene hob Gertrud wieder an: „Doch ist der Waldheimer viel zu artig gegen das weibliche Geschlecht, als daß er Ainersheim für seine Kinder heischen möchte, und hätt' er ihrer zehn oder zwölf." — „Ich habe kein Recht auf des Vetters Erbe," antwortete Heinrich mit unverhehlter Ungeduld, „und unrecht Gut gedeiht nicht. Gott befohlen, liebe Trutschel."

Er ging, und dem Scheidenden rief Gertrud nach: „Daß du mir aber nicht im Forsthaus zukehrst. Die Försterin ist eine rothe Hexe, der ich nicht über den Weg traue." — Besagte Försterin war ein reizloses und einfältiges Weib, dennoch genoß sie die unverdiente Ehre, der Gräfin Eifersucht rege zu machen, weil die Farbe ihres Haares den Locken der seligen Gisberta glich, die wir aus der ersten dieser Geschichten kennen. Hättest du dir lieber die Zunge abgebissen, wackerer Graf Heinrich, als mit der Rose von Zelhem jemals von Gisberta gesprochen! Des Leueneggers Töchterlein ruhte seit zwanzig Jahren in der Gruft, und Gertrud hatte sie nie mit Augen erblickt; nun sah die eifersüchtige Frau den Schatten der ersten Liebe ihres Mannes in jedem Weib, das nicht schwarze oder braune Flechten trug. Den Grafen verdroß die schnöde Rede, so gewohnt er an dergleichen hätte seyn können. Es gibt eben Dinge, woran ein edles Gemüth sich nicht gewöhnt, und müßt' es tausend Jahre lang sie Tag für Tag erleben; zudem war Heinrich von nachdenklicher Sinnesart, und hatte in der langen Einsamkeit auf dem Leuenegger Hof sich vollends im Grübeln ausgebildet, so daß in ihm von außen her kaum eine Saite anklingen konnte, ohne daß er für sich das Stücklein durch alle Tonarten wiederholte.

So stieg er denn verstimmt zu Roß und ritt schweigsam von dannen. Indessen verfehlten die rasche Bewegung und die frische Luft nicht ihre Wirkung. Beim Klang der Jagdhörner im grünen Forst, bei den Wechselfällen des freisamen Waidwerks wurde das schwere Herz wiederum leichter und endlich ganz leicht. Abends kehrte Heinrich so fröhlich heim, als wären die lezten sieben Jahre nur ein verschollener Traum, und er selber ein fröhlicher freier Jägersmann, unbeweibt und aller Sorgen ledig. Doch des Weibes gedachte er, aber nur in Liebe. Heimkehrend sprengte er dem Gefolge weit voraus und schwang sich im Schloßhof aus dem Sattel, bevor nur ein Knecht zur Hand war, das Roß zu halten. Eines Thürmleins schmale Wendelstiege führte unmittelbar zur herrschaftlichen Wohnstube, wo die Gräfin mit Kindern, Fräulein und Dirnen sich aufzuhalten pflegte. Dem Grafen sprangen und krabbelten vier wilde Buben entgegen, kletterten an ihm empor, zausten ihn am langen Bart. „Wo ist die Frau?" fragte Heinrich. Statt zu antworten, drehten Fräulein und Zofen eifrig ihre Rädlein, als gält' es das Brauthemd zu spinnen. Der edle Herr wiederholte nicht seine Frage, denn das Schweigen der Anwesenden war ihm Bescheides genug, nur daß er sich nicht zusammen reimen konnte, was sich wohl während seiner Abwesenheit zugetragen hatte. „Die Mutter wird in der Kammer seyn," sagte er zu den Kindern. — „Schon lange," antwortete der älteste Knabe; der zweite fügte hinzu: „Sie weint," und der dritte klagte: „Mit der Ruthe hat sie uns hinausgejagt." — „Geh eine und melde meine Heimkunft," sagte Heinrich. Kein Fuß rührte sich. „Wird's bald?" schalt er. — „Geh der Herr Graf lieber selber," sprach eine kecke Magd; „die gnädige Frau ist übel aufgelegt, und die erste von uns, welche sich zur Kammer wagte, würde ein Trinkgeld von

rothen Striemen mitbringen." — „Da muß ich freilich selber gehen," meinte der Herr.

(Fortsetzung folgt.)

Ueberſetzerſünden.

Zuweilen iſt's wohl gut, wenn einer etwas Geringeres thut, als wozu er berufen iſt; „zuweilen," ſag' ich mit gutem Vorbedacht, denn für immer wär's ein Unglück, wenn nicht für die Welt, doch für ihn ſelber. So ſollten Leute, die zu ſchreiben verſtehen, manchmal etwas überſetzen. Ich will den vielen Ueberſetzern im deutſchen Schriftenthum keineswegs das Wort reden, denn das geſchieht nichts weniger als aus löblicher Abſicht, ſondern nur um des lieben Brodes willen. Der Heißhunger der Leſewelt iſt einmal da und der Buchhändler ſucht ihn auszubeuten; er bietet vielen Stoff für wenig Geld und wird dadurch zum Mann des Zulaufs. Da aber dieſer Zulauf einen ganz artigen Gewinn abwirft, ſo ſollten die Ueberſetzungen wenigſtens nicht durch Taglöhner angefertigt werden, die meiſtens in der Bildung nicht über dem großen Haufen ihrer Leſer ſtehen, und die oft ihre Mutterſprache ſo wenig kennen als diejenige, aus der ſie übertragen ſollen. Wie arg es in dieſem Stück bei uns zugeht, ſey hier durch ein paar luſtige Beiſpiele erläutert.

Wenn der Franzos „rittlings" ſagen will, ſo hat er keinen beſſern Ausdruck als »à cheval,« und er ſieht nichts Arges darin, à cheval sur un âne zu ſchreiben; doch arg iſt es, ſobald der deutſche Lohnſchreiber gedankenlos überſezt: zu Roß auf einem Eſel. — Nicht minder ſpaßhaft klingt es, wenn er »cavalièrement« durch „ritterlich" wiederzugeben meint; ritterlich bedeutet in der deutſchen Sprache ſo viel als tapfer, höflich und edelſinnig, was die Franzoſen »chevaleresque« nennen, womit ein reitermäßiges Verfahren nichts gemein hat, das in wörtlicher Ueberſetzung etwa „aus dem Stegreif" heißen müßte. — In einer Reiſebeſchreibung ſteht zu leſen: les sables éblouissants du désert; in der Ueberſetzung ſpricht der ſprachkundige Sohn Michels von den blinkenden Säbeln der Wüſtenbewohner, und läßt ſeinen Franzoſen ſo als einen rechten Prahlhans dem Leſer nicht Sand in die Augen ſtreuen, ſondern Säbel. — Derſelbe ſpricht von „gebundenen Degen," wo ſie gerade recht losgelaſſen ſind, weil er nicht ahnt, daß épées liées gekreuzte Klingen in der Fechter Händen bedeuten. Gegen den Leibſchaden unter ſeinem Hut wird kein Kräutlein helfen; gäb' es dergleichen und ihr ſchicktet ihn in den Garten, um »simples« zu pflücken, ſo würde er doch nur einen „Simpel" zurückbringen. — Einen Vogelkäfigt läßt er aus eiſernen Enkeln (petits fils de fer) flechten. Sehr häufig iſt ein unbegreiflicher Verſtoß gegen die hergebrachte alltäglichſte Wortfügung, wenn es heißt: das Blut von Eduard, die Mutter von Richard, die Tochter von Anna. Poſſenhaft klingt, ſo ernſthaft der Gegenſtand ſeyn mag: er ſtirbt ſich. — Man ſagt ſprüchwörtlich von den Franzoſen: »un français ne se doute de rien.« aber was wollt ihr vom Deutſchen ſagen, der es überträgt: ein Franzos zweifelt ſich von nichts?

Wir lachen mit Recht des überrheiniſchen Nachbarn, wenn er ſeinen Landsleuten weiß machen will, er verſtünde Deutſch, und dennoch Götz von Berlichingen mit Idole de Berlichingue wiedergibt. Mit demſelben Recht können wir über uns weinen und lachen zugleich: weinen, daß wir jeden armſeligen Abhub aus der Fremde an uns zu reißen trachten, — lachen über die Art, wie wir dabei verfahren. Darum ſey wiederholt: es wäre gut, wenn zuweilen einer etwas Geringeres thäte, als wozu er berufen iſt; die Bildung des Volks könnte nur dabei gewinnen, und wir haben vornehme Beiſpiele dafür anzuführen. Haben nicht Schiller und Goethe überſezt? Hat nicht Tieck den Don Quixote übertragen und daran ſpaniſch gelernt? Gibt es nicht im Deutſchen Ueberſetzungen vom vollen Gehalt des Urbildes? Fürwahr, wenn Shakeſpeare im Paradies ſeine Werke zur Hand nimmt, mag er manchmal wünſchen, ſie gleich urſprünglich gedichtet zu haben, wie der Deutſche ſie wiedergab. Die maſſenhafte Ueberſetzerei im Taglohn führt auch noch einen Uebelſtand mit ſich: ſie erſchwert das beginnende Werk der Sprachreinigung, ſie verzögert durch ihre liederliche Ausdrucksweiſe das volle kräftige Erwachen des Bewußtſeyns im Volk von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Säuberung. Und wie nothwendig eine ſolche iſt, beweist eine neuerliche preußiſche Verordnung, die, gegen den Gebrauch fremdländiſcher Bezeichnungen gerichtet, ſich dabei der Ausdrücke: Reviſion, Etabliſſement und Contravention bedient. Wenn der gute Wille das thut, was dürfen wir erſt vom böſen erwarten? Wir müſſen dabei an jenen Hauptmann denken, der ſeinen Soldaten zurief: „Wißt ihr nicht, daß ich das Fluchen, Schelten und Läſtern nicht leiden mag, ihr Herrgottſakermenter? Wer wieder einen Fluch hören läßt, den ſoll der Teufel holen!"

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

(Schluß.)

Kunstverein. — Theater. — Literatur.

Bei dieser Gelegenheit entsinne ich mich eines wirklichen neulich von mir besprochenen Gespensterspuks in einem Hause auf hiesiger Schloßgasse, worüber ich mir den Lesern nächstens Aufschluß zu geben vorbehielt. Obgleich die Angelegenheit seitdem zur Cognition der irdischen Justizbehörde gelangt zu seyn scheint, und diese in dergleichen über- oder unterirdischen Affairen neuerlich ebenfalls ungemeinen Scharfblick beweist, vor dem dergleichen Geheimnisse nicht bestehen können, so ist das vorliegende doch offenbar von sehr hartnäckiger Natur, so daß ich mein Versprechen heute noch nicht erfüllen kann. — Im Hoftheater nahm das am Neujahrsabend zum erstenmal aufgeführte Trauerspiel: „Wullenweber“ von Gutzkow, die allgemeine Aufmerksamkeit fast ausschließend in Anspruch. Ich enthalte mich jedoch einer Besprechung der in jeder Hinsicht merkwürdigen Dichtung, da gegenwärtigem Bericht, wie ich aus Nro. 13 dieses Blattes ersehen habe, bereits eine Beurtheilung des Trauerspiels vorausgeeilt ist. — Der sächsische Kunstverein bietet so eben wieder einen reichen Segen von Sehenswürdigkeiten dar. Vor Allem nenne ich die im Besitz eines gegenwärtig hier wohnenden Engländers sich befindende köstliche Zeichnung des berühmten Malers Steinle, deren Sujet der Künstler einem vielgepriesenen mittelalterlichen Gedicht entlehnt hat. Großen Beifall findet mit Recht die in Oel gemalte Darstellung der Gefangennehmung des Sandwirths Hofer, dessen ausdrucksvolles Gesicht, so wie die in seiner Umgebung sich kundgebende Theilnahme wohl Niemand ohne tiefe Rührung läßt. Der Name des Meisters ist mir entfallen, sein Werk wird mir jedoch unvergeßlich seyn. Allgemein willkommen waren die mit schöner Sorgfalt ausgeführten Ansichten des Innern mehrerer alten Kirchen Italiens, von dem Architekten Maximilian Hauschild, ein Gegenstand, dem derselbe schon früher großen Beifall verdankte. Neuerlich ist es ihm in hohem Grade gelungen, auch in der Geschichtsmalerei Anerkennung zu finden. Man freut sich indessen darüber, daß er über dem jezt auch von ihm mit Erfolg gepflegten Kunstzweige die Pflege des früheren nicht aus dem Auge gelassen. — Recht vorzüglich finden besonders diejenigen Damen, die noch in den grausamen Banden der Weiblichkeit schmachten, ein hübsch componirtes Genrebild, emancipirte Frauen auf einer Gebirgsreise darstellend, die in einer Dorfschenke durch den Genuß geistiger Flüssigkeiten sich über den Kreis der Weiblichkeit hoch hinaus zu schwingen im Begriff stehen.

---

*Ungeachtet der argen Nord- und Ostwinde, die sich im Winter bei uns oft sehr übermüthig geberden, und besonders denen, die an unser Klima nicht gewöhnt sind, sehr lästig seyn müssen, ist doch eine nicht geringe Zahl Fremder den Winter über bei uns geblieben. Die ausgezeichneten Genüsse, welche unsere Bühne bei der vorzüglichen Begabung einiger Mitglieder gewährt, und die Leistungen der Kapelle, die auch bei einem sehr beschränkten Opernrepertoire an und für sich große Befriedigung gewähren, müssen die Fremden selbst in der Zeit hier fesseln, wo die Natur ihre Reize zu verhüllen pflegt. Die königliche Kapelle hat nun endlich den Wunsch aller Musikfreunde erfüllt und im Schauspielhaus bereits ein Abonnementsconzert gegeben, dem im Laufe dieses Winters noch zwei andere folgen werden. — Von namhaften fremden Literaten, die seit längerer oder kürzerer Zeit einen längern Aufenthalt bei uns genommen haben, sind besonders Julius Fröbel, Freytag und Prutz zu nennen. Zwar mögen sich manche ängstliche Gemüther anfangs darüber entsezt haben, daß der frühere Besitzer des literarischen Comptoirs sich hier förmlich festsetzen wollte. Aber nun, nachdem er hier schon länger als ein Jahr ganz in der Stille gelebt und sich mit literarischen Arbeiten und Kunststudien beschäftigt hat, ohne sich auch nur um die ganz loyalen Bewegungen in den hiesigen zahlreichen Vereinen zu kümmern, wird sich wohl Jedermann beruhigt haben, zumal da er sogar in solchen Kreisen gern gesehen wurde, welche unsere haute volée ihrer Aufmerksamkeit würdigt. — Freytag hat ein interessantes Schauspiel geschrieben, den Grafen Waldemar. Wie verlautet, besorgte man, daß dieses Drama bei unserer Aristokratie hier und da anstößig seyn würde, und darum soll es hier nicht gegeben werden. Bei der Valentine war das Bedenken ein liederlicher Prinz, der sich durch nächtlichen Einbruch bei einer Hofdame compromittirt. Wer dieß auswärts hört, der muß in der That glauben, daß es bei uns noch so zugeht, wie zu Augusts des Starken Zeiten. Da wäre eine solche Situation auf der Bühne eine Satire gewesen. Aber unser Hof ist seit Friedrich August dem Gerechten ein Muster der strengsten Sitte und Zucht. Waldemar ist ein blasirter Graf, der durch ein Bürgermädchen zum Bewußtseyn seiner moralischen Würde kommt. Sollte es wirklich bei uns solche Herren geben, so hätten sie hier einen klaren Spiegel ihres Standes und zugleich in der trefflichen Schilderung der Bekehrung des Grafen ein Vorbild der Wiederherstellung ihrer sittlichen Würde. So hätte die Dichtung auch ihren moralischen Nutzen. Fühlt sich aber Niemand getroffen, so halte man sich an das Kunstwerk an und für sich, und nebenbei an den materiellen Vortheil, welcher der Theaterkasse zufallen muß, wo ein Emil Devrient den Grafen und eine Bayer das Bürgermädchen darstellen kann. — Nächstens wird der geistvolle Maler Pecht aus Constanz, der schon lange Zeit bei uns wohnt, sein großes Bild hier ausstellen, welches Goethe's Bekränzung nach der Aufführung seiner Iphigenie in einem Park bei Weimar darstellt. Der Künstler hat den glücklichen Gedanken gehabt, alle bedeutenden Männer und Frauen, die damals in Weimar lebten und in Weimar gegenwärtig seyn konnten, in lebendigen und charakteristischen Gruppen zusammenzustellen, und die treffliche Ausführung dieses Gedankens berechtigt zu dem Wunsche, daß dieses Gemälde für Weimar gewonnen werde, um fortwährend zugänglich den Einheimischen und Fremden jene große Epoche unserer Literaturentwicklung zu veranschaulichen. — Unsere Arnoldsche Buchhandlung, die nach dem Tode des wackern Begründers fortwährend sehr thätig ist, hat neuerlich namentlich interessante Reisebilder herausgegeben. Hierher gehören das Werk von Moriz Willkomm: „zwei Jahre in Spanien und Portugal,“ in drei Bänden, und zwei Bände von Moriz Wagner: „der Kaukasus und das Land der Kosaken in den Jahren 1843 bis 1846.“ Nächstens werden ebendaselbst des bekannten Touristen Kohl „Mittheilungen über die Schweiz“ erscheinen, die er vor Kurzem für diesen Zweck bereist hat.

* Von einem andern Berichterstatter.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

# Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 45. Dienstag den 22. Februar 1848.

— Age, quaeso,
Tu nihil in magno doctus reprendis Homero?
Horat.

Shakespeare in Frankreich.

Im December des Jahres achtzehnhundert und sieben und vierzig wurde Hamlet dem Pariser Publikum auf dem Théâtre historique vorgeführt, und zwar nicht in einer völligen Umschmelzung, nach dem Beispiel des bekannten Ducis, in die von Shakespeare hie und da wohl eine Scene, von seinem Geist aber so viel als Nichts übergegangen wäre, sondern in einer Bearbeitung, die sich wohl zuweilen von der Urschrift abzuweichen erlaubte, und da wo sie änderte, es keineswegs immer glücklich that, die eigenthümliche Färbung des Werkes jedoch und dessen unterscheidendes Gepräge unangetastet ließ, und die kühnsten Metaphern Shakespeares wie die keckften Ausbrüche seines Humors in möglichst treuer, nicht immer hinlänglich poetischer, aber oft überraschend gelungener Uebersetzung wiederzugeben wagte. Der Versuch erregte Aufsehen, fand von Seiten der Kritik ziemliche Billigung und Ermunterung, machte den Freunden der englischen Literatur viele Freude und stachelte die Neugierde der gewöhnlichen Theaterbesucher; bei der Masse des Publikums aber fand die Sache keinen Anklang. Hamlet, weit entfernt ein Kassenstück zu werden, spielte gleich Anfangs vor mittelmäßig besetzten Bänken, und bald vor einem ganz verödeten Saal. Die Aufnahme war, die Schauspielscene und die komischen Unterhaltungen des Prinzen mit Polonius abgerechnet, eine durchweg kalte; die meisten Zuschauer begriffen nur wenig von dem Stück, viele stießen sich an dem Fremdartigen des Stoffes und der Form, und während der Chevalier von St. Georges von Anfang Sommers bis tief in den Herbst hinein fast ohne Unterbrechung jeden Tag gegeben wurde, ist Hamlet jetzt schon, nach einem kümmerlichen Daseyn von vier Wochen, von den Brettern verschwunden. Es ist daher leicht zu glauben, daß die Bearbeiter der englischen Tragödie erklärten, sie würden sich einem ähnlichen Geschäfte nicht so geschwind wieder unterziehen.

Schon gegen das Ende der Restauration hatte Alfred de Vigny eine Uebersetzung des Othello auf die Bühne des Théâtre français gebracht; aber sey es, daß die ästhetische Erziehung des Pariser Publikums damals noch sehr zurück war und der Geschmack der meisten Zuschauer noch in den Fesseln der klassischen Vorurtheile gefangen lag, sey es, daß der französische Dichter die Schwierigkeiten, die ein treuer Umguß des shakespeareschen Englisch in französische Verse zu einer Zeit darbot, wo die französische Sprache noch lange nicht so frei und lenksam war wie heute, nur durch zahlreiche Härten des Styls zu überwinden vermochte: Othello hatte noch ein weit schlimmeres Schicksal als Hamlet, wurde schon nach wenigen Vorstellungen beseitigt, kam seitdem nicht wieder zum Vorschein, und das Ansehen Shakespeares selbst litt einen Augenblick darunter.

Das Pariser Publikum hat seitdem große Fortschritte gemacht. Shakespeare wird von manchen Franzosen fast vergöttert, von der gebildeten Mehrheit wird er aufrichtig, wenn gleich mit Einschränkungen bewundert, und diejenigen, die durchaus nichts von ihm wissen wollen, sind entschieden in der Minderzahl, obwohl ihre Schaar nicht so gering ist, als man nach der Sprache der Kritik zu glauben versucht seyn möchte.

Von den Franzosen also, die Shakespeares Bekanntschaft gemacht haben, treiben einige die Verehrung des großen Mannes bis zur Apotheose; ein weit bedeutenderer Bruchtheil, wir können die kleinere Hälfte annehmen, verwirft ihn gänzlich; die größere Hälfte dagegen sagt: „Wir erkennen Dieß und Jenes als vortrefflich an, müssen aber vieles Andere verdammen.“ Das ist eine Thatsache, die sich weder umgehen noch damit abthun läßt, daß man sagt, die Franzosen hätten einmal keinen Sinn für wahre Poesie, und da sey es denn gar nicht zu verwundern, wenn sie an Shakespeare kein inniges Wohlgefallen finden könnten. Sie dürften den Deutschen oder Engländern auf einen solchen Angriff nur erwidern: „Ihr habt keinen Geschmack, und da ist es gar nicht auffallend, daß euch Shakespeare so sehr entzückt. Am Ende sind wir nicht die einzigen, die an eurem Abgott nicht Alles göttlich finden; in Italien will er, so viel wir wissen, gleichfalls nicht recht heimisch werden, wenigstens soll, was von ihm auf die Bühne kam, kein sonderliches Glück gemacht haben, und selbst unter euern Landsleuten gibt es Dissidenten; unter euch Engländern namentlich, im eigenen Vaterland des Dichters, der schon zu lange todt ist, um Scheelsucht und Mißgunst zu erregen, haben längst Männer von nicht zu verachtender Geisteskraft und anerkanntem Ruf eine allgemeine, unbedingte Anbetung des von ihnen selbst hochgepriesenen Meisters verhindert, und auch in Deutschland, wo doch eine geraume Zeit hindurch der leiseste Zweifel an der Gottheit des großen Britten, den man für um so unergründlicher hält, je mehr man in ihn hinein kommt, als eine Sünde gegen den heiligen Geist angesehen ward und vielfach noch angesehen wird, machen energische Stimmen die Unabhängigkeit des persönlichen Urtheils gegen das Dogma der Unantastbarkeit Shakespeares geltend.“

„Wenn,“ könnten sie fortfahren, „wenn die Verschlossenheit unseres Geistes für wahre Poesie die Erscheinung erklären soll, daß wir an dem Dichter des König Lear und des Wintermährchens kein so großes Vergnügen finden wie ihr, wie kommt es, daß wir für die Kunstwerke Griechenlands und Italiens, für die Ilias und den rasenden Roland, für eine Venus von Milo, für eine heilige Familie Raphaels so ungemischte Bewunderung empfinden? Es sind seit einigen Monaten im Pantheon, das auf diese Weise doch endlich einmal eine vernünftige Bestimmung gefunden hat, Copien der Fresken Rafaels aufgestellt, und diese Copien, so unvollkommen sie, namentlich die kleineren, in mehr als einer Beziehung seyn mögen, reichen hin, um einen Begriff von der beseligenden Poesie zu geben, die in diesen unvergleichlichen Schöpfungen herrscht. Nun mache doch einer von euch, der gerade in Paris ist, von dem Boulevard des Italiens, oder den Umgebungen der Arzneischule, oder von welchem Quartier der mit Fremden an allen Ecken und Enden überfüllten Stadt es immer sey, die große oder kleine Reise nach dem Pantheon an einem Sonn- oder Feiertag. Er wird in diesen weiten und kalten Hallen gemein und selbst dürftig gekleidete Menschen, Männer sowohl als Weiber, Bewohner der Vorstädte St. Jacques und St. Marceau, wo bekanntlich die niedrigste Arbeiterbevölkerung nistet, in hellen Haufen stehen sehen, und diese Leute, die, wenn ihr sie in's Louvre führt, vor einem Rubens und Poussin, vor einem Tizian selbst und Rembrandt gleichgültig vorübergehen und nur bei einem Spottbild, nur bei einem Schlachtgemälde aus der Kaiserzeit oder der Republik sich aufhalten, vor diesen Fresken, von deren Inhalt sie nichts verstehen und nie etwas ahnten, deren Sinn ihnen ein Räthsel ist und ein Räthsel bleiben wird ihr Leben lang, stehen sie wie beseligt da, ein Glanz der Befriedigung liegt auf all diesen plebejischen Gesichtern, man sieht es ihnen an, sie ruhen besser aus als je von ihrer Arbeit, sie sind befreit von den Gedanken an die Lasten, die Bedrängnisse und die selten edlen Zerstreuungen ihres kümmerlichen Daseyns. Es ist offenbar, sie fühlen sich geläutert und erhoben. Das ist die Gewalt der Schönheit, das ist die Gewalt der Poesie; sie zwingt alle Wesen, in die ein Strahl von oben gefallen ist, und Dank sey dem, der die Menschen in Völker schied, aber ihnen Allen Herz, Geist und Sinne gab. Gegen diese Gewalt können wir uns so wenig helfen wie ihr, sie hat uns in ihrer Hand und macht mit uns was sie will.“

(Fortsetzung folgt.)

Fräulein Lisbeth.

(Fortsetzung.)

Gern hätte Heinrich nach der Ursache des bösen Wetters gefragt, doch schämte er sich für sein Weib, und ging, um das Nöthige von Gertrud selber zu erfahren. Wie er der Kammerthür nahte, hörte er den Riegel heftig rasseln. Er klopfte zu wiederholtenmalen; nichts rührte sich drinnen. Er rief; keine Antwort. Bitten und Schmeicheleien blieben fruchtlos, bis dem Grafen die Geduld riß und er von dannen ging. Als er eine Strecke entfernt war, drehte sich die Thüre und Gertrud schrie mit gellender Stimme: „Geh, Treuloser, geh zu deiner Jungfer Abendschein!“ Heinrich wandte sich um, da schnappte die Klinke wieder in ihre Falle. Er wußte sich die verworrenen Worte noch weniger zu deuten, als alles andere.

Betroffen und verdrießlich kam er zur Wohnstube zurück, wo ein Theil wenigstens des Räthsels sich aufklärte. Gäste waren angelangt: die Gräfin Wittwe von Ainersheim mit ihrer Tochter. Gertrud hatte vom Fenster aus die Ankömmlinge erblickt, und als sie ihr gemeldet wurden, den Bescheid ertheilt, die alte Fee möge mit der jungen Hexe in's Pfefferland fahren. Das war freilich nicht ausgerichtet worden, sondern der Haushofmeister hatte, so viel an ihm lag, die Pflicht der Gastlichkeit erfüllt, die unsichtbare Hausfrau nach Kräften entschuldigt und des Herrn baldige Heimkehr verheißen; dennoch konnten die Beiden nicht umhin eine gewisse Empfindlichkeit zu zeigen. Heinrich eilte, sie willkommen zu heißen.

Ihn empfingen zwei Frauen in Trauergewändern, hohe Gestalten von ernstem Wesen, würdevoll und adelig in Ausdruck und Benehmen. Die Gräfin Anna Maria war in ihrer Jugend ein schönes Weib gewesen und gehörte zu den Bevorzugten ihres Geschlechtes, bei welchen der Würde des Alters sich nicht die abstoßende Häßlichkeit gesellt. Fräulein Lisbeth, ihre Tochter, war nicht schön, wie vor Zeiten die Mutter, doch darum nicht minder anziehend. Die hohe Stirn über den wenig gewölbten Brauen, die Augen von der Meereswoge klarem Grün, die stark hervorspringende Adlernase, der feine Mund mit schmalen Lippen, die nur leise von Roth angehauchten Wangen bildeten mit einander ein angenehmes Ganze durch den vorwaltenden Ausdruck geistiger Ueberlegenheit ohne Anmaßung. Dazu leuchtete das Haar in der Farbe, worin der Morgen geboren wird, womit die Sonne zur Rast geht, so daß dem Grafen kein Zweifel mehr blieb, wie er seines Weibes Worte zu deuten habe.

„Die gnädige Frau hätte mir ihre Ankunft melden sollen," sagte Heinrich, „dann wär' ich bei der Hand gewesen, sie zu empfangen." — Worauf Anna Maria: „Mein seliger Herr hatte das ganz anders; er verließ unbesorgt sein Haus, weil er wußte, daß unvermuthete Gäste auch ohne ihn nach Stand und Würden empfangen wurden." Der Schloßherr senkte betreten den Blick zu Boden, die Wittwe fuhr fort: „Auch hatte ich fürwahr keine Zeit, erst Umstände zu machen. Weiß der Herr Graf wohl, daß wir als Flüchtlinge zu unserm Gerhab kommen?" — „Flüchtlinge! wie so? Ist der Feind in's Land gefallen?" — „Nicht doch, der Freund."

Die Gräfin berichtete sofort ein seltsames Ereigniß. Der von Klenkenbostel, nachdem er noch einen verunglückten Versuch gemacht, mit Lisbeths Hand das Erbe zu gewinnen, hatte für gut befunden, seine Stellung zu verändern und aus dem Kläger ein Beklagter zu werden, weil der leztere immerhin der Langeweile weniger auszustehen hat, als jener. „Glücklich wer im Besitz," heißt es da. So war denn der mannhafte Junker mit einer bewehrten Rotte zu Ainersheim erschienen, hatte die Gräfin mit dem Fräulein Knall und Fall von dannen gejagt, und sich einstweilen kurz und gut als Burgherr festgesezt.

In Heinrich regte sich der Reitersmann von ehedem. „Ich hätte große Lust, die Drommete blasen zu lassen," rief er aus. — Lisbeth fiel ihm in's Wort: „Der Herr Graf würde mit seinem Volk unsere Bauern placken, unser Land verheeren, unser Schloß beschädigen, und durch ein solches Verfahren dem Klenkenbostel gleichsam Recht geben." — Der Zurechtgewiesene lächelte. „Ich hätte Lust," erläuterte er, „doch hab' ich mir schon manches Gelüst vergehen lassen. Ich werde morgenden Tags nach Münster zum Bischof reiten. Seine fürstliche Gnaden ist ein naher Sippe der Frau Gräfin, dazu des Klenkenbostel Lehensherr, und wird die Sache wohl kurz und gut austragen, um euch in den vorigen Stand herzustellen. Indessen lasse sich's die Frau Gräfin bei mir gefallen. Ich stelle ihr das Vorwerk Klevenhusen zur Verfügung." — „Wir ziehen vor, unter des Herrn Geleit nach Münster zu gehen," antwortete Anna Maria; „doch bedürfen wir zuvor einiger Tage Ruhe. Der Herr Graf wartet wohl so lange?" — Heinrich nickte, und die Edelfrau sprach weiter: „Wir werden keinen Augenblick länger verziehen, als Noth thut. Und da richtige Rechnung gute Freunde macht, so lasse der Herr ein deutsches Wort mit sich reden." — „Ich höre." — „Nehm' er ohne Groll hin, was nur aus guter Meinung gesagt wird. Die Frau Gräfin zu Waldheim ist auf die ganze Verwandtschaft übel zu sprechen. In ihrer Art hat sie Recht damit. Die einen haben ihr das Leben sauer gemacht, die übrigen nichts für sie gethan. Mein seliger Herr und ich haben uns allen Streitigkeiten fern gehalten, wie dem Herrn bewußt ist." — „Ich weiß sogar," schaltete Heinrich ein, „daß der Selige durch Vermittlung seiner fürstlichen Gnaden mir zu Gefallen lebte, wo es irgend ging." — Anna Maria fuhr fort: „Ich verdenke der Frau Gräfin nicht ihre Empfindlichkeit, obschon sie auch uns Schuldlose trifft, wie der Empfang nur allzudeutlich beweist, der uns heut zu Theil geworden. Gerade dieser Empfang aber berechtigt mich zu einer Frage, die ich sonst nicht thun würde, doch schon darum thun muß, um nach der Antwort mein Benehmen einzurichten."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Februar.

Allgemeiner Zustand. — Vinet.

Es war eine Zeit, wo es zu meinen liebsten Geschäften gehörte, in diesen Blättern über Waadt und Lausanne zu berichten, wo so viel gesellig Schönes, so viel geistig Erregendes in anmuthiger Form am Rande des reizenden Seebeckens zu finden war, wo ein Verein geistreicher Männer aus dem In- und Ausland mit liebenswürdigen und geistreichen Frauen dem Leben die reichste Bedeutung gab, wo sich Alle über das schöne Gedeihen des Landes und Volks unter der Sorge einer humanen Regierung freuten, wo Wissenschaft, Poesie und Kunst in dem anmuthigen Alpengarten blühten, wo es sogar eine wahre Freude war, auf dem Lande, im Wald und auf den Bergen mit Landleuten zu verkehren, in ihr Leben einzugehen und ihre Fortschritte in Bildung und Sitte zu beobachten. — Mit alle dem ist es nun fürs Erste aus. Ist es doch, als wenn ein trübes, feindliches, zerstörendes Jahrhundert zwischen Damals und Jezt läge! An die Stelle der heitern, warmen und wohlthuenden Sonnenstrahlen des Geistes, der Sitte und der Humanität sind die dicken, tiefgehenden Wolken des Radikalismus getreten, aus denen es manchmal wetterleuchtet; das gesellige Leben hat schon alle seine Fühlhörner eingezogen, Wissenschaft und Kunst sind ausgewandert. Aber droht nicht mit einigen Modifikationen in einem großen Theil Europa's das Gleiche? Gehen nicht dessen Einwohner mehr oder weniger durch Egoismus, Geldsucht, Materialismus, Radikalismus, Socialismus, Communismus, Atheismus und Entsittlichung einer schweren Zukunft entgegen? Ist es nicht als wenn ein geistiger schwarzer Tod hereinzubrechen drohte? — Chateaubriand sagt in einem seiner geistreichsten Briefe, der erst vor Kurzem bekannt geworden ist: »Si j'étais à recommencer ma vie, je n'écrirais pas un seul mot et je voudrais mourir complètement ignoré; mais je serais complètement Chrétien, comme je l'ai été et plus que je ne l'ai été. Tout compté il ne reste dans la vie qu'une chose: la religion; c'est elle qui donne l'ordre et la liberté au monde et après cette vie une vie meilleure. — L'avenir du monde est dans le christianisme, et c'est dans le christianisme que renaîtra après un ou deux siècles la vieille société qui se décompose à présent.« — Uns scheint diese Ansicht unserer Zeit und ihres Drohens die allein beruhigende und tröstende. Sie ist auch die, welche mit dem bisherigen Gang der Weltgeschichte ganz im Einklang steht. In unserer Zeit wird sich wiederholen, was die Welt nach der Ausartung, nach dem sittlichen, religiösen und gesellschaftlichen Fall, mitten in dem fremden Götzendienst, mitten in der Fäulniß des reichen, weltherrschenden Roms gesehen hat. Da kam das Christenthum und öffnete der Menschheit eine neue, tröstende Welt, einen bessern Gemüths- und Gesellschaftszustand; es schwankte und fiel der Baal, der bisher angebetet worden war, und der reinigende Glaube breitete seine Schwingen über die junge Welt aus. Dazu half damals der Einfall der urkräftigen, sittenreinen germanischen Barbaren in das verfaulte römische Reich und deren Niederlassungen in Süd-, Mittel- und Nordeuropa. Es wäre lächerlich, Aehnliches von den heutigen Deutschen zu hoffen. An ihnen hat sich nach und nach vieles von dem verwischt, was jene Barbaren hochstellte; es hat sich jedoch auch, besonders in den gesunden Mittel- und untern Ständen, manches Gute erhalten, manches Halbvergessene ist wieder aufgelebt, was 1517 und 1813 dargethan haben. Die Hoffnung wäre vielleicht nicht thöricht, daß sich im Lauf einiger Jahrhunderte dieses Volk nach Abschüttlung alles Unglaubens und aller Thorheit wieder erhöbe, reinigte, erkräftigte und in dieser zweiten Genesis mächtig auf die Gestaltung einer neuen bessern Zeit wirkte. — Solche Hoffnung habe ich auch für die Schweiz.

Der Uebergang von Chateaubriand auf unsern unvergeßlichen Vinet ist sehr natürlich, und es gäbe mehrere treffende Vergleichungspunkte zwischen beiden, wobei Lezterer gewiß nicht verlieren würde. Er starb Anfangs Mai v. J. nach langem Leiden. Sein schwerstes aber, das ihn schnell zum Tode führte, war der Jammer über sein Vaterland. Als ihn der Lausanner Radikalismus mißhandelte, litt er es geduldig, und sein Geist arbeitete noch in den lezten Tagen rüstig unter körperlichen und Gemüthsleiden, bis der edle Mann, noch nicht fünfzig Jahre alt, starb. Jung wurde er 1819 als Professor der französischen Sprache und Literatur nach Basel berufen, wo er mehrere Jahre vielseitiges Talent entwickelte, nicht nur durch Vorlesungen und literaturgeschichtliche Arbeiten, z. B. sein Gemälde der französischen Literatur, sondern besonders durch seine Predigten und theologischen Schriften, unter andern über die religiöse Freiheit und seit 1824 über Religionssekten. Auch war er durch eine Menge trefflicher Aufsätze die Seele des Semeur, unstreitig des geist- und gemüthreichsten französischen Journals. Als vor zehn Jahren die vorige Waadtsche Regierung der Lausanner Akademie einen neuen Aufschwung geben wollte, berief sie auch Vinet von Basel, troz seiner abweichenden kirchlichen Meinungen, als Professor der Kanzelberedsamkeit und praktischen Theologie. Sehr ungern riß er sich von Basel los, wo er allgemein geliebt und geehrt wurde. Er verließ dort eine ganz unabhängige Stellung, Freunde und Schüler, weil er es für seine Pflicht hielt, seinem Vaterland, das Vertrauen zu ihm hatte, nützlich zu seyn. Er würde aber wohl nicht gekommen seyn, wenn er geahnt hätte, was bald der jungen, durch tüchtige Kräfte und Gunst der Regierung schön aufblühenden Akademie und ihm selbst Trauriges bevorstand. Zwar übertrug ihm die aus der Insurrektion von 1845 hervorgegangene Regierung an Monnards Stelle den Lehrstuhl der französischen Literatur, entfernte ihn aber schon im nächsten Jahr wieder, weil ihr sein mächtiger Einfluß auf die Studenten, sein streng religiöser Sinn und seine Unabhängigkeit von der Nationalkirche mißfiel und gefährlich schien. Von da bis zu seinem Tod lebte er zurückgezogen im Kreis der Seinigen, wozu auch seine ihm treu gebliebenen Schüler gehörten. In Lausanne gab er eine neue Sammlung von Predigten, ferner seinen »Essai sur la manifestation des convictions religieuses,« neben vielen einzelnen Abhandlungen und Flugschriften, heraus. Durch diese Arbeiten erhielt er, ohne ihn zu suchen und unter den ungünstigsten Umständen, im Ausland einen sehr bedeutenden Ruf.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 46. Mittwoch den 23. Februar 1848.

— Mark, how she
Began to scold, and raise up such a storm,
That mortal ears might hardly endure the din.

Shakespeare.

Fräulein Lisbeth.

(Fortsetzung.)

Anna Maria stockte, weil sie nicht gleich die mildeste Einkleidung ihrer Rede fand. Heinrich eilte, ihr die Mühe ganz zu sparen. „Mein Weib ist einfacher Leute Kind," sagte er; „nicht erzogen für die große Welt und allzubeschränkten Witzes, um nachzuholen, was sie in der Kindheit nicht lernte. Gertrud ist meine Hausfrau geworden, nicht weil, sondern obschon ich ein Herr über Land und Leute bin. Viel lieber hätte sie's gesehen, wär' ich der Erbe des Löwenwirths zu Zütphen gewesen, oder ein Soldat im Dienst der Hochmögenden. Nur um meinetwillen läßt sie sich's gefallen, eine gnädige Frau zu heißen, doch von den eigentlichen Standespflichten hat sie keinen Begriff. Trotzdem würde sie die Gesetze der Höflichkeit gegen einen werthen Verwandten nicht so ganz umgehen, träte nicht ein wunderlicher Umstand noch in's Mittel."

„Erkläre sich der Herr," mahnte Anna Maria den Stockenden, der nach einer Pause fortfuhr: „Der Himmel gewährt uns sündigen Menschenkindern keine Huld ohne bittere Zugabe, und zwar um so bitterer, je größer die Gabe selbst. Wenn er nun einer Frau die höchste seiner Segnungen zukommen läßt, so sendet er zugleich ein ganzes Heer von Plagen, und nicht die geringsten darunter sind seltsame Einbildungen, abenteuerliche Gelüste, thörichter Abscheu gegen die unverfänglichsten Dinge." Bei den letzten Worten faßte Heinrich wie unwillkührlich das Fräulein in's Auge. Lisbeth verstand den Blick. Lächelnd und dennoch traurig sprach sie: „Der Herr Graf berührt mit leiser Hand einen Fleck, den er für wund hält. Ich weiß ihm Dank für die Schonung, obwohl die Wunde längst vernarbt ist. In meiner Kindheit mußte ich vieles ausstehen um der Farbe meines Haares willen. Wenn ich meinen Gespielinnen nicht gleich zu Willen war, da wurde ausdrücklich die Rothe gescholten. Noch schlimmer ging's in der Klosterschule zu Münster. Wenn andere Mädchen unartig gewesen, so erhielten sie ihre Strafe und die Sache war abgethan: die rothe Lisbeth bekam noch allerhand zu hören, wie von Leuten, die Gott selber gezeichnet, vom Erzschelm Judas, und sonstige Dinge, die grausamer einschnitten als das Birkenreis. Längst schon hab' ich diese Demüthigung meiner Eitelkeit der schmerzhaften Mutter Gottes geopfert. — Doch davon weiß der Herr ja nichts, er ist nicht unseres Glaubens." — Rasch entgegnete Heinrich: „Der Begriff einer solchen Aufopferung ist mir darum nicht fremd. Es gab eine Zeit, in welcher ich allen Ernstes darauf sann, einen tiefen wahren Schmerz in gleicher Weise auf den Altar zu legen. Auch unterließ ich es nur äußerlich, weil ich den Uebertritt von einem Bekenntniß zum andern scheute." — Anna Maria fiel ihm in die Rede: „Ich habe die Base Gisberta wohl gekannt, und oft fällt sie mir wieder ein, wenn ich mein Kind betrachte." — „Das Fräulein erinnert auch mich an die Frühverklärte," sagte der Graf, „und Gertrud wird nicht umhin können, das zu errathen. Somit hat Fräulein Lisbeth mich vorhin nicht völlig verstanden, denn dem Widerwillen des großen Haufens würde meine Ehewirthin nicht über Gebühr anhängen, wüßte sie nicht vom Bild in meiner Seele geheimstem Schrein."

Diese Worte machten auf Lisbeth einen unerwarteten Eindruck. Sie verstand daraus, daß Heinrich an ihr als einen Vorzug pries, was andere höchstens entschuldigten. Zu sich selber sprach sie insgeheim: „Wie freundlich versteht doch der wohlerzogene Mann meiner Eitelkeit zu schonen!“ Indem sie also mit sich selber redete, wußte sie, ohne sich's zu sagen, daß ihr mehr daran gefiel als die gerühmte Schonung, und vergebens mühte sie sich, dieses Wohlgefallen vor dem eigenen Bewußtseyn zu verschleiern. Darüber vernahm sie kaum, wie ihre Mutter zum Schloßherrn sprach: „Alle Umstände recht erwogen, halt' ich's für's Beste, nach Klevenhusen zu gehen. Der Herr möge allein den Weg nach Münster zu seiner hochfürstlichen Gnaden machen, und zwar morgen schon, um keine Zeit zu verlieren.“ Dem Grafen fiel ein Stein vom Herzen. — „Die gnädige Frau hat recht,“ sagte er beistimmend, „der von Klenkenbostel soll nicht warm im Neste werden. Vor Tagesanbruch gedenk' ich schon unterwegs zu seyn. Mein Stallmeister wird die Frauen nach dem Vorwerk bringen, das kaum eine kleine Tagreise entfernt liegt, so daß sie bequem ausschlafen können. Auf dem Rückweg werd' ich sie dort besuchen. Inzwischen Gott befohlen.“

Die drei waren in der kurzen Unterredung vertraute Freunde geworden, weniger durch das, was Heinrich gesagt, als was er verschwiegen hatte, wenn „verschwiegen“ heißen darf, was ohne Worte gesagt und verstanden worden. So war es eine ganz natürliche Regung, daß Anna Maria und ihre Tochter dem Beschirmer die Hände zum Abschied reichten und diesen Abschied nicht so ganz kurz abmachten, wie er zu wollen schien. Endlich ließ die Wittwe los, während Heinrich die Hand der Waise noch einmal drückte, zum allerleztenmal, und Lisbeth nicht die Kraft hatte, diese Hand wegzuziehen, da er doch gerade darauf harrte, daß sie es thue. — „Fahrt wohl, auf Wiedersehen!“ sagte der Graf. — „In der Hölle!“ fiel eine gellende Stimme ein. Die Frauen erbebten, betroffen zuckte der starke Mann zusammen, doch ohne Lisbeth loszulassen; er hielt sie vielmehr nur um so fester. Die Unglücksworte hatte Gertrud gesprochen; noch stand sie auf der Schwelle, beide Hände am zurückgeschlagenen Thürvorhang, das Antlitz verzerrt und bleich vor Wuth, die Augen roth, wie mit Blut unterlaufen. Anna Maria und das Fräulein begriffen auf der Stelle, was hier auch das einfältigste Geschöpf begriffen hätte, insofern es nur ein Weib gewesen wäre; ja, die arme Lisbeth fühlte etwas wie die Angst einer schuldbewußten Seele. Auf dem Weg zur Sünde ist ein wohlgeartetes Menschenkind überhaupt viel schreckhafter als jenseits des Grabens, und ein zartes Gewissen hält manche Dinge schon für Frevel, die weit hinter uns liegen müssen, bevor sie uns unbedeutend erscheinen können. Gertrud blieb nicht lange stumm. Im Wuthanfall der Eifersucht vergißt selbst die feinste Frau nur allzubald die Grundsätze einer guten Erziehung, und die Tochter des Richters von Zelhem hatte nichts dergleichen zu vergessen. Mit schreckenerregender Geläufigkeit erschöpfte sie der plattdeutschen Sprache überschwänglichen Reichthum an Schimpfworten. In ganz Westphalen hat gewiß im selbigen Jahr keine Bettelschürze von der andern vernommen, was die gräfliche Wittib und ihre Tochter in wenigen Augenblicken anhören mußten. Was Gertrud eigentlich zu sagen gedachte, ging nicht überall aus ihren hastigen Reden hervor, die, einander überstürzend, sich oft in den Einzelheiten widersprachen. Im Ganzen war indessen nicht zu verkennen, daß die eifersüchtige Frau ein Verhältniß verbotener Art zwischen ihrem Gatten und der jungen Gräfin unterstellte. Lisbeth war, von ungeregelter Leidenschaft gestachelt, dem Buhlen nachgezogen, und eine gewissenlose Mutter ohne Zucht und Ehre hatte sich zum Schanddeckel hergegeben, statt, wie sie wohl gesollt, das ungerathene Kind mit Strenge im Zaum zu halten. Betäubt, dem eigenen Gehör mißtrauend, vernahmen die drei den Schwall von ungeheuerlichen Anschuldigungen, vorgetragen in Ausdrücken, deren Daseyn die jungfräuliche Lisbeth nie geahnt und von denen sie gerade nur begriff, daß nicht ihr Lob darin gesungen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Shakespeare in Frankreich.

(Fortsetzung.)

So etwa könnten die Franzosen sprechen, und ich glaube kaum, daß man sie wegen solcher Rede der Unvernunft zeihen dürfte. Ja wehe denjenigen, die Shakespeares ureigene Kraft, die Wucht und Macht seiner Beredtsamkeit, das Mark seines treffenden Ausdrucks, seine sinnige Grazie, seine tiefe, allseitige Weisheit, den sprudelnden Muthwillen seines Geistes in heitern Momenten und seine furchtbare Meisterschaft, wo es Schrecken und Vernichtung gilt, den großartigen Wurf seiner Stücke, die mannigfaltige Fülle, die gewaltige Anlage und die scharfe, folgerechte Durchführung seiner Charaktere zu mißkennen im Stand sind und zu leugnen sich unterstehen. Ihnen hat man zuzurufen das Recht: Glaubt was ihr wollt, mit euch ist nicht zu streiten.

Wer sollte aber auch so stumpf, so blöde und verstockt seyn, um nicht bewegt zu werden, wenn Macbeth über die That, die er brütet, mit sich selbst zu Rathe geht, wenn Shylok die Gründe seines

Hasses aufzählt, Hamlet den Freund und die Wachen ausfragt über den Geist seines Vaters, oder wenn er seine eigene Gelassenheit und Erschlaffung in einem Augenblicke, wo ihn Alles zum Handeln spornt, vergleicht mit der Aufregung des Schauspielers für die Hecuba, die demselben nichts ist, wenn Lear den Elementen, die auf ihn einstürmen, verzeiht, weil sie nicht seine Kinder sind, oder den Tod der verstoßenen Cordelia betrauert: wer sollte in solchen Momenten und so vielen andern von gleicher Stärke nicht zu gleicher Zeit von Bewunderung für den Schöpfer dieser Scenen durchdrungen und von der Größe desselben überwältigt werden? — Aber stehen diesen Lichtseiten nicht auch starke Schatten entgegen? Macht nicht der große Mann von seinen unvergleichlichen, von seinen göttlichen Gaben nur zu oft einen bedauernswerthen Gebrauch? Zerstört er nicht manchmal die herrlichsten Genüsse, die uns sein Genie bereitet, durch die Sonderbarkeiten seiner Manier? Er, der doch der Natur so recht bis in's Innerste geschaut und die verborgensten Fächer des menschlichen Gemüths geöffnet hat, ist er nicht häufig in alle Verzerrungen der ärgsten Unnatur verfallen?

Ich weiß, daß auch die strenggläubigsten und entschlossensten Anbeter Shakespeare's in schwachen Stunden und wenn man ihnen stark zusetzt, das Daseyn einiger Unvollkommenheiten in den Werken des außerordentlichen Mannes einräumen; aber es seyen das, sagen sie, unerhebliche Dinge, die so riesigen Schöpfungen keinen Eintrag zu thun vermöchten, Flecken in der Sonne, Unarten eines Gottes, durch welche Shakespeare so wenig kleiner werde, als Jupiter durch die läßlichen Sünden, die er in Stier- oder Schwanengestalt begangen, an seiner olympischen Glorie und Majestät verliere. Sie setzen die Grundsätze herab, gegen die Shakespeare verstößt, und stellen die Bedeutung der Mängel, die bei ihm häufig getroffen werden, in Abrede. Ich bin einmal mit einem deutschen Privatdocenten zusammengekommen, der die ästhetische Frömmigkeit so weit trieb, daß er den Werth des Geschmacks lieber leugnete, als daß er an sein Idol rühren ließ, was ihn jedoch einige Tage später durchaus nicht abhielt, in einer Tragödie Senecas gerade das zu tadeln, was er bei Shakespeare unvergleichlich schön gefunden hatte.

Nun gibt es auch solche, die von den Auswüchsen Shakespeare's allerdings beleidigt und betrübt werden, aber sie darum für unwichtig ansehen, weil sie den Wunderbau und die dramatische Wirkung seiner Stücke nicht zerstören, und wie angespritzter Koth auf einem Purpurmantel, ohne dem Ganzen Abbruch zu thun, sich abnehmen ließen, während in dem klassischen Theater der Franzosen das Veraltete mit dem Aechten und Vortrefflichen so eng verwachsen sey, daß man, ohne etwas ganz Neues zu machen, das Eine gar nicht ablösen könne von dem andern. So sey gewiß nichts leichter, als aus Rücksicht für verletzliche Ohren die erotischen Keckheiten — denen ich, unter uns gesagt, was mich betrifft, nicht im mindesten böse bin — bei Seite zu schaffen und die Wortspiele, wo sie zu spitzfindig werden oder zu lang sich fortspinnen, oder gar, wie in Romeo und Julie, den Strom der Leidenschaft unterbrechen, auszumerzen. Aber wäre es, wenn man einmal an der Arbeit ist, nicht gestattet und räthlich, das Geschäft des Wegräumens und Reinigens auch auf die vielen Gleichnisse und die Masse von Schwulst, die in Shakespeare aufgehäuft liegt, auszudehnen? Den Schwulst vertheidigt freilich kein Mensch, der nicht vor lauter Abgötterei den Sinn für das Schöne verloren oder ihn überhaupt nie gehabt hat, es müßte denn seyn wie es Dryden that, der darin eine Feinheit der Vorsehung erkannte, die Shakespeares Genius mit großen Fehlern behaftet habe, damit der Glanz und die Macht der löblichen Eigenschaften, die er besessen, ihn nicht über die Linie der übrigen Sterblichen emporhebe. Die Gleichnisse dagegen werden viel bewundert und selten gestrichen und von den Vielen, deren ästhetisches Urtheil sich mehr an einzelne Glanzstellen und Kernworte, als an Harmonie und Bedeutung eines gelungenen Ganzen hält, für eine Hauptgröße des „brittischen Aeschylos" angesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Fleischverbrauch. — Die Forezer Steinkohlengesellschaft.

Zu Anfang jeden Jahrs liefern die hiesigen Tageblätter die Berechnung der dem Publikum zu seinem leiblichen sowohl als geistigen Unterhalt gelieferten Waaren. Einerseits ziehen sie das Facit der auf zwanzig Theatern gespielten neuen Stücke, andererseits berechnen sie das Schlachtvieh, das in Paris während des vergangenen Jahrs eingeführt und nicht wieder ausgeführt worden, also in den großen vier Schlachthäusern dem Magen der Pariser aufgeopfert worden ist. Welch ungeheuern Schlund hat diese Hauptstadt, um in einem Jahr 82,519 Ochsen, 24,990 Kühe, 83,577 Kälber, 503,113 Schafe und 239 Ziegen,

in Allem über 977,604 Centner Fleisch zu verschlingen! Und doch ist die Rechnung bei weitem noch nicht vollständig, da sie nur das von Pariser Metzgern gelieferte Fleisch begreift; die auswärtigen Metzger haben jetzt ebenfalls die Erlaubniß, Fleisch nach Paris zu bringen, und im Jahr 1847 haben sie über 46,500 Centner eingebracht. Dann wird eine besondere Rechnung des Schweinefleisches geliefert, welches von einer eigenen Klasse von Fleischern, den sogenannten Charcutiers (376 an der Zahl, welche zum Theil sehr elegante Buden haben), vertrieben wird. Im Jahr 1847 sind hauptsächlich von den weniger bemittelten Klassen 44,888 Centner Schweinefleisch verspeist worden. Die Vornehmen lassen selten Schweinefleisch auf ihre Tafel bringen. Im Ganzen schlägt man die Fleischverzehrung eines jeden Parisers (vorausgesetzt, daß die Stadt eine Million Seelen enthält) zu 107 Pfund im Jahr an, was etwa fünf Unzen täglich betragen würde. Man bemerkt, daß die Engländer weit mehr Fleisch verzehren und daher auch stärkere Handarbeiter sind. Der Verbrauch des Fleisches würde auch in Paris und in ganz Frankreich beträchtlicher werden, wenn die Concurrenz des fremden Schlachtviehs den Preis des einheimischen zum Sinken brächte, wenn mithin die Einfuhr des erstern geringern Zöllen unterworfen wäre. Dagegen aber streitet das Interesse der französischen Weiden- und Heerdenbesitzer, und da der Staat auch auf diese Rücksicht zu nehmen hat, so bleibt es beim Alten. Eines jedoch wird sich ändern: der Transport des Schlachtviehs aus der Provinz nach der Hauptstadt war bisher lang und schwierig; jetzt wird er mittelst der Eisenbahnen immer leichter und schneller. Wenn einmal sämmtliche Provinzen daran Theil nehmen können, wird man Schlachtvieh aus bergigen oder wiesenreichen Gegenden bekommen, welche sonst keines nach der Hauptstadt versendeten. Aber immer bleibt es gewiß, daß Frankreich keineswegs so reich an Weiden ist als Flandern und England, daß mithin das Schlachtvieh nie so zahlreich werden kann, um eine starke Fleischkonsumtion möglich zu machen.

Sehr charakteristisch für unsere Zeit sind die Umtriebe der Handelscompagnie, welche im Loiredepartement die Steinkohlenbergwerke ausbeutet. Im Forez, einem Berglande mitten in Frankreich, befinden sich ungeheure Steinkohlenvorräthe in Schichten, welche zwar nicht sehr dick sind, aber dafür in großer Menge in kurzen Zwischenräumen auf einander folgen. Seit Anwendung der Dampfmaschinen haben diese Bergwerke eine außerordentliche Wichtigkeit erlangt und sind für das innere und mittägliche Frankreich das geworden, was die Umgegend von Anzin für das nördliche ist. Der Nähe dieser Bergwerke hat die Fabrikstadt Saint-Etienne, das französische Sheffield, ihren großen Flor zu verdanken; sämmtliche Oefen und Pfannen werden dort mit den Forezer Steinkohlen geheizt, und der Besitz der Gruben ist äußerst werthvoll geworden, zumal jetzt Kanäle, Flöße und Eisenbahnen das Mineral auch in ferne Gegenden verführen. Dieß hat nun den Hauptbesitzern der Bergwerke den schnöden Gedanken eingegeben, alle andern Gruben an sich zu kaufen, oder die Besitzer in ihre Compagnie zu ziehen und einen einzigen Verein zu bilden, der somit Besitzer des gesammten Steinkohlengebiets in jener Gegend wäre und die Preise nach Belieben ansetzen könnte, ohne daß er Concurrenz von außen zu fürchten hätte; denn da nur im nördlichen, weit entfernten Frankreich ein zweites, gleich reichhaltiges Steinkohlengebiet vorhanden ist, so muß das Land weit umher nothwendig seinen Kohlenbedarf bei jenem Verein holen, und jedenfalls konnten die Aktien der Gesellschaft zu hohen Preisen an der Börse abgesezt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Lausanne, Februar.

(Fortsetzung.)

Vinet. — Die ehemalige Akademie.

Wenn Vinet seine Zuhörer und Leser durch treffliche Sprache, durch seltene Tiefe und Zartheit des Gefühls hinriß, so geschah dieß ganz unwillkührlich, denn er strebte nie nach Effekt und Ruf. Manchmal war er jedoch dunkel durch den Ueberfluß an Gedanken, wie durch den gewissenhaften Wunsch, seinen Gegenstand gründlich zu bearbeiten. Die von ihm mit gewissenhafter Hingebung besprochenen Fragen, besonders über die gänzliche Unabhängigkeit der Kirche vom Staat, waren selten populär. Durch die Strenge seiner Grundsätze stellte er sich außerhalb der jetzigen literarischen Bewegung in Frankreich und weit über die Parteien in Politik, Schule und Kirche. So wurde er durch Geist, Kenntnisse, Scharfsinn, Wohlwollen und Gerechtigkeit eine in ganz Frankreich neue Macht in der Kritik, so daß die ausgezeichnetsten Schriftsteller Frankreichs einen kritischen Artikel von Vinet im Semeur wie eine Gunst ansahen. Michelet sagte einmal in seiner gewöhnlichen Art in diesem Journal: »C'est un diamant, on ne peut rien de plus pur ni de mieux taillé.« Von ihm hat auch St. Beuve eines seiner besten literarischen Porträts gegeben. Indessen kann bemerkt werden, daß Vinet in seinem Lob des Leidlichen oft zu gefällig und breit, im Tadel des Mittelmäßigen aber zu leise auftrat, weil er ungern die Dinge bei ihrem rechten Namen nannte, wenn er Andern damit Unliebes that. Sein Ruf als geistlicher, sowie als philosophischer Schriftsteller war in England und in dem protestantischen Deutschland nicht geringer als in den Ländern französischer Zunge.

Mit Monnards Auswanderung und Vinets Tod schließt sich für Waadt die kaum begonnene kurze, aber anziehende Epoche literarischer und wissenschaftlicher Erhebung. Dieß war die Zeit, wo unter andern ausgezeichneten fremden Literaten auch St. Beuve und Mickiewitz hier Vorlesungen hielten.

Vinet hat also seine Absetzung nicht lange überlebt. Als die jetzige Regierung die alte Akademie auflöste, weil ihr deren Haltung, ihre Unabhängigkeit, sowie die allgemeine Achtung, deren sie genoß, lästig waren, da verlor sie außer Vinet noch mehrere ausgezeichnete Männer. Wartmann war Professor der Chemie, ein Sohn des bekannten Astronomen in Genf, ein Gelehrter von umfangreichem Wissen in seinem Fach, wohlbekannt in Paris, Holland und Deutschland, wohin er wissenschaftliche Reisen gemacht hatte, Verfasser mehrerer trefflichen Abhandlungen, die in den Sitzungen des französischen Instituts Aufsehen gemacht haben. Professor Zündel aus Schaffhausen war Professor der griechischen Literatur und Sprache, ein ausgezeichneter Hellenist, der auf seinen Reisen nach Schottland und England in einem griechischen Manuscript die Bestätigung seiner seit mehreren Jahren angestellten Untersuchungen über Aesops äthiopischen Ursprung gefunden hat. Eduard Secretan war Professor des Rechts, und Karl Secretan Professor der Philosophie, ein vorzüglicher Lehrer und auch thätiger Mitarbeiter am Semeur. Letzterer ist auch Verfasser einer Abhandlung über Leibnitz. Der Professor für lateinische Literatur war Porchat, auch bekannt als Verfasser geistreicher Fabeln unter dem Titel: »Glanures d'Esope,« über die sich die besten französischen Journale mit Recht ehrend ausgesprochen haben. Von ihm sind auch die zwei Tragödien Jeanne d'Arc und Arnold de Winkelried, deren wir seiner Zeit auch in diesen Blättern erwähnten. Endlich Melegari, Professor der socialen Wissenschaften, dessen Arbeiten über die Philosophie des Rechts in der Genfer Bibliothèque und im Semeur großen Beifall gefunden haben.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 47. Donnerstag den 24. Februar 1848.

Shakespeare ist reich an wundersamen Tropen, die uns gar nicht kleiden würden, bei ihm aber völlig am Platze sind, weil zu seiner Zeit alle Kunst von der Allegorie beherrscht wurde.

Goethe.

— Laudavere sales, nimium patienter,
Ne dicam stulte, mirati.

Horat:

Shakespeare in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Es war im December vier-und-vierzig, die englischen Schauspieler waren in Paris und gaben Gastvorstellungen, Macready und Miß Helen Faulcit machten ein gewisses Furore, und wer auf literarische Bildung einigen Anspruch machte, mußte, wenn er auch kein Wort Englisch verstand, Ehren halber einer oder zwei Leistungen der fremden Truppe beiwohnen. Die Pariser Deutschen, die für ihre eigene Literatur einen so ungemeinen Eifer an den Tag legen, daß bis jezt, troz wiederholter Bemühungen, ein Institut, in dem die vorzüglichsten belletristischen und wissenschaftlichen Blätter Deutschlands zu finden wären, noch unter die frommen Wünsche gehört — diese Pariser Deutschen fanden sich, wie Jeder leicht sich denkt, bei den englischen Vorstellungen in Masse ein, und ich war, wie man gerade Hamlet gab, von einem ganzen Trupp Landsleute umgeben, unter diesen ein junger blonder, gesprächiger Mann aus Hamburg, der mit englischen Redensarten erstaunlich viel um sich warf. Er war mein Nachbar zur rechten Hand und lobte mir in die Länge und in die Breite den armen Shakespeare, und ward gar nicht müde, von der wunderbaren Tiefe der Tragödie Hamlet zu sprechen. Bald aber merkte ich, daß er immer auf den berühmten Monolog: „Seyn oder nicht Seyn" zurückkam, und als ich ihn auf ein paar andere Auftritte und Stellen, wie die Exposition, die Schauspielscene, die wizige Abfertigung von Rosenkranz und Güldenstern, aufmerksam machte, so stimmte er mit sichtlicher Verlegenheit all meinen Behauptungen bei, und es sah aus als wisse er nicht recht was ich meinte. Auch fiel mir auf, daß er während der zwei ersten Aufzüge des Gähnens und Einschlafens nur mit der äußersten Anstrengung Herr wurde. Als aber endlich im dritten Akte das sehnlich erwartete Seyn oder nicht Seyn erscholl, ward er plözlich wie neu belebt, strahlte, zuckte, ruckte, rieb sich die Hände, sprach die Worte des Schauspielers nach und wollte am Ende in ein ungeheures Händeklatschen ausbrechen, allein die Stille des Saals bewog ihn, von dem so muthig und energisch begonnenen Unternehmen abzustehen, hörte aber dafür auch bis zum Schluß des Aufzugs nicht auf den Stumpfsinn des französischen Publikums zu bejammern. Als der Vorhang zum drittenmal gefallen war, verließ er unter ich weiß nicht mehr welchem Vorwand seinen Plaz mit der ausgesprochenen Absicht, in einigen Minuten zurückzukommen, aber

„Johanna geht und nimmer kehrt sie wieder."

Seit dieser Zeit hab' ich ihn nicht mehr gesehen, aber in theurem Andenken fort und fort behalten, denn er ist der Typus einer ganzen Klasse von Shakespearomanen für mich geworden.

Ja wohl, ich habe der Herrn und Damen viele gekannt, die eben keine besondere Begabung hatten, die wahrhaft dramatischen Momente in Shakespeares Schauspielen zu erkennen, die aber, wie mein Nachbar im Theater Ventadour, einen desto größeren Nachdruck auf die lakonischen Kraftsprüche, die zugespizten Gefühls- und Gedankenspäne, die philosophischen Selbstgespräche und die schimmernden Gleichnisse legten. Es thut mir leid, aber ich kann, was namentlich

den letzten Punkt angeht, ihre Begeisterung nicht theilen, und wenn ich hierin auch mit den Franzosen zusammentreffe, so spricht mich doch mein Gewissen von dem Vorwurfe des Nachbetens völlig frei.

Diese Gleichnisse, auch ich finde sie oft trefflich und treffend, aus der eigenthümlichsten Anschauung hervorgegangen und äußerst lebhaft malerisch; allein sie stören mich häufig und verderben mir den Eindruck, den das Verhältniß und die Gemüthslage der sprechenden Person auf mich gemacht.

Macbeth überlegt, ob er König Duncan tödten soll. Alle Mächte der Hölle treiben ihn zur That; dennoch zaudert er, er möchte gern einen Grund zum Mord, einen Vorwand haben. Wenn dieser König Duncan ein Bösewicht, ein grausamer Zwingherr wäre, wenn er sein Volk aussaugte, die Gerechtigkeit verfälschte; aber nein, nie gab es einen milderen Monarchen, nie einen besseren Menschen, einen festeren, treueren Verwalter der Gerechtigkeit, und diesen will ich umbringen! — Gewiß, es ist nicht möglich, eine ergreifendere Scene auszudenken und eine Seele in eine furchtbarere Spannung zu bringen als die, in die Shakespeare hier seinen Macbeth gebracht. In diesem furchtbaren Zustand, in diesem tiefen und lebhaften Gefühl von der Schlechtigkeit der That, über deren Vollbringung er mit sich zu Rathe geht, läßt er sich nun folgendermaßen über die Tugenden des Königs Duncan aus: Sie werden, gleich Engeln, mit Trompetenzungen gegen die bodenlose Verruchtheit seiner Ermordung auftreten, und gleich einem nackten, neugeborenen Kinde wird das Mitleid, reitend auf des Sturmes Hauch, oder die Cherubim des Himmels, getragen von den unsichtbaren Rennern der Luft, die furchtbare That in jedes Auge jagen, so daß die Thränen den Wind ertränken werden.

Die Frage, wie weit die angeführte Stelle mit den Grundsätzen des guten Geschmacks sich vereinbaren läßt, möge unerörtert bleiben, aber daß hier nicht Macbeth, sondern der schöngeistige Zeitgenosse der Königin Elisabeth spricht, ob darüber unter Unbefangenen der mindeste Zweifel obwalten könne, wär' ich zu wissen allerdings begierig. Shakespeare scheint mir, wenn man von der äußerlichen Unähnlichkeit absieht, ganz in dem Fall der französischen Tragiker zu seyn, wenn sie den Helden und Heldinnen der griechischen Sagenwelt die galante Sprache, die am Hofe von Versailles gäng und gäbe war, in den Mund legten. Das nur ist der Unterschied, daß diese für gewisse Empfindungen gar keine andere Ausdrucksweise vorfanden und durch abergläubisch von Kritik und Publikum verehrte Tradition gebunden und eingeengt waren, während Shakespeare einer unverhältnißmäßig größern Freiheit genoß und den belletristischen Launen seiner Zeitgenossen weniger aus Nothwendigkeit als aus eigenem Trieb und Hang sich unterwarf.

(Schluß folgt.)

Fräulein Lisbeth.

(Fortsetzung.)

Anna Maria war die erste, deren Entrüstung ein Wort fand. Ein Mann ist immerdar in solcher Lage wehrlos, sey er nun schuldig oder unschuldig; eine junge Frau weiß sich auch nicht zu helfen, und zwar um so weniger, je unverdienter die Kränkung ihr widerfährt; doch die beleidigte Mutterliebe beseelt ja selbst das schwächste Geschöpf mit Muth und Thatkraft. In strengem Ton, mit fester Haltung sagte die alte Gräfin zu Heinrich: „Wer diese Frau immerhin sey, sie beträgt sich wie eine Wahnwitzige. Die Beleidigungen, womit sie uns überschüttet, müssen wir Gott anheimstellen. Die Verleumdungen würden wir ohnehin verachten, wären sie auch nicht so übertrieben, daß sie wie Seifenblasen zerplatzen. Doch haben wir das Recht, vom Hausherrn Schutz zu verlangen gegen Lärm und Unbilde für die Viertelstunde, die wir noch unter seinem Dache zubringen werden." Heinrich, sich ermannend, sprach darauf: „Ich darf die edlen Frauen nicht zum Bleiben nöthigen und muß sie in Nacht und Nebel ziehen lassen. Der Stallmeister wird sofort seine Anstalten treffen." In französischer Sprache fügte er hinzu: „Was sonst zu sagen ist, werdet ihr später vernehmen." Während dieser Wechselreden hatte Gertrud nicht geschwiegen. Noch lauter schrie und belferte sie, als der so schnöde beleidigte Mann, sie am Arm und um die Mitte fassend, die Widerstrebende mit Gewalt von dannen führte. Des Schlosses breite Gänge hallten wieder vom Zetergeschrei der tollen Frau. „Der Treulose will mich ermorden," kreischte sie, „um seines Liebchens ungestörten Besitz zu gewinnen!" Das Schloßgesinde lief herbei. Mit Donnerstimme scheuchte der Herr und Gebieter die Neugierigen aus seiner Nähe, doch konnte er nicht verhüten, daß sie Gertruds durchdringendes Geschrei vernahmen, daß sie verstanden, wovon die Rede war; und weil nun die Menschen immerdar das Böse am liebsten glauben, so hieß es alsbald in allen Räumen von Waldheim: die Gräfin sey ein unglückliches Weib, der gnädige Herr ein zuchtloser Bruder Liederlich, die Fremde ein fahrendes Fräulein aus welschen Landen. Unter der zahlreichen Dienerschaft waren nur wenige, welche sich wunderten, daß ihr Herr im Alter von fünf- und -vierzig Jahren urplötzlich so umgeschlagen seyn sollte, nachdem er im ledigen Stande zu Leuenegg

und seit seiner Vermählung zu Waldheim immerdar den christlichsten Lebenswandel geführt.

Heinrich würdigte die Wüthende keines Wortes, kaum eines Seitenblickes. Nachdem er sie der Obhut ihrer Frauen übergeben, traf er sichere Anstalt, daß sie ihre Gemächer nicht verlassen konnte und keinen Augenblick allein blieb. Als er darauf dem Stallmeister befohlen, Pferde, Leute und Fackeln herbeizuschaffen, trat er den schweren Gang zu den beleidigten Gästen an. So schwer übrigens der Gang ihm vorkam, der Graf hätt' ihn um viel nicht unterlassen mögen, und wäre der Preis die Aussöhnung mit dem „Rosenstock" gewesen, „der keine Rosen trägt, doch seinen Dorn behält." * Er fand Beide mit rothen Augen. Lisbeth trat ihm entgegen, reichte ihm die Hand und sprach: „Ich erwartete den Herrn und freue mich, daß ich gegen die Mutter damit Recht behalte." — „Ich freue mich dessen mit dir, mein Kind," sagte Anna Maria. Das Fräulein fuhr fort: „Gemeinsames Leid macht uns zu Freunden. Ich sage das mit Vorbedacht, damit der Herr nicht die Zeit mit unnützen Betheurungen verliere. Wir sprechen ihn zum Voraus frei von jeder Schuld, ja ihn beklagen wir mehr als uns." — „Ich bin um so beklagenswerther," war des Grafen Antwort, „als mir urplötzlich die Augen aufgegangen sind. Meine Verblendung war zwar niemals der Art, daß ich nicht gewußt hätte, sie sey etwas dergleichen; doch gelang es mir bisher immer noch, die Augen zuzuhalten, wie einer, der früh Morgens erwachend ein anmuthiges Traumbild nicht loslassen will. Jetzo erkenn' ich den Abgrund, in dessen Tiefe ich gebannt und angeschmiedet liege. Kaum reicht mein verzweifelter Blick hinauf zu den Zinnen des unersteiglichen Geklüftes, und dennoch erkenn' ich dort droben nur allzudeutlich eines Engels Lichtgestalt. Sagt mir, Lisbeth, würdet Ihr zürnen, wenn es Euch freistände, die rettende Hand nach mir auszustrecken, und ich dann flehend mich emporwendete?"

Betroffen senkte das Fräulein die Wimpern. Zur Entgegnung gönnte ihr Heinrich keine Zeit. — „Laßt die thörichte Frage unerörtert," fuhr er fort, „denn Ja wie Nein würde mein Elend nicht lindern. Wir wollen in stummer Freundlichkeit scheiden. Meine Seele, mein Herz, meine Gedanken ziehen mit Euch als unabweisbare Begleiter. Ich schenk' Euch den schönen lieben Abendstern; denkt zuweilen meiner, wenn Ihr ihn am Himmel erblickt. Auf ihm werden wir dereinst uns wiederfinden." Der Jungfrau Lippen sagten zur Frage nicht Ja, nicht Nein, doch Ja entgegneten ein schier krampfhafter Druck der Hand und ein schmachtender langer Blick der Augen, während der Mund kaum vernehmbar hauchte: „Der Stern gehört uns beiden."

Staunend vernahm Anna Maria die seltsame Zwiesprach, worin ohne Schwur und Ring, ja so zu sagen ohne Wort und Handschlag ein Liebespaar für die Ewigkeit sich verlobte, und zugleich für die Zeit des Erdenwallens Abschied nahm. Ein Wunder hatte sich vor ihren leiblichen Augen begeben, das sie sah, ohne es zu begreifen. Die gute Frau wußte von der Liebe nichts, als was ein friedlicher Ehestand sie gelehrt; hier aber hatte der Sturm eine lichterlohe Flamme angefacht, weil er gerade ein paar Funken angetroffen, die ohne ihn wohl still und unvermerkt verglommen wären. Was die Gräfin dazu redete, wußte sie selber kaum, so wenig als die Beiden es vernahmen.

(Fortsetzung folgt.)

* S. den Denkspruch zu Anfang dieser Geschichte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Februar.

(Schluß.)

Die neue Akademie. — Verfolgung der freien Kirche.

Der bei weitem größere Theil der Studenten (74) hatte den Muth gegen die Absetzung dieser Professoren zu protestiren. Natürlich nahm die radikale Regierung keine Notiz davon und schämte sich nicht, einen schlechten Auszug der alten Akademie aufzustellen, in dem nur Hisely, bekannt durch seine guten Schriften über controverse Punkte der mittelalterlichen Schweizergeschichte, einige Bedeutung hat. Daquet von Freiburg wurde als Professor der Geschichte berufen, nahm aber die Einladung nicht an. Die Regierung hat ihrer an einheimischen Kräften verarmten Akademie einigermaßen durch außerordentliche Vorträge fremder Literaten aufhelfen wollen. So berief der Staatsrath aus Frankreich Mary Lafond, den Verfasser einer politischen, religiösen und literarischen Geschichte des mittäglichen Frankreichs, hierher, um an der Akademie Vorlesungen über französische Literatur zu halten. Er begann seinen Kurs mit einem Vortrag über den Einfluß der Reformation im Allgemeinen und der schweizerischen Schriftsteller insbesondere auf die

Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Darin zeigte sich der Professor ganz im Einklang mit den Grundsätzen unserer radikalen Regierung; als leitende Idee stellt er den Grundsatz auf, die Reformation sey eine bloße Negation, und als solche müsse sie als Vorbereiterin Voltaire's und seiner Schule betrachtet werden. Welch erbauliche Erscheinung, solche ganz unrichtige Ansicht in demselben Saal zu hören, wo vor Kurzem noch St. Beuve und Vinet in so ganz anderm Sinne über die Reformation gesprochen! Außer den Studenten war der Staatsrath und viele Damen bei der Eröffnung der Vorlesungen am 22. December gegenwärtig. — Vorbereitende und leitende Vorträge in diesem Sinn behagen natürlich unserer jetzigen Regierung und ihren Anhängern viel besser, als die sittliche Haltung unserer Geistlichen von der freien Kirche. In diesem peinigenden Gefühl, Andere über sich zu sehen, liegt der Schlüssel zu den Gewaltthätigkeiten, mit denen die Regierung seit ihrer Entstehung gegen Kirche und Akademie aufgetreten ist, als beide den Muth hatten, ihre Unabhängigkeit von radikalen Staatslaunen auszusprechen und darzuthun. Natürlich wurde da wieder das Volk, der »Souverain dans la rue« vorgeschoben und auf die Mißfälligen losgelassen. „Wir dürfen," hieß es, „den freien Gottesdienst nicht gestatten, weil er dem Volk nicht gefällt, weil es sich dagegen zusammenrottet und die Theilnehmer auseinander sprengt." Und warum sprengt die Polizei das meuterische Volk nicht auseinander? Warum stellt sie nicht um jeden Preis Ordnung und Unterwerfung her? Gerade so sagt Chateaubriand in seinem Versuch über die englische Literatur, die Reformation könne beschuldigt werden, sie sey die indirekte Ursache der Greuel und Mordthaten der St. Bartholomäusnacht, des Wüthens der Liga, der Ermordung Heinrichs IV., der Metzeleien in Irland, der Aufhebung des Edikts von Nantes und der Dragonaden gewesen; mit einem Wort: wenn es keine Protestanten gegeben hätte, so würde man sie nicht niedergemetzelt und ermordet haben. So weit ist es freilich in Waadt noch nicht gekommen, oft aber fielen persönliche Mißhandlungen vor, denen in Lausanne selbst der verstorbene Vinet und anständige Frauen ausgesezt waren, nachdem man sie gezwungen hatte, ihr Bethaus zu verlassen. In Echallens, Ber, Lutry und andern Orten wurden die Leute sogar durch Flintenschüsse, in Montreux durch Feuerspritzen geängstigt, auseinander getrieben, mit Stricken am Hals fortgezerrt, ja mit Ersäufen im See bedroht, es wurden ihre Bibeln zerrissen und mit Füßen getreten. Alle von den Behörden begonnene Untersuchungen über diese Rohheiten schlug der Staatsrath sogleich nieder, denn seine ganze Existenz stand auf dem Spiel, wenn er es mit dem Pöbel verdorben hätte. Von einem intoleranten und scharfen Dekret gegen religiöse Privatvereine ging der Staatsrath immer zu einem schärferen über, bis zu dem Januardekret, wo große Geld- und Gefängnißstrafen, ja Ausweisung und Verbannung denen angedroht wurden, welche solche religiöse Vereine oder Unterricht der Kinder in ihren Wohnungen hielten, oder ihnen gar vorstanden. Bereits sind vier Geistliche der freien Kirche ausgewiesen worden.

Dergleichen Proceduren kann in unserer Zeit nur Ein würdiges Gegenstück zur Seite gestellt werden, an dem auch unsere Regierung bedeutenden Antheil genommen hat — das Verfahren gegen das St. Bernhardshospiz.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Forezer Steinkohlengesellschaft. — Buchdruckercoalition.

Die Inhaber der Hauptkohlenbergwerke scheuten keine Kosten, um Herren und Meister des ganzen Gebiets zu werden. Dasselbe mag in allem etwa 35 Millionen Francs werth seyn; sie schlagen es aber zu 95 Millionen an, und suchen wirklich ihre Aktien so hoch hinaufzutreiben, daß diese Summe endlich herauskommt. Sie haben ein Journal zu St. Etienne gegründet, um ihre Sache vor der öffentlichen Meinung zu verfechten, und ein anderes Blatt jener Gegend, welches Anfangs gegen den Verein schrieb, haben sie an sich gekauft. Auch vermuthet man nicht ohne Grund, daß sie einige Pariser Tageblätter mittelst starker Geldopfer bewogen haben, wo nicht für, doch wenigstens nicht wider sie zu schreiben. In der hiesigen Tagesliteratur wird das Stillschweigen, welches anderswo zwangsweise auferlegt wird, so gut erkauft, als das Sprechen. Zu St. Etienne haben die Besitzer der Kohlenbergwerke einen eigenen Clubb, wo beim Kartenspiele das Gold umherrollt, wie an einer privilegirten Spielbank. Neulich hatte der Verein einen Proceß wider einige kleine Tageblätter, welche ihn leidenschaftlich angegriffen hatten, und da bei dieser Gelegenheit die Leiter des Vereins ihre Namen zu Protokoll geben mußten, kam es heraus, daß sich unter ihnen auch der Eidam des Finanzministers Dumon befand. Daraus erklärt man sich, weßhalb dieser monopolisirende Verein bisher keine Schwierigkeit von Seiten der Regierung gefunden hat. Nun senden aber die Fabrikstädte jener Gegend, unter andern auch Lyon, Bittschriften über Bittschriften an die Deputirtenkammer, um sich über einen Verein zu beklagen, welcher den Preis der den Fabriken und Gewerben unentbehrlichen Steinkohlen außerordentlich erhöht hat. Die Sache wird sicher in der jetzigen Session zur Sprache kommen, und wenn auch der Verein große Opfer bringen kann, um durch Bestechung eine günstige Entscheidung zu erhalten, so wird man doch zulezt Rücksicht auf das Volk nehmen müssen, das, wenn man ihm seine Erwerbsmittel raubt oder doch erschwert, leicht böse werden und am Ende blindlings auf die Besitzer losschlagen könnte. In jener Gegend wohnt ein derber Menschenschlag, mit welchem nicht zu spaßen ist und den man bei guter Laune erhalten muß. Man zieht die Arbeiter vor Gericht, wenn sie sich unter einander verabreden, nur zu einem höhern Preise als der bewilligte arbeiten zu wollen; so scheint es auch billig, den Geldherren nicht zu gestatten, daß sie sich zur Erhöhung des Preises unentbehrlicher Materialien vereinbaren. — In diesem Augenblick hat die Polizei mit einer Coalition zahlreicher Buchdrucker gegen die Dampfpressen zu kämpfen. Ein unsinniges Unternehmen! Wie sollen die gewöhnlichen Pressen zureichen, um z. B. während der Sitzung der gesetzgebenden Kammern die Tageblätter zu drucken? Das Journal la Presse behauptet 34.000 Abonnenten zu haben. Die Sitzungen der Deputirtenkammer gehen zuweilen erst um sieben Uhr Abends zu Ende; die langen Verhandlungen, nachdem sie von den Geschwindschreibern während des übrigen Theils des Abends in's Reine geschrieben werden, müssen in der Nacht gesezt und erst am frühen Morgen kann das große Blatt gedruckt werden. Wie wäre es nun möglich, mit Handpressen jene 34,000 Abdrücke so früh zu liefern, daß sie zur gehörigen Zeit, und zwar eben so früh als andere Tageblätter, welche weit weniger Abonnenten haben, erscheinen können? Die Dampfpresse wird über die Coalition der sogenannten Pressiers siegen, wie die Dampfmaschinen in Baumwollenspinnereien und andern Fabriken über die Verschwörungen der ehemaligen Spinner den Sieg davon getragen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 14

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 48. Freitag den 25. Februar 1848.

— Thou art reverent
Touching thy spiritual function, not thy life. —
Thou art a most pernicious usurer,
Forward by nature, enemy to peace.
Shakespeare.

Fräulein Lisbeth.

(Fortsetzung.)

Im Hof ging heller Fackelschein auf, bald darauf brauste der Zug durch das Thor und polterte über die Brücke, dann ward Alles still und dunkel wie zuvor. Der dämmernde Tag fand den Grafen noch aufrecht am Fenster, die Stelle anstarrend, wo seines Herzens neuer Morgenschein aufgegangen, der Erdenliebe leztes Abendroth entschwunden war. Ein wunderlicher Zwiespalt regte sich in ihm. Mit dem holden Weh einer reinen Miene kämpfte der bittere Schmerz des Scheidens von dem reizenden Weib, das ihm — er wußte es wohl — in herzinniger Neigung zugethan war, und nur fehlte, weil es die Liebe nicht verstand, wie ein edles Herz sie eben verstehen und üben muß. Doch was half alles Leid? Der Abgrund gähnte zwischen ihm und ihr, und kein Engel war zur Hand, die Brücke zu schlagen. Heinrich rief seinen Schreiber, um die Briefe auszufertigen, welche namentlich die Ainersheimer Angelegenheit erheischte. Ein Junker wurde nach Münster, ein anderer zum Vetter Klenkenbostel abgefertigt, und dann ritt der Gebieter in aller Stille von dannen, in der grünen Einsamkeit von Leuenegg sich zu sammeln und die Anstalten zu treffen, welche er für zweckdienlich hielt, um die Vertriebenen wieder in den Besitz von Ainersheim zu setzen.

Zwei Wochen hatte er dort zugebracht, als Botschaft kam, die gnädige Frau sey eines Knäbleins genesen. „Gut daß es kein Mädchen ist," sagte Heinrich. Zwar hatte er sich immer ein Töchterlein gewünscht, im Augenblick aber meinte er, eine Tochter schlage nur gar zu leicht der Mutter nach. — „Dann hätte es etwa geschehen mögen," dachte er in seinem Sinn, „daß ein wackerer Mann mir dereinst noch angewünscht, was ich dem Richter von Zelhem wünsche." Er gab dem Boten sein Trinkgeld mit dem Bescheid, das Erforderliche werde besorgt werden. Von der Wöchnerin war kein Gruß bestellt worden. In welcher Art er die Taufe einrichten wollte, darüber war er mit sich selber uneinig; er ging nicht gern nach Waldheim und konnte kaum wegbleiben. Wie er noch so im Zweifel stand, kam nach wenigen Tagen wieder eine Botschaft, dießmal eine schwarze. Seine Mutter, die verwittwete Gräfin von Steinberg, hatte das Zeitliche gesegnet. Die Welt verlor dabei nichts; böse alte Weiber gibts immer nur zu viel, und je mehr ihrer sterben, um so mehr wachsen wiederum nach. Heinrichs Schmerz um den Verlust war ein sehr gemäßigter; die Mutter war ihm längst entfremdet, von der Wittwe seines Vaters hatte er seit Jahren nur Ungemach erfahren, so daß vielleicht seine Trauer geringer war als der Verdruß, dem Leichenbegängniß beiwohnen zu müssen. Doch dachte er keinen Augenblick daran, sich der Verpflichtung zu entziehen.

Der Fürstbischof hielt Wachtmusterung, wie er Sonntags nach dem Amt zu thun pflegte. Der Platz wimmelte von müßigem Volk, das sich am kriegerischen Spielwerk ergözte. Der Bischof war nur ein kleiner Fürst, doch groß seine Vorliebe für das Kriegswesen. Er hielt des angeworbenen Volkes mehr, als er aus eigenen Mitteln ernähren konnte, weßhalb er zu gelegener Zeit allerhand Nothbehelfe ergriff, und zum Beispiel mit seinen Schaaren in fremden Sold trat.

Er hat dadurch viel Elend über Land und Leute gebracht; doch das gehört nicht in diese Geschichte. — Die Krieger gewährten insgesammt einen stattlichen Anblick. Reiter wie Fußknechte waren lauter kräftige Leute, wohlausgerüstet und wohlgehalten; doch der gesammten Kriegsmacht Glanzpunkt und Mark bestand im Geschützwesen. Die schönsten Leute, die besten Rosse waren den zahlreichen Stücken beigegeben, die Geschütze blank wie aus der Form geschält, von mannigfacher Art, mit Schießbedarf und aller Nothdurft verschwenderisch ausgestattet. Zärtlicher war nie eine Mutter für ihre Kindlein besorgt, als der Fürst für seine Stückgeschwader, doch hielt er auch mit Strenge darauf, daß sie ihre Schuldigkeit erfüllten. Das Schießen aus Karrenbüchsen war seine Leidenschaft, besonders wo's im Ernste galt. Selig wie ein Dichter in des Schaffens Lust fühlte sich der Herr, wenn unter Blitz und Krach die Kernschüsse gegen Schanzen und Thürme schmetterten; noch höher steigerte sich das Entzücken, wo nächtlicherweile die Wurfgeschosse, in hochgeschwungenem Bogen aus den Mörsern geschleudert, den dunkeln Himmel mit Glutstreifen furchten, und aufflackernde Lohe den Platz bezeichnete, wo sie im Niederfallen zerplatzten. Das Wüthen der Geschütze hatte sogar des Bischofs eigene Hauptstadt schon erfahren, als die Bürgerschaft einst den Versuch gewagt, ihm den Gehorsam zu versagen.

Dieser sehr weltgeistliche Fürst trug auch kein Antlitz zur Schau, wie es zum Hirtenamt gepaßt hätte; er sah einem Kriegsbandenführer so ähnlich, wie der abgesessene Dragoner einem Musketier. Ergrauendes Haar fiel in reichen Locken zu den Schultern nieder, ein bräunliches Gesicht einrahmend, das mit freisamem Ausdruck Gefahren und Beschwerlichkeiten keck herauszufordern schien. Quer über die hohe Stirn zogen sich drei tiefe Falten, wie drohende Wetterstreifen am heitern Himmel. Die kernhafte Nase machte unter breiter Wurzel einen leichten Haken. Ein aufwärts gekämmter Schnauzbart sträubte sich über dem lebensfrischen Mund mit der schöngeschwungenen Oberlippe und der vorstehenden derben Unterlefze. Das klare Augenpaar lugte scharf in die Welt hinaus, gebieterisch, mit einer Beimischung überlegenen Spottes; wenigstens deutete die emporgezogene rechte Braue auf Spott. Heute zeigte sich Christoph Bernhard (von Galen) in rosenfarbiger Laune; vermuthlich war ihm irgend ein Streich gerathen. Vielleicht hatte er einmal wieder eine Geldsumme in Sicherheit gebracht, um sie, unbeschadet der laufenden Ausgaben, seinem geheimen Nothpfennig in der Bank von Venedig zuzugesellen; vielleicht auch hatte er willkommene Nachrichten aus Paris erhalten, wo seine Sendboten unaufhörlich Ränke spannen. Der schwierigste aller Gebieter fand dießmal nur Worte des Lobes für sein Kriegsvolk; nicht minder nahm er mit der leutseligsten Miene die Bittschriften an, welche ihm geringe Leute überreichten, und huldreich empfing er die Vornehmeren, die ihm aufwarteten. Wenn der Kaiser zu Wien die Aufwartungen in der Kirche annahm, so ziemte es natürlich dem Bischof zu Münster, seine Besucher bei der Wachtmusterung zu empfangen.

Unter den Aufwartenden zeichneten sich drei Gestalten durch die düstere Farbe ihrer Gewänder aus: auf einer Seite der Graf Bernhard von Steinberg-Ebermatt, Graf Heinrichs Bruder, auf der andern die Gräfin von Alinersheim mit ihrer Tochter. Der Ebermatter zeigte sich auch äußerlich in allen Stücken als das Gegentheil seines ritterlichen frischen Bruders, und glich eher einem abgelebten Greis als einem Mann in der Jahre Blüthe. Klapperdürr, hohlwangig, die Augen tief in ihren Höhlen, gewölbten Rückens stand er auf so unsichern Füßen, daß ihm das stützende Meerrohr offenbar so nöthig war wie dem jungen Baum der haltende Pfahl. Der Fürst trat zu ihm, um sein Beileid über den Trauerfall auszudrücken und nach Heinrich zu fragen, den, wie er sagte, sein Blick vergebens im Kreise suchte. Hüstelnd antwortete Graf Bernhard: „Ich denke kaum, daß er sich zeigen wird." — „Doch hat er meinem Boten versprochen," sagte Christoph Bernhard, „er werde nach dem Leichenbegängniß den Weg zu mir antreten."

(Fortsetzung folgt.)

Shakespeare in Frankreich.

(Schluß.)

Ich könnte diesem Citat aus Macbeth gewiß noch hunderte, was sag' ich hunderte! noch tausende, ja ohne Uebertreibung tausende beigesellen; allein wie man die ganze unvergleichliche Größe des Shakespeareschen Geistes aus einem einzigen seiner Gedanken oder Antworten, wenn auch nicht seinem Umfang, doch in seiner völligen inneren Stärke kennen zu lernen vermag, so kann man auch, dünkt mich, aus einem einzigen Beispiel den Mißbrauch, den er mit prunkenden, oft doppelten, oft sogar dreifachen Gleichnissen treibt, zur Genüge ersehen.

Durch diese Manie und Manier — denn es ist beides — erhalten fast alle Stücke und Charaktere Shakespeares ein allzuverwandtschaftliches Gepräge. In den Gestalten Shakespeares herrscht eine Mannigfaltigkeit, die meines Wissens nur bei ihm getroffen wird; es ist gar nicht zu zählen, welch eine Menge

von Gefühlen und Gedanken, Absichten und Willensäußerungen er ausgedrückt und geschildert hat; allein im Ton ist er nichts weniger als mannigfaltig. Seine Personen, so unendlich anders die einen fühlen, denken, wollen und streben als die andern, haben eine gemeinschaftliche Weise zu reden, die nicht nach ihrem Charakter, sondern nach der Stimmung, in der sie sich befinden, wechselt.

Man kann, glaub' ich, in Shakespeare vorzüglich drei Stylarten unterscheiden, den dramatisch oratorischen, den idyllischen und den humoristischen. Allen dreien ist das Siegel des Shakespeareschen Genius auf das Stärkste und Deutlichste aufgeprägt. Was nur immer einen Schriftsteller von der Masse auszeichnen kann, eckige Schärfe und körnige Bündigkeit, dann wieder flämisches Ausmalen untergeordneter Dinge und redseliges Spiel mit Metaphern, derbe Eingriffe in das gemeine Leben und gelehrtes Schönthun mit den Fabeln des Alterthums, Vorliebe für gewisse Verbindungswörter und Satzfügungen, die völlige Ungebundenheit der vertraulichen Umgangssprache neben rhetorischem Pathos, und Kraftsprüche in Unzahl, mit einem Hofstaat von metaphysischen und andern Spitzfindigkeiten, Antithesen und Wortspielen oft umgeben — all diese Tugenden und Unarten finden sich in diesen drei Stylarten, wenn auch in jeder derselben nicht gleich vertheilt.

Nun mengen und verdrängen sie einander häufig in dem Getümmel der Scenen und Personen, wie es Umstände und Begegnisse, Verstand und Witz, Zorn und Liebe, Lust und Laune eingeben, und das würden die Franzosen so gut vertragen als Deutsche und Britten, und nicht das ist es, was sie als „Vermischung der Gattungen" nicht nur kritisch verdammen, sondern von Haus aus nicht leiden können. — Allein oft, sehr oft lösen Scherz und Ernst bei Shakespeare nach einem Schema sich ab, laufen gewissermaßen symmetrisch neben einander her, und auf eine Scene voll tragischer Kraft oder süßer Herzensergießungen folgt wie bestellt ein Stück vorsätzlichen Humors, wonach dann wieder ein blutiges oder empfindsames Kapitel anhebt, und das ist es, was den Franzosen nicht munden will. Es verdirbt ihnen die theatralische Täuschung, die sie verlangen, sie finden darin etwas Gemachtes und Angelegtes, was ihnen anstößig ist, und bei Shakespeare um so mehr auffällt, je mächtiger bei ihm die dichterische Persönlichkeit hervortritt und je offener gleichsam sich überall seine Löwenklaue zeigt.

„Sehen Sie," sagte mir darüber ein sehr gebildeter Franzose, der viele Jahre in Deutschland herumgekommen war, und des Deutschen sich mit großer Gewandtheit bediente, „wir mögen Unrecht haben, wir mögen Mangel an Urtheils- und Empfindungsvermögen hiedurch an den Tag legen, aber wir werden bei den Stücken Shakespeare's den Shakespeare nicht los, wir hören ihn immer wie er seinem Hamlet und seinem Romeo, seinem Macbeth und seinem Othello, seiner Portia und Rosalinde, seiner Helena und Katharina soufflirt, und das mißfällt, das stört uns; wir machen einmal, im Theater wenigstens, unsere Zustimmung von der Kunst abhängig, die der Dichter in der Entäußerung seiner selbst besitzt. Auch in unsern Tragödien behagt die galante Hofsprache von Versailles in dem Munde von Halbgöttern und mythischen Helden uns keineswegs, aber wenn wir auch den Dichtern, die sie redeten und reden mußten, nicht Shakespeare's unerschöpfliche Ideenader zugestehen können, so tritt in ihren Werken dafür auch die Persönlichkeit des Dichters minder in den Vordergrund, und man begegnet bei ihnen nicht der Unmasse episodischer Auftritte, die den Gang der Handlung weder fördern noch erklären und keinen andern Zweck haben als den Witz, die Weisheit, oder die Phantasie des Dichters in ein recht helles Licht zu stellen."

In diesem Sinn, wenn auch nicht ganz in diesem Styl, ließ dieser Franzose sich aus, und behauptete damit weniger seine eigene Meinung, als die Ansichten seiner Landsleute über den großen brittischen Barden darzulegen. Auch ich wollte in diesem Aufsatze nicht sowohl die herkulische Aufgabe einer Kritik Shakespeare's, an die sich ja ohnehin so viele Federn schon gewagt, unternehmen, als die Einwände, die ich während eines langjährigen Aufenthalts in Frankreich gegen die unbedingte Verehrung des großen Dichters am häufigsten hörte, zusammenstellen und den geringen Beifall erklären, den seine Werke auf der französischen Bühne ernten. Sollte dabei eine Verletzung eines so leuchtenden, und namentlich in Deutschland so heilig gehaltenen Ruhmes gegen mein Wissen und meinen Willen mituntergelaufen seyn, so möge das mir zur Entschuldigung dienen, daß Shakespeare's Ansehen in Deutschland durch keinerlei Angriffe gefährdet werden kann; daß aber vielleicht auf das, was fremde Völker in seinen Werken als Mißgriffe ansehen, aufmerksam zu machen, nicht ganz am unrechten Platz ist in einem Land und in einer Zeit, wo ein Schwarm von Nacheiferern, in den Dingen, die ihn unsterblich machen, mit ihm zu wetteifern unendlich unvermögend, gerade das Angefochtene und Receptartige seiner Manier mit gedankenloser Wollust nachzuäffen sich bemüht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Lemolts elektrisches Licht. — Der Wintergarten. — Monte Christo.

Ob ein solcher endlicher Triumph auch Lemolts elektrischem Lichte bevorstehe, möchte ich nicht verbürgen; die Sache ist jedoch der Aufmerksamkeit des Publikums werth. Lemolt ist, wenn ich nicht irre, Arzt von Profession, und hat sich viel mit Elektricität abgegeben. Eine Zeit lang versprach er allen Kranken Heilung mittelst derselben und ließ aus seiner Maschine Funken wider alle Uebel sprühen; manche müssen jedoch sehr hartnäckig gewesen seyn. Wenigstens hat die neue Heilart keinen Kredit gewonnen, und ich glaube nicht, daß noch jezt Kranke zu Lemolt wallfahrten, oder ihn mit seiner Elektrisirmaschine zu sich berufen. Er hat aber deßhalb sein Studium nicht aufgegeben, nur will er es jezt für die Gesunden nutzbar machen. Er hat es auch so weit gebracht, daß er fast im Stande ist mit dem Blitze zu wetteifern, so furchtbar elektrisirt er; ja er überbietet den Blitz in gewisser Beziehung: dieser verschwindet im Augenblick, aber Lemolts elektrische Funken werden ein anhaltendes Licht oder Feuer. Der Erfinder hat einen drolligen Einfall gehabt, um das Publikum von der Wirkung seines elektrischen Lichts zu überzeugen, ohne es deßhalb besonders zusammentrommeln zu lassen. Da das große Publikum lieber in's Komödienhaus als in die Hörsäle gelehrter Anstalten geht, so hat Lemolt in einem Schwank des kleinen Palaisroyal-Theaters: „die Austernbank,“ welcher eine lustige Uebersicht der vorjährigen merkwürdigen Begebenheiten in der Pariser Welt gibt, sein elektrisches Licht angebracht. Eine Person im Stücke zieht ihre Lorgnette hervor, aus dieser springt ein Funke, und auf einmal wird die ganze Bühne durch das sich ausbreitende Licht erhellt; alle andern Lichter im Saale werden gelöscht und Lemolts elektrische Funken reichen hin, den ganzen Schauspielsaal, Bühne sowohl als Parterre und Logen, zu erhellen. Es fragt sich nun, ob aus dieser Erfindung etwas anderes zu machen ist als ein angenehmes Schauspiel. Einige Tageblätter haben versichert, es solle im „Wintergarten“ ein Versuch im Großen mit dem elektrischen Lichte Lemolts gemacht werden. Diesen Versuch muß man abwarten. Lemolt hat sich überzeugt, daß die Elektricität die Apotheke nicht ersetzen kann; aber vielleicht bringt er es dahin, sie zum Surrogat der Laterne zu machen. Die Welt hat in gegenwärtigem Jahrhundert so wunderbare Dinge in's Werk setzen sehen, daß dieß nicht sonderbarer wäre als so Vieles, was vor Aller Augen vorgeht. Der Wintergarten ist zu dergleichen Experimenten vor dem Publikum wie gemacht. Er ist selbst ein Experiment, und ein wunderbares. Es ist schon mehrmals in diesen Berichten die Rede davon gewesen; allein der Neuheit halber wird es mir vergönnt seyn, noch etwas darüber zu sagen. Wenn man an einem Sonntag in die etwas dunkle Vorhalle der Anstalt tritt, dann durch das große Vorzimmer geht, in welchem Bediente in allen möglichen Livreen auf ihre den Garten besuchenden Herrschaften warten, deren Equipagen in langen Reihen vor der Anstalt aufgefahren sind, wenn man endlich den Lesesaal, in welchem Gemälde aufgehängt sind, durchschritten hat, gelangt man an eine in den Saal hinunterführende Treppe. Auf dieser Treppe nun gewährt der von beiden Seiten und von oben mit Glas bedeckte Garten, in welchem nicht allein Pflanzen und Stauden, sondern sogar Bäume unter Glas prangen, einen wahrhaft zauberischen Anblick. Unter den fremdartigen Gewächsen sieht man die reiche Welt in vollem Putze lustwandeln, als ob sie zu einem Balle oder einer Hofcour versammelt wäre. Die warme Luft in diesem Garten erlaubt den Damen, ihre Winterüberzüge in den Händen der Bedienten zu lassen und frei umherzugehen wie in geheizten Salons. Mitten durch das Grüne und durch den bunten Putz dringt der Blick bis hinten in das Gewächshaus; von dort glänzt ihm ein Wasserfall und ein aus einem Becken emporspringender Wasserstrahl entgegen; beide werden durch große Spiegel am Ende des Gewächshauses vervielfältigt, und so täuscht sich die Einbildungskraft über die wahre Länge der Glasgallerie. Dazu kommt in der neuesten Zeit ein großes Orchester, das, während die üppige Welt unter den tropischen Gewächsen lustwandelt, Musikstücke unter der Leitung irgend eines Strauß aufführt; dafür kostet aber auch der Eintritt an solchen festlichen Tagen das Doppelte, nämlich zwei Francs, und die Einnahme beläuft sich dann auf acht- bis zehntausend Francs. Wohlthätigkeitsvereine benützen die Anstalt, um Subscriptionsfeste zu geben, und einige derselben haben ihren eigenen Musikmeister mitgebracht, welcher sich Herr Waldteufel nennt. Für warme Luft wird immer gesorgt, und auch für warmes Wasser. Die Schwäne, die auf dem Bassin herumschwimmen, scheinen dasselbe doch zuweilen etwas zu tropisch zu finden, und um nicht lebendig gekocht zu werden, verlassen sie manchmal das Bassin und setzen sich auf das Gras. Die Fische in kleinen muschelartig gestalteten Becken verschont man mit dem warmen Wasser, da sie nicht wie die Schwäne außerhalb des Wassers Kühlung suchen können. Der Vogelbauer ist noch nicht sehr bevölkert; ein indischer Fasan scheint der interessanteste Bewohner desselben zu seyn. Bis jezt belohnt die öffentliche Gunst die Unternehmer, und der Baumeister ist nach Madrid berufen worden; auch kommen oft Ingenieurs, um die Construction des eisernen Gewölbes zu studiren. Felicien David, der nicht ermangelt, jeden Winter dem Publikum seine Wüste und seinen Kolumbus vorzuführen (von seinem verunglückten Moses ist keine Rede mehr), will hier unter den Gewächsen der heißen Zone seinen Kolumbus geben. Die Ankündigungen sagen dem Publikum vor, wie angenehm es seyn werde, sich hier an einem Orte, wo Alles das Gepräge des heißen Himmelsstrichs trage, in die musikalisch geschilderte Entdeckung Amerika's zu versetzen, und einen dreifachen Genuß durch Gesichts-, Gehörs- und Geruchssinn zu haben. — Ein in seiner Art so großartiges Experiment als der Wintergarten ist A. Dumas' Monte Christo, das schon lange besprochene Theaterstück, das zwei ganze Abende spielt. Von diesem furchtbar langen Stücke war schon vor Erbauung des théâtre historique die Rede, und man wird sich erinnern, wie sich die kleinen Pariser Blätter darüber lustig gemacht haben. Man behauptete, den Zuschauern, welche auf die beiden Abende pränumerirten, werde die Direktion ein Nachtlager verschaffen und eine Nachtmütze obendrein, damit sie nicht nöthig hätten, sich in der Zwischenzeit nach Hause zu bemühen; ein Restaurant werde sich im Theater befinden, so daß ihnen nichts abgehe.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 49. Sonnabend den 26. Februar 1848.

Traun, diese Stadt ist wohlgethan!
Wie fangen das die Bürger an?

G. Schwab.

Ferien in der Pfalz.

(s. Nr. 37—43.)

II.

Das Hambacher Schloß, das einst so unfruchtbaren Lärm in die Welt gemacht, sah recht werktäglich nüchtern von den grauen Höhen des Haardtgebirges herab. Welch ein Umschwung seit jenen Tagen! Was damals Fluth war, ist jezt Ebbe. — Daß ich die physiologische Bezeichnung des Verhältnisses von Progressisten und Moderados aus dem Wasser hole, ist fürwahr kein Wunder bei einem solchen Regen, der Himmel und Erde verhüllt. Ich brachte ihm am Bahnhofe von Neustadt, das heißt in einem nahe gelegenen Weinhause, mit einem Glase vortrefflichen Dürkheimers meine entschieden verneinende Meinungsäußerung dar, dann fuhr ich auf den Fittigen des weltbewegenden Dampfes von hinnen und ließ hinter mir in Trauerschleier vermummt eine Gegend, die zu andern Zeiten selbst von Italienern bewundert worden ist. Rechts blieb Speier mit seinem Dome, den, wenn die Herstellung einst vollendet seyn wird, eine andere Feder schildern mag. Den Kaisergräbern habe ich früher einmal stillschweigend meinen Zoll bezahlt, und von diesen Domen zu Speier, Worms, Mainz wüßte ich Laie weiter nichts zu sagen, als daß mich aus ihren schweren Massen etwas einfältig Erhabenes, etwas altfränkisch Großartiges mit einer eigenthümlichen Rührung ergriff.

Wer aber eine lebendige Anschauung gewinnen will von der Bürgerkraft, die in jenen alten Städten die Frömmigkeit begleitete, mitunter wohl auch verdrängte, der muß sich nach Mannheim wenden. Hier tritt ihm in der Haltung des Einzelnen wie des Ganzen, in den freiwilligen Versammlungen, in den regelmäßigen Sitzungen des großen Bürgerausschusses, die keinem Parlament etwas nachgeben, vor allem aber in den gewaltigen Bauten, welche die Stadt aus eigenen Mitteln geschaffen hat, tritt ihm der Gedanke der bürgerlichen Selbstregierung so vollständig verwirklicht entgegen, daß die Bureaukratie daneben wie eine zerbrochene Form erscheint. Zwar hat sie, wie der Schatten jenes Riesen, noch eine hemmende, eine niederwerfende Macht, aber sie selbst fühlt am besten, daß es mit Troja vorüber ist, und eben daher kommen jene leidenschaftlichen Reibungen, die im übrigen Deutschland bis auf diese Stunde mißverstanden und auf falsche Rechnung gesezt werden. Es sind die Plänkeleien und Neckereien des Rückzugs.

Eine doppelte Zierde für Mannheim neben der politischen Bildung ist das von einer bürgerlichen Verwaltung sehr wohl geleitete Theater, das unter Gebildeten für eines der ersten in Deutschland gilt. Ich erfreute mich dießmal darin einer Aufführung des Barbiers von Sevilla, wie sie mir noch an keiner Hofbühne vorgekommen ist. Auch das Drama ist, wie ich schon früher zu sehen Gelegenheit hatte, sehr gut gehalten.*

Niemals, wenn ich nach Mannheim komme, versäume ich die Schöpfung städtischer Thatkraft, die herrliche Kettenbrücke zu besuchen, die von zwei

* S. die Berichte über Aufführung des „Herzog Ernst“ und der „Antigone“ im Jahrgang 1846, Nr. 72. 73. — 143. 144 dieser Blätter.

mächtigen Thürmen getragen, dem Verkehr über den Neckar dient. Hier unterzog sich ein gefälliger Pfälzer als Wegweiser einem beschwerlichen Gange durch Aecker, Sumpfwiesen und lockern feuchten Sand: es galt dabei nichts Geringeres, als einem Schwabenkinde zu zeigen, wie sein Landsmann, der Neckar, in bedächtigem Bogen am Odenwald über Ladenburg herunterfließend, in den Rhein fällt und — ganz der Schwabe in der Fremde — eine gute Strecke weit seine dunkleren Gewässer scharf gesondert von den helleren Fluthen des großen Stroms erhält. Von der Neckarbrücke aus gesehen, gleicht der Odenwald vollkommen der schwäbischen Alp. Er dehnt sich mit seinem langen Bergrücken hinab bis zum Melibocus, der, gleichsam auf den Ellbogen vorgelehnt, die weitere Aussicht sperrt, eine Ungefälligkeit, die er auf der entgegengesetzten Seite, wenn man von Mainz drunten herauf sieht, ganz in derselben Weise wiederholt. — Die steinerne Rheinbrücke, mit welcher man sich in Mannheim schmeichelt, hat seit einiger Zeit aufgehört Gegenstand der Besprechung zu seyn. Und doch leben wir in einer Zeit, die in großartigem Schaffen jenen Römertagen wenig nachgibt, wie hier unter anderem die neue Eisenbahnbrücke bei dem alten Lupodunum beweist.

Romantischer freilich — um die wunderliche Parole zu gebrauchen, bei welcher man übereingekommen ist, etwas Bestimmtes eher zu fühlen als zu denken — sieht sich die Heidelberger Brücke mit ihren hohen, alterthümlichen Bogen an. Besonders malerisch erscheint sie vom Neuenheimer Wege aufwärts gesehen, wenn ihre Joche sich etwas von der Seite darstellen und im Hintergrunde darüber das Schloß, bei solcher Ferne seines Zopfes entkleidet, als riesiger Rumpf die Gegend schließt. Schön ist es auch vom sogenannten Philosophenwege, in halber Höhe des Berges am rechten Ufer, auf die Brücke herabzusehen, die bis hier herauf „von Wagen und Menschen tönt.“ Sie erscheint hier flach, und wenn nach einem Regen der Boden frisch abgetrocknet ist, so erregt ihr reinliches, einladendes Pflaster ein eigenthümliches Wohlbehagen. Die leztere Erfahrung kann man, einem alten Sprüchworte gemäß, das ich um diese Jahreszeit nur bestätigt finden konnte, in Heidelberg zur Genüge machen. Aber das fand ich auch, daß Heidelberg nicht nur „wenn es ausgeregnet hat,“ eine schöne Stadt ist, sondern daß „der Vaterlandsstädte ländlich schönste“ bei jeder Witterung und bei jedem Wechsel der Beleuchtung den Reiz des Edlen und Bedeutenden neu und anders entfaltet. Unwillkührlich sagt man sich: hätte die Natur überall so geschaffen wie hier, das Leben würde doch ganz anders seyn. Was die Menschenhand dabei gethan hat, ist — ausgenommen daß sie diese Berge großentheils durch Ausholzen kahl machte — ganz geeignet, das schöne Gemälde zu vollenden. Ich meine hierunter vornehmlich die Stadt selbst, welche schmal, lang und täuschend groß, sich auf's Angenehmste zwischen Fluß und Berge schmiegt, während eine Häuserreihe von ihr sich aus der Ebene gleichsam mit erobernden Anlaufe zu den Schloßtrümmern emporwindet.

(Fortsetzung folgt.)

Fräulein Lisbeth.

(Fortsetzung.)

Der Ebermatter fletschte die Zähne wie ein bösartiger Aff' und kicherte schadenfroh: „Ist er nicht vor mir aufgebrochen? Wer aber vom Waldheim Treu und Glauben erwartet, der will Birnen vom Hageborn pflücken. In großen wie in geringfügigen Dingen ist er zuverlässig wie Wind und Wetter. Auch weiß er wohl, daß Ew. fürstliche Gnaden bezweckt, eine Versöhnung zwischen uns zu stiften; da mag er sich denn schämen, vor dem Angesicht des hohen Gönners seinem armen Bruder unter die Augen zu treten, den er, ein habsüchtiger Wütherich, mißhandelt und beraubt hat.“

Die Rede verdroß den Fürsten, dennoch konnte er sich des Lachens nicht enthalten, da er den Waldheimer der Habsucht zeihen hörte, und das aus dem Munde des eigennützigsten aller Geborenen. — „Der Herr Graf Bernhard dauert mich aus tiefster Seele,“ spottete Christoph Bernhard, „und ich werde beim hochherzigen Bruder eine Fürbitte einlegen, daß er ihn nicht vollends möge verhungern lassen.“ Mit welchen Worten der Fürst ihm den Rücken kehrte, um die Gräfin von Ainersheim anzureden. „Die Frau Base wird über Langsamkeit klagen,“ sagte er, „und mit Recht. Den saumseligen Fürsten kann nichts entschuldigen, als des Verwandten Wunsch, die Sache in Frieden und Minne zu schlichten. Heut läuft die lezte Frist ab, welche ich dem von Klenkenbostel sezte. Findet er sich nicht bei mir ein, so entsendt' ich morgen auf seine Kosten und Gefahr ein Fähnlein Reiter ...“ — „Das wird gottlob nicht nöthig seyn,“ fiel ihm Lisbeth in die Rede; „dort drüben steht ja der Vetter Otto in Lebensgröße.“

Der Freiherr von Klenkenbostel war eben in den Kreis getreten, gestiefelt und gespornt, wie er vom Roß gestiegen. Christoph Bernhard winkte ihn herbei. Der vierschrötige Junker trat trotzig näher, grüßte den Fürsten nur leichthin, die Frauen aber gar nicht, und sagte: „Ich komme als Kläger.“ — „Oho!“ rief Christoph Bernhard, „der Herr Vetter gibt's groß.

Laff' er einmal wundershalber hören, was er zu klagen hat." — „Ich klage über Landfriedenbruch." — „Er?" — „Ich, Otto Klenkenbostel. Ich saß am Freitag in guter Ruh auf meinem Schloß zu Ainersheim —" — „Auf seinem Schloß!" — „Auf meinem Schloß, beim Nachtessen mit ein paar guten Freunden. Wir waren sehr lustig gewesen, hatten aber nach und nach schwere Köpfe bekommen und wollten uns just zu Bette bringen lassen. Mit einemmal geht ein Höllenlärm los. Wir hören schießen, schreien und Sturm läuten. Bevor wir wissen, was Piff und Paff und Halloh zu bedeuten haben, sind wir schon aus dem Schloß hinausgeworfen, ich mit Dienern und Gästen." — „Wurst wider Wurst," bemerkte der Fürst; „doch wer hat dem Herrn Vetter so aufgewartet?"

Otto stieß eine schwere Verwünschung aus. „Eine Schaar von Bauern," berichtete er dann, „aufgehezt, angeführt durch den saubern Waldheimer." — Anna Maria und Lisbeth sahen einander freudig überrascht an; jener fuhr fort: „Er behauptet ein Näherrecht auf das Erbe von Ainersheim und will den fetten Bissen für sich, der unersättliche Geizhals." — „Der Herr wird sich irren," unterbrach ihn Anna Maria; „der Graf handelt wohl für uns." — Otto lachte ihr in's Gesicht. „Für euch?" rief er aus, „da macht ihr die Rechnung ohne den Wirth. Mit mir wärt ihr besser gefahren, ich hätte mich etwa zu einem leidlichen Vergleich herbeigelassen, doch bei ihm seyd ihr aus dem Regen in die Traufe gekommen, obschon ich der Abgewiesene bin und das Fräulein ihn begünstigt, wie die Leute sagen. Aber noch hat der Lezte nicht geschossen. Wo ich den Räuber und Nebenbuhler treffe, muß er mir vor die Klinge." — Worauf Lisbeth: „Das muß der Herr ihn wissen lassen, damit der Graf ihm fein aus dem Weg gehe und sich vor Schaden hüte."

Otto sah die Spötterin überzwerch an. „Eine böse Zunge ist lange noch kein Schwert," brummte er, „und thut keinen Schaden, als der Eignerin selber. Und wenn Heinrich dem Fräulein besser gefällt als ich, so bin ich doch ledig und könnte sie immer noch heirathen; dann wär' aller Streit vorüber. So aber verliert sie ihr Gut und bekommt auch keinen Mann." — Anna Maria nahm für die Tochter das Wort: „Lisbeth begehrt nicht des Freiers, der sie nur um des Reichthums willen verlangt." Otto zuckte die Achseln. — „Helfe was helfen kann," höhnte er, „wegen ihrer schwarzen Haare nimmt sie keiner." — Der plumpe Spott würde der Jungfrau vielleicht weh gethan haben, hätte sie nicht an Heinrichs liebevolle Worte gedacht; jezt pries sie sich glücklich, Locken zu besitzen, wie die selige Gisberta einst getragen, und sie hatte der Himmelsmutter keinen Schmerz mehr zu opfern, wenn sie davon hörte. Der Fürst fragte indessen: „Warum hat der tapfere Vetter nicht gleich den Degen gebraucht?" — „Das wäre eine Kunst gewesen," entgegnete der ohne die geringste Anwandlung von Schaam; „das ganze Haus hatte sich toll und voll getrunken, daß wir den Himmel für eine Baßgeige ansahen. Auch mag Verrätherei im Spiel gewesen seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

Theater.

An meinen lezten Brief vom vorigen Jahr anknüpfend, habe ich zunächst zu bedauern, daß die neuen Originalstücke, welche seitdem im Stadttheater zur Aufführung kamen, bis auf eines verdienter Weise vom Repertoire schnell wieder verschwunden sind. Auf Mansens völlig verunglückte „blaue Schleife" und der Birch-Pfeiffer ohne Erfolg gebliebenes „Billet," kam „Joseph Haydn," Originalschauspiel von L. Schubar (Dr. Lubarsch in Berlin), welcher durch sein Intriguenlustspiel: „Keine Jesuiten mehr," so bedeutende Hoffnungen erweckt hatte. Sein „Joseph Haydn" ist nur zu sehr geeignet diese Hoffnungen völlig zu dämpfen; das Stück strozt von Gemeinheiten und Lächerlichkeiten; das Motiv ist Erbschleicherei und Diebstahl, die Ausführung so geistlos als möglich. Das Publikum des Stadttheaters, ein sehr verwöhntes, verhöhnte das Stück so lange, bis der Vorhang fiel. — Eine zwar damit gar nicht zu vergleichende, aber jedenfalls verunglückte Arbeit ist „Lord Byron in Italien," Originalschauspiel von R. Gottschall. Der Verfasser lebt bekanntlich in Königsberg und ist als politischer Schriftsteller und Lyriker mannigfach genannt werden. Offenbar hat er, wie sein Lord Byron ausweist, sehr glückliche Anlagen und manche Stelle beurkundet den Dichter. Allein er kennt die Bühne und deren Bedürfnisse nicht und scheint auch die Bedingungen eines dramatischen Werks als eines künstlerischen Ganzen nicht völlig zu erkennen. Sein schlimmster Fehler aber ist, daß er, vielleicht bestochen durch den Beifall einer Partei, das Schauspiel zur politischen Tendenzmacherei benutzen zu dürfen glaubte. Daher strotzen alle Akte von Phrasen über Freiheit, Vaterland, Fortschritt u. dergl. Er bedachte nicht, daß ein Schauspiel kein dramatisirter Journalartikel seyn soll. Diese Phrasenkrämerei hat ihm auch die Charakteristik verdorben; zu Anfang ist Lord Byron recht glücklich gezeichnet, allein die politischen Stichwörter machen ihn später zum Schwätzer. Das Stück hat, wie gesagt, sehr schöne

Einzelnheiten, aber es ermangelt der dramatischen Einheit, ja sogar der dramatischen Handlung, eines motivirten Schlusses und interessanter Charaktere; namentlich sind die Frauen ganz und gar unerquicklich. — Fast dasselbe, und in mancher Beziehung in verstärktem Grade, muß ich von Gutzkows Trauerspiel: „Jürgen Wullenweber," sagen. Der Dichter protestirt vielleicht, wenn ich Trauerspiel sage, denn er nennt seinen Wullenweber ein dramatisches Gemälde aus der Geschichte der Hansa, vielleicht im Vorgefühl der Schwächen, die er als Kunstwerk hat. Allein ein willkührlich gewählter Titel kann für den Inhalt nicht plädiren. Vielleicht thue ich dem Dichter Unrecht, weil dem Vernehmen nach das Stück außerordentlich gekürzt und auch von der Censur beschnitten seyn soll. Was aber blieb, war schon zu lang für einen Abend, so daß auch nicht die äußern Grenzen des Kunstwerks eingehalten scheinen. In diesem Stück führt Gutzkow uns eine Unmasse von Personen und eine große Reihe von Jahren vor, so daß wir keine Muße gewinnen, uns für eine dieser Personen oder Zeiten hinreichend zu interessiren. Wullenweber, der Held des Drama's, ist dabei keine Charakterzeichnung, wie man sie erwartet. Wenn ein schlichter Bürger einer freien Stadt einen so gewaltigen direkten Einfluß auf die größten Ereignisse seiner Zeit hat, und sich desselben bewußt ist, so muß er ein starker, überlegener Geist seyn. Bedeutender als ihn schildert das Stück den Marcus Meyer, den Lübeckschen Feldherrn, ehemals Schmied in Hamburg, und Baisen gab hier die Gestalt so vortrefflich, daß es ihm allein zu danken seyn dürfte, wenn Wullenweber noch einmal aufgeführt werden konnte. Nachdem Gutzkow seinen „Uriel Acosta" geliefert, forderte das Publikum, mit Recht oder Unrecht, das Höchste von ihm, und seine Freunde trösten sich mit der freilich widersprochenen Meinung, daß Wullenweber eine Erstlingsarbeit des fruchtbaren und geistreichen Dichters sey.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Februar.

(Schluß.)

Monte Christo. — Scribe's Puff.

Das Stück war schon seit zwei Jahren fertig, aber die Direktion zögerte bis jetzt mit der Aufführung, wahrscheinlich um das Publikum vorher an den Besuch des neuen Theaters zu gewöhnen. Diesen Zweck hat sie erreicht; man weiß, daß A. Dumas's Königin Margot und dessen chevalier de Maison-rouge über hundert Vorstellungen erlebt haben und fast von ganz Paris gesehen worden sind. Da schien es endlich der Direktion an der Zeit, mit dem furchtbaren Monte Christo hervorzurücken. Das Publikum ist längst an die Dramatisirung der von ihm mit Heißhunger verschlungenen Erzählungen der Romandichter unserer Zeit, besonders A. Dumas (Eugen Sue's goldene Zeit ist vorüber und Soulié ist gestorben) gewöhnt, und liebt es, das ihm bekannte Gewebe schrecklicher oder lustiger Gebilde, welche ihm beim Lesen Schauder und Wonne verursacht, in leibhaftiger Gestalt sich abrollen zu sehen. Das Gedächtniß hilft ihm das Ganze ordnen, und es bedarf nur einer geringen Anstrengung, um auch ein zwei ganze Abende dauerndes Theaterstück im Geist zu umfassen. Unter den Tausenden von Lesern des Dumasschen Romans sind natürlich sehr viele, welche sehen wollen, wie sich die Geschichte, die sie so gut kennen, auf der Bühne ausnimmt und wie die Personen leiblich aussehen, welche so großen Eindruck auf sie gemacht. Dumas hat das Ding so eingerichtet, daß jede Darstellung gewissermaßen ein Ganzes ausmacht und man allenfalls nach der ersten Vorstellung ruhig zu Bette gehen kann, ohne aus Unruhe über das künftige Schicksal der Helden schlaflos zu werden. Der Roman ist aber auch nach der zweiten Vorstellung nicht ausgespielt, und der Dichter behält ein erkleckliches Stück davon zurück, um später einen dritten Abend, wohl gar einen vierten damit zu füllen. Ein Dichter, der seine Romane in dreißig Bänden ausspinnt, kann leicht auf den Einfall kommen, Dramen zu schreiben, deren Darstellung eine Woche dauert, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn er aus seinem Roman: „Memoiren eines Arztes," der fünfzig Bände füllen wird, ein Theaterstück zurichtet, dessen Vorstellung am Montag beginnt und am Sonnabend aufhört. Es liegt etwas Abenteuerliches im Wesen dieses sonderbaren Mannes, der den Kreolen angeborne Hang zum Uebertreiben spricht sich bei ihm in Allem aus, aber mit so viel Geist und unerschöpflicher Laune gepaart, daß das Publikum Alles gutmüthig von ihm hinnimmt. Niemand hat es je gewagt, der Welt so lange Romane und so lange Theaterstücke zu bieten; A. Dumas war es vorbehalten, einen Roman Jahre lang durch ein Feuilleton zu schleppen und Zuschauer zu der Fortsetzung einer am Abend zuvor begonnenen Darstellung zu bekommen. Theophile Gautier schildert in seiner Theaterkritik scherzend die Vortheile, die eine solche Fortsetzung dem Publikum gewähre: dieselben Zuschauer finden sich wieder beisammen, wie am vorigen Abend, man grüßt sich wie Bekannte, lernt einander kennen, es werden Verbindungen angeknüpft, Freundschaften gestiftet, und am zweiten Abend trennt man sich ungern und mit dem Versprechen, einander bald wieder zu sehen. — Die Folgen der Ueberfülle von Schauspielen fangen indessen an fühlbar zu werden. Das Vaudevilletheater ist abermals bankerott geworden und einstweilen geschlossen. Das ist bei dieser Bühne der zweite oder dritte Unfall der Art, und vielleicht thäte das Vaudeville wohl, keinen weitern Versuch mehr zu machen. So beliebt die Vaudeville's in Frankreich sind, so kann doch auch des Beliebten zu viel werden. Drei andere stark besuchte Theater, Variétés, Palais-royal und Gymnase dramatique, spielen lauter Vaudeville's, und obgleich das bankerott gewordene Theater das älteste von den vieren ist, so hat es doch kein Glück mehr; die andern haben es überflügelt und besitzen beliebte Schauspieler. In der letzten Zeit war der beste Komiker des Vaudeville, Arnal, zum Gymnase dramatique übergegangen, und dieß war der Todesstoß fürs arme Vaudeville. Aber ohne Zweifel findet sich dennoch ein Unternehmer, der das gescheiterte Theater wieder flott macht. Für Theaterunternehmungen haben die Leute hier immer Muth und gute Hoffnung, und lassen sich durch keinen Unfall schrecken, obgleich man eine Menge alter bankerotter Direktoren verschiedener Theater umherwandeln sieht. — Ich muß abermals mit der Erwähnung eines Scribeschen Stücks schließen. Dießmal ist ihm die Aufschneiderei, welche in so manchen Ständen herrscht, zum Vorwurf eines fünfaktigen Lustspiels geworden, unter dem uneigentlichen Titel: „Puff," der doch nur die aufschneiderischen Ankündigungen in den Tageblättern bezeichnet. Scribe führt eine ganze Familie oder Galerie von Windbeuteln und Aufschneidern vor; nur die beiden jungen Liebenden wissen nichts vom Aufschneiden und sind einzig mit ihrer Liebe beschäftigt. Einige Kritiker tadeln Scribe, daß er in fünf Aufzügen den Zuschauern so viel Gesindel vorführt, in dessen Gesellschaft dem ehrlichen Zuschauer unheimlich zu Muth wird. Das Stück hat indessen Beifall gefunden, und die Modehändlerinnen haben bereits einer neuen Façon von Damenhauben den Namen Puff beigelegt, was hier von jeher ein Beweis der Popularität eines Dichters war. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 10.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 50. Montag den 28. Februar 1848.

— He hath reconciled
Himself to Rome; his spirit is come in,
That so stood out against the holy church.
Shakespeare.

Fräulein Lisbeth.

(Fortsetzung.)

Christoph Bernhard mußte schon wieder lachen, doch sezte er alsbald ernsthaft genug hinzu: „Sey der Herr froh, daß Alles so unblutig und wohlfeil abgelaufen. Wenn ich meine Reiter hätte schicken müssen, hätt's eine theure Zeche gegeben. Uebrigens will ich Ihm einen Rath ertheilen: hüt' Er sich, wieder Gewalt zu brauchen, oder Er bekommt es mit mir zu thun. Mit mir ist nicht zu spaßen, mit dem Vetter von Waldheim auch nicht; wir lassen uns Beide nicht am Bart zausen. Wenn Er Ansprüche hat, so mach' Er sie auf dem Wege Rechtens geltend. Gewalt leid' ich nicht, und mein Arm wird länger seyn, denk' ich, wie der Seine. Gott befohlen."

Der Junker ging, noch unwirrscher als er gekommen. Leise fragte der Fürst, zu Anna Marias Ohr geneigt: „Was meint der Trunkenbold eigentlich? Wäre wirklich Heinrich dem Fräulein werth? Die Gräfin von Waldheim, heißt es, sey eifersüchtig auf das schöne Bäschen; wie? hätte sie etwa Grund?" — „Er ist ja gebunden," flüsterte Anna Maria; „sonst glaub' ich in der That, daß die Beiden sich verstehen würden. Doch wird seine fürstliche Gnaden hoffentlich nichts Ungleiches denken." — „Im Gegentheil," versicherte der Fürst, „und die Frau Base hätte mir nichts Lieberes sagen können. Nächstens reden wir mehr davon." Christoph Bernhard entließ den Kreis und fuhr nach Hause. Unterwegs sagte er zu seinem Hofmeister: „Ich will allein speisen; Ihr nehmt bei Tafel meine Stelle ein. In einer halben Stunde sey der Reisewagen gerüstet. Ein Stallmeister, ein Junker, zwei Edelknaben, der Kammerdiener, etliche Lakaien und ein Cornet mit seinem Zug begleiten mich. Wir bleiben höchstens zwei Tage aus." Der Edelmann verneigte sich, zum Zeichen des Gehorsams. Er hätte gern gewußt, wohin die plötzlich beschlossene Reise gehen sollte, dennoch fragte er nicht, weil sein Gebieter sich nicht gern etwas abfragen ließ.

Christoph Bernhard war in allen Stücken der Mann plötzlicher Einfälle und rascher Ausführung. Im Krieg hat er zuweilen einen Vortheil erfochten, weil er that, was Niemand errathen konnte, ja was er selber kaum zuvor gedacht. Nun hatte er den Grafen Heinrich herzlich lieb und war auch Gertruden nicht eben abhold; hatte er doch ihren zweiten Knaben aus der Taufe gehoben. Dennoch war ihm die ungleiche Ehe immer ein Pfahl im Fleisch gewesen, so wie er von jeher gern gesehen hätte, wenn der Waldheimer öffentlich und förmlich zum Glaubensbekenntniß der Väter zurückgekehrt wäre. Als Priester that hierin der Bischof seine Pflicht, besonders da er wußte, daß Heinrich im Herzen der alten Kirche anhing; als Reichsstand war es ihm angelegen, die Glaubensspaltung unter dem heimischen Adel nach Kräften auszugleichen. Darum sprach er zu sich selber: „Den Hammer in die Hand, so lang das Eisen glüht und sprüht! Mein alter Knabe trägt eine junge Liebe im Herzen, und ich denke ihn zu fangen wie den falzenden Auerhahn."

Als der Fürst zum Grafen Bernhard gesprochen: „Euer Bruder wird kommen," hatte er wissentlich die Unwahrheit geredet. Heinrich wollte nicht nach Münster gehen. Zwar lockte es ihn gewaltig, den Ort zu

betreten, wo Lisbeth weilte, doch eben darum widerstand er der Versuchung. Trug er doch den festen Vorsatz in der Seele, sie nicht eher wieder zu sehen, als bis sie sich fänden, wohin sie einander bestellt: auf dem schönen lieben Abendstern. Die Einnahme von Ainersheim war ihm leicht geworden durch die Anhänglichkeit der Bauern an ihre angestammte Herrschaft; nicht viel schwerer wurde ihm für die künftige Sicherheit des Schlosses zu sorgen. Die Landleute erboten sich freiwillig Wache zu halten und beim ersten Ruf der Lärmglocke mit bewehrter Hand zuzulaufen. Die Schloßbewohner wurden angewiesen, Thor und Thür verschlossen zu halten, Nachts die Zugbrücke aufzuziehen, die Rüden loszuketten und fleißig die Runde zu machen. Sie verhießen ihr Bestes zu thun, und zeigten schon darum guten Willen, weil jeder von ihnen noch seine besondere Klage gegen den allgemeinen Feind hatte. Der rauhe, übermüthige Klenkenbostel verstand die böse Kunst, alle Welt gegen sich aufzubringen, und hatte dieselbe auch zu Ainersheim geübt.

Von den Segenswünschen der Burgleute und Grundholden begleitet, zog Montags in der Frühe Heinrich von dannen, willens, sich stracks nach Leuenegg zu verfügen, ohne Münster nur zu berühren. Er war noch keine zwei Meilen weit gekommen, als er auf den reisigen Zug des Bischofs stieß. Bevor er sich dessen versah, fand er sich mit den Seinen von den Reitern umringt. Einer Gefangennehmung glich es, als der Cornet ihm den Befehl brachte, sich zu seiner fürstlichen Gnaden in den Wagen zu verfügen und das eigene Gefolge bis auf einen Reitknecht nach Ainersheim zurückzusenden. Des Grafen Junker, Jäger und Reiter zeigten Neigung, sich zur Wehr zu setzen, weil sie meinten, der Bischof habe Partei für seinen Vetter und Lehensmann von Klenkenbostel ergriffen.— „Wir würden doch nur den Kürzern ziehen," sagte Heinrich, seine Getreuen beschwichtigend; „auch ist ja der Fürst mit denen von Ainersheim nicht minder verwandt, als mit dem Junker, und war von jeher mein wohlgewogener Gönner. Ich habe nichts zu befahren; so reitet denn unter Gottes Geleit und seyd auf dem Schloß fernerer Befehle gewärtig." Mit diesen Worten entließ Heinrich sein Gefolge und sezte sich zu Christoph Bernhard in den Wagen, aus welchem alle Zeugen sich entfernen mußten. Was die Beiden mit einander redeten, ist keinem Dritten kundgeworden, doch unmittelbar nach der geheimen Zwiesprach vernahm die überraschte Welt: der Graf von Steinberg-Waldheim-Leuenegg sey in den Schooß der alten Kirche zurückgekehrt. Natürlich ging auch das Geschrei, der Bischof habe den raschen Entschluß erzwungen. Die Umstände stritten für diese Voraussetzung, nur nicht bei denen, welche den mannhaften Grafen kannten. Eher ist wohl zu vermuthen, daß Christoph Bernhard, mit Heinrichs stiller Hinneigung zum katholischen Bekenntniß längst vertraut, zu guter Stunde den Widerwillen des innerlich Bekehrten gegen den auffallenden Schritt mit siegreichen Gründen überwunden habe. Auch scheint gewiß, daß der Bischof seinen geheimen Hinterhalt, die Beziehungen zu Lisbeth, gar nicht in's Gefecht führte, und überhaupt von dem Fräulein zwischen ihnen keine Rede war, weil sonst der Waldheimer einen ganz andern Weg hätte einschlagen müssen, als den ihr ihn sofort werdet betreten sehen.

Das feste Schloß Waldheim zeigte Klauen und Zähne, und doch war kein Feind im Lande, so wenig als etwa eine Ueberrumpelung zu befahren stand, wie sie zu Ainersheim zweimal vorgekommen. Von den Zinnen drohten Geschütze, aus den Schießscharten und von den Thürmen starrten Wallflinten, alle Posten waren mit doppelten Schildwachen besezt, die Eingänge hüteten gewappnete Schaaren. Die Gräfin hatte ihre Dienerschaft bewaffnet und die ganze Masse derjenigen Hintersassen aufgeboten, welche um ihrer Höfe willen die Verpflichtung hatten, in Zeiten der Noth das Schloß vertheidigen zu helfen. Die Noth sey vorhanden, hieß es; nachdem der Bischof von Münster den Grafen gezwungen, der geläuterten Lehre zu entsagen, wolle er sich der Grafschaft bemächtigen, um Land und Leute mit Gewalt katholisch zu machen und die jungen Herrn zu nöthigen, ihres Vaters Beispiel zu folgen; wo nicht, sollten sie verjagt werden, obschon sie allein rechtmäßige Besitzer der Herrschaft seyen, deren Nutznießung bloß noch dem Grafen Heinrich zustehe. Die vier Knaben hatte Gertrud „zu mehrerer Sicherheit ihres Seelenheiles" nach Holland gesendet und nur den Säugling bei sich behalten.

Spät war's im Jahr, zu Ende des Weinmonats oder zu Anbeginn des Wintermonats, als eines Morgens der Thürmer das Lärmzeichen blies. Die Mannschaft griff zu den Waffen und eilte zu den angewiesenen Posten, wo die Stückschützen ihre Geschütze luden und die Lunten anbliesen. — „Was gibt's, Burkhart?" fragte die Gräfin den eintretenden Falkenmeister, den sie zum Burgvogt ernannt, weil er, der mit dem Grafen einst zu Felde gelegen, am meisten unter Allen vom Kriegswesen verstand. — „Münster'sches Volk," gab Burkhart Bescheid, „zwei Fähnlein Dragoner und vier Feldstücke. Mit ihnen kommt eine sechsspännige Kutsche." — „Vielleicht sizt der heuchlerische Pfaff selber drin," rief Gertrud aus. „Sein Sinnen und Trachten ist längst darauf gerichtet, meine armen Kinder um ihr Erbtheil zu bringen, so wie sie um die Seligkeit zu bethören. Er will uns Alle verderben. Meinen Herrn

hat er zum Abfall verleitet, wie meines Herrn Bruder, den von Ebermatt, durch Vorspiegelung reichen Gewinnes nachgelockt. * Den Kaufpreis sollen meine Söhne bezahlen. Aber noch gibt's Gerechtigkeit, wie im Himmel also auch auf Erden, und für meine Kinder wehr' ich mich wie die Löwin um ihr Junges. Ich kann dabei auf meine Leute zählen, hoff' ich?" — Der Burgvogt legte die Hand auf's Herz. — „Wir halten aus bis zum letzten Blutstropfen," betheuerte er. — „So schlimm wird's nicht kommen," sagte die Gräfin; „denn gibt es auch für mich selber keinen Ersatz hienieden für den treubrüchigen Herrn, so finden doch die Kinder einen solchen für den Rabenvater im Schutz der Hochmögenden. Ich bin eine Tochter des freien Niederlandes, und Niederland schirmt in meinen Söhnen seine Enkel bei ihrem Glauben wie in ihrem Besitz. Ich habe darüber die bestimmteste Zusicherungen. Beim ersten Stückschuß gegen unsere Mauern wird der niederländische Leu erwachen und schützend die Branke ausstrecken, darum seyd unverzagt."

(Fortsetzung folgt.)

* So hieß es zur Zeit. Doch ist dem Erzähler nicht bewußt, ob Bernhard in der That das Bekenntniß gewechselt, während er bestimmt weiß, daß des Genannten Sohn der katholischen Kirche angehörte.

Ferien in der Pfalz.

(Fortsetzung.)

Doch wer kennt Heidelberg nicht? Auch will ich keine Beschreibung davon geben, sonst würde ich nicht so spaziergängerisch zufällig mit der Brücke angefangen haben. Nur möchte ich die geeignetsten Standpunkte andeuten für die beiden Anschauungen dieser Landschaft, deren doppelter Genuß der Befriedigung des Ein- und Ausathmens beim Athemholen entspricht. Der beste Punkt für die Einsicht ist unstreitig auf dem Philosophenwege, oder wenigstens in der Nähe desselben zu finden, und zwar unterhalb der Brücke, so daß man den Fluß, die Stadt, und schräg in gehöriger Entfernung das Schloß vor Augen hat. Stift Neuburg, das hier in der Landschaft seinen Platz besser ausfüllt als in der Geschichte unserer Tage, schließt thalaufwärts, zwischen den Bergen hervortretend, das schöne Bild. Die Aussicht wählt man gewöhnlich auf der bekannten großen Schloßterrasse; einen noch bessern Standpunkt aber bietet der Hügel oberhalb, der die wenigen Ueberreste des alten hohenstaufischen Schlosses trägt. Hier wird die Aussicht bereichert durch die Trümmer der Kurfürstenburg, die das wuchernde Grün der lebendigen Anlagen verjüngt. Es war einer der schönsten Herbsttage, als ich sie von dieser Stelle aus noch im vollen Sommerschmucke prangen sah. Drunten dehnte sich die Stadt im Sonnenschein an den Bergen hin, von welchen Schuß auf Schuß prächtig wiederhallte. Auf den jenseitigen Bergen hielt die Weinlese eine bunte Menge in munterer Bewegung. Die Häuser am rechten Ufer glänzten freundlich herüber, während — der einzige Schatten in dem lichten Gemälde — die armen Pferde mit den schweren Schiffen sich mühselig auf dem Leinpfade stromauf arbeiteten. Der Fluß zog in die Ebene hinaus, wo ihm sein größerer Bruder da und dort entgegen blickte. Die überrheinischen Höhen standen anmuthig in sanftem Lichte, und was als Nähe mir vor Kurzem einen unwirthlichen Empfang bereitet hatte, das war heute so verwandelt wie ich selbst, da ich aus einer durch Menschen und Natur heimisch gewordenen Umgebung hinüber sah und „herein in die Berge mir die reizende Ferne schien."

Armer, lieber Hölderlin! Ich weiß kein schöner Gedicht auf Heidelberg als jenes, aus welchem ich da einige Stellen unwillkührlich einflechten mußte. Es ist ein vollkommen ausgeführtes Landschaftsbild, in Worte übertragen und vergeistigt; nur scheinen auch hier die Farben, mit denen er das Leben des Tages malt, in das geheimnißvolle Mondlicht getaucht, das fast in allen seinen Liedern die hereinbrechende Nacht verkündigt. Zwischen diesen Bergen sehe ich ihn mit seiner zarten, zerbrechlichen Laute wandeln, „traurig froh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön, liebend unterzugehen in die Fluthen der Zeit sich wirft." — Hier erging sich auch Goethe, der stärker geschaffene, kühl bis an's Herz hinan, um mit seinen hellen Augen die Stadt und Gegend zu mustern und, „man darf sagen, etwas Ideales" darin zu finden. Was dieser als Künstler urtheilend ausspricht, hat jener schaffend als Dichter seinen unvergeßlichen Strophen eingehaucht.

Und wie manche Feierspur wäre sonst noch in diesem Thale zu begrüßen, das vor vierhundert Jahren von den Thesen des böhmischen Hieronymus bewegt wurde, das sich vor zwei Jahrhunderten dem Vater der heutigen Weltanschauung, Spinoza, als eine Bucht für Geistesfreiheit eröffnen wollte, und das endlich, als die Zeit erfüllet war, sich zu einem Hauptstapelplatz der mondbeglänzten Zaubernacht, zu einer Schaubühne der Wald- und Trosteinsamkeit bequemen mußte! Friede mit dir, entschlafene Romantik! Wir haben dich schwer bezahlt, und noch heute seufzen wir unter dem Alpdrucke deines bleichen Schattens. Doch getrost, die Hähne krähen und die Morgenglocken läuten überall; auch will es uns bedünken, der Spuk habe bereits von rechter Waffe in rechter Hand den entscheidenden Schlag empfangen. Neckisch genug erinnert von den beiden Vornamen des Kämpfers, der mir hier im Sinne liegt, der eine an jenen Helden, welcher den Lindwurm auf der Heide schlug,

und der andere an den Hirtensohn, durch dessen Schleuder der hoch aufgestapelte Philister zu Falle kam. Darum soll dir aber auch in deinem Sterbestündlein, alte Spinnmuhme, dein Antheil von Recht und Ehre nicht verkümmert werden, der Allem gebührt, was in der nothwendigen Kette der Entwicklung seine Stelle eingenommen hat. Wir wollens dir nachrühmen, daß du aus deiner Rumpelkammer, mit buntem Krame spielend, die alten Dichterschätze der Heimath und der Fremde für uns und künftige Geschlechter zu Tage fördertest; ja, und über diesem Lobe wollen wir noch weniger das größere vergessen, dein unsterbliches, wenn auch unfreiwilliges Verdienst, die Vernunft, die auf den leicht errungenen Lorbeeren eines oberflächlichen Sieges ausruhen wollte, zu wachsamer Strenge und zu tieferem Eingehen auf sich selbst genöthigt zu haben.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Theater.

Ganz in diese Kategorie, nur daß es nicht den geringsten Anspruch auf Ermunterung hat, gehört ein im Thaliatheater neu gegebenes Stück: „Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange," historisch-romantisches Gemälde in fünf Aufzügen, von Alexander Rost. Dieser in Weimar lebende junge Dichter hat allem nach Shakespeare überflügeln wollen, sowohl was die Furchtbarkeit der Charaktere, als die Naivetät der Sprache betrifft, und die Folge eines so vermessenen Fluges mußte Spott seyn. Denn obwohl das Thaliatheater das Vorrecht hat, seinem Publikum viel zu bieten und ihm den gebissenen Friedrich an einem Sonntage bot, so wurde doch fast bei jeder schrecklichen Scene gelacht, und selbst die Sonntagsgalerie fand das Naive trivial. Es kam freilich noch hinzu, daß der Schauspieler Schramm, welcher Friedrichs Vater, den Landgrafen Albrecht, darstellte, den Richard-Lear noch überricharbete oder überlearte, und so den Satz: „vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt," in der Praxis bewahrheitete. Rost spart übrigens Freiheit und Vaterland auch nicht; wir fürchten, unsere jungen dramatisch-politischen Dichter verschwenden davon so viel, daß zulezt nichts übrig bleibt. — Das zulezt im Stadttheater gegebene Stück ist günstig aufgenommen worden. „Adrienne, oder das Testament des Königs," dramatisches Gedicht von Otto Prechtler, ist eine geistvolle, tüchtige Arbeit, der zwar im Einzelnen Mängel nachzuweisen sind, die aber als Ganzes sich den besten Erzeugnissen der neueren Literatur anreiht und von Akt zu Akt das Interesse des Zuschauers mehr fesselt. Daß der Autor mit der Historie es nicht allzu genau nimmt, sondern sie eben nur als Hintergrund benuzt, wird kein Sachkenner ihm zur Last legen. Die Handlung ist dem Intriguenkampf Philipps II. um die portugiesische Krone entlehnt und bietet manche höchst originelle Wendungen dar; die Charaktere sind sicher und schaef, wenn auch zum Theil etwas übertrieben gezeichnet. Die Titelrolle gab unsere Wilhelmi, welche zur Zeit die beste jugendliche Darstellerin in Deutschland seyn dürfte. Unser Schauspielpersonal, das unter der halbjährigen Direktion Maurice-Baison wirklich sehr schlecht war, hat sich in neuerer Zeit durch Wiederanwerbung früherer Mitglieder und durch Engagement junger Künstler sehr verbessert. — Unsere Oper wird unter Wurda's Leitung mit jedem Monat besser. Fast nur frische, klangvolle Stimmen, ein treffliches Ensemble, treffliche Soli's, das Orchester unter der Leitung zweier talentvoller Kapellmeister (Krebs und Schindelmeister) vorzüglich. Wenn die Berliner Noblesse eine gute Oper hören will, kommt sie nach Hamburg. Das Repertoire ist reich an classischen Werken und es mag ein Zeugniß für sie seyn, daß damit volle Häuser gemacht werden. Besonderes Leben kam in die Opervorstellungen noch durch das Gastspiel der Madame Viardot-Garcia, welche bei erhöhten Eintrittspreisen eine Reihe von Gastrollen gab und außerordentlich gefiel. Ihre Norma ward sogar über die der schwedischen Nachtigall gestellt. Ein Vergleich mit dieser ist aber wohl nicht zulässig, denn so vollkommen jede dieser beiden Sängerinnen in ihrer Art seyn mag, so verschieden sind sie unter einander. Jenny Lind, die reine, naive Natur, plastisch wie Marmorgebilde, und dennoch warm, innig, rührend, wird immer eine unvergleichliche Erscheinung bleiben. Madame Viardot-Garcia dürfte man dagegen unter den Gesangskünstlerinnen ihrer Art die erste nennen, denn bei ihr ist es die technische Vollendung des Gesangs und dramatischen Spiels, was zur Bewunderung hinreißt, ohne das Gemüth mit jener bezaubernden und nachhaltigen Rührung zu erfüllen, deren wir uns beim Gesang und Spiel der Lind nicht erwehren können. Hohes leistete Madame Viardot-Garcia am Schluß des vierten Akts der „Hugenotten," Vollendetes ferner als Rosine im „Barbier," als Prinzessin und Alice in „Robert" (sie hatte beide Rollen an einem Abend). Und so blieben troz der hohen Preise und der schweren Zeit an jedem Abend ihres Auftretens nur wenige Pläze im Hause unbesezt. — Ehe ich vom Stadttheater scheide, muß ich noch der optischen Darstellungen der Herren Brill und Siegmund gedenken, welche sie Welttableaux nennen und deren sie eine Reihe im Stadttheater zur Anschauung brachten. Sie haben in mehreren Hauptstädten Deutschlands Erfolg damit gehabt und ihn auch hier erzielt. Ihre plastischen Darstellungen zeigen in größter Deutlichkeit und Reinheit Gemmen, Cameen und ganze Figuren; hier gefielen besonders Papst Pius, Alexander Humboldt und Jenny Lind. Die zweite Abtheilung könnte man „ein Stündchen in der Schule" nennen; hier zeigen und erklären sie uns Sternbilder, das Planetensystem, die Formen und Bewegungen der Erde, Ebbe und Fluth u. dergl.; ferner Bilder aus der Thierwelt, Urthiere nach Theorie und Erfahrung ergänzt, und ähnliche lehrreiche Gegenstände. So genießt man durch Anschauen in einigen Minuten den Inhalt einer ganzen Beschreibung, und Mancher holte hier gemächlich nach, was er in der Schule versäumt. Die dritte Abtheilung besteht aus den bekannten dissolving views (Nebelbildern); die vierte zeigt in dem erstaunlichsten Farbenglanz und Wechsel das schöne Spiel des geschüttelten Kaleidoskops, und wird durch die Unvermeidlichen, wie man Eisele und Beisele nachgerade nennen darf, launig beschlossen.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 51. Dienstag den 29. Februar 1848.

Die Kunst ist eine Vermittlerin des Unaussprechlichen; darum scheint es eine Thorheit sie wieder durch Worte vermitteln zu wollen. Doch indem wir uns darin bemühen, findet sich mancher Gewinn für den Verstand.
Goethe.

Ferien in der Pfalz.

(Schluß.)

Billig sollte ich, eh' ich diese lezte Reisestation verlasse, von den in der Sonne der Gegenwart daselbst verlebten Tagen berichten, vom Zusammentreffen alter Jugendfreunde, die, aus Norden und Süden sich kreuzend, im flüchtigen Lauf der Stunden eine heitere Wandercolonie zusammen bildeten, von Aeußerungen bürgerlich-politischer Regsamkeit in Stadt und Land, und vor Allem von den Offenbarungen der Wissenschaft, die, von Traum und Dichtung befreit, unbestechlich die Gesetze der Erscheinungen aus Natur und Geschichte herauszulesen beginnt und das begehrliche vorgreifende Ich auf das Maaß der gleichen Uneigennützigkeit zurückzuführen geeignet ist. Doch wenn auch mein Aufenthalt lange genug gedauert hat, um manches zu lernen und mich an manchem zu erfreuen, so war er dennoch zu kurz, um der geistigen Gastfreundschaft ein Denkmal zu setzen, in welchem Licht und Schatten, die beiden von der Erscheinungswelt unzertrennlichen Farbengründe, wahrhaft und ohne Befangenheit vertheilt wären. — Die Monarchie der deutschen Geister, in welcher Weimar mit der Nebenresidenz Jena gebot, hat sich längst in eine Republik verwandelt; so weit in dieser eine ähnliche Stellung, natürlich ohne die Ansprüche und Kraftanstrengungen der Feudalität, wiederkehren kann, scheint Heidelberg, begünstigt zumal von der politisch freien Luft, die am Rheine weht, die Reichsfahne der deutschen Bildung zu führen bestimmt. Darf man überdieß den Grundsatz, der schon von Curiositäten und Kunstschätzen gilt, daß nämlich eine bestimmte Sammlung das Zerstreute von allen Enden an sich ziehe, noch mit mehr Fug und Grund auf eine Versammlung bedeutender Menschen anwenden, so rechtfertigt sich das Vorgefühl, mit welchem der Durchreisende von diesem herrlichen Thale scheidet, daß hier eine Macht im Wachsen ist, die auf lange hin ein gewichtiges Wort bei der Gestaltung unserer vaterländischen Zustände mitreden wird.

Zum Schlusse muß ich noch einer Ueberraschung gedenken, wodurch mir Anfang und Ende meines Ausflugs auf eine anmuthige Weise verknüpft wurden. Ich sah nämlich in Heidelberg zwei Gemälde von Bernhard Fries, welche mir die vor Kurzem mit so bitterem Verdrusse durchwanderten Gegenden im Lichte der verklärenden Erinnerung herstellten. Das eine gibt einen Abschnitt aus jenem wunderlichen Thale zwischen Anweiler und Dahn wieder, eine höchst einsame und abgeschlossene Landschaft in düsterer Regentagsbeleuchtung. Im Vordergrunde wird ein Wasser sichtbar, über welchem ein paar harmlose Stauden sich wiegen. Die waldigen Berge, die sich dahinter erheben, sind mit den Felsgebilden geschmückt, an denen jene Gegend so überreich ist. Eine dieser röthlichen Steinmassen tritt, dem Beschauer nahe vor das Auge gerückt, an dem mittleren Berge hervor; eine andere birgt sich höher und ferner jenseits des Thales, das nur durch den Bergeinschnitt angedeutet ist, und sieht wie eine versteckte Burgruine aus dem Wald hervor. Oben kommt ein grimmiges Wolkenungethüm, grau qualmend, über die Berge hereingequollen. Zur Seite hin wird das Gewölk etwas lichter, und in der Ecke kommt ein kleines Fleckchen blauen Himmels zum Vorschein, das dem Wasser im Vordergrunde eine freundlichere Farbe gibt. Wenn man näher hinschaut, entdeckt

man am Ufer einen einsiedlerischen Storch, der, das eine Bein hinaufgezogen, humoristisch-melancholische Betrachtungen über den Weltlauf anstellt. Mit großer Wahrheit drückt dieses Bild eine Stimmung aus, die in unsern Landschaften, natürlich so fern sich unser Gemüth in ihnen spiegelt, gar häufig zu finden ist.

Das andere Bild versezt den Beschauer auf den Trifels und läßt ihn — den Thurm unsichtbar im Rücken gedacht — auf die beiden übrigen Drillingsburgen hinab und durch die Berglücke in die Ebene hinausblicken. Hier haben sich die Wolken in die Höhe gethan und nehmen theils in grauen Ballen, theils in weißen Streifen fast den ganzen Himmel ein, dessen einzelne blaue Oeffnungen, gleichsam als Spiegel der verborgenen Sonne, mit dem dunkelgrünen Glanze der Wälder in Einklang stehen und, trotz der schweren, von Berg zu Berg ziehenden Wolkenschatten, dem trübfreundlichen Bilde einen vorherrschend lichten Schimmer geben. Und so sah ich denn die Gegend wieder, wie sie mir bei meinem Besuch auf dem Trifels erschienen war, und sah unsern Himmel, der in unsern Naturschauspielen immer eine so große Rolle hat, endlich einmal in seiner ganzen Eigenthümlichkeit aufgefaßt.

Zwei größere Gemälde, Ansichten von Heidelberg darstellend, die ich bei dem wunderbar schnell arbeitenden Künstler entstehen sah, boten ihm einen ausgedehnten Raum dar, um mit der glücklichsten Erfindung — die doch nichts anderes ist als Erfassung der Naturwahrheit — die Witterung in lebhafte Mitleidenschaft zu ziehen. Wenn Laienaugen in Sachen der Kunst Zeugniß abzulegen berechtigt sind, so darf ich diese Werke als ächt deutsche Landschaften begrüßen und dem jungen Meister, der von rühmlichen, mit Erfolg gekrönten Nachbildungen italienischer Natur sich jezt ganz der Heimath zugewendet hat, sein Streben mit einem treuen Glückwunsche segnen. Zwei Reliquien von seinem Bruder und Vorgänger, dem verstorbenen Ernst Fries — eine Murgthalgegend und eine Ansicht der parkartigen südwestlichen Umgebung von Karlsruhe, welche seitdem durch den Bahnhof und die nach Baden hinabziehende Eisenbahn ein verändertes Aussehen erhalten hat — beide von unbeschreiblicher Wahrheit und Zartheit — erzählen uns, daß dieses Streben ein wohl vorbereitetes ist und auf einem Grunde, der keiner Kunstrichtung fehlen darf, nämlich auf einer durchdachten, aber in Fleisch und Blut des Schaffens übergegangenen Absicht beruht. Diese Absicht ist dieselbe, welche sich im ganzen Dichten und Trachten unserer heutigen Bildung ausspricht; sie ist der bewußte Trieb, die Pfade der leeren Erfindung zu verlassen und die wahre Erfindung bei der Wirklichkeit zu suchen, d. h. aus dem Leben — im weitesten Sinne des Wortes — seine wesentlichen Formen und Gedanken herauszufinden.

Zu der bedeutenderen Ueberraschung kam aber noch eine andere, recht artige hinzu. An einem der reizendsten Herbstnachmittage hatte ich den trefflichen Freund in seine Malerwerkstätte begleitet. Es ist, beiläufig gesagt, das nämliche Gemach, in welchem der alte Voß einst seine Verse und seine Blitze schmiedete, und da war es denn nicht mehr als billig, daß der nunmehrige Inhaber auch bei seinen Schöpfungen ein wenig die Feile anzuwenden gedachte. Es galt, auf dem Trifelsbilde einen dunkeln Schatten an dem lezten Bergvorsprung etwas abzustufen und mit dem helleren Hintergrunde der Landschaft in Uebereinstimmung zu bringen. Dieß geschah, ohne daß die heitern Gespräche dadurch in Stocken geriethen; denn die Maler haben wie die Frauenzimmer die beneidenswerthe Freiheit, bei ihren Arbeiten keine gesellige Störung scheuen zu dürfen. Die Sonne draußen schien in ihrer Ohnmacht doch immer noch prächtig und verklärte die Berge und die an ihnen wimmelnden Menschen. Im Ofen aber brannte ein freundliches Feuer, auf dem Tischchen in der Ecke dampfte der Kaffee, und im Wettstreit mit ihm dampften und dufteten zwei köstliche — Rattenschwänze — verzeih, o Muse, den Namen des Schmauchkrauts; lezteres ist der Kunstausdruck im Munde der seligen Götter — kurz, es war so behaglich, so gemüthlich, daß die englische Bezeichnung für einen solchen Zustand durchaus unzulänglich gewesen wäre. Mitten in diesem Behagen nun wurde ich auf einmal gewahr, daß der rastlose Pinsel eben an jener verwünschten Waldecke sich bewegte, wo ich, zwischen Eschbach und Annweiler, mit einem trostlos kalten Regen übergossen worden war. Jezt fühlte ich mich erst recht im Trockenen, machte mir's auf dem Divan bequem und gab jenem Römer Recht, der uns die Wahrheit hinterlassen hat, daß die Erinnerung an vergangenes Ungemach doch zu Zeiten recht auferbaulich sey.

Fräulein Lisbeth.

(Fortsezung.)

Ein Unterhändler verlangte Einlaß. Er kam vom Grafen Heinrich, der eine Unterredung mit seinem Weib begehrte. „Ich will ihn empfangen," sagte Gertrud. — „Die Frau Gräfin muß sich schon hinausbemühen," entgegnete der Bote, indem er ihr freies Geleit zusicherte. Sie weigerte sich, doch gab sie endlich nach. Vermuthlich lockte sie's den Mann zu sehen, den sie zu hassen vorgab, wie sie ihn einst geliebt, und der bei alledem für sie die Welt vorstellte. Die entzweiten Gatten trafen sich in der Stube eines Maierhofes. Welch ein Wiedersehen!

Heinrich streckte die Hand aus wie zum Zeichen der Vergebung und Versöhnung. Gertrud hatte mehr erwartet; bereit wie sie war, einen Sturm ehelicher Zärtlichkeit auszuhalten, würdigte sie die geringfügige Bewegung keiner Aufmerksamkeit. Grellen Tones fragte sie: „Was begehrt der Herr eigentlich von mir, nachdem er sein Weib verrathen hat und von Gott abgefallen ist?" Mit einem wehmüthig treuherzigen Blick sah Heinrich die böse und doch so schöne Frau an, bevor er entgegnete: „Ich bin an keiner Seele noch zum Verräther geworden, am wenigsten an dir oder gar an mir selber." — „Doch verleugnet Ihr den Glauben Eurer Väter," schaltete Gertrud ein. Er erwiderte: „Den Glauben meines Vaters und Großvaters, wenn's hoch kommt. Doch du solltest dich am wenigsten darüber beklagen." — „Warum nicht ich? Ich habe den meisten Grund zur Klage, ich armes, unglückseliges, verrathenes Weib, das aus thörichter Liebe Euch seine Jugend opferte. Wär' ich geblieben wo ich war, unter meines Gleichen, da könnt' ich zwischen meinen Hühnern und Gänsen eine glückliche Hausmutter seyn. Freilich wär' ich keine Gräfin, aber dafür dürfte ich mich auch mit den Gevatterinnen vor der Kirchthüre und mit den Marktweibern nach Herzenslust unterhalten."

Gertrud sagte noch viel mehr als das, im Grund aber immer wieder dasselbe. Geduldig ließ der Graf den Wirbelwind vorübersausen, dann hob er wieder an: „Der schnöde Verdacht hat meinen Stolz empört." Die Frau lachte höhnisch. „So seyd ihr Herrn," rief sie, „ihr wollt nicht hören, was ihr thut, aber dennoch bist du mir keine Stunde treu geblieben, seit ich dich habe." Heinrich fuhr fort: „Der Ausfall gehört zu dem übrigen, was ich verschmerzen muß. Gekränkt vom ungerechten Argwohn, hatte ich mich in mich selbst zurückgezogen und gedachte so zu bleiben. Die Umstände haben das und sonst Manches anders gefügt. Und als ich nun im Glaubensbekenntniß meiner innern Ueberzeugung ihr Recht hatte widerfahren lassen, so ging mir ein neues Licht über meine Pflichten als Gatte und Vater auf. Den Ehestand hat Gott nicht zu eitler Lust eingesetzt, und die Gatten sind schuldig, ihre gegenseitigen Mängel zu ertragen. Der Himmel legt sie ihnen als Prüfung auf, der sie sich nicht eigenmächtig entziehen sollen. Auch ich bin mit manchen Schwächen behaftet, welche der Nachsicht bedürfen, wenn schon mein Gewissen nichts von den Sünden weiß, welche deine Eifersucht mir Schuld gibt. Aber diese Eifersucht macht ja dich selber noch elender als mich, und ich will ihr fürder nicht mit Stolz begegnen, sondern mit Milde sie zu heilen trachten. Bemühe du dich ebenfalls, wenigstens die lauten Ausbrüche der unglückseligen Leidenschaft zu mäßigen, wenn nicht für mich, doch um der Kinder willen."

Gertrud verstand nicht, aus welcher Quelle ihres Gatten Reden entsprangen, so deutlich er immerhin sich ausdrückte. Heinrich wollte seine stille Liebe als Opfer auf den Altar legen, und muthig an der Seite des bösen Weibes ausharren, statt in der trauten Einsamkeit von Leuenegg ungestört seinen Gedanken nachzuhängen, und so in seliger Trauer das Stündlein zu erwarten, das ihn zum Lande seiner Hoffnungen bescheide. Die schöne Frau aber vernahm aus dem allen nur die Huldigung, welche ihren Reizen geboten ward, und die Erhörung, wie sie in ihren Mienen und Blicken aufzugehen begann, war nur aus irdischem Stoff genommen. Die Hand auf Heinrichs Schulter gelegt, mit schwimmenden Augen an ihm emporschauend, wollte sie ein versöhnendes Wort sprechen, um die Antwort im Kusse zu erhalten; da ging die Thür auf und eine Zofe rief herein: „Geschwind, gnädige Frau, wenn Sie den Einzug der Münsterschen noch mitansehen will."

Des Weibes kaum erwachte Zärtlichkeit verkehrte sich in Grimm. Ein Zornblick traf den Gatten, der überrascht war, wie Gertrud selber. „Verräther, Räuber an Weib und Kind!" rief sie und stürmte fort. Heinrich trat auf die Schwelle und blickte der Enteilenden noch nach, als er sie längst schon nicht mehr sah. Ihn weckte aus dem Nachsinnen des Fürsten Stimme. „Kommt zum Wagen," sagte Christoph Bernhard; „ich habe Befehl ertheilt, die Gräfin mit dem Kinde uns nachzubringen. Haben wir sie erst in Münster, so wollen wir sie schon zwingen, die vier Jungen wieder herbeizuschaffen." — Der Bischof hatte hier wieder einen von seinen Streichen ausgeführt, und während der Unterredung des Grafen mit der Gräfin den Burgvogt dermaßen erschreckt und überlistet, daß Burkhart ohne weiteres das Thor geöffnet, um die Besatzung einzunehmen, unter dem einzigen Vorbehalt, daß der Kriegsherr die Kosten für sein Volk selber bestreite. Heinrich wollte solches Verfahren nicht gutheißen, doch Christoph Bernhard entgegnete: „Der Herr Vetter ist arglos und hält Niemanden für schlimm; sein Weib aber ist bös und hat arge Rathgeber. Gertrud führt nichts Geringeres im Sinn, als unter dem Schutz der Holländer ihn ganz und gar aus dem Besitz seines Eigenthums zu verdrängen. Sie gedenkt dann im Namen der unmündigen Kinder selber die Regierung zu übernehmen und ihn etwa mit einem Jahrsgehalt abzufinden. Das ist der Dank für alle seine Güte. Wenn ich er wäre, wüßt' ich schon, was ich thäte. Ich schickte die böse Sieben, wohin sie gehört. Doch,

ich will nichts gesagt haben. Wem nicht zu rathen, dem ist auch nicht zu helfen."

Während der Geweihte des Herrn so leichtfertig sprach, dachte der Laie mit Ernst seiner beschworenen Pflicht, und obwohl seufzend unter der schweren Bürde, wollte er sich nicht dazu verstehen, sie mit Gewalt abzuschütteln. Der Fürst ließ ihn gewähren, zufrieden, einstweilen gewonnen zu haben, was erreicht war, aber mit dem Vorsatz, alles aufzubieten, um Gertruden zu zwingen, daß sie die Knaben wieder in's Land schaffe. Christoph Bernhard sprach in seinen Gedanken: „Arme Lisbeth, dein Herzallerliebster bleibt für dich verloren, so redlich ich mir Mühe geben mag, ihn dir zuzuführen." Zur selben Frist sprach's in Heinrichs Seele: „Jenseits sehen wir uns wieder, theure Lisbeth, um so seliger, je schwerer die Prüfung war und je standhafter wir sie ertrugen."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Theater. — Literatur.

Das Thaliatheater ist immer in der Gunst des heitern Publikums; es gelang ihm wieder, ein Zugstück für den Winter zu finden: eine Zauberposse, „Krack, der Gnomenfürst," von Ewald. Es ist eigentlich nichts als eine mit politischen Anspielungen verbrämte Variation von Nestroy's „Lumpacivagabundus." Politik, Dekoration und Lachlust machen das Stück, und die Welt will ja betrogen seyn. Im Uebrigen liefert das Thalia-Theater meist Uebersetzungen oder Bearbeitungen aus dem Französischen, und über die Mitglieder dieser Bühne ist jezt der Geist gekommen, solche Bearbeitungen für ihre Benefize selbst zu liefern. So hat der Regisseur, L. Meyer, Eugen Sue's Martin, der Findling, und ein anderes Mitglied, Gomansky, dessen sieben Todsünden zu Dramen verarbeitet, und ich brauche kaum hinzuzusetzen, daß solches dem Publikum wohlgefällt. Dawison, der Heldenspieler des Thaliatheaters, ein Pole und Liebling des Publikums, hat ein Stück aus dem Polnischen des Korzeniowski übersezt und damit außerordentliches Glück gemacht. Das kleine dramatische Gemälde ist betitelt: „Ein Fenster im ersten Stock." — Diesen Schauspieler wollte Herr v. Küstner für die Berliner Hofbühne engagiren; die Verhandlungen zerschlugen sich jedoch. — Ein anderes Mitglied der Thaliabühne, Demoiselle Hermann, eine Tochter des fleißigen Bearbeiters französischer Dramen, geht auf ein Jahr an die Dresdner Hofbühne über, um sich sodann mit dem Sohne eines unserer reichsten Kaufleute zu verbinden, wenn nach der Bedingung des Vaters des Bräutigams bis dahin die gegenseitige Neigung sich bewährt hat. Auf der Thaliabühne ließen sich auch fünf Neger als humoristische Sänger hören; das ächt humoristische an ihnen ist, daß sie das Problem des „weißen Mohren" gelöst haben. Die guten Leute sind Bleichgesichter von unvermischtem Blute, wie wir andern Europäern; da aber alles Virtuosenwesen schon so ziemlich ausgebeutet ist und nicht mehr zieht, so geriethen sie auf den guten Einfall, Negermasken vorzunehmen und damit dem Publikum etwas weiß zu machen. Ihr Plan glückte vollkommen.

Unserer Literatur scheint es im Allgemeinen nicht gegeben, in Deutschland durchzudringen. Meistens beschäftigt sie sich daher mit Journalismus und Dramatik. Von Dr. Wollheim wird ein Drama: „Rafael Sanzio," auf dem Stadttheater vorbereitet; von Schloenbach liegen zwei Stücke im Direktionspulte als angenommen; ihrer Aufführung sind einige Zwistigkeiten zwischen Autor und Direktion im Wege. Beide genannte Schriftsteller haben zu Neujahr Blätter gegründet: Wollheim „die Bühne," ein Blatt fürs Theater, das aber schnell verwelken wird. Schloenbach, nachdem er mehrere Blätter zu Grabe getragen, gibt jezt eine „nordische Fackel" heraus, deren Schein aber nicht weit zu bemerken ist. Es ist übrigens eher ein Glück als ein Unglück, wenn die zahllos versuchten belletristischen und wissenschaftlichen Blättchen nicht gedeihen; es kann der deutschen Bildung und Einheit nicht frommen, wenn unsere geistige Kraft und Kunst sich in Hunderten und Tausenden von Lokalblättchen zersplittern; wenn irgendwo etwas Gutes und Tüchtiges geliefert wird, so sollte es zu den Journalen wandern, welche das ganze gebildete Publikum in Deutschland zum Leser haben. — Von Jos. Mendelsohn ist gegen den Schluß v. J. der „Theaterteufel" erschienen, eine Art von komischem Volkskalender mit Beziehung auf die Bühne, namentlich die Hamburger Bühne. Der Humor dieses Teufels ist sehr subjektiv, und Leute, die ihm in die Karte sahen, entdeckten einen starken Beischmack von Privatzwecken bei ihm. Er hat Beiträge von Saphir, Glaßbrenner, Klesheim, Nestroy, Töpfer u. A., aber diese Beiträge scheinen, ihrem Werth nach zu urtheilen, eben gegeben, weil man nicht wohl nein sagen konnte. Von Glaßbrenner ist ein ernster Artikel geliefert, nämlich eine scharf absprechende Kritik über Hebbels „Maria Magdalena," die darin noch einmal ihre Sünden büßen muß, bevor sie sich aus Verzweiflung in den Brunnen stürzen und ihr Vater versichern kann: „Ich verstehe die Welt nicht." — Töpfer hat seinen „Böttcher, den Goldmacher," auf dem Thaliatheater aufführen lassen, nachdem er auf dem Stadttheater zur Aufführung vorbereitet worden. Erstere Bühne hat der Lezteren auch „Dorf und Stadt" der Birch-Pfeiffer vorweggenommen, und die vielbeklatschte und viel angegriffene dramatische Schriftstellerin „zweiter Klasse," wie die Berliner sagen, will im Sommer selbst darin auftreten, weßhalb die Hamburger sich bis dahin gedulden müssen, diese neue Ausgabe von Auerbachs „Frau Professorin" zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Literaturblatt Nr. 15. und Monatsregister Februar.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, durch welche Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählungen.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Literaturblatt.

Nro. 8.

Nro. 9.

Nro. 10.

Nro. 11.

Nro. 12.

Nro. 13.

Nro. 14.

Nro. 15.

Kunstblatt.

Nro. 6.

Nro. 7.

Nro. 8.

Nro. 9.

Nro. 10.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Zweiundvierzigster Jahrgang.

1848.

März.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der sozialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 52. Mittwoch den 1. März 1848.

Zwiespalt zwischen Poesie und Leben ist eben der Charakter unseres ganzen Zeitalters, und nur die Weltgeschichte kann den Widerspruch aufheben. Herder.

Die Feier der Festtage in Westphalen.

Es ist eine alte, bereits im vorigen Jahrhundert bald mehr, bald minder laut gewordene Klage der Dichter, daß die neuere Zeit im Vergleich zur Vergangenheit das Zeitalter der Prosa, der nüchternen, hausbackenen Verständigkeit sey, aus der die Poesie, wenn sie anders gedeihen wolle, in das Reich der Ideale oder in die Vergangenheit flüchten müsse — eine Klage, die so alt ist als das Hereinbrechen der deistischen Anschauungsweise, und der Schiller in den „Göttern Griechenlands“ solche ergreifende Worte lieh, daß die Theologen schon dieses einzige Gedicht für hinreichendes Zeugniß halten, um den Bruch des Dichters, und überhaupt den Bruch der modernen Poesie mit dem Christenthum darzuthun. Wenn der Deismus Recht habe, daß die Welt eine selbstständige Maschine sey, die nur ihrem Anfange und Ende nach in der Hand eines höchsten Wesens liege, im Uebrigen aber an der unendlichen und darum langweiligen Kette von Ursache und Wirkung ihren eigenen Weg wandle, dann sey allerdings die Klage des Dichters:

„Einen zu bereichern unter Allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.“

berechtigt, dann könne man in Wahrheit sagen:

„— an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.“

Diese Klage, dieser Vorwurf treffe aber nicht das Christenthum, treffe nicht die christliche Vergangenheit, sondern beruhe auf der Voraussetzung der Aufklärung, des Deismus, des Rationalismus, oder wie man sonst noch die unpoetische Stimmung der Gegenwart bezeichnen zu müssen glaubte. Dem wahren Christen dagegen sey die Welt nicht entgeistet; er sehe noch jezt überall die Spuren der Gottheit, noch jezt wache über den Sternen ein Gott über seine Kinder, habe ein Ohr zu hören ihre Klage, ein Herz, das sich der Bedrängten erbarme, ein Gott, der die Haare auf dem Haupte eines Jeden gezählt habe. Also fort mit der gottlosen Gegenwart, zurück zur Glaubensinnigkeit der Vergangenheit!

Zurück zur Vergangenheit! Herder hatte in seinen Völkerstimmen, gegen die Nicolai eigens zwei polemische Almanache richtete, auf das Volkslied hingewiesen; Goethe vollzog sodann die Vermählung der antiken Form mit dem deutschen Geiste. Sowohl seinen besten lyrischen Gedichten, als seinen am meisten gelesenen Dramen, wie Götz von Berlichingen, Faust u. a. liegen bekanntlich volksthümliche Stoffe zu Grunde. Es folgte sodann die Romantik. Das entgötterte Leben sollte wieder Poesie, und die leblose Poesie wieder Leben werden. Verschwinden sollte der seit der Reformation aufgekommene Gegensatz zwischen Gebildeten und Ungebildeten: Einheit der Kirche, des Glaubens, des Volkes, der sittlichen Lebenswürdigung u. s. f., das waren die Bedingungen, um jenen Gegensatz aufzuheben. Wo aber war diese Einheit des Glaubens, der Bildung u. s. f. zu finden? Offenbar nicht in der Gegenwart, sondern in der Vergangenheit, im Mittelalter, in welchem der König noch mit seinen Mannen dieselbe Sprache redete, in dem beide noch dieselbe religiöse und sittliche Anschauungsweise gemein hatten, wo man noch nicht das Wort dichten, sondern nur einen alle Herzen bewegenden Gesang kannte. Man feierte demnach das Mittelalter, die alte Kirche, den alten Staat, oder ging, wie Hölderlin,

noch weiter zurück, zum Hellenenthum, in dem jene Einheit der Poesie und des Lebens ebenfalls vor Augen lag. Indem man aber nicht so sehr darauf ausging, unsere durch das Reformationszeitalter und durch das sogenannte Wiedererwachen der klassischen Wissenschaft abgebrochene nationale Vergangenheit mit der Gegenwart zu vermitteln, sondern die erstere einseitig festhielt und die Gegenwart ignorirte, verfiel man in einen noch schreienderen Gegensatz, an dem seit jener Zeit eine Reihe edler Geister zu Grunde gegangen sind und noch täglich zu Grunde gehen. Und die moderne Wissenschaft, der Reaktion und Romantik als gleiche Begriffe gelten, die das Wort Romantik als Schimpfwort gebraucht, was weiß sie am Ende mehr, als daß die Lösung der Aufgabe, welche sich die Romantiker gestellt hatten, von diesen auf verkehrte Weise angestrebt worden ist? Ja, sie erklärt sogar die Lösung jener Aufgabe geradezu für unmöglich,* während die communistischen Bestrebungen den Knoten mit dem Schwerte lösen und an die Stelle der Einheit die Gleichheit setzen. Absolute Gleichheit bringt aber nur der Tod, und wir wären denn damit glücklich zum Verständniß der orientalischen Religion gelangt.

Es ist, wie die Ueberschrift anzeigt, meine Absicht, den Leser mit der Art und Weise bekannt zu machen, wie die Westphalen ihre Festtage feiern, und man wird, befürchte ich, schon gefragt haben, was denn die Feier der Feste eines Landes, das ja bis noch vor Kurzem der modernen Bildung fremd gewesen sey, mit den literarischen Wirren der Gegenwart zu thun habe? Nichts, wie es scheint. Dennoch glaube ich wegen dieser Abschweifung auf freundliche Nachsicht rechnen zu dürfen, dennoch glaube ich in dem Thema selbst die Rechtfertigung zu finden, daß ich dasselbe in Beziehung zur Gegenwart bringe. Denn nicht umsonst ist uns seit den Romantikern und seit Grimm die deutsche Vergangenheit aufgeschlossen worden, nicht spurlos wird die deutsche Alterthumswissenschaft verschwinden; sie wird dereinst im geistigen Leben unseres Volkes dieselbe Stelle einnehmen, die in den früheren Jahrhunderten bis in das jetzige herein die klassische Philologie eingenommen hat, und dann mag vielleicht die Zeit gekommen seyn, wo man Idee und Erscheinung, Kern und Schale zu trennen weiß, wo durch die innige Vermählung des deutschen, christlichen und antiken Elements das Ziel erreicht seyn wird, wonach man bis jezt nur gestrebt hat und das selbst von Goethe nicht erreicht seyn soll. Was man, um mich populärer auszudrücken, der Gegenwart von allen Seiten vorwirft, das ist ja eben der Mangel an jenem kindlich frommen Sinn, der das Mittelalter und die alten Griechen so sehr auszeichnete, jenes frommen Sinns, der jedem das Daseyn betreffenden Vorfalle durch Verknüpfung mit der Gottheit eine höhere Weihe zu geben wußte. Und diese Klage, daß das nicht mehr sey, daß man das Unendliche verbanne aus dem Endlichen, daß das Leben einem großen Werkeltage zu gleichen anfange, daß die Glocken des Ostermorgens denselben Klang hätten, wie die Glocken jedes andern Tages — ist sie es nicht, der Schiller Worte ergreifender Wahrheit geliehen hat, die uns fast auf jeder Seite von Hölderlins Hyperion entgegentritt? Einheit der Poesie und des Lebens war das Ziel, dem die Romantiker, gleichviel auf welchem und ob auf dem richtigen Wege, nachstrebten, und diese Einheit stellt sich äußerlich nirgends so anschaulich dar, als in den Volksfesten, tritt nirgends so sichtbar in die Erscheinung, als an jenen Tagen, die dazu recht eigentlich bestimmt sind, daß das Gemüth sich sammle, sich über die Noth des Lebens erhebe und die Widersprüche desselben in selige Harmonie auflöse. Was die Aussicht von einem Berge auf die Windungen und Krümmungen des Thals ist, dasselbe ist der Festtag für die scheinbaren Widersprüche des Lebens, und wir können es daher nur beklagen, daß diese Feste durch die innere und äußere Entwicklung des Volkes verkümmert worden sind und noch täglich verkümmert werden; wir können ferner nur mit Schmerz die Befürchtung aussprechen, daß das, was heute über die westphälischen Feste gesagt wird, über zwanzig Jahre mährchenhaft erscheinen wird, ja schon jezt in vielen Theilen Westphalens als mährchenhaft erscheinen mag.

(Fortsetzung folgt.)

* Ich erinnere des Beispiels halber an den jüngsten Brief von D. F. Strauß an Wislicenus, Grenzboten 1848, Nr. 4.

Fräulein Lisbeth.

(Schluß.)

Lisbeth dachte und sprach wie ihres Herzens Erkorener. Manche Freier meldeten sich, annehmlicher als der arge Klenkenbostel, doch in ihrer Werbung gerade so unglücklich wie der gewaltthätige Junker. Vergebens sagte Anna Maria: „Wir bedürfen eines Beschirmers. Bewahre deine Freundschaft dem Manne, der, gebunden, nie der deine werden kann." — „Er ist der Meine," schaltete das Fräulein zuversichtlich ein; ohne darauf zu hören fuhr die Mutter fort: „Der freundschaftlichen Zuneigung geschieht fürwahr kein Eintrag, wenn du einem wackern Rittersmann die Hand zum Bunde reichst. Bedenke die Zukunft; ich werde einst sterben." — „Sollte ich Euch verlieren, so wird mir die Kirche eine geistliche Mutter geben."

— „Das Kloster ist eine böse Zufluchtstätte, mein Kind, denn was in der Kutte steckt, bleibt immer Fleisch und Blut. Begehrst du keines Gebieters, so gib dich auch keiner Gebieterin hin. Das Weib ist des Weibes ärgste Peinigerin. Bleib' im ledigen Stande wenigstens frei, und werde nicht die Magd einer Aebtissin, statt hier als Herrin zu schalten und zu walten." Hier pflegte Lisbeths Widerspruch zu enden; sie war ja überzufrieden, sobald die Mutter nicht länger darauf bestand, daß die Tochter einen Mann erkiese.

Die beiden führten eine ähnliche Unterredung an einem sonnigen Frühlingstag, so um Josephi herum, wann die Veilchen duften und die Schnepfen nordwärts streichen. Sie saßen dabei auf der Steinbank im Schloßhof neben der innern Pforte. Anna Maria würzte dießmal ihr Zureden mit allerhand Neuigkeiten, welche ihr aus Münster zugekommen waren. Die Gräfin Gertrud lebte dort in einer Art Gefangenschaft, zwar in derselben Stadt mit ihrem Gemahl, doch ohne ihn je zu sehen. Jetzt, hieß es, stehe eine völlige Versöhnung des streitenden Ehevolkes bevor, weil die Gräfin, des Belagerungszustandes müde, eingewilligt habe, ihre Kinder aus Holland zurückzuschaffen und den Hausstand zu Waldheim auf den alten Fuß herzustellen. „Amen," sagte Lisbeth mit gelassener Ruhe, „Gertrud entzieht mir nichts von dem, was mir gehört; ich begehre nichts, was ihr gebührt. Ich lobe den Grafen um sein Thun wie um sein Lassen . . ."

Noch sprach das Fräulein, als ein Reiter in den Hof sprengte, ganz wie er einst der seligen Gisberta zu Leuenegg erschienen war, nur etwas älter, mit längerem Bart, dünnerem Haar und an den Schläfen die ersten Kirchhofblumen. Jugendlich, wie ehedem der junge Krieger, schwang Heinrich sich aus den Bügeln. Lächelnd trat ihm Lisbeth entgegen. Sie wußte, daß er nie gekommen wäre, hätte er nicht als Freier kommen dürfen. Ein Brautpaar reichte sich die Hände, eine liebende Mutter segnete den Bund. — Wie es sich gefügt? das ist schnell gesagt. Gertrud war mit dem jüngsten Kind unversehens nach Holland entwichen, und nun endlich hatte der Graf von Waldheim dem Zureden des Fürstbischofs ein geneigtes Ohr geliehen, den ungleichen Ehebund für nichtig erklärt und eingewilligt, zu einer standesmäßigen Verbindung zu schreiten. — Freilich war zu dem Behuf erst die Bewilligung des heiligen Vaters zu Rom einzuholen und manches zu vollführen, was noch Jahre kosten konnte, und in der That auch kostete. Die Beiden hatten jedoch warten gelernt, und überdauerten die lange Prüfungszeit besser, als vordem der Jägersmann und Gertrud das eine Jahr der Verzögerung zu ertragen verstanden. — Die Hochzeit wurde zu Ainersheim gefeiert, und das glückliche Paar zog nach Leuenegg, wo Lisbeth dem hartgeprüften Gatten vollen Ersatz bot für die verlorene Gisberta und für den schwerverbüßten Irrthum der zweiten Liebe. — Die Kunde der vollzogenen Verbindung stieß der Rose von Zelhem in kurzer Frist das Herz ab. *

* Der Erzähler hat nur Liebesgeschichten versprochen, und glaubt sich daher nicht gehalten, die sonstigen Verhältnisse und Folgen zu entwickeln, unter denen namentlich ein großartiger Rechtshandel wegen des Erbes von Steinberg-Waldheim sich hervorthut, der erst nach dem Tode der zunächst Betheiligten seine Erledigung gefunden hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Altenburg, Februar.

Abreise der Prinzessin Alexandra. — Oeffentliche Anstalten.

Das herzogliche geheime Ministerium hat nun auch einen Vertrag mit Großbritannien abgeschlossen in Betreff des Beitritts zu dem zwischen Preußen und Großbritannien geschlossenen Vertrag über gegenseitigen Schutz der Autorenrechte gegen Nachdruck und Nachbildung, und über Herabsetzung der englischen Einfuhrzölle von hierlands erschienenen Büchern. — Für Kirchen, Schulen und damit zusammenhängende Anstalten geschieht im Lande fortwährend sehr viel, und man schließt daraus mit Recht, daß es um das Kirchenwesen überhaupt nicht übel stehen kann. In der That weiß man auch im Altenburgischen von Streitigkeiten, Spaltungen und Parteien, die jezt in andern Ländern auf kirchlich-religiösem Gebiete als beunruhigende Erscheinungen auftreten, nichts, erfreut sich vielmehr eines unge-

störten Friedens, der auf Vertrauen beruht und wiederum Vertrauen befördert, und unter dessen Schirm noch vieles Gute gedeihen wird. — Die naturforschende Gesellschaft des Osterlandes hat ihre Sammlungen wesentlich vermehrt, theils durch eine Anzahl sehr seltener und werthvoller russischer Mineralien, welche sie von zweien ihrer in Petersburg lebenden Mitglieder zum Geschenk erhielt, theils durch eine sehr bedeutende Sammlung von südaustralischen Insekten aus allen Klassen, mitgetheilt vom Missionär Teichelmann in Adelaide, eine Erwerbung, welche um so interessanter ist, als man die Insektenwelt jenes Erdstrichs in Deutschland bisher noch wenig kannte. Die hiesige pomologische Gesellschaft fährt fort, in jedem Jahr eine schöne Ausstellung von Georginen, blühenden Rosen ꝛc. abzuhalten. Eine größere Kunst- und Gewerbeausstellung wird der hiesige Kunst- und Handwerksverein in diesem Sommer veranstalten. Es ist dazu eine Summe von 200 Thalern zu Preisen für die vorzüglichsten Ausstellungsgegenstände inländischen Ursprungs bestimmt. — Der Abreise der Prinzessin Alexandra nach dem Orte ihrer künftigen Bestimmung gingen die mannigfaltigsten Beweise der Liebe und Anhänglichkeit vorher. Diese Beweise bestanden zum Theil in Darbringung sinniger Geschenke und Kunsterzeugnisse, besonders bildlicher Darstellungen aus dem der Prinzessin so theuren Heimathlande und Heimathschlosse. Am Tage vor der Abreise der Prinzessin fand noch ein festlicher Aufzug der Bauernschaft des altenburgischen Kreises von Männern, Frauen und Jungfrauen zu Pferd und Wagen statt und erhielt im Schlosse Audienz. Die Abgeordneten beiderlei Geschlechts überreichten ein von einem Bauer verfaßtes Gedicht, wohlausgewählte landwirthschaftliche Erzeugnisse des Herbstes und ein schönes Gemälde, die Gegend von Padik und Ehrenberg darstellend. Ein junger, wissenschaftlich gebildeter Russe, v. Laskowsky, hatte der Prinzessin Unterricht in der russischen Sprache ertheilt. — Eine Zeit lang verweilte auf dem herzoglichen Residenzschlosse der königlich bayrische Hofmaler Stieler und beurkundete seine Meisterschaft im Porträtiren der herzoglichen Familienglieder. — Ein sehr preiswürdiges und mit dem besten Erfolg wirkendes Institut ist der hiesige Vorschußkasse-Verein, welcher an Bürger, die ohne ihr Verschulden zurück gekommen sind, baare Geldvorschüsse macht. Bis jezt hat der Verein durch zweihundert solcher Vorschüsse gegen 7000 Thaler ausgeliehen und die Hälfte davon bereits wieder zurückerstattet erhalten. — Die Bürgerbibliothek hiesiger Stadt, die jezt auf etwa 1300 Bücher angewachsen ist, wird immer fleißiger benüzt. — Von neuen Privatbauten verdient vor Allem Erwähnung das schöne Gebäude im Pohlhofe, welches der allverehrte Besitzer desselben, Herr v. Lindenau, zur Aufnahme seiner Sammlungen für Kunst und Wissenschaft „der Jugend zur Belehrung, dem Alter zur Erholung" (so lautet die Inschrift des Hauses) bestimmt hat. Die darin aufgestellten Gypsabgüsse berühmter Antiken, Copien von Gemälden der vorzüglichsten italienischen Meister, italienische Originalgemälde des vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, griechisch-etruscische Gefäße, und außerdem größere Kunst- und Reisewerke, sollen künftig in den Sommermonaten an bestimmten Tagen und Stunden dem Publikum zur Beschauung zugänglich seyn und gleichzeitig zum Unterricht benüzt werden, welcher in der Dachetunde des neuen Gebäudes einheimischen Jünglingen im freien Handzeichnen, Modelliren und architektonischen Zeichnen unentgeltlich ertheilt wird. — Die dießjährige Theatersaison gestaltet sich für Altenburg zu einer sehr genußreichen. Der besondern Fürsorge des Herzogs verdankt man die Anwesenheit der Matherschen Schauspielergesellschaft, welche recht Gutes leistet. Namentlich ist die Oper sehr gut besezt, und „Norma" wurde mit dem rauschendsten Beifall aufgenommen.

Hamburg, Februar.

(Fortsezung.)

Deutschkatholiken. — Freie Gemeinde.

Magister Dr. Bärmann, von dem manche verdienstliche Arbeit auf den Repertoire's ist, schwizt bei der Uebersetzung englischer Romane. Amalie Schoppe hat wieder einen dreibändigen Roman vollendet, „das Fräulein von Kellinghofen" betitelt, der sehr gelobt wird. — Von Therese (Bacharach) ist „die Reise nach Wien" erschienen (bei Brockhaus), und findet viel Lob in den Zeitungen. — Schuselka liefert Beiträge zu den Tagesfragen in Bänden über zwanzig Bogen. Eine persönlich angenehmere Wirksamkeit übt er im Kreise der hiesigen christ-katholischen Gemeinde. Derselben ist ihr umsichtiges und durchaus friedfertiges Benehmen sehr förderlich gewesen und sie hat Aussicht vom Staate anerkannt zu werden, sobald sie nur nachweist, daß ihre Existenz in finanzieller Beziehung einigermaßen gesichert sey. Ja in der dießjährigen Civilstandsliste ward sie bereits in der Reihe der anerkannten Gemeinden halboffiziell mit aufgeführt, freilich nicht ohne heftigen Widerspruch von Seiten ihrer Gegner. — Weniger gut ist es einer sogenannten „freien Gemeinde" gegangen, welche sich unter den Auspicien eines gewissen Dr. Kleingaul hier gebildet hatte oder bilden wollte, und nichts Geringeres zum Zweck hatte als die Aufhebung jeder Religionsform. Dr. Kleingaul wollte früher sich den Deutschkatholiken zuwenden, und man sagt, er habe Prediger derselben werden wollen. Er überwarf sich bald mit Schuselka und den gemäßigteren Mitgliedern, und suchte durch eine Fehde mit Ronge selbst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Nachdem dieß Alles spurlos vorübergegangen, bildete sich unter ihm und einem noch sehr jungen israelitischen Handlungscommis die sogenannte „freie Gemeinde." Den Glauben an einen Gott hielten manche Mitglieder für Zopftheorheit; doch zwangen sie Niemand zu ihrem Unglauben; der erwähnte Judenjüngling erklärte vielmehr von seinem Mitvorsitz herab ganz ausdrücklich, daß er, an keinen Gott glaubend, von Niemanden fordere, auf gleichem Standpunkt zu stehen; das müsse Jeder mit sich selbst ausmachen. Außer ihm redete, wie geschrieben steht, besonders eine jüdische Tapeziersfrau im Namen der freien Aufklärung. Die Versammlungen wurden in der Tonhalle öffentlich abgehalten und — wenn ich nicht irre — Sonntag Nachmittags, wo gerade der geringe Mann Muße hat. An einem Sonntag Nachmittag ereilte sie denn auch das Schicksal, denn, ob aus eigener Bewegung oder dazu aufgemuntert, erhoben einige Leute aus dem geringsten Stande in der Versammlung ihre eben nicht zarte Stimme gegen den „Unsinn," der da geschwazt ward; es entstand eine Verwirrung der Geister und alsbald auch der Fäuste, und eine Glaubensschlacht entwickelte sich, welche nur durch Einschreiten einiger Polizeisergeanten zum vorläufigen Abschluß gebracht ward. Nachdem hiedurch die Sache formell in die Hände der Polizei gelangt war, ward die freie Gemeinde insofern verboten, als sie keine öffentlichen Versammlungen, auch nicht gegen Ausgabe von Karten, mehr halten durfte, und Dr. Kleingauls Mission scheint abermals zu Ende.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 4. Mittwoch den 1. März 1848.

ist aller Grund zu glauben, mit Hülfe der überall erläuternden Zusätze werde keinem Verständigen der Inhalt unerkannt bleiben; die herrlichen Ideen dieses Werks und die klassische Schönheit seiner Darstellung werden dem Leser, jemehr er sich darein versenkt, desto schöner und herrlicher aufgehen, und finden werde er, daß keine Frage und kein Zweifel ist, die nicht hier ihre auf Geschichte und Natur von Volk und Staat gegründete Lösung finden."

---

[48] Bei Eduard Eisenach in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu haben:

Deutsches Lesebuch

für

obere Gymnasialklassen

enthaltend eine auf Erweiterung des Gedankenkreises und Bildung der Darstellung berechnete Sammlung auserlesener Prosastücke.

Von Robert Heinrich Hiecke,

Konrektor und Prof. am Dom-Gymnasium zu Merseburg.

gr. 8. $36\frac{1}{4}$ Bogen. Preis $1\frac{1}{2}$ Thlr.

In dieser neuen Ausgabe des früheren „Handbuchs deutscher Prosa für obere Gymnasialklassen" sind die zu schwierigen Stücke weggeblieben und dafür eine große Anzahl leichterer und zweckmäßigerer eingetreten, wodurch nun noch manche für den Schüler wichtige Gegenstände die wünschenswerthe Berücksichtigung erfahren haben.

---

[51] In der Hallberger'schen Verlagshandlung in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Städte und Menschen.

Erinnerungen in bunter Reihe.

Von

Carl Spindler.

Erster Band. Elegant brochirt. 8.

Preis 1 Thlr. 18 Ngr. oder 2 fl. 42 kr.

Mit der dem viel gefeierten Verfasser eigenthümlichen Schilderungsgabe erzählt er uns in vorliegendem Buche Erlebtes und Gesehenes, und führt uns in diesem ersten Bande in das ihm so lieb gewordene gemüthliche Oesterreich, zunächst nach Wien und seinem Baden.

---

[50] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

Der aus 24 Heften bestehende Jahrgang dieses Journals kostet 9 Rthlr. 10 Ngr. oder 16 fl.

Erstes Februarheft.

Inhalt: Ueber Verbesserungen in der Dampfschifffahrt, von Hrn. v. Seguier. — Letelliers archimedische Schraube mit komprimirter Luft. Mit Abbild. Verbesserungen an dem Oelkännchen zum Schmieren der Maschinen von Bouhon und Ligarde. — Verbesserungen an Flechtmaschinen, von Perpigna. Mit Abbild. — Verfahren, Kautschuk-Artikel zu verfertigen, welche bei allen Temperaturen elastisch bleiben, von Moulton. — Beschreibung des irischen Verfahrens der Leinwandbleiche, von Dr. Heeren. (Schluß.) Mit Abbild. — Ueber verschiedene beim Bleichen und Appretiren von Leinen gebräuchliche Apparate und Maschinen. Ein Beitrag zu Dr. Heerens Beschreibung des irischen Verfahrens der Leinenbleiche, von einem praktischen Bleicher. Mit Abbild. — Verbesserung des Verfahrens zur Photographie auf Papier, von Blanquart. — Neues Verfahren Goldoryd zu bereiten, von Figuier. — Ueber die Zusammensetzung der in den brittischen Töpfereien, Steingut- und Porcellanfabriken angewandten Rohstoffe, von Couper. — Bericht über das Verfahren von Vital Roux zum Brennen des ächten Porcellans mit Steinkohlen, von Ebelmen. — Ueber den künstlichen Hyalith und Hydrophan, von Ebelmen. — Ueber die Liebigsche Darstellungsmethode arsenikfreien Antimons, von Dr. Bensch. — Neues Verfahren zur Bereitung des Chloroform, von Huraut und Larocque. — Ueber den Einfluß des Kochsalzes auf die Vegetation und seine Anwendung in der Landwirthschaft, von Becquerel. — Ueber die verschiedenen Catechu-, Gambir- und Kinosorten, von Guibourt. — Miscellen. Erfahrungen mit Holzrädern bei Eisenbahnwagen. — Vanchers Antifrictions-Metall für Radbüchsen, Zapfenlager rc. — Ueber die Verhinderung der Krustenbildung in Dampfkesseln. — Die neuen Nachtlichter von Didier in Paris. — Erzeugung eines grünen Goldglanzes auf Leder, von Lanzenberg. — Neues Verfahren zum Versilbern des Glases. — Fortschritte in einzelnen Zweigen der brittischen Industrie. — Lowitz'scher Cement. — Ueber ein neues Mittel das Ausbleichen oder Vertilgen der Schriftzüge auf Dokumenten zu entdecken, von Chevallier und Lassaigne. — Ueber den Zuckerstoffgehalt der Runkelrüben, von Barreswil und Michelot. — Bonnets Verfahren das Blut zum Gerinnen zu bringen. — Ueber die stickstoffhaltigen Substanzen des Mehls.

Physiologische Briefe

für Gebildete aller Stände,

von

Carl Vogt.

gr. 8. broch. 4 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.
cartonnirt 4 fl. 40 kr. oder 2 Rthlr. 24 Ngr.

Inhalt: Einleitung. — Der Kreislauf des Blutes. — Das Blut, die Lymphe und der Chylus. — Die Verdauung. — Nahrungsmittel. — Die Athmung. — Die Absonderung. — Die Aufsaugung. — Die thierische Wärme. — Das Nervensystem. — Die Funktionen der Nerven. — Die Centraltheile des Nervensystemes. — Nervenkraft und Seelenthätigkeit. — Das Auge. — Die übrigen Sinne. — Die Bewegungen. — Die Stimme und Sprache. — Das Geschlecht. — Die Zeugung der Thiere. — Die Zeugung des Menschen. — Das Ei im Eileiter. Die Zellenbildung. — Das Ei und seine Hüllen in der Gebärmutter. — Der Embryo, seine Uranlagen und sein Nervensystem. — Die Sinnesorgane. — Das Skelett. — Die Eingeweide. — Das Blutgefäßsystem. — Allgemeine Uebersicht. — Die Mißbildungen. — Der Umlauf des Lebens.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Zum Besten des deutschen Hülfs-Vereins in Paris.

Pariser Bilder.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 Ngr.

Inhalt: Plätze in Paris. — Neue Kirchen. — Eisenbahnfahrten. — Das Palais Royal. — Die große Industrieausstellung. — Die Theater. — Bettler: Bohémiens. — Das Pantheon. — Straßen. — Geselligkeit. — St. Denis. — Schriftsteller. — Geschichtliches. — Oeffentliche Bälle, Volksfeste. — Die zwei Kammern. — Schauspieler, Komiker. — Modeworte. — Versailles. — Fremde in Paris. — Moderne Literatur. — Zwei Capellen. — Musik. — Die fünf Akademien. — Der Louvre und die Tuilerien. — Nachwort.

Es ist schon so viel über Paris und seine Zustände geschrieben worden, daß diese Schilderungen wohl überflüssig erscheinen dürften. Der Verfasser wollte jedoch vom deutschen Standpunkte aus den Versuch wagen in flüchtigen Umrissen die Erscheinungen festzuhalten, welche hier in stetem Wechsel an uns vorüberziehen. Die Rücksicht, welche ihn hauptsächlich zur Herausgabe dieser Arbeit bestimmte, war der Wunsch etwas zur Linderung der Noth seiner vielen hülfsbedürftigen Landsleute in Paris beizutragen und es soll daher der Ertrag dieses Buches dem angedeuteten wohlthätigen Zwecke zugewendet werden.

Stuttgart und Tübingen,

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vierteljahrs-Schrift 1848. 1stes Heft.

[15] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

das 1ste Heft der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1848.

Januar — März.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 15 Ngr.

Inhalt:

Fortschritt der menschlichen Bildung. — Der Einfluß des Raumes auf die Bevölkerung. — Die Apotheke gegenüber der Wissenschaft und dem Publikum in Preußen. — Die neuere Behandlungsweise der Erdkunde. — Ueber die ästhetische Erziehung der Proletarier. — Der Kultus des Staats. — Ueber die edlen Metalle, von Fr. v. Kobell. — Deutschlands Vertheidigung gegen Osten. — Die Verbindung des politischen und religiösen Elementes mit besonderer Rücksicht auf die Erziehung zum Staatsbürgerthum. — Der Bürgerkrieg in der Schweiz. — Beiträge zu einer vergleichenden Klimatologie. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, Februar 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Anleitung

zum

praktischen Ackerbau

von

Joh. Nep. von Schwerz.

Drei Bände.

Dritte, mit dem Bildniß des Verfassers geschmückte Auflage.

Preis 10 fl. oder 6 Rthlr.

Joh. Nep. von Schwerz's

landwirthschaftlicher Nachlaß.

Als Ergänzung des dritten Bandes seiner

Anleitung zum praktischen Ackerbau

bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. H. W. von Pabst

Direktor des land- und forstwirthschaftlichen Instituts zu Hohenheim.

Mit 3 Lithographien.

8. brochirt. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Hauptabschnitte des Inhalts:

Erste Abtheilung. Kultur der Handelsgewächse. Vorbemerkung. I. Lein- und Flachskultur. II. Hanfbau. III. Reps und Rübsen. IV. Mohn. V. Einige andere Oelgewächse. VI. Tabaksbau. VII. Farbepflanzen. Zweite Abtheilung. Sammlung zerstreuter Blätter rc. I. Landwirthschaftliche Aehrenlese. II. Notizen über die Landwirthschaft in Westflandern. III. Auszüge rc., betreffend die Verhältnisse eines Pachthofes in Westflandern.

Die vier Bände dieses vortrefflichen Werkes kosten nun zusammen 11 fl. 45 kr. oder 7 Rthlr., während der frühere Preis der ersten drei Bande für sich allein 14 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. gewesen ist.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Zedlitz Waldfräulein.

Zweite unveränderte Auflage.

Waldfräulein.

Ein Mährchen in 18 Abentheuern

von

Zedlitz.

Zweite, unveränderte Auflage.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

Ein Gedicht von Zedlitz, dem Sänger der berühmten Todtenkränze, dem trefflichen Dolmetscher von Byron's Childe Harold, bedarf der Empfehlung einer Buchhandlung nicht; nur darauf sey hinzudeuten erlaubt, daß der Dichter hier auf einem ganz andern Gebiete der Poesie, als früher, und in einem von dem der feierlich ernsten Todtenkränze, sehr verschiedenen Tone, aber mit gleicher vollendeter Meisterschaft und vielleicht noch erhöhter Jugendfrische, mit der heitersten Schöpfung hervortritt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Goethe's Gedichte.

Auswahl für Schule und Haus.

Herausgegeben von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 30 kr. oder 27 Ngr.

Goethe ist unser größter lyrischer Dichter. Er beherrscht alle Tonarten der Lyrik von den sanften Naturlauten des Liedes bis zu der „nach höchsten Worten greifenden" Hymne, und auch das bescheidenste lyrische Blümchen hat Theil an der Sonnenwärme seines reichen Gemüths. Dieser Fülle entspricht die Mannigfaltigkeit der Formen, in denen epische Klarheit wie dramatische Lebendigkeit gleich bewunderswürdig sind. Dessen ungeachtet sind Goethe's Gedichte für die Jugend beinah ein verschlossenes Buch. Was die Anthologien bringen, ist nicht geeignet, auch nur ein ungefähres Bild von dem Reichthum seiner lyrischen Muse zu geben. Der Umfang, zu dem die Sammlung der Goethe'schen Gedichte durch die Produktivität des Greises angewachsen ist, die unabweisbaren moralisch-pädagogischen Bedenken, welche durch mehrere derselben erregt werden, hindern die Einführung in die Kreise der Jugend, ja der Familie überhaupt, und sind schuld, daß Goethe's lyrische Poesien sich keiner großen Popularität zu erfreuen haben. Diese Rücksichten veranlaßten uns, die Goethe'schen Gedichte in einer umfassenden Auswahl erscheinen zu lassen, welche den ganzen Goethe als Lyriker zur Anschauung zu bringen sucht; alle Lebensperioden des Dichters, alle Gattungen seiner Lyrik sind darin durch seine vollendetsten Produktionen vertreten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Geschichte der Hexenprocesse.

Aus den Quellen dargestellt.

Von

Dr. W. G. Soldan,

Gymnasial-Lehrer zu Gießen.

gr. 8. Velinp. Preis 3 fl. 45 kr. oder 2 Rthlr. 7½ Ngr.

Eine Geschichte der Hexenprocesse gehört unter die längst ausgesprochenen Bedürfnisse. Ihre Nothwendigkeit ist nicht nur in verschiedenen Zeiten anerkannt worden, sondern es hat auch nicht an vielfachen Bestrebungen zur Herstellung derselben gefehlt. In allen bisherigen Sammelwerken ist indessen dem Bedürfnisse noch nicht abgeholfen. Die Gegenwart will das Ganze im Zusammenhange begreifen; man hat ihr jedoch selbst die äußere Erscheinung meist nur fragmentarisch vorgeführt und läßt den Schlüssel zum Verständnisse vergeblich suchen. Wo auf den Hexenproceß die Rede kommt, durchkreuzen sich die widersprechendsten, oft sehr wunderliche Ansichten, ja selbst hinsichtlich der einfachen Thatsachen werden noch täglich die irrigsten Voraussetzungen laut.

Bei dem gegenwärtigen Kampfe des Alten und des Neuen in der Theologie, wie in der Strafgesetzgebung dürfte daher eine Schrift, welche die traurigen Extreme, zu welchen theologische und richterliche Befangenheit im Vereine mit dem Inquisitionsprocesse in ihrer Consequenz hinzuleiten vermag, historisch vorführt, das Interesse des Theologen und Juristen, wie des Geschichtsfreundes überhaupt, anzusprechen wohl berechtigt seyn.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In dem Unterzeichneten sind erschienen:

Der Mensch und die elementarische Natur. Erster Beitrag. 4. brochirt. Preis 18 kr. oder 5 Ngr.

De fragmento Vegoiae, cujus sit momenti in tractandis antiquitatibus juris Romani, dissertatio. De ea quae homini cum natura intercedit ratione tractatus secundus. 4. broch. Preis 36 kr. oder 10 Ngr.

Erlinde. Der Mensch und die elementarische Natur. Dritter Beitrag. 4. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Jeder Beitrag wird auch einzeln abgegeben.

In der philosophischen Abhandlung, welche das erste Heft bildet, erörtert der Verfasser mit feinem Geiste die Beziehung des Menschen zur Natur.

Die lateinische Dissertation beschäftigt sich mit ältern Rechtsgrundgesetzen und Rechtsgebräuchen, die eine gewisse Heiligkeit der Natur anerkannten.

Der Haupttheil dieser sehr eigenthümlich kombinirten Trilogie ist das dramatische Gedicht Erlinde, dem Stoff nach eine der vielen Undinensagen, der Behandlung nach aber durchaus originell. Eine poetische Erscheinung, wie diese, in unsern unpoetischen Tagen, hat etwas Fremdartiges, Erfreuliches und Schmerzliches zugleich. Die Entfernung alles Poetischen aus unsrer Zeit wird uns dann am meisten fühlbar, wenn wieder einmal ein Hauch echter Poesie uns, wie aus einer andern Welt anweht.

Wir halten den edeln Dichter, unsres unsterblichen Goethe's Enkelsohn, dem es im geistreichen Spiele der Dichtkunst heiliger Ernst zu seyn scheint, vor vielen Andern für fähig und berufen für seinen Antheil mitzuwirken, daß die so vielfach in's Gemeine verirrte Poesie zum Hohen und Heiligen zurückgeführt werde.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

Eduard Mörike.

Zweite vermehrte Auflage.

8. broch. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

Die frühere lyrisch-epische Sammlung des Dichters, über dessen Stellung in der deutschen Literatur die Kritik sowohl als die Liebe des Publikums seit Jahren schon entschieden hat, findet man in dieser zweiten Auflage wenig modificirt, dagegen mit einer Reihe neuerer Gedichte vermehrt, welche sich durchaus als demselben lebendigen Quell des Gemüths und der Phantasie entsprungen darstellen. Der Begriff der dichterischen Persönlichkeit des Herrn Verfassers, von Seiten des Humors besonders und in Beziehung auf sein nahes Verhältniß zur antiken Poesie, tritt uns hier vollständig und harmonisch, zu einem äußerst mannigfaltigen Ganzen abgerundet, entgegen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 53. Donnerstag den 2. März 1848.

— With the eyes of heavy mind
I see thy glory, like a shooting star,
Fall to the base earth from the firmament.
Shakespeare.

Abd-el-Kader.

Von G. Pfizer.

I.

Europa's Blick, das, thatlos fast,
Schleppt friedlos kranken Friedens Last,
Deß Himmel grauer wird und trüber,
Zieht, wie ein keckes Mährchen, grell
Von Waffenklirr'n, von Blitzen hell,
Ein fernes Kriegsbild wild vorüber:

Ein Held an gut' und bösem Tag,
Dem, wie der Sieg, der härtste Schlag
Zum Widerstand das Herz befeuert;
Deß Hoffnung dörrt kein Sonnenbrand,
Dem sich die Kraft im Wüstensand,
Wie dem Antäus einst, erneuert;

Ein Fechter, nie des Kampfes satt,
Ein Reiter, wie sein Roß, nie matt,
Ein treuer Hort dem Wüstenvolke,
Ob von der Sorgen Bleigewicht
Gedrückt auch, und das Angesicht
Beschattet von des Ernstes Wolke;

Ein Flüchtling, droh'nd selbst auf der Flucht,
Ein Schatten fast, der doch der Wucht
Der Waffen eines Reiches spottet,
Der auf den Raub, ein Adler, schießt,
Und wie ein Geist in Luft zerfließt,
Wenn dicht um ihn der Feind sich rottet;

Ein „Heilger," dem die Herrscherlust,
Der Fremdlingshaß in glühnder Brust
Sich mit Prophetenträumen mischte,
Dem zu des ird'schen Kampfs Beruf
Das kühne Herz die Andacht schuf,
Womit ihn Mekka's Hauch erfrischte.

Er hat nicht Stadt und Burg und Thurm;
Unsichtbar braust er, wie der Sturm,
Nur von sich selber angekündet;
Nicht ist ihm reicher Kön'ge Macht, —
Die Wüste sind, die Luft, die Nacht,
Der Berg, die Schlucht mit ihm verbündet;

Und jene Mächte, nie gezähmt,
Die, bis des Todes Eis sie lähmt,
Dem Joch des Zwingherrn sich empören,
Die riesig wachsend im Verlust,
Trotz Wach' und Späh', in stummer Brust
Stets neu der Rache Bund beschwören:

Der Stolz, der auf dem eignen Grund
Nicht mit dem Räuber schließt den Bund,
Sich klammert an das Grab der Väter;
Der Glaube, der vom Klügeln fern,
Fest wie der unverrückte Stern,
Nie an sich selbst wird zum Verräther.

Was zuckend schwebt um seinen Mund,
Glüht in des tiefen Auges Grund:
Ist's nur der Wunsch nach ird'schen Thronen?
Die Sehnsucht ist's, die sich, verzückt,
Hienieden kämpfend, schon geschmückt
Träumt mit des Paradieses Kronen.

Die Seele, die, in sich gekehrt,
Von göttlichen Gedanken zehrt,
Die kaum vom Sichtbaren nimmt Kunde:
Sie braust wie Sturm, sie flammt, ein Strahl,
Wenn sie dem Volk durch Berg und Thal
Anruft des heil'gen Krieges Stunde.

So kämpft er fünfzehn Jahre fort,
Prophet und Held, mit Schwert und Wort
Rastlos bekräft'gend seine Sendung;
Ihn rizt kein Stahl, ihn trifft kein Blei,
Durch's Feld des Todes fliegt er frei,
Die Feinde schlagend mit Verblendung.

Wie auf den Fittigen des Traums,
Vernichtend das Gesetz des Raums,
Führt er die nächtlichen Geschwader,
Daß selbst den gall'schen Freigeist faßt
Gespensterfurcht, daß er erblaßt
Bei dem Allarmruf: Abd-el-Kader!

Doch Wer sah, ob, wenn ruht die Schlacht,
Hinstarrend in der Zukunft Nacht,
Nicht oft in härterm Kampf er zagte?
Ob an der stolz verschloßnen Brust
Nicht oft, ihm selber nur bewußt,
Des Zweifels Wurm, des Kleinmuths nagte?

Ob nicht in solcher Stunden Qual,
Die nur belauscht der Sterne Strahl,
Vor der nicht Flucht, nicht Panzer schüzte,
Ihm nahte der Verzweiflung Zorn,
Der mit des Blutes trübem Born
Des Heldenruhmes Glanz besprüzte?

Ha, schaut! ihn jagen kreuz und quer
Marokko's Schwärme, Frankreichs Heer,
Umgarnen ihn mit ehrnem Netze!
Kein Ausweg mehr! versperrt die Flucht!
Vor'm grimmern Haß der Moslem sucht
Er Schutz beim fränkischen Gesetze!

Der schneller als ein Vogel fliegt —
In düsterm Wettlauf den besiegt
Das langsam schreitende Verhängniß!
Für den der Sattel war ein Thron —
In Haft der freien Wüste Sohn,
Und eine Weltstadt sein Gefängniß!

Die Feier der Festtage in Westphalen.

(Fortsetzung.)

Der mit der altdeutschen Religion nicht vertraute Leser wird es mir vielleicht Dank wissen, wenn ich, bevor ich zur Sache selbst übergehe, noch einige Bemerkungen über die Fortdauer heidnischer Ideen und Gebräuche bis in die christliche Zeit hinein vorausschicke. — Die Einführung des Christenthums war nicht so gewaltsam, ging nicht so plötzlich vor sich, vernichtete das Heidenthum nicht so ganz und gar, wie das auf den ersten Augenblick wohl erscheinen mag. Manche Oertlichkeiten, Berge, Quellen, Bäume u. s. f. behielten nach wie vor ihren heiligen Charakter und ließen sich nur dadurch als heidnisch heilige Orte vertilgen, daß man sie zu christlich heiligen Orten umschuf. Schon früher wurden in diesen Blättern die „heiligen sieben Buchen" als ein christlicher Wallfahrtsort erwähnt. Im bürgerlichen Verkehr konnte ferner die Geistlichkeit Sitten und Gebräuche, die durch das Herkommen ehrwürdig und durch Verbindung mit rechtlichen Handlungen bedeutend für das Leben geworden waren, nicht so ohne Weiteres ausrotten, wenn man nicht jegliche Ordnung der Dinge auf das Spiel setzen wollte. Die heidnischen Götter konnte man nur dadurch für das Christenthum unschädlich machen, daß man ihnen zwar die reale Existenz nicht absprach, sie aber für böse Wesen, für Teufel erklärte. Daher die spätere Anschauung, die den Zweifel an der Allmacht des christlichen Gottes und den damit verbundenen Rückfall in das Heidenthum als eine Verschreibung an den Teufel nahm. Die Hauptstütze hatte aber das Heidenthum an den jährlich wiederkehrenden Festen, zumal diese auf dem Wechsel der Jahreszeiten beruhten und ganz dem tiefen Naturgefühle der Deutschen entsprachen. Wenn der Frühling in das Land zog mit seinen Knospen, Blüthen und Blumen, wenn der Fluß seine Decke abwarf, die Natur sich von ihren Fesseln befreite, da vermochte kein Geistlicher dem Deutschen den Glauben zu nehmen, daß nun Thor seinen Einzug halte und mit seinem gewaltigen Hammer, dem Donnerkeile, die Riesen des Frostes und der schädlichen Naturkräfte zerschmettere. Kein Geistlicher vermochte zu hindern, daß das Herz jubelte mit der erwachenden Natur, daß es von Trauer und Wehmuth erfüllt wurde mit den fallenden gelben Blättern des Herbstes. Mit dem Jubel des Frühlings und der Wehmuth des Herbstes erwachte aber auch die Erinnerung an die gestorbenen Götter. Besonders wichtig waren die Frühlingsfeste, sodann das Julfest in des Winters Mitte und das demselben gegenüber stehende Sommerfest, dessen Feier sich in Süddeutschland, in Thüringen

u. s. f. dem Johannistag anschloß; Feste, die noch nach der heutigen Anschauungsweise mit der Fruchtbarkeit des kommenden Jahres, mit der Lebensdauer, mit bevorstehenden Verheirathungen u. s. f. in inniger Verbindung stehen. Das Julfest hat sich bekanntlich an das Weihnachtsfest, die Frühlingsfeste von Februar bis Ende Mai haben sich an das Oster- und Pfingstfest angelehnt. Der erste und der zehnte Mai sind noch jezt geheimnißvolle Tage für den westphälischen Landmann.

Es würde eine arge Täuschung von meiner Seite seyn, wenn ich hier in wenigen Worten die Bedeutung dieser Feste für das jezige Leben des Landmannes schildern zu können glaubte. Schon der Sonntag ist in Westphalen ein von den übrigen Wochentagen wirklich verschiedener Tag. Eine festliche Stimmung zieht in das Land ein und theilt sich nicht nur den Menschen, sondern auch der Natur mit. Denn so oft auch die Sonn- und Festtage trübe Witterung gebracht haben mögen, so oft auch der Landmann auf seiner weiten Wanderung von seiner Wohnung bis zur Kirche durchnäßt werden mag, er wird dir dennoch jeden Augenblick die Hand darauf geben, daß die Sonne niemals so schön scheine, als am Sonntag, ja daß die Sonntagssonne eine ganz andere, den Menschen weit freundlichere sey, als die Sonne der übrigen Wochentage. Alles gewinnt ein so freundliches Ansehen, daß man schon durch die Augen überzeugt wird, daß auch in die Herzen der Sonntag eingezogen ist. Der Hauptgrund davon ist sicher ein religiöser, insofern die Religion hier nicht nur ein einigendes Band ist, sondern das alleinige einigende Band, das die Menschen zusammenbringt. Einsam hat der Landmann auf seinem Gehöfte im Schweiße seines Angesichts die Woche verlebt; nun weckt ihn die Morgensonne des siebten Tages, aber nicht zur gewohnten Arbeit, sondern sie heißt ihn sich zum weiten Kirchgange anschicken. Da sieht man denn nah und fern * wohnende Bekannte und Verwandte, bespricht mit ihnen Vergangenheit und Zukunft und verabredet den nächsten gegenseitigen Besuch. Ein altes Mütterchen aber, das schon mit dem einen Fuße im Grabe steht, weiß euch genau zu sagen, wer und wie viele noch an diesem Sonntage von denen am Leben sind, mit welchen sie confirmirt worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

* Daß Leute derselben Gemeinde sich dennoch nur an den Sonn- und Feiertagen sehen, darf bei der großen räumlichen Ausdehnung der Gemeinden nicht befremden. So liegt das Städtchen Bünde, aus welchem diese Blätter im November v. J. eine Korrespondenz brachten, in der Mitte von eilf Dorfschaften, die mit neun Schulen der Kirche zu Bünde angehören. Nur zwei unter diesen neun Dörfern haben außerdem im Dorfe selbst eine kleine Kapelle, in der des Jahres einigemal gepredigt wird zu Gunsten derer, die wegen vorgerückten Alters den weiten Kirchweg nicht mehr unternehmen können. Die Anzahl der Einwohner ist mir leider nicht gegenwärtig, doch mag sich die Zahl der Konfirmanden aus allen eilf Dörfern jährlich auf fast zweihundert belaufen. Für den, der mit den westphälischen Lebensbedingungen nicht bekannt ist, muß es von hohem Interesse seyn, einem solchen Konfirmandenunterrichte beizuwohnen. Nicht nur daß fast jedes Dorf seine eigene Tracht hat, auch der Dialekt, ja, ich möchte fast behaupten, der äußere Charakter ist jedesmal ein anderer. So spricht das Dorf Ennigloh das j wie einen Zischlaut aus (z. B. in ja), während das Dorf Södtangern das j hart betont; das Dorf Spradow — slavisch! es finden sich mehrere Ortschaften auf ow hier in der Umgegend — spricht das r so guttirend, wie ich es anderswo nie gehört habe. Vergleicht man nun zwei eben nicht allzu nahe liegende Kirchspiele, so stellt sich die Verschiedenheit noch größer heraus. Bünde spricht z. B. Pierd (Pferd), Mehrzahl: Piere, Gohfeld dagegen Pär(d) — das d kaum hörbar — in der Mehrzahl: Pärn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Die Araldi als Phädra.

* Am 16. d. Mts. hatte sich im königlichen Schauspielhause eine zahlreiche Zuschauerschaft eingefunden, um einer extraordinären Vorstellung beizuwohnen: Phèdre, Tragédie de Racine, sollte von Mademoiselle Araldi, premier rôle tragique du théâtre français, und den sie begleitenden Schauspielern gegeben werden. Bei dem guten Namen der Künstlerin, bei dem Rufe, den französische Darsteller überhaupt haben, konnte man erwarten, daß man — allerdings nicht Wahrheit und Natur in unserem Sinne — aber ein in großen, würdigen Formen durchgeführtes Ganzes und namentlich ein kunstvolles Zusammenspiel sehen werde. Hierin sah man sich aber getäuscht. Mademoiselle Araldi steht zu hoch über ihren Begleitern und diese sind unter sich wieder zu verschieden, als daß der Gesellschaft eine harmonische Darstellung gelingen könnte. Die erste Rolle glänzt allein hervor, zieht alle Aufmerksamkeit auf sich, nimmt allen Beifall in Anspruch, und dieß war vielleicht auch beabsichtigt. — Gleich nach dem Aufgehen des Vorhangs begann die Enttäuschung des Publikums. Man sah einen Hippolyt, dessen äußere Erscheinung mit der Rolle allzusehr in Widerspruch stand, einen kleinen Mann, der in so gutmüthig resignirter Weise deklamirte, daß man sich eines Lächelns nicht erwehren konnte. Und doch wurde diese Partie neben der des Theramen noch am besten gegeben. Der Darsteller wurde im Verlauf der Handlung wärmer und that, was in seinen Kräften stand. Sehr mittelmäßig waren dagegen Theseus, Oenone und Aricia. Der erste spielte ohne Würde, kalt und mechanisch; die zweite sprach durchaus genremäßig und die dritte zeigte für eine Liebhaberin erstaunlich wenig Gemüth. Von den übrigen ist gar nicht zu reden. —

Was das Spiel der Araldi selbst betrifft, so war dasselbe in seiner Art allerdings ausgezeichnet und es verlohnt sich wohl der Mühe, es kennen zu lernen; genau genommen ist es aber doch nur virtuosenhafte Manier und im Ganzen von wahrer Kunst weit entfernt. Die Darstellerin machte einen Fehler, der allgemein gerügt wurde: sie trat in der ersten Scene von ihrem Leid so vernichtet, so innerlich zerbrochen auf, daß nicht abzusehen war, wie sie sich noch steigern und das tragische Mitgefühl der Zuschauer noch mehr erregen wollte. Eine rechte Steigerung fand auch nicht statt; dieses Vorzugs und Vortheils entbehrte die Darstellung. Doch ist das nur ein zufälliger Mißgriff, der ein andermal vermieden werden kann. Ihrem Spiel, wie es im Wesentlichen ist, muß man aber vorwerfen, daß es durch äußere Mittel Effekt machen, durch Contraste frappiren will. In der Recitation wechselt edle Kothurnsprache mit leichtem Conversationston, Flüstern mit Schreien auf barocke Weise. Wir hören die Stimmen fürstlichen Stolzes, weicher, schmelzender Liebe und einer beinahe thierischen Wildheit in unvermittelter Folge. Aehnlich verhält es sich mit der Aktion, wo die Künstlerin von ruhiger Stellung ohne Weiteres zur heftigsten Bewegung überspringt. Alles dieß ist berechnet, wie man wohl sieht; daß es aber dem Wesen der Rolle, dem Geist und Styl der Dichtung entsprechend sey, müssen wir bestreiten. Racine hat seine Phädra nicht darum in Alexandrinern ausgeführt, damit das gleichmäßige Gewebe derselben in bunte Lappen der Rede zerrissen werde; in der Zeit, wo das Drama entstand, in der Zeit ernstbemessener, würdiger Formen ist auch nicht so gespielt worden. Aber heutzutage ist die Kunst leider bemüht, zu reizen, sie fürchtet mit gleichförmiger Darstellung nicht genug Eindruck zu machen, und die Schauspieler, die bei klassischen Tragödien in die Form des Alexandriners nur so viel Mannigfaltigkeit bringen sollten, als zu ihrer Belebung nöthig ist, suchen daher durch grelle Gegensätze zu wirken und gleich musikalischen Virtuosen das Publikum nicht durch edle Schönheit zu erfreuen und zu erheben, sondern durch außerordentliche Kunststücke aufzustacheln und zu blenden.

(Schluß folgt.)

Hamburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Verfassungsstreit. — Münzwesen.

Die früheren Reibungen zwischen der orthodoxen und der rationalen Partei unserer Lutheraner scheinen in der lezten Zeit großer Verträglichkeit Platz gemacht zu haben; man soll sich sogar von beiden Seiten einige Schritte entgegen gekommen seyn. Dagegen ist im politischen Leben ein Kampf erwacht, wie Hamburg ihn seit vielleicht 150 Jahren nicht gekannt hat. Es ist der Kampf um die Verfassung, welche von den Oberalten und bürgerschaftlichen Collegien (mit wenigen Ausnahmen) für allein selig machend und fast unverbesserlich gehalten wird, während die übrigen Grundeigenthümer, die meisten Juristen und hinter ihnen eine große Zahl Bürger nur in durchgreifenden Reformen und radikalen Aenderungen das künftige Heil Hamburgs sehen. Der Senat, obwohl Hüter des bestehenden Gesetzes, scheint dennoch zu Reformen geneigt und will natürlich die Initiative sich nicht entringen lassen. Zu Verfolgungen Andersdenkender hat er sich, der allgemeinen Ansicht nach, nur auf nachdrückliches Anhalten der Oberalten und ungern bewegen lassen. Wie dem sey, wir haben auch unsere politischen Prozesse, die wie ein Contagium im deutschen Reiche von Stadt zu Stadt ziehen, ohne ein anderes Resultat als den Beweis unserer politischen Minderjährigkeit und Kleinstädterei zu liefern.

Etwa neun Personen sind criminell angeklagt, die Verhandlungen in den Versammlungen von Rath und Bürgerschaft ungesetzlicherweise veröffentlicht zu haben. Diese neun Personen gehören dem Verein der Grundeigenthümer an, der, etwa 200 Mitglieder stark, sich für die angeklagte Veröffentlichung verantwortlich erklärte. Zugleich hat der Juristenverein, die angesehensten Advokaten an der Spitze, in öffentlicher Versammlung sich laut für die vollkommene Gesetzlichkeit der angegriffenen Maßregel ausgesprochen, und es hat sich somit der Kampf von Personen auf höchst einflußreiche Korporationen gezogen. Nicht hieraus allein erwächst dem Senat Verlegenheit, sondern auch aus dem Verlangen gedachter Korporationen, daß die Verwaltung genaue Rechenschaft ablege über die enormen Summen, welche zum Theil weit über Anschlag und Bewilligung hinaus verbaut wurden (Siehlsystem, Staatswasserkunst, Hammerbrookentwässerung u. s. w.), und in einem der lezten Raths- und Bürgerconvente, wo es stürmisch herging, wurde der Antrag gestellt, der Senat möge den englischen Ingenieur Lindley entlassen und die 20,000 Mark sparen, welche derselbe jährlich dafür erhalte, daß er das hamburgische Staatsvermögen in Bauten verschleudere, während die Lasten für den Bürger immer unerträglicher würden. — Eine andere Art Verlegenheit bereiten uns eben jezt die Münzwirren oder vielmehr der Anfang zu deren Beendigung. Wenige Meilen von der Stadt grenzen ein halbes Dutzend deutscher Staaten an einander, und Cassabeträge fließen außerdem vom dänischen und preußischen Gebiet her reichlich hier zusammen. Hamburg (und Lübeck) hat eine so gute Währung, daß es mit seinem schweren Münzfuß gegen die anfluthenden leichten Gepräge sehr zu kurz kommen würde, wenn es seine Barren zu Münzen machen ließe. Dieß thut es daher nur in sehr geringem Grade und somit sind wir seit undenklicher Zeit gewohnt, mit fremder Münze zu handeln. Als allgemeinste Münze galt seither der Gulden oder neue Zweidrittel, welcher nach dem Leipziger Uebereinkommen von 1738 zu achtzehn Stück auf die feine Mark Silbers ausgeprägt wurde und eigentlich ein alter halber Reichsthaler seyn soll. Dieses Münzstück galt in Hamburg und Holstein 31 Schillinge, in Mecklenburg, Hannover und Lauenburg 32 und 33 Schillinge. Mecklenburg war der lezte Staat, der es prägte; auf dem lezten Landtage ist jedoch beschlossen worden, den 14 Thalerfuß (14 eine Mark fein, die Vereinsmünze, 2 Thaler = $3^1/_2$ Gulden) anzunehmen, und da Hamburg seit dem Münzcongreß in Dresden 1838 bereits preußische Thalerstücke zu dem Werth von 40 Schillingen angenommen, so haben urplötzlich die neuen Zweidrittel das Schicksal jenes armen Handelsjuden erfahren, der in keinem der acht-und-dreißig Staaten des deutschen Bundes seine Heimathberechtigung nachzuweisen vermag. Der Hamburger Fiscus erklärte, keine neuen Zweidrittelstücke mehr annehmen zu wollen, und alsbald fielen sie auf 30 Schillinge, zu welchem Preise sie sich nun wohl erhalten dürften, bis sie durch eine hinreichende Zahl neu geprägter mecklenburgischer Thalerstücke abgelöst werden. Der Verlust bei dieser plötzlichen Münzdevalvation ist um so größer, als die meisten der coursirenden Stücke alte Bursche aus der Perrückenzeit sind, von der Zeit so abgerieben und beschnitten, daß sie mitunter $10^2/_3$ Prozent unter ihrem Werth wiegen. Indeß ist diese silberne Revolution ein wahrer Segen für den Verkehr, und nur zu bedauern, daß sie sich nicht auch auf die Scheidemünze erstreckt, deren Geltung und Währung in jedem Lande anders ist.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 54. Freitag den 3. März 1848.

Religionis reliquiae.
Ulr. v. Hutten.

Die Feier der Festtage in Westphalen.

(Fortsetzung.)

Bevor ich nun zu den einzelnen Festtagen übergehe, sey es mir noch vergönnt, auf ein Wunder aufmerksam zu machen, das sich mit den vier hohen Festtagen einstellt. Fast überall in Westphalen, wo ein Fluß eine Untiefe bildet, oder ein tiefer Teich oder Weiher vorhanden ist, findet sich die Sage von versunkenen Glocken, die in der Regel in der Tiefe auf einem Tische stehen und von einem schwarzen Hunde bewacht werden. In dem Wasser spiegeln alte Buchen und Eichen ihren Frühling und Herbst, und der Spiegel wird weder durch Sturm noch durch Regen in Bewegung gesezt. Wenn aber am Morgen der hohen Festtage die Glocken der benachbarten Kirchen mächtig läuten, dann kreist und spielt der Teich in kleinen Wellen und es tönt in dem himmelblauen Grunde, als läute darin die versunkene Glocke. Auch finden sich, wie ein Münstersches Geschichten-, Sagen- und Legendenbuch vom Jahre 1825 erzählt, auf einem solchen Weiher in jedem Frühlinge eine Menge von weißen Schwänen ein, welche tief aus Norden kommen, eine Zeitlang auf dem Wasser umherschwimmen und dann in ihre Heimath zurückziehen. Es gehen im Volke allerhand geheimnißvolle Sagen umher, was diese Schwäne bedeuten sollen, aber wer kann alle die wunderbaren Rathschlüsse Gottes erklären und wer die Triebräder des bösen Feindes aufdecken?

Wir beginnen die Reihe der Feste mit dem Weihnachtsfeste, das, wie bereits bemerkt worden, sich mit dem alten Julfeste verschmolzen hat, oder an die Stelle des Julfestes getreten ist, ohne dieses ganz verdrängen zu können. Zwischen Weihnachten und Epiphania fallen bekanntlich die zwölf Nächte (Rauchnächte), in welchen fast alle in der Sage noch lebenden Gottheiten ihre Umzüge halten. In Thüringen und Hessen zieht Hulda, die holde, freundliche, mit ihrem dennoch struppigen und verwirrten Haare umher in den Landen, und wie sie bei ihrem zweiten Umzuge im Februar den Rocken abgesponnen finden muß, so muß sie ihn jezt voll vorfinden. In der Prignitz dagegen, dem Lande der Frau Gode, spinnen die Mägde bis zum Tage der heiligen drei Könige den Rocken ab, wenn sie sich nicht den Ohrfeigen der Frau Gode, die durch ihre Striemen das ganze Leben hindurch sichtbar bleiben, aussetzen wollen. Was hier die Gode, verlangt in Holstein Wodan, und wird nicht nach seinem Willen gehandelt, so „jagt der Wode durch den Flachs.“ Bei den oberdeutschen Stämmen beaufsichtigt Frau Berchta, die leuchtende, die Spinnerinnen; am Ende des Jahres werden ihr zu Ehren Fische und Klöße gegessen und die Rocken abgesponnen. In Westphalen endlich hat sich die Erinnerung an den Umzug einer Göttin in den zwölf Nächten verloren, aber für ein böses Omen gilt es auch hier, wenn am lezten Abend des Jahres der Rocken nicht abgesponnen ist. Dagegen hat Wode seine Herrschaft bisher zu behaupten gewußt, indem er in den zwölf Nächten unter dem gewöhnlichen Namen „Joljäger“ an der Kette des Teutoburger Waldes hinjagt, die sich von der Porta nach Westen hinzieht. In Isenstädt, erzählt Redeker, hat er einst in Fehrmanns Scheune einen seiner Hunde zurückgelassen. Das ganze Jahr hindurch hat der Hund da gelegen, und jeder Versuch, ihn wegzubringen, hat sich als vergeblich

erwiesen. Als aber im folgenden Jahre der Hackelbärend (eine Bezeichnung, die ich nie bei Landleuten gefunden habe; Redeker bedient sich außerdem noch der Wörter Hackelblock und Hackelberg) mit seiner wilden Hetze wieder darüber hinfuhr, da ist der Hund plötzlich aufgesprungen, bellend und kläffend nachgerannt und nicht mehr gesehen worden.

In den Spinnstuben wird am Abend vor Weihnacht frühzeitig das Spinnen eingestellt. Die allgemeine Stimmung hat etwas Ernstes und Feierliches, das nur durch den mit dem Christkind umherziehenden Klaus dann und wann gestört wird. Schon beim Dunkelwerden verkleiden sich nämlich hier und da die jungen Leute, ziehen einen Kittel an, hängen ein Betttuch um, oder nähen auch Werg auf ihr Kleid, setzen eine Mütze von Werg auf und befestigen Hörner auf dem Kopfe. Sodann ziehen sie, der Eine unter dem Namen Klaus, der eine große Kette in der linken und einen Stab in der rechten Hand hält, der Andere unter dem Namen Christkind, dem von den genannten Kleidungsstücken die Hörner fehlen, zu den Häusern, wo Kinder sind. Voran geht das Christkind, sagt wer sie seyen, läßt die Kinder beten, verspricht den Gutgearteten eine Weihnachtsgabe und läßt die Muthwilligen neuen Gehorsam geloben. Weigern sie sich aber dessen, so ruft das Christkind seinen Begleiter Klaus herein, dessen Gegenwart bis dahin nur von Zeit zu Zeit das Kettengerassel verrieth, und dieser stößt nun unter fürchterlichem Lärm so lange seine heftigen Drohungen aus, bis die Kinder thun, was sie nicht lassen können.

Kein Verbrechen wird so hart bestraft, als das, das am Weihnachtsabend begangen wird. So ist es zum Beispiel an manchen Orten üblich, daß sich ärmere Leute am Abend aus einer benachbarten Waldung den für den nächsten oder für die nächsten Tage nöthigen Holzbedarf holen. Niemand findet in dieser Handlung etwas besonders Anstößiges, weßhalb sie auch nicht „Holz stehlen," sondern einfach „Holz holen" benannt wird. Wer aber am Abend der Weihnacht je Holz hat holen wollen, der ist auch in der Regel dabei verunglückt. Ein Beinbruch durch einen Fall ist das Geringste, der Tod nichts Seltenes. Eben so ist das Arbeiten am Festtage selbst unheilbringend. Schon oft ist es vorgekommen, daß Jemand unter fürchterlichen Qualen auf dem Todbette gelitten hat, ohne eher vom Leben scheiden zu können, bis zufällig einer der Umstehenden die Ursache davon entdeckt und entfernt. Es war vielleicht am Betttuche oder am Hemde des Kranken an einem Feiertage genäht worden.

(Fortsetzung folgt.)

Abd-el-Kader.

(Fortsetzung.)

II.

Wo sich der Emir in die Hand
Der Franken gab, da ist an's Land
Ein jugendlicher Prinz gestiegen,
Gesandt, nicht mit des Schwertes Kunst,
Mit Friedenswerk, mit Huld und Gunst
Der Berbern Geister zu besiegen.

Ihm sproßt um's Kinn der Jugend Flaum;
Der Wieg' entwachsen war er kaum,
Als auf der Küste, der entfernten,
Der Emir um der Herrschaft Ziel
Schon würfelte das ehrne Spiel
Und sichelte des Todes Ernten.

Jetzt trägt, zwar sturmgepeitscht, das Meer
Doch heil den Fürstensohn daher,
Die Unterwerfung zu empfangen,
Zu der des Schicksals bittrer Hohn
Verdammt der eignen Thaten Sohn, —
Entfürstet, wehrlos und gefangen!

O Glück! Wer mißt dein Launenspiel!
Ein sorglos Füllen läuft an's Ziel,
Und strauchelnd stürzt der edle Renner!
Rücknehmend deiner Gnade Pfand,
Lieferst du in der Knaben Hand,
Besiegt, die kampfgebräunten Männer!

Doch er, deß Hoffnung und Geschick
Zertrümmert, will doch seinem Blick
Die bittre Wahrheit nicht verhüllen;
Im Unglück keine Schaam ihm naht,
Sein Geist ist stark, mit freier That
Was seyn muß, selbst noch zu erfüllen.

Auf königlichem Roß, das nur
Zeigt frischer Mühn und Kämpfe Spur,
Mit Schaum bedeckt, mit Koth und blutig,
Doch das, des Schicksals unbewußt,
Mit schlankem Halse, breiter Brust
Sich unter ihm dehnt stolz und muthig, —

So naht der Held; sein Angesicht
Verkündet das Verzagen nicht
Der Menschen, die am Staube kleben;
Nicht, eitel, Heiterkeit es lügt,
Doch was der Himmel hat gefügt,
Trägt er mit Hoheit, still, ergeben.

Dem Prinzen nah vom Roß er steigt,
Mit ernster Würde sich ihm neigt,
Und reicht ihm hin die blut'gen Zügel:
„Nimm's hin, des Frankensultans Sohn!
So wie ein König steigt vom Thron,
Tret' ich aus meines Thieres Bügel!

„Nimm's hin, der Unterwerfung Pfand,
Als Bürgschaft, daß nicht meine Hand
Strebt rückwärts das Geschick zu lenken!
Was du zu nehmen hättest Macht —
Als freies Opfer dargebracht
Gönn' mir den Stolz, es dir zu schenken!"

Mit dieser Gabe, deutungsvoll,
Hat er, bemeisternd Schmerz und Groll,
Selbst handelnd, sein Geschick besiegelt;
Und jene Fassung, die nie zagt,
Die nie verarmt, wenn sie entsagt,
In des Entthronten Blick sich spiegelt.

Weg führen sie das edle Thier,
Das noch, mit sehnendem Gewieh'r
Den Hals nach seinem Reiter wendet,
Der, wie gestählt sein männlich Herz,
Mitfühlt doch des Geschöpfes Schmerz
Und einen Blick des Danks ihm sendet.

Wohl werden dich, du edles Thier!
Mit buntrem Teppich, goldner Zier,
Hinfort die stolzen Sieger schmücken;
Rühmend thut der Bewund'rung Mund
Des reinen Blutes Adel kund,
Und Königssöhne trägt dein Rücken.

Doch du, das ahnungsvoll verstand
Des Emirs Willen, eh' die Hand
Mit leisem Druck bewegt den Zügel, —
Das lauschte seiner Stimme Ton,
Du, des unsteten Fürsten Thron,
Des königlichen Adlers Flügel, —

Du wirst, trotz Preis und Pfleg' und Pracht,
Im fremden Land dich Tag und Nacht
Um den verlornen Reiter grämen,
Deß Freiheit dich auch machte frei;
Der zahme Dienst der Sklaverei
Wird deiner Adern Feuer lähmen.

Nie wirst du fühlen dich zu Haus
Im sinnverwirrenden Gebraus,
Im engweltstädtischen Gewimmel,
Gedenk, wie du in früherer Zeit
Lautlos durchflogst die Einsamkeit
Unter des Südens Sternenhimmel.

Und Er, unglücklicher als du,
Hinträumend in erzwung'ner Ruh
In der entriff'nen Größe Schatten —
Muß nicht sein Feuergeist, gestählt
Sonst durch den Kampf, — wenn Kampf ihm fehlt,
Im Ringen mit dem Nichts ermatten?

Und glücklich doch mit jenem Mann
Verglichen, der unlängst im Bann
Die Welt hielt mit despot'schem Walten,
Deß letzte Klagen, ungehört
Vom Volk, das einst sein Ruhm bethört,
Auf einer Insel Kreis verhallten!

Ein Weltreich schuf des Corsen Hand,
Sein mächt'ger Geist, — jedoch auf Sand,
Das Erzbild seines Ruhms zu tragen;
Den Völkern raubt' er, als Tribut,
Recht, Ehre, Freiheit, Gold und Blut,
Zu schmücken seinen Siegeswagen.

Doch als der Bau auf Flugsand fiel,
Da lag, wie ein verlornes Spiel,
Vor ihm in Scherben seine Größe;
Sein Selbst brach vor des Schicksals Druck,
Nur Eitelkeit warf Flitterschmuck
Lügend auf des Bewußtseyns Blöße. —

Von keiner Schaam gequält und Reu',
Sich selbst und seiner Sendung treu,
Bis sie der Himmel ihm genommen,
Fühlt menschlich wohl der Emir Schmerz
Um Macht und Freiheit, doch in's Herz
Quillt, Balsam gleich, der Trost der Frommen.

Nach unten nicht und rückwärts nur
Auf düst're Trümmer weist die Spur
Seiner Gedanken, seiner Träume;
Empor und in die Zukunft dringt,
Prophet'schen Lichtes voll, beschwingt,
Sein Geist in grenzenlose Räume.

Vergebens nicht hat er gelebt, —
Ein Pilger Gottes, nachgestrebt
Dem ird'schen Abbild ew'ger Güter;

Und ewig im Gefallnen ehrt
Der Völker Lied des Mannes Werth,
Der Freiheit und des Glaubens Hüter.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Schluß.)

Theater. — Dramatische Jahrbücher.

Wir verkennen in dem Spiel der Araldi nicht die Traditionen aus früherer Zeit; aber dieser Traditionen hat der neuromantische Geist sich bemächtigt und benüzt sie bloß als effektmachende Ingredienzien. Die Würde der antikisirenden Zopfzeit ist in dieses neue Spiel nur aufgenommen, um hie und da nach Berechnung hervorzutreten, nicht aber der ganzen Darstellung ein gleichmäßig kunstvolles Gepräge zu geben. Merkwürdig und in der That zu bewundern ist nun aber, daß auch derjenige, der alles dieß wahrnimmt und von solcher Absichtlichkeit erst sich verlezt fühlt, nach und nach doch angezogen wird und in dem bunten Spiel eine gewisse Einheit erkennen muß. Das Ganze ist, wenn man will, eine künstlerische Tollheit, aber diese Tollheit hat Methode, und die Methode hält die verschiedenen Theile zusammen. Wie die Araldi ihre Rolle durchführt, ist dieselbe, wie gesagt, dennoch eine sehr bedeutende Leistung; und wenn man sich mit dem Ganzen nicht versöhnen kann, so sieht man sich um so mehr durch einzelne Momente befriedigt. Auch der kritische Zuschauer wird getroffen von dem gewaltigen Ausdruck der Leidenschaft und von der feurigen Innigkeit, welche die Künstlerin in einzelnen Reden offenbart. Ihre Plastik ist von großer Schönheit, einzelne ihrer Stellungen sind bewundernswerth. Ist das Stück zu Ende, so muß sich auch der strenge Beurtheiler sagen, daß er etwas höchst Interessantes gesehen, wenn er auch nicht in die hohe poetische Stimmung sich versezt fühlt, wie durch wahre Kunst. Soviel ist indeß gewiß: deutsche Schauspieler können von solchen Virtuosen des französischen Theaters wohl etwas lernen, dürfen sich aber ihre Darstellung im Ganzen durchaus nicht zum Muster nehmen. Die deutsche Kunst muß von der genremäßigen Manier, der sie gegenwärtig verfallen ist, zu höherm Styl sich erheben, aber nicht zu dem conventionellen Kothurn der französischen Schule, sondern zu dem Kothurn poetischer Wahrheit.

Ein neues Stück von Feldmann: „der Rechnungsrath und seine Töchter,“ macht hier mäßiges Glück. Der Inhalt ist einfach der, daß ein Rechnungsrath seiner lamentirenden Frau verspricht, seinen drei Töchtern Männer zu schaffen, und dieses Versprechen hält, indem er drei junge Staatsdienstaspiranten sich verpflichtet, die sich glücklich schätzen, zur Anstellung auch noch die Frau zu erhalten. Daß die Mädchen angenehme Geschöpfe sind, versteht sich; die eine ist überdieß eine vortreffliche Rechnerin und gewinnt das Herz desjenigen von den Dreien, der, großer Einfalt sich erfreuend, zum Rechnungsfach sich bestimmt, dadurch, daß sie ihm bei der Prüfung im Hause ihres Vaters aus der Noth hilft, was natürlich der Alte so arrangirt hat. Die Arbeit ist, wenn wie einzelne pikante Anspielungen ausnehmen, sehr harmlos und macht lachen, indem sie gewöhnliche Menschenschwächen und närrische Verlegenheiten anspruchslos zur Schau stellt. Sonst ist freilich nicht viel daran; es ist eine Posse, auf gutmüthige, leicht zu vergnügende Zuschauer berechnet. — Der Werdersche Columbus ist von dem Berliner Publikum nicht günstig aufgenommen worden. Der Autor wurde zwar gerufen, aber schon zu der dritten Vorstellung fanden sich so wenig Zuschauer ein, daß das Stück wieder bei Seite gelegt werden mußte. Wir glauben, daß der Verfasser am besten thun würde, sein Drama dem Druck zu übergeben. Am vortheilhaftesten wurde dasselbe von einem Manne beurtheilt, der es las und, so viel wir wissen, nicht auf der Bühne sah — von Ludwig Tieck. Dieser trat für Werder im Feuilleton der preußischen allgemeinen Zeitung, wo eine kurze, verwerfende Kritik des Drama's erschienen war, sehr entschieden auf und spendete ihm überraschendes Lob. Ueberhaupt, wenn das Publikum keinen Eifer zeigte, den Vorstellungen des Columbus beizuwohnen, so können sich die Gönner und Freunde Werders keine Schuld beimessen. Auch in der Spenerschen Zeitung und in der Zeitungshalle, wo die Dichtung mit Wohlwollen besprochen, aber zugleich ihre Mängel aufgezeigt waren, erschienen später lobpreisende Artikel, die den Beweis führen wollten, daß der Columbus eine klassische Dichtung sey. Nachdem dieß alles ohne Erfolg geblieben, muß der Dichter an die gebildete Lesewelt appelliren. Was er verdient, wird ihm hier sicherlich zu Theil werden.

Mit den Jahrbüchern für dramatische Kunst und Literatur geht eine Veränderung vor. Professor Rötscher hat sich von dem Verleger Hirschfeld getrennt und wird sie bei einem andern als Monatschrift (was sie bisher auch waren) fortsetzen; Hirschfeld wird sie fortsetzen als Wochenschrift unter der Redaktion Bernhards und Protektion Tiecks. Es ist möglich, daß die beiden Journale sich nicht im Wege stehen, sondern ergänzen werden. Rötscher beabsichtigt nur Aufsätze, Kritiken und sonstige Darstellungen von wissenschaftlichem Gehalt und dauerndem Werthe zu geben; die Wochenschrift wird nicht umhin können, auch dem größern Publikum gefällig entgegen zu kommen und mit pikanten Artikeln für den Geschmack des Tages zu sorgen. Auf beiden Gebieten ist etwas zu leisten; das wissenschaftliche Journal braucht darum nicht reizlos, und das gefällige nicht ungründlich zu werden; die erforderliche Theilnahme können beide finden. Wie sich diese Möglichkeiten erfüllen werden, soll später berichtet werden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 55. Sonnabend den 4. März 1848.

— Sein Ruhm wird nicht verschwinden;
Einst kommt die Zeit, wo prüfend die Geschichte
Ihn läutert, wie der Sänger im Gedichte.

J. Ch. v. Zedlitz.

Abd-el-Kader.

(Schluß.)

III.

„Wozu die Klagen, wenn mit Brand
Die Disteln sengt des Fleißes Hand,
Die wilden Blumen mäht der Haide?
Bald, aus gedüngtem, schwarzem Grund,
Der sonst trug Unkraut, wogt gesund,
Voll Segens, nährendes Getreide!

Es bleicht des Abenteurers Glanz,
Es sinket selbst des Helden Kranz
Vor der Nothwendigkeit Gerichte;
Gemessen rückt das Schicksal vor,
Es fällt das prächt'ge Meteor
Und räumt den Platz dem steten Lichte.

Des Krieges grausam blut'ges Spiel
Legt sich geschlossen jezt zum Ziel;
Jezt gilt's zu pflügen und zu weben;
Jezt kann auf brachgelegnem Feld,
Das sonst bedroht, zerstampft der Held,
Sich Garten, Hütte, Tempel heben.

Nicht mehr mit blindem Haß getränkt,
Nicht vom Wahnpriester mehr gelenkt,
Verbrüdern eng sich die Nationen.
Die Feindschaft schwindet, wie ein Traum,
Daß friedlich unter'm Feigenbaum,
Unter des Kreuzes Bild sie wohnen.

Wo glüh'nd im Kampfe Tertullian
Zerschmetterte der Heiden Wahn,
Den Pfeil rückschleudernd ihres Spottes;
Wo Hippo's Bischof ernst durchdacht
Der Sünde Grau'n, der Gnade Macht,
Und fromm den Staat erbaute Gottes:

Dort, wenn gezähmt Barbarentruz,
Mag neu erstehn aus Schutt und Schmutz
Der Vorzeit Herrlichkeit vom Staube,
Daß in des Atlas Schluchten dringt,
Unblutig schönsten Sieg erringt
Die Wissenschaft, die Kunst, der Glaube!" —

Des Helden Muth, des Frevlers That,
Des Weisen Sinn, des Thoren Rath —
Sie dienen Einem ew'gen Plane;
Doch in der Niederung der Zeit
Tobt furchtbar, nie gelöst, der Streit,
Ringt stets die Wahrheit mit dem Wahne.

Der Dunst der Gegenwart umhüllt
Des Glaubens Himmelblau, und füllt
Auch ein vertrauend Herz mit Trauer;
Auch Wer mit fester Zuversicht
Erhofft der Sonne goldnes Licht,
Fühlt fröstelnd doch der Dämmrung Schauer.

Wird sprossen dort der Bildung Saat,
Wo Flur und Garten niedertrat
Des zügellosen Franken Horde?
Wo er den edlen Fruchtbaum fällt,
Zu wärmen Eine Nacht sein Zelt,
Und einschläft, roth die Hand vom Morde?

Kann, wo des Lagers wilder Sohn
Dem Fleiße spricht des Pflügers Hohn,
Die Fackel der Gesittung strahlen?
Wirbt Habgier der Zertretnen Gunst?
Folgt des Zerstörers Fuß die Kunst?
Das Recht dem Zuge der Vandalen?

Grünt, wo das Herz, von Ehrsucht heiß,
In Mammons Dienst erstarrt zu Eis,
Der Liebe, der Entsagung Glaube?
Umkreischt von der Raubvögel Brut,
Das Herz voll Haß, das Aug' voll Blut, —
Wagt da den Flug des Friedens Taube?

Des kalten Klüglers Mund verdammt
Den Wahn, womit ein Volk entflammt
Des Emirs wilder Andachtseifer;
Und auf den eignen Glauben speit
Der Priester der freigeist'schen Zeit,
Des Spottes und der Lästrung Geifer!

* * *

Ein Pfeil der Adler einen traf,
Die stark, der Erde Staub und Schlaf
Abschüttelnd, nah dem Himmel horsten;
Der Säulen eine von Metall,
Die, wen'ge, wehren noch dem Fall
Des Heiligthumes, ist geborsten!

Die Feier der Festtage in Westphalen.

(Fortsetzung.)

Für die Fruchtbarkeit hat Weihnachten wie überhaupt alle Feste eine ganz besondere Wichtigkeit. Noch findet man am Weihnachtsmorgen an vielen Orten die Obstbäume mit einem Strohwische geschmückt, und es herrscht der Glaube, daß dieses Umwickeln des Stammes, das in aller Stille mit dem zwölften Glockenschlage geschieht, einen ganz besondern Einfluß auf die Tragbarkeit der Bäume ausübe. Eine große Bedeutung hat der Weihnachtsabend für die erwachsenen Mädchen, während in andern Gegenden die Andreasnacht dafür eintritt. Die heirathslustigen Jungfrauen gehen mit dem zwölften Glockenschlage an den Hühnerstall und klopfen so lange an denselben, bis entweder der Hahn oder irgend ein Huhn erwacht. Gackert ein Huhn, so haben sie keine Aussicht, im folgenden Jahre zu einem Manne zu gelangen; kräht aber der Hahn, so sehen sie das als ein Zeichen baldiger Befriedigung ihrer Wünsche an. — Uebrigens brauche ich wohl kaum zu erwähnen, daß über diejenigen, die am Morgen eines hohen Festtages, und zwar vorzugsweise am Weihnachtsmorgen geboren sind, ein eigenes Geschick waltet. Vorzugsweise sind sie es, die die Zukunft zu ergründen vermögen und die Gabe des Zweitgesichts besitzen, eine Gabe, die Manchem schon viel Angst und Kummer bereitet hat.

Von der Feier des ersten Tages im neuem Jahre wüßte ich nichts weiter anzuführen, als das bereits Erwähnte, daß nämlich am Abend zuvor der Rocken abgesponnen seyn muß und daß die Nacht hindurch vor den Kammerfenstern der Mädchen von den jungen Burschen „Neujahr geschossen" wird. Die Mädchen müssen dafür bei nächster Gelegenheit den „Jungens" etwas „zum Besten geben," was denn das „Neujahr vertrinken" genannt wird. Daß am Morgen des ersten Januars die ärmeren Leute mit ihren Kindern umherziehen und Glück zum neuen Jahre wünschen, um dafür Gaben einzusammeln, findet sich überall wieder.

Am Tage der heil. drei Könige — schreibt mir Jemand aus Lügde — costümiren sich in der Umgegend von Pyrmont junge Leute mit weißen Gewändern, Papierhüten und einem Rädchen, das den Stern vorstellen soll, als die heil. drei Könige, und ziehen unter Absingung eines Liedes in den Häusern umher. Das übliche Lied hat zwölf Strophen, von welchen die acht ersten sich an die heil. Geschichte anlehnen. Mit der neunten Strophe wird der bisherige Gedankengang verlassen und das Lied verwandelt sich in einen Neujahrsgruß:

Fried und Freude immerdar,
Die wünschen wir euch zum neuen Jahr.
Zum neuen Jahr einen güldnen Tisch,
Und darauf einen gebratenen Fisch,
Und dabei einen Becher mit Wein,
Da sollen Herr und Frau lustig bei seyn.
Wir haben gesungen in diesem Haus,
Alles Unglück fährt vor uns heraus.

Die Herstellung eines heidnisch-deutschen Festkalenders, wie ihn Finn Magnusen für den Norden versucht hat, müssen wir in unserer Zeit mit Müller für eine Unmöglichkeit halten, nicht nur weil die heidnischen Feste sich an die beweglichen christlichen Feste angelehnt, sondern weil sich die übrigen Feste nur in sehr dürftigen Fragmenten erhalten haben. Ich will deßhalb, bevor ich zum Osterfeste übergehe, nur noch Petri Stuhlfeier (21. Februar) erwähnen. Es ziehen nämlich an diesem Tage, also in der Zeit, in der Thor, der Gott der Gewitter, des Regens und des warmen Sonnenscheins, von dem bekanntlich der Donnerstag * seinen Namen hat, auf seinem mit zwei

* Die am Donnerstage geschlossene Ehe gilt deßhalb in Westphalen für besonders fruchtbar.

Böcken bespannten Wagen seinen Einzug in das Land hält, und mit seinem keilförmigen Hammer, dem Blitze, der bei jedem Wurfe trifft und immer wieder in die Hand des Gottes zurückkehrt, die Riesen des Frostes zerschmettert — es ziehen an diesem Tage in mehreren Orten Westphalens Schaaren von Knaben durch die Straßen, klopfen mit einem Hammer — also mit der Waffe Donars, mit der ja noch bis auf den heutigen Tag bei Auktionen der Zuschlag ertheilt wird — an die Häuser und singen dabei folgendes Lied:

Riut (heraus), riut Sunnenvugel!
Sünte Peiter is kuomen,
Sünte Tigges well kuomen.
Riut, riut, aule (alte) Mius (Maus),
Alle 't Unglück iut (aus) düssem Hius!

Meines Wissens findet sich dieser Gebrauch nirgends außer in Westphalen wieder und dürfte nur mit dem „Tod austreiben," das Schmidt im Journal von und für Deutschland * mitgetheilt und Müller zu deuten versucht hat, verglichen werden. Daß übrigens der westphälische Gebrauch ein viel schöneres Denkmal des Heidenthums ist als jenes „Tod austreiben," dürfte wohl Niemand in Zweifel ziehen.

Das nun folgende Osterfest bildet im Leben des westphälischen Landmanns den wichtigsten Einschnitt. Schon das von der ersten Morgensonne beschienene Wasser hat eine besondere heilende Kraft. Das Fest selbst trägt ein durch und durch heiteres Gepräge. Selbst das Essen hat an diesem Tage allgemein einen aparten Charakter, indem nämlich zu Mittag in der Regel der sogenannte Pfannkuchen und hinterher Semmel und Milch („Stiutenmielke") gegessen wird. Mit der hereinbrechenden Dämmerung werden auf den benachbarten Bergen und Hügeln die Osterfeuer, jenes dem Thor heilige Element, angezündet, und im Fürstenthum Minden stellten vor nicht gar langer Zeit die jungen Leute beiderlei Geschlechts unter lautem Freudengeschrei Reigentänze um eine alte Eiche an, also um einen dem Thor heiligen Baum. Auf das Anzünden der Osterfeuer wurde früher außerordentlich viel Gewicht gelegt, da das Unterlassen desselben einen nassen Sommer zur Folge hatte. Noch sehr wohl erinnere ich mich aus meinen Jugendjahren, daß Alles, was gehen konnte, einige Zeit nach Sonnenuntergang einen freien Platz suchte, um von hier aus die Feuer zu beobachten. Mit welcher Spannung erwartete da Alt und Jung das erste Signal, mit welchem Jubel wurde die erste aufleuchtende Flamme begrüßt! — Der bereits erwähnte Mann aus Lügde schreibt mir von einem Ostergebrauche, der, so viel er habe erfahren können, nur noch in Lügde sich finde. Es werden nämlich am ersten Osterabend große, von Eichenholz gezimmerte und mit brennendem Stroh durchflochtene Räder von den naheliegenden Bergen hinabgerollt. Zugleich werden an den Bergabhängen die Gräser angezündet, so daß bald Alles in hellen Flammen steht. Das Fest währe bis in die späte Nacht und nur allmählig erlöschen die mächtigen Gluten. Die merkwürdige Anwendung eines Wagenrades, durch dessen Drehung das Feuer genährt wird, findet sich übrigens auch bei den Johannisfeuern in Süddeutschland und bei den Nothfeuern, die bei Viehseuchen angelegt werden.* In der Mark wird sogar, wie Kuhn erzählt, bei Hochzeiten ein Wagenrad angezündet und um dasselbe getanzt.

(Schluß folgt.)

* 1787, I., S. 482; Müller, die altdeutsche Religion, S. 135.

* Vergl. Müller, S. 142, Anm. 4.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Herzog Karl von Braunschweig. — Das deutsche Hospital.

Das Unterhaltendste, was uns die Saison noch gebracht hat, ist des Herzogs von Braunschweig Erscheinen vor dem Gerichtshof. „Ihr Metier?" fragte man ihn. — „Prinz." — In der That ein sehr schönes, angenehmes Geschäft; es ist sehr bequem, mit einem Pfauenschweif geboren zu seyn, den man nur zu spreizen braucht, um bewundert und angestaunt zu werden. Die Ehrfurcht vor solcher natürlichen Plümage ist nirgends größer als hier zu Land; aber leider hat Herzog Karl von Braunschweig alle seine Federn verloren, befindet sich indessen, während er sich mausert, ganz wohl. Einige kleine Prozesse, die er hier führt, verkürzen ihm die Zeit recht angenehm. Diesesmal erschien er vor Gericht, um gegen den „Satiristen" aufzutreten, ein Wochenblatt, das sich von jeher viel mit ihm zu schaffen gemacht, und ihn sogar eines Mordes angeklagt hat. Herzog Karl hatte die Genugthuung, das verleumderische Blatt zu einer Strafe von 1000 Pfund Sterling verurtheilt zu sehen. Am nächsten Tag aber war eine zweite Gerichtssitzung anberaumt, der einem interessanteren Gegenstande galt, nämlich einer Dame, aber nur mittelbar. Sie war nach England gekommen, um auf die Auszahlung einer Pension zu dringen, wo ihr sonst nichts zu fordern übrig blieb. Das Gericht war bereit, Se.

Durchlaucht zu belangen, und schickte seine Diener in der Abendstunde, als gerade Gordoni ein leckeres Mahl für den fürstlichen Tisch sandte. Die Thüre war offen, man ging hinein; solche Gäste aber waren unwillkommen und wurden zurückgewiesen. Da erzwangen sie iheen Eintritt und nahmen von der fürstlichen Tafel, was der verlangten Summe gleich kam, an Silbergeschirr. Heezog Karl fand dieß ganz gegen den Respekt; aber die Gerichtsdiener kehrten sich nicht an seine Vorstellungen, sie sahen in ihm nur einen Mann, der seine Schulden nicht bezahlt hatte, und ließen seine Tafel abgedeckt zurück. Die englische Jury erkannte ihm dafür einen Schadeneesatz von 200 Pfund Sterling zu; denn das Haus eines Engländers ist seine Festung, die der Wille des Herrn bewacht, und Niemand überschreitet die Schwelle desselben gegen sein Geheiß. Dieses Gesetz, entsprungen dem Gefühl und den Sitten der Nation, findet in jedem englischen Herzen ein antwortendes Echo, und man läßt daher auch dem Fremden angedeihen, was man für sich selbst als Recht verlangt. Der Herzog hatte demnach die Genugthuung, in beiden Händeln der gewinnende Theil zu seyn. In seiner Zeitung gibt er einen langen Aufsatz übee alle Widerwärtigkeiten, denen er ausgesezt sey, und wie man nicht aufhöre ihn zu verfolgen; zugleich spricht er von einem Prozeß gegen den Herzog von Cambridge, dessen Endentscheidung das Publikum mit nächstem zu gewärtigen hat. Seine 6000 Uniformen sind noch immer da, um 6000 Communisten hineinzustecken und mit diesen sein Land wieder zu erobern. Auch hat er einen geoßen Brillanten, 15,000 Pfund Sterling an Werth, zu verkaufen, was die Kosten einer Expedition decken würde, die er aber hoffentlich nie unternehmen wird. — Das deutsche Hospital in London wird nun im Mai endlich seinen Bazar halten. Ob derselbe nach Wunsch ausfallen wird, ist zweifelhaft, indem die Anstalt an Dr. Freund, dem dirigirenden Arzt, das thätigste Mitglied zue Beförderung der finanziellen Interessen derselben, verloren hat. Daß dee Gründer des Hospitals sein Werk, für das er einzig lebte, dachte und wirkte, veelassen mußte, gereicht den hiesigen Deutschen nicht zur Ehee. Fast in Allen spukt ein kleinlicher Kaufmannsgeist, und so konnten sie das Interesse der Anstalt nie objectiv in's Auge fassen; besonders hereschte in den Gemüthern der Herren des Comité eine solche Subjectivität, daß die Finanzen dadurch sehr beeinträchtigt wurden. Dagegen lehnte sich Dr. Feeund ernsthaft auf und es kam zu heftigen Debatten, wobei er denn wohl mitunter derbere Wahrheiten sagte, als jenen zu höeen lieb seyn mochte. Allerdings war er nie sparsam für seine Patienten, und die Hühnersuppe, die er für dieselben bereiten ließ, hätte wohl den Herren selbst gemundet. Es ißt und trinkt sich gut auf Rechnung eines Hospitals. Dee bedenklichste Punkt war aber immer die Religion. Dr. Freund gründete die Anstalt für körperlich Leidende; Ritter Bunsen berücksichtigte aber auch die Gewissensangst, und ließ, während er für Deutschland „die Kirche und ihre Zukunft" veefaßte, seinen kranken Landsleuten auf Kosten der Anstalt eine kleine Kapelle bauen, wo sie beten könnten. Dieß machte ein gewaltiges Loch in die ohnehin schwachen Finanzen; aber man muß ja Gott mehr dienen als dem Mammon! Dann wurden noch barmherzige Schwestern verschrieben, die die Kranken pflegen sollten. Das klingt nun freilich sehr schön: gute, fromme Mädchen, die aus Liebe zu Gott der leidenden Menschheit pflegen. Aber diese Liebe Gottes wurde ihnen in einer Anstalt am Rhein beigebracht, und dieser Anstalt wird alljährlich eine artige Summe für dieselben bezahlt. Daß diese in den Rechnungen des Hospitals einen bedeutenden Posten bildete, ist ein Faktum, das nicht weggeleugnet werden konnte, wie sehr auch manche Comitémitglieder solches wünschten. Vielleicht ist in Berlin ein gleiches Sachveehältniß?

(Schluß folgt.)

Hamburg, Februar.

(Schluß.)

Neubauten. — Brandstiftungen.

Unser Neubau kann bis auf einige öffentliche Gebäude, worunter das Rathhaus, und bis auf die beiden Kiechen, so ziemlich als vollendet angesehen werden. Die sogenannte „pateiotische Gesellschaft" bezog ihren großen Neubau (der Niemanden gefallen will und doch so sehr theuer ist) am Ende des vorigen Jahrs mit solenner Feierlichkeit, wobei Professor Wuem von der Einheit Deutschlands sprach. — Die Peteikieche ist bis unter das Dach hergestellt und wird in diesem Jahr dem Gottesdienste übergeben werden; ihren Thurm, einst die Zierde Hamburgs, muß sie bis auf bessere Zeiten entbehren. Die Nikolaikirche kommt aus dem Geunde hervor, doch fehlen an den Baukosten von mehr als einer Million noch sehr viele Hunderttausende. Die Elbwasserkunst von Edw. J. Smiths ist vollendet, ein riesiges, herrliches Werk, das als rühmliches Denkmal des unverdrossenen Strebens eines einzelnen Mannes dasteht. Es kostet weit über anderthalb Millionen, aber es ist auch sehr nützlich. Ich behalte mie die Beschreibung diesee sehenswerthen Anstalt für ein anderesmal vor. Ihre mächtige Rivalin, die nach ihr angelegte Staatswasserkunst, ist der Vollendung auch nahe; der 212 Fuß hohe Thurm ihres Pumpenwerks erhebt sich am Ufer dee Oberelbe in einee niedrigen Marschebene. — Weniger zufrieden als mit diesen beiden großen Werken sind wir hier mit unserer Gasanstalt, deren theures Licht nicht hell genug leuchtet und die sich die Gunst des Publikums wenig zu erwerben weiß.

Im neuen Jahr ist ein Matador unsers Handels in die Ewigkeit ausgewandert, sein auf fast zehn Millionen geschätztes Eewerbthum seinem Sohne hinterlassend. Gleich Salomon Heine kam dieser Mann unbemittelt aus dem Hannoveeschen hier an und gelangte durch glückliche Spekulationen im Handel, besonders zue französischen Zeit, bald zu großem Vermögen, das er durch Discontiren und Papierkäufe zu jener Höhe erhob. Er zeichnete sich nicht durch Freigebigkeit und Wohlthaten aus, sondern stand, ein Christ, hierin dem Juden Heine gewaltig nach. Ja man behauptet im Publikum sogar, daß er die Kosten des Bürgerwerdens zu sparen gesucht und dafür, als dieß bei einem späteren Hauskaufe entdeckt werden, eine große Strafe habe zahlen müssen. Wie viel hieran und an Aehnlichem Wahres ist, weiß ich nicht; gewiß aber liebte ihn das Volk nicht, und so viel mir bekannt, bekleidete er keine einzige Ehrenstelle. Er besaß große Güter im Holsteinschen. — Leider muß ich, meinen Brief schließend, einiger Brandstiftungen erwähnen. Zwei junge Kaufleute wurden, weil sie ihr hoch versichertes Lager angezündet, zu 20 und 25 Jahren Spinnhaus verurtheilt, und eben als dieses vor Gericht verhandelt ward, wuede der ehemalige Voesteher einer Blindenanstalt, wegen dringenden Verdachts der Brandstiftung, verhaftet. Ihnen folgte ein Agent mit seiner jungen Haushälterin, die im Theater waren, während in ihrem Hause Feuer ausbrach. Der Agent hatte das Theater verlassen, wae übers Eis in sein Haus geschlichen, hatte Feuerstoffe angehäuft und entzündet, und war dann schnell in's Schauspiel zurückgekehrt. Ee hatte eest kürzlich hoch versichert. — Wie solchen Folgen der Veesicherungen vorzubeugen, ist ein noch ungelöstes Peoblem.

Beilage: Literaturblatt Nr. 16

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 56. Montag den 6. März 1848.

Dem Kriegsstand kämen sie gern an's Leben;
Den Soldaten wollen sie nieder halten,
Daß sie alleine könnten walten.

Schiller.

Ueber Ritterthum und Soldatenthum.

Es waren unserer Sechs, die in einer traulichen Abendstunde den Aufsatz „Ritterthum und Soldatenthum" im Decemberheft dieser Blätter (293. 294. 1847) lasen. Unter uns waren zwei, die 1813, 1814 und 1815 den Krieg gegen Napoleon in Deutschland mitgemacht hatten, rüstige Fünfziger und Sechziger, ferner ein Offizier der Garnison.

Sichtlich rückte der Obristlieutenant im Verlauf des Vorlesens unruhig auf seinem Stuhl hin und her und schien kaum das Ende erwarten zu können; oft strich er den etwas weißlichen Schnurrbart in die Höhe und öffnete den Mund. Als aber der Aufsatz ausgelesen war und das Blatt wieder auf dem Tisch lag, wollte er doch nicht sprechen, sondern bat, wir möchten vor ihm die Ansichten und Wünsche des Verfassers bereden, er selbst sey noch zu erregt und unruhig, auch wolle er in eigener Sache nicht vorlaut seyn.

So nahm denn der Jüngste von uns, ein Rechtsgelehrter, das Wort: „Wenn ich mich nicht im Ausdruck der Gesichter irre, so sind wir Alle so ziemlich einer und derselben Meinung; wir theilen nicht nur des Verfassers Wünsche nicht, wir glauben sogar, daß sie kein rechter braver Wehr- und Kriegsmann zu den seinigen machen wird; wir haben auch die Ueberzeugung, daß das früher im Soldatenthum untergegangene Ritterthum sich eben jetzt als Schützer und Retter der bedrohten Civilisation wieder erhebt und seine alte Bedeutung wieder gewinnt. Ganz recht sagt der Verfasser, das Ritterthum sey in der Zeit entstanden, wo das Volk unter vielfachem Druck darniederlag und das Vaterland Männer gegen eindringende Normannen, Magyaren, Slaven und Sarazenenhorden brauchte. Erst später, während und nach den Kreuzzügen, drang mildernd, verschönernd und erhebend frommer Sinn und Begeisterung, Verehrung der Frauen, Brudersinn der Waffengenossen, lyrische und epische Dichtkunst in das Ritterthum. Diese Verschönerung und Erhebung fing aber schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts an wieder von ihm abzufallen, und bald stand es wieder so nackt da als früher. Es fehlte ihm ein großartiger Gegenstand für seine großartige Kraft, und auch die folgenden Jahrhunderte boten keinen; es waren nur unglückliche Religionskämpfe, welche das Vaterland zerrissen und schwächten, oder politische Kriege der Dynastien, an denen das Volk keinen Antheil nahm. Die damaligen stehenden Heere mit ihrem schroffen Soldatenthum waren da ganz an ihrem Platz. Der siebenjährige Krieg hatte preußischer Seits schon wieder viel Ritterliches und wurde auch so geführt; es handelte sich da um Erhaltung des kleinen Vaterlandes gegen mächtige Angriffe von allen Seiten. Am Krieg von 1792 dagegen war wenig von Ritterlichkeit zu spüren."

„Ich meine," fiel hier der Landwehrmann von 1813 ein, „Schill, Dörnberg, der Herzog Wilhelm von Braunschweig, und vier Jahre später der Aufstand deutscher Jugend im ersten, zweiten und dritten Befreiungskrieg gegen Frankreich seyen ächt ritterlich gewesen, eben so Oesterreichs Heer bei Aspern. Die deutschen Armeen kämpften für großartigen Zweck mit seltener Hingebung, mit Muth, Ausdauer und religiösem Sinn. Freilich hat es nie einen erhabeneren, des Ritterthums würdigeren Gegenstand gegeben als

1813, und nie ist einer kräftiger durchgeführt worden, bis ihm falsche Freunde und die Diplomaten einen so kleinlichen Ausgang im Pariser Frieden gaben. Hätte Alfred de Vigny damals unter uns oder in den stehenden Heeren der deutschen Staaten gedient, hätte er überhaupt je für eine so große Sache mit Begeisterung die Waffen getragen, so würde er in seiner »Servitude et grandeur militaires« schwerlich Dinge äußern, die auf die ihm bekannte stehende Armee Frankreichs von 1815 bis 1828 passen mögen, keineswegs aber auf unsere deutschen Freiwilligen und Befreiungsheere."

„So ist's!" rief der andere Landwehrmann. „Wenn das Ritterthum nicht in Helm, Panzer, Wappen, Feudaldienst, Adelsnamen und dergleichen besteht, so waren wir Ritter im besten und höchsten Sinn des Worts, wir waren es durch unsere Gesinnung, durch reinen Sinn, Hingebung an's Vaterland, Begeisterung, Christenthum, Poesie und unser gutes Schwert. Alles dieß aber haben damals die deutschen stehenden Armeen mit uns getheilt, sie lebten und fochten ritterlich wie wir. Unsere freiwilligen Corps gingen mit dem Frieden auseinander, aber die stehenden Heere sind geblieben, nicht wie die in früheren Zeiten aus dem verdorbensten, galgenreifsten Volke, sondern aus des Vaterlands besten Söhnen zusammengesezt, in Bildung, militärischer Erziehung und Wissen, wie in sittlicher Haltung weit über ihren Vorgängern stehend."

„Danke schön, werther Herr, für die Anerkennung," nahm nun der Obristlieutenant das Wort; „ich glaube, alle unsere deutschen Heere verdienen sie. Es ist ein Altes, daß man die Existenz der stehenden Heere ansicht, und ich selbst gäbe sie preis, wenn sich alle europäischen Staaten dazu freundlich und vertrauensvoll die Hände reichen könnten. Aber ein einzelner Großstaat kann sie weder ganz abschaffen noch wesentlich ändern, ohne sich großer Gefahr auszusetzen. Das begreift jedes Kind. Der Verfasser jenes Aufsatzes beruft sich auf Alfred de Vigny, dieser aber kann nach seiner Ueberzeugung und Erfahrung nur von der französischen Armee sprechen. Aber zwischen dieser und den jetzigen deutschen Heeren ist in Geist, Haltung und Gesinnung ein großer Unterschied. Alfr. de Vigny und der Verfasser wünschen, daß sich unsere stehenden Heere im Geist unserer Zeit umwandeln, d. h. die Wege, Richtungen, Bestrebungen und Zwecke unserer Zeit zu den ihrigen machen; das still und leblos hinter dem allgemeinen Leben einherschleichende Kriegswesen soll durch einen raschen und glücklichen Griff wieder zur Nation zurückgeführt, sie sollen mit einem Wort »baïonettes intelligentes« werden, wie man dieß früher in Frankreich ausgedrückt hat; sie sollen nicht mehr nach dem Befehl ihrer Obern, sondern nach ihren eigenen Ideen und Ueberzeugungen handeln. So haben es auch Weitling und Heinzen gemeint. Von solcher Ueberzeugung und Willkühr wußten jedoch die Ritter vom zehnten bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts nichts; sie handelten eben nach dem Sinn und Willen ihrer Lehens- und Landesherren. Als die sächsischen und schwäbischen Kaiser nach Italien zogen, um da zu wahren, was sie für des Reiches Recht hielten, überlegten ihre Ritter nicht den Grund dieses Rechts, und was sich vielleicht dagegen sagen ließe; sie schaarten sich um ihre Kaiser und zogen mit ihnen über die Alpen und unterwarfen das Land. Das Ritterthum hat bei seinem Lehens- und Kriegsdienst nie das Recht abgewogen. In dieser Beziehung hat es in den stehenden Heeren, in deren Eidschwur zur Fahne seine Fortsetzung gefunden, und es wird so bleiben müssen, so lange es überhaupt Fürsten und Regierungen geben soll."

(Schluß folgt.)

Die Feier der Festtage in Westphalen.

(Schluß.)

Von den zwischen Ostern und Pfingsten fallenden Festtagen erinnern noch lebhaft an das Alterthum der erste Mai, der zehnte Mai („aulen Maibag") und der Himmelfahrtstag. In der Morgenfrühe des ersten Maitags hat das Wasser wiederum eine besondere Kraft, indem der Thau des Grases Schönheit verleiht, und besonders zur Vertreibung der Sommersprossen und Warzen angewendet wird. Dreimal, heißt es, müsse man sich vor Sonnenaufgang mit diesem Thau schweigend bestreichen und sich dann, ohne einen Laut hören zu lassen, wieder in das Haus begeben. Der „aule Maibag" ist mir bisher mysteriös geblieben, doch vermag ich zu behaupten, daß derselbe mit der Pflege des Viehes innig verwachsen seyn muß. Wohlhabende Leute schicken deßhalb erst an diesem Tage ihr Vieh auf die Weide. Am Himmelfahrtstage herrscht zu Münster der Gebrauch, daß man ein großes hölzernes Kreuz mit einer eisernen Kette auf den Apostelgang zieht. Die Bauern aus der Umgegend sind dann versammelt und pflegen zu zählen, wie oft das Kreuz bei diesem Heraufziehen knackt; denn gerade so viele Thaler kostet für das Jahr das Malter Korn.

Das Pfingstfest bringt wieder Pfannkuchen und Semmel und Milch. Allgemein gebräuchlich, obwohl, wie natürlich, von der Polizei verpönt, ist das Pflanzen des Maibaums. In der Nacht vor Pfingsten ziehen die Burschen in den Wald, und nun gilt es, wer für

das Mädchen seines Herzens die längste und schönste Birke zu finden und zu behaupten weiß. Denn daß zwei Burschen schon einige Wochen vorher im Stillen denselben Baum erkoren haben und nun in Streit und Prügelei gerathen, ist eben nicht selten. Die Bäume werden hinter den Kammern der Mädchen aufgepflanzt, und die Burschen können dann bei nächster Gelegenheit auf Kosten der Mädchen den „Maibaum vertrinken.“ In der Regel knüpft sich an dieses „Maibaum vertrinken“ Musik und Tanz. Hat eine Schöne irgend einen Burschen des Dorfes schnöde abgewiesen und bis dahin keinen neuen Liebhaber gefunden, oder wenigstens keinen, der sich ihrer annähme, so erhält sie einen trockenen Baum, oder doch keine Birke. Und dann wird sie sicher noch vor Anbruch des Tages, wenn sie anders von der Natur mit einiger Klugheit begabt ist, aufstehen und den Schandbaum hinter ihrem Fenster forttragen. Kann der Bursche aber noch Zeit genug gewinnen, ihn unbemerkt zum zweitenmale aufzupflanzen, so daß er am Morgen von den Leuten bemerkt wird, so ist die böse Absicht erreicht, die Schande offenbar. Hat dagegen der Bursche sein Mädchen besonders lieb, so hält er auch wohl bei dem Baume bis zum Anbruche des Morgens Wache, damit derselbe nicht von andern entwendet und hinter das Kammerfenster eines andern Mädchens gepflanzt werde. Dieses Rauben geht oft so weit, daß ein Dorf sich gegen das andere verschwört, um am frühen Morgen sämmtliche Bäume desselben zu stehlen. Ist man nun in dem Dorfe, gegen welches sich diese Verschwörung richtet, sorglos genug gewesen, daß man sich etwa schon um drei Uhr Morgens zu Bette gelegt und dadurch die Ausführung jenes feindlichen Anschlags möglich gemacht hat, so ist am Tage die Bestürzung allgemein. Die Jungen haben keinen Maibaum zu vertrinken, können sich nicht ergötzen an Tanz und Musik, und erhalten noch obendrein den Hohn und das Schmollen des schönen Geschlechts in den Kauf. Am folgenden Sonnabend braucht wenigstens Keiner sich Hoffnung darauf zu machen, daß er von seiner Herzensgebieterin Einlaß erhält.

An dieses Maibaumpflanzen schließe ich noch die Bemerkung, daß ich in einer alten Schrift aus dem vorigen Jahrhundert irgendwo gelesen habe, daß in früherer Zeit Maibäume auch in der Mitte des Dorfes oder eines nahen Feldes aufgepflanzt worden seyen, um schon am Abend vor Pfingsten als Versammlungsort für die Bewohner eines oder mehrerer Dörfer zu dienen. Sodann erwähne ich noch einen tecklenburgischen Gebrauch. Es treiben dort nämlich am Pfingstnachmittage die Knaben mit Knitteln bewaffnet einen Jungen vor sich her, welcher über und über mit grünen Maienreisern und mit Ginster bedeckt ist, und deßhalb geführt werden muß. Auf dem Kopfe trägt er eine große Blumenkrone. Während ein sie begleitender Mann von Zeit zu Zeit Gaben in Empfang nimmt, singen die Knaben:

Pfingster-Blome (Pfingstblume),
Fiule Suge (faule Sau),
Harst du ehr upstaun (aufgestanden),
Harr't diu (die) kein Leid antaun (angethan)!

Ich schließe die bisherige Gruppe der Feste mit der Bemerkung, daß das nun folgende Erntefest auf keinen bestimmten Tag fällt und sich also geeigneter mit denjenigen Festlichkeiten zusammenstellen läßt, die nicht an den regelmäßigen Gang der Natur gebunden sind. Ich werde dasselbe deßhalb in eine zweite Gruppe bringen, falls mir die Redaktion dazu ihre Spalten zu öffnen geneigt ist. Die Hochzeiten Westphalens zu schildern, dürfte nach Immermann wohl eine undankbare Arbeit seyn, wohl aber möchten die Leichenbegängnisse, Haushebungen u. A. das Interesse der Leser in Anspruch nehmen. Der Johannistag, den ich übergangen habe, sieht in Westphalen accurat so aus wie jeder andere Tag.

A. Boegekamp.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Februar.

Theater. — Die Krönung Goethe's von Becht.

Hier wurde vor Kurzem zum erstenmal aufgeführt: „die Republikaner,“ historisches Drama von J. Fröbel. — Erschreck nicht vor dem Titel, geehrter Leser; von einem wüthenden Guillotinenstück ist hier gar nicht die Rede, überhaupt nicht von modernen Verhältnissen, vielmehr nur von einigen Ereignissen, durch welche im Jahr 1519 die republikanische Partei in Genf die Oberhand behielt. Wir wollen damit keineswegs verhehlen, daß das ganze Stück den Geist der Freiheit athmet, aber einen

so ruhigen, männlichen, würdevollen, daß wir meinen, sogar ein absoluter Fürst, wenn er nur gerecht ist, könne denselben ohne Grauen in seiner Nähe dulden, während freilich ein ungerechter Tyrann gerade diesen männlichen Freiheitsgeist mehr fürchten muß, als irgend welches revolutionäre Strohfeuer. So viel über die Tendenz, die uns, wir müssen es gestehen, in ihrer naiven Reinheit außerordentlich angesprochen hat. Leider können wir den künstlerischen Werth des Drama's nicht so hoch stellen. Es fehlt demselben jener poetische Reiz und die organische Lebensgestaltung, durch welche die Kunstwerke der Meister uns zu freudiger Hingebung zwingen. Nach Tieck soll das Gedicht der Wahrheit ernstes Angesicht zur Schönheit verklären. Diese sinnlich verkörpernde und zur Schönheit verklärende Dichtermacht vermissen wir in dem vorliegenden Werke; es grüßt uns aber aus demselben edle Humanität und ungeschminkte Wahrheitsliebe. Durch die Scenerie, durch manche der Naturumgebung entnommene Bilder, durch den im Ganzen glücklich wiedergegebenen Landschaftsduft des Genfer See's wurden wir doch auch sinnlich angesprochen, und wir meinen demnach, daß besonders auf schweizerischen Bühnen das Stück viel Glück machen müsse, auf andern wohl nur da, wo das Publikum nicht in Opposition mit der republikanischen Tendenz des ganzen Stoffes steht. — Noch ein anderes Kunstwerk hat hier unser Interesse vor Kurzem in hohem Grade angeregt, Pechts Oelgemälde: „die Krönung Goethe's im Parke von Tieffurth nach Aufführung der Iphigenie," ein Sommernachtstraum, könnte man hinzusetzen, wenn man durch ein Beiwort den Charakter dieses Bildes schmeichlerisch andeuten wollte. Und doch finden wir in demselben historische Wirklichkeit, belebt durch treue und sehr charakteristische Porträts jener Menschen, die Weimar damals zu dem poetischen Mittelpunkte der Welt machten; zugleich aber eine so glücklich concentrirte Handlung und Stimmung des Ganzen, eine so poetische Durchdringung von sommermondnächtigem Festfeierglanz, daß wir jenes Beiwort nicht fallen lassen mögen, wenn es auch fast vermessen an Shakespeare erinnern sollte. Das große allgemeine Interesse des Publikums für dieses Bild spricht für seinen Werth, der uns auch in technischer Beziehung sehr bedeutend erschien. Nur Korona Schröter, die krönende Muse, hätte, wie wir meinen, des Schleierflitterstaats entbehren können, wenn auch das Kostüm, welches der Künstler ihr gegeben, allerdings durch die Sitte jener Zeit entschuldigt und gerechtfertigt wird.

London, Februar.

(Schluß.)

Das deutsche Hospital. — Deutsche und deutsche Literatur in England. — Musik.

Herr Sieveking steht dem Ritter Bunsen bei solchen Gelegenheiten treulich bei, und hat das Hospital, wenn auch nie mit Geld, doch mit Worten treulich unterstüzt. Die Engländer haben sich nicht wenig über diese öffentlichen Zänkereien der Deutschen lustig gemacht. Sie sind in ihrer Meinung dadurch eben nicht gestiegen, daß sie sich da, wo es einen wohlthätigen Zweck galt, zu Persönlichkeiten herabließen. — Ein neuer Arzt ist noch nicht gewählt und es werden sich auch wohl wenig Kandidaten dazu melden, da die Sache nichts einbringt, womit unsern jungen Deutschen im Ausland unmöglich gedient seyn kann. Uebrigens soll die Lust der jungen Aerzte, sich nach London überzusiedeln, mit jedem Jahre wachsen. Gibt es denn der Kranken so wenig in der Heimath? Und glauben sie hier ein Eldorado von Körperleiden zu finden, an denen sie nach Lust ihre Kunst probiren können? Nichts von dem! Wenn sie nur einmal sehen könnten, welche Zeit, welche Noth, welche Ausdauer und welcher Kampf erforderlich ist, um hier seinen Weg zu machen, so würden sie für immer von einem solchen Versuche abstehen, und zu ihrem Heil. Ein bedeutendes Kapital, um anständig leben zu können, Einfluß und Geschick — damit kann sich Jemand in etwa acht Jahren eine Existenz gründen; ohne diese Mittel wird er es nie zu etwas Erklecklichem bringen. Das ist aber tauben Ohren gepredigt, und die Herren, die die Wahrheit des hier Gesagten an sich selbst erfahren, wollen aus falscher Schaam kein warnendes Beispiel abgeben; darum nenne ich auch keine Namen, obgleich sich Thatsachen der Art genug aus jedem Jahr und jedem Monat als Belege aufführen ließen.

Man hat jezt eine Sammlung für Edgar Bauer in Vorschlag gebracht. Ich untersuche nicht, ob dieß an sich vernünftig ist; ich frage nur: wer kennt hier Edgar Bauer? Unter den 90,000 Deutschen, die hier leben sollen, sind unglaublich wenige patriotisch genug gesinnt, um an den Vorgängen in der Heimath Theil zu nehmen und die Literatur des Tages zu verfolgen. Man könnte also eben so gut für einen Mann im Monde sammeln. — Wie sonderbar erscheint es einem Bewohner Londons, der täglich die Karrikaturen von der Königin und ihren ersten Staatsdienern erblickt, und das ganze Thun und Treiben derselben besprochen sieht, wenn er hört, daß „Ilius Pamphilius" verboten und daß ein Roman von der Mühlbach von der Polizei mit Beschlag belegt worden ist. Auf welchen Füßen, so fragt sich der Engländer, muß eine Regierung stehen, die kein Weibergeschwäz aushalten kann! England begreift das nicht. Während so viel über die Emancipation der Frauen geschrieben wird, daß man glauben sollte, sie schmachteten auf dem Festlande in den härtesten Fesseln, wird es ruchbar, daß sie dem Staate gefährlich werden. Nun wird man hoffentlich bald von weiblichen Verbannten und Flüchtlingen hören, die eine neue Art von „Lions" für eine englische Saison liefern können. Das wäre so übel nicht; man braucht etwas der Art, denn Freiligrath ist bereits aus der Mode und wird auch wahrscheinlich England bald verlassen, und ein anderes fremdes Gestirn befindet sich jezt nicht hier. Fanny Lewald wird erwartet; so eben ist eine Uebersezung ihres „italienischen Bilderbuchs" unter dem Titel: »The Italians at home, by the author of Diogena,« im Druck. — Henry Bohn gibt eine dritte Uebersezung von Goethe's „Dichtung und Wahrheit" heraus, die die beiden früher erschienenen überbieten soll, aber auch keineswegs ein Meisterstück zu nennen ist. Es gibt hier so wenig gute Uebersezer, daß der Buchhändler seine Noth hat, wenn er ein klassisches Werk übertragen haben will. „Die Räuber" sollen jezt erscheinen; das scheint aber eine Leistung, der kein Talent hier gewachsen ist, so mittelmäßig erweist sich die Arbeit derjenigen, die das Beste gethan zu haben vermeinen.

Oper und Concerte haben so eben ihren Anfang genommen. Lindsay Sloper gab am 17. Februar seine erste Soirée, die sehr besucht war, obgleich sein Programm noch keine Jahresneuigkeiten aufwies. Dieser junge Pianist, der jezt eben seine zweite Saison beginnt, hat ein sehr schönes Talent und spielt mit ausgezeichnetem Geschmack. Er trug unter anderm ein Quartett von Mendelssohn vor, worin Hausmann ihn auf dem Violoncell begleitete, und das den rauschendsten Beifall fand. Miß Dolby sang einige hübsche Arien, unter andern einen Gesang an den Frühling, componirt von Klingemann, dem Sekretär der hannoverschen Gesandtschaft, der an Frische und Lieblichkeit alles übertraf und dem Freunde Mendelssohns Ehre macht.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 57. Dienstag den 7. März 1848.

Ein jeder treib' es wie er kann;
Ein kleiner Mann ist auch ein Mann!
Goethe.

Heinrich Haug zum Salmen.

Eine Badener Erinnerung.

Um die Berühmtheit ist's doch ein wunderlich eigenthümliches Ding. Oft ist ein „dunkler Ehrenmann" von der großen Welt besser gekannt, als der berühmteste, welche Bemerkung sich uns nirgends so aufdrängt wie zu Baden, vermuthlich darum, weil das Leben dort ein öffentliches ist und sich um einen gemeinsamen Wendepunkt dreht. Ich habe in Baden die berühmtesten Leute gesehen, und nur ein kleiner Kreis merkte auf ihre Anwesenheit. Ihr begreift wohl, daß ich hier unter den Berühmten nicht die Kunstfertigen mitverstehe; wer hoch auf gespanntem Seile tanzt, wer mit einem Fuß auf flüchtigem Rosse steht, statt im Sattel zu sitzen, wer mit der holdseligen Tonkunst unerhörtes Gaukelspiel treibt, den kennen freilich die Gaffer und Lungerer allesammt. Als Tieck zu Baden verweilte, wußte die große Welt nichts davon. Kaum daß ein Franzos zum andern einmal sagte: „Dieser Herr ist ein deutscher Dichter und hat das rothe Band vom König der Franzosen, wie man versichert." — Das rothe Band im Knopfloch bedeutet nämlich zu Baden sonst ganz einfach einen Franzosen, etwa wie der gelbe Handschuh das allgemeine Abzeichen des Stutzers ist; so läßt sich denn schon etwas Besonderes darin finden, wenn ein Deutscher das Bändchen führt. Von einem Engländer wär's noch auffallender, aber der wunderliche Kauz trägt kein Ordenszeichen, auch wenn er zehnmal das Recht dazu hätte.

Die glänzende Gesellschaft des nächsten Sommers wird kein Wort davon erfahren, daß in Baden ein bedeutender Mann, der Arzt Pitschaft, gestorben ist; aber Fürsten, Grafen und Herren aus allen Richtungen der Windrose werden den Abgang Haugs mit großem Bedauern bemerken.

Wer ist der Krautjunker, der hier zu fragen wagt: „Von wem sprecht ihr?" — Heinrich Haug ist ein europäischer Name. Die Einheimischen pflegten den Mann nur den Salmenwirth zu nennen, obschon er seit etlichen Jahren schon seinen Gasthof verkauft hatte und Speisewirth im Gesellschaftshaus war. Der alte Salm, nach der volksthümlichen Redeweise: „Salmen," ist früher der vornehmste Gasthof von Baden gewesen, eine Herberge der schönen Welt. Max Joseph, der gute König, hat oft an seiner Gasttafel zu Mittag gegessen und beim Aufstehen nicht verschmäht, einiges Zuckerwerk oder Obst vom Nachtisch in die Tasche zu stecken, um die kleinen Mädchen auf der Gasse damit zu erfreuen. Damals war Baden noch in den Tölpeljahren; jezt ist es eine Berühmtheit auf dem Rückzug, welche die stolzen Hoffnungen ihrer Frühlingstage längst erfüllt hinter sich liegen hat. Im Salmen hatten auch die Jäger ihr Lager aufgeschlagen. Der Wirth war ein Jünger des edlen Waidwerks und besaß als Pächter umfangreiche Jagdbezirke. Im Spätsommer gab's Feldhühner und junge Fasanen zu schießen, dann kamen die Treibjagden. Zwischen Lichtmeß und der Schnepfenzeit mußte noch mancher Rehbock sein Leben vor den Laufhunden lassen. Zum Beschluß hieß es: „Oculi, da kommen sie; Lätare, das ist das Wahre; Judica, sind auch noch da; Palmarum, tralarum." Hernach gab's Ruhe bis zur nächsten Jagdzeit, aber Ruhe mit Maß und Ziel. Die jungen Füchse mußten aus dem

Bau gegraben seyn; um Johannis durfte schon hie und da ein Viertelshaſ' oder ein halber auf die Tafel kommen, und den Rehbock auf dem Anstand zu schießen war vollends in der Ordnung. Ohnehin begehrten die Leckermäuler der Großstädte nach Wildpret, wie geehrte Gäste nach einem kleinen Jagdvergnügen, so gut es außer der Zeit eben zu haben war.

Ich habe den Salmen von ehemals noch gut gekannt. Unter der breiten Einfahrt prangten ein paar stattliche Hirschgeweihe, woran gewöhnlich irgend ein Stück Wildpret hing, oder doch ein gespreizter Balg. Dort drängten sich Knechte und Mägde, wenn nach einer Treibjagd Abends der Leiterwagen mit den Hasen aukam; gewöhnlich war der Vorrath schon erschöpft, bevor die Pferde nur den Stall erreicht hatten, und mancher Dienstbote mußte erst noch mit leeren Händen zu seiner Herrschaft zurückkehren. Auch an andern Winterabenden gab's Gedräng' unter dem Thorweg, im Hof, in der Hoflaube und im Saal drinnen. Wurden im Salmen nicht die Kuhschwänze und die Maskenbälle abgehalten? Kuhschwanz heißt zu Baden ein Tanzvergnügen, wobei die Leute nicht vornehmer thun, als ihnen von rechtswegen zukommt.

Der Salmenwirth war eine eigenthümliche Erscheinung, dem Aeußern nach wie in Denkart und Benehmen. Ein kleiner schmächtiger Mann von vorgebeugter Haltung und sehr großem Kopf, so daß es schien, als ob die Schwere des Hauptes an der schlechten Haltung des Körpers Schuld sey; langes schmales Gesicht mit großer Nase und langer Oberlefze; schwarze klug blickende Augen unter breiten Deckeln; spärliches schwarzes Haar, dessen Mangel zuweilen eine Perrücke ergänzte. Saß diese Gestalt zu Pferd, so glich sie vollends einem Häufchen Unglück, namentlich wenn ein Helm das gebeugte Haupt noch niederdrücken half und ein Säbel an der Hüfte klirrte, wie es sich zuweilen traf; Haug war ja Oberstwachtmeister — über die drei Dutzend Mann der berittenen Bürgerwehr. Mit der Zeit hätte er's um so leichter noch bis zum Obersten bringen können, da ja Niemand vor ihm war, auf dessen Abgang er hätte warten müssen, um in die Beförderung einzurücken. — So wenig einnehmend das Aeußere erschien, dennoch erfreute sich Haug großer Beliebtheit. Er besaß bei aller Unzulänglichkeit der Bildung einen natürlich gesunden Verstand und keden Mutterwitz, gepaart mit einem Freimuth von seltener Rücksichtslosigkeit. Wenn er seiner Zunge den Zügel schießen ließ, und das that er gewöhnlich, so galt's ihm gleich, wer zuhörte, ob Kaiser oder Bettelmann. Tausend andere haben sich mit viel weniger schon, als er tagtäglich sagte, für Lebenszeit „das Maul verbrannt;" doch er gehörte zu den Auserwählten, die einen Freibrief zu besitzen scheinen, daß ihnen Niemand etwas verübeln darf. Die Stadt Baden hat den Einsichten Haugs manche wichtige Maßregel zu verdanken, die er ohne seine derbe Weise gegen die stumpfsinnige Engherzigkeit des Pfahlbürgerthums nimmermehr durchgesezt hätte. Nicht minder hat sein Freimuth hochgestellten Männern gegenüber manche glückliche Wendung herbeigeführt, von welcher sonst niemals die Rede gewesen wäre. Dabei verstand er, was seines Amtes war, aus dem Grund. Für Feinschmecker wußte er zu sorgen, wie die Mutter für ihr Lieblingskind. In der Anordnung eines Schmauses suchte er vergeblich seinen Meister. Doch mußte es ihm der Mühe werth scheinen, denn sonst überließ er gern, namentlich in den lezten Jahren, die Geschäfte den dienstbaren Geistern. Mannigfache Klagen über die Speisewirthschaft und die Kaffeeschenke bewiesen, daß er sich oft gar zu viel auf seine Untergebenen verließ.

Der Gesinnung nach war Haug ein eingefleischter Badener. Das Wohl und Wehe seiner Vaterstadt lag ihm wahrhaft am Herzen, und er hätte unbedenklich das ganze Großherzogthum der Stadt geopfert; er stand mithin schon viel höher als der gewöhnliche Spießbürger, der nur sich selber bedenkt. In Rücksicht auf seine Gesinnung ist ihm wohlgeschehen, daß er sein Haupt zur Ruhe legen durfte, bevor er zusammenstürzen sehen mußte, was vor seinen Blicken aufgewachsen war. Er war es, der eines Tages zu einem hohen Herrn sprach: „Nehmen Sie uns die warmen Quellen, doch lassen Sie uns die Bank." — Die Quellen sprudeln indessen fort, gottlob! doch die Bank scheint dem Sturze nah. Wie einst Cato im römischen Senat mit seinem stets wiederholten Sprüchlein, so kann bei uns der Freiherr von Andlaw endlich noch durchdringen. Was der selige Haug neuerdings zu solchen Aussichten sprach, hab' ich nicht vernommen, doch ist's so gut, als hätt' ich's gehört. — „O ihr heillosen † † †, was meint ihr denn?" wird er ungefähr gerufen haben. „Die haben gut schwatzen, daß Baden nicht zu Grunde gehen kann. Die Häuser trägt freilich Niemand weg, doch was werden sie werth seyn? Laßt nur einmal eine halbe aufkündigen von den Millionen, die auf unsern Grundstücken stehen, nur eine halbe, sag' ich. Merkt ihr was? Der eine Schlag wird alle Häuser in der ganzen Stadt entwerthen, für so lang wenigstens, bis die Sach' ihren ordentlichen Verlauf genommen hat. Auch die Badfremden werden nicht ganz wegbleiben und ihrer sogar noch viele kommen, schon wegen der wohlfeilen Wohnungen. Wenn ich über's Jahr für zehntausend Gulden ein Haus kaufe, das vor'm Jahr hunderttausend werth war, so kann ich dem Fremden eine Wohnung für soviel Gulden lassen, als er sonst

Napoleons dafür zahlte. Die frisch eingetretenen Besitzer mögen recht gut dabei bestehen, aber wir? Heut die Bank aufgehoben, morgen die Gelder aufgekündigt, und über's Jahr unter unsern sechshundert Hausbesitzern dreihundert Lumpen, zweihundert verzweifelte Leute und fünfzig die wackeln."

Schlaf wohl, ehrlicher Salmenwirth! Wir haben manche wackere Jagd mitsammen durchgemacht, manchen guten Bissen in deinem Haus gegessen, manchen vortrefflichen Tropfen getrunken. Ich soll dich also nicht mehr unter den Säulen des Rauchganges schelten und lachen hören mit deiner gellenden Stimme? Ihrer viele werden gleich mir den gutmüthigen Polterer mit der losen Zunge und dem redlichen Herzen schmerzlich vermissen und zugeben, daß auch auf ihn Atta Trolls Grabschrift paßt: „Kein Talent, doch ein Charakter."

Ueber Ritterthum und Soldatenthum.

(Schluß.)

„Noch Eins!" nahm der Rechtsgelehrte wieder das Wort. „Ich glaube die Bestimmung der stehenden, der zuverlässigen Heere ist für den Schutz und die Erhaltung der Civilisation nie wichtiger, für die Humanität nie beruhigender, also im ächten Sinn nie ritterlicher gewesen, als gerade in diesem Augenblick, wo in Europa die rohesten und gefährlichsten Elemente wild unter einander gähren und nach Herrschaft streben. Was würde aus Eigenthum, Ordnung, Sicherheit, Recht und Sitte, was aus allen Bedingungen des Familien- und Bürgerlebens, was würde aus unsern Frauen und Kindern werden, wenn jene lüsternen Dämonen losgelassen würden und ihr Gemeinwesen aufstellten! Der Verfasser unseres Aufsatzes kann nicht ernstlich meinen, daß sich unsere stehenden Armeen dem Wesen der National- oder Bürgergarden nähern sollen. Diese würden auch mit dem besten und redlichsten Willen jene Gefahr nicht lange abhalten, oder wenn sie ausbräche, nicht schnell und energisch unterdrücken können. Immer — und dieß liegt in der Natur — kann nur für kurze Zeit strenger Dienst von ihnen verlangt werden; schon nach einigen Wochen wird ihnen das ernste Waffenleben zur Last und sie sehnen sich nach ihrem bürgerlichen Geschäft oder nach dem Behagen des Hauses zurück. Dazu sind gründliche Studien der Kriegswissenschaften, Uebung und Erfahrung in allem Technischen des Waffenhandwerks von ihnen nicht zu verlangen. Und gibt es nicht Fälle, wo National- und Bürgergarden gegen große, von Oben und Unten durch Geld und andere Reizmittel aufgeregte Massen ihrer Mitbürger auf die Länge nicht Stand halten können, wenn sie auch wollen, wenn sie auch die Aufregung nicht theilen? So ist es jezt in der Lombardei. Was würde dort eine guardia civica helfen und verhüten können? Sie wäre, wenn nicht verloren, wenigstens vom Adel, von seinen Dienern und vom Proletariat geächtet und verfehmt, wenn sie sich einer Volksbewegung anders als einen Augenblick zum Schein widersetzen wollte. Es kann also unmöglich des Verfassers ernstliche Meinung seyn, daß die stehenden Armeen sich in eine Art vom Volkswind und Wetter abhängiger Nationalgarde umwandeln sollen."

„Bedenkt noch Eines, ihr Herren!" schloß der Obristlieutenant, „bedenkt, daß die Stellung der stehenden Heere nie schwieriger, peinlicher und entmuthigender für sie selbst gewesen ist, als gerade jezt. Täglich müssen wir den direkten oder indirekten Hohn derjenigen tragen, die gute Ursache haben uns wegzuwünschen oder uns Soldatenthum und Dienst ganz zu verleiden. Es ist ein bisher in der Geschichte unerhörtes Märtyrerthum, was die österreichische Armee jezt in der Lombardei zu ertragen hat. Schimpfworte, Spott, Drohungen, Beleidigungen aller Art erwarten die Leute und die Offiziere auf allen Schritten, manchmal selbst Faustschläge und Dolchstiche. Rechnen Sie die mühsam erzwungene Zurückhaltung dieser braven Truppen für Nichts? Bei keiner Nationalgarde der Welt wäre solche Disciplin möglich. Was würde Oesterreich mit all seinem verbrieften Recht, mit all seinen Ansprüchen auf den Dank des unter seinem Adler blühend gewordenen Landes dort vermögen ohne eine große stehende, kampfbereite Armee? Aber nicht bloß in Italien ist es so, auch in Deutschland. Sollen Oesterreich, Preußen und der deutsche Bund inmitten der großen eroberungslustigen und kriegsgeübten Staaten im Westen und Nordosten sich mit National- und Bürgergarden ohne genügende taktische und strategische Kenntnisse, ohne gutes Geschütz, ohne geübte Reiterei, mit Haufen ohne genaue Kenntniß des Dienstes, ohne Disciplin begnügen? Und dieß in einem Augenblick, wo Deutschland, wie Europa überhaupt, auf vulkanischem Boden steht, wo alle Staaten und Regierungen, wo Eigenthum, Ordnung, Recht und Sitte mehr als je einen sichern, festen Arm brauchen, um sie, nicht gegen freie würdige Geistesbewegung und heilbringende Institutionen, sondern gegen förmlichen Umsturz zu schützen. Aber selbst für Frankreich scheinen mir Vigny's Wünsche unzeitig, unpassend und ungerecht. Seit des algierschen Deys herausfordernden Beleidigungen brauchte Frankreich ein Heer, um Algerien, das allen Europäern so gefährliche Seeräubernest, in einem wirklich ritterlichen, an Ludwig IX. erinnernden Krieg zu er-

obern und zu sichern, und zwar mit unsäglichen Anstrengungen und manchmal nicht ohne Grausamkeit. Ja, dieses herrliche Land, von dem mit der Zeit europäische Kultur in das Innere Afrika's dringen kann, wäre auch jezt bei den englischen und türkischen Gelüsten Frankreich noch nicht gewiß, und würde bald in seinen ehemaligen, den Küstenländern des Mittelmeers gefährlichen Zustand zurückfallen, wenn dort nicht noch geraume Zeit eine bedeutende französische Armee die Hauptpunkte, Zugänge und festen Stellungen inne behielte und auf der Hut wäre. Vigny würde sich wahrscheinlich nicht in so unbedingter Allgemeinheit in seinem Tadel, wie in seinen Hoffnungen geäußert haben, wenn er den jetzigen Geist, das Leben und die ganze Haltung unserer deutschen Heere kennte. Ich meine, auf solche Krieger paßt nicht sein »pauvre glorieux, victime et bourreau, bouc émissaire, martyr féroce et humble tout ensemble.«

Korrespondenz-Nachrichten.

Schleswig-Holstein, Februar.

Der Thronwechsel und die Reichsverfassung.

Der so rasch und unerwartet erfolgte Thronwechsel und die verkündigte Reichsverfassung haben unser hiesiges Stillleben, in das wir als gute Unterthanen versunken waren, gar sehr beeinträchtigt, ja fast zu einer ferneren Unmöglichkeit gemacht, obgleich der über die hiesige politische Presse ausgesprochene Bann noch fortdauert und selbst das Verbot der öffentlichen Versammlungen noch nicht wieder zurückgenommen ist, was denn Alles eine ganz erbauliche Einleitung zu der verheißenen Konstitution abgibt, von der man denn freilich selbst in freiheitlicher Hinsicht nicht recht weiß, weß Geistes Kind sie eigentlich seyn wird. Die hiesigen Abgeordneten haben bekanntlich in ihrer jüngsten Zusammenkunft zu Kiel nach heftigem Meinungsstreit einstimmig beschlossen, zu wählen und hinzugehen, jedoch das Erstere nur unter Vorbehalt und das Leztere nur, um eine feierliche Verwahrung gegen die Grundlage des ganzen Verfassungsentwurfs Angesichts des Throns und des dänischen Volks einzulegen, und dieß möchte auch wohl besser seyn, als gar nicht zu wählen und nicht hinzugehen, da bei einem derartigen bloß leidenden Widerstande nicht viel herauszukommen pflegt und derselbe leicht üble Folgen nach sich ziehen könnte. Es versteht sich aber freilich, daß man den gefaßten Entschluß der Stände nur billigen kann, wenn sie wirklich kräftig und entschieden in Kopenhagen auftreten und ihrem Protest treu bleiben, obgleich die großen Schwierigkeiten und selbst Gefahren, die ein solches Auftreten in der dänischen Königsstadt und in der Mitte einer fanatisch dänischen Bevölkerung hat, keinen Augenblick verkannt werden dürfen. Wir schreiben 1848 und nicht 1660, sonst könnte man nicht einmal wissen, ob der gegenwärtige Bürgermeister von Kopenhagen Allgreen-Ussing nicht große Lust in sich verspüren würde, dieselbe Rolle den hiesigen Ständen gegenüber zu spielen, die im Jahr 1660 der Kopenhagener Bürgermeister Hans Nanne den dänischen gegenüber spielte, die er mit Hülfe der Kopenhagener Bürgerschaft bekanntlich so lange einsperrte und bedrohte, bis sie dem König und ihm in allen Dingen zu Willen waren. Uebrigens ist ein großer Theil der Dänen fast ebenso unzufrieden mit der beabsichtigten Reichsverfassung, wie die hiesige deutsche Bevölkerung. Das junge, warme patriotisch gesinnte Dänemark fürchtet bei dieser Reichsverfassung für die Reinheit und Unverleztheit des Dänenthums, es fürchtet bei dieser Vermischung und den dadurch gestärkten deutschen Einflüssen die Verdeutschung Dänemarks und die Gefährdung seiner Sprache und Nationalität, und selbst die norwegische Staatszeitung stimmt in diesen Ton ein und prophezeit den Untergang des Dänenthums, und daß Dänemark für Skandinavien verloren seyn werde, da es den Einflüssen des mächtigen Deutschthums bei einer solchen Verfassung und solcher Gemeinschaft unmöglich auf die Länge widerstehen könne. Die genannte dänische Partei ist die mächtige Partei der Eiderdänen, die ein Dänemark bis zur Eider, aber keineswegs bis zur Elbe will, und sich systematisch gegen alles, was deutsch ist, abzusperren pflegt. Also Unzufriedenheit dort und hier. Wie sollte da dieser Verfassungsentwurf jemals eine Wahrheit werden können? Die Regierung hat sich durch ihr unpraktisches Schwärmen für einen dänischen Gesammtstaat um jeden Preis in eine sehr unerquickliche Stellung versezt, und es litte daher wohl keinen Zweifel, daß sie den Herzogthümern einige Zugeständnisse machen würde, könnte sie das nur ihrer fanatisirten dänischen Unterthanen wegen. Das ist das unheilvolle Vermächtniß, das Christian VIII. seinem Nachfolger auf dem Todbette hinterlassen hat, und Gott mag wissen, wie diese Wirren und Irren sich noch lösen werden. — Ueber die Persönlichkeit des neuen Monarchen war man Anfangs sehr im Dunkeln. Soviel man indeß jezt schon wissen und vermuthen kann, dürften die darüber gehegten ausschweifenden Hoffnungen und Befürchtungen auf gleiche Weise irrig gewesen seyn, wenn es auch fast scheinen möchte, daß das Land bei diesem Thronwechsel im Grunde mehr gewonnen als verloren habe. Am jetzigen Monarchen möchte allerdings gleichfalls jeder Zoll ein Däne seyn, und in dieser Beziehung dürften daher die Herzogthümer sich keine großen Hoffnungen zu machen haben, aber dagegen wird die Sparsamkeit, Genügsamkeit, Geradheit und Bürgerfreundlichkeit des neuen Königs vielfach gelobt, sowie er denn auch schon durch seine Neigung zu einem sorgenfreieren und ungezwungeneren Leben freiheitlichen Entwicklungen nicht eben abhold, und durchaus nicht sehr eifersüchtig auf die Bewahrung seiner Alleinherrschaft seyn soll, wovon auch der von ihm erlassene Verfassungsentwurf einen hinreichenden Beweis liefert; denn so ungenügend auch immerhin die in dieser Reichsverfassung enthaltenen konstitutionellen Güter seyn mögen, so brechen sie doch die unumschränkte Alleinherrschaft des Königs und werfen mittelbar das früher für ganz unnahbar gehaltene dänische Königsgesetz über den Haufen, weßhalb denn die hiesigen Absolutisten darob sehr bedenklich das Haupt schütteln und dabei die Meinung aussprechen, daß die Nachfolger im Regiment nicht rechtlich an die einzuführende Verfassung gebunden seyn würden, indem der König nicht einseitig das dänische Staatsgrundgesetz aufheben könne.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 58. Mittwoch den 8. März 1848.

— Das Meer,
Es soll das Becken eurer Taufe seyn,
Drin wascht euch von der alten Erbsünd' rein!
Knüpft auf den alten Hochmuth an den Mast!
Den alten Knechtsinn rasch kielholen laßt!

A. Grün.

Lieder aus Wisconsin.

(Aus einem größern Cyklus.)

1.

Schwellende Segel, brausende Winde,
Flügelt mich über das Meer in Hast,
Daß ich, daß ich die Stätte finde
Heiß ersehneter Wanderrast!

Tags im Wachen und Nachts im Träumen
Grüßt mein Auge der Wiesen Pracht,
Staunt empor an den ewigen Bäumen
Tief in des Urwalds Dämmernacht.

Nachts im Träumen und Tags im Wachen
Füllt mein Ohr Kataraktenschall,
Stürzender Stämme ächzend Krachen
Und der dröhnenden Aexte Hall.

Daß ich, daß ich die Stätte finde
Heiß ersehneter Wanderrast,
Schwellende Segel, brausende Winde,
Flügelt mich über das Meer in Hast!

2.

O wie wird mir so frisch, so frei!
Meer, du machst mich trunken!
All mein Leid, bedünkt mich, sey
Dir im Schooße versunken.

Ewiges Meer, wie dank ich's dir,
Daß du so rauh mich geschüttelt!
Gram und Trübsal hast du mir
Aus der Seele gerüttelt.

Ja, den ältesten Sauerteig
Löstten deine Gewalten:
Weichen mußt' er, dem Staube gleich
In meines Mantels Falten.

All mein Leid, bedünkt mich, sey
Dir im Schooße versunken:
O, wie wird mir so frisch, so frei!
Meer, du machst mich trunken!

3.

Urwaldsboden, laß dich grüßen,
Grüßen am Missouristrand!
Thut die Schuh von euren Füßen,
Denn dieß ist ein heilig Land.

Unentweiht ist noch die Erde,
Wie sie Gottes Hand erschuf;
Seit dem ersten Ruf: „es werde!"
Tönte hier kein zweiter Ruf.

Der Verderbniß dumpfer Brodem
Drang noch nicht in dieß Revier;
Nur der reine Gottesodem
Säuselt, weht und brauset hier.

Thut die Schuh von euren Füßen,
Denn dieß ist ein heilig Land!
Urwaldsboden, laß dich grüßen,
Grüßen am Missouristrand!

4.

Auf solchem Boden ein Ackerer seyn,
O Freud, o Lust, o Segen!
Da muß fürwahr das Korn gedeihn,
Das hoffend wir niederlegen.

Da ruht der schlafende Keim so gut,
Da treibt er die vollsten Aehren:
Noch trank die Erde kein Menschenblut
Und keine Menschenzähren.

Des Himmels Regen, des Himmels Thau,
Die Bächlein klar in den Schluchten,
Das sind die Tropfen, die Feld und Au
Mit zeugender Kraft befruchten.

Da muß fürwahr das Korn gedeihn,
Das hoffend wir niederlegen;
Auf solchem Boden ein Ackerer seyn,
O Freud, o Lust, o Segen!

5.

Nimmer, nimmer fühlt' ich den Arm
Sich so kräftig mir regen,
Nimmer schlug mir das Herz so warm,
In so mächtigen Schlägen.

Weg die Nebel, die sonst im Hirn
Und im Herzen gebrütet,
Frisch und frei die Brust, die Stirn,
Drin sonst Schmerzen gewüthet.

Euch in's Feuer warf ich hinaus,
Engende, zwängende Jacken,
Die in der Bildung Narrenhaus
Mode mir warf um den Nacken.

Schlichter Kittel von Bärenfell,
Hülle mich ein, du rauher!
Schmückst mich heut als Waidwerksgesell,
Schmückst mich morgen als Bauer.

6.

Hände, tausend und aber tausend
Sind zum Feiern daheim verdammt;
O, daß sie hier, im Urwald hausend,
Schwängen die Aexte allesammt!

Tausend und abertausend Wangen
Färbt der Hunger daheim so bleich;
Hier, wie würden sie balde prangen
Einer blühenden Rose gleich!

Tausend und aber tausend Herzen
Hat verfinstert daheim die Qual;
Hier, hier lernten sie fröhlich scherzen,
Lernten leben zum erstenmal!

Sklaven, tausend und aber tausend
Sind zur Frohne daheim verdammt;
O daß sie hier im Urwald hausend
Fänden die Freiheit allesammt!

7.

Heute bestieg ich den eisernen Drachen,
Zum Niagara hinflog er im Saus;
Fernher erdröhnte ein dumpfiges Krachen,
Näher und näher ein wildes Gebraus;

Näher und näher ein tosendes Schäumen,
Zischen und Gischen und Donnergeroll,
Wie wenn die Wogen sich thürmen und bäumen,
Zornig geschwollen und brüllend im Groll.

O, da gedacht' ich an andre Gewalten —
Heute noch, heute noch zähmt sie der Zaum;
Hofft ihr, sie ewig und ewig zu halten?
Lenker der Zügel, ihr wandelt im Traum!

Und ich gedachte: was soll es nur werden,
Wenn sie die Bande zerbrechen in Wuth?
Wird nicht ein Gräul der Verwüstung auf Erden
Alles verwandeln in Feuer und Blut?

Rasch unterdessen vorübergeflogen,
Ließen wir hinter uns das Phänomen —
Sieh! da gewahrt' ich dieselbigen Wogen,
Wie sie beruhigt im Strombett gehn.

Adolf Schults.

Burgos.

Von einem deutschen Reisenden.

Ich verließ Madrid am Morgen des 13. August, um zunächst nach Burgos zu gehen. Die Straße führt mehrere Stunden lang durch den fleißig angebauten Landstrich, der Madrid auf allen Seiten in größerer oder geringerer Breite umgibt, und erst in der Nähe von Cabanillas, das sieben Leguas von der Hauptstadt entfernt ist, tritt sie in das öde Heidegebiet ein, welches den größten Theil der beiden Castilien bildet. Der Felsboden der Hochebene von Neucastilien liegt hier auf weite Strecken hin so nackt zu Tage, daß er selbst für die genügsamsten Thiere nur die allermagerste Weide darbietet, und daß er alles Anbaus durchaus unfähig ist. Eine Stunde

hinter Cabanillas steigt aus dem felsigen Flachlande plötzlich das schroffe kahle „Ziegengebirge“ — la sierra cabrera — empor, die Vormauer der Somosierra, welche ihrerseits die nordöstliche Verlängerung des Guadaremma ist. Am nördlichen Abhange des „Ziegengebirges“ liegt auf dem Rande eines lieblichen Thales das romantische Felsennest Buitrago mit seinen keck über den Abhang gepflanzten Festungsmauern und den altersgrauen Trümmern seiner großen Burg, der ehemaligen Residenz der Herzoge von Infantado; denn die Herzoge von Infantado waren die Grundherren von Buitrago, so lange Spanien die Schmach duldete, manche seiner Städte und Dörfer in der Eigenbehörigkeit dieses oder jenes Edelmannes — ich möchte dem Anachronismus zum Trotze hinzufügen, dieses oder jenes glücklichen Börsenspielers — zu sehen.

In geringer Entfernung von Buitrago beginnt der Paß der Somosierra, der nicht weniger als vier deutsche Meilen lang ist, von denen etwa drei auf den südlichen und nur eine auf den nördlichen Abhang kommen. Der Fall des Gebirges ist nach beiden Seiten hin ziemlich sanft, denn seine Höhe mag bei der beträchtlichen Breite, die es hat, nicht viel über sechstausend Fuß hinausgehen. Auf dem höchsten Punkt des Passes, der kaum tausend Fuß unterhalb des höchsten Gipfels des Gebirges zu liegen scheint, befindet sich das Dorf Somosierra, das ungeachtet seiner hohen Lage gute Getreideernten macht; das dießjährige Korn wenigstens, welches man eben einzuführen im Begriffe war, hatte bei starken Halmen ungewöhnlich schwere Aehren. Oberhalb dieses Dorfes liegt der einzige Wald, aus Steineichen bestehend, der von dem Passe aus in der ganzen Somosierra sichtbar ist.

Einige hundert Schritte dießseits des Dorfes bezeichnet ein Markstein die Grenze zwischen den beiden Königreichen Castilien, und binnen einer Stunde erreicht man den nördlichen Fuß des Gebirges und die Ebene von Altcastilien, die noch bedeutend höher liegt als die neucastilianische Ebene, eine Bemerkung, die ich schon beim Uebersteigen des Guadaremma gemacht, und die ich hier auch durch den Zustand der Vegetation vollkommen bestätigt gefunden habe. Während in den Umgebungen von Madrid die Ernte längst beendigt ist, steht diesseits des Gebirges noch überall ein großer Theil des Getreides auf dem Halm, und der Hafer zumal ist an vielen Orten noch bei weitem nicht reif. Das Getreideland ist übrigens in diesem Theile von Altcastilien sehr selten, und man darf dreist behaupten, daß neun Zehntel des Bodens in unvordenklicher Brache daliegen. Erst in der Nähe von Burgos beginnt eine bessere Benutzung des Bodens, der sich hier weit dankbarer zeigt als in der Nachbarschaft von Madrid. Das ganze Thal des Arlanzon, der Burgos in mehreren Armen durchströmt, ist vortrefflich angebaut und ungewöhnlich stark bevölkert, so daß man von dem Thurme der Kathedrale herunter fast ein Dutzend Dörfer zählen kann, etwas ganz Unerhörtes in den spanischen Provinzen, die ich bis jezt durchreist habe.

Die Kathedrale von Burgos, obgleich nach einem leicht verständlichen Plane gebaut, will mit Muße und bis in das Einzelne hinein studirt seyn, um vollkommen begriffen zu werden. Sie scheint auf den ersten Blick klein, und bei näherer Bekanntschaft findet man, daß sie einen sehr bedeutenden Raum ausfüllt; ihr Aufriß ist einfach, und gleichwohl entdeckt man bei genauerer Prüfung eine unglaubliche Mannigfaltigkeit der architektonischen Mittel und Zierrathen; sie zeigt wenig in die Augen fallende Kunstwerke, und man muß ihre entlegensten Winkel durchkriechen, um ausfindig zu machen, daß sie manchen kostbaren Schatz im Verborgenen besizt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Cassel, Februar.

Maaß und Gewicht.

Unsere Zustände haben seit einiger Zeit eine so eigenthümliche Färbung angenommen, daß es schwer hält, aus Cassel einen Bericht zu schreiben, ohne mit der Politik anzufangen und mit der Politik zu schließen. Nicht als ob hier gar nichts Unpolitisches mehr vorfiele — nein, das wäre eine Annahme, die von der Wahrheit doch allzu fern läge — allein die Politik unserer Politiker hat sich so sehr verallgemeinert, ist so sehr in alle Tiefen und zu allen Höhen hinab- und emporgedrungen,

daß sich fast Nichts mehr vor ihr retten kann. Religion, Wissenschaften, Künste, Literatur, geselliges Leben, kurz Alles wird mit der Politik in genaueste Verbindung gebracht; die Lebenden sind ihr dienstbar und liegen in ihren Fesseln, und die Todten — ja selbst die Todten haben vor der Politik unserer Politiker keine Ruhe. Stirbt zu Hanau ein Deutschkatholik, so streitet und kreisert man sich um seine lezte Ruhestätte, und geräth bei Cassel ein Deputirter aus der Ständeversammlung in's Fulda-Wasser, so muß das mit der Abstimmung in der berüchtigten Standesbewußtseyns-Angelegenheit in Verbindung stehen. Arme Deutschkatholiken! ärmere Ständeversammlung! Es wäre in der That zu wünschen, daß wir unserer dermaligen Fülle von Politik ein wenig entledigt würden. Für den Berichterstatter einer Zeitschrift wie die Ihrige wäre dieß doppelt wünschenswerth, da er dann nicht mehr in die Verlegenheit käme, Andere und sich selbst in Verlegenheit zu bringen, wenn nicht in was Aergeres. Jezt aber stehen wir noch unter dem Einflusse dieser politischen Atmosphäre, dieses eindringlichen, verhüllenden, dichten, ja sehr dichten Nebels, der mitunter so erkältend wirkt, daß er in's Gegentheil umschlägt und Entzündungen zur Folge hat oder doch noch haben wird. Versuche ich's denn, in wie weit ich mich von der Politik fern zu halten vermag; ob ich mich zwischen Verfassungsänderungen, Standesbewußtseyn, Wahlanfechtungen, Bücherconfiskationen, Zeitungsverboten, Hochverrathsanklagen, Aufreizungsuntersuchungen, „Dreschflegel“-Beleidigungen, Barbierinhaftirungen, ächten und falschen Thalern, provisorischen Anstellungen, Versetzungen nach Spangenberg, „Schaumburger Jobelsängern,“ Oberbürgermeisterreversen, Interpretationsmaßregeln, Abendvereinstrinksprüchen, Fuldaer Strafarbeiten, Gesellschaftsauflösungen — ob ich mich zwischen allen diesen Ereignissen und auch zwischen dem ersten und zweiten Landtagscommissär hindurchwinden kann, ohne mir weh zu thun. Und damit ich alsbald, noch in der Frische meiner guten Vorsäze, einen tüchtigen Sicherungsschritt thue, so will ich zunächst von Münzen, Maßen und Gewichten sprechen. Was haben diese mit der Politik zu thun? Münzen vielleicht noch Einiges; aber Gemäße und Gewichte? Es heißt zwar, „mit dem Maß, da ihr mit messet, wird man euch wieder messen;“ allein es wäre eine sehr unrichtige Exegese, wenn man diesen Saz auch auf politische Maßregeln beziehen wollte, da er doch nur den Beweis enthält, daß die von unserm trefflichen Oberbergrath Henschel vorgeschlagene und so warm vertheidigte „Einheit im Münz-, Maß- und Gewichtswesen“ mit der Bibel im schönsten Einklange steht. Nun werden die christlich-germanischen Staatskünstler nicht mehr umhin können, auf die Herbeiführung der so lang vermißten Einheit hinzuarbeiten, wenn sie anders nicht den wohlbegründeten Vorwurf der größten Unchristlichkeit von aller Welt sich zuziehen wollen. Oder ist es nicht mehr als unchristlich, daß in dem *einigen* Deutschland allein noch 195, sage einhundert-und-fünf-und-neunzig verschiedene Münz-, Maß- und Gewichtsnamen in Uebung sind? Henschel führt sie gewissenhaft auf und ich habe sie gewissenhaft nachgezählt. Ist es da nun möglich, daß wir den Oesterreichern, den Bayern, ja den nächsten Nachbarn mit demselben Maße wieder messen, mit welchem sie uns gemessen haben? Dabei ist es mit den verschiedenen *Namen* noch nicht abgethan, nein, eine und dieselbe Benennung bezeichnet an verschiedenen Orten wieder die verschiedensten Größen und diese Größen werden wieder in die verschiedenartigsten Untergrößen zerlegt. So haben wir in Hessen allein vier verschiedene Viertel, der vielen Halbheiten gar nicht einmal zu gedenken.

(Fortsezung folgt.)

Schleswig-Holstein, Februar.

(Schluß.)

Der Graf von Moltke-Nütschau

Was die lezte Behauptung betrifft, so würde sie allerdings nicht ganz unrichtig seyn, wofern nicht gerade die Vertreter des dänischen Volks deßhalb sich zusammenberufen sähen, damit sie ihr Gutachten über diese Verfassung aussprechen. Wenn aber König und Volk in dieser Beziehung einig sind, so möchte sich die rechtliche Abschaffung des dänischen Königsgesezes schwerlich mehr mit Grund verneinen lassen. — Unter den Räthen des jezigen Königs steht der nunmehr zum geheimen Staatsminister erhobene Kanzleipräsident Graf von Moltke-Nütschau oben an, wie er denn schon seit der Erlassung des offenen Briefs bei dem vorigen König sich eines großen Einflusses und eines hohen Ansehens erfreute und von ihm seinem Nachfolger dringend empfohlen wurde. Der Graf von Moltke-Nütschau, so beigenannt von seinem in Holstein liegenden Gute, gehört der schleswig-holsteinischen Ritterschaft an, war früher Deputirter in der Rentkammer und vertritt in seiner jezigen hohen Stellung fast ganz allein die Herzogthümer und das deutsche Element in der Staatsregierung, da die übrigen Staatsräthe und Kollegienchefs lauter Dänen sind, will man anders nicht den bekannten reisenden Diplomaten, den Grafen v. Reventlow-Criminil, den Sohn eines französischen Auswanderers, für einen Deutschen angesehen wissen. Diese Vertretung der Herzogthümer durch den genannten Grafen ist aber insofern eine sehr ungenügende, als der Graf offenbar nur eine geringe Liebe für sein Heimathland bethätigt und seines nationalen Glaubens weder ein Däne noch ein Deutscher ist, während er seinem politischen Glauben nach ein starrer Aristokrat seyn dürfte. Rauh und herrisch gegen seine Untergebenen, ist er sehr geschmeidig nach Oben, und tastet die Staatsgewalt daher nur nicht die Sonderrechte und die Sondervergünstigungen der schleswig-holsteinischen Ritterschaft an, so wird er sich in allen übrigen Beziehungen ihr als williges Werkzeug darbieten. Christian VIII. schäzte deßhalb diesen Herrn mit Recht hoch, er erkannte den Werth desselben vollkommen an, denn mit diesem Mann war Alles zu machen, vorausgesezt, daß man seinen Stolz nicht verlezte. Dieser Staatsmann war daher der Theilnehmer an allen jenen so beklagenswerthen Maßregeln, welche in lezter Zeit gegen die Rechte, die Selbstständigkeit und die Freiheit der Herzogthümer vorgenommen wurden, wobei er in dem unter ihm zum Präsidenten der schleswig-holsteinischen Provinzialregierung zu Schleswig erhobenen Kammerherrn v. Scheel einen stets bereitwilligen Diener fand und noch findet. Der Graf von Moltke-Nütschau hat sich durch seine Verwaltung eine bleibende Stelle in der Geschichte der Herzogthümer gesichert, sein Name wird nicht in Vergessenheit gerathen, und so lange er am Ruder bleibt und seine dermalige hohe Stelle in der Staatsregierung behält, dürften die deutschen Herzogthümer eben keine großen Hoffnungen hegen können. Uebrigens soll der Graf v. Moltke-Nütschau keineswegs so unbeliebt bei der hiesigen Ritterschaft seyn, wie man vermuthen möchte. Es soll ihm vielmehr gelungen seyn, sich bei seinen Standesgenossen theilweise zu entschuldigen und selbst zu rechtfertigen, denn was auch immer der Graf seyn mag, so ist er doch wenigstens ein aufrichtiger, den Vorrechten seines Standes eifrig ergebener Mann, was in jezigen Zeiten, wo die Bürgerlichkeit sich so vordrängt und von einem mehrberechtigten Stande nichts wissen will, gewiß nicht gering zu schäzen ist.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 59. Donnerstag den 9. März 1848.

— Novi praeeunt fasces, nova purpura fulget,
Et nova conspicuum pondera sentit ebur.

Ovid:

Der Etruskerkönig.

Von Franz Kugler.

Euch ist der große See im Süden des alten Etruriens nicht unbekannt, der vor Zeiten der tarquinische hieß, jezt aber und schon seit lange der See von Bolsena genannt wird. Schöne waldige Felsenufer umgeben ihn. Ueber den Rand des Felsenkessels ragen in der Ferne die mächtigen Höhen der Apenninen empor. Im See sind zwei kleine Inseln, von denen die Alten erzählten, daß sie auf dem Wasser schwämmen; jezt stehen sie fest, „bronzene Nägel im blauen Schilde," und die spielende Welle bricht sich schäumend an ihren felsigen Vorsprüngen. Das Land um den See, so berichtet ein alter Reisebeschreiber, ist herrlich gut und es gibt sonderlich da viel Oelbäume.

Es ist eine Gegend, an deren Stätten die verschiedenartigsten Erinnerungen sich anheften. Da steigt, gen Morgen, am Ufer des Sees der steile Berg empor, dessen Gipfel das Städtlein Montefiascone bekrönt, berühmt durch seine Muskatellertrauben und durch den Leichenstein des deutschen Prälaten aus dem Hause der Fugger, dem jene also gemundet, daß er hier das Ziel seiner Reise fand. Gen Mitternacht liegt das Städtlein Bolsena, wo unter Papst Urban dem Vierten jenes Mirakel mit der blutenden Hostie sich ereignete, das für die Kirche so wichtig war, weil es ihre geheimnißvolle Lehre handgreiflich bestätigte, und nicht minder für die Kunst, weil Raphael seine Darstellung des Mirakels mit Männer-, Weiber- und Knabengestalten von unvergänglicher Schönheit auszustatten wußte. Auf einer der kleinen Inseln aber war es, wo Amalasuntha, die Tochter des Ostgothenkönigs Theoderich, deren hohen Geist ihr eigener Gatte, der elende Theodat, und deren Schönheit die stolze Kaiserin des griechischen Reiches, Theodora, fürchtete, im Bade erwürgt und mit ihr das Erbe Theoderichs dem Verderben preis gegeben ward.

Doch in frühere Zeiten als in die des deutschen Prälaten und der schönen Amalasuntha und der Messe von Bolsena, wollte ich euch zurückführen, in jene fernen Zeiten, da in diesen Gegenden noch das Volk der Etrusker in seiner alten Blüthe stand. Damals lag die Stadt Bolsena noch nicht am Fuße des Berges, wo sie auf das Machtwort der Römer hingebaut worden ist. Andern Etruskerstädten gleich ragten ihre Gebäude kühn auf dem Gipfel der steilen Höhe empor, rings an den Abhängen mit unzerstörbaren Mauern gegen jeglichen Angriff wohl verwahrt. Felsuna war die alte Bergstadt geheißen. Sie schloß den hochgefeierten Tempel der Göttin Nortia, der Lenkerin der Zeit und des Schicksals, in sich ein.

Die Mitte des Septembermondes, zu welcher Frist bei den Etruskern das alte Jahr sich von dem neuen schied, war gekommen. Zur Feier des Jahresfestes hatten sich die Edelsten aller etruskischen Staaten in Felsuna versammelt. Lars Larcna war der König des gesammten Volkes; seinem gewaltigen Arme hatten sich die Städte, die bis dahin ihre Freiheit eifersüchtig gewahrt, beugen müssen; ihm brachten sie am heutigen Tage, zum Zeichen ihrer Unterthänigkeit, die Gaben dar, welche aus dem Kostbarsten ihrer Besitzthümer entnommen waren. Rusellä hatte goldfarbigen Weizen gesandt, Perusia Oel, Clusium Krüge voll edlen Weines — jenes Weines, der noch heute an den Abhängen des nahen Montepulciano wächst und

den der Italiener noch jezt den König aller Weine nennt. Die Sendboten von Volci führten stattliche Rinder, die von Falerii rasche Pferde, die von Tarquinii trugen kostbare Zeugstoffe, die Vejentiner wohlgenähtes Lederwerk, die Arretiner kunstreiche Thongefäße, die von Cortona glänzende Erdarbeiten, die von Volaterrä große Schaalen mit gemünztem Silber und Kupfer. Die Handelsstädte Pisä und Cäre brachten das Werthvollste, was ihre Schiffe von fernen Küsten herbeigeführt, Elfenbein und Weihrauch. Also hatten sie sich, wie jedes Jahr, seit Lars Larcna über ihnen herrschte, in dem weiten Hofraume des königlichen Hauses zu einander geschaart. Heut aber gesellten sich ihnen noch andere zu, die Abgesandten von der großen Insel Sardo, die jenseits der Küste Etruriens vom brausenden Meere umflossen liegt. Auch sie brachten Gaben dar, Purpurgewande von wundersamer Pracht. Das seefahrende Volk der Punier hatte sich Sardo's bemächtigen wollen, die Bewohner der Insel aber hatten bei dem Könige der Etrusker Schutz gesucht. Eine Etruskerflotte war mit günstigem Winde hinübergesegelt. Schon waren die Schiffe der Punier verbrannt, schon war ihr Feldherr, Malcus, mit seinem Heere von der etruskischen Streitmacht an dem äußersten Ende der Insel, in unwegsamer Gegend, zusammengedrängt. Die Boten, die der etruskische Feldherr den sardinischen Abgesandten zum Geleit gegeben, brachten die Kunde so glücklichen Erfolges; die gänzliche Vernichtung des punischen Heeres war zu jeder Stunde zu erwarten.

Indeß hatte die Sonne, die von heißem Dunst umschleiert emporgestiegen war, den Gipfelpunkt des Himmels fast erreicht. Die Stunde des Jahreswechsels war gekommen. Der glänzende Festzug sezte sich in Bewegung, die Opfer vor dem Tempel der Nortia darzubringen und die übrigen heiligen Gebräuche der Jahresfeier zu begehen. Voran schritten die Lictoren, purpurgekleidet, ihre Fascesbündel über der Schulter tragend. Ihnen folgten die Abgesandten der verschiedenen Orte mit ihren mannigfaltigen Gaben, nach den Abgesandten der Chor der Cither- und Flötenspieler, wiederum in Purpurgewanden, die in langen Falten niederflossen, mit Golde gegürtet, mit goldenen Armspangen, Halsketten und Kopfbinden. Mit melodischem Schall erfüllten sie die Luft. Hierauf der Chor der Waffentänzer, nicht minder prächtig gekleidet, aber mit Erz gegürtet, Schwerter und kurze Lanzen in den Händen, die Häupter mit Helmen bedeckt, deren Federbüsche bei den rhythmischen Bewegungen, mit welchen sie die Klänge der Musik begleiteten, auf und ab wallten. Den Waffentänzern reihten sich Tänzer an mit Räuchergefäßen, aus denen köstliche Wohlgerüche emporwirbelten. Dann kam der Wagen, auf welchem der König stand. Vier weiße Rosse zogen den Wagen, dessen Lehne mit goldgetriebenem Bildwerk bedeckt war. Lars Larcna selbst aber erschien in seinem Feststaat, welcher von dem Höchsten der Götter auf den Höchsten der Menschen übertragen war. Sein Gewand war mit Gold gestickt, das Kleid mit Palmen, der Mantel mit Sternen; seine Rechte trug das elfenbeinerne Scepter, auf dessen Spitze der Vogel des Götterköniges, der Adler, saß; seine Sklaven, hinter ihm auf dem Wagen stehend, hielten über seinem Haupte einen Eichenkranz, dessen Blätter aus Gold, die Eicheln aus edeln Steinen gearbeitet waren, während zu den Seiten breite Goldbänder niederfielen. Dem Könige folgte die ehrwürdige Gesellschaft der Augurn, welche die Wissenschaft von allen Zeichen besaßen, so die Götter den Menschen stündlich senden, und welche darnach das Thun und Lassen der Menschen zu leiten berufen waren. Die reiche Schaar der Lucumonen, der Edeln des gesammten Landes, beschloß den festlichen Zug.

(Fortsetzung folgt.)

Burgos.

(Fortsetzung.)

Die Hauptkirche von Burgos ist nicht in dem schlanken Style gebaut, dessen unübertroffenes Musterbild der Straßburger Münster darstellt, die hiesige Kathedrale zeigt in allen ihren Theilen krausere Formen und gedrungenere Verhältnisse; aber sie hat vor den meisten andern gothischen Kirchen voraus, daß sie fertig geworden ist und vollständig dasteht. Sie bildet ein lateinisches Kreuz, an dessen westlichem Ende die beiden Hauptthürme emporsteigen, zwei gleichförmige durchbrochene Pyramiden von dreihundert Fuß Höhe. Das entgegengesezte östliche Ende läuft in einen stumpfen runden Thurm aus, auf dessen oberstem Rande sechs oder acht kleine Thürmchen von äußerst zierlicher Arbeit herumstehen. An dem Punkte, wo sich die beiden Arme des Kreuzes durchschneiden, steigt ein ebenfalls stumpfer Thurm, dessen Rand mit den Figuren von Aposteln oder Heiligen eingefaßt ist, 250 Fuß in die Höhe. Dieser Mittelthurm bildet nach innen eine sehr schöne und majestätische Kuppel, die durch vier Säulen von ungeheurem Umfange getragen wird. Die übrigen Säulen der Kirche zeichnen sich weder durch ihre Formen, noch, da die beiden Seitenschiffe sehr niedrig sind, durch ihre Höhe aus, wie denn überhaupt die Innenseite der Kirche nicht Alles hält, was die Außenseite verspricht.

Von den Bildhauerwerken, den Gemälden und dem kostbaren Schnitzwerke der Kathedrale will ich nur ein paar Stücke flüchtig erwähnen, vor allen andern eine Magdalena von Leonardo da Vinci, unter hundert ähnlichen Bildern, die ich gesehen, das einzige, welches dem Begriff entspricht, den die Ueberlieferung jener reuigen Sünderin gibt. Diese Magdalena ist nicht, wie die Magdalenen so vieler großen und kleinen Maler, der ekelhafte Schemen eines Weibes, das sich bekehrt hat, weil es vom Laster im Stiche gelassen worden ist; sie ist auch nicht, wie namentlich eine berühmte Magdalena in Dresden, die üppige Epikuräerin, die sich in einer Anwandlung von Langeweile und bis auf Weiteres, aus bloßer Liebhaberei auf die Apostelgeschichte und auf die Schädellehre verlegt; noch viel weniger ist sie, wie Canovas übergepriesenes Marmorbild, eine Schauspielerin, die vor kunstlüsternem Kreise in der Rolle der Magdalena Tableau macht. Die Magdalena Leonardos da Vinci ist wirklich das reichbegabte Weib, das lange seine eigene Natur verkannt und sich endlich übersättigt und auf immer, aber freiwillig von der Sinnenlust abgewendet, die es gemißbraucht und in der es deßhalb auch von Anfang an niemals Befriedigung gefunden hat. Mitten in ihrem Leben voll Ueppigkeit und Wollust war Magdalena unglücklich, weil der edleren Hälfte ihrer privilegirten Natur kein Genüge geschah, und als sie sich zuletzt aus jenem bacchantischen Rausche aufraffte, da war es zu spät, um das Gleichgewicht wieder zu finden, und sie sank aus dem Wirbel der Lust in den geistigen Opiumtaumel, der alle Furien des überreizten Gewissens entfesselt, der die Welt mit Gespenstern und Teufelserscheinungen bevölkert, der den geöffneten Rachen der Hölle vor das entsetzte Auge malt. So hat Leonardo da Vinci die Figur der Magdalena aufgefaßt, und das Alles und vieles Andere hat er ausführlich auf die Leinwand geschrieben für den, welcher Bilderschrift zu lesen versteht.

Ein anderes italienisches Bild der Kathedrale, Maria und das Jesuskind, wird Michel Angelo zugeschrieben, aber wohl schwerlich mit Recht. Die vielen Gemälde von Giordano, Ribera, Rubens und andern guten Meistern, die in den Kapellen und Sakristeien zerstreut sind, mögen nur im Allgemeinen erwähnt werden. Eine der größten und schönsten Kapellen, la capilla del condestable. enthält die prachtvollen Marmordenkmäler eines Großconstabels von Castilien und seiner Gemahlin, welche besonders durch die überraschende Wahrheit der Darstellung vieler unbedeutenden Einzelnheiten merkwürdig sind. Die Handschuhe zum Beispiel, welche die Marmorstatue der Frau des Constabels zwischen den starren Fingern hält, könnten von jedem Handschuhmacher als Muster zum Zuschneiden gebraucht werden, und sie beweisen, daß die schwierige Kunst, welche sich mit der Bekleidung der Damenhände beschäftigt, im fünfzehnten Jahrhundert ungefähr eben so weit vorgeschritten war als am heutigen Tag.

In einem abgelegenen Gemache der Kathedrale zeigte man mir eine geschichtliche Merkwürdigkeit, von deren Daseyn ich nicht die entfernteste Ahnung hatte, deren Aechtheit ich aber auf Treue und Glauben der Volkssage unbedenklich annahm, nämlich den „Koffer des Cid.“ Dieß Wort verlangt zu seiner Erklärung ein Stück Geschichte, das nicht in den Handbüchern steht.

Als der König Sancho von Castilien vor Zamora durch den Verräther Bellido Dolfos meuchlerisch erschlagen war, und sein Bruder Alfons ihm auf dem Throne nachfolgte, da weigerten sich einige Gauen des Landes, dem neuen Könige Huldigung zu leisten, bevor er mit zwölf Eideshelfern feierlich beschworen, daß er frei sey von jeder Mitschuld an der Ermordung seines Vorgängers. In der Kirche Santa Gadea in Burgos wurde dem Könige der Reinigungseid abgenommen, und zwar durch den Ritter Roderich von Vibar, der die Formel des Schwurs so stark gefaßt hatte, „daß sich Alle darüber entsetzten.“ „Mögest du von der Hand eines Knechtes sterben, Alfonso, und nicht von der Hand eines Edelmannes,“ sagte der Cid, „von der Hand eines Asturianers aus Oviedo, und nicht von der Hand eines Castilianers, möge der Stachelstecken eines Ochsentreibers dich tödten, und nicht Lanze oder Speer, mögest du unter dem Messer mit hörnernem Griff verbluten, und nicht unter einem vergoldeten Dolche — wenn du nicht die Wahrheit sagst auf das, was ich dich frage.“ Dreimal ließ der Cid den König seinen Eid wiederholen, so daß Alfons zuletzt wild auffuhr und dem Ritter nach schweren Vorwürfen drohend sagte: „Heut hast du mir den Schwur abgenommen, und morgen wirst du mir als Vasall die Hand küssen.“ Höhnisch erwiederte der Ritter:

* Por besau mano de rey,
No me tengo por honrado;
Porque la be sò mi padre,
Me tengo por efrentado.

(Fortsetzung folgt.)

* Die Hand eines König zu küssen ist für mich keine Ehre, und für beschimpft halte ich mich, weil mein Vater sie küßte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Cassel, Februar.

(Fortsetzung.)

Maaß und Gewicht.

„Man betrachte nur,“ sagt Henschel, „unsern Reichthum an Münzen, Maßen und Gewichten — welch buntes Gewirr und Gemenge! Ein Klaglied ohne Ende, das die Herzen auch der Härtesten erweichen möchte! Wäre es nicht sehr nützlich,“ fährt er fort, „manche statistische Verhältnisse, wie Lebensmittelpreise und dergl., zur Zeit der Noth aus den einfachen Zeitungsberichten immer klar vor Augen zu haben? Wäre es nicht wichtig, wenn man die Plane und Anschläge über die Eisenbahnbauten in den verschiedenen deutschen Ländern mit einem Blicke vergleichen könnte? Wäre es nicht sehr nützlich, daß unsere Volksjugend, an einerlei Münzen, Maße und Gewichte gewöhnt, ihre Regeldetri unendlich leichter erlernte und behielte, statt daß bisher der zur Selbstständigkeit gelangte Bauer sich in der Regel mehr auf die natürliche Rechnenfertigkeit seiner Frau verlassen muß, als auf seine vergessene Rechnenkunst? Wäre es ferner nicht überaus nützlich, wenn unsere reiche polytechnische Literatur unmittelbar verstanden werden könnte, während jetzt oft die schätzbarsten literarischen Mittheilungen über Bau und Bergbau, Mechanik, Gewerbe, Oekonomie und Handel, unter dem Schleier der Maßverschiedenheit, unverstanden, spurlos an uns vorübergehen? Wäre es nicht sehr angenehm und nützlich, wenn sich die deutschen Fachgenossen auch einmal ohne Reduktionstabellen und Schreibzeug verständlich unterhalten könnten? Und wäre es endlich nicht dem Gemeinwohle zuträglich, wenn diese Trübung einmal aufhörte, worin so Viele zum Nachtheil ihrer Mitbürger das Fischen betreiben? Und da man diese Fragen doch sämmtlich bejahen muß, so fragt es sich, warum wir denn so ohne Ende zaudern, uns aus diesem Maß- und Gewichtsjammer herauszureißen?“ — Ja, das ist allerdings die Frage! Käme die Besserung so über Nacht, ließe der liebe Gott die gewünschte Einheit und Einigkeit sämmtlichen Potentaten im Traume erscheinen, dann wäre wohl an eine Abhülfe zu denken. Da aber die deutschen Einheitsträume etwas in Mißkredit gekommen sind oder doch nur Träume bleiben, so ist es nicht gerathen, sich übermäßigen Hoffnungen hinzugeben. Eine Frage aber hat man allerdings frei an das Schicksal, selbst in Cassel, vorausgesetzt, daß sie der Censor der Casselschen Allgemeinen Zeitung nicht streicht, was indessen bei Herrn Henschel nicht der Fall gewesen ist, da seine Frage mit der deutsch-katholischen Frage nichts gemein hat. Was unsere hessischen Bestrebungen in's Besondere anlangt, so haben wir natürlich mehr zu thun, als uns mit Maßen und Gewichten abzugeben. Wir müssen das Standesbewußtseyn gehörig zum Bewußtseyn bringen, müssen die Verfassungsurkunde modificiren, oder wenigstens tüchtig interpretiren, müssen die Juden restringiren, die Liberalen requiriren, die Rauchhühner conserviren: kurzum, wir haben augenblicklich, wie Jeder, der die Verhältnisse kennt, mir unbedingt einräumen wird, so viel zu thun, daß wir an dasjenige, was wir sonst wohl thun könnten, gar nicht denken dürfen. Und was könnten wir auch am Ende thun? Henschel meint zwar in einem Nachtrag zu seiner trefflichen Abhandlung, daß auch ein einzelner deutscher Staat das von ihm vorgeschlagene System getrost einführen könnte, indem es im Verhältniß zum Ausland keinen Nachtheil, hinsichtlich des innern Verkehrs aber „große Vortheile der Einfachheit und Bequemlichkeit“ im Gefolge haben werde; allein Henschel hat dabei Manches außer Acht gelassen. Er hat vor allen Dingen übersehen, daß unsere Verfassung und unsere öffentlichen Einrichtungen (wie Pfarrer Reutzel unlängst ausgeführt hat) auf historischem Boden gewachsen sind, und daß wir daher nicht zu willkührlichen Neuerungen, nicht zu gründlichen und durchgreifenden Aenderungen und Verbesserungen, sondern nur zur organischen Entwicklung von Innen heraus Beruf haben. Kann daher Henschel seine Erfindung und seine Vorschläge nicht dahin modificiren und erweitern, daß er den Weg zeigt, auf welchem die jetzige Verwicklung in unberechenbarer Zeit historisch und organisch hinwegentwickelt werden mag, so kann sich Curhessen auf sein „System“ nicht einlassen. — Dieses System ist übrigens das „Schrittsystem“ und besteht in folgendem: Der natürlichste und allgemein verständlichste Maßstab ist der Schritt; dabei zählt die „ganze Jetztwelt bis zehn, und selbst wenn sie unterginge und ein neues Geschlecht sich aus einem unkultivirten Menschenpaare entwickelte, so würde dieses unzweifelhaft anfangen, Entfernungen mit Schritten zu messen und an den zehn Fingern zu zählen.“ Schrittmaß und Dekadik ist daher das Natürlichste und zugleich das Angenehmste und Zweckmäßigste. Es kommt deßhalb darauf an, zum genauen, nicht bloß annähernden Messen dem Schrittmaß eine bestimmte Größe zu geben. Nimmt man nun aus vielen Beobachtungen das Mittel, so ist der gewöhnliche Mannesschritt = 0,8 Meter oder ein Fünfzig-Millionen-Theil des Erdumfangs. Dieses Resultat ist von der größten Wichtigkeit; denn einmal erhält man so ein Maß, das einen bequemen Theil des Erdumfangs bildet, ohne darum die Mängel der Unnatürlichkeit und der für den gewöhnlichen Gebrauch sehr unbequemen Länge des französischen Meter zu theilen, und auf der andern Seite ergibt sich ein Verhältniß zu dem schon sehr verbreiteten Meter, das für die Reduktion sehr erfreulich ist, da der Schritt zum Meter sich wie 5 zu 4 verhalten wird. Der Schritt gibt zugleich eine treffliche Einheit für Frucht- und Flüssigkeitsmaße ab und liefert eine überraschend passende Grundlage für die Feststellung der Einheit im Gewicht, als welche dem gewöhnlichen Pfunde fast gleich kommt. — Es ist hier nicht der Ort die Einzelnheiten, namentlich die Nomenclatur weiter zu verfolgen, ich muß in dieser Beziehung auf die sehr populär geschriebenen Ausführungen Henschels selbst verweisen, nur darauf will ich noch aufmerksam machen, daß Henschel auch darin das Richtige und Bessere getroffen hat, daß er die Beibehaltung der gemein üblichen Namen, als Meile, Schritt, Zoll, Strich, Scheffel, Metze, Pfund ꝛc. vorschlägt, und die halsbrechenden französischen Namen Myriametre, Kilometre, Hektometre, Decametre, Decimetre, Centimetre, Millimetre, Hektolitre ꝛc. von der Hand weist.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 12.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 60. Freitag den 10. März 1848.

Die verpfändeten zwei Kasten
Glaubten sie voll guten Goldes,
Und sie waren voller Sand.
Dennoch war es keine Täuschung:
Denn mein Wort war in den Kasten,
Und mein Wort ist gutes Gold.

Herder.
Romanzen vom Cid.

Burgos.

(Fortsetzung.)

Ob so kecker Rede verbannte der König den Cid stehenden Fußes auf ein Jahr und einen Tag aus seinem Reich. Dieser aber in steigendem Trotze überbot den König:

* Tú me destierras por uno,
Yo me destierro por cuatro.

Das Alles war im leidenschaftlichen Muth rasch gesagt; als es aber dazu kam, die Folgen der gesprochenen Worte auf sich zu nehmen, da trat die schlimme Seite der Sache sehr ernstlich hervor. Vor allen Dingen war der Ritter Roderich in großer Verlegenheit um das Reisegeld, das in jenen heroischen Tagen doch beinahe eben so nothwendig gewesen zu seyn scheint als in unserer bürgerlich nüchternen Zeit. Der edle Ritter fand in seiner Noth keinen andern Rath, als sich an ein paar Pfandjuden zu wenden und ihnen schmeichelnd um den Bart zu gehen, um ihnen einen Vorschuß abzulocken:

** A dos judios convida
Y séntalos à sa mesa;
Con amigables caricias
Mil florines les pidiera.

Just wie ein heutiger Fähndrich, der weniger Thaler als Ahnen hat! Als Pfand bietet er den Juden zwei schwere Koffer, voll Silbergeschirr, wie er sagt, und die ehrlichen Hebräer leihen ihm darauf wirklich nicht eintausend, sondern — es klingt unglaublich, aber es ist wahr — zweitausend Gulden. Als die Juden fort sind, stellen sich die Gewissensbisse beim Cid ein, denn seine Koffer enthalten statt des Silbers nichts als Sand; die Schaam über seinen Betrug hindert ihn aber nicht, seine zweitausend Gulden mitzunehmen, als er Burgos verläßt, um sich in den maurischen Landen eine neue Heimath zu erobern. Nachdem er viele Siege erfochten und viele Beute gemacht hat, schickt er die zweitausend Gulden mit den aufgelaufenen Zinsen an seinen Freund Ordoño, damit er die Juden bezahle. Ordoño macht die Koffer in Gegenwart der Gläubiger auf, um ihnen den Sand darin zu zeigen; aber, fügt er hinzu, es liegt ein unschätzbares Pfand daneben, die Ehre des Cid. Die Wucherer werden darauf jedenfalls, wenigstens stillschweigend, erwidert haben, daß ihnen vollwichtiges Silber als Pfand doch lieber gewesen wäre und daß es ihnen auch für künftige Fälle lieber seyn werde, eine Ansicht, die nicht ich gerade mißbilligen möchte. Wenn man übrigens den Koffer in der Kathedrale von Burgos sieht, so begreift man, daß sich jene braven Leute in ihrem Geschäft mit dem Cid, wahrscheinlich zum ersten- und leztenmale in ihrem Leben, leichtsinnig gezeigt haben. Es ist ganz unmöglich, der Miene dieses Koffers Kredit zu versagen. Auf den Anblick dieser massiven Eichenbohlen, dieser gewichtigen Eisenbeschläge und Schlösser hätte selbst Shylock Geld zu fünf Procent vorgeschossen. Was mich betrifft, so würde ich freilich aus verschiedenen Gründen keine Kapitalien auf den Koffer herleihen, aber ich habe ihn gleichwohl stark im Verdacht, daß er auch jezt nicht leer ist, sondern wenigstens einigen Säcken voll Goldunzen Herberge gegeben, die aus den aufgehobenen Klöstern geflüchtet worden sind.

* Du verbannst mich auf ein Jahr, ich verbanne mich auf vier.

** Zwei Juden ladet er zu sich ein, läßt sie an seinen Tisch niedersitzen und bittet sie mit zuthunlicher Freundlichkeit um tausend Gulden.

Ein anderes geschichtliches Alterthum im Besitze der Kathedrale ist die Fahne, unter welcher die große Schlacht bei las Navas de Tolosa durch Alfons VIII. gegen die Araber gewonnen wurde. Die Fahne ist von einem verblaßten Seidenstoffe, dessen ursprüngliche Farbe sich nicht einmal mehr errathen läßt, und auf dem halb verwischt ein Crucifix mit zwei stehenden Figuren zu beiden Seiten abgebildet ist. Diese Fahne ist hoch im Mittelschiffe der Kirche aufgehangen und ihre Aechtheit scheint keinem Zweifel ausgesetzt zu seyn.

Außer der Kathedrale hat Burgos noch eine Menge anderer gothischer Pfarr- und Klosterkirchen, die gesehen zu werden verdienen und in denen man bei näherer Untersuchung ganz gewiß Merkwürdigkeiten aller Art finden würde. Die Zahl schöner Baureste des Alterthums ist überhaupt unglaublich groß in Burgos, das in diesem Punkt nur hinter Toledo zurücksteht. Wer sich für die Geschichte der Baukunst interessirt, kann hier die lehrreichsten, mannigfaltigsten Studien machen. Von den kostbaren bürgerlichen Bauwerken, die sich aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert erhalten haben, will ich nur einen im reichsten Geschmacke ausgeführten Pallast nennen, welchen ich in einem der schmutzigsten Winkel der Stadt gefunden habe und der laut einer lateinischen Inschrift im Jahre 1514 von einem Abte Franz von Miranda erbaut worden ist. Dieser Palast bildet ein regelmäßiges Viereck, dessen innerer Hof von zwei Stockwerken von Säulengängen eingefaßt und mit den herrlichsten Bildhauerwerken ausgeschmückt ist. Man scheint den Werth dieses Denkmals in Burgos zu kennen, denn an der einen Seite desselben sind beträchtliche Mauerarbeiten vorgenommen, um den drohenden Einsturz zu verhindern, aber gleichwohl ist der Palast mit den kostbaren Resten seiner Bildhauerarbeiten und architektonischen Verzierungen der sichern Zerstörung preisgegeben. Einige armselige Familien, die sich darin eingenistet haben, schonen nichts, was ihren häuslichen Zwecken dienen kann. Der obere Säulengang ist, wie es scheint, schon seit langer Zeit mit Backsteinen zugemauert und auf diese Weise in Zimmer verwandelt, die zierlichen Basreliefs, welche zwischen dem ersten und zweiten Stock um den ganzen Hof herumlaufen, werden durch die Steinwürfe muthwilliger Buben verstümmelt, und die reiche Einfassung des innern Thores, das zu der prächtigen Haupttreppe führt, ist bereits halb zertrümmert.

Ein stattlicher militärischer Bau aus dem sechzehnten Jahrhundert ist das Marienthor, der Hauptbrücke über den Arlanzon gegenüber, an welchem sich die gefälligsten Formen mit einem äußerst kriegerischen Aussehen vereinigt finden. An der Façade des Thores sind die Standbilder mehrerer mittelalterlichen Helden angebracht, die durch ihre Geburt oder ihre Geschichte Burgos angehören, wie der Cid, Lain Calvo, Diego Porcelo, und in ihrer Mitte thront Karls V. kaiserliche Majestät mit dem Reichsschwerte in der Hand. Der Kaiser, dessen Name in Spanien in öffentlichen Inschriften unzählige Male vorkommt, wird auffallenderweise immer mit seinem deutschen Titel und mit seiner deutschen Zahl bezeichnet. Der Name König Karl I. ist mir hier niemals auf einem öffentlichen Denkmale vorgekommen, und auch die heutigen Spanier sprechen gewöhnlich nur von Kaiser Karl V.

Nach dem Palaste, den die Könige von Castilien in Burgos bewohnten, so lange diese Stadt den Rang der Residenz mit Toledo theilte, habe ich vergebens gefragt. Er scheint verschwunden zu seyn, ohne auch nur in der Erinnerung der Bewohner von Burgos eine Spur zurückgelassen zu haben, und die heutigen Könige von Spanien, wenn sie die Hofstadt ihrer Vorfahren besuchen, müssen die Gastfreundschaft eines markgräflichen Hauses in Anspruch nehmen, das seit langer Zeit das Vorrecht besitzt, den Hof zu beherbergen.

(Schluß folgt.)

Der Etruskerkönig.

(Fortsetzung.)

Man hatte die Höhe erreicht, wo über breiten Stufen der Tempel der Göttin stand und wo die Priester bereits des Königs harrten. Der Zug hielt dem Tempel gegenüber. Der Führer der Augurn trat vor, die Stunde nach dem Schatten des Tempels, der schon unmittelbar vor die Säulen der Vorhalle niederfiel, abzumessen. Er wandte sich und kündigte an, daß das alte Jahr abgelaufen sey. Da stieg der König vom Wagen, ergriff den ehernen Nagel und den Hammer, die ihm einer der Priester darreichte, und schritt zu der Thür des Tempels, welche in der Tiefe der Vorhalle das Heiligthum der Göttin verschloß. Zu den Seiten der Thür waren in den Wandungen zahlreiche Reihen von Nägeln, ähnlich dem, welchen der König in der Hand trug, eingeschlagen; jeder bezeichnete nach alter Sitte ein abgelaufenes Jahr, dessen Geschicke vollendet und aus der Ungewißheit der Zukunft, aus dem Werden der Gegenwart zu der festen Unwandelbarkeit der Vergangenheit versammelt waren.

Larcna blickte auf die Reihe der Nägel, welche schon von seiner eigenen Hand in die Wandung der Thür hineingetrieben waren. „Ihr haftet," so sprach er, „fest in der Wand, und fest steht meine Herrschaft

über den Häuptern der Menschen. Wieder füge ich euch einen neuen hinzu, und noch ist Raum für viele andere!" Mit drei starken Hammerschlägen schlug er den neuen Nagel ein. Dann trat er aus dem Schatten der Vorhalle wieder zu den Stufen vor, über denen die Säulen sich erhoben. Der Jubelruf der Menge und der Schall der Cithern und Flöten begrüßten ihn. Er aber blickte von der Höhe über die Häupter der Versammelten und die Zinnen der Stadt hinaus in die Ferne, wo der See mit seinen Inseln im blassen Mittagsschimmer lag und die Berge im heißen Nebeldunste verschwammen. So weit er schauen konnte, und viel weiter hinaus, gehörte ihm die Welt. Stolz, als suche er noch andere Gebiete, wandte er sein Auge nach dem Himmel empor. Ein gelblicher Schleier schien über das weite Gewölbe hingebreitet; nichts Lebendes spielte in der, von mittäglicher Schwüle erfüllten Luft. Hin und her ließ er die Blicke schweifen; er verlangte insgeheim für sich und seine künftigen Tage ein Zeichen von den Göttern. Da hob es sich in der Ferne, den Blicken der Uebrigen unerreichbar, wie der Flügelschlag eines Adlers empor. Der Vogel schien aufsteigen zu wollen, plötzlich aber wandte er sich und verschwand nach der Gegend hin, wo die Sonne untergeht. Lars Larcna zuckte zusammen; er wußte es: was sich gegen den Untergang der Sonne hinbewegt, deutete Schlimmes an, und der Adler, dessen Bild der König auf dem Scepter führte, konnte sich nur auf die Geschicke des Königs selbst beziehen. Noch war der Sieg über die Punier nicht erfochten, noch Sardo nicht gänzlich sein; wie, wenn plötzlich die Kunde kam, daß sein eigenes Heer von Malcus geschlagen worden? Er faßte sich gewaltsam, seine Gedanken der Menge zu verbergen, und schritt die Tempelstufen hinab.

Die Priester brachten den Opferstier, dessen Hörner vergoldet, dessen Haupt und Hals mit farbigen Binden nach altem Brauche kunstgemäß geschmückt waren. Einer der Priester reichte dem Könige, der, wie zu allen Zeiten der Edelste des Volkes, zugleich der Hohepriester desselben war, das glänzende Beil dar. Mit gewaltigem Schlag erlegte der König das Thier, daß es schnell, nach kurzem Zucken und Röcheln, leblos zusammenstürzte. Alsbald traten die Augurn hinzu, den Leib des Stiers zu öffnen und die Schau der Eingeweide vorzunehmen, denn aus ihrer Gestalt und Beschaffenheit ward, ehe die Priester sie auf dem Altar verbrannten, die gewichtigste Kunde der bevorstehenden Dinge entnommen. Aber kaum hatten sie das Werk begonnen und die edeln Theile aus der Brust, wo der Sitz des Lebens ist, gelöst, als ein lauter Weheruf sich erhob. Sie hielten dem Könige die Leber des Stieres entgegen, die stark und mit strotzenden Adern erschien, doch ohne jenen hervorragenden Theil auf der rechten Seite, welcher als das Haupt der Leber bezeichnet ward und auf dessen Vorhandenseyn oder besondere Eigenthümlichkeit es vornehmlich ankam. „Wehe dem König!" so riefen sie, „wehe dem Volk! Verderben, schweres Verderben machen die Götter euch kund!" — Lars Larcna aber gedachte des Adlers, der zum Untergang der Sonne geflogen war, und er wußte es, daß das Verderben, von dem das Zeichen sprach, zunächst ihm drohe.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, Februar.

Die fünfte Säcularfeier des Lyceums.

Unser Lyceum, die gelehrte Schule der Hauptstadt, hat am 2. d. Mts. ihre fünfte Säkularfeier begangen; hundert Lustra liegen hinter ihr — eine achtunggebietende Zahl. Ihr Ursprung geht aber selbst noch tiefer in die Vergangenheit zurück, wenn man die Zeit mitzählt, da die Schule Eigenthum der lüneburgschen Herzoge und einiger ihrer reichsten Vasallen war. Am 2. Februar 1348 wurde sie der Stadt abgetreten, unter deren Schutz sie seitdem beständig geblieben ist, und die fünfhundertste Wiederkehr dieses Tags war es, der unser Erinnerungsfest gewidmet war. Die Geschichte der Schule bis zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war der Gegenstand der Festrede, die Grotefend, der berühmte Sprachforscher, als Leiter der Anstalt, hielt. Es war schwer, dem rasch verlesenen Vortrag zu folgen, viel zu schwer, um mit einiger Zuverlässigkeit daraus berichten zu können; sonst wäre ein Auszug aus dieser gediegenen Abhandlung das Beste und Passendste, was ich Ihnen von der Feier mittheilen könnte. Das läßt sich aber nachholen, denn Grotefend wird seine Arbeit drucken lassen. Volksthümlich war das Fest nicht; wer nicht dazu eingeladen war, wußte nicht was vorging, und mit den Einladungen war man — vielleicht in Erwartung eines starken Zudrangs — so geizig gewesen, daß am Morgen bei der Gesangs- und Redefeier der Saal nicht halb gefüllt war. Darüber fühlte man sich von vornherein einsam. Unglücklicherweise war auch unlängst das alte Schulgebäude, das der Aussicht vom Schloß auf den Waterlooplatz im Wege stand, niedergerissen worden, und man mußte, da das gegenwärtige provisorische Lokal der Schule nur aus kleinen Käfigen besteht, das Jubelfest in einem Saal feiern, wo im Fasching unsere greulich verkommenen Maskeraden und alle Sonntage im Winter sogenannte Kränzchen gehalten werden. Darüber fühlte

man sich unheimlich. Der Magistratschef beklagte in seiner Anrede an die Versammlung, daß er sie in dieses unpassende Lokal habe laden müssen, und gewiß hätten die alten Schüler gern unter dem Dache ihrer Schulfreuden und Plagen Stimmungen und Erinnerungen in ihren Herzen aufleben lassen, die immer theurer werden, je tiefer die Zeit, der sie angehören, zurück- und das Leben von ihr abgeht. Wenn man, in der Voraussicht auf dieses seltene Jubelfest, dem Wunsch des Königs, das Schulhaus früher als die contraktliche Zusage verlangte, niederzureißen, sofortige Gewährung nach dem Feste zugesagt hätte, er würde schwerlich etwas dawider gehabt haben. Zwar — und das braucht kaum erwähnt zu werden — war auch dieses Haus längst nicht mehr das erste und älteste, aber es war dasjenige, in welchem die noch lebenden Generationen, also die eigentlichen Theilnehmer des Festes, herangewachsen sind. Die Herzen wurden erst dann durch die Morgenfeier erwärmt, als diese sich speziell dem Direktor Grotefend zuwandte, dessen fünfzigjähriges Lehrerjubiläum mit dem fünfhundertjährigen seiner Schule zusammentraf. Jünglinge, Männer und Greise brachten dem verehrten Manne, als seine ehemaligen Schüler, ihre Huldigungen dar, denen sich die der Lehrer aller inländischen und einiger auswärtigen Schulen, die der städtischen und Staatsbehörden anschlossen. Neben Gewöhnlichem und Gleichgültigem war auch Sinniges und in der That Ehrendes darunter. Ich will es nicht aufzählen, nur den fernen Freunden und Schülern Grotefends zu Liebe die Erinnerungsmedaille erwähnen, die ihnen in trefflicher Ausführung das getreue Abbild des Meisters gibt. Nachmittags kam die unvermeidliche Festtafel, bei der es gegen das Ende hin zwar laut genug, aber doch eigentlich nicht fröhlich und begeistert zuging. Mancherlei Bestimmungen, die sich in das Fest einmischten, kamen hier, wenn auch nur indirekt, zum Ausspruch. Toaste genug wurden ausgebracht und Reden in Menge gehalten, aber wenn auch nur eine einzige darunter gewesen wäre, die an die Ideen und Wünsche unserer Zeit gestreift hätte! Freilich sollte das wohl nicht seyn, denn man fand auf seinem Couvert eine gedruckte Censurverordnung: „Jedermann wolle zu etwaigen Toasten die Genehmigung der Festordner einholen.“ Der Cultusminister zählte die großen Männer auf, die das Lyceum gebildet hat, und später wünschte der Hofrath Holscher, der bekannte Mediciner, es möchten künftig mehr Charaktere als jezt aus der Schule hervorgehen. Das war der lezte Wunsch, der an der Tafel laut wurde; er war auch wohl begründet; aber der Redner schwächte sein Wort sehr durch den zweiten Wunsch, daß wir außer unserem Griechisch und Lateinisch darauf bedacht seyn möchten, auch ein gutes Calenbergisch zu sprechen. Dieser Heimathsgedanke erweckte einen gewaltigen Begeisterungssturm. In beidem, in jenem Gedanken wie in dieser Begeisterung, liegt der ganze traurige Patriotismus vieler meiner Landsleute ausgesprochen, die nicht einsehen, daß wir kein Calenbergisch, sondern deutsch zu reden haben, die nur eine hannoversche, keine deutsche Vaterlandsliebe kennen, die noch immer meinen, unser geliebtes Vaterland — d. h. dieser kleine Nordstreifen zwischen Ems und Elbe, eigentlich nur zwischen Weser und Elbe — sey wirklich für sich ein Vaterland, in deren vielen noch viel von dem alten Preußenhaß steckt, der einst zur Eigenschaft eines guten Hannoveraners gehörte, und von denen man als schlechter Patriot angesehen wird, wenn man zu sagen wagt, daß Hannover ohne Deutschland nichts sey. Dieser Patriotismus hat aber noch Abstufungen, man findet ihn fast eben so fanatisch, wenn man ihn nach Provinzen zerlegt.

(Fortsetzung folgt.)

Cassel, Februar.

(Fortsetzung.)

Maaß und Gewicht. — Henschel, der Bildhauer.

Es wäre nun in der That zu wünschen, daß die Vorschläge unseres sinnigen und erfindungsreichen Landsmannes bei allen denen die verdiente Aufmerksamkeit fänden, welche der Sache förderlich seyn können. An beifälliger Anerkennung würde es dann nicht fehlen. Henschel ist von der Zweckmäßigkeit des Schrittsystems so überzeugt, daß er die bestimmte Erwartung ausspricht, selbst das französische Metersystem werde jenem über kurz oder lang weichen müssen, da dieses nicht im Leben und in der praktischen Zweckmäßigkeit, sondern nur in dem rein theoretischen Bestreben, die Längeneinheit zu einem Zehntel der Centesimalsekunde des Quadranten anzunehmen, seinen Grund habe, und solchergestalt einer kleinen Anzahl von Gelehrten zu Liebe das ganze Volk mit einer unbequemen, der unmittelbaren Vorstellung durchaus entrückten Maaßeinheit belastet worden sey. „Der Schritt ist das einzige aller Maaße,“ sagt Henschel, „welches Hoffnung gibt, als das Universalmaaß aller Völker (was es für ungefähre Messungen ja ohnehin schon ist) anerkannt zu werden.“ Gewiß, das Schrittsystem hat alle Aussicht auf Annahme und Verbreitung, sollte es auch vor der Hand hier und da wegen der bekannten Hinneigungen zum Rückschrittssystem noch nicht aufkommen können.

Ich wende mich von Henschel, dem sinnigen Techniker, zu Henschel, dem sinnigen und innigen Künstler. Dieser weilt noch immer in Italien. Vor einiger Zeit gelangten beunruhigende Gerüchte über seinen Gesundheitszustand hierher, doch ist er jezt wieder wohlauf und wir dürfen hoffen, den geist- und gemüthvollen Künstler, der sich schon durch seinen Bonifacius einen großen Ruf gesichert hat, über kurz oder lang wieder unter uns zu sehen. Werner Henschel ist ein Bruder des Obergraths und bildet mit diesem das liebenswürdigste Brüderpaar. Er ist unverheirathet, ein rüstiger Sechziger, schlank und hoch gewachsen, kräftig an Gestalt, schön von Gesicht, mit hellen, sinnigen Augen, freier Stirn, lockigem Haar, stets ruhig und heiter, voll Gemüthlichkeit und Behagen, schöpferisch träumend, sinnig schaffend, ein gefälliger Freund, ein liebenswürdiger Gesellschafter, die anspruchsloseste, harmloseste Künstlerseele von der Welt, der einzige Mann, von dem ich die ganz ernsthafte Versicherung hörte, daß er sich niemals eigentlich geärgert habe. So war Henschel, als er vor drei Jahren nach Italien ging, um für den König von Preußen die „Brunnengruppe“ auszuführen, und so kehrt er uns hoffentlich wieder. Ob er sich auch in Italien wohl niemals geärgert hat? niemals über die deutsche Heimath? niemals über die kleine kurhessische Heimath? — Mindestens wird's ihn gerührt haben, daß man ihm in Cassel als „Hofbildhauer“ ein Schild über die Thür nageln wollte, gleich den Hofbäckern, Hoflakierern und andern Hofkünstlern, ein Schild mit zwei prächtigen Wappenlöwen und der Unterschrift: „Werner Henschel, Hofbildhauer“ — oder dergleichen! Was wohl die Löwen droben in der Kunsthalle zu den Löwen drunten über der Thür gebrüllt haben möchten? Seine Behausung mit der Kunsthalle ist vor dem Weserthor, unter dem lauten Getriebe der bekannten Maschinenfabrik „Henschel und Sohn,“ lange nicht so besucht, als sie es verdiente, und viel besuchter, als Hessen es um sie verdient hat, nämlich um die Kunsthalle; paßt aber auch auf die Maschinenfabrik.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 61. Sonnabend den 11. März 1848.

It is the part of men to fear and tremble,
When the most mighty gods, by tokens, send
Such dreadful heralds to astonish us.

Shakespeare.

Der Etruskerkönig.

(Fortsetzung.)

Doch die Geheimlehre der Etrusker von den göttlichen Dingen beruhte nicht bloß in der Auslegung der Zeichen, in denen die Götter das, was kommen sollte, andeuteten; von Geschlecht zu Geschlecht war zugleich die heilige Ueberlieferung fortgepflanzt, wie man die Götter zwingen könne, günstige Zeichen zu geben und ein übles Zeichen durch ein günstiges von größerer Kraft unwirksam zu machen. Darum zagte der König noch nicht. „Ihr kündet Verderben," sprach er zu den Augurn; „ist eure Macht so schwach, daß ihr die üble Gestaltung jener Leber des Opferstieres nicht zu überwinden vermöchtet?" — Der Führer der Augurn neigte sein Haupt in Ehrfurcht. „Das Zeichen," so erwiderte er, „das uns die Götter senden, ist schwer und gewaltig; doch gibt es ein Zeichen, das alle andern überwindet: den Blitz, den die höchsten Götter senden. Befiehl, und wir beginnen das Werk. Wir ziehen den Blitz aus des Himmels Höhen herab, aber Stille, heilige Stille muß walten, auf daß das Werk nicht gestört werde und der Blitz, wenn er niederfährt, nicht dem schlimmen Zeichen ein schlimmeres zugeselle."

Der König winkte und das Werk begann. Laut und rings vernehmbar ward die heilige Stille ausgerufen und augenblicklicher Tod dem angedroht, welcher das Vorhaben störend vereitle. Dann trat der Führer der Augurn vor. Mit erhobenem Krummstabe beschrieb er Linien gegen das Gewölbe des Himmels hin, von der Seite des Sonnenaufgangs bis zur Seite des Untergangs die Regionen der guten Himmelszeichen von denen der bösen abzuscheiden. Aufrecht blieb er stehen, den Himmel unverwandt zu beobachten, während die übrigen Augurn sich niedergeworfen hatten und geheimnißvolle Zauberformeln, nur dem Eingeweihten verständlich, zu flüstern begannen. Nur ihr leises Murmeln vernahm man, während ringsumher tiefes Schweigen herrschte. Die Mittagsschwüle lag drückend auf dem Volke. Der gelbliche Dunst des Himmels war dichter geworden; einer Wolke gleich zog es sich über Felsuna und der Anhöhe des Tempels zusammen.

Da schmetterte der Jubelruf eherner Tuben und dröhnender Hufschlag durch die Stille. Auf schaumbedeckten Rossen kamen Krieger, gerüstet und zugleich mit Kränzen geschmückt, emporgejagt. „Sieg, Sieg!" so riefen sie. „Sieg, o König, zur Feier des Jahres! Malcus und sein Heer sind vernichtet, Sardo ist dein!" — Aber schon hatte sich die Wolke zum schwarzen Knäuel zusammengeballt. Ein plötzlicher Wirbelwind zerriß die Luft, ein krachender Donnerschlag machte die Veste erbeben. Blutrothen Scheines, ein Zeichen des Vejovis, des furchtbarsten der Götter, war aus der letzten Region gen Untergang ein feuriger Strahl auf das Tempelhaus niedergeflogen.

Mit einem Schrei des Entsetzens war die Menge zu Boden gestürzt; der Weheruf der Priester, der Augurn mischte sich in die Stimmen des Volkes. Der Staub des Bodens wirbelte empor, hoch flatterten die purpurnen Mäntel, die Rosse des königlichen Wagens, kaum von ihren Führern gebändigt, bäumten sich in wilder Furcht. Alles war betäubt, verwirrt, nur Lars Larcna vermochte es die Besinnung

zu bewahren. Sein Machtwort gebot Ordnung, neue Stille. Auf sein Geheiß wurden zunächst die Siegesboten, die statt Heil zu bringen, ein unsühnbares Unheil, ob auch unwissend, verschuldet hatten, von den Lictoren ergriffen und sofort zum Richtplatze abgeführt. Dann gebot er dem Führer der Augurn, das vom Blitz getroffene Tempelhaus zu untersuchen. Der Greis schritt die Stufen hinan und trat in die Vorhalle. Trotz seiner flammenden Glut hatte der Strahl nicht gezündet und keine weitere Zerstörung angerichtet. Nur durch einen schwarzen Streif zur Seite der Thür des Tempels, durch die Reihen der Jahresnägel hinab, war der Weg bezeichnet, den er genommen hatte. Aber der Nagel, den der König erst vor kurzer Frist eingeschlagen, war herausgerissen und lag, formlos geschmolzen und noch dampfend, auf dem Boden der Vorhalle.

Tief gesenkten Hauptes, mit kraftlos niederhängenden Armen schwankte der Augur die Stufen hinab. Jünglinge sprangen hinzu, den Wankenden zu stützen. Alles lauschte mit Bangigkeit seiner Kunde. Er war des Wortes nicht mächtig. „Ermanne dich, Greis!" rief ihm endlich der König zu. „Was du auch sagen magst, das Gewisse wird uns minder furchtbar seyn, als die ungewisse Ahnung, die unser Gemüth, tausendfältige Schreckbilder uns vorspiegelnd, umfangen hält." — Der Alte schüttelte ablehnend das Haupt. „O laß mich schweigen!" sprach er mit stöhnender Stimme. „Forschet nicht, ihr Männer, forsche du nicht, o König!" — „Nein!" rief Larcna wieder, „sprich! ich, der König, der Hohepriester, ich fordere es, sprich!"

(Schluß folgt.)

Burgos.

(Schluß.)

Denkmale aus der Neuzeit, die da Aussicht haben auf die Nachwelt vererbt zu werden, besitzt Burgos sehr wenige. Das bedeutendste derselben ist das eherne Standbild Karls III. auf dem Marktplatze, der trotz seiner unregelmäßigen Form durch seine Größe und durch seine Einfassung mit Säulengängen und gleichförmigen Häusern eine sehr gute Wirkung hervorbringt. Auf diesem Marktplatze kann man an jedem sonnigen Tage eine Sammlung von Gestalten und von Trachten finden, die einem längst verflossenen Jahrhundert anzugehören scheinen. Hier sitzen die abenteuerlichsten weiblichen Figuren zu Dutzenden auf dem Pflaster hingekauert, theils müssig, theils allerlei Beschäftigungen obliegend, die wir zu den häuslichen zu rechnen pflegen und von denen manche anderer Orten nur bei verschlossenen Thüren abgemacht werden. Dort gehen finster blickende Männer im zerfetzten castilianischen Hut und in einem Mantel, der wenigstens eine Generation durchlebt hat, einsam auf und ab, und weiterhin bilden drei oder vier dieser phantastischen Erscheinungen eine schweigsame, fast könnte ich sagen versteinerte Gruppe. Und wie diese Leute unter ihrem tief in die Stirn gedrückten Filzlappen hervorblicken, und wie sie den Zipfel ihres zerlumpten Mantels über die Schulter zu schlagen wissen, das muß man gesehen haben, um sich einen Begriff von dem Stolze und von der Thatkraft zu machen, die in jener schmutzigen, trägen Hülle schlummert. Burgos ist der einzige Ort in Spanien, wo ich Lumpen gesehen habe.

Der Anzug der arbeitenden Klassen ist in vielen Provinzen äußerst einfach (in Valencia z. B. besteht die ganze Tracht des Bauern aus dem Hemde und einer Leinwandhose, die bis auf die Knie fällt), aber gewöhnlich sauber gehalten, zumal die Wäsche, selten geflickt und niemals zerlumpt. In Madrid hörte ich einen Franzosen darüber wehklagen, daß er keinen Käufer für seine alten Kleider finden könne, daß Niemand ihm irgend einen, wenn auch noch so erbärmlichen Preis dafür zahlen wolle. Ganz natürlich: der Spanier läßt sich die abgetragenen Kleider, wenn er muß, wohl gefallen, aber nur unter der Voraussetzung, daß sie auf seinem eigenen Körper alt geworden sind, und wahrscheinlich würde jener Franzose sogar dem Braunmäntler in Burgos seine Kleider selbst als Geschenk vergeblich angeboten haben. Der Mantel ist in Burgos noch immer das wesentliche Kleidungsstück aller Jahreszeiten, und seine Farbe, braun wie der Boden von Altcastilien, hat seit Jahrhunderten nicht gewechselt. Hier gilt in seinem ganzen Umfange der spanische Grundsatz, daß der Mantel gegen die Hitze eben so gute Dienste leistet wie gegen die Kälte, und in der That kann man den Mantel in Burgos an einem und demselben Tage, selbst im höchsten Sommer, zu beiden Zwecken gebrauchen; denn wenn die Mittagsstunden hier zuweilen heiß sind, so ist der Morgen und der Abend doch immer empfindlich kühl. Darum wagt sich denn auch die Welt von Burgos Abends selten auf den vor der Stadt gelegenen Spaziergang, sie begnügt sich vielmehr damit, auf den Steinplatten der Uferstraße am Arlanzon auf und ab zu wandeln, die nächst dem Marktplatze den einzigen hübschen Stadttheil ausmacht. Das übrige Burgos ist finster, enge, winkelig, uneben und sehr schlecht gepflastert. Die Straßenbeleuchtung gilt hier noch für einen entbehrlichen Luxus, und wenn „die Herrschaft" Abends aus der Tertulia nach Hause zurückkehrt, so leuchtet, nach

guter deutscher Kleinstädtersitte, die Magd mit einer Art Stalllaterne vor, in der zwei große Unschlittlichter flackern.

Weniger als kleinstädtisch aber sind die Gasthofeinrichtungen in Burgos. Obgleich diese Stadt den Mittelpunkt bildet, in dem sich mehrere der wichtigsten Straßen des Landes begegnen, namentlich die Straßen nach Madrid und Bayonne, nach Bilbao, Santander und Valladolid, so könnte man sich doch in dem besten Gasthofe von Burgos in einer der Herbergen glauben, die uns Gil Blas beschreibt. Ich bin durch meine Schicksale in der Fonda de las diligencias generales lebhaft an ein Bruchstück aus der Reisebeschreibung der Gräfin D'Aulnoy erinnert, welche 1679 im Auftrage Ludwigs XIV. eine Art Gesandtschaftsreise nach Madrid unternahm. Die Gräfin erzählt ihren Aufenthalt in dem Gasthofe zu Burgos mit folgenden Worten:

„Als ich mich schlafen legen wollte, führte man mich in eine Galerie, in welcher eine Menge von Betten neben einander stand, wie in einem Spitale. Ich sagte, daß das lächerlich sey, daß ich nur vier Betten nöthig habe und nicht dreißig, und daß man mich also nicht in einer Scheune unterzubringen brauche, in der ich vor Frost umkommen könne. Man entgegnete mir, daß dieß der beste Raum des ganzen Hauses sey, und ich mußte mich dabei beruhigen. Ich ließ mein Bett herrichten, aber kaum hatte ich mich niedergelegt, so klopfte es an meine Thür. Meine Frauen öffneten und sahen zu ihrer Verwunderung den Hausherrn und die Hausfrau mit einem halben Dutzend Hungerleidern hinter sich, die so elend bekleidet waren, daß man sie hätte nackt nennen können. Auf den Lärm, den sie machten, zog ich den Bettvorhang zur Seite und machte große Augen bei dem Anblick dieser saubern Gesellschaft. Die Wirthin kam an das Bett und sagte mir, diese Leute seyen anständige Reisende, die in den unbesetzten Betten schlafen würden. „Was!" rief ich, „hier schlafen? Ich glaube, Sie haben den Verstand verloren." — „Wenn ich so viele Betten unbenuzt ließe," erwiderte sie mir, „so müßte ich wirklich den Verstand verloren haben. Sie bezahlen mir entweder diese Betten, oder diese Herren bleiben hier." Ich kann nicht sagen, wie entrüstet ich war. Endlich willigte ich ein, für jedes Bett zwanzig Sous zu zahlen. Wenn der Hof in Fontainebleau ist, so sind die Betten dort kaum theurer. Jene vornehmen Spanier, oder vielmehr jene Bettelbuben, welche die Frechheit gehabt hatten in die Galerie zu kommen, machten mir eine Menge Verbeugungen und zogen ab. Am folgenden Tage hätte ich mich fast todtgelacht über die Gewandtheit, mit welcher meine Wirthe mich ausgeplündert hatten. Die angeblichen Reisenden waren weiter nichts als Nachbarn, die dasselbe Stück aufführen, so oft Fremde kommen."

Diese Gasthofssitten scheinen sich in Burgos bis auf den heutigen Tag nicht ganz verloren zu haben, denn als ich mich in der eben genannten Fonda über die Enge und die Dunkelheit des elenden Kämmerchens beklagte, das man mir angewiesen hatte, schlug man mir vor, gegen vierfachen Preis ein Zimmer mit vier Betten zu beziehen.

Auffallend ist der nordische Schnitt und Ausdruck des Gesichts bei manchen Bewohnern von Burgos, als ob sich mit dem deutschen Namen der Stadt auch das deutsche Blut bei einem Theil ihrer Bevölkerung reiner erhalten hätte, als im übrigen Spanien. Das feste Schloß, welches der Stadt ohne Zweifel den Namen gegeben hat, ist auch in seiner heutigen Gestalt eine starke Burg, die eine lange Belagerung aushalten kann; die Stadtmauern aber sind an vielen Stellen so verfallen, daß an eine ernstliche Vertheidigung derselben jezt noch weniger zu denken ist als im Jahr 1808, wo die Franzosen Burgos, das ihnen der Graf Belvedel zu sperren versuchte, im ersten Anlauf nahmen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Cassel, Februar.

(Fortsetzung.)

Kunst — Musik.

Von unsern sonstigen Künstlern weilt auch August Bromeis, der Landschafter, seit Jahren in Italien und scheint dort ganz heimisch geworden zu seyn. Wie sahen hier lange nichts Neues von ihm; doch freut uns der Ruf von tüchtigen Fortschritten und die Kunde zahlreicher Bestellungen, die ihn foetwährend beschäftigen. Karl Rahl, der Historienmaler, und A. Wenderoth, der Pferdemaler, wirken und studiren in Paris; auch von ihnen klingt dann und wann eine erfreuliche Botschaft zu uns herüber. Die hier Weilenden sind fleißig und respektive läßig im Stillen. Kael Glinzer scheint die Historie ganz mit dem Porträt vertauscht zu haben, und genießt alle Freuden und Leiden eines Porträtmalers, der Künstler und nicht Handwerker ist, in vollem Maße. Ruhl, der Geigende-Engel-Maler, porträtirt auch oft, und genießt in seinem allegorischen Schöpfungsdrange wohl ebenfalls Freuden und Leiden. Professor Müller, der den Historienpinsel mit dee Redaktionsfeder der „conservativen Zeitung" zu Nutz und Frommen unserer christlich-geemanischen und historisch-organischen Bestrebungen vertauschen wollte,

hat sich die Flügel verbrannt und ist, ein reuiger Sohn, zur Mutter Kunst zurückgekehrt. Ob diese aus Freuden darüber ein Kalb geschlachtet hat, wie der biblische Vater des reuigen Sohnes, weiß ich nicht, doch steht es zu hoffen. Jedenfalls ist es zu beklagen, daß der talentvolle, geistreiche Mann mit seinen vielseitigen Kenntnissen und Fähigkeiten theilweise so falschen Göttern dient. Sein genialer Bruder, der Landschafter Friederich Müller, hat eine größere Winterlandschaft vollendet, welche den lebhaftesten Beifall findet und finden wird. Sie ist zunächst, wie ich höre, für die Brüsseler Ausstellung bestimmt und kehrt schwerlich zu uns zurück. Hauptgedanke und Motive sind nicht neu, d. h. für Müller nicht, da er schon ein ähnliches Bild geliefert hat; allein die Ausführung im Einzelnen ist so selbstständig und eigenthümlich, daß man an eine Nachbildung oder bloße Wiederholung durchaus nicht denken darf. Der Künstler hat in dieser Schöpfung den unverkennbarsten Beweis geliefert, daß er nicht minder der heimischen wie der südlichen Natur die geheimsten und seelenvollsten Züge abzulauschen versteht. Das todesähnliche Erstarren der deutschen Waldnatur mit der darüber hinleuchtenden Hoffnung und Verheißung baldigen Wiedererstehens ist wohl niemals inniger, ergreifender und harmonischer dargestellt worden, als in diesem Bilde. — Von unserm gemüthlichen von der Embden und seiner talentvollen Tochter Karolina kam mir lange nichts zu Gesicht. Doch ist dieß nur meine Schuld, denn an trefflichen Leistungen ließ es die fleißige Künstlerfamilie sicher nicht fehlen. Unter den jüngeren Malern berechtigen Stiegel und v. Wille zu Erwartungen, die mehr und mehr in Erfüllung gehen mögen. — Am nachdrücklichsten und fruchtbarsten, respektive furchtbarsten, wird unter allen Künsten die Musik bei uns kultivirt. Ich habe das schon mehrfach hervorgehoben, und Jeder kann sich davon überzeugen, der nach fünf Uhr Morgens und vor zwölf Uhr Abends die Straßen der Stadt durchwandelt, es sey denn, daß er sich, wie Odysseus seinem Steuermann zwischen der Scylla und Charybdis, die Ohren verstopft hätte, oder daß er gerade in einer Gegend wandelte, wo ein Staatsrath oder dergl. krank liegt, denn da duldet die Polizei humanerweise keine Musik. Auch in Gesellschaften wird manchmal so lange nicht musizirt, als durchaus nöthig ist, um die erforderlichen Entzückungen über den wundervollen Gesang der Tochter oder Freundin vom Hause kund zu geben. Indessen hat es in jüngster Zeit auch an erfreulichen und erfreulichsten musikalischen Leistungen nicht gefehlt. Zu Ehren Mendelssohns durfte freilich nichts geschehen — Spohr konnte den heimgegangenen Freund nur im Stillen betrauern — dagegen gaben das fünf- und -zwanzigjährige Jubiläum des von Spohr gestifteten und unter seiner Leitung stehenden „Cäcilienvereins," die Jahresfeier der Wiegandschen „Singakademie," der Mildthätigkeitssinn des von dem jungen ausgezeichneten Violinvirtuosen Bott geleiteten „Musikvereins" 2c. willkommene Anlässe zu den trefflichsten Produktionen und genußreichsten Abenden. Warum aber eine Todtenfeier für Mendelssohn im Hoftheater nicht stattfinden durfte, das verrathe ich natürlich nicht, wenn auch Jemand so indiskret wäre, darnach zu fragen, oder so anmaßend, dafür einen Grund zu verlangen.

(Schluß folgt.)

Hannover, Februar.

(Fortsetzung.)

Die ständischen Wahlen.

Ostfriesland will eigentlich von der Landsmannschaft mit Hannover nichts wissen; in Osnabrück steckt ein sehr starrer Provinzialismus; Bremen ist stolz auf seine Geschichte und seine freie Gemeindeverfassung, und scheut jede allzunahe Berührung mit den althannoverschen Provinzen; der Verbindung mit diesen schreibt Hildesheim viel vom Sturz seiner alten Herrlichkeit zu, und grollt uns darüber; die Gegenden an der Oberweser sympathisiren mit dem Zollverein, und die meisten dieser unserer innern Feinde haben — gestehen wir es nur — nicht unrecht. Das kommt von dem „calenbergschen" Geist, der in den alten Provinzen steckt und der dem Hofrath Holscher trotzdem noch nicht ausgebildet genug ist. Jezt eben nahm das Land — das ganze hannoversche meine ich — einmal einen Anlauf zur Einmüthigkeit: es war bei den Wahlen zu dem nächsten Landtag. Wer war es, der dem übereinstimmenden Zuge nach kräftiger, selbstständiger, unabhängiger Vertretung am wenigsten folgte? Calenberg. Mit diesen Wahlen ist es eigenthümlich zugegangen. Gleichsam über Nacht wurden sie ausgeschrieben und mit einer Hast betrieben, als folgte ihnen die äußerste Noth auf der Ferse. Seit fast zwei Monaten sind sie zu Ende und noch wird an den Landtag nicht gedacht, ja, wenn man Gerüchten trauen darf, ist vor noch einmal so langer Frist nicht daran zu denken. Wem kann man nun verargen, wenn er annimmt, daß die stürmische Beeilung der Wahlen darauf berechnet war, das Land zu überraschen, zugleich Verabredung und Uebereinstimmung zu verhindern? Durch die Nothwendigkeit eines frühen Landtags war sie nicht geboten, denn der Landtag wird ein sehr später. Man hätte dem Lande zu den Wahlen füglich vier, fünf Monate länger Zeit lassen können, sie wären doch noch zeitig zu Ende gekommen. Mit dieser Eile, das ist gewiß, war es nicht gut gemeint. Nicht so bestimmt kann man als zweiten Beweis dafür den Gang annehmen, welchen die leitende Behörde bei den Wahlen einschlug. Die ersten Wahlen ordnete sie nämlich in den vermeintlich schwächsten Corporationen an, in denen, welche sich regelmäßig der Regierung nachgiebig erwiesen und namentlich für den geschlossenen Landtag ihr eine ganze Phalanx von Beamten gestellt hatten. Diese Corporationen, scheint es, sollten, wenn nicht dem Lande das Beispiel gefälliger Wahlen geben, doch mindestens an den entschiedenen Wahlen der stärkern und unabhängigen Corporationen kein Beispiel vor sich haben. Also wurden sie vorangestellt. Da ergab sich das Unerwartete: gerade diese Corporationen verwarfen ihre früheren Vertreter insgesammt, nahmen keinen Beamten mehr, sondern schlichte vertrauenswürdige Männer aus ihrer Mitte. Damit war das Banner für die Landeswahlen aufgepflanzt, sein Wahlspruch lautete: „Keine Beamten mehr!" Was das bei uns sagen will, weiß nur wer unsere landständische Geschichte kennt. Anfangs wählten die meisten Körperschaften nur Beamte, weil sie keinem andern, namentlich keinem nicht juristisch gebildeten Kopf die Fähigkeit zutrauten, im Rath des Landes mitzuwirken; allmählig kam man zwar von diesem Vorurtheil für die Juristen etwas zurück, allein das ganze ständische Institut hatte noch keine Wurzel im Lande, und weil die Corporationen die Diäten und Reisekosten an ihre Abgeordneten damals noch selber bezahlen mußten, so wählten sie aus Schonung für ihren Haushalt lieber einen Beamten in der Hauptstadt, der sie umsonst vertrat, als daß sie einen Mann aus ihrer Mitte um den Preis der unerheblichen Tagegelder erworben hätten. Mit der Reform von 1830 und nachher — unter dem Staatsgrundgesetze — wurde die Zahl der Beamten in der Kammer nicht viel kleiner, aber die der Deputirten überhaupt größer, so daß diese nicht mehr den ganzen Einfluß hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 18

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 62. Montag den 13. März 1848.

In den Dörfern, in den Städten
Keiner ist so frei und reich,
Uns, wir könnten, Brüder, wetten,
Ist kein Baur auf Erden gleich.

Lavater.

Willi, der Schütz.

Eine Erzählung von Theodor Mügge.

I.

Wo der Vierwaldstätter See seine tiefe südliche Bucht in den Schooß der Alpen schickt, liegt die kleine schweizerische Republik Unterwalden, welche mit ihren Felsen und Bergtriften die malerischen Ufer des reizendsten aller Schweizerseen bekränzt. — Wie schön ist es hier, wenn am hellen Sommermorgen die Nebel verschwinden, und nun der Rigi, der Pilatus, die Felsenhörner von Schwyz und alle die ungeheuren Gebirgsstöcke, bis zu der fernen blendenden Jungfrau und dem schwarzen Mönch in den lichtglänzenden Himmel treten. — Führt die Barke den Wanderer dann durch die Bucht in's Land Unterwalden, so erblickt er saftige Matten, Fruchtfelder und liebliche Thäler, an deren Abhängen große und kleine Menschenwohnungen stehen. Ein Wald von Fruchtbäumen nimmt ihn auf, der den Flecken Stanz in seinen duftigen Mantel hüllt. Große Höfe liegen am Wege, die zierlichen Holzhäuser mit Galerien und vielen Fenstern, welche er so oft in Abbildungen geschaut hat, stehen leibhaftig vor ihm, und ein Traum des Glücks läuft durch sein empfindsames Herz. Hier ist das Land der Freiheit, hier wohnen stolze Männer in uralter Herrlichkeit, hier ist kein Graf und kein Junker, kein Kanzler, kein Fürst und kein Soldat. Hier wohnt die Bürgertugend und die Gleichheit, das heilige Recht, das mit dem Menschen geboren ist, die Größe der Natur im Einklange mit der Größe wahrhafter Menschen.

Ueber Stanz hinaus, wo der Weg durch den Kernwald nach Kerns und Sarnen führt, stand vor einigen Jahren ein Haus, über dessen Thür mit halb erloschenen Buchstaben der Name: Pintenwirthschaft angeschrieben war. Eine Pintenwirthschaft ist ein Ort, wo der Wanderer Wein, Brod und sonstige Erfrischungen gegen Zahlung erhalten kann, und dieses Haus mit seinen braunen Balken, seinen kleinen Fenstern und hoher Vortreppe von abgenuzten Steinstufen sah ganz so aus wie eines, das mancherlei Gäste lange schon gespeist und getränkt hatte. — War man drinne, so führte ein schmaler dunkler Gang in das Gastzimmer. Es war nicht hoch und nicht gar groß, aber reinliche Holztische und Stühle standen längs der Wände. Alles sah blank und einladend aus; denn Reinlichkeit ist auch hier, wie überall in der Schweiz anzutreffen bei Arm und Reich, und ist bekannt als eine Hauptzierde der Bewohner dieses Landes. Die Sonne schien warm herein, die Fenster standen da und dort offen, ein Zugwind flog durch den Raum und scheuchte die Fliegen fort. An der Wand hingen ein paar alte Holzschnitte unter Glas in schwarzen Rahmen und aus der Ecke sprach mit Tick und Tack die Schwarzwälder Uhr, deren Zeiger auf der vierten Nachmittagsstunde stand.

An Gästen waren nur zwei im Gemach, die oben in der Ecke saßen, vor sich einen Schoppen Wein in weißer Halsflasche, der vermuthlich am Züricher See gewachsen war; etwas herbe und sauer, aber doch Wein und wie sie sagen ein gesundes Getränk für den, der sich daran gewöhnt hat. Gewohnheit aber thut Alles in der Welt und ist die große Mutter des Lebens aller Menschen. — So lag auch, eben weil's

so seyn muß, hier neben der Weinflasche und den halb gefüllten Gläsern ein mächtiges Stück Käse und ein ganz kleines Stück Brod, und der Mann, welcher dort auf dem Schemmel saß, hielt den Käse in den Fingern und schnitt mächtig tief hinein, vom Brode dagegen nahm er nur dann und wann einen Bissen. Butter war nicht zu sehen, denn diese wird gar selten von einem Schweizer gegessen; am Butteressen erkennt man den Fremden. Diese Beiden aber waren ganz gewiß ächte und rechte Landeskinder, das sah man ihnen an in jeder Miene und jeder Bewegung, selbst wenn sie nicht das breite allemannische Deutsch gesprochen hätten, das so leicht keiner sich eigen macht, der es nicht von Jugend auf hört und lernt.

Der Eine von Beiden war ein junger, untersezter und breitschultriger Bursche in blauer Jacke von grobem Wollenzeug, weiten Zwilchhosen und Nagelschuhen mit fingerdicken Sohlen, die wahre Tracht der Landbewohner in den Bergen; der Andere besaß wohl einen Rock, aber er hatte ihn ausgezogen, auch trug er Stiefeln von derbster Art. Ein mächtiger Regenschirm stand am Fenster, wie ihn Landleute auf Reisen immer bei sich führen; auf dem Griff steckte ein abgetragener Hut mit kaum sichtbarer Krempe und drüben auf dem andern Tische lag ein großer Packen in Wachsleinwand eingeschlagen auf einem Gestell mit Tragebändern versehen. — Der Mann war ein Landkrämer, der von Hof zu Hof wandernd ein lustiges und beschwerliches Leben führt, und wer den Zug der Pfiffigkeit in seinen Augen betrachtete, der unter Treuherzigkeit versteckt lag, und sein langes braungebranntes Gesicht, das ein paar Züge um die spitze Nase und den großen Mund besaß, als wäre es immer zum Lachen und Schwatzen aufgelegt, der konnte vermuthen, daß dieser lustige Krämer gute Geschäfte machen müsse. — Er war viel älter als sein Nachbar, aber doch noch ein rüstiger Mann; der Bursche dagegen konnte über die fünf-und-zwanzig nicht hinaus seyn, und wie er da saß, sein röthlich blondes Haar ihm über die Stirn fiel, seine Augen wild und düster in den Wald hinaus starrten und seine Lippen vor Aerger oder Zorn sich fest zusammenkniffen, schien er ein Gesellschafter, der gar nicht zu dem sorglosen Krämer paßte und lieber einen Ringkampf mit ihm halten, als Wein trinken mochte.

„Bist ein Narr, Willi," rief der Krämer seinem Nachbar zu; „machst deine Tage bitter und schaffst doch nichts mit all' deinem Mühen." — „Mein Recht will ich!" erwiderte der Bursche und legte seine Faust mit solcher Gewalt auf den Tisch, daß der Teller mit dem Käse in die Höhe flog und die Flasche beinahe umfiel. — Der Krämer hielt sie fest und sagte sanft: „Schlägst dir die Finger wund, Bübli, und wirst Wundpflaster brauchen; kann dir für einen Batzen ablassen. Bist aber doch ein Narr, schreist nach deinem Recht und hast doch kein's." — „Was!" sprach der Bauer heftig, „ich habe kein's?" — „Nicht einen Finger breit," sagte der Krämer, seinen Käse abschälend.

„Ist es denn nicht himmelschreiend?" fuhr Willi fort. „Mein Vater hat das Feldstück an der Halde redlich erworben und die Matte dazu ober St. Jakobs Kirchli. Wir haben sie besessen bis auf diesen Tag, bis es dem Hilberg einfiel zu behaupten, das Land sey sein Familiengut gewesen, hätte nie verkauft werden können. Es hätten die Landesfeinde, die Franzosen und ihre Anhänger, es seinem Vater gewaltthätig entrissen, daß er gezwungen war, es für ein paar lumpige Gulden hinzuwerfen." — „Bist ein leidenschaftlicher Mann," fiel der Krämer ein. „Dein Vater kam damals mit den Franzosen 1798 in's Land und sezte sich fest mitten in den Unruhen. Die verwünschte Mediationsakte duldete es nicht, daß die fremden Landläufer hinausgejagt werden konnten, wie es seit alten Zeiten Recht war. Da kaufte Mancher damals etwas, was jezt mehr werth ist, und man kann es Niemand verdenken, wenn er nach seinem Gut sieht."

(Fortsetzung folgt.)

Der Etruskerkönig.

(Schluß.)

„So sey es!" hob der Augur an und richtete sich empor. „Wir wollten dem Verderben trotzen, das die Götter uns verkündigt, ohne zu wissen, welches Verderben sie meinten. Du, Lars Larcna, du hast Zwingherrschaft geführt über die Städte Etruriens, du hast deinen Arm ausgestreckt über das Meer, nach der Insel, deren Volk nichts gemein hat mit dem Volke der Etrusker. Sieg über Sieg war dein Theil, aber siehe! der Sieg selbst war dein Verderben. Als du den Nagel einschlugest in das Tempelhaus, da wähntest du, deinen Thaten feste Dauer zu geben, aber siehe! verworfen liegt der Nagel auf dem Boden der Halle."

„Wahnsinniger Frevler!" rief ihm Larcna entgegen. „Vergaßest du, daß ich noch stehe, ungebrochen, der König, der Herr über Leben und Tod des Etruskervolkes? daß es nur eines Winkes von mir bedarf, um dich denselben Weg zu senden, den jene gottverhaßten Siegesboten gegangen sind? Nicht Anklage und nicht Richteramt ist dein Theil, nichts anderes als die Wissenschaft von den Zeichen der Götter, mit der du meinem Dienste verpflichtet bist und die ich verehre, wie wenig ich dich selbst fürchte. Darum noch

einmal: nach dem Gesetze deiner Wissenschaft, nicht nach deinem eigenen thörichten Sinne sprich es aus: was kündet das furchtbare Zeichen?"

Schon hatte sich der Augur auf's Neue tief geneigt. Mit gebrochener Stimme, aber den Nächsten verständlich genug erwiderte er: „Deinen Tod!" — „Deinen Tod!" wiederholte der Chor der Augurn. „Deinen Tod!" schrie das versammelte Volk, die festlichen Prachtgewande im Ungestüm der Leidenschaft zerreißend. Lars Larcna glaubte eine eiserne Hand zu fühlen, die ihm nach dem Herzen griff.

Doch noch einmal raffte er sich auf. „Der Tod," so rief er, „kann mir gesandt werden, schnell und plötzlich, wie der Blitz des Vejovis. Aber noch ist er nicht da, noch bin ich euer König! Darum sprecht, ihr Augurn, große Macht übt ihr in den Geheimnissen des Schicksals: was vermöget ihr gegen das Zeichen des Blitzes, der von Sonnenuntergang niederflammte und mein Jahreswerk vernichtete?" — „Ueber den Blitz des Vejovis," erwiderte der Führer der Augurn, „haben wir keine Macht. Aufheben können wir nicht, was er verkündet. Aber hinausschieben, auf eine Frist, auf die Dauer von zehn Jahren, können wir seine Erfüllung. Befiehl, König, und die Sühnhekatombe beginnt, und zehn Jahre sind dem Leben dessen geschenkt, auf den die Völker Etruriens schauen!"

Der König winkte, und eilig machte sich ein Jeder, von dem bangen Harren gern zur rührigen Thätigkeit übergehend, an's Werk. Die Augurn bereiteten den Plan, die Priester schafften die Opfergeräthe herbei, eine Schaar eilte hinab zur städtischen Trift, eine Heerde Opferviehes zu dem gewaltigen Opfer, das den Göttern gebracht werden sollte, empor zu holen; eine andere Schaar zum Walde, Bäume zu dem großen Scheiterhaufen zu fällen, der auf dem Opferplatze zu errichten war. Lars Larcna aber saß verhüllten Hauptes auf den Stufen des Tempels, die sühnende Feier erwartend, die seinem Leben und seiner Herrschaft noch eine Frist schenken sollte.

Stunde auf Stunde verrann. Die Sonne senkte sich bereits gegen den Saum der Erde, mildkühlende Abendlüfte wehten von dem See herüber. Die Stiere waren emporgeführt und unter den üblichen Gebräuchen geschlachtet worden; der Scheiterhaufen, ein breiter Bau aus kunstgemäß verschränkten Stämmen, war aufgeschichtet und die Schaar der getödteten Thiere, die den Göttern zum Opfer verbrannt werden sollten, auf seinem Rand umhergereiht. Die Purpurscheibe der Sonne verschwand hinter den fernen Bergen, und wie mit ihren dämmernden Schatten die Nacht geschritten kam, begann die Fackel des Scheiterhaufens, Stadt und Gegend überstrahlend, emporzuflackern.

Da sprang Lars Larcna, den königlichen Mantel von sich werfend, mit dem er sein Haupt verhüllt hatte, von den Tempelstufen empor. „Nein, nein, nein!" rief er aus. „Ward ich König, um wie ein Missethäter, dem das Beil geschliffen ist, eine Frist zu erbetteln? Soll ich zehn Jahre leben, um zehn Jahre hindurch jeden Tag, der mich dem Ende der Frist entgegenführt, Todesgrauen zu dulden? Nein! ist mein Haupt den Unterirdischen verfallen, so sey's! König bin ich und habe die Macht, mit jener Frist zu schalten nach meinem Willen. Wohlan denn, ihr, denen dieß Opfer flammt: ein nie gesehenes sey euch gebracht!"

Er stürzte sich in den Scheiterhaufen und die flammende Glut barg ihn vor den Blicken des Volkes.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Die Revolution.

Jedermann weiß, daß es zu Anfang Februars stark in Paris gährte, und daß man unruhige Auftritte erwartete, wenn Ludwig Philipp und sein Minister nicht so klug waren, bei Zeiten nachzugeben und sich dem allgemeinen Willen zu fügen. Daß aber ihre Halsstarrigkeit eine allgemeine Umwälzung im Staate nach sich ziehen würde, dieß hatte man nicht erwartet, wenn auch einige kluge Politiker davor, wie vor einem in der Ferne aufziehenden Gewitter gewarnt hatten. Die am Ruder Sitzenden glaubten Alles vorgesehen, sich gegen alle Gefahren hinlänglich geschützt zu haben. Der Sturm ist aber so plötzlich ausgebrochen, das Gewitter ist mit einer solchen Heftigkeit niedergefallen, daß an keine Abwendung der Gefahr zu denken war. Man kann das Vorgefallene mit einem Erdbeben vergleichen, das in Zeit von einigen Sekunden oder Minuten das Stehende zum Sturze bringt, und wogegen kein Schutzmittel hilft. Am Morgen des 23. Februars war zwar ganz Paris in Gährung, aber bewaffnet war außer den Truppen und der Nationalgarde fast Niemand, und Abends am 24. Februar war der Thron umgestürzt und der König schon fern von Paris. Am Mittwoch standen mehr als fünfzig tausend Mann Truppen in und um Paris, in der Absicht, die Regierung zu schützen, und Tags darauf zog das Volk siegreich in die Tuilerien ein; dießmal wie

im Jahr 1830, haben die Proletarier, Leute, die nichts zu verlieren haben, und wenn sie einmal erhizt sind, sich vor keiner Gefahr, vor keinem Hindernisse scheuen, Alles entschieden, freilich mit Zustimmung, sogar mit Hülfe der Nationalgarde, das heißt der eigentlichen Bürger, ohne welche die Proletarier schwerlich einen solchen Sieg würden errungen haben, besonders da es großentheils die Bürger waren, welche die Truppen vermochten, von ihren Waffen gegen die Volksmenge keinen Gebrauch zu machen, und zulezt sich sogar von ihr entwaffnen zu lassen. Man preist den Pöbel sehr, daß er im Taumel seines Siegs so große Mäßigung bewiesen und sich von den vielen Kostbarkeiten, welche ihm in die Hände gefallen waren, so wenig zugeeignet hat. Allerdings hat man mehrere schöne Züge von Uneigennützigkeit und Edelmuth beobachtet; aber leider hat sich die dem Pöbel angeborene Zerstörungssucht auf furchtbare Weise gezeigt. Im Tuilerienschlosse sind die meisten Kostbarkeiten zerstört; im Palais-royal hat man Gemälde und Bibliothek verbraunt; im Schlosse zu Neuilly ist wenig gerettet worden, und fast das ganze Schloß ist in Asche verwandelt; ein Landhaus Rothschilds ist auch zum Theil zerstört, und wenn in Paris nicht größere Verheerungen vorgefallen sind, so hat man es der Dazwischenkunft der Nationalgarde und dem Zureden einiger energischen Männer zu verdanken, welche den Pöbel überredet haben, von seinem Vorhaben abzustehen. Auch Privatinteressen leiteten einen Theil des Pöbels bei dieser Verheerung; so wollten die Tagelöhner in den Buchdruckereien mit Hülfe des Pöbels die mechanischen oder Druckpressen zerstören, bloß weil sie dieser Erfindung längst feind sind und sich gegen dieselbe verschworen haben. Das Verbrennen der Gebäude an der Eisenbahn nach Rouen rührt großentheils von Bauern aus den umliegenden Dörfern her, welche wahrscheinlich durch die Anlage der Eisenbahn einige Privatvortheile eingebüßt hatten, oder sich dafür rächen wollten, daß man Arbeiter aus England gebraucht hatte. Einige Bösewichter, welche das Mordbrennen aus Liebhaberei und wie einen Spaß betrieben hatten, hat man ergriffen, um sie vor Gericht zu stellen. Andere sind auf frischer That überfallen und auf der Stelle niedergemacht worden. Noch Andere haben sich durch Unmäßigkeit zu Grunde gerichtet, indem sie wüthend über berauschende Getränke hergefallen waren und sich betrunken hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Cassel, Februar.

(Schluß.)

Musik. — Literatur. — Staatsrechtliche Händel.

Nachträglich wurde des hingeschiedenen Meisters, des Freundes und Verehrers unseres großen Spohr, am Abend der Cäcilienvereinsfeier gedacht, indem man einen Chor aus dem Oratorium Paulus aufführte und durch Vortrag eines vom Opernregisseur Birnbaum verfaßten Gedichts dem großen Trauerzuge des Frühverblichenen klagend sich anschloß. Ein »Souvenir de Mendelssohn« — »Fantaisie brillante für die Violine,« von unserm Hofmusikus Hilf, der, wie es scheint, nicht genug deutsch versteht, um französische Titel zu vermeiden, hörten wir neulich in einem herrlichen Conzerte dieses trefflichen Künstlers. Die Aufführung des Elias wird für Charfreitag von Spohr vorbereitet. Das Personal unseres Orchesters ist kürzlich durch Annahme des jüngern Fischer zum Musikmeister vermehrt worden. Die Schwester dieses jungen Meisters, Fräulein Fischer, die nach Abgang der unvergeßlichen Clara Jahn an deren Stelle trat, verläßt uns leider schon zu Ostern wieder. Sie ist, wie es heißt, „zu klein" befunden worden, während das Publikum die muntere talentvolle Künstlerin bereits liebgewonnen hatte. Eine wahrhaft erfreuliche Erscheinung ist seit einigen Monaten unsere Oper. Nur ältere Personen wissen von einer bessern Zeit zu reden, das jüngere Geschlecht sah einen solchen Verein der trefflichsten Kräfte noch nicht. Fräulein Waller ist eine gewaltige, siegende Erscheinung; zwar fehlt es nicht an Ausstellungen, doch wagen die Meisten nur mündlichen Tadel, und zu diesen gehöre auch ich.

Schließlich noch ein Wörtlein über unsere literarischen Zustände. Lange Zeit war ich der Meinung, wir hätten eigentlich gar keine Literatur, allein das kann doch nicht richtig seyn; wir haben ja eine Censur, folglich müssen wir auch eine Literatur haben, denn „wo Rauch ist, da ist auch Feuer." Die Sache ist nur die, daß ich von der Literatur nichts gemerkt habe. Die politische Literatur ergeht sich in den politischen Zeitschriften und Broschüren, und diese sind bei uns verboten; die nicht verbotenen enthalten aber keine vaterländische Literatur, und wenn sie welche enthalten, so streicht die Censur sie heraus, vorausgesezt, daß nicht die Censur darin herausgestrichen wird, wie z. B. in der Rede des Dr. Weinzierl aus Fulda. Belletristische Literatur kenne ich ebenfalls nicht: diese ist hier lediglich in den Händen der Frauenzimmer, und von den Schöpfungen dieser bin ich, mit Erlaubniß zu sagen, kein Freund. Doch mache ich Ausnahmen, zum Beispiel — indessen Beispiele sind verhaßt,

„und die Eine,
die ich meine,
wird mich schon verstehn" —

„Ja," seufzen die Casselaner und Casselanerinnen manchmal, „ja, als Koch, als Dingelstedt noch hier waren!" Nun, wenn die Sehnsucht einmal recht stark würde und an rechter Stelle sich zeigte, ließe sich vielleicht einer oder der andere zur Heimkehr bewegen. Es fehlt ja doch an allerlei Räthen, namentlich an guten Räthen! — Ein heftiger Federkrieg hat sich neuerdings um das Fürstenthum Waldeck erhoben, worüber Kurhessen die Lehensherrlichkeit in Anspruch nimmt. Waldeck hat sich geweigert, die Wiederbelehnung zu empfangen, weil das alte Lehensverhältniß wegen der erlangten Souveränität erloschen sey, und Hessen hat sich deßhalb an den Bundestag gewandt. Nun ist Professor Eduard Wippermann zu Halle — derselbe, dem wegen seiner brüderlichen Liebe der kurhessische Staatsdienst verschlossen wurde — ein zweiter Coriolan, gegen sein Vaterland aufgetreten und zeigt, daß Waldeck Recht habe. Schrecklich! Das konnten die hessischen Patrioten nicht so mit Stillschweigen hingehen lassen. Zunächst ist Obergerichtsanwalt Alsberg mit einem kleinen, sehr gründlichen und beifällig aufgenommenen Schriftchen in die Schranken getreten. Er will dasselbe nur als die „unmaßgebliche Aeußerung eines Privatmannes" betrachtet wissen, wozu er durch „die Liebe zum Vaterland" veranlaßt worden sey. So problematisch nun auch die „wichtigen Vortheile oder Nachtheile für sein Vaterland" seyn möchten, so verdient doch die tapfere Aufnahme des Wippermannschen Fehdehandschuhs um so mehr Anerkennung, als damit zugleich der unumstößliche Beweis geliefert wird, wie Unrecht Herr von Buttler unlängst hatte, als er behauptete, die Juden (Alsberg ist Israelit) hätten außer Palästina kein Vaterland. Andere Kämpfer sind noch zu erwarten, namentlich schärft auch der berühmte hessische Historiograph, Archiv- und Censurcommissions-Direktor von Rommel, der kürzlich das Commandeurkreuz erhalten hat, sein großes und breites Schlachtschwert. Dagegen wird der Obergerichtsanwalt Fr. Oetker, wie mir gesagt wurde, zu Gunsten Waldecks auftreten. „O schwere Zeit von Blei und Eisen!"

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 63. Dienstag den 14. März 1848.

— What seem'd corporeal melted
As breath into the wind. 'Would they had staid!
Shakespeare.

Alpdrücken.

Tiefkeuchend lag um Mitternacht
Herr Veit, von dunkler Zaubermacht
Mit bösem Traum berücket.
Ihm auf der Brust lag's felsenschwer
Und hielt ihn zwingend mehr und mehr
Mit wilder Kraft umstricket.

Doch wie er rang und ängstlich rief,
Da aus dem Taumelschlafe tief
Kehrt' ihm der Geist zurücke.
Und als er aufschaut und erwacht,
Da hat er schnell bei sich bedacht:
Der Alp sey's, der ihn drücke.

Und weiter ihm zu Sinne kam,
Was er vom Urahn einst vernahm
In frühen Kindesjahren:
„Der Alphe gehet Nachts im Haus
Durch Schlüsselloch nur ein und aus,
Drum soll man's wohl verwahren."

Und rasch gefaßt, ergreift die Last
Herr Veit, wirft ab den schlimmen Gast,
Springt rüstig auf die Füße
Und mit drei Schritten nach der Thür,
Daß er nach Geisterzwangsgebühr
Das Schlüsselloch verschließe.

Nun zündet er das Lämpchen schnell,
Und wie er leuchtet hin zur Stell',
Gewahrt er froh erschrocken

Mit flehend sanftem Angesicht
Ein Feenfräulein, schlank und licht,
Umwallt von goldnen Locken.

Er starrt, dann sinkt er selig hin:
„O möchtest du, Gebieterin,
Dem blöden Sinn verzeihen,
Wenn er im wirren Augenblick
Verkannt, welch ungeträumtes Glück
Die Götter ihm verleihen!"

Das Fräulein lächelt still und schweigt,
Und wie sie über ihn sich neigt
Mit lieblichem Erbarmen,
Umfaßt er kühn den Götterleib
Und hält das wunderholde Weib
Unlöslich in den Armen.

So mochten süßvereint die Zwei
In traulicher Einsiedelei
Viel liebe Tage leben.
Nichts lockt' ihn mehr in's Feld hinaus,
Und sie auch schien im engen Haus
Sich gern der Haft zu geben.

Nur Eines bat sie immerdar,
Das er nicht sehr gewilligt war,
Doch bat sie unverdrossen:
„Laß in's Gemach doch Luft und Licht,
Halte das Schlüssellöchlein nicht
So wunderlich verschlossen."

Er aber ließ es wohl verwahrt,
Sie aber nicht von ihrer Art,
Bis des Versagens müde,
Er denkt: was kann es schaden noch?
Ein Weib geht nicht durch's Schlüsselloch;
Du stillest ihr Gemüthe!

Kaum ist das Schlüssellöchlein frei:
Verschwunden ist die schöne Fei!
Wo ist sie hingekommen?
Sieh' da! ein Federlein vom Schwan
Kommt gaukelnd, schaukelnd wie ein Kahn
Leicht durch die Luft geschwommen.

O wie erschrocken steht Herr Veit!
Er streckt wohl seine Hände beid',
Die Gondlerin zu fangen;
Er greift wohl zwei und dreimal zu,
Das Federlein, das ist im Nu
Durch's Schlüsselloch gegangen.

Ferd. Bäßler.

Willi, der Schütz.

(Fortsetzung.)

„Es ist nicht sein Gut," erwiderte der Bauer. „Wir haben es redlich bezahlt, haben es fruchtbar gemacht, allen Fleiß und alle Sorge darauf gewendet. Ist ein klein Stück Land, das den reichen Hilberg nicht viel reicher macht, während ich ein Bettler geworden bin. Es geschieht zwar hier im Lande jeden Tag tausendfaches Unrecht, aber es ist doch noch keinem so gegangen wie mir." — „Ist's Andern nicht so gegangen wie dir, so ist die Schuld dafür auch dein," sprach der Andere. — „Wer kann mir Unrechtes nachsagen?" fragte Willi. — „Bist ein fleißiger Bursch, sagen die Leute," fuhr der Krämer fort, „hast ein gut Geschick zu vielen Dingen, aber bist ein hochfahrender, trotziger, vorlauter Bub', der sich was dünkt vor dem Herrn, der den Rücken nicht krumm machen und nicht schweigen kann, wenn gute Leute reden, der den ehrwürdigen Vätern, die im Lande umherwandeln, nit die Händ' küßt, und dem Herrn Pfarrer auch nit, wie sich's gebührt. Siehst du, Willi, das sagen sie; hast Nesseln ausgesäet und erntest die Dornen alldieweil. Wir können hier keinen Burschen brauchen, dem nichts recht ist, was zu Recht besteht, und laut sagt, daß es ihm nicht gefalle."

Willi schwieg eine Weile; dann sprach er finster in sich hinein: „Ich bin ein freier Mann, kein Knecht; bin gerade so gut wie irgend Einer, habe Blut und Fleisch und Seele und Herz, wie ein Anderer, und dasselbe Recht von Gott bekommen." — „Da höre Einer!" rief der Krämer lachend. „Falscher Bub' du, sag' mir an, bist du etwa im Landrecht?" — „Nein," erwiderte Willi, „bin nicht im Landrecht." — „Dein Name steht also nicht aufgeschrieben bei denen, die vor 1641 im Lande Niedwalden wohnten?" — „Macht keine Possen mit mir, Peter Schramm," erwiderte Willi, die Stirn reibend. — „Bist auch nicht bei denen, die nach 1695 sich festsetzten?" sprach der Krämer weiter. — „Bin bei keinen von Allen," murmelte der Bauer. — „So bist auch nicht im Allmandrecht, bist nicht in der Genossame, bist nicht einmal ein Beisasse, wie ich es bin. — Sieh, Willi, ich bin ein ganz anderer Kerl wie du und sage doch, ich habe kein Recht, wenn mich Jemand fragt, bücke mich bis auf die Erde und reiß' den Deckel vom Kopf, wenn ein Herr vom Landrath hundert Schritt vor mir daher kommt. Darum bin ich wohlgelitten und sieht jeder den lustigen Peter Schramm gern. — Jeden Augenblick fällt es mir ein, daß ich keinen Theil habe an den Allmanden, daß ich kein Gemeindeglied bin, kein Mann aus der Genossenschaft, der eine reiche und mächtige Freundschaft besitzt, die ihn schützt. Es fällt mir auch ein, daß ich nicht mit wählen kann die acht-und-fünfzig Herrn vom Landrath, welche Richterstühle und Aemter einnehmen, daß ich um Leib und Leben keine Feindschaft haben darf, und doch bin ich im Landrecht und kann bei der Landgemeinde erscheinen und mitstimmen. — Nun schau an, Willi, was kannst du von Recht sagen? Bist nichts als ein Fremder hier, der auf Heimathschein sitzt, und wenn hundert und aber hundert Jahre vergehen, kannst kein Landmann, kein Gemeindeglied, nicht einmal ein Beisasse werden, bleibst ein Fremder bis in alle Ewigkeit und hast keinen Finger breit Recht, darfst nicht einmal den Nachtwächter mit wählen."

„Ich bin ein Mensch!" rief Willi ingrimmig. — „Da bist du wahrhaftig wenig genug," lachte Peter Schramm, der gemächlich während des Redens den Käse verzehrt hatte und die Rinde zum Fenster hinaus warf. „Höre an," sprach er weiter, indem er beide Arme auf den Tisch stemmte und den Zeigefinger an seine lange Nase legte, „will dir sagen, mein Bübli, was du noch nicht zu wissen scheinst. Bist hier im guten Lande Unterwalden, wo ein Mensch gar kein Recht hat, wenn er nicht ein Mensch ist, der zu den alten Landleuten von 1641 oder wenigstens doch zu den neuen Landleuten von 1695 gehört. Merk auf, Bub', was ich dir rathe: Mußt nie gegen den Stachel lecken wollen, wo du ihn nicht abbrechen kannst. Du hast deinen Prozeß verloren; das war ganz in der Ordnung.

Hilberg ist ein mächtiger Herr und du bist ein fremder Mann. Seine Urgroßväter schon sind Landräthe, Richter, Landammänner gewesen. Du bist hergeschneit und bist ein Nichts, eine Schneeflocke, ein Hauch kann dich wegblasen. — So sey gescheidt, du wilder Bub', und mach's nicht böser, wie es schon ist."

„Ihr sagt's, wie es ist, Peter," sprach der Bauer dagegen, „aber nicht wie es seyn sollte. Die alten Familien, die Herren, das ist unser Unglück. — Sie haben Alles und sind Alles, sie und die Mönche; wir haben nichts und sind nichts." — „Warum bist du kein richtiger Landmann? hättest es auch so," rief der Krämer dazwischen. — „Warum bin ich nicht Gott selbst?" schrie Willi; „wollte mit meinen Donnerkeilen ihnen auf die Köpfe! — Aber warum kann es nicht so seyn, wie es in Zürich und Bern ist?" fuhr er ruhiger fort. „Warum haben nicht alle Bürger gleiche Rechte? Warum werden Landräth' und Richter nicht vom Volk gewählt? Warum hat nicht jeder Theil an dem Allmandgut, und warum ist es wenigstens nicht so, wie es war, als die Mediationsakte galt? — Es sind unsere Tyrannen, die acht-und-fünfzig Herren und ihr Anhang, machen und thun was sie wollen, das Land ist voll Armuth und voll Bettler, weil sie Geld und Gut und Recht an sich reißen und jeden hassen und verfolgen, der es wagt, ein Mann zu seyn."

„Still!" rief der Krämer, indem er sich scheu umsah, „still, du Narr! Ich sag's ja, dir ist Recht geschehen, und wenn dein Vater nicht mein Freund gewesen wär', ich ging' hin und brockte dir eine Suppe ein, mit der du dein Lebtag nicht fertig würdest. — Kannst dein Maul nicht halten, so lauf was du laufen kannst, nach Zürich oder Bern; wird immer besser seyn, als hier bleiben. Wenn's die Herren wüßten, wie du rebellirst, sie zögen dich vor's Blutgericht und würden wenig Umstände machen mit einem Tolerirten. Kämst vielleicht damit davon, daß sie dich ein paar Monate in den Stock sperrten, ein hundert Hiebe aufzählen ließen und endlich dir das Urtheil sprächen, einen Eisenring mit einer Klingel auf fünf Jahre um den Hals zu tragen. — Habe Manchen schon mit einem solchen Halsschmuck umherlaufen sehen, zum Gespött und Gelächter aller Dirnen im Lande, und hatten bessere Sippschaft wie du."

Willi sagte nichts darauf und ballte grimmig die Fäuste. Die Wahrheit dessen, was er hörte, war ihm genugsam bekannt. Im Lande Unterwalden gibt es kein Zuchthaus, man schickt die Gestraften, wenn sie durchgepeitscht sind bis auf's Blut, mit der Klingel um den Hals nach Haus und läßt sie laufen und arbeiten. Die Wuth über den Gedanken, daß es ihm so gehen könnte, faßte den jungen Bauer so heftig, daß er laut stöhnte und mit beiden Händen sein Gesicht bedeckte. — Peter Schramm stand auf und legte die Hand auf seine Schulter. „Schau um dich und sey ein Mann," sagte er; „hast es nöthig, Willi, hast zu Haus das alte Weib, deine Mutter. Was soll aus ihr werden, Bub, wenn sie dich jagen, fangen, einwerfen? Sie wird gehezt wie heimathlose Leut' durch Wald und Dorn, gestoßen, geschlagen; Niemand nimmt sie auf, bis sie hinter'm Zaun erfriert."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, Februar.

(Fortsetzung.)

Der nächste Landtag

Daß 1840 fast nur Beamte — die Volkspartei nahm an jenen Verhandlungen keinen Theil — die neue Verfassung schufen, ist bekannt, ebenso daß 1841 das Land diese Verfassung wieder in Frage stellte. Die Kammer, durch welche es das that, war die erste, in welcher das Volkselement die Oberhand hatte; darum wurde sie auch nach dreiwöchentlicher Dauer wieder aufgelöst und ein seitdem von seiner Höhe gestürzter Beamter mit der Leitung der neuen Wahlen beauftragt. Aus diesen Wahlen erwuchs der eben geschlossene Landtag, der schwächste und gewiß der unerquicklichste, den wir jemals gehabt haben. Mit der beständigen Prätension der Freisinnigkeit und des wahren Patriotismus auftretend, war er in allen entscheidenden Fragen doch nur folgsames Werkzeug der leitenden Macht. Einige liberale Anträge, die er dann und wann stellte, hatten keinen andern Zweck als jene Prätensionen zu unterstützen. Keinem einzigen dieser Anträge wußte er Nachdruck zu geben. Da wurde ihm am Ende seiner Laufbahn eine Gewerbeordnung vorgelegt, ein Gesetz, das Gewerbefreiheit mit Zunfteinrichtung und starker Behördenaufsicht anbot. Die Städte wehrten sich aus allen Kräften dagegen; vielfach durch neue ihnen aufgezwungene Verfassungen in ihrer Selbstständigkeit schon beeinträchtigt, erkannten sie in jener Gewerbeordnung das lezte Mittel, ihre Kraft ganz zu brechen. Wären sie durch Beamte oder Bürger ihrer Gemeinden in der Kammer vertreten gewesen, sie würden, ihre Kräfte vereinend, die Annahme der Gewerbeordnung verhindert haben. Aber die Vertretung fast aller kleinern Städte lag in den Händen königlicher Diener, und während diese kleinen Städte in Bittschriften an die Kammer sich erschöpften und die Verwerfung der Gewerbeordnung, die ihnen den sichern Untergang drohe, erflehten, mußten sie sehen, wie ihre eigenen Abgeordneten in der Kammer das Zustandekommen dieses Gesetzes beförderten, weil die Regierung es wünschte. Und so kam es zu

Stande. Diese Gewerbeordnung — das ist kein Zweifel — hat die neuen Wahlen bestimmt: eine wahre Todesfurcht vor jedem Beamten, der möglicherweise wieder zu einem ähnlichen Unheil für die Städte beitragen könnte, hat offenbar die Wähler geleitet, so daß selbst die kleinsten und schwächsten Städte, seit Menschengedenken gewöhnt, sich nur durch Beamte vertreten zu lassen, Bürger aus ihrer Mitte wählten. Zwar ist ihnen die Einsicht, daß alle Nachgiebigkeit ihnen am Ende doch nur Undank eingetragen, spät gekommen, die Lehre, daß es unter allen Umständen besser sey, sich auf die eigene, wenn auch noch so geringe Kraft zu verlassen, haben sie theuer erkauft. Aber es scheint uns so beschieden gewesen zu seyn, daß erst eine bittere Erfahrung zu dieser Einsicht verhelfen sollte. Wie dem sey, wir setzen einige Hoffnung auf den nächsten Landtag; er fällt in die Zeit der Völkerbewegung und es ist wahrscheinlich, daß noch wichtige Vorfälle in den sechsjährigen Zeitraum fallen, der ihm zum Leben bestimmt ist. Welcher Art unsere Hoffnung ist und welcher Art der Landtag seyn muß, um sie zu erfüllen, kann ich hier nicht ausführen. Ich fühle, daß ich mich für die Richtung dieser Blätter ohnehin schon zu sehr in die politischen Wege drängen lasse; aber wenn Sie von den Schilderungen des deutschen Städte- und Länderlebens Hannover nicht ganz ausschliessen wollen — was soll ich Ihnen von hier aus anderes schreiben?

(Fortsetzung folgt.)

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Die Organisation der Arbeit.

Einen schrecklichen Tod soll eine Menge Menschen aus dem Pöbel, welche das königliche Schloß zu Neuilly, den Lieblingsaufenthalt Ludwig Philipps, verheert und in Brand gesteckt hatte, daselbst gefunden haben. Sie hatten sich über den Weinkeller hergemacht, sich in starkem Wein, Branntwein und Rhum so furchtbar betrunken, daß sie wie die Fliegen auf den Boden niederfielen, oder sich untereinander mit leeren Flaschen schlugen und nicht bemerkten, daß unterdessen der Brand sich dem Keller näherte, so daß sie zum Theil erstickten. Mehrere, die sich retten wollten, sind während ihrer Berauschung in dem Bassin des Parks oder in der hinter dem Parke fließenden Seine ertrunken. Ueber diese und manche andere Exzesse zieht man den Schleier und hebt in den Tageblättern vielmehr solche Züge hervor, welche dem Volk Ehre machen. Denn im Grund ist die provisorische Regierung diesem Volk großen Dank schuldig. Ohne das energische Eingreifen des Volks, welches sich mit keinen halben und zweideutigen Maßregeln mehr begnügen wollte, sondern kurzweg die Republik verlangte, wäre diese Regierung nicht vorhanden. Das Volk hat sie geschaffen, und daher muß dieselbe auch Alles anwenden, dieses Volk zufrieden zu stellen, das in der That durch die Revolution vom Jahr 1830 wenig oder gar nichts gewonnen hatte, da Ludwig Philipp bald vergaß, daß er nur durch das Volk zum Throne gelangt war. Die neue Regierung hat gleich im Anfang ihrer Wirksamkeit als Grundsatz der jetzigen Verfassung das Versprechen aufgestellt, daß der Staat jedem Bürger seine Arbeit zusichere. In der Eile hat sie dabei vermuthlich nicht bedacht, welch furchtbare Last sie dadurch übernommen hat. Frankreich hat sechs-und-dreißig Millionen Einwohner; der Staat verheißt also jedem dieser sechs-und-dreißig Millionen Menschen Beschäftigung und Unterhalt, ein Versprechen, das er außer Stand ist, jemals erfüllen zu können; höchstens könnte es der Fürst von Monaco in seinem Staat mit 7000 Seelen, denen er kürzlich eine freie Verfassung gegeben hat, und selbst diesem würde es schwer fallen, Arbeit für jeden Bewohner seines Fürstenthümchens zu finden, und zwar Jahr aus Jahr ein, ohne irgend eine Unterbrechung oder Verminderung. Die arbeitende Klasse wird mit dem guten Willen der provisorischen Regierung und mit einigen guten Anordnungen vorlieb nehmen müssen, womit sich jezt eine Commission beschäftigt, an deren Spitze Louis Blanc steht, der schon vor einiger Zeit eine Abhandlung »de l'organisation du travail« geschrieben hat, und sich nun durch Erfahrung wird überzeugen können, daß es viel leichter ist, eine solche Organisation der Arbeit in der Theorie zu entwerfen, als sie in's Werk zu setzen, wenn sie wirklich der arbeitenden Klasse Erleichterung verschaffen soll. Man fängt billig damit an, daß man die Wünsche der verschiedenen Handthierungen anhört. Da kommen denn die mannigfaltigsten Vorschläge und Wünsche an den Tag. Ein Ungenannter räth in einem Anschlagzettel, man solle in Paris ein Colosseum für 20,000 Menschen erbauen. Dieß würde erstlich viele Arbeiter beschäftigen, und zweitens zu den großen Nationalversammlungen dienen, die von nun an in der Republik stattfinden werden. Eine hinlängliche Anzahl von Bürgern würde dann den Berathschlagungen beiwohnen können. Wer die Kosten dieses Circus bestreiten soll, hat der Ungenannte vergessen zu sagen. Die Ladendiener verlangen, daß am Sonntag alle Läden geschlossen werden, wahrscheinlich damit sie Zeit haben, auf's Land zu gehen und sich zu belustigen. Einige Handthierungen dringen darauf, daß die Obrigkeit den Tagelohn festsetze. Auch werden Vorschläge gemacht zur Vereinigung der Gesellen und ihrer Theilnahme am Profit der Meister, und in der That versprechen die Unternehmer der Nordeisenbahn, so wie das Journal la Presse, das nun über 50,000 Abonnenten zu haben scheint, bereits den bei ihrer Unternehmung angestellten Leuten einen Antheil an ihrem Gewinn. Den Meistern fehlt es aber auch nicht an Sachwaltern, und ein Tageblatt ermahnt die Regierung, sich durch die dringenden Vorstellungen der Gesellen und Arbeiter nicht irre machen zu lassen. Die provisorische Regierung wird bereits in der Presse getadelt, daß sie einen unüberlegten Schritt gethan, indem sie eigenmächtig die Arbeitszeit der Tagelöhner und Gesellen auf zehn Stunden am Tag reducirt habe, in der allerdings löblichen Absicht, den Arbeitern Zeit zur Erholung und zum Unterricht zu lassen. Denn erstlich vermindert man dadurch den täglichen Ertrag der Arbeit und zwingt die Meister, den Tagelohn herabzusetzen, oder benimmt ihnen die Mittel, ihre Werkstätten zu vergrößern und mithin mehr zu unternehmen. Zweitens bleibt es sehr zweifelhaft, ob die Arbeiter die Erholungszeit zu ihrem Unterrichte benützen werden. Im Gegentheil steht zu befürchten, daß sie nur noch mehr Zeit als bisher in den Schenken zubringen werden. Wahrscheinlich rührt die von der provisorischen Regierung getroffene Verfügung von Louis Blanc her; sie wird schwerlich festgehalten werden können. Freilich, wenn Zunftwesen einem der beiden Theile irgend Zwang auflegte, würde es wohlgethan seyn, diesen Zwang aufzuheben; allein dieß ist schon längst geschehen. Jedem steht es frei, die Handthierung zu ergreifen, oder die Unternehmung zu versuchen, die ihm ansteht. Nichts hindert Gesellen und Meister, irgend eine Arbeit zu unternehmen und sich unter einander zu diesem Zweck zu verbinden. In solcher Hinsicht hat das Gesetz wenig mehr zu bessern. Es wird aber immer sehr schwierig seyn, genau zu bestimmen, wie weit der Geist der Association gehen darf.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 64. Mittwoch den 15. März 1848.

Mag altrömische Kraft ruhen im Aschenkrug,
Dennoch, siehe, verräth manche behende Form
Roms ursprüngliche Seele. —

Platen.

Aus dem Leben der heutigen Römer.

Die Constitutionen schießen auf wie die Pilze, die Freiheit hält ihren Umzug durch die Staaten und Stätchen der begünstigten Halbinsel. Beneidenswerthes Loos derer, in deren Schooß das Kind der grünen Hoffnung geboren wurde, die sich rühmen dürfen, die erstgebornen Söhne des neuen Italiens zu seyn! Alles, was im Norden und Süden unter Bangen und Drängen zu den Füßen des Freiheitsbaumes geopfert wird, ist in den Augen der Römer doch nur Abglanz und Ausfluß dessen, was im Herzen Italiens als ein frischer, freier Quell reinsten Alpenwassers dem Erdreich entquoll. In die Freude über den glücklichen Fortgang ihrer Reformen mischt sich bei den Römern das stolze Gefühl, der tonangebende Staat für das übrige Italien zu seyn, und wenn sie durch Tücherschwenken und Evvivas den heil. Vater auf eine loyale, doch darum nicht minder energische Weise von einer Concession zur andern treiben, so werden sie dazu ganz besonders durch den Wunsch bewegen, ihren Primat sich ungeschmälert zu erhalten und sich von keinem der nebenherbrausenden Gewässer überflügeln zu lassen.

Niemand kann weniger geneigt seyn sein Erstgeburtsrecht zu verkaufen, als der Römer. Er winkt dem leichtbeschwingten Florentiner Beifall zu, er blickt mit Achtung auf den gewappneten Ernst des Piemontesen, er verfolgt mit Jubel den Siegesflug sicilianischer Aufopferung, aber er thut dieß alles, ohne sich etwas zu vergeben, er thut es mit dem stillen Rückhalt, daß doch der wahre geistige Mittelpunkt für alle diese ringsum lodernden Flammen zu den Füßen des Capitols zu suchen sey. Was Neapels König geäußert haben soll, als er, der Erste, die Constitution gab: „Sie haben mir einen Faden gedreht, ich will ihnen einen Strick drehen," das hat für den, der sich etwas auf den italienischen Charakter versteht, einen noch viel tieferen Sinn, als man auf den ersten Blick darin finden mag. Wie könnte der Römer es ertragen, auch nur in Einem hinter dem Neapolitaner zurückzustehen! Die Gewohnheit, auf jenen herabzublicken, ist ihm zu süß, als daß er sie so leichten Herzens aufgeben könnte; alle die dreifarbigen Fahnen italischer Union flattern dieß nicht weg. Der ernstere Römer belächelt vornehm die Sinnengenüsse des neapolitanischen Paradieses; der neapolitanische Dialekt muß sich im römischen Marionettentheater im Munde des bäurisch witzigen Pulcinell belachen lassen; im Vergleich mit dem Gesindel der Tolebostraße lobt sich der Römer selbst seine Trasteveriner, und sogar die römischen Schönen lieben es, ihre Tugend ebensowohl als ihre Reize mit dem Gegensatz der südlichen Nachbarstadt aufzuputzen. So muß er wohl die Constitution haben, und sollt' er sie aus der Erde graben.

Inzwischen freut er sich seiner Wiedergeburt und wird nicht müde, das schwergeborene Kind zu hegen und zu pflegen und seine Wiege immer von Neuem mit Blumen und Bändern zu schmücken. Und man kann nicht sagen, daß es ihm schlecht anstünde. Lächerliche Seiten gibt es freilich genug, und man befindet sich wirklich oft in dem Fall, ungewiß zu seyn, ob man die Sache ernst oder spaßhaft nehmen soll. Aber das ist eben der Vorzug des italienischen Charakters, daß ihn das Lächerliche nicht erniedrigt, daß er leicht über die Klippen des Spottes wegspringt, an denen der Nordländer unfehlbar scheitern müßte,

daß er mitten im tollsten Treiben ein gewisses Etwas von Anstand und Gefälligkeit, ja selbst von Würde und Hoheit bewahrt, das den Lacher am Ende doch auf seine Seite bringt. Der Italiener ist ein geborener Schauspieler, nur daß er sein Kleid auch außerhalb der Bühne trägt. Sehe man nur die neugebackenen Civici an, und wer ist nicht jezt in Rom Civico? Was auch von ihrer Anstelligkeit zu Erlernung der militärischen Handgriffe in die Welt geschrieben und gedruckt werden mag, wahre Soldaten sind und werden sie nicht. Man braucht kein alter Kamaschenheld zu seyn, um es ihnen anzusehen, daß sie nun und nimmermehr so feste, wohlgefüge Glieder Eines Körpers seyn können, wie es das jetzige Kriegswesen verlangt; es fehlt ihnen der rechte Schritt und Tritt, die rechte Haltung und Gehabung, kurz der eigentliche militärische Takt; ein Sachverständiger müßte sie auf tausend Schritt erkennen. Nichts desto weniger wäre nichts falscher, als sie mit unsern deutschen Bürgermilizen zu vergleichen. Da ist nichts Steifes, Unbeholfenes, Linkisches, da sind keine schlotternden Beine, baumelnden Arme, bucklige Rücken; alles sizt schön und angemessen, der Mann bewegt sich leicht und frei, Gang und Haltung sind edel und würdevoll. Man hat einen gewandten Schauspieler vor sich, der den Soldaten spielt; er ist kein Soldat, aber er kann auf einen Moment die Illusion hervorbringen, als ob er es wäre; freilich nicht auf die Länge, denn die größte Feindin der Täuschung ist die Zeit.

Was nüzt dann aber die ganze Sache? Antwort: zum mindesten das, daß man schöne Leute in schöner Tracht zu sehen bekommt. Es ist bekannt und fällt dem Fremden auf, so wie er den Fuß in eine italienische Stadt sezt, wie sehr der gebildete Italiener an der Mode hängt, wie ganz sklavisch er sich ihr unterordnet. Wenn Einem ein Mensch in den Straßen von Rom mit breitkrämpigem Hut und leicht umgeschlagenem Halstuch oder sonst etwas freier gekleidet begegnet, so darf man gewiß seyn, daß es ein Nichtrömer, meist ein Deutscher ist; hier in der Weltstadt gönnt sich der Deutsche die Kleiderfreiheit, die ihm zu Hause versagt ist. Der Italiener hat sich dieses Vorrechts, auf das ihn doch sein Himmel selbst hinweist, längst begeben; die alten Römer, deren Bild er namentlich heutzutage so gerne heraufbeschwört, ahmt er in der Kleidung in nichts mehr nach, es wäre denn, daß das von Alten und Jungen nicht unmalerisch über die linke Schulter nach hinten geworfene Ende des Mantels an die alte Togakleidung erinnerte. Aber was würden die Cassiusse und Brutusse sagen, wenn sie sähen, wie die Freiheitshelden von heute sich um die Tische der Hutmacher drängen und sich um die Gunst dieser Leute bewerben, um täglich mit frischgebiegeltem Hut auf dem Corso prangen zu können?

(Schluß folgt.)

Willi, der Schütz.

(Fortsetzung.)

„Jesus Maria! aber Ihr habt Recht, Peter, so geht es den Verlassenen hier," murmelte Willi. — „Ist ihre Schuld!" rief der Krämer; „warum stehen sie nicht im Gemeindebuch? Wer nicht darin steht, kann nicht klagen. — Sey drum gescheidt, Willi, und setz dich drüber weg, es ist einmal so in der Welt und nicht anders. Bist noch jung, hast gute Arme und einen Kopf dazu, kannst sehen wo du bleibst. Ist Feld und Matte nicht mehr dein, fang' was Anderes an. Bist ein Schütz, dem selten die Kugel aus dem Stutzer fehl geht; oben im Gebirg gibt's der Gemsen noch genug." — Der Bauer schüttelte trotzig den Kopf. — „Nun," sagte Peter, „so fang einen Handel an, such' mir die Kundschaft abzuschneiden. Willst nit? Werd' ein Wildheuer, schlag Holz im Kernwald, oder vermiethe dich als Mäher. Die reichen Leut', die Herren, der Hilberg selbst, nehmen gern einen starken Buben wie du." — „Eher in die Hölle!" murmelte Willi voll Wuth. „Und jezt gebt mir Frieden, Peter, Euer Schwatzen macht mich toll."

Der Krämer wendete sich gegen die Thür, welche er knarren hörte, und augenblicklich zog er ein freundliches Gesicht, wobei er den Hut, den er aufgesezt, grüßend abnahm. An der Schwelle sah er einen Mann, der dieser Höflichkeit werth seyn mußte, auch hatte er gleich ein lustiges Wort bei der Hand. „Grüß Sie Gott, Herr Derni!" rief er; „dacht's doch gleich, es müßte ein Fürsprech seyn, der so leise in's Haus kommt, daß es Niemand hört." — „Dafür macht Ihr um so mehr Lärm, Peter," erwiderte der Angeredete. „Ich hörte euch streiten und meinte, Ihr würdet einen Anwalt nöthig haben." — „Von uns bekommen Sie nichts!" schrie Peter. „Ich bin der friedfertigste Mann im Lande, laß mir die Haut abziehen, fang' keine Klage darum an. Hat doch mein Vater seliger, wie er starb, mir's Wort abgenommen; er sprach: laß dich lieber schinden und braten, aber meide Richter und Advokaten. — Gelt, das ist ein feiner Spruch, Herr Derni?"

Der Fürsprech warf den Hut auf den Tisch, strich den Schweiß von der Stirn und sagte lachend: „Ist ein feiner Spruch fürwahr, und du machst ihm Ehre, Peter; nur kehrst du ihn um und schindest die Leute, was auch immer besser ist, als geschunden werden; bist Richter und Advokat in deinen Sachen und führst

deine Prozesse selbst vor jeder Hütte, wo du die Leute vor sichtlichen Augen überzeugst, daß du recht hast, ihnen die Beutel zu fegen. Bist ein geschickter Mann, Peter, verdientest Präsident beim Obergericht in Zürich, oder wenigstens Landammann in Unterwalden zu seyn; würdest Land und Volk glücklich machen." — „Nein, nein," rief Peter, „das ist ein Platz für Sie, Herr Derni; ich sehe mit Freude, daß Sie die Sache weit gründlicher verstehen." — „Bist zu bescheiden, würdiger Kollege," versezte Derni, den das Gespräch belustigte. „Richter seyn ist überhaupt das leichteste Ding von der Welt. Die Menschen haben von je an dafür gesorgt, daß es nicht an Büchern und Pergament fehlt, darin verzeichnet wurde, was Recht seyn sollte, so lange die Welt steht. Die legst du aus, wie es eben paßt oder nicht paßt, wie dir gerade zu Muthe ist, oder wie der heilige Geist dein Gehirn erleuchtet; das nennt man die Gründe." — „Und der Gründe können vielerlei seyn," rief der Krämer. — „Je mehr Gründe, je besser das Urtheil," fuhr der Fürsprech fort. „Es ist gerade so damit, Peter, wie mit deiner Waare: die schlechteste rühmst du zumeist."

„Nun, Willi," sagte der Krämer, indem er seinen Bekannten, der seither ganz still gesessen und den Kopf in die Hand stüzte, derb an der Schulter rüttelte, „wach auf, Bub'! Das ist ein Trost für deine Wunden." — „Ist es der Willi Grießler?" fragte der Fürsprech. — „Es ist der Bub'," erwiederte Peter, „der gestern durch ein Urtheil von vielen Gründen Hab' und Gut verspielt hat."

Derni's Gesicht verlor den Spott, der in seinen Mienen lag. „Müßt nicht sagen verspielt," erwiederte er. „In andern Ländern ist ein Prozeß wohl ein Spiel oder eine Spekulation, die vom Zufall abhängt. Wir aber im Lande Unterwalden wissen in den meisten Fällen genau, wie eine Sache enden muß, und wäre der Willi zu mir gekommen, würde ich ihm besser gerathen haben." — „Sie, Herr Derni?" rief Peter verwundert. „Sie haben ja selbst, wie mir gesagt ist, für Hilberg gestritten." — „Wohl, Peter, habe ich das Urtheil erstritten, und will eben hinauf und mit ihm reden."

Er ging auf Willi zu, der einen feindlichen Blick unter seinem dichten Stirnhaar auf den Fürsprech warf, welcher ihm die Hand bot, die er nicht mochte. „Höre, Willi," sagte er, „wir haben uns schon als Knaben gekannt, und siehst mich wohl jezt als deinen bittersten Feind vor dir stehen. Es liegt eine lange Zeit zwischen unserer Freundschaft, warum willst du mich aber hassen? Weil ich den Handel gegen dich führte? — That ich es nicht, that es ein Anderer, helfen konnte dir keiner. — Du bist übel angeschrieben bei denen, die im Rath sitzen, und wer da keine Freunde hat, ist ein verlorener Mann." — „Habe ihm dasselbe gesagt, Wort um Wort," sprach der Krämer, in die Hände schlagend. — „Nun bin ich hier vorüber gekommen," fuhr Derni fort, „um dich aufzusuchen und mit dir zu reden. Ich möchte etwas für dich thun, wenn ich mit Hilberg zusammentreffe." — „Was können Sie für mich thun, Herr?" sagte Willi finster. „Wird Ihre Rede mir wieder geben, was mein war?" — „Das glaube ich zwar nicht," meinte Derni, „allein Hilberg könnte sich bewogen fühlen, dir den Hof um ein Billiges zu verpachten." — „Verpachten? meinen Hof?" rief Willi.

„Kreuz Element, Bub!" schrie Peter; „nicht deinen Hof, seinen Hof, sagt der Herr Derni." — „Danke, Herr, danke," murmelte der Bauer, „mag die Gnad' nicht haben." — „O du wüstes Hirn!" schrie der Krämer, „was willst du anfangen, wenn du keinen guten Rath annimmst?" — „Laufen, so weit mich meine Füß' bringen," sagte Willi, „aus diesem verfluchten Land, wo die Menschen schlimmer sind wie wilde Thiere." — „Und das alte Weib, Willi? nimmst es auf den Schultern mit?" fragte Peter. „Hören Sie ihn nicht an, Herr Derni, thun Sie was Sie können, es ist ein gut Werk. Der Bub' ist heut von Sinnen, weiß nicht was er red't, morgen aber wird er's Ihnen danken und alle Zeit."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Die Revolution

Ich habe neulich der Verbindung der Besitzer der Steinkohlenbergwerke im Loiredepartement erwähnt, die durch den Ankauf sämmtlicher Bergwerke sich das Monopol des Steinkohlenhandels zueignen wollten, und an der sogar einige Minister Ludwig Philipps direkt oder indirekt Theil nahmen, so daß alle Vorstellungen gegen diese Verbindung unbeachtet blieben. Sobald der Sturz des königlichen Throns zu St. Etienne bekannt wurde, war daselbst der Jubel grenzenlos, die reichsten Unternehmer jener Bergwerke und Beförderer des Monopols wurden in effigie verbrannt, und die Republik unter dem Geschrei: „Nieder mit dem Kohlenmonopol!" ausgerufen. Hier hat also die Republik als Hülfsmittel wider das Kohlenmonopol gedient. Aber auch eine republikanische Regierung wird Mühe haben, Spekulationen ähnlicher Art zu verhindern. In der ersten Aufwallung nach der Flucht der königlichen Familie versprachen

die jetzigen Machthaber, den Tuilerienpalast in ein Hôtel pour les invalides civiles umzuschaffen. Wenn dieses einen Sinn hat, so soll es wohl so viel bedeuten, daß das Schloß alten Arbeitern zum Aufenthalt dienen soll, wie das eigentliche Invalidenhotel alte Krieger aufnimmt. Dieses Vorhaben oder Versprechen wird aber jezt schon als voreilig und unüberlegt getadelt. Arme Invaliden haben keinen Palast nöthig; vergoldete Säle würden ihnen wenig nützen, und der schöne Palast ist keineswegs zu einer Armenanstalt geeignet; die armen Bewohner und das prächtige Gebäude würden einen sonderbaren Contrast bilden, und dann weiß die Regierung nicht einmal, ob der Palast, so geräumig er auch ist, hinreicht, um alle alten Taglöhner und andere Arme aufzunehmen. Es ist sehr löblich, daß man endlich die Nothwendigkeit begriffen hat, viel für's Volk zu thun und das Elend so vieler Familien, die bei der jetzigen Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft zu kurz kommen, zu lindern; aber dieß kann auf andere, und auf vernünftigere Art geschehen als dadurch, daß man ihnen mitten in dem glänzendsten Theile der Hauptstadt einen prachtvollen Palast einräumt, in dem nichts zu ihrer Bequemlichkeit eingerichtet ist, und dessen Garten von der eleganten Welt und von allen Bemittelten besucht wird. Es gibt in und um Paris Hospizien für bejahrte Arme, in welchen ein dürftiges Ehepaar für eine sehr mäßige Geldsumme sein Leben beschließen kann. Diese wohlthätigen Anstalten braucht man ja nur zu erweitern und sie den Unbemittelten zugänglicher zu machen. Dieß wird klüger seyn als den Armen einen Palast zum Aufenthalt zu versprechen. Wenn die Machthaber solche unüberlegte Versprechungen machen, so darf man sich nicht wundern, daß allerlei sonderbare Anmuthungen an sie gerichtet werden, in der Absicht, dem Volke Vortheile und Annehmlichkeiten zu verschaffen, welche ihm bisher fremd waren. So verlangt man in einem Tageblatt, die sogenannten königlichen Theater, welche immer große Eintrittspreise hatten und mithin dem Volk wenig zugänglich waren, sollen diese Preise herabsetzen, damit Jedermann sie besuchen könne, da diese Theater eine Nationalunterstützung erhalten, mithin auch von der Nation besucht werden müßten. Dann hätten aber die Landbewohner im ganzen Reich ebenfalls das Recht, wohlfeile Schauspiele zu verlangen. Ergötzlich mitten in dem durch die Revolution verursachten Wirrwarr sind die Anmaßungen, die von allen Seiten laut werden. Abbé Chatel, der längst vergessen war, kündigt durch einen Anschlagzettel an, daß er seinen Gottesdienst, den die vorige Regierung als ein Aergerniß verboten hatte, wieder beginnen werde. Bekanntlich gab sich dieser Abbé keinen geringern Titel, als den eines primal des gaules, ordinirte Priester, las die Messe französisch, mit Begleitung des Fortepiano, und hielt politische Predigten, welche wie Zeitungsartikel lauteten. Die Studenten der Rechtsfakultät verlangen in einer Bittschrift an die provisorische Regierung die Befugniß, eine Jury aus ihrer Mitte zu ernennen, welche beim Examen zur Doktorwürde ein Urtheil fällen dürfte, das neben dem der examinirenden Professoren berücksichtigt werden müßte. Die Zöglinge der Thierarzneischule zu Alfort bei Paris verlangen das Recht, Degen tragen zu dürfen, so gut als die militärisch gekleideten Zöglinge der polytechnischen Schule.

(Fortsetzung folgt.)

Hannover, Februar.

(Fortsetzung.)

Journalistik

Die Zeit, wo man einem literarischen Blatte nicht besser dienen konnte, als mit recht ausführlichen Theaternachrichten, liegt glücklicherweise hinter uns, freilich auch die literarischen Tageblätter jener Zeit, und das ist gleichfalls ein Glück. Die Schuld ihrer Vernichtung tragen diese Blätter selber, sie ist eben die Folge ihrer gänzlichen Hingebung an das Theaterwesen. Die Bereitwilligkeit, womit diese Blätter sich zu Herolden für den Schauspielerruhm hergaben, nahm ihnen zuerst das Ansehen, dann die Leser; die ernst- und würdelose Weise, mit der sie die Theaterangelegenheiten behandelten, macht ihnen die Bühne, die selber so sehr darunter gelitten, jezt zum Vorwurf: aber wer bestach und kaufte jene Blätter? wer kauft und besticht sie noch, so viel davon noch existiren? Die Schauspieler. Und wer ließ die wenigen Blätter und Jahrbücher, die es mit der dramatischen Kunst ernst meinten, im Stich? Auch die Schauspieler. Die Blätter und die Bühne, die sich einander um ihre Reputation brachten, haben sich gegenseitig nichts oder sehr viel vorzuwerfen. Doch das gehört eigentlich nicht hieher. Ich erwähne es nur im Vorbeigehen, um die Bemerkung daran zu knüpfen, daß man das Theater und die kleinen Blätter, die es noch bedienen, am besten ihrem Schicksal überläßt, bis jenes dahin gekommen ist, wieder in einer ernsten Unterstützung der Tagespresse seine Zuflucht zu suchen, und bis die kleinen Blätter an ihrer eigenen Erbärmlichkeit und an den neuen Nachdruckgesetzen verkommen sind. Ich las in diesen Tagen hier eine Erklärung des Schriftstellers Honek, daß er gegen drei Nachdruckblätter (die Stuttgarter Erheiterungen, die Hamburger Lesefrüchte und den Braunschweiger Volksfreund) Klage eingeleitet, weil sie ihm eine Müggesche Novelle aus seinem Buch für Winterabende nachgedruckt haben. Ich höre auch, daß sein Einschreiten hier oder da günstigen Erfolg verspricht, und warum sollte es das nicht, da das Bundesgesetz nicht etwa bloß den Nachdruck eines ganzen Buchs, sondern überhaupt jede Nachbildung auf mechanischem Wege verbietet? Was sollen nun aber Blätter, wie die genannten, anfangen, wenn sie keine Erzählungen aus andern Büchern und Blättern mehr nachdrucken dürfen? Sie werden nichts mehr anfangen, sondern aufhören, und den Segen, uns befreit zu haben von der plaudernden Phalanx der deutschen Journalistik, die, weil sie das Beste zusammenliest, den Originalen das Fortkommen erschwert, werden wir der jungen Nachdrucksgesetzgebung nicht genug danken können. Aber der Segen wird nicht kommen, wenn nicht jeder Nachdrucksfall, großer wie kleiner, streng und beharrlich verfolgt wird. Dazu gehört, zumal bei dem Prozeßgang der meisten Staaten, Muth und Ausdauer, ich gebe das zu; aber nur einige Zeit bewährt, wird er sein Ziel erreicht, den journalistischen Boden von diesem Wucherkraut gereinigt haben. Besser zwar wär's, der Bund selbst hätte gleich ausdrückliche Bestimmungen über den Journalnachdruck gegeben, oder — wenn er es für seine Aufgabe ansieht, nur Grundzüge vorzuzeichnen — alle einzelnen Staaten hätten es gethan, wie Oesterreich zwei Druckbogen als das Maximum dessen genannt hat, was einem ganzen Jahrgang entnommen werden darf. Wäre das geschehen, so versuchten die Nachdrucker es schwerlich, sich über die unzweideutigen Bestimmungen des Gesetzes hinwegzusetzen. Da es nicht geschehen ist, so haben die Schriftsteller, denen es um die Unverletzlichkeit des ideellen Eigenthums zu thun ist, doppelt die Pflicht, den Gesetzen, die sie so lange ersehnt und so viel erfleht haben, nachdrückliche Geltung zu verschaffen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 5. Mittwoch den 15. März 1848.

[45) In der **Stettin'schen** Verlagsbuchhandlung in **Ulm** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Frische Lieder

von

Hermann Rollett.

21 Bogen. broch. 1 Rthlr. 21 Ngr. 2 fl. 48 kr.

Diese neueste Sammlung Gedichte des Verfassers der „Frühlingsboten aus Oestreich" und des „Wanderbuch eines Poeten" verdient wegen ihres reichen und lebensfrischen Inhalts allen Freunden der Dichtkunst aufs wärmste empfohlen zu werden. Der Verfasser hat hier aufs Neue bewiesen, daß er einer der glücklich Begabten ist, bei denen sich Tiefe des Gedankens mit dem schönsten und klarsten Darstellungsvermögen vereinigt.

---

[29] Durch alle Buchhandlungen ist von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen:

Taylor (Henry). **Philipp van Artevelde.** Ein dramatisches Gedicht in fünf Akten. Aus dem Englischen übersetzt von Adolf Heimann. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

---

[68] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Steuer- und Katasterwesen

mit besonderer Rücksicht auf die

Verhältnisse in Württemberg

und

Vorschläge über die hier zu gebenden weitern Verordnungen ꝛc.

Eine Abhandlung

von

J. B. Keckeisen

Steuer-Commissär ꝛc.

8. broch. Preis 48 kr. oder 15 Ngr.

Inhalt: I. Einleitung und Geschichte der Entstehung der Staatssteuern im Allgemeinen. II. Grundsätze der Besteuerung und einer guten Steuerverfassung. III. Gattungen und Arten der Steuern. IV. Geschichte der erstmaligen Errichtung eines ordentlichen Steuerfußes und der bisherigen Steuersysteme, oder der bisher eingeschlagenen Besteurungswege, bezüglich der Staatssteuer in Württemberg. V. Darstellung der heutigen Steuerverfassung und Gesetzgebung über die Staatssteuern. Einleitung. A. Von den Staatssteuern im Allgemeinen. Einleitung. Von den Staatssteuerbehörden. Allgemeinheit der Steuerpflicht. B. Von den direkten Staatssteuern im Allgemeinen. Von den ordentlichen direkten Steuern. Allgemeine Grundsätze und Arten dieser Steuern. Von der Umlegung dieser Steuern. C. Von der Communalbesteurung oder von den Oberamts-Corporations- und Gemeindeumlagen. D. Von den außerordentlichen direkten (Ergänzungs-) Steuern. Allgemeine Grundsätze und Objekte dieser Steuern. E. Von den direkten Steuern. Allgemeine Bemerkungen. F. Von den ordentlichen direkten Steuerquellen im Besondern. Von der Gebäudesteuer. Gegenstände der Gebäudebesteurung. Ausnahmen von der Gebäudesteuer. Vom Gebäudekataster. Von der Gewerbesteuer. Vom Gewerbesteuerkataster. Von der Grundsteuer. Von der Gefällsteuer. Gegenstände der Gefällsteuer. VI. Von dem — nach dem Gesetz vom 15. Juli 1821 errichteten provisorischen Steuerkataster und den aus demselben hervorgegangenen Erfahrungen über den praktischen Werth und die Wirkungen desselben. VII. Andeutungen zur Berücksichtigung bei der Ausführung der Bonitirung und Detail-Einschätzung, so wie bei der Vollziehung der Herstellung des definitiven Steuerkatasters ꝛc. mit ungefährer Bezeichnung des Geschäftsganges hiebei. VIII. Ueber die künftige Leitung und Erhaltung der erforderlichen nachhaltigen wesentlichen und höchst nöthigen Ordnung im vaterländischen Steuer- und Katasterwesen, namentlich über die Sicherung der gerechten Besteurung und über die nachhaltige Erhaltung und Fortführung des neu hergestellten Steuerkatasters und seiner Grundlagen, als der Primärkataster und Flurkarten, so wie auch der steten oder fortwährenden Erhaltung der Uebereinstimmung der Güterbücher ꝛc. mit jenen Dokumenten, und endlich auch über die Anstellung eigener Bezirks-Steuerbeamten für die Besorgung und Fortführung der sämmtlichen Geschäfte des Kataster- und direkten Steuerwesens.

Stuttgart und Tübingen, März 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[49] **Technologische Encyklopädie**

oder

alphabetisches Handbuch

der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum Gebrauch

für Cameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben

von

Joh. Jos. Prechtl.

Stuttgart, im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
(Wien, bei Carl Gerold.)

I. bis XV. Band, mit 375 Kupfertafeln, 1830 — 1847.

Preis $3^1/_2$ Thaler für jeden Band.

Durch die unzähligen und unermeßlichen Fortschritte, welche fast alle technischen Betriebe, besonders seit dem Beginn des 19ten Jahrhunderts gemacht haben und stets noch zu machen fortfahren, ist die Zusammenfassung des jetzigen Zustandes der wichtigeren Gewerbszweige in einem größeren encyklopädischen Werke um so nöthiger geworden, als diese Arbeit zugleich vielfältig zu Prüfung und Sichtung des Stoffes Gelegenheit geben konnte, und alle älteren Bücher ähnlicher Art im höchsten Grad unzulänglich geworden sind. Es muß daher als ein wesentliches Verdienst des verstorbenen Frhrn. v. Cotta gerühmt werden, daß er die Bearbeitung der in der Ueberschrift genannten technologischen Encyklopädie veranlaßte, und deren Herausgabe in die Hände eines Mannes legte, der nicht nur selbst seit langen Jahren als ausgezeichneter Schriftsteller des chemisch- und mathematisch-technischen Faches sich bewährt hat, sondern auch als Direktor des polytechnischen Instituts zu Wien in der Lage war, geeignete Mitarbeiterkräfte für das Unternehmen heranzuziehen. Bei der gegenwärtig innig gewordenen Verbindung zwischen den wissenschaftlichen Anstalten und den praktischen Technikern ist dieser Punkt von der allergrößten Bedeutung, indem er einerseits die gründliche rationelle Behandlung der Gegenstände, andererseits deren getreue, aus der Praxis geschöpfte Darstellung sichert.

Nachdem nun 15 Bände der Encyklopädie (bis zum Artikel Stahl einschließlich reichend) erschienen sind, und dieses Nationalwerk — dem keines in irgend einer Sprache

an die Seite gestellt werden kann — sich seiner Vollendung nähert, ist es an der Zeit, dem Publikum einen Ueberblick des Geleisteten zu geben.

Dem Titel und der Vorrede zufolge bildet das Werk zunächst und als Hauptsache ein Handbuch der *Technologie* mit alphabetischer Anordnung der Artikel; aus der Chemie, Physik und Maschinenlehre sind nur solche Gegenstände mit aufgenommen, welche in der unmittelbarsten Beziehung zur Technik stehen, und zur zweckmäßigen Vollständigkeit gehören.

Die Haupttendenz ist *praktisch*, ohne die wissenschaftliche Begründung auszuschließen, welcher vielmehr überall die nöthige Sorgfalt gewidmet wird, und zwar auf solche Weise, daß *höhere* mathematische Vorkenntnisse zum Verständniß *nicht* erfordert werden.

Um die Uebersichtlichkeit und den dazu dienlichen Zusammenhang zu bewahren, ist es nöthig gewesen, die einem gewöhnlichen Lexikon eigenen häufigeren Verweisungen von einem Artikel auf andere und das Zerspalten von naturgemäß zusammengehörenden Gegenständen in viele einzelne Artikel zu vermeiden; daher in der Regel nur größere und umfassendere Artikel gegeben sind. Zur Beseitigung der Schwierigkeit, welche hiernach in der Auffindung einzelner Notizen und Worterklärungen entstehen kann, wird dem Ganzen in Form eines Registers ein Wörterbuch der technologischen Kunstausdrücke angehängt werden, mit Hinweisung auf die im Werke selbst im Zusammenhang gegebenen Erklärungen. Dieses Register wird sich zum Gebrauch als *technologisches Wörterbuch* für das schnelle Nachschlagen in solchen Fällen eignen, wo man nur einzelne Wortbedeutungen, nicht einen Gegenstand in seinem ganzen Umfang und Zusammenhang aufsucht.

Die Bearbeitung des Werkes im Ganzen betreffend, muß man dem Herausgeber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, anzuerkennen, daß der im Vorstehenden kurz charakterisirte Plan consequent festgehalten worden ist, was einer Arbeit von solchem Umfang und einer nunmehr schon siebzehnjährigen Dauer gewiß zum Verdienst gereicht. Im Einzelnen bieten verschiedene Theile, je nach Maßgabe der Individualität ihrer Verfasser und des Umfangs der zugänglich gewesenen Quellen oder Hülfsmittel, allerdings Ungleichheiten der Ausführung dar; allein diese Unvollkommenheit ist bei allen ähnlichen Gelegenheiten unvermeidlich, und man kann sehr zufrieden seyn, wenn sie nicht stärker hervortritt als hier. Der übergroßen Mehrzahl nach sind die Artikel vortreffliche technologische Monographien, welche einen unschätzbaren Reichthum bisher ungedruckter Mittheilungen enthalten, und von deren Ausführlichkeit schon allein der Umfang des Atlasses (durchschnittlich 25 Kupfertafeln zu jedem Band) Zeugniß gibt. Berücksichtigt man dabei die Stärke des Textes (ungefähr 40 Druckbogen groß Oktav jeder Band), und den außerordentlich billigen Preis bei sehr anständiger Ausstattung, so muß man rühmen, daß auch die Verlagshandlung das Ihrige bei dem Unternehmen redlich gethan hat.

Nebst dem Herausgeber *Prechtl* selbst sind als ständige Mitarbeiter besonders *Altmütter* und *Karmarsch* zu nennen. Wir werden bei der nachfolgenden, möglichst systematisch geordneten Aufzählung die von den Genannten verfaßten Artikel mit dem Anfangsbuchstaben ihrer Namen bezeichnen; bei jenen der minder häufig erscheinenden Mitarbeiter aber den ganzen Namen hinzufügen. Ueberdieß soll, wo es zur verdienten Hervorhebung wesentlich nützlich ist, die Ausdehnung der Artikel nach Druckseiten angegeben und Einiges über deren Inhalt gesagt werden, damit unsere Leser in Kürze ein deutliches Bild der Leistungen erlangen.

1) *Allgemeine physikalische und chemische Artikel.* Die Artikel „Gas, Dampf, Abdampfen, Abdampfungsöfen und Destillation;“ ferner: „Abkühlen, Auflösung, Ausdehnung“ (sämmtlich von P. bearbeitet) geben eine äußerst klare, praktische Darstellung der bezüglichen Theorien und Resultate, welche für so viele Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens und zahlreiche chemisch-technische Arbeiten von Wichtigkeit sind. Unter „Brennstoffe, Feuerherd, Heizung, Oefen“ handelt P. auf 158 Seiten die gesammte Feuerungskunde mit der ihm eigenen Präcision und Gründlichkeit ab; deßgleichen in den Artikeln „Digestor, Extraktionspresse, Heber, Filtriren und Hygrometer“ eine Reihe chemisch-technischer Apparate für allgemeine Zwecke. Mehr theoretischer Art, aber bekanntlich von großer Bedeutung für alle chemischen Quantitätsbestimmungen, ist die Stöchiometrie, von welcher unter „Aequivalente“ (K.) eine Darstellung geliefert wird. „Gewichte und Maße“ (Vergleichungstafeln über die gebräuchlichsten), sowie „Gewicht (specifisches)“ und „Aräometer“ rühren ebenfalls von K. her. Schließlich betrifft der Artikel „Kitte“ (P.) einen für den praktischen Chemiker und Techniker unentbehrlichen Gegenstand.

2) *Specielle chemische und chemisch-technologische Gegenstände.* Die eigenthümliche und sehr zweckentsprechende Einrichtung der Encyklopädie bringt es mit sich, daß unter selbstständigen größeren Artikeln meist die Abhandlung eines Haupt- oder Grundstoffes mit jener seiner technisch wichtigen Verbindungen zusammengefaßt ist. Man würde daher eine Menge Lücken vorzufinden meinen, wenn man hier in einer Zusammenstellung der Artikelüberschriften den ganzen Inhalt ausgedrückt sehen wollte. Um nur ein paar Beispiele anzuführen, bemerken wir, daß der Artikel „Kali“ die ganze Pottaschesiederei, „Natron“ die Sodafabrikation enthält; unter „Eisen“ die Oxyde und Carburete dieses Metalls, das Schwefel- und Chloreisen, die Eisensalze nebst der Vitriolsiederei &c. abgehandelt sind, und so durchgehends.

Einfache Stoffe von technischer Bedeutsamkeit kommen in den Artikeln „Chlor“ (P.) und „Schwefel“ (Schrötter) vor; die wichtigern *Säuren* unter „Essigsäure, Kohlensäure, Salpetersäure“ (P.), ferner „Schwefelsäure“ (Redtenbacher) und „Flußspathsäure“ (K.); die *Alkalien und Erden* unter „Alkalien (woselbst die Alkalimetrie abgehandelt wird), Ammoniak, Baryt, Kali, Kalk, Natron, Erden und Bittererde“ — sämmtlich von P. verfaßt. Den erdigen und alkalischen Salzen sind bei besonders hervorragender Wichtigkeit eigene Artikel gewidmet, wie „Alaun, Borax, Salmiak“ von P., und „Salpeter“ von Schrötter beweisen.

Die Chemie der *Metalle*, die Metallurgie und Hüttenkunde haben den Stoff zu einer großen Anzahl Artikel geliefert, als: „Amalgam, Amalgamation, Abtreiben, Antimon, Kobalt, Mangan, Nickel“ von P.; „Arsenik, Blei, Bronze, Eisen, Gold, Kupfer, Messing, Platin, Quecksilber, Silber“ von K.; „Scheidung auf nassem Wege“ von Rettenbacher; „Chrom“ von B. v. S.; „Eisenhüttenkunde“ von Hartmann; „Stahl“ von Schafhäutl; besonders der letztgenannte Artikel, welcher allein 270 Seiten einnimmt, ist wegen seiner Originalität und Reichhaltigkeit als eine Meisterarbeit zu rühmen.

Bearbeitungen von *Farben* (sofern sie nicht schon unter andern Ueberschriften mit vorkommen) sind abgehandelt in „Farben, Beinschwarz, Bergblau, Bister, Bleiweiß, Indig, Kienruß“ (sämmtlich durch P.); ferner „Berlinerblau, Engelroth oder Eisenroth“ (K.). Daran reiht sich gewissermaßen der Artikel „Anstreichen und Anstriche“ (K.), obschon derselbe nicht bloß das Anstreichen mit Farben, sondern auch feuer-, wasser- und rostabhaltende Anstriche bespricht.

Das ausgedehnte Feld der *Färberei* hat P. für die Darstellung in der Encyklopädie sehr angemessen in der Weise abgetheilt, daß er unter einem Artikel „Färbekunst“ die Grundsätze und allgemeinen Verfahrungsarten erörtert, und für das Specielle eine Reihe nach den Hauptfarben benannter Artikel: „Blaufärben, Braun-, Gelb-, Grau-, Grün-, Roth- und Schwarzfärben“ hinzufügt. Diese, alle zusammen mit den verwandten Artikeln „Kattundruckerei“ (P.) und „Bleichkunst“ (K.) füllen 311 Seiten, bilden also ein Ganzes von ziemlich demselben Umfange wie manche größere Specialwerke über Färberei, zumal wenn man bedenkt, daß in letztern ein bedeutender Theil des Raumes durch chemische Einleitungen, Naturgeschichte der Farbestoffe u. dgl. Nebendinge eingenommen zu werden pflegt. Unter „Fleckenkunde“ (P.) werden die chemischen Grundsätze der Kunst Flecken auszumachen angezeigt und deren praktische Verfahrungsarten gelehrt.

Pyrotechnische Bereitungen betreffen die Artikel „Schießpulver“ von Sch., und „Feuerwerkerei“ von

Moritz Meyer. Daran schließt sich die allgemeine Betrachtung der Feuerungsmaterialien in dem schon obenerwähnten Artikel „Brennstoffe“ (P.) und die Bereitung der künstlichen Kohlenarten durch Verkohlung des Holzes, des Torfes, der Steinkohlen, von P. unter „Kohle“ auf 48 Seiten beschrieben; ferner die Abhandlung der Gegenstände des Beleuchtungswesens, wozu die Artikel „Kerzen (P., 40 S.), Fackeln (K.), Lampe (K., 104 S.), Gasbeleuchtung (P., 64 S.), Feuerzeug (K., 19 S.) und Feuerschwamm (K.)“ gehören. Als bewährter Kenner und Schriftsteller im Fache des Gasbeleuchtungswesens ist der Herausgeber seit der ersten Einbürgerung desselben in Deutschland bekannt; nur er konnte es verstehen, auf dem Raume von 4 Druckbogen die hier vorliegende, ein ganzes Handbuch vertretende Ausführung zu concentriren. Ueber Lampen ist nirgends etwas so Erschöpfendes geschrieben als in dem obigen Artikel dieses Namens, der eine Menge Originalabbildungen nnd eigene Versuchsresultate darbietet.

Ueber Lederbereitung und Verwandtes finden wir: „Leder“ (auf 107 S. die gesammte Gerberei) von P.); „Pergament“ und „Fischhaut“ von demselben; „Chagrin“ von A., nnd „Pelzwerk“ von Hauke.

Verschiedene Produkte der organischen Natur und Zubereitungen daraus sind in folgenden Artikeln behandelt: „Oele, Parfümeriewaaren, Harze, Firniß (49 S.), Federharz (Kautschuk), Gallerte, Hausenblase, Leim“ durch P.; „Seife, Seifenfabrikation“ durch Waidele; „Siegellack“ (auf 46 S. sehr vollständig) durch A.

Endlich wird alles, was in Ansehung der Gährung und der (im weitesten Sinne des Wortes) sogenannten Gährungsprodukte hierher gehört, ausführlich erörtert unter den Ueberschriften: „Gährung, Faulnißabhaltung, Brodbäckerei, Bierbrauerei (56 S.), Branntweinbrennerei (71 S.), Liqueure, Alkohol, Aether“ von P., und „Essig“ von Franz.

3) Artikel über Gegenstände der Mechanik und des Maschinenwesens im Allgemeinen. Hierher rechnen wir folgende:

Von P. „Bewegende Kräfte, Bewegung“ (zusammen 49 S., ganz praktisch abgehandelt); „Hebel“ und „Riemen (endlose)“.

Von Burg „Keil, Kurbel“.

Von K. „Dynamometer, Federn“ (letzterer Artikel 43 Seiten stark, und alle Anwendungen der Federn, nebst Fabrikation der Uhrfedern enthaltend).

Von Hönig. „Räderwerk (68 S.), Rolle (45 S.), Schwungrad.“

Von Engerth. „Röhren (einschließlich ihrer Verfertigung; Schraube (mathematische Theorie).“

4) Specielle Artikel aus dem Maschinenfach, namentlich Beschreibung und Erklärung solcher Maschinen, welche nicht in andern (technologischen) Artikeln mit dazu gehörigen Gegenständen verbunden abgehandelt werden. Dazu gehören, nach den Verfassern abgetheilt, die folgenden:

P.: „Dampfgeschütz; Dampfkessel, Dampfleitung, Dampfmaschine (zusammen 169 Seiten, eine vortreffliche, für den praktischen Gebrauch aufs bequemste eingerichtete Ausarbeitung); Dampfschiff, Dampfwagen (zusammen 101 S.); Eisenbahn; Fuhrwerk; Hahn.“

Burg: „Krahn; Mühlen (223 S.); Pressen (60 S.); Pumpen (77 S.).“

Rettenbacher: „Feuerspritze.“

Hönig: „Göpel; Kattundruckmaschine (54 S., auch das Punziren und Molettiren der Druckwalzen enthaltend); Ramme; Schneid- oder Sägemühlen.“

Hartmann: „Gebläse (49 S.); Feldgestänge.“

A.: „Automate; Bratenwender.“

5) Artikel aus der mechanischen (und theilweise mechanisch-chemischen) Technologie. Es ist begreiflich, daß diese bei weitem die Mehrzahl ausmachen, da das Werk seinem Hauptkerne nach ein technologisches seyn soll und wirklich ist. Dasjenige Gebiet der mechanischen Technologie, welches sich dem Maschinenfach am unmittelbarsten anschließt, ist jenes der

Werkzeugkunde. Auf diesem Felde bietet die Encyklopädie einen wahren Schatz von Orginalmittheilungen dar, welcher zum größten Theil aus den reichen Werkzeugsammlungen der polytechnischen Institute in Wien und Hannover geschöpft ist. Wenn wir nämlich den Artikel „Erdbohrer“ von P. ausnehmen, so rühren die unter gegenwärtige Rubrik fallenden Beiträge sämmtlich von Altmütter und Karmarsch her; ersterer ist als Begründer der ältesten und reichhaltigsten technischen Werkzeugsammlung, als Vorgänger in der Ausbildung einer wissenschaftlichen Werkzeugkunde bekannt; letzterer als sein Schüler und Nacheiferer. Beide haben die Resultate ihrer Arbeiten großentheils in Prechtls Encyklopädie niedergelegt, und dadurch vielleicht diesem Werk einseitig eine etwas größere Ausdehnung zuwegegebracht als im Verhältniß zu andern Fachzweigen angemessen erscheinen könnte. Wenn man jedoch berücksichtigt, daß so viele Theile der mechanischen Technologie vorher nur schlecht oder auch gar nicht bearbeitet waren, namentlich die Kenntniß des Werkzeugapparats weit über Gebühr vernachlässigt wurde, so muß man gestehen, daß durch die ausführliche und gründliche Abhandlung dieses Gegenstandes wesentliche Lücken ausgefüllt worden sind, und die Encyklopädie auch hierin ein höchst schätzbares Quellenwerk geworden ist, als welches sie durch fast jedes neu erscheinende technologische Lehr- oder Handbuch thatsächlich documentirt wird.

Als solche Artikel, welche ganz oder fast ausschließlich der Beschreibung von Werkzeugen und Werkzeugmaschinen gewidmet sind, haben wir die nachstehenden zu nennen, und zwar:

Von A. „Ahle, Amboß, Ausschlageisen; Bohrer und Bohrmaschinen (auf 67 Seiten eine äußerst reichhaltige Sammlung von Bohrgeräthen für Metall, Holz, Glas &c.); Drechslerkunst (159 S., hauptsächlich Beschreibung von Drehbänken aller Art, jedoch begleitet von den sonst nöthigen praktischen Angaben über das Drehen); Drehstuhl (47 S.); Maße (40 S., enthaltend die Beschreibung der verschiedensten Maßstäbe, Meßbänder, Winkel- und Streichmaße; Meißel (31 S., auch das Stemm- und Stechzeug der Holzarbeiter begreifend); Räderschneidzeug (126 S., einschließlich der Getriebschneidmaschinen, Cylinderrad- und Steigradschneidzeuge für Uhrmacher); Säge (88 S.); Scheere (58 S.); Schneckenschneidzeug (93 S., Beschreibung von fünf Hauptconstruktionen); Schraubenschlüssel und Schraubenzieher (52 S., wobei aus dem Umfang allein schon auf die große Mannichfaltigkeit dieser anscheinend untergeordneten Instrumente zu schließen ist); Schraubstöcke“ (121 S., von überraschender Reichhaltigkeit in Beschreibung einer Menge, meist wenig oder gar nicht bekannter, doch sehr empfehlenswerther Musterexemplare). Hervorzuheben ist bei fast allen diesen Artikeln, daß sie vielfach Originalverbesserungsvorschläge des Verfassers, größtentheils durch die Ausführung bewährt, enthalten.

Von K. „Abziehriemen (zum Schärfen der Rasirmesser &c.); Axt, Beil; Durchschlag, Durchschnitt; Federschneider; Feile (38 S., wo nebst Beschreibung aller Arten der Feilen und ihrer Fabrikation auch eine wissenschaftlich praktische Untersuchung der Beschaffenheit und Wirkung dieses wichtigen Werkzeugs gegeben wird); Feilkloben, Hammer; Hobel (50 S.), Hobelmaschine; Kratzbürste, Lehre, Raspel, Reibahle; Schrauben“ (272 S., eine vollständige und umfassende Abhandlung nicht nur über alle Werkzeuge und Maschinen zur Verfertigung der Schrauben aus Holz und Metall, sondern auch über Bestandtheile und Beschaffenheit, Bewegung, Anwendung und besondere Constrnktionen der Schrauben überhaupt).

Ueber Metallverarbeitungen handeln theilweise schon die im Vorigen angeführten Artikel „Ahle, Amboß, Feile, Hammer, Raspel, Säge, Scheere,“ indem sie die Verfertigung der genannten Werkzeuge beschreiben. Es gehören aber hierher ferner noch, und zwar zuerst in Ansehung des wichtigen Faches der Gießerei: „Metallgießerei“ (K.), worin die Grundsätze der Gießkunst allgemein und übersichtlich aufgestellt sind; dann die speciellen Artikel „Bildgießerei“ (A.), den Statuen- und sogenannten Kunstguß überhaupt betreffend; „Eisengießerei (Moritz Meyer), Glocken- (K.) und Messinggießerei“ (K.), sämmtlich mit einer Menge praktischer Details ausgestattet. In dem 71 Seiten starken Artikel „Schmieden“ stellt K. diesen ganzen vielumfassenden Arbeitszweig so systematisch und ausführlich dar,

wie es noch in keinem technischen Werke geschehen ist; ähnlich ist sein Artikel „Löthen" (29 S.) behandelt. Von demselben Verfasser finden wir ferner „Blech und Blecharbeiten" (zusammen 99 S.), „Draht und Drahtarbeiten" (zusammen 113 S.), ebenfalls auf eine die Gründlichkeit und Uebersichtlichkeit sehr befördernde eigenthümliche Weise bearbeitet. Zusammenstellenden Erörterungen über mehrfache mechanische Verarbeitungen bestimmter Metalle sind „Bleiarbeiten" von A. (Bleiplatten, Bleigußwaaren, Flintenschrot, Gewehrkugeln und Fensterblei begreifend); „Bronzearbeiten, Goldarbeiten, Kupferschmiedarbeiten" von K. gewidmet. Die Darstellung verschiedener einzelner Gattungen und Classen von Metallwaaren findet sich unter „Angel" (im besondern Fischangeln) von A.; „Anker, Bouillons (Cantillen), Drahthafte, Drahtspinnerei, Drahtstifte, Filigran, Fingerhüte, Flittern, Goldschlägerei, Ketten, Knopffabrikation, Nadelfabrikation, Nägelfabrikation, Plattirung, Schlösser" (der letztgenannte Artikel allein 141 S. stark) von K.; „Folien und Münzkunst" von P.; „Gewehrfabrikation" von Moriz Meyer; „Sensen" (auf 41 S. sehr gut ausgeführt) von Tunner. Die kleineren Artikel „Bronziren und Bruniren" (K.) sind hier schließlich noch zu erwähnen.

Von den Metallen zu den Steinen übergehend, treffen wir rücksichtlich deren Benutzung und Verarbeitung, einschließlich nahe verwandter Gegenstände, folgendes: „Alabaster, Asbest, Bleistifte (besonders lesenswerth), Meerschaum (Pfeifenfabrikation), sämmtlich von A.; „Graphit und Gyps" von P.; „Bimsstein" von K.; endlich „Edelsteine und Feuerstein" von Reuter.

In Ansehung der Thonwaarenfabrikation verweist P. mit seiner kurzen Abhandlung über „Fayence" auf einen später zu erwartenden, das ganze Fach umfassenden Artikel „Töpferkunst."

Das Glas und dessen Verarbeitung im weitesten Sinne hat den Stoff zu einer Reihe von Artikeln hergegeben, worunter „Glas" (P., 84 S. einnehmend) in jeder Beziehung obenan steht. Außerdem lieferte der Herausgeber: „Glasflüsse, Glasmalerei, Glasschleifen." Das Schleifen, Poliren und Belegen der Glasspiegel beschreibt Putze in dem Artikel „Spiegel" auf 35 S. sehr genau und offenbar auf lange praktische Erfahrung gestützt. A. bespricht in „Perlen" (52 S.) nebst den natürlichen die verschiedenen Darstellungsmethoden künstlicher Perlen aus Glas ꝛc., und unter „Augen" die Verfertigung künstlicher (gläserner) Augen. Endlich sind: „Email, Emailliren, Emailfarben, Emailmalerei, Glasblasen und Glaserarbeiten," sämmtlich von K. abgefaßt, zu nennen. Der vereinigte Umfang aller hier namhaft gemachten, das Glas betreffenden Beiträge ergibt 279 Druckseiten.

Holz und Holzverarbeitungen betreffen die Artikel: „Holz" von P.; „Formschneidekunst" (einschließlich der höheren Xylographie) und „Korkarbeiten," beide von demselben; „Bast (Basthüte) und Küferarbeiten" (auf 83 S., die einzige in der technologischen Literatur vorhandene gute Darstellung des Böttchergeschäfts) von A.; endlich „Billard, Fournire und Korbmacherarbeiten" von K.

Hieran reihen sich, zufolge mancher Aehnlichkeiten des Materials und der Verfahrungsarten, die Produkte aus Knochen, Elfenbein, Horn und verwandten Stoffen, deren Besprechung unter den Ueberschriften: „Beinarbeiten (A.), Elfenbeinarbeiten (K.), Horn (P.), Fischbein (P.), Bernstein (A.)" angetroffen wird. In diese Rubrik gehören außerdem die sehr interessanten Artikel „Kämme (42 S.) und Perlmutterarbeiten" (14 S.) von A., in welchen wieder die Früchte einer gründlichen Bekanntschaft mit dem praktischen Betriebe der Gewerbszweige vorliegen.

Die wichtigern Fabrikate aus Thierhaaren aller Art kommen in den Artikeln „Haar und Pinsel" (K.), dann „Bürsten und Hutmacherkunst" (A.) nach zufriedenstellender und zum Theil sehr ausführlicher Weise zur Sprache. Ebenso hat A. die Verfertigung der „Handschuhe" und „Riemerarbeiten," Hauke jene der „Sattlerarbeiten" und „Schuhmacherarbeiten," als vorzüglichste Lederfabrikate, beschrieben.

In der großen Abtheilung der Spinnerei und Weberei rührt die Mehrzahl der Artikel von K. her. Es ist bekannt, wie wenig und wie unvollkommen die meisten Zweige dieses Faches vor dem Erscheinen der Encyklopädie literarisch bearbeitet waren, und daß die Quellen hierzu erst in der neuesten Zeit reichlicher zu fließen angefangen haben. Der Hauptartikel „Weberei" ist auch hier noch zu erwarten; aber schon die bisher erschienenen Bände enthalten gar manche mit Sorgfalt und auf verläßlichen Grundlagen ausgeführte Abhandlungen, in welchen die gute Bekanntschaft mit dem Gegenstand und die Benutzung der Mittheilungen von Praktikern nicht verkannt werden kann. Von der Ausführlichkeit der Darstellung geben wir einen Begriff, indem wir anführen, daß die Artikel „Baumwolle, Baumwollenspinnerei und Baumwollenzeuge" zusammen 143 Seiten, „Flachs, Hanf und Flachsspinnerei" 87 Seiten einnehmen; daß man „Schnüre" auf 92, „Seidenfabrikation" auf 139, endlich „Seilerarbeiten" auf 182 S. abgehandelt findet. In dem letztgenannten Artikel sind unter anderm die englischen Maschinen zur Verfertigung der Patenttaue vollständig beschrieben. Einzelne Gattungen von Webereiprodukten hat K. in „Bandfabrikation, Bobbinet, Bortenweberei, Decken, Dochte, Fransen, Chenille, Gurten, Siebe" behandelt. Die Hülfsmaschinen dieses Faches sind theils von ihm („Appretur, Aufhängmaschine, Auspreßmaschine, Glattmaschine, Haspel, Krempeln und Krempelmaschinen"), theils von Burg („Mange"), Hönig („Kalander") und Hauke („Spulmaschinen") beschrieben.

Papier und dessen Verarbeitung. Die Darstellung der „Papierfabrikation" (K.) erstreckt sich über 241 Seiten, und begreift die Kenntniß und erste Vorbereitung der Papiermaterialien, die Verfertigung des Bütten- und des Maschinenpapiers, der Pappe, des Papiermaché, der naturfarbigen, gefärbten, bedruckten und gepreßten Papiere. Außerdem ist der kleine Artikel „Elfenbeinpapier" (K.) zu erwähnen. Als Verarbeitungen des Papiers treten die „Futteralmacherkunst" von K. (hauptsächlich die sogenannten Papparbeiten betreffend), die „Buchbinderkunst" und die Spielkarten-"Fabrikation auf; letztere beide von A. in ausführlichen Artikeln (zusammen 120 S.) auf das anschaulichste mit praktischer Genauigkeit geschildert.

Wir gedenken noch der graphischen und plastischen Künste, welche in den Bereich der Technologie gehören. Die letztern sind: „Buchdruckerkunst," meisterhaft von A. dargestellt auf dem Raum von 171 Seiten; „Lithographie" (P.); „Kupferstecherkunst und Kupferdruckerei" (K.); „Aetzen" (P.); Graviren" (K.); „Guillochiren" (Hönig). Zu den plastischen Kunstfertigkeiten aber rechnen wir diejenigen, welche in den Artikeln „Abdrücke, Abformen, Abgüsse, Ausstopfen (der Thiere), Blumen" (sämmtlich von A.); dann „Bildhauerei und Bossiren" (K.) beschrieben sind.

Schließlich führen wir mehrere Artikel an, welche in unser aus dem Stegreif aufgestelltes System sich nicht haben fügen wollen. Der Art sind: „Blitzableiter, Brunnen, Chocolade" (P.); „Brillen" (Stampfer); „Fächer, Federn (Bett-, Schreib- und Schmuckfedern), Saiten" (K.); „Regen- und Sonnenschirme" (Hauke).

Ist es uns vielleicht gelungen, durch vorstehendes gedrängtes Ergebniß einer langwierigen Durchsicht der Prechtl'schen technologischen Encyklopädie einigermaßen übersichtlich zu zeigen, was in diesem Werke bisher enthalten ist, so müssen wir freilich daran das Bedauern knüpfen, daß es uns unmöglich war, das Wie der Ausführung in dem durch die Grenzen dieser Blätter gesteckten Raume näher zu beleuchten. Wir können nur die allgemeine Versicherung hinzufügen, daß je mehr man in das Buch sich hineinstudirt, je öfter man es zu Rathe zieht — desto fühlbarer und erfreulicher dessen Reichhaltigkeit an eigenthümlichen Mittheilungen, dessen ernstgemeinte Gründlichkeit, kurz dessen Gediegenheit hervortritt. Wir wünschen dem Bündniß von Herausgeber, Mitarbeitern und Verleger Glück zu dem Erreichten, und sehen der bevorstehenden Vollendung mit wahrem Vergnügen entgegen, denn die (verhältnißmäßig wenigen) guten Monographien und Lehrbücher abgerechnet, hat Deutschland noch kein technologisches Werk von ähnlichem Werth hervorgebracht.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 65. Donnerstag den 16. März 1848.

Why, what a wasp-stung and impatient fool
Art thou, to break into this womans mood,
Tying thine ear to no tongue but thine own!
Shakespeare.

Willi, der Schütz.

(Fortsetzung.)

Der Advokat ließ sich Wein bringen und Gläser für die beiden andern Gäste, dann redete er mit Willi lange und dieser gab immer gute und verständige Antworten, bis er auf den Punkt kam, den er sein Recht nannte, das er mit unbeugsamer Hartnäckigkeit verfocht. Keine Einrede konnte ihn davon abbringen und alle Vorstellungen des Fürsprech, wie alle Scheltworte und Drohungen des Krämers, scheiterten an seinem Gewissen, wie Willi es nannte.

„Sehen Sie, Herr Derni," sagte er zulezt, „ich weiß jezt, daß Sie es gut mit mir meinen, und doch können Sie nichts weiter, als mir eine Wohlthat verschaffen, an der ich umkommen müßte, wenn ich sie annähme. Ich bin bis jezt ein freier Mann auf meinem kleinen Hof gewesen, ein armer Kerl zwar, der von Milch und Kraut, dünnem Kaffee und Kartoffeln lebt und selten in ein Wirthshaus tritt, aber was ich hatte, war mein, und es war überall bekannt, daß ich das fühlte und den Leuten muthig in's Gesicht schaute. Nun aber müßte ich den Kopf senken bis auf die Erde, und wenn ich ihn aufhöbe und erblickte den Mann, der mir genommen, was ich besaß, und aus dessen Gnade nun meine Füße auf dem Boden ständen, wenn ich ihn grüßen müßt', ihm freundlich seyn müßt' —" — Seine Augen funkelten und er ballte die Faust. „Es geht nimmermehr!" sagte er fest.

„Du stellst dir die Sache schlimmer vor wie sie ist," erwiderte Derni; „es läßt sich Manches zum Guten wenden." — „Hierin nichts," versezte Willi. „Ich kenne die hochmüthigen Herrn und kenne den Hilberg. Ja, wenn ich käm' und ränge demüthig die Hände, wenn ich Freudenthränen weinte über seine Güte und Besserung gelobte; wenn ich wäre, wie viele hier sind, einfältige Leut', Heuchler oder Schufte, die über ihr Elend seufzen und sich drein ergeben, oder herumscharwenzeln und krumme Rücken machen, um die Gnad' zu verdienen, dann möcht' es werden. — Ein Mann, der offene Augen hat, all das himmelschreiende Unrecht zu sehen, Herr Derni, das in diesem Lande geschieht, der eine Zung' hat, die es nicht verschweigen kann, und ein Herz, das es nit dulden will, ist ein verlorener Mann. Das hab' ich erfahren, denn Recht kann er nicht finden, es gibt keins für ihn bei den Herren, denen Unterwalden gehört; und so wie es hier ist, so ist's oben jenseits des Kernwalds, so ist's in Uri, in Schwyz und überall, wo die alten Familien und die Pfaffen sich zusammengethan haben. Das Volk hat keine Freiheit und kein Recht, sie haben es ihm genommen und gestohlen."

„Wetterbub!" rief Peter, „willst du still seyn? Haben wir nicht Landsgemeinde und Nachgemeinde in jedem Jahr? Bestimmt das Volk nit die Abgaben und mag die Rechnungen anschauen?" — „Das Volk?" sprach Willi voll Hohn. „Ist's das Volk, das sich dort versammelt zur Gemeinde? — Die Genossen und Beisassen sind's, meist arme Leute, die bei den reichen Herren zu Diensten geh'n oder von ihnen Geld borgen, oder bei ihrem Vieh leben und nichts denken, als was der Pfarrer oder der Herr ihnen vorsagt. Die Landsgemeinde ist ein Popanz, auf die Stang' gesteckt in jedem Jahr; jeder ist froh, wenn's vorüber gegangen; wie's kommt, weiß jeder. Die Abgaben

sind dieselben, aber Rechnung seht ihr nicht und fragt auch wenig darnach, weil ihr dumm seyd, wie das Vieh auf den Alpen. Ihr haltet's Maul und schweigt dazu, wenn der Seckelmeister euch erklärt, er wolle nicht Rechnung legen; ihr sagt: was sollen wir machen, er will nicht und ist einer von den Herren!"

Der Krämer schien bei diesen Anklagen in den heftigsten Zorn zu gerathen. Er stülpte seinen Hut auf, stampfte mit den Füßen und sagte endlich: „Ist nicht der Mühe werth, mit dem Buben da zu streiten, der wie eine Gans in die Welt schreit. Hören Sie es nicht an, Herr Derni, und werden Sie nicht bös darüber. Muß Jedermann Nachsicht haben mit einem verwirrten Gehirn." — Aber der junge Advokat sah gar nicht böse aus. Er blickte Willi theilnehmend an, man konnte in seinem Gesicht lesen, daß er ihm wohlwollte, trotz der harten Worte. — „Für's Erste halte dich ruhig," sagte er, „und bleib im Lande; wir können immer versuchen, was sich thun läßt. — Halt deine Zunge im Zaum, Willi; du weißt, die Herren vom Rath und Gericht spaßen nicht; auch muß ein Mann nicht ohne Noth schimpfen und schelten."

„Ein Mann muß die Wahrheit sagen, und was ich spreche, ist Wahrheit," erwiderte der Bauer. — „Ein Mann muß schweigen können, Willi, wenn die Vernunft ihm sagt, die Wahrheit bringe Verderben. Darum schweige, bis es Zeit ist zu reden. — Geh' in die Berge, jage Gemsen, schrei die Wahrheit in die Klüfte des Gebirges, aber nicht in Ohren, wo sie als Verbrechen klingt." — Er nahm seinen Hut, grüßte die Beiden und ging hinaus. An der Treppe stand sein Pferd, und als die Hufschläge auf dem felsigen Boden klappten, kehrte Peter vom Fenster zurück und rief dem Bauer zu: „Der hat dir die rechte Wahrheit gesagt, die befolge und thue, was er dir heißt. — Ist ein treuherziger, kluger Mann, der junge Herr Derni; kann Einer helfen, kann der's, magst es glauben, und ich weiß auch warum. Ich laß dich nun allein, Willi," fuhr er dann gelassen fort, „muß heut' noch um die Stangenhöf' nach Wolfenschieß, ehe die Nacht kommt."

Er lud sein Bündel auf, nahm den Regenschirm und sprach: „Grüß die alte Frau und behalt's im Gedächtniß, Bub, daß du kein Recht nit hast und zermalmt wirst unter den Füßen, wie ein Wurm, wenn dich die Klugheit verläßt. In ein paar Täg' sprechen wir uns wieder." — Damit reichte er Willi die Hand, stieg dann die Treppe hinunter und rief der Wirthin sein Lebewohl zu, die ihm nachschaute und nachlachte, als er den Berg hinaufwandernd alle Vögelstimmen nachahmte. — Der lustige Peter Schramm machte überall frohe Leut', die ihm zunickten, den Willi schaute keiner an, als er langsam in sein Häuschen an der Berglehne zurückkehrte.

Ganz anders sah es in dem großen Hause des Alt-Landammans Hilberg aus, das oben im Thale nahe an der Straße lag und weit über das Land schaute. Ein Gartengehege mit grünem Anstrich und verschnittene Taxushecken faßten es von drei Seiten ein, Haus und Garten ruhten auf einer Felswand, die steil über der Straße hing. Man sah, hier müsse ein Mann wohnen, der mehr bedeute, als viele seiner Nachbarn dort im Kirchdorfe und in den Häuschen zwischen den Gesenken. Wer aber einen Rittersitz oder ein Schloß und geputzte vornehme Herren und Frauen suchen wollte, würde sich doch sehr getäuscht haben, denn die Männer, welche im Schatten schöner Fruchtbäume auf und nieder gingen, rauchten und am Tisch zwischen den Hecken Kaffee aus einfachem Geschirr schlürften, sahen weit eher wie wohlhabende Bauern, denn wie Herrn aus: ein stattliches und geräumiges Haus, doch eines, das mit seinem einfachen Stein- und Balkenwerk sich eben nicht groß von andern unterschied.

Dennoch aber waren die Lustwandler im Garten meist gewaltige Männer im Lande, Regenten, die größere Macht besaßen, als mancher Fürst und Graf. Es waren Räthe und Richter, Präsidenten und Minister von verschiedener Titulatur: Pannerherrn und Säckelmeister, Herren vom Landrath und Obersten, Leute, deren Ahnen mit Melchthal und Winkelried gefochten und deren Stolz auf Abkunft, Geschlecht, Familie und Vorrechte nicht geringer war als bei Grafen und Freiherren, deren Namen in den Turnierbüchern der fränkischen Kaiser stehen. Es thut nichts, daß das Land Unterwalden, ob und nied dem Wald, zusammen nicht zehn Stunden lang und halb so breit ist. Der Raum ändert nichts in solchen Sachen, und diese Bauernaristokratie hat in ihren engen Alpenthälern seit Jahrhunderten sich weit zäher erwiesen und reiner erhalten, als es in großen Reichen und Völkern möglich war, welche der Arm der Geschichte faßt, deren Stürme und Wogen wie die Wogen des Weltmeeres an den alten Bollwerken menschlicher Gesellschaft waschen und nagen. — Die Herren im Garten, der über der Straße hing auf Felsenlagern von verwittertem Gneus und Urkalk, hatten etwas von dem Boden, der unter ihnen lag, etwas Hartes, Festes und doch Verwittertes. — Breitschultrig und ernsthaft, mit dicken Köpfen und unbeweglichen Zügen steckten sie in ihren langen Röcken und hohen blankgebürsteten Stiefeln. Lose lagen die Seidentücher um ihre muskelvollen Nacken und die sonnenbraunen breiten Stirnen, wie alle ihre Bewegungen, ihre Sitten und Reden zeigten, daß die

feinern Herren in der Schweiz, die Herren in Zürich und Genf, welche ihre Kultur aus Paris, Wien oder Berlin holen, über diese Aristokratie am Vierwaldstädter See mit leichter Mühe witzeln und spötteln können.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der heutigen Römer.

(Schluß.)

All dem ist der Römer nun durch die Uniform auf einmal entnommen; der Helm mit dem langen rothen Roßschweif erhöht die Person und gibt ihr ein kriegerisches Ansehen. Die dunkelblaue Uniform mit einfachen rothen Besätzen kleidet vortrefflich, das glücklich gewählte kurze, breite zweischneidige Schwert mit Kreuzgriff, dem altrömischen ähnlich, erscheint als die des Mannes würdigste, eben so schöne wie brauchbare Waffe. Der üppige Bartwuchs des Südens trägt das seine dazu bei, ihnen ein kräftig männliches Aussehen zu geben. Der ohnedem nicht bedeutende Unterschied zwischen höheren und niederen Ständen verschwindet hier vollends in ein Nichts; man erstaunt wirklich, ganze Glieder von so schöner Haltung und so edlem Ausdruck zu finden.

Es ist nicht zu läugnen, der heutige Römer ist schöner als der alte; der Kopf bildet ein schönes Oval, die Stirn ist höher, die Nase geschwungener, das Kinn runder, seine Schultern sind schmaler und lassen daher den Kopf freier, seine ganze Gestalt ist feiner und leichter; dagegen vermißt man aber auch durchaus die alte Kraft und Consistenz. Selbst sehr volle und kräftige Gestalten, die nichts weniger als selten sind, zeigen nichts von jener Gediegenheit der Alten, nichts von jenem Wechselverhältniß einer unbesieglichen Willenskraft und eines alles überdauernden Körpers. Geistige wie körperliche Fähigkeiten sind in reichem Maaße vorhanden, aber wenn schon die erstern sichtlich mehr auf Leichtigkeit des Auffassens und Wiedergebens, als auf den Nachdruck des Handelns gerichtet sind, so zeigen die lezteren noch offenbarer eine entsprechende Beschaffenheit. Man vermißt am Körper der heutigen Römer vor allem diejenige Tüchtigkeit, die aus einer rechten Durcharbeitung, aus angestrengter Uebung aller Kräfte hervorgeht. Sie sind gelenkig, anstellig und geschickt, auch wohl kräftig und stark, aber nicht fest und ausdauernd; sie müßten auf den Eisfeldern des Nordens gestählt werden. Die römische Armee würde ihren schlimmsten Feind schon unmittelbar an den Thoren finden, nämlich die Strapazen des Marsches. Der Römer kennt das Fußgehen kaum dem Namen nach, seine Spaziergänge gehen nur den Corso auf und ab, worin er freilich unermüdlich ist. Die Campagna sieht nur fremde Fußgänger, die oft genug mit Verwunderung angesehen werden; die nahen Gebirge, zumal das rauhe Sabinerland, hat kaum der eine oder andere der jungen Römer durchwandert. Gegen die Angriffe der Witterung glaubt der Italiener sich nicht sorgfältig genug decken zu können, kein noch so schöner Sonnenschein macht ihm den Mantel, seinen beständigen, treuesten Begleiter entbehrlich.

Uebrigens hat der Zeitgeist selbst in das Gebiet der allgewaltigen Mode seine, wenn auch bis jezt noch nicht sehr bedeutenden Eingriffe versucht. An die Stelle der steifen schwarzen Hüte treten mehr und mehr leichte weiße, ohne Steifheit, und breite Sammtbänder, meist von blauer oder grüner Farbe, geben ihnen ein heiteres, buntes Aussehen. Selbst die vorgeschlagene lombardische Tracht, eine Kleidung von schwarzem Sammt, läßt sich da und dort sehen und die schwarze Feder auf niederem Hut mit breiter Krämpe steht den ausdrucksvollen Gesichtern zu schön, um nicht von Tag zu Tag mehr Anhang gewinnen zu müssen. Es sind dieß freilich mehr nur zu eiteln Hoffnungen veranlassende Einzelheiten, als wirkliche Wahrzeichen eines neuen, bessere Zeiten für unsere Tracht verkündenden Geschmacks. Und wenn es auch nicht ferne liegt, von dem durch den Himmel begünstigten und von der Anschauung der Antike genährten Süden sich eine solche Regeneration ausgehend zu denken, so ist doch wieder Anderes da, was uns billige Zweifel darein setzen heißt. Das Volk auf dem Lande hat ja schon seine alte schöne Tracht, und die gebildeten Stände vermischen sich zu sehr mit den Fremden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, Februar.

(Schluß.)

Preß- und Gemeindeverhältnisse.

Hannover hat unlängst mit Großbritannien einen Vertrag über internationales Verlagsrecht abgeschlossen, dem auch Oldenburg beigetreten ist. Bei dieser Gelegenheit sind hier die in Deutschland wenig bekannten englischen Gesetze gegen den Nachdruck amtlich bekannt gemacht, weil sie jezt für jeden Hannoveraner Interesse und Geltung haben. In diesen Gesetzen ist aufs genaueste vorgeschrieben, wie das Eigenthum an periodischen Werken und Zeitschriften zu schützen ist. Der Herausgeber oder Redakteur jedes Journals, in Zwischenräumen erscheinenden Werks, kurz jedes periodischen und Sammelwerks ist 28 Jahre lang alleiniger Eigenthümer jedes, auch des kleinsten Aufsatzes, Abschnitts u. s. w. in solchem Werke, gleichviel ob er ihn selbst verfaßt oder von Mitarbeitern erworben hat. Er darf aber

ohne Zustimmung des Verfassers keinen besondern Abdruck davon veranstalten, und erst nach 28 Jahren wird der Verfasser wieder Eigenthümer seines Beitrags. Natürlich ist jede andere besondere Uebereinkunft zwischen dem Redakteur und Mitarbeiter vorbehalten. Wie unsicher stehen, hiergegen verglichen, bei uns die Verhältnisse! Aber auch in England haben sie ihre Festigkeit nicht mit einemmal erlangt und der Rechtssinn der Betheiligten hat ohne Zweifel viel zur allmähligen Vervollkommnung dieser Gesetzgebung beitragen müssen.

Die Frage, worüber ich Ihnen von hier aus schreiben soll, hat diesen langen Zwischensatz herbeigeführt. In der That, worüber? Ueber unsere zahllosen Vereine, die zum Theil recht nützlich und löblich sind, und den Bürgern die Beruhigung geben, daß sie um das Staatswohl bekümmert sind? Wahrlich, eine Regierung, die den Antheil der Bürger an den öffentlichen Angelegenheiten nicht leiden mag, kann nichts Besseres thun, als die Vereinspassion begünstigen. Und dennoch verbot man bei uns sogar die Hauptversammlungen der norddeutschen Mäßigkeitsvereine. Oder sollte ich Ihnen über unsere Journalistik schreiben, die nun schon drei Volksblätter zählt, welche in der Seichtigkeit ihres Inhalts mit einander wetteifern? oder von unserer Censur? Das wäre etwas, wenn es einen nicht anwiderte, jezt noch, wo die Censur nach Preußens, Württembergs und Badens Zusicherungen auf dem Sterbebette liegt, zu erzählen, daß sie bei uns in voller Blüthe steht. Ich spreche aber nur von der Zeitschriftencensur, die hier ohne weiteres ganze Blätter ausstreicht, die selbst den Bremer und Hamburger Zeitungen freundnachbarlich vorschreiben läßt, was sie drucken sollen und was nicht. Die Büchercensur ist hier nicht schlimmer wie überall in Deutschland, was immer noch schlimm genug ist. — Vom Gemeindewesen lohnt es allenfalls, noch ein paar Worte zu sagen. Da zeigt sich einiges Streben, wenn auch lange nicht allgemein und nicht feurig genug. Die Bürgervertretung der Hauptstadt hat angefangen ihre Verhandlungen drucken zu lassen; Hildesheim wollte einen guten Schritt weiter gehen und die Thüren zu den Sitzungen seiner Stadtbehörden öffnen; aber der König ließ es verbieten. Man muß sich darüber wundern: der König, ein englischer Prinz, wenn auch Hochtory in seinem Geburtslande, doch großgewachsen unter der ausgedehntesten Oeffentlichkeit. Den Unterschied zwischen der unmittelbaren Oeffentlichkeit (Zuhörer) und der mittelbaren (durch den Druck der Verhandlungen) kennen wir recht wohl: was hier gedruckt wird, unterliegt der Censur, selbst die Verhandlungen der Stände, und was der Censur bedenklich vorkommt, kann sie noch tilgen. Zuhörern, so oft die Debatte heiß wird, die Ohren verschließen, kann man nicht. Aber wenn man an den loyalen Sinn der Hannoveraner denkt, so begreift man nicht, wie es die Regierung bedenklich finden kann, sie zu den Verhandlungen der Gemeindebehörden zuzulassen, wenn man nicht annehmen soll, daß es Grundsatz ist, keine Einrichtung aufkommen zu lassen, die auch nur entfernt an die Institutionen freier Länder mahnt. — Mein Brief, find' ich, ihn überlesend, hat kein Ende, aber auch unsere Klagen nicht, und ich kann Ihnen ja leider fast nichts als Klagen von hier berichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

A. Dumas, der Republikaner.

Daß die Marseillaise auf der Straße und in den Schauspielhäusern eine große Rolle spielt, versteht sich von selbst. Aller Orten hört man das allons enfans de la patrie, das eigentlich eine Kriegshymne ist, mithin auf die jetzigen Zeitumstände nicht ganz paßt. Neben diesem und einem andern Lied aus der ersten Revolution, le chant du départ, ist ein Gesang aus Alexander Dumas' großem oder langem Schauspiel: Chevalier de Montrouge, welches bekanntlich die Hauptbegebenheiten der ersten Revolution mit lebhaften Farben schildert, sehr populär geworden. Es ist der Gesang, den auf der Bühne die zum Tode verurtheilten Girondisten anstimmen, als sie zum Schaffot geführt werden sollen. Derselbe ist wahrscheinlich in Deutschland noch nicht bekannt, und ich setze deßhalb die Worte her. Man wolle sich dabei erinnern, daß der Dichter sie den sterbenden Girondisten in den Mund gelegt hat:

Par la voix du canon d'alarme,
Lorsqu'elle appelle ses enfants,
De la France séchons les larmes,
C'est sa mere que l'on défend.
Mourir pour la patrie (zweimal),
C'est le sort le plus beau, le plus digne d'envie.

Frères, pour une cause sainte,
Quand chacun de nous est martyr,
Ne proférons pas une plainte,
La France un jour doit nous bénir;
Mourir pour la patrie u. s. w.

Du créateur de la nature
Bénissons encor la bonté;
Nous plaindre serait une injure,
Nous mourons pour la liberté.
Mourir pour la patrie u. s. w.

La gloire suivra chaque frère;
Que notre coeur n'ait pas de fiel;
Ce que nous perdons sur la terre,
Nous sera rendu dans le ciel.
Mourir pour la patrie u. s. w.

Der Dichter dieses Lieds war einer der ersten, die sich zur Republik bekannten und der gestürzten Regierung Lebewohl zuriefen. Der Anstand und die Pflicht der Dankbarkeit hätten von ihm verlangt, sich nicht so sehr mit einer Erklärung zu beeilen, welche Niemand von ihm forderte, noch zu fordern berechtigt war; denn Alexander Dumas verdankte Ludwig Philipp seine erste Anstellung bei der Intendanz des Orleans'schen Hauses. Man ließ ihm dabei Zeit, sich zu seiner dramatischen Laufbahn vorzubereiten, und er soll damals weit mehr für's Theater gearbeitet haben als für den Herzog v. Orleans, der ihn besoldete. Noch bei der Heirath des Herzogs v. Montpensier war ihm die Beschreibung der Feierlichkeiten aufgetragen worden, und er kostete hiebei zwar nicht die königliche Familie, wohl aber den Staat 10,000 Francs, welche dem Minister Salvandy von der Deputirtenkammer so hart vorgeworfen wurden. Und als in der Pairskammer einige geringschätzige Worte über den theuren Dichter geäußert worden waren, erklärte derselbe öffentlich, nicht als beschreibender Dichter, sondern als Freund des jungen Prinzen habe er seiner Hochzeit beigewohnt. Wenn man sich nun aber für den Freund eines Prinzen ausgibt, so geziemt es sich, über die Flucht der Familie, zu der dieser Prinz gehörte, nicht öffentlich zu frohlocken, zumal, wie gesagt, ihn nicht das Geringste dazu zwang, eine solche Erklärung abzulegen. Solch schnelle schmähliche Umsattlungen sieht man aber bei jedem Regierungswechsel, ja bei jedem Ministerwechsel. Daß es nicht an Spottbildern und Spottliedern über die Vertreibung der königlichen Familie und über den Fall des stolzen für alle Vorstellungen tauben Ministers Guizot fehlt, läßt sich denken.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 13.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 66. Freitag den 17. März 1848.

Wunderbar umspielen mich
Hier des fremden Volkes Wellen.
Byron.

Aus dem Kaiserstaat.

Preßburg.

In wenigen Stunden gelangte ich von Wien hierher. Als wir in die Nähe der ersten ungarischen Stadt kamen, stieß ein Boot von dem Dampfschiffe dahin ab, während dieses selbst mitten auf der Donau langsam fortschwamm. Das Boot kehrte zurück und die Matrosen brachten in einem Tuche Trauben auf das Verdeck, welche auf dem Boden ausgebreitet und mit großem Behagen von dem im Kreise herumstehenden Schiffsvolke verzehrt wurden. Sie waren größer, schöner und goldgelber, als ich je zuvor Trauben gesehen. Ich stand nicht weit von dieser malerischen Gruppe mit einem nicht ungebildeten jungen Menschen aus Neukirch im Königreiche Sachsen, mit dem ich eben die Donauufer betrachtete, welche bis Preßburg zur Rechten steil und felsig, zur Linken eben und mit Fichten bewachsen sind. Der junge Mensch wollte zu einem Vetter im südlichen Rußland, der dort eine Handlung von deutschen Trompeten und Geigen errichtet hat und große Lieferungen an russische Regimenter besorgt. Der junge Sachse, welcher das deutsche Vaterland vollkommen heiter zu verlassen schien, soll bald das Geschäft des Vetters übernehmen. Möge es ihm gut ergehen bei deutschen Waldhörnern im südlichen Rußland!

Vor Preßburg verließ ich das Dampfschiff und ging in die Stadt. Mit der magyarischen Abstammung der schnurrbärtigen Kellner, welche im Gasthofe „zu den drei grünen Bäumen" mit affektirter südlicher Lebhaftigkeit um mich herum sprangen, mochte es wohl nicht zum besten bestellt seyn, und über dem langgewichsten Schnurrbarte des Barbiers, welcher mit einem gewissen ungarischen Nationalstolze schweigend und etwas grob sein Amt verrichtete, leuchteten ein paar ächt deutsche blaue Augen mir entgegen. Als ich mich indessen zu einem Spaziergange durch die Stadt anschickte, begegnete ich zuerst einem ältlichen vornehmen Herrn, an dem die stolze, aufrechte Haltung und der schwerfällige Gang, so wie das schöne breite Vollmondsgesicht den Magyaren verriethen. Mit ächt magyarischer Aussprache und Höflichkeit fragte er: „Von wo beliebt (gesprochen: belliebt) zu seyn?" und nachdem er so, ein freier Ungar, mit dieser Frage meine Heimath und Geburt in mein Belieben gestellt, wies er mich mit einer bogenförmigen Handbewegung, in der eine gewisse Grazie und unendlich viel Wohlwollen lag, zurecht.

Wer Preßburg zuerst in der Gegend der Nonnenbahn beträte, wo auch das evangelische Lyceum sich befindet, würde nicht ahnen, welch eigenthümliches Leben sich in dem untern Stadttheile entfaltet. Dort hohe Häuser und enge, krumme, bergan gehende Gassen, welche einigermaßen an deutsches Mittelalter erinnern; hier, näher an der Donau, auf dem Markte Feigen, herrliche Trauben und große grüne Wassermelonen aufgeschichtet, die Häuser klein und meist einstockig, die Straßen breit, nomadisch, zum Durchtreiben großer Heerden wie geschaffen. An manchen Stellen sieht man vor den Bauerwägelchen die kleinen ungarischen Pferde, deren hier bei Tage stets unzählige durcheinander halten, stehen und grasen. Ueberall starren auch dem Vorübergehenden die gewaltigen Hörner der prächtigen Zugochsen entgegen, welche zu beiden Seiten der breiten Stirne sich in

einem ziemlich regelmäßigen stumpfen Winkel ausdehnen. Unter diesem Vieh sieht man die slawakischen Landleute in ihren malerischen Trachten umhergehen, deren stattlichstes Stück die Decke von grober weißer Wolle ist, welche sie als Mantel tragen; dazu die breitkrempigen Hüte, deren Durchmesser nicht viel geringer ist als der Umriß der Hörner, die den Kopf ihrer Stiere schmücken.

Grüne Büschel, die von manchen Häusern aus an langen Stangen bis in die Mitte der breiten Straßen hinein reichen, und zwar oft so niedrig, daß man fürchtet, die Reiter möchten sich daran stoßen, bezeichnen diesen Landleuten ihre Wirthshäuser. In ein solches Haus trat ich, sezte mich mitten unter die Gäste und ließ mir eine Speise bringen, die für sie bereit gehalten wurde. Es war gekochtes Hühnerfleisch in einer dicken grauen Brühe, wie es schien ein Leibgericht der Bauern. Jeder von ihnen hatte seine „Halbe" Wein vor sich stehen; eine Harfe und eine Geige musicirten. — Mitten unter den Männern saß ein ältliche Frau; ihre Züge waren gewiß einst schön gewesen, und es lag etwas darin von der Weisheit der Zigeunermutter. Doch blieb ihre Abstammung ungewiß, denn wenn gleich mein Nachbar sagte, sie stamme aus Egyptenland, so hatte sie doch in ihrem ganzen Wesen zu viel Milde, Haltung und Sitte, um ohne Weiteres für eine Zigeunerin gelten zu können. Ein eigenthümliches Geschick schien aus ihr unter dem wilden Völkergemisch Ungarns auch etwas Eigenes gebildet zu haben. So übte sie auch auf die Männer (es waren zufällig meist ältere zugegen) einen eigenthümlichen Reiz. Einem Fünfziger besonders schien in ihrer Nähe sehr wohl zu Muthe zu werden. Alle rückten um sie her; sie schien die Huldigung der Männer, auf denen ihr kluges Auge ruhte, nicht ungern zu sehen, benahm sich aber mit Anstand und Bescheidenheit; sie schlug es nicht aus, wenn man ihr zutrank, aber sie nippte kaum von dem Wein. Sie allein unterhielt den Kreis, wobei sie, so viel die Musik mich hören ließ, aus einer Sprache in die andere übersprang. Endlich stimmte sie ein Lied an. Alle lauschten gespannt, aber Niemand stimmte mit ein. Die Musikanten, gewöhnliche Preßburger, hörten auf zu spielen, als sie begann; dann versuchte die Harfe wiederholt einzufallen, aber es gelang nicht. Die Melodie mußte auch ihnen sehr fremd vorkommen, wie mir. Die Worte seyen deutsch, bemerkte mein Nachbar; doch verstand ich wegen der sonderbaren Betonung nicht eine Sylbe. Kurz nachdem das Lied geendet war, stand die Frau auf, bezahlte den Wirth und ging allein zur Thür hinaus, wie es schien, um gleich den andern auf's Land zurückzukehren.

Um die Mittagsstunde brachen die meisten Landleute auf und ich sah einigen von ihnen, unter dem grünen Büschel vor dem Wirthshause stehend, noch lange nach, wie sie von ihren schwerfälligen Stieren, die sie ganz sich selbst überließen und nicht einmal an einer Leine hielten, auf dem breiten Wege unglaublich langsam dem Thore zugeführt wurden. Der Weg, der sich immer in gerader Linie fortzog, schien sich gegen das Ende der Stadt zu, mehr aber noch vor der Stadt selbst immer noch zu erweitern. Dieser Anblick beschäftigte meine Phantasie auf das Lebhafteste, und ich sah im Geiste die Straßen wie Ströme, welche von allen Seiten Regenbäche in sich aufnehmen, wachsen, bis sie endlich im Innern von Ungarn, wie bekannt, oft meilenbreit werden, oder sich ganz in den Heiden verlieren.

(Fortsetzung folgt.)

Willi, der Schütz.

(Fortsetzung.)

Damit können die Züricher und Genfer Herren freilich nicht machen, daß die Urschweizer anders werden, wie sie sind, und hier gerade wäre ein schöner Platz für einen der radikalen Führer aus Bern oder Aarau gewesen, um sein Lob zu vernehmen. Im Auf- und Niedergehen sprachen die Herren von der Zeiten Noth und Schande, von den Vorgängen in der Welt, so weit diese sie angingen, von den bösen Absichten ihrer Feinde, und es fehlte nicht an kräftigen Zornreden und Schimpfworten für alle Gotteslängner, Religionsschänder und ehrlose Wichte, welche Ruhe, Frieden, Recht und Eigenthum mit Füßen treten.

Jeder der Herren that dieß in seiner Weise. Der Eine im schwarzen Rock und Schnallenschuhen war der Pfarrer Sigrist, der die Noth der verfolgten, verspotteten Kirche schilderte. Sein Nachbar wurde Oberst genannt, obwohl er eben nicht wie ein Soldat aussah; allein er fluchte doch als solcher auf die Schurken und Hallunken, welche in den großen Kantonen regierten und die wahren Schweizer unterjochen wollten. Ein paar dicke Landräthe, die wie Felsenstücke aussahen, stimmten ihm bei und schwuren, es solle den großen Hänsen nie gelingen, der Urschweiz, der sie Alles verdankten, was sie wären, ihr Recht zu nehmen. Herr Arnold Hilberg selbst, ein stattlicher Mann mit hartem finsterem Gesicht, nickte ihnen Beifall und lachte höhnisch dazu, als Einer erzählte, wie der waadtländische Abgesandte lezthin auf der Tagsatzung gesagt habe, die Hirtenkantone und ihre Häuptlinge meinten noch immer, daß die Zeit der Melchthale und Winkelriede noch vorhanden sey, aber diese Zeit

sey längst vorüber. Die kleinen Kantone seyen nichts als Rumpelkammern des Mittelalters, wo es dringend nöthig werde den Plunder auszufegen und Tageslicht hereinzulassen, damit Aberglaube, Dummheit und Dünkel endlich dem bessern Einsehen Platz machten.

Die Herren lachten und schimpften, der Oberst Ulrich aber schlug mit der Faust auf den Tisch und sagte: „Das darf solch ein Bösewicht jezt öffentlich ausschreien! Wäre es noch wie zur Zeit unserer Väter, er wäre uns zum Gericht ausgeliefert worden und hätte an uns denken sollen.“ — „Mußt nicht vergessen, Oberst,“ erwiderte ein Anderer, „daß der Kerl aus der Waadt ist, aus einem Unterthanenlande, das kaum erst die Berner Herrn los wurde. Sind Jahrhunderte lang Knechte gewesen; nun die Katze nicht mehr zu Haus ist, tanzen die Mäuse auf Tisch und Bänken. Was kann's uns schaden!“

„Wir sehen aber, wie es die großen Kantone mit uns meinen,“ fiel der Säckelmeister ein. „Möchten die Herren spielen in der ganzen Schweiz, möchten uns nach ihrer Pfeife tanzen lassen, uns Gesetze vorschreiben, unsere Kantonalsouveränität vernichten, uns gerade so herabwürdigen, wie sie selbst herabgewürdigt sind.“ — „Ist richtig!“ schrie ein Anderer. „Sie wollen uns zu Knechten machen. Unsere Sitten und Gebräuche, unser altes Landrecht, alle unsere Einrichtungen sind ihnen verhaßt. Sie sehen uns über die Achseln an, nennen uns Hirten, Kühjungen, hochmüthiges Bauernvolk, und denken sich weit besser und weiser, weil sie in Städten wohnen und das Unterste zum Obersten kehren.“ — „Mit Hülfe des bösen Feindes und seines Dieners Vernunft!“ sagte der Pfarrer Sigrist, die Hände faltend.

„Mögen sie doch spotten und lachen,“ rief Arnold Hilberg, „wir lachen ja auch über die Krämer am Züricher See und über die freigelassenen Knechte in den Jurabergen. — Laßt sie das Unterste zum Obersten kehren, neumodische Sitten anbeten und vor dem Pöbel niederknieen, bei uns bleibt es, wie unsere Väter es eingesezt haben. Fällt kein Stein darob vom Uri-Rothstock und keine Lawine vom Titlis nieder. — Trinkt ihr Herren; habe Veltliner auf den Tisch stellen lassen, damit ihr vom radikalen Gewächs aus Zürich oder Waadt kein Bauchgrimmen bekommt.“

Er trat zum Tisch und schenkte den dunkel perlenden Wein in die Gläser, was die Herrn gern sahen und freundlich zugriffen. — Lachen und Scherz wurde in derber Art weiter geführt. Einer aber unter den Gästen war ein alter schöner Mann mit weißem Haar, wie der Schnee, der vom Sattelstock herüberglänzte, und hatte ein paar große tiefblaue Augen unter der faltigen Stirn. — „Ich will einen Trinkspruch ausbringen,“ sagte er. — „Wie heißt dein Trinkspruch, Pannerherr Imring?“ rief man. — „Dort unten in Stanz,“ sagte der alte Mann, „steht das Bild des Niclas von der Flue. Als Streit und Haß einst die Schweizer trennte, trat der alte Niclas vor die Eidgenossen und rief: Seyd gerecht und wahr und einig, wie eure Väter waren. — Da ließen sie die Schwerter sinken. Der Bauer aus Unterwalden war der beste und redlichste Mann im Lande. So soll es seyn, liebe Herrn, wie in alter Zeit. Wahrheit und Recht sollen leben und alle Männer, die, wie Niclas von der Flue, den Haß in Frieden zu wenden wissen!“

(Fortsetzung folgt.)



Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Oeffentliche Noth.

Die zu erwartenden Folgen strenger und anhaltender Kälte, Noth, Verbrechen, Krankheiten aller Art, sind nicht ausgeblieben, sie haben uns in reichem Maße heimgesucht. — Die Noth mußte sich um so grausiger gestalten, da die Nachwehen der großen Theurung, mit der das vorige Jahr begann, noch zu überwinden waren. Sahen Vermögende sich zu Einschränkungen genöthigt, die Mehrausgaben zu decken, welche die ersten Lebensbedürfnisse erfordert hatten, so waren die Besitzlosen unabwendbarem Elend verfallen. Wenn auch der trügerische Glanz der Residenz viel davon verhüllte, wenn auch, wer nur die fashionablen Quartiere der Stadt durcheilte, dessen weniger ansichtig wurde — eine wachsame Polizei hätte auch seine in Lumpen gehüllten Repräsentanten in ihre Winkel zurückgescheucht — es war dennoch da, verhanden in nicht geahntem Maße. Wenn die Dunkelheit einbrach, tauchten Gestalten auf, fürchterliche, Mitleid zugleich und Abscheu erregende. Auf der Straße wurde

man von ihnen festgehalten; in die Häuser drangen Kinder, zitternd vor Frost, dürftig bekleidet, in den schmutzigen erstarrten Händen Kleinigkeiten haltend, die sie zum Verkauf ausboten; aber sie wollten nichts als betteln, wohl auch nur auf Minuten die Süßigkeit der warmen Stube kosten. In den Kaffeehäusern und Restaurationen belagerten sie Flur und Treppen bis in die späte Nacht, oft in tiefen Schlaf versunken. Wohin sie dann sich wendeten, in welchen Höhlen sie dann verschwanden? Wer hätte ihnen dahin folgen mögen! Solches Elend ist die unvermeidliche Folge des wachsenden Proletariats, wachsend nicht nur durch die auch hier überhand nehmende Verarmung, sondern auch durch die Einwanderung von Schaaren Besitzloser aus den Provinzen. Die Bevölkerung Berlins hat sich im vergangenen Jahr nur durch Zuzug um mehr als 11,000 Personen vermehrt. Diese Einwanderer aber sind größtentheils besitzlos; sie drängen sich hierher, um Arbeit zu suchen, die in dem Umfange nicht geschafft werden kann, als sie angeboten wird. Wie dem Zudrange zu steuern sey, hat in unserer Stadtverordnetenversammlung zu ernsten Berathungen Veranlassung gegeben. Es ist der Commune nicht zu verargen, wenn sie darauf denkt, immer wachsendes Unheil, für das sie zuletzt doch aufkommen muß, von sich abzuwehren. Soll aber das Recht der Freizügigkeit, das einzige Gut, das die Armen noch ihr eigen nennen können, die letzte Hoffnung auf einen bessern Zustand, ihnen genommen werden, was bleibt ihnen dann? — Noch ist es nicht zu definitiven Beschlüssen gekommen, die Verwaltungsbehörden haben auch noch ihre Stimme abzugeben; aber es dürfte schwer, wo nicht unmöglich seyn, einen Ausweg zu finden, der die Anforderungen eiserner Nothwendigkeit mit denen der Menschlichkeit in Einklang brächte. — Die bei der großen Kälte vielfach in Anregung gekommene Idee, geheizte Säle für die Armen einzurichten, ist ebenfalls von den Stadtverordneten berathen worden. Hier ist man zu einem Resultat gekommen, zu dem nämlich, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Wären doch in früheren Jahren derartige Versuche erfolglos geblieben, sagte man, des Widerspruchs der Polizei nicht zu gedenken, der sich von vorn herein gegen diese Vorschläge erhoben hatte. Die öffentliche Meinung hat sich übereinstimmend gegen diese Aburtheilung einer Angelegenheit ausgesprochen, deren unläugbarer Nutzen in die Augen springt. Wer friert, sucht ein Obdach, wo er geschützt ist gegen den schneidenden Wind. Kälte zu ertragen ist schlimmer noch als Hunger. Die öffentlichen Gerichtsverhandlungen waren während des Frostes immer gedrängt voll, auch bei den uninteressantesten Sachen. Die Kälte trieb die Leute dahin, es war warm dort. Dorthin können aber nur die gehen, die noch einen ganzen Rock auf dem Leib haben; die den nicht mehr besitzen, aber vielleicht noch ein paar Pfennige, werden sie nicht unausweichlich in die Branntweinläden getrieben, in diese Versammlungsorte aller Müßiggänger und Taugenichtse, und jeglichem Verderben entgegen? Und wo sollen die Greise hin, die Weiber, die Kinder? Sie müssen in ihren Höhlen bleiben, durch Kälte und Hunger in viel zu großer Anzahl zusammengedrängt, eine tausendfach verpestete Luft athmend, mit der die Sprößlinge die Anlage zu Siechthum und Sittenlosigkeit einsaugen. Jetzt wollen Privatvereine die Sache in die Hand nehmen. Was in andern Städten gelungen ist und seine guten Früchte getragen hat, wird sich doch auch hier auf irgend eine Weise bewerkstelligen lassen. Vielleicht gelingt es gerade dadurch, daß die Behörden aus dem Spiel bleiben; sie müssen diejenigen gewähren lassen, die sich der guten Sache unterziehen; diese aber mögen vorsichtig seyn. Das Gespenst des Communismus spukt noch umher; er könnte auch in den Versammlungen derer gewittert werden, die nichts besitzen und doch etwas mit den Besitzenden theilen möchten, nämlich erwärmte Luft zu athmen.

(Schluß folgt.)

Paris, März.

(Schluß.)

Die Revolution.

Wenige Tage nach der großen Begebenheit zog der Schauspieler Lemaitre auf dem Theater der Porte St. Martin in dem berüchtigten Austritte des Lumpensammelns aus dem Kehricht einer Pariser Gasse unter andern nicht mehr geltenden Dingen eine Königskrone, so wie das Polizeiverbot wider ein beabsichtigtes Gastmahl hervor, und warf beides, nebst den andern Dingen, in seinen Tragkorb. Es wimmelt von Anspielungen auf der Bühne, und eine Nachahmung des Schillerschen Wilhelm Tell, mit eingeschobenen Tiraden wider die Unterdrücker der Völker und die Freiheitsfeinde, wird nicht ohne Beifall auf der genannten Bühne gegeben. Aber leider hat die dramatische Kunst durch die Revolution einen harten Stoß erlitten, wie alle geistigen Vergnügungen. Seit der Revolution bleiben die Schauspiele zum Theil leer. Paris ist tief erschüttert worden; Handel, Gewerbe, Kunst und Literatur bedürfen Zeit, um sich wieder zu erholen, und der ungeheure Eindruck der plötzlichen Umwandlung der Dinge auf alle Gemüther muß erst ein wenig verwischt seyn, wenn man wieder ruhig lesen, schauen oder hören soll, was sich nicht unmittelbar auf die gegenwärtigen Zustände bezieht. Dazu kommt, daß so viele Familien durch den Sturz des Königthums ihr Einkommen verloren haben, und andererseits die Nationalgarde, zu der fast alle männlichen Bewohner von Paris gehören, einen ermüdenden Wachdienst zu versehen hat; lauter Umstände, welche allen öffentlichen Vergnügungen großen Abbruch thun. Vergeblich fordern die Tageblätter das reichere Publikum auf, gerade jetzt viele Bälle und Concerte zu geben, da sich die Familien, welche vom Verfertigen und vom Absatz der Luxusartikel leben, am meisten bedrängt fühlen. Es ist kein Hof, kein fürstliches Hotel mehr da, die Republik will sich der Einfachheit und Nüchternheit befleißigen; aber gerade Luxusartikel sind die vornehmsten Gegenstände des Pariser Gewerbfleißes; deßhalb sollen die Reichen aus Patriotismus glänzende Feste geben, damit der gewöhnliche Gang der Geschäfte nicht gestört werde. Es geht aber einmal nicht und der gegenwärtige Karneval schleicht fast unbemerkt vorüber. Ich darf auch nicht verschweigen, daß bereits demagogische Clubs entstanden sind, in welchen unsinnige Behauptungen zu Tage kommen. So soll in einem derselben der Satz aufgestellt worden seyn, daß der Anblick so vieler glänzenden Equipagen in Paris das Auge jedes ächten Republikaners beleidige, und daß an keine wahre Gleichheit zu denken sey, so lange nicht der Reiche so gut zu Fuß gehe wie der Proletarier. Dergleichen Aeußerungen beunruhigen das Publikum. — Eine neue Epoche beginnt für die französische Journalistik. Es ist der provisorischen Regierung nicht möglich gewesen, die Stempeltaxe auf Zeitungen festzuhalten, so nöthig ihr auch der Stempel als Finanzquelle wäre. Die Zeitungen, welche eigentlich die Revolution gemacht haben, verlangten zum Lohne die Abschaffung des Stempels. Schon am Tage nach dem Siege erschienen neue Blätter: la république, la liberté, la voix du peuple u. a. Einige große Blätter haben bereits ihre Abonnementspreise beinahe um die Hälfte herabgesetzt; die andern werden nicht umhin können deßgleichen zu thun. Mit Volksblättern wird man jetzt überschwemmt werden, und die Zeitung wird bis in die Hütten der Armen dringen.

D g.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 67. Sonnabend den 18. März 1848.

Sie mögen sich die Köpfe spalten,
Mag Alles durcheinander gehn;
Doch nur zu Hause bleib's beim Alten.

Goethe.

Willi, der Schütz.

(Fortsetzung.)

Die andern Herren stießen darauf an, aber sie schwiegen. Mehr als Einer lächelte und Manche nickten sich zu. Dann trat der Hausherr an die steinerne Brüstung, wo die Felsenwand in's Thal fiel, und sah über das Land hinaus. Neben ihm stand der Oberst Ulrich und Beide flüsterten, indem sie dann und wann den alten Mann mit spöttischen Seitenblicken betrachteten. — „Ist auch Einer von den Moderirten," sagte der Oberst, „die nicht roth, nicht schwarz sind." — „Hat siebzig Jahre auf dem Nacken," erwiderte Hilberg. — „Die thun ihm nichts, er war nie ein entschiedener Mann." — „Gehört aber doch zu den besten Leuten im Lande." — „Mag seyn, sind aber die Rechten nicht, die wir brauchen." — „Meinst du, Oberst?" — „Ja," versezte dieser, „ich kenne die Sippschaft; 's gibt viele darunter von schlechten Grundsätzen, die wie der alte Imring Haß in Frieden und Feindschaft in Freundschaft wenden möchten um jeden Preis." — „Sind schwachköpfige Leut'," erwiderte der Hausherr. — „Verräther am Vaterlande so gut wie Andere, die ganz und gar schwarz sind." — „Davon haben wir keine in Unterwalden und wissen uns davor zu bewahren." — „Trau ihnen nicht zu viel, Arnold!" sagte der Oberst warnend. „Es gibt auch bei uns eine Rotte, die losbrechen möchte, so gut wie es über dem See in Schwyz und unten in Luzern schon vor Jahren losgebrochen ist." — „Wir haben gesehen, wie es dort gefruchtet hat," erwiderte Hilberg. — „Sie sind schmählich untergegangen und ausgetrieben worden. Gutes Recht und alte Sitte und Freiheit haben gesiegt," fiel der Oberst ein, „jedoch müssen die Guten fest zusammenhalten, wenn das Unkraut nicht bald wieder aufwuchern soll."

Hilberg hielt die Hand vor die Augen und blickte in die Weite. Ein Reiter kam langsam am Berge herauf. — „Es ist der Rudolf Derni," sagte er, „wenn ich recht sehe." — „Nun, da haben wir ja wieder einen weisen, studirten Mann in's Land bekommen," sprach der Oberst spöttisch lachend. — „Er ist aus Deutschland von der hohen Schule zu Heidelberg und Göttingen zurückgekehrt, als Doktor der Rechte." — „Der Teufel hol' das Gebäck!" rief Herr Ulrich; „es wird mir übel, wenn ich's rieche. Da gehen sie in die Fremde und kommen voll neumodischer Weisheit zurück, verlernen aber, was Recht und Sitte zu Haus ist und wie ein ächter Schweizer seyn muß."

„Nun, Ulrich," sagte Hilberg lachend, „dein Neffe wär ja auch in der Fremde." — „Ja," erwiderte der Oberst, „aber mein Neffe war, wie es seit Jahrhunderten Sitte ist in unserem Haus, Offizier in Kriegsdiensten großer Fürsten, damit es uns nicht an kriegskundigen Männern fehlt, wenn etwa das Vaterland Leute braucht, die den Krieg verstehen. — Er ist nun als Hauptmann aus Neapel zurückgekommen, hat seinen Rang und seine Pension, was auch zu beachten, und ist doch ein ächter Schweizer geblieben, der die Faust ballt, wenn er von den radikalen Schuften ein Wort hört. — Der aber, der Derni, steckte Jahre lang in Deutschland, beim schlimmsten Volk, das es gibt. Bücken sich und schmiegen sich wie glattes Gewürm, können in jede Form geschlagen werden; es stammt aber, wie der Pfarrer Sigrist sagt, alle

Verdammniß und alles Laster von ihnen; sie hecken aus, was sie Philosophie nennen, verdammte Jungendrescherei, womit sie die jungen Leute verführen. Möchte keinem trauen, der dorther sich Weisheit geholt hat. Sind freilich schmähliche Knechte zu Haus, stürzen aber mit dem Wort Alles um, was besteht; Gott selbst in seinem Himmel ist nicht sicher vor ihnen." — „Wo ist denn dein Neffe, Oberst?" fragte Hilberg. — „Weiß nicht; er steckt vermuthlich dort hinten in der Laube."

Die Blicke der beiden Männer begegneten sich. Der Oberst Ulrich lachte, Hilberg jedoch hatte etwas in seinen Mienen, was wie ein dunkler Schatten darüber lag. Er beugte sich über das Gitter und winkte dem Reiter zu, der jezt ganz nahe war und den Felsenweg herauf ritt. — „Es ist ein wackerer Bursch, der Rudolf Derni," sagte er, „ich halte große Stücke auf ihn und bin sicher, daß er ein ächter Schweizer ist, der nichts Schlechtes bei den Deutschen gelernt hat. Will's doch der Regine sagen, daß der Rudolf Derni am Thor ist. — Regli! Regli!" rief er durch den Garten, indem er durch den großen Gang der Laube zuging. — Der Oberst blickte ihm böse nach und murmelte etwas zwischen den Zähnen, was keiner hörte.

Die Gesellschaft, welche sich im Hause des Alt-Landammans befand, blieb im Garten beisammen, bis die Sonne hinter den fernen Jurabergen verschwand, und noch immer saßen die Herrn froh an dem gastlichen Tische, wo Backwerk und der feurige Wein, welcher an den Südabhängen der Alpen wächst, in reichem Maaße bereit standen. Als Wirthin waltete die einzige Tochter Hilbergs, Regine, ein junges Mädchen, halb städtisch, halb ländlich gekleidet; keine Schönheit im Sinne der großen Welt, aber frisch und lieblich wie eine Alpenrose. Ihre dunkel blonden Haarflechten schmiegten sich an zwei feurige Augen und die starken ächt schweizerischen Züge ihres Gesichts würden weicher durch einen hübschen Mund voll weißer Zähne, die in der Schweiz zu den Seltenheiten gehören. — Regine galt als eine Schönheit im Lande, noch mehr aber ward gerühmt, was sie alles verstände und wüßte. Ihr Vater hatte sie in eines der Erziehungsinstitute gesandt, die in Luzern gehalten werden und von halb klösterlicher Art sind. Dort lernte sie nicht allein, was gewöhnlich gelehrt wird an feinen Arbeiten und nebenher von sogenannten Wissenschaften, sondern auch Französisch, und sogar Musik. Als sie aus der Pension zurückkehrte, waren die Leute im Thale auf's Höchste erstaunt und horchten oft lange unten an der Felswand, wenn aus dem Hause auf der Höhe die Töne der Walzer und Märsche in die Lüfte flogen. Denn Hilberg hatte für vieles Geld einen schweren Kasten kommen lassen, aus welchem die Finger seiner Tochter die Melodien lockten, daß es eine Lust war. — Seitdem war Regli noch viel höher in der allgemeinen Achtung gestiegen, und wer irgend von den jungen Herrn im Lande Ehrgeiz und Selbstbewußtseyn genug besaß, trug sich mit Hoffnungen, ihr oder vielmehr ihrem Vater zu gefallen; denn an seinem Willen hing das Glück, sie zu besitzen; er mochte sich den Schwiegersohn und Erben wählen, wie es Brauch und Sitte ist. — In der Schweiz werden die Töchter, wo Söhne sind, meist nur mit einer mäßigen Geldsumme abgefunden, und man sucht ihnen Männer, denen an der Familienverbindung mehr gelegen ist, als an großem Heirathsgut. Wo aber einem Reichen der Himmel nur Ein Kind bescheerte, hat der Vater um so größere Sorge, die Erbin auch an den richtigen Mann zu bringen, der ganz nach seinem Wunsch ist und beide Namen in Ehren hält, wenn er sie einmal verbindet.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Kaiserstaat.

(Fortsetzung.)

Je mehr der Tag sich neigte, um so mehr verschwand das Landvolk, und als der Vollmond aufging, kam es mir vor, als bescheine er eine so deutsche Stadt, wie ich sie jemals an den heimathlichen Ufern der Saale und Elbe gesehen. Es waren nur vereinzelte Erscheinungen, die noch an Ungarn erinnerten. So ritt gegen Sonnenuntergang, als zahlreiche Spaziergänger über die Donaubrücke nach der sogenannten Aue zogen, langsam ein junger Mensch auf einem ungarischen Rößlein zwischen ihnen durch in die Stadt; seine ganze Kleidung bestand in dem ungarischen Hembe, dessen Faltenreichthum bewies, daß er keineswegs der Hefe des Volks angehörte, und aus den weiten leinenen Hosen. Da diese ohne Stege sind und da auch dem Sattel die Steigbügel fehlten, so saß der Bursche so frei und leicht zu Pferde, wie es einem Reitervolke geziemt, das sich die Pferde, wenn es ihrer bedarf, frisch auffängt von der Heide, wo sie nur ungefähr gezählt umherirren, und das der edeln Natur seiner Rosse Jahrhunderte hindurch wenigstens die größere Hälfte ihrer Wildheit mit Freuden gegönnt hat. — Später begegneten mir noch, aus kurzen ungarischen Pfeifen schmauchend, drei Bauern zu Fuße, welche an den Reiterstiefeln mit Sporen als ächte ungarische Edelleute kenntlich waren. Sie kamen von der Donau, wo sie vermuthlich auf einem

Kahn oder Segelschiffe Kukuruz und andere Landesprodukte stromaufwärts geführt hatten.

Die Wirksamkeit der Polizei ist, wie überall in Ungarn, so auch hier, sehr beschränkt. Etwa um dieselbe Zeit, wo in Wien ein Mensch erschossen wurde, der an einem Wachtposten vorbei rauchte, wurde auch in Preßburg das Rauchen in der Nähe der Schildwachen verboten. Nun ruft hier ein Posten den vorübergehenden Raucher, der ihm die Dampfwolke gerade in's Gesicht bläst, deutsch an; der zuckt die Achseln, versteht nicht deutsch, und geht vorüber. Der nächste Posten ruft einen Raucher ungarisch an; er schüttelt den Kopf, versteht kein Ungarisch, und geht vorüber. Dort gebietet nun gar ein Slowak einem Vorübergehenden, die Pfeife aus dem Mund zu nehmen; er sieht ihn mitleidig an, versteht nicht slowakisch, und sezt ruhig seinen Weg fort. So war in wenigen Tagen die polizeiliche Neuerung, welche wahrscheinlich von der ungarischen Hofkanzlei in Wien veranlaßt war, durch die Opposition der Raucher weggeblasen wie Spreu vor dem Winde.

Um eine Adresse zu erfragen, begab ich mich auf's Rathhaus, wo man mir sehr höflich sagte, es sey hier nicht Sitte, eine Liste über die Einwohner zu führen. Dennoch liegen auf den Zimmern in den Gasthöfen sogenannte Meldezettel, Jelentési czédula. umher; wenn es ihm beliebt, mag der Reisende sie unterschreiben, aber Niemand erinnert ihn daran, wenn er es unterläßt, und der beschriebene Meldezettel wandert etwa in die Küche, niemals auf die Polizei. In Pesth bekommt man diese österreichischen Meldezettel bereits gar nicht mehr zu Gesicht. — Die Preßburger Post ist eben so großartig angelegt und in eben so viele Fächer getheilt als die Wiener; doch geht es in den einzelnen Abtheilungen ziemlich ungarisch und patriarchalisch zu.

Am folgenden Tag bezog ich das gastliche Haus des deutschen Professors S. — denn so, wie es in Holtei's „vierzig Jahren" heißt, möge es auch hier heißen. Die Mutter der Professorin S. bewirthschaftet in der Vorstadt einsam mit ihren „Hauern" einen Weinberg. Hauer heißen hier die Winzerknechte, der Kern der arbeitenden Volksklassen von Preßburg, ein kräftiger deutscher Menschenschlag in der Fremde, der viel Aehnlichkeit mit dem der Sachsen in Siebenbürgen zu haben scheint. — Auf den Gipfel des steilen Weinbergs kam die hochbetagte Frau ihrem Enkel und mir nach, und brachte Feigen, die sie zwischen ihren Reben geerntet hatte. Als wir die Stufen zusammen herabstiegen, ging gerade vor uns über der Donau wieder der Vollmond auf und beleuchtete die Gegend. Bei diesem Anblick begann die Matrone ihr Leben zu preisen, das unter diesem milden Himmel still und ländlich verflossen war. Freilich mag das Menschenleben hier schön seyn, besonders zur Weinlesezeit, wenn oben auf den Bergen helle Feuer durch die Nacht lodern und unten der junge Ungarwein von der Kelter rieselt. — Unter dem Thore des stattlichen Gehöftes lag ein grünes Reisigbündel, welches jeder Weinbergsbesitzer auszustecken das Recht hat. Wo es ausgesteckt wird über einem Winzerhause, versammelt sich alsbald eine Schaar von „Hauern" und ärmeren Bürgersleuten, welche sich für wenige Kreuzer reichlich mit Weine laben, und man sieht sie alsbald unter dem Thorwege oder auf dem Hausflur manche bunte Volksscene improvisiren, denn ein Zimmer ihnen einzuräumen ist nicht Sitte. Nach einigen Stunden gehen sie nach Hause und das Reisigbündel wird wieder bei Seite gelegt.

Kaum eine Viertelstunde von diesem Weinberge entfernt, in den Schluchten zerstreut, welche die wellenförmigen Abhänge der Karpathen nach den Heiden zu bilden, liegen die „Batzenhäusl," drei niedrige, mit Stroh gedeckte Bauernhütten, deren Besitzer einige Erfrischungen feil halten für die Deutschen, welche sich an diesem wildromantischen Orte bei frischem Gerstensafte, besonders an schönen Mondscheinabenden, gern zu einem Tabakskollegium vereinen, um von der Heimath jenseits der Karpathen zu plaudern, und für die Mönche, die an heitern Nachmittagen hier ihr Wesen treiben. Junge schlanke Kapuziner sieht man hier in ihren langen braunen Kutten, zum Theil das Auge mit Brillen bewaffnet, Kegel schieben, während die feisten älteren Herren mit den Wirthen in den engen niedrigen Stuben sitzen und Karten spielen.

Auch der Calvarienberg ist hier in der Nähe. Wie überall von den Calvarienbergen aus hat man auch von diesem die schönste Aussicht nach allen Seiten hin. Hier wie an andern Wallfahrtsorten hat der Ungar unter Glas und Rahmen einfach seinen Christuskopf aufgestellt, den er mit rührender Kunstverachtung einfach auf ein Blatt Papier malt und der einem gutmüthigen Magnaten gar nicht unähnlich sieht. Unter der Hand des ungarischen Malers verwandelt sich die Liebe auf dem Gesichte des Erlösers in jene behagliche Bonhommie, von der man freilich kaum mehr und kaum weniger sagen kann, als daß sie keinem Menschen etwas zu Leide thut. Dieses Wohlwollen betet der Ungar zu seiner Beruhigung in dem wilden Lande als die Gesichtszüge seines Erlösers an, seit er nicht mehr die leuchtende Sonne, die über den Heiden brennt, als seinen Gott verehrt. — Unter dem Christuskopfe in der kleinen Kapelle auf dem Gipfel des Calvarienberges stehen die rührenden Worte: „Der Maler und sein Vorgänger bitten um einen (sic) Vaterunser und Ave Maria." Ergreifender

sind freilich noch die mit Bleifeder gekritzelten Worte: „Ein armer Soldat bittet um ein Vaterunser für seine Seele," die sich in einer der einsamen Waldkapellen finden, welche vom Calvarienberge aus zu einer Wallfahrt etwas tiefer in's Gebirge einladen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Schluß.)

Das Elend in Oberschlesien.

Das Trauerspiel in Oberschlesien, von dessen grauenhaftem Verlauf die Kunde durch ganz Deutschland gedrungen ist und das Mitgefühl erregt hat, mußte hier einen um so größeren Eindruck machen. Sind die Unglücklichen dort auch nicht unseres Stammes, reden sie nicht unsere Sprache, dennoch sind sie unsere Beüder, Bürger Eines Staats. Ein Schrei des Entsetzens erhob sich, als die ersten Nachrichten von dem Elend in den Kreisen Rybnick und Pleß hierher drangen; aber damit erwachte auch der so oft in Anspruch genommene Wohlthätigkeitssinn der Berliner, der sich bei dieser Gelegenheit wieder glänzend bewährte und fortfährt es zu thun. Aus allen Einwohnerklassen strömen Gaben an Geld, Kleidern, Wäsche zusammen. Auch in den Provinzen regt sich die Theilnahme mächtig, oft rührend. Aus den kleinsten, selbst verarmten Städten werden Beiträge eingesendet. Auch das Vergnügen wird dort und hier besteuert, und wer sein Scherflein schon gegeben, geht noch ein Conzert zu hören, eine Schaustellung zu sehen, die er sonst wohl kaum besucht hätte; ist doch ein Vorwand da, mit dem er die Verschwendung vor sich selbst entschuldigen kann. — Daß es dort in Oberschlesien so weit hat kommen können, ärger als es je in Jeland gewesen, dessen Zustände man gewohnt war als undenkbar für unsere geebneten Verhältnisse zu betrachten, hat Stoff zu den heftigsten Anklagen gegen die Regierung gegeben. Man feagt: was ist geschehen, um dieses ungeheure Elend, das nicht in Tagen, nicht in Monaten hereinbrechen konnte, das eine wohlunterrichtete Verwaltung kommen sehen mußte — was ist zu seiner Abwehr geschehen? Die von der Regierung gegebenen Darlegungen weisen nach, daß nach Möglichkeit vorgesorgt worden ist, mehr als beantragt war, ja daß überhaupt keine Anträge auf Unterstützung aus den bedrohten und heimgesuchten Kreisen ergangen seyen, daß man also mehr gethan habe, als wozu man veranlaßt war. Daß nicht viel geklagt und erbeten worden ist von dort aus, ist wohl glaublich; die Menschen dort sind nicht angethan dazu; es fehlt ihnen die Sprache, es fehlt ihnen der Muth zur Klage, noch wüßten sie, wie sie so was anstellen sollten. Menschen auf so niedriger Kulturstufe wie die, welche dort die slavischen Grenzmarken bewohnen, wehren sich nicht gegen das Unheil, das auf sie eindringt, sie verkriechen sich in einen Winkel und — sterben. Noch jezt findet man Leichen hinter Zäunen und Hecken, in den Wäldern und in unbewohnten Gebäuden, oft ganze Familien. — Die Hauptursache des grenzenlosen Elends dort liegt wohl darin, daß drei Jahre hinter einander die Kartoffelernte mißrathen ist; auf Kartoffeln, als fast das einzige Nahrungsmittel, sind aber die Bewohner dieser Landstriche angewiesen; andere Früchte trägt der leichte sandige Boden nicht und der Ackerbau liegt dort noch viel zu sehr darnieder, als daß Kultur ersetzen könnte, was der Boden an sich versagt. So mußte es denn dahin kommen, daß überhaupt keine Nahrungsmittel mehr da waren, daß zur ekelhaftesten, ungesundesten Kost gegriffen worden ist, um den wüthenden Hunger zu stillen. Wie könnten unter solchen Umständen Krankheiten ausbleiben, wie sollten diese nicht bei dem allgemeinen Elend, bei der Unreinlichkeit, bei dem Mangel an frischer Luft — hatten doch die Unglücklichen beim starken Frost ihre Hütten fast hermetisch verschlossen — den Charakter der Pest annehmen? So wird erklärlich, daß ganze Dörfer beinahe ausgestorben sind, daß in den Häusern, wo der Tod noch nicht alle Bewohner hingerafft hatte, die noch Lebenden, im Typhus Rasenden, zwischen den Todten angetroffen wurden, die sie nicht hatten fortschleppen können. Die barmherzigen Brüder, von denen einige zwanzig aus Breslau dorthin eilten, mußten die verschlossenen Häuser aufbrechen, um denen, die dort hülflos lagen, wenn nicht mehr Hülfe, doch Linderung bringen zu können. Diese Barmherzigen, die den Kranken zugleich als geistliche Tröster erschienen, wurden von ihnen als Rettungsengel begrüßt; ihnen vertrauten sie, befolgten ihre Anordnungen; den Arzt im bürgerlichen, oder gar im militärischen Rock mögen sie nicht. Erst nach Einrichtung der Lazarethe werden die Aerzte, zu denen sich auch mehrere von hier aus gesellt haben, ihre guten Dienste thun. — Es geschieht jezt viel, und wie es scheint auch das Richtige; es ist aber noch viel zu thun. Für die Kinder *muß* gesorgt werden, es sind mehrere tausende da, elternlos, obdachlos, ohne Nahrung und Kleider, vom Ungeziefer verzehrt. Man ist eifrig darauf bedacht, sie zu retten; es sind Bewahranstalten eingerichtet, es wird für Nahrung und Kleidung gesorgt. Auch die Erwachsenen, die dem Tode entgehen, müssen noch wie die Kinder behandelt, sie müssen gepflegt und gewartet, es muß ihnen Muth und Speise eingeflößt werden. Erst wenn sie wieder körperliche Kräfte haben, dann erst kann man daran denken, sie durch öffentliche Arbeiten, die man einzuleiten bemüht ist, zu beschäftigen; jezt haben sie weder den Willen noch die Kraft zum Arbeiten. — Es ist also noch viel zu thun; darum möge der rege Eifer zum Helfen, der so rasch entstanden, nicht eben so schnell erkalten; wir dürfen die Unglücklichen noch nicht verlassen, jezt nicht, nachdem in Vielen wenigstens das Leben und der Muth dazu wieder angefacht worden ist.

Ich hätte noch viel zu schreiben von dem, was hier vorgegangen ist seit meinem lezten Brief; ich könnte viel berichten von Raub und Diebstahl, mit nicht erlebter Frechheit verübt, von Feuersnoth, die während der Kälte fast jede Nacht die Bewohner Berlins aufschreckte, und in mehreren Fällen überlegter Bosheit zuzuschreiben war; von der Depravation, die auch hier, selbst in den obern Schichten der Gesellschaft, um sich greift; vom Tode endlich, der auch hier unter Hohen und Niedern zahlreiche Opfer sucht; aber es dürfte genug seyn an all dem Jammer, der diesen Bericht erfüllt. Wir haben uns für neue Schrecken zu rüsten, die aus Frankreich zu uns dringen, und die unheilvolle Kunde versezt in diesem Augenblick ganz Berlin in fieberische Aufregung.

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 68. Montag den 20. März 1848.

Tentavit quoque rem, si digne vertere posset,
Et placuit sibi, natura sublimis et acer.
Horat.

Aus dem Kaiserstaat.

(Fortsetzung.)

Auf der entgegengesezten Seite der Stadt liegt der Schloßberg. Noch von der Erzherzogin Christine wurde das Schloß bewohnt und eine liebliche Sage verherrlicht das schöne Verhältniß, in dem diese zu ihrer Schwester, der Kaiserin Maria Theresia, stand. Beide sollen fortwährend durch eine Brieftaube korrespondirt haben, und darum sieht man noch jezt auf dem Fenstersimse vor dem Zimmer der Erzherzogin oft eine weiße Taube sitzen. — Zu ihr auf's Schloß war oft die Großmutter des Professors S., eine wohlhabende Bürgersfrau, gekommen, um aus ihrem Laden in der Stadt Spitzen feilzubieten. Dann pflegten die Frauen, da sie verschiedener Confession waren, sich, besonders wenn die Kaiserin zugegen war, mit ihren Geistlichen zu necken. Maria Theresia und Christine warfen der evangelischen Bürgersfrau vor, ihr Luther sey einmal irgendwo eine Wurst schuldig geblieben (beiläufig gesagt, einer der populärsten Gründe, welche das Volk in Ungarn und Oesterreich gegen den Protestantismus hat), und daß die protestantische Spitzenhändlerin es nicht an spitzen Reden über die Mönche fehlen ließ, läßt sich denken.

Um den Lehnstuhl der Frau Professorin, von welcher Holtei zahlreiche Briefe mittheilt, die ein liebliches Bild geben von dem Stillleben einer deutschen Familie im fremden Lande, versammelt sich abendlich eine ausgewählte Gesellschaft. Man sieht hier die erblindete Erzieherin der Geschwister des Erzherzogs Stephan, die Freundin der Kaiserin, an der Hand der edlen Gräfin H. erscheinen, während sich zu dem Gatten und dem Sohne, zwei begabten Dichtern, ein eifriger Politiker gesellt, den das Volk den „Kaiserdoktor" nennt.

Auch der Slave Stur gesellt sich nicht selten zu diesem deutschen Cirkel: eine hohe jugendliche Gestalt, welche in ihrem ganzen Wesen ein schönes ideales Pathos ausspricht. Stur steht an der Spitze der nationalen Bestrebungen der Slovaken, ja er hat, in noch jugendlichem Alter aus Deutschland zurückkehrend, diese Bestrebungen selbst erst geschaffen, indem er die Sprache der Slaven in Ungarn, welche bis dahin böhmisch schrieben, plötzlich zur Schriftsprache erhob. Gern schloß sich die Jugend ihm an, wie sehr auch — den Panslavisten Collar an der Spitze — das Alter protestirte. »Eheu! miser ego pater! lingua barbarica scribis!« so schrieb ein alter slovakischer Pfarrer aus den Karpathen seinem Sohne zurück, als dieser zum erstenmale einen slovakischen Brief nach Hause sandte. Sturs Wohnung in Preßburg wurde gleichsam der Mittelpunkt aller slovakischen Kultur. Als ich ihn eines Tages besuchte, lag im Vorzimmer eine Anzahl schwerer Tornister: sie waren von Studenten, welche nach Vollendung ihrer Studien aus Deutschland zurück erwartet wurden, an die Expedition der von Stur herausgegebenen slovakischen Nationalzeitung (slovensky novini) abressirt. Daß die slovakische Schriftstellerei noch keinen großen Gewinn abwirft, läßt sich denken; die jungen Slaven, meist Kandibaten, welche bei der Sturschen Zeitung beschäftigt sind, führen ein wahres Ascetenleben, fleißig, sparsam und häuslich. Ein gewaltiger Sack mit ungarischem Tabak, der für Alle im Redaktionszimmer steht, umschließt alle ihre Luxus-

bedürfnisse. Für den schweren Anfang der Zeitung und somit der slovakischen Literatur überhaupt war Sturs Schwester aus den Karpathen gekommen, um für das ganze Mitarbeiterpersonal hauszuhalten und zu kochen. — Jezt hat man in der That bereits eine kleine slovakische Literatur. Ein orthodoxer Pfarrer gab kürzlich seine Stelle auf, um slovakischer Literat zu werden; junge Leute sparen, um sich das von ihm herausgegebene Taschenbuch Mitra zu kaufen. Auch an Polemik fehlt es nicht, wobei vorläufig Persönlichkeiten nicht ausbleiben können, die man jedoch wegen ihrer Frische und Naivität der jungen Literatur wohl verzeiht. Hier ein Beispiel. Ein alter und ein junger Geistlicher, beide aus den Karpathen, streiten sich in einer theologischen Angelegenheit; nun wirft der alte dem jungen seine Jugend vor: er habe vor Kurzem noch das Ränzel getragen, d. h. studirt; der junge, nicht faul diesen Vorwurf zurückzugeben, antwortet, der Alte trage das Ränzel sein Leben lang: — er hat nämlich einen Buckel.

Durch das Feuilleton der Nationalzeitung hat Stur seinem Publikum auch bereits eine kleine Schaar von Novellisten und Lyrikern vorgeführt. „Dieser ist unser wahrer Balladendichter!" sagte er lachend, als ich mich nach dem Verfasser eines Gedichts in der jüngsten Nummer seines Blattes erkundigte. „Er läuft Nachts in den Karpathen umher, zündet dort große Feuer an, und wenn dann, aufgescheucht, die Raben in dichten Schaaren ihn umkreisen, läuft er entsezt davon, weil er an Gespenster glaubt, was freilich von dem ersten Balladendichter einer jungen Literatur, in einem Lande, wo noch eine so glückliche Unmittelbarkeit vorherrscht wie in Ungarn, nicht mehr als billig ist."

Diese slovakischen Dichter knüpfen vielfach an die Sagen ihres Landes an mit ihren Erzählungen, und ihre Gedichte nähern sich im Tone und in der Haltung den Volksliedern ihres Stammes. Ueberall, sowohl in den ältern als in den neuern Liedern lauert eine tiefe Schwermuth hinter dem heitersten Genießen des Augenblicks, überall klagendes Liebesgeflüster, überall leichtes Kosen und Spielen, selbst mit dem Tode. Präcision, Lieblichkeit der Bilder und die Keckheit der Situationen, welche den ältern Volksgesängen eigenthümlich sind, erstreben auch die lebenden Dichter, welche freilich auch nur an das slovakische Volkslied anknüpfen können, ohne den Boden fremder Literaturen zu betreten.

Nicht minder zart als die Volkslieder sind auch die Sagen und Gebräuche der Slaven in Ungarn und den angrenzenden Ländern. Dalmatische Hirten, wenn sie im Herbste die Wälder mit ihrem Vieh verlassen, halten plötzlich ihre Schafheerden an, denn sie meinen so das Klagen der Bäume über ihr Scheiden zu hören, eine Sitte, mit der sich an Tiefe des Naturgefühls wohl nur jene westphälische messen kann, der zufolge die Bauern eines gewissen Dorfes sich jeden Todesfall der Reihe nach ansagen, bis der lezte in den Wald geht und ihn einer Eiche ansagt.

(Fortsetzung folgt.)

Willi, der Schütz.

(Fortsetzung.)

Im Hause des Alt-Landammans waren nun zwei junge Männer, welche sichtlich nach dem Besitz der Braut strebten, und Beide besaßen so viele Vorzüge, daß die Wahl schwer wurde. Hilberg hatte mehr als eine Nacht sinnend gelegen, die Vortheile erwogen, die Ansprüche geprüft, und was jeder in die Wagschale legen konnte, endlich sogar die Namen untersucht, was besser klingen werde: Derni-Hilberg oder Siler-Hilberg, und war dennoch immer wieder auf Zweifel gestoßen. — Der Hauptmann Siler von Schauensee, Neffe des Obersten Ulrich, stammte aus einer alten edlen Familie, die viele Verbindungen und Verwandtschaften in allen vier Landen besaß. Großer Reichthum und Besitz war nicht bei ihr, dafür Ansehen und Ehren in Fülle; der Kapitän war ein stattlicher junger Herr und sein Oheim Ulrich ein Mann, der den meisten Einfluß in den Räthen übte. Dagegen waren die Dernis um vieles geringer zu achten und keineswegs so verzweigt mit den regierungsfähigen Geschlechtern. Hilberg wußte recht gut, daß sie als die allerjüngsten im Landbuch standen, und Manche glaubten, daß sie eigentlich gar nicht dahin gehörten, vielmehr mit Unrecht ihr Name dort eingetragen stehe. Indeß standen sie da, wählten Rath und Richter mit, wurden jedoch selten selbst gewählt, weil es bessere Leute gab, wie die Wahlherrn der Genossenschaft meinten. Die Derni aber waren von je an fleißige Leute, welche Handel trieben, Wälder und Alpen kauften und bei manchen Verlusten, die sie erlitten, doch zu den Wohlhabendsten in dieser kleinen Bauernrepublik gezählt wurden, wo großer Reichthum nicht angetroffen wird. — Rudolf Derni war nun eben so gut der einzige Erbe seines Vaters, wie Regli den ihren allein beerben sollte, und wahrscheinlich machte dieser Umstand bei Hilberg, dem viele Leute Geiz vorwarfen, den günstigsten Eindruck. Rudolf Derni wurde gern von ihm gesehen, er lobte ihn öffentlich, schaute vergnügt nachsinnend hinterher, wenn Regine mit Derni ging, oder wenn Beide am Clavier saßen, und schien endlich seinen Entschluß

gefaßt zu haben. — Aus diesem Grunde brach er auch plötzlich das Gespräch ab, welches der Oberst zu Gunsten seines Neffen und zu Dernis Verdächtigung begonnen hatte, und während des Abends ermunterte er durch Worte und Blicke so oft seinen Schützling, zog ihn in's Gespräch, gab ihm Recht, stritt für ihn und behauptete Dinge, welche er sonst nicht vertheidigt haben würde, daß man wohl merkte, er wolle zeigen, was er mit Rudolf Derni vorhabe.

Der Oberst Ulrich runzelte darüber die Stirn, doch verschloß er seinen Unmuth in sich so gut er konnte und verließ sich auf seinen Neffen, der, wie es ihm dünkte, der Regli heut besser gefiel als ihrem Vater. — Der schlanke junge Herr in seiner Tracht und von feinen Sitten war in Fürstensälen gewesen und hatte mit Gräfinnen und Prinzessinnen getanzt. Sein Bart und sein kriegerischer Anstand, seine Höflichkeit und Biegsamkeit gefielen den Damen in Neapel und Rom, und wie sollte er nicht allen Damen gefallen? wußte er doch zu reden und zu schmeicheln. — Wenn er neben Derni stand, war er einen halben Kopf größer, und ob auch der junge Fürsprech ein ganz artiger Bursch war, wie alle Leute sagten, so war er doch weder so unterhaltend, noch so aufgelegt zu Lachen und Geschwätz, überhaupt nicht so eifrig bemüht Regli zu gefallen, wie sein Nebenbuhler.

Regine war jedoch eben so ungewiß darüber, wem sie den Vorzug geben sollte, als ihr Vater, und im Grunde genommen war es gut für sie, wenn ihr Herz keinen allzugroßen Antheil an der Wahl ihres Gatten nahm. — Kinder gehorchen dem Willen ihrer Eltern, der die Zukunft ihres Lebens bestimmt, wohl in keinem Lande der Welt folgsamer, wie hier, und nirgends sind die Ehen seit den ältesten Zeiten mehr den Verhältnissen, den Unterschieden des Standes, dem Kastenwesen und genau berechnenden Vorurtheilen unterworfen. In den Städten kam es selten oder nie vor, daß die Tochter eines Patriziers aus den Reihen ihrer stolzen Verwandten sich entfernte, um einer Leidenschaft Gehör zu geben, die sie auf immer von der Gesellschaft der Ebenbürtigen trennte. — In Kränzchen und Jahrgängen wurden die Kinder der herrschenden Geschlechter Spielgefährten; oft verlobte man sie schon in den Wiegen und ihre ganze Erziehung war darauf eingerichtet, in Gewohnheiten aufzuwachsen, die sie wie mit eisernen Banden einschnürten. — Fast in noch höherem Maaße war dieß in den Familien der Häuptlinge des Gebirgs der Fall. Zwischen den regierungsfähigen Geschlechtern und den Leuten aus dem Volk, den armen Hirten, den Grasmähern und dem Haufen besitzloser Menschen lag eine Kluft, die nicht zu überschreiten war. Das uralte germanische Leben der Gemeinde war tief verwachsen mit Ehren und Vorzügen; in den Händen allein berechtigter Genossen lag das Regiment, bei ihnen war der Besitz und Genuß der Weiden, Wälder und Güter, und ihre angesehenen Männer, ihre Häuptlinge, die Landräthe und Vorstände, bildeten eine Kette verschwägerter und verwandter Glieder, in welche sich unmöglich ein neues und fremdes eindrängen konnte. Nur wer dazu gehörte, konnte hoffen, einen Ehebund mit der Tochter eines dieser bevorrechteten Bauern zu schließen; nur ein gleichgeborener, gleichbevorzugter Genosse durfte es wagen, an eine Heirath zu denken, die seine Sippschaft verstärkte, und noch tiefer verwurzelt, wie in den Städten, war hier der Abscheu gegen jede Mißheirath.

Der kalte, kluge, berechnende Verstand der Schweizer, der weder heißes Blut noch Phantasie duldet, und darum auch die Macht der Leidenschaften zu beherrschen versteht, weiß wenig von den Irrthümern und Verirrungen der Liebe. Die Mädchen begreifen früh, was sich für sie schickt und welche Anforderungen ihr Name, ihr Geschlecht und die Sitte zu machen haben. Meist kennen sie ja auch in den Kinderschuhen schon den für sie Bestimmten, und in die stillen, streng abgeschlossenen Kreise ihres Lebens dringt selten oder nie ein Fremder ein, der im Stande wäre das Bewußtseyn ihrer Bestimmung und den Willen, der sie beherrscht, zu vernichten.

So war es auch mit Reginen. Sie wartete willenlos, was ihr Vater beschließen würde, und war mehr neugierig als besorgt, wie seine Wahl ausfallen möchte. — Der junge Hauptmann mit seiner lebhaften Höflichkeit und seinem stolzem Wesen beschäftigte ihre Gedanken in angenehmer Weise. Seine Verwandten gehörten zu den Ersten des Landes; er selbst besaß ein Haus in Stanz und ein Gut in Luzern. Mit heimlichem Vergnügen hörte sie seinen Erzählungen zu, wenn er davon sprach, künftig zur Winterzeit in Luzern zu leben, wo es Bälle, Gesellschaften und Festlichkeiten mancherlei Art gab, oder wenn er von Reisen nach Zürich und Bern redete, wo er Freunde hatte und häufigen Besuch machen wollte. Sie dachte sich an der Seite eines solchen Gatten ein glückliches Leben und seufzte heimlich, wenn er über die Eintönigkeit dieser Berge und die Rohheit ihrer Bewohner spöttelte, dagegen aber seinen Aufenthalt in Neapel und Rom pries.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, März.

Die Speranza.

Eine junge liebliche Frau hatte die Gesellschaft verlassen, ihre Wangen waren blässer als der gewöhnliche Hauch, der das Gesicht der Südländerin belebt; auch der Glanz des Auges war noch etwas matt, dennoch römisch. Sie war die Seele der Lustigkeit gewesen. „Und warum, Signora, konnten Sie uns auch nur auf Minuten Ihre Gegenwart entziehen?" Keine Deutsche, keine Nordländerin, von einer Engländerin ganz zu schweigen, hätte mit der Unschuld und Unbefangenheit antworten können. Sie war hinausgegangen, um ihren Kleinen zu stillen. „Und welchen Namen wird der glückliche Sohn einer so schönen Mutter führen?" — Ihr Auge leuchtete ganz anders, und die Römerin erhob sich um einige Zolle: „Gratianus-Marius-Trajanus-Pius!" — Und warum gerade diese so verschiedenen Namen? — „Sie sind nicht verschieden, mein Herr! sie haben alle nur einen Klang und einen Sinn. Sie haben Alle die Deutschen geschlagen, und das soll mein Sohn auch."

Hier haben Sie das Bild einer modernen Römerin, wie sie sind, ein Porträt nach dem Leben, ohne alle Ausschmückung. Ob Alle so sind? — Ich weiß es nicht; es ist ein Typus, nach dem Alle sich bilden möchten. Die künftigen Gratiani, Marii, Trajani, Pii liegen zwar noch in den Windeln, wenn Sie aber das Bataillon der Speranza vorübermarschiren sähen, würden Sie sich überzeugen, daß die erwachsenden Generationen der künftigen den Weg zeigen. Spielerei! höre ich es hier murmeln, und dort zucken Pädagogen die Achseln: man sollte die Jungen lernen lassen, statt zu solcher Spielerei von Alters- und Obrigkeitswegen anzufeuern, sie zu unterstützen, und der Sache sogar noch eine Bedeutung zu geben. Nun ja, wer leugnet's? es ist Spielerei, aber Spielerei, wie es der Schaum der Welle ist. Der Ernst treibt und wogt unten, nur auf der äußersten Kante oben sprizt und spielt es so. Die Federbüsche und Fahnen, die man vom Berge sieht, sind auch nicht das eisengerüstete Heer, welches die Ebene stampft. Wenn die jungen Römer mehr lernen müßten oder wollten, als geschieht, das wäre ihnen und der Sache des Vaterlandes zwar sehr gut, das ist aber eine Sache für sich, und dem Chaos des römischen Schlendrians und seinen Reformen gerade jezt mit einem neuen Edukationssysteme zu Hülfe kommen wollen, hieße, statt der Schornsteinfeger und Sprizenleute, die Töpfer rufen, weil ein zerplazter Ofen das Haus in Brand gesteckt hat. Alles zu seiner Zeit.

Ohne Spielen keine menschliche Natur, ohne Spiel kein Völkerleben, kein Wachsthum in Kenntniß und Erkenntniß. Oder sind die spartanisch-puritanischen Völker, die alles Spielerische aus ihrer humanen Natur mit Höllenstein auszubrennen vermeinten, sind die Geschichtsabschnitte, wo diese Regung obwaltete, die Leucht- und Wendepunkte in der Geschichte der Menschheit? oder haben diese Nationen und Epochen nicht auch gespielt — ein graues Spiel ohne bunte Farben? Die Italiener aber vor allen müssen spielen, vermöge ihrer Kindernatur. Lache und scherze mit ihnen, wie sie es verstehen, und du hast sie gewonnen; sie sind die liebenswürdigsten Leute, sogar gemüthlich. Zeige ihnen mit deutschem Präceptorernst die Ruthe, philosophisch oder despotisch, und sie werden grämlich, ernst, böse, tückisch, wie du es nennen willst. Sie verstehen dich nicht mehr, und du verstehst sie nicht mehr. Das ist alles Uebels Anfang. Und wie viel Uebel, das uns Alle drückt, von dem die Gescheitesten keine Lösung absehen, wäre vermieden, wenn mancher Deutsche psychologischer zu Werke gegangen wäre, und bevor er die Italiener beurtheilen, regeln, beherrschen gewollt, ihre innerste Natur studirt, und mit etwas Selbstverleugnung sie behandelt hätte, wie sie einmal behandelt seyn wollen. — Nun ist es zu spät; es ist ein furchtbarer Ernst, der unter den Kinderhelmbüschen auf die Erde stampft.

Speranza ist ein Bataillon römischer Kinder, männlichen Geschlechts, welche, von ihren Eltern oder Wohlthätern uniformirt, sich von den Polröcken an in den Waffen üben sollen, die sie einst, erwachsen, gegen den Feind des Vaterlands brauchen könnten. Söhne der Nobili und Principe, bis hinunter zu denen der Handwerker. Sie exerciren, tragen kleine Mützen, grüne Waffenröcke, kleine Flinten, Fahnen, haben Tambours und Offiziere und marschiren sonntäglich durch die Straßen Roms; auch fehlen sie bei keinem Festaufzuge, hinter oder vor der Nationalgarde. Das ist militärischer als in Sardinien, Preußen und Sparta! Voran in gut geschlossenen Reihen die Knaben von fünfzehn bis vierzehn Jahren, in den lezten Kinder von fünf, ja von vier Jahren! Vorn schon ein martialischer Schritt, Parademarsch, hinten ein Getrippel, das noch an das Gängelband, an die Ammenstube erinnert. Ich verdenke es keinem Ausländer, der darüber lächelt, auch der Römer verzieht still den Mund. Auch sollen Eltern, Lehrer, Dienstleute in den Schulen und Häusern sich dann und wann über den Troz der künftigen Soldaten beklagen, die, im Vollgefühl ihrer Würde, wie gegen manches andere, entschieden gegen das Prügelsystem Protest einlegen. Und doch, es gehört zum Ganzen; die Römer lächeln, aber sie lächeln mit Freude, und eine erlauchte Dichterin hat in der tiberinischen Akademie ein begeistertes Gedicht auf die Speranza am vorigen Sonntag verlesen. Was wir Erziehung nennen, haben die Römer nicht studirt; vielleicht könnten Einige bei uns sagen: eine Erziehung ist doch immer besser als keine, eine militärische besser als der Naturwuchs. Wenn nur der Naturwuchs hier nicht so schön wäre! Wenn ich indeß die Kinder und die Großen exerciren sehe, so leicht, so geschickt, mit einer so festen und doch anmuthigen Haltung, verschwindet die Furcht, daß das Eingelernte das Geborene verdrängen werde.

Gegen wen lernen die künftigen Marier, Trajane und Gratiane exerciren, wen sollen sie schlagen? — Natürlich nur die Deutschen. Die Schmach des ganzen Mittelalters, wenn auch nicht gerade von Hermann an, so doch nahe hinauf bis an die Teutoburger Schlacht, ich meine die Schmach, die Niederlagen, welche Italien durch unsere Väter erlitten, sollen an uns, den Kindern, gerächt werden. Eine kleine Speranza, die mit mir in einem Hause wohnt, fällte wirklich neulich ihr Bajonett gegen mich. Ich strich ihr durch die schwarzen Haare, und das Schelmengesicht lachte herzlich. Wenn man die ganze Speranza vorübermarschiren sieht, möchte man allen im Haare spielen und Alle an die Brust heben. Empfindet man doch auch gar keinen Schauer, wenn die wirkliche Civica in Erz und Messing ausrückt. Es sind so schöne und so freundliche Gesichter. Kein Fremder unter den Tausenden hier, auch kein Deutscher, der nicht einen guten Bekannten darunter zählte, dem er zunickt, und der Civicist blinzelt ihm wieder etwas Freundliches zu. Es ist Ernst, aber mit dem Morte ai Tedeschi ist es nicht ernst gemeint, zumal in Rom; wie sollte Rom ohne Deutsche bestehen!

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 69. Dienstag den 21. März 1848.

Plantagenet. — The truth appears so naked on my side,
That any purblind eye may find it out.
Somerset. — And on my side it is so evidend,
That it will glimmer through a blind man's eye.
Shakespeare.

Willi, der Schütz.

(Fortsetzung.)

An dem Tage, wo Rudolf Derni unverhofft die Gesellschaft des Landammans vermehrte, hatte Siler mehrere Stunden lang allein mit Reginen zugebracht und alle seine Beredtsamkeit und Liebenswürdigkeit aufgeboten, sie zu überzeugen, daß er ein in allen Dingen begabter und ausgezeichneter Mann sey. — Hauptmann Philipp Siler war eitel auf seine Gestalt, wie auf seine Fähigkeiten; er hatte eine hohe Meinung sowohl von seinem Bart als von seinem Geist, und blickte mit dem Uebermuth eines jungen Herrn aus edlem Hause und großen Ansprüchen auf seine jetzigen Umgebungen. Als Derni hereintrat und Reginen die Hand reichte, betrachtete er den Nebenbuhler mit geheimem Lächeln und nahm nach einigen gleichgültigen Worten keine weitere Notiz von ihm, indem er seine ganze Aufmerksamkeit fortgesezt dem jungen Mädchen widmete. Derni hörte ihm lange schweigend zu, bis er endlich, gereizt durch einige Bemerkungen des Hauptmanns, sich einmischte und die Urtheile desselben bestritt. Der Hauptmann erzählte von Rom und Italien, von Kunstwerken, die er gesehen, von Musik, die er gehört, von Fürsten, mit denen er gesprochen, und von dem schönen Leben jenseits der Alpen. — „Da ist es herrlich," sagte er; „was ist Frankreich dagegen, oder gar Deutschland, wohin man höchstens gehen kann, um ein Schulmeister zu werden!"

„Wenn es Ihnen," sagte Derni, „so sehr dort gefallen hat, Hauptmann Siler, warum sind Sie denn wieder gekommen?" — „Gewiß nicht, um mich von Ihnen darüber ausfragen zu lassen," erwiderte der Hauptmann lachend. — „Ei, nein," fuhr Derni fort, „das ist auch meine Sache nicht, aber ich habe dasselbe Lied zu oft schon von den Herren gehört, die aus dem Lande zogen, um fremden Fürsten zu dienen. Sie lobten die Herrlichkeiten Alle über die Maßen, kamen aber doch immer wieder dahin zurück, von wo sie ausgezogen waren."

„Ich glaube, der gute Fürsprech ist neidisch geworden," rief Siler seiner Nachbarin zu. — „Neidisch?" versezte Rudolf, „worauf sollte ich neidisch seyn? Ich habe mich nie danach gesehnt, in eines Fürsten Dienste zu treten, am wenigsten aber würde ich als Soldat meinen Degen und meinen Arm vermiethen." — „Ich hoffe nicht, Herr Fürsprech, daß Sie darin etwas Unehrenhaftes entdecken," sagte der Hauptmann, ihn finster anblickend. — „Jeder nach seiner Weise," antwortete Rudolf. „Wir Schweizer haben einen schlechten Ruf im Auslande. Point d'argent, point de Suisse ist ein altes Sprüchwort. Ich für mein Theil stimme denen bei, die sich freuen würden, wenn die Tagsatzung es überall verböte, wie es in den meisten Kantonen der Fall ist." — „Die Krämer in Zürich und die radikale Rotte in Bern mögen es immerhin verbieten," rief Siler; „wir werden thun was uns beliebt und allen den Mund stopfen, die sich als vorlaute Schwätzer zeigen."

Derni wendete sich von ihm ab und sprach mit Jungfer Regli, aber der Blick der Verachtung, den er auf seinen Gegner warf, fachte den Haß bei diesem mehr an, als es Worte thun konnten. — Rudolf erzählte von seiner Abwesenheit aus dem Lande, von seinen Reisen, und wie er nun zurückgekehrt sey, um sein

Vatergut zu verwalten und sich seinen Mitbürgern nützlich zu machen.

„Es ist nirgend schöner wie in der Heimath," rief er; „glaubt mir, Regli, die Welt, so groß sie ist, kann den Fleck Erde nicht ersetzen, wo wir geboren wurden." — „Ihr wollt also fortan bei uns bleiben?" fragte sie. — „Das will ich, Regli, will nichts seyn als ein Landmann von Unterwalden und ein Schweizer. Unsere Berge, unsere Firnen, unsere Seen sind schöner als Alles in der weiten Welt, und wo ist es wohl besser zu leben, als in seinem Hause, in seiner Familie, unter lieben Freunden und Nachbarn, mit denen man aufgewachsen ist?"

Seine glänzenden Augen begegneten den ihren, und plötzlich trat das heiße Blut in ihr Gesicht. Reglis Herz klopfte laut, sie wußte selbst nicht warum, aber es war etwas in seinem Blick, das ihr Unruhe machte. Ein jäher Schlag ging durch ihren Kopf, der Rudolf Derni kam ihr anders vor als früher. — Seine Sprache klang so fest und männlich, und was er gesagt hatte, schien ihr recht und gut zu seyn, viel wahrer und besser als alle die schmeichelnden Erzählungen Silers. — Daß er so still gewesen bei dessen beleidigenden Worten, kam ihm auch zu gut. Regli fühlte heraus, warum er geschwiegen, und es war ihr recht, daß der Hauptmann jezt voll Verdruß zuhörte, wie sie mit Rudolf weiter redete und wie sie Beide munter plauderten.

Nach einiger Zeit kam ihr Vater und die andern Herrn mit ihm. Das Gespräch wurde allgemein und mit geheimem Wohlgefallen hörte sie zu, was Rudolf sagte. Es konnte nicht fehlen, daß bald Streit entstand, denn wo Männer beisammen sind, gibt es der Meinungen auch mancherlei, nirgend aber mehr als zu Zeiten, wo um alte Rechte und Neuerungen der ewige Kampf der Menschen sich bis zur blutdürstigen Feindschaft erhizt hat. Auch in diesen einsamen Hirtenländern gab es Parteien und Haß, der sich in bittern Worten Luft machte. Der alte Pannerherr Imring vor Allen war eine Art Radikaler im Lande Unterwalden. Er hatte im Landrath oft schon liberale Vorschläge gemacht, die fortwährend verworfen wurden, und erst jüngst die lebenslängliche Dauer der Aemter angegriffen, natürlich ohne den geringsten Erfolg. Das Volk schäzte den alten Mann hoch, denn es kennt bald seine Freunde; aber die Herrn vom Landrath sehen ihn scheel an, und als der dicke Veltliner Wein die Köpfe erhizt hatte, wurden die eiteln Reformbestrebungen des alten Herrn, wie schon oft, so auch dießmal Gegenstand des Spottes und Hohns. Imring schwieg nicht dazu, sondern wehrte mit gutmüthigem Ernst die Angriffe ab. Sein Ansehen und seine Gelassenheit wurden von einem furchtlosen Freimuth unterstüzt, der treuherzig aussprach, was er als wahr erkannte, und doch nicht zu sehr erbitterte, weil man der wohlwollenden Leutseligkeit des Greises manches zu gut hielt. Aber er fand auch Beistand. Ein paar Stimmen sprachen sich wenigstens vermittelnd aus, Rudolf Derni dagegen trat ihm ganz und gar bei und vertheidigte seine Sache mit solcher Gewandtheit, daß die Gegner bald ihren ganzen Zorn gegen ihn wendeten. — Vor Allen that dieß der Oberst Ulrich. Das trotzige, strenge Gesicht des Herrn, der niemals Widerspruch ertragen konnte, färbte sich dunkel bei den Behauptungen des kecken Redners.

„Ihr seyd mit schönen Grundsätzen in's Land zurückgekommen," rief er ihm endlich zu, „und habt über alles Studiren verlernt, was bei uns Sitte und Recht ist." — „Ich denke, Herr Oberst," erwiderte Rudolf, „das wahre Recht besteht darin, Niemanden Unrecht zu thun und die Gesetze nach den Bedürfnissen der Zeit und den Forderungen fortschreitender Gesittung umzugestalten. Das neunzehnte Jahrhundert sieht schon in den Gesetzen des achtzehnten meist nur Unrecht und Gewalt, wie viel mehr in denen des dreizehnten und vierzehnten!" — „Das ist also Eure moderne Weisheit, mit der Ihr hier durchzukommen meint?" rief Herr Ulrich lachend. „Ihr glaubt, jede Zeit, wo möglich jedes Jahr müsse andere Gesetze und ander Recht haben oder sein Revolutiönchen machen? und möchtet wohl selbst gern im Landrath Eure neugebackenen Rezepte, selig zu werden, uns zum besten geben?"

Sein rohes höhnisches Gelächter wurde durch seinen Neffen und die Mehrzahl der Gäste unterstüzt. — Derni unterdrückte den Unmuth, der ihm durch's Blut ging, und sagte ruhig: „Wenn ich im Landrath säße, würde ich wenigstens nicht Eure Ansichten vertreten helfen." — „Nun, davor schlaft ruhig, mein Kind," fiel der Oberst ein; „Ihr werdet so bald nicht in solche Versuchung kommen." — „Ich kann warten," sagte Derni stolz. — „Weil Ihr jung seyd, meint Ihr, und wir graue Haare haben?" — „Weil's nicht immer so bleiben kann." — „Ach, Ihr habt Recht," sprach der Oberst, die Stirnfalten tief zusammen ziehend; „das ist ein Lied, das jezt mehr wie Ein Vogel pfeift. 's gibt solche Brut auch bei uns; aber Maria Joseph! noch haben wir Gewalt genug, ihrem Gesang ein Ende zu machen."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Kaiserstaat.

(Fortsetzung.)

Die Slowaken haben unter sich keine Aristokratie und sie mögen Ursache haben, die ungarische zu scheuen,

welche trotz ihres Liberalismus doch noch gar zu viel natürliche Wildheit hat. Eine wie hohe Meinung der Magyare auch von seiner Freiheit hat, so weiß er sie doch noch nicht immer von Gesetzlosigkeit zu unterscheiden. „Ich nehme mir die edle Freiheit, Sie um zwei Thaler zu bitten," soll ein Jäger in der Nähe von Preßburg zu einem Fremden gesagt haben, indem er ihm seine Büchse vorhielt. Unter den magyarischen Edelleuten aber gibt es solche, welche sich vor den Gästen in den Wirthshäusern der Grausamkeiten rühmen, die sie zu Hause gegen ihre Bauern ausgeübt. Einer von ihnen rühmte sich, daß er Alles niederschieße, was er auf seiner Wildbahn finde, Menschen wie Thiere. Ein Anderer, der im Wagen an seinem Vogelherde vorbei kam, wo eben die Bauern Vögel auslösten, band seine Pferde hinter den Wagen und spannte die Bauern vor die Kutsche, setzte sich dann mit den gefangenen Vögeln, die er auf den Schooß nahm, hinein und peitschte die Bauern einen steilen Berg hinauf bis vor seine Wohnung.

Auch gibt es hier sogenannte Unglücksfamilien, auf denen ein schwerer Fluch zu ruhen und in denen Mord und Todschlag erblich zu seyn scheint. — Der Vater droht der Mutter, sie zu erschießen, wenn sie ihm keinen Sohn gebiert. Sie bringt einen Sohn zur Welt, und dieser erschießt in reiferem Alter den Vater. Ein Enkel jenes Ersten empfing kürzlich in ungarischem Nationalcostüm sein Urtheil vor Gericht wegen eines andern Verbrechens und schwur, ehe er in Ketten zum Gefängnisse zurückgeführt wurde, den Gesetzen furchtbare Rache. Schon früher hatte er seinen Jäger statt des Hundes in einen Sumpf gehezt, um eine geschossene wilde Ente herauszuholen, und nach ihm geschossen, um ihn zum Untertauchen zu nöthigen. Auch hatte er einst dem Reize, einen Schieferdecker, der an seinem Dache hing, aus der Luft zu schießen, nicht widerstehen können. Woher nun all dieß Unheil? Einer der Vorfahren dieses Hauses, der über eine große Heide fuhr und einen bettelnden Zigeuner mit der Peitsche in's Gesicht schlug, ist von diesem verflucht worden: — so erklärt das Volk. — Von manchen feinen jungen Leuten, welche in den ersten Gesellschaften eine Rolle spielen, ist es allbekannt, daß ihre Großväter auf längere Zeit verschwunden waren, um ihre zerrütteten Familienverhältnisse als Räuber zu verbessern; ja ein Unbekannter auf dem Dampfschiffe wollte sogar wissen, daß der berühmte ungarische Räuberhauptmann Sobry, als einer der Großen des Landes und als Mann von politischer Bedeutung, auf seinen Gütern lebe. Selbst diejenigen von diesen Großen, deren eigenes Leben vollkommen rein und fleckenlos dasteht, lassen sich in ihren Handlungen selten durch Recht und Gesetz, sondern in der Regel nur durch die Großartigkeit ihres schönen Nationalcharakters leiten, und verletzen durch ihre Großmuth und durch das ihnen angeborene Wohlwollen nicht selten Gesetze, Recht und öffentliche Sicherheit. Liebenswürdig ist die Bonhommie des katholischen Vicegespans, welcher einen lutherischen Studenten, den er als fahrenden Schüler kennen lernte, zu seinem Schullehrer machen wollte. „Hat unser Feldhüter so lange unsere katholischen Kinder unterrichtet," rief er aus, „warum sollte es nicht auch ein lutherischer Student können?"

Eine wildromantische Schöpfungszugabe zu der magyarischen Nationalität sind die ungarischen Zigeuner. Die Magyaren selbst haben keine nationale Musik. Die Zigeuner dagegen, ein Wandervolk ohne eigene historische Erinnerungen (sie selbst kennen kaum den Namen eines oder des andern von ihren Vorfahren), das seit Jahrhunderten unter fremden Völkern in tiefem Frieden vom Wahrsagen und von kleinen Diebstählen lebt, die sich nicht zur gerichtlichen Verfolgung eignen — sie haben sich in Ungarn so in das Wesen der Magyaren hineingelebt, daß sie jene feurige Musik schaffen konnten, welche in ihren Melodien dasselbe so wunderbar tief wiederspiegelt, wie dieß in der Racoziweise der Fall ist. Der Strich des geigenden Zigeuners hat etwas ganz Eigenes und läßt sich mit nichts vergleichen. In neuester Zeit haben deutsche Spekulanten auf den ungarischen Heiden ein Orchester von Zigeunern zusammen gelesen, mit dem sie selbst in Paris großes Aufsehen erregten. Die Zigeuner, welche ihnen folgen, sehen dann gar stattlich aus, kleiden sich höchst sorgfältig und modisch, wenn auch etwas bunt, glänzen mit goldenen Uhren und Ringen, gefallen besonders den Damen ungemein, bleiben aber Vagabunden wie auf ihren Puszten bei Ketskemet und Debrezyn. Sobald sie sich einiges Vermögen erworben haben, emancipiren sie sich von dem deutschen Musikdirektor, wissen aber dann ihre Truppe nicht mehr zusammenzuhalten, zerstreuen sich allmählig, fallen einzeln in den großen Städten der Polizei in die Hände und gehen traurig unter. — Nur Einer, der im Auslande mit einem angenommenen Namen als Virtuose geglänzt hatte, kehrte mit dem Ersparten nach Ungarn zurück, kaufte sich dort in einer Heide einen Bauernhof und lebte still und ordentlich. Zufällig war er eines Tages verreist, als der Edelmann, dem das Dorf gehörte, in welchem sein Bauernhof lag, nach ihm schickte. Weil er nun erst am andern Tag erschien, so ließ der Edelmann ihn prügeln, und hierüber grämte der Zigeuner sich zu Tode.

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, März.

(Fortsetzung.)

Stimmung gegen die Deutschen. — Charakter der Bewegung.

Auch im übrigen Italien ist seit Monaten eine große Veränderung vorgegangen. Die Einen sagen: wir wissen wohl die Deutschen von den Oesterreichern — die Andern: wir wissen die Völker von den Kabinetten zu unterscheiden. Wo das Herz recht voll von Menschenliebe ist, wird die ganze Sünde auf ein einziges Kabinet geschoben. Diese Auslegung kann dem Zuhörer etwas bange machen, denn der Italiener, der seinen Deutschenhaß bis zu diesem Glauben jurificirt hat, erwartet nun nichts anderes, als daß die Kabinette, welche nicht identisch mit dem einen sind, für die Sache seiner Nationalität und Freiheit so günstig gestimmt seyn müßten, daß sie allenfalls bereit wären, zu jeder Stunde dafür loszuschlagen. Irgend ein veröffentlichtes Aktenstück der Diplomatie mag dann wie ein kalter Hagelschlag auf die junge Saat des Vertrauens wirken. Aber es schadet nicht; wo kein Haß speziell gesäet ist, geht er nicht auf. Der Italiener ist gläubig wie immer; beweglichen Geistes wie er ist, kann man ihn schnell wieder zurecht rücken; mit einiger Schlauheit, die ich indeß weit entfernt bin zu befürworten, möchte man ihn auch leicht so in die Irre schicken, daß er die Spur, uns zu verfolgen, ganz verlöre. Hannover liegt bei Hamburg, wo es nicht mit ihm identisch ist; da Hamburg eine Republik ist, muß der Hannoveraner auch ein guter Republikaner seyn. Ja Einige, die uns wohlwollten, meinten, daß außer Oesterreich, das heißt jenseits, das ganze übrige Deutschland republikanisch sey. Und wenn auch nicht, siamo tutti fratelli! Zwischen allen Völkern Fratellanza! Darin erlischt auch der Deutschenhaß. Neulich bei einem Festzuge, einer Illumination (ich erinnere mich nicht welcher, so viele haben wir in diesen Monaten erlebt), hatten Deutsche ihre Fenster auf dem Corso besonders geschmackvoll erleuchtet. Dieß rührte die italienischen Herzen dermaßen, daß sie sogar ein Vivat ai Tedeschi! ausbrachten; gewiß nicht weniger befremdlich in diesem Augenblick als das im vorigen Jahr hier den Protestanten gebrachte Vivat bei Gelegenheit der Schweizer Siege. Ein Deutscher wollte zu einem dieser Feste dreifarbige Bänder kaufen; denn die Artigkeit fordert, daß der Gast sich wie der Wirth schmückt. Ein Römer, den er nach dem Kaufladen fragte, wo die Bänder zu haben, zog ein Päckchen aus der Tasche und drang sie dem Fremden für sich und seine Freunde als Geschenk auf: es sey ja für die gute Sache; da sey es gleich, wer sie trage. — So leicht, so sehr leicht ist dieses warmblütige Volk zu behandeln, zu stimmen; und doch haben noch keine Demagogen es zum Verderblichen gestimmt, zu keinem Verbrechen, nicht einmal zu Ausschweifungen. Und als es noch Zeit war, es dazu zu stimmen, wie Manche es wünschen, fanden sie nicht das Zauberwort; mit spöttischem Mund zuckten sie die Achseln. Verachtung vergibt Niemand gern; erst die Hintansetzung hat den Haß erweckt.

Neulich fand ich an einer Mauer eine schon erlöschende Kohlenschrift. Diese Schriften, von Händen gekritzelt, denen man ansieht, wie schwer ihnen das Schreiben wurde, sind für mich in Italien bessere Windfahnen, Wettergläser und Flußpegel der öffentlichen Meinung, als alle Zeitungen: Viva Iddio, e la Madonna, e Pio IX., e lo santo spirito che lo conduca al trono! (Es lebe der heilige Gott, und die heilige Madonna, und Pius der Neunte, und der heilige Geist, der ihn zum Throne erhob!) Welch ein Sinn liegt in dieser Stimmgebung irgend eines Mannes aus dem Volke; es bedurfte gar nicht erst der erklärenden Paraphrase, oder des Protests, den ein Anderer mit Kreide daneben oder darüber geschrieben: „Es lebe Jesus und die Väter der Gesellschaft Jesu!" Gott und die Jungfrau Maria und der heilige Geist und Pius IX. in innigster Verbindung, so erscheint der Papst, dieser Papst, dem Volke, diesem römischen Volke von heut, von dem man Ihnen sagt und schreibt, es stehe auf dem fürchterlichsten Abwege gottloser Anarchie, es dürste nach Blut, und der Augenblick sey nicht gar zu fern, wenn es so fortgehe, wo es die Altäre stürzen, die Kirchen zertrümmern, den Priestern ihr Meßgewand abreißen und auf neuen Altären die Vernunft zur neuen Göttin erheben werde! Glaubt das wirklich Jemand in Deutschland? Uns Deutschen hier kommt es unaussprechlich komisch vor, wenn wir Tiraden der Art in den Blättern aus der Heimath lesen, und es ist uns dann recht lieb, daß so wenige Italiener unsere Sprache, unsere Schrift verstehen. Sie könnten ein homerisches Gelächter anstimmen, wie leichtgläubig der Deutsche sey, was er sich noch im Jahr 1848 aufbinden lasse.

Vergeßt nicht, muß ich wiederholt meinen Landsleuten zurufen, daß die Bewegung von heut eine ganz verschiedene von der der zwanziger und der dreißiger Jahre ist. Damals ging sie aus einem Carbonarobunde hervor, wenige, mit vorgefaßten Meinungen, wollten etwas machen, was nicht an der Zeit war, nicht im Sinne des Volks lag; darum scheiterten ihre Bemühungen. Jetzt ist es eine Nationalsache, in die Jeder sein Alles hineinwirft, auch seine Meinungen, alte und neue. Die Lenker von damals sind nicht mehr die Lenker von heut, sie werden mitgelenkt, mitfortgerissen; und wo sie sich anstrengen, das Heft wieder zu ergreifen, sind sie genöthigt, eine andere Miene anzulegen, eine andere Sprache zu führen. Waren sie damals Jacobiner, Atheisten, so dürfen sie jetzt nicht stark genug die Nationalfarben über die abgeblaßten des Philanthropismus auflegen. Franzosenvorliebe, Hinneigung zum Pariser Treiben, oder gar Nachäffung desselben, ist ihnen durchaus untersagt, und — es wird Manchem freilich schwer genug — sie müssen die devoteste Hingebung für die Religion, die Kirche zur Schau tragen. Sie dürfen Pius nicht allein als Reformator in den Himmel erheben, sie müssen vor ihm als heiligen Mann, als Kirchenfürsten, dessen Segen allein Alles gewirkt, sich beugen. Ein stiller, komischer Seufzer über das saure Kniebeugen, ein unheimlicher Angstschweiß, das wird allerdings bemerkbar, aber es ist ein Beugen vor der Nothwendigkeit. Der Strom ist so mächtig, daß er der Einzelnen, die ihn lenken, anderwärts hinlenken möchten, spottet. Betrachtet nur als ein einzelnes Symptom die Bestimmung der neuen neapolitanischen Constitution: daß in beiden Sicilien die römisch-apostolisch-katholische Religion nicht allein die herrschende, die Staatskirche, sondern die einzige seyn solle, deren Ausübung jemals im Reiche geduldet werden dürfe. — Die hiesige Presse wagte dazu nur einen scheuen Wunsch: daß vor das Wort: „Ausübung" das Adjectivum „öffentliche" späterhin einmal hinzugesetzt werden möge. Es zu fordern, darf sie nicht wagen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 14.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 70. Mittwoch den 22. März 1848.

— All are in fire,
And silken dalliance in the wardrobe lies;
Now thrive the armourers, and honour's thought
Reigns solely in the breast of every man;
They sell the pasture now, to buy the horse:
For now sits Expectation in the air.

Shakespeare.

Märzlieder.

1.

O wunderlicher Monat März
Mit Sonnenschein und weißen Flocken!
Dich läutet klingend ein das Erz,
Doch nicht das Erz der Friedensglocken.
Du kündest nicht die nahe Zeit
Der Nachtigall, der Lüfte Kosen —
Du bringst die Kunde nur von Streit,
Statt blauer Veilchen blut'ge Rosen!

O wunderlicher Monat März!
Für blankes Eis das blanke Eisen!
Es will ein langverhaltner Schmerz
Urplötzlich, was ihn band, zerreißen;
Er will die lange Wintermacht
Von ihren weichen Polstern stoßen,
Will Licht in eine lange Nacht:
Statt blauer Veilchen blut'ge Rosen.

O wunderlicher Monat März!
Welch reich Geschenk von deinen Tagen!
Das treue deutsche Männerherz
Darf wieder frei und mächtig schlagen!
Du schlangst um Fürst und Volk ein Band;
Mag nun der Feind von Außen tosen,
Wir pflücken mit bewehrter Hand
Statt blauer Veilchen blut'ge Rosen.

2.

Ein scharfer Wind durchbläst die Welt,
Des Kriegsgotts ehr'ne Füße rauschen.
O wohl dem, der ein leichtes Zelt
Um seine Hütte kann vertauschen;
Wer unbeweibt, und nie begehrt
Ein Kind auf seinem Knie zu wiegen!
Denn jezt regiert das blanke Schwert
Und hochentrollte Banner fliegen!

Nun ist die Zeit, die Thaten mag,
Genug der Worte sind gesprochen;
Es hat ein unverhoffter Tag
Das schwüle Nachtgewölk durchbrochen.
Heran, wer laut das Volk belehrt
Und wer mißbilligend geschwiegen!
Denn jezt regiert das blanke Schwert
Und hochentrollte Banner fliegen.

Was langsam nur empor gereift,
Das hat ein Augenblick gezeitigt.
Der Wind, der durch die Länder pfeift,
Hat, was die Länder trennt, beseitigt.
Was sich nach Innen scharf gekehrt,
Laßt uns dem Feind entgegen biegen!
Denn jezt regiert das blanke Schwert,
Und hochentrollte Banner fliegen.

Nicht mehr der Zwietracht üpp'ge Saat,
Es gilt ein ander Feld zu bauen.
Heran, wer so gewandt zum Rath,
Und zu dem Teufel mit den Schlauen!
Ein deutsches Herz ist noth und werth,
Nur feste Einheit hilft zum Siegen.
Denn jezt regiert das blanke Schwert
Und hochentrollte Banner fliegen.

3.

Wie ist's, ihr Redner, die so dreist
Geschäftig beim Gefecht der Zungen?
Wo steht ihr, wenn es plötzlich heißt:
Wohlauf, die Schwerter nun geschwungen!
Es ist nicht schwer, bei Friedenszeit
Den Stock der Fahne zu ergreifen;
Doch anders, wenn im scharfen Streit
Um ihn die heißen Kugeln pfeifen.

Ihr predigtet vom neuen Tag,
Der neue Tag ist nun erschienen:
Was kommen wird und kommen mag,
Die Menschheit muß dem Weltgeist dienen.
Ihr sprecht von Deutschland stark und frei,
Verlanget trutzig seine Rechte;
Wie aber, wenn das Kriegsgeschrei
Des nahen Feinds mahnt zum Gefechte?

Die ihr die Schaaren jezt geführt,
So buntgewürfelt, um zu fodern,
Wenn erst die Trommel wird gerührt,
Der Zeltstadt nächt'ge Feuer lodern,
Darf das bedrohte Vaterland
Dann auch auf seine Sprecher zählen?
Legt ihr die Feder aus der Hand,
Den blanken Stahl dafür zu wählen?

Wie ist's, ihr Redner, die so dreist
Geschäftig beim Gefecht der Zungen?
Wo steht ihr, wenn es plötzlich heißt:
Wohlauf die Schwerter nun geschwungen!
Ihr schreit nach Freiheit, wohl bewußt
Daß euern Rücken deckt die Masse.
Doch droht der Feind, gebt ihr die Brust
Und ruft: der Freiheit ein Gasse?

Willi, der Schütz.

(Fortsetzung.)

„Und mit aller Eurer Gewalt werdet Ihr doch nie Unrecht in Recht verwandeln, nie die Stimmen zum Schweigen bringen, welche Euch als Hinderniß aller Fortschritte zum bessern anklagen," rief der junge Mann, beleidigt von den Blicken, mit welchen ihn sein Gegner betrachtete. — „Zum Teufel mit Eurem Recht!" schrie der Oberst wild. „Will Euch sagen, was hier Recht: wer die Verfassung angreift und lästert, wer das uralte Recht der freien Land- und Dorfleute antastet und Unruhen gegen die Obrigkeit und das souveräne Volk anzettelt, sey es durch Rede, Wort oder Schrift, der soll vom Wochenrath gestraft werden, wie er es verdient, durch Verlust seines Guts, durch Staupenschlag und Gefängniß bis zur Besserung, so steht es aufgezeichnet." — „Und der Wochenrath," sagte der alte Imring, indem er Rudolfs Arm faßte und sich lächelnd und warnend vor ihn hinstellte, „ist Niemanden Rechenschaft schuldig über seine Urtheile; das mußt du wissen, Fürsprech Derni."

Mehrere Andere unter den Gästen drängten nun auch den Obersten Ulrich zurück und baten ihn, nicht zu heftig zu verfahren. „Ei was!" rief der barsche Mann, „solch vorwitziger Bursch muß sich hüten, den Schnabel zu weit aufzumachen. Ist's erst dahin gekommen, daß Knaben uns lehren wollen, was Recht sey, so ist's aus mit unserem Ansehen. Schlimm genug," fuhr er mit einem Blick auf Imring fort, „daß Männer in weißem Haar den Trotz und die Unzufriedenheit im Volk anstacheln, daß manche nicht nur heimlich Gelüste tragen, auch freche Rede hören lassen. Wir haben erst gestern an dem schlimmen Buben von der Halde, dem Willi Grießler, ein Beispiel gegeben; ist aber keiner im Lande, mag er sich dünken was er will, der nicht fein ruhig gemacht werden könnte, wenn er nicht weiß, was sich schickt." — „Es ist dieß Alles die Folge," sagte der Pfarrer seufzend, „daß der Glaube an die heilige Kirche verachtet und verspottet wird. Wühler und Umwälzer sind stets auch Ketzer und Gottesläugner; ihr Verderben ist ein zeitliches und ewiges zugleich, wie es nicht anders seyn kann bei den Menschen, welche meinen, daß ihr elender Verstand alles einsehen, begreifen und ordnen könne."

Das Klagelied des Geistlichen verhallte unter den streitenden Stimmen, und sicher wäre es zu weiteren harten Reden gekommen, wenn nicht der Hausherr jezt besänftigend dazwischen getreten wäre. — Der Alt-Landamman hatte schweigend zugeschaut, wie die Parteien sich stritten, und nicht ohne Behagen gemerkt, daß der Oberst an Rudolf Derni einen Gegner gefunden, der ihm Streich auf Streich versezte und weder vor seinem Zorn noch vor seiner Grobheit erschrack. Er gönnte dem stolzen heftigen Mann den Aerger, aber er gönnte auch dem Rudolf die Schimpfreden, welche er einstecken mußte, denn im Grunde dachte er wie Ulrich, nur wußte er sich besser zu beherrschen. „Haltet Friede, ihr Herren," rief er jezt, „und laßt uns in guter Genossenschaft unsere Gläser leeren. — Glaub's mir, Ulrich, der Bursch da wird dir noch lieber werden, wie du meinst. Ich will Bürgschaft leisten, daß er weder die Allmanden theilt, noch das Landbuch in Stücke reißt. — Es ist mit ihm, wie es mit jungen Leuten ist, die voll allerlei

schönen Gedanken über Freiheit und Glück der Welt von der Schule kommen. Müssen die Wirklichkeit erst kennen lernen, die jungen Hitzköpfe. Für den Rudolf Derni sage ich gut. Gebt euch die Hände, und nun kein Streit mehr. — Habe den Tisch im Hause bestellen lassen, die Forellen und ein saftiger Nierenbraten warten schon lange. Regli soll uns dazu aufspielen, soll zeigen, daß sie nicht umsonst ihre Zeit und mein Geld verthan hat. Führe die Regli hinein, Rudolf, und leg ihr die Noten zurecht, Schatz, verstehst ja auch was von der edlen Musika."

Sein Wille geschah, aber die Gesellschaft war doch, troz der Musik und der wohlbesezten Tafel, nicht fröhlich zu stimmen. Sobald er konnte, brach der Oberst mit seinem Neffen auf und der kalte Abschied, den er nahm, bewies, daß er am meisten vielleicht auf Hilberg zürnte. — Auch der übrige Theil der Gesellschaft zerstreute sich, noch ehe die Nacht einbrach, und lange sah Regli von der Terrasse im Garten in's Thal hinunter den beiden Männern nach, welche zulezt Abschied genommen hatten. Der Hufschlag ihrer Pferde tönte durch die Stille des Abends, die blauen Abendnebel verschlangen endlich ihre Spur und Regli horchte auf den lezten schwachen Ton, bis er mit dem Flüstern ihrer Lippen erstarb.

Die beiden Reiter waren Rudolf Derni und der alte Pannerherr Imring, der dem jungen Mann eine Strafpredigt über sein Benehmen hielt und doch mit geheimem Beifall dessen Vertheidigung hörte. „Es ist ein stolzer, übermüthiger Mann, dieser Ulrich," sagte er, „und sein Neffe ein Narr, dessen größte Zierde sein Schnurrbart ist; aber doch wünschte ich, du hättest nicht mit ihnen angebunden." — „Was können sie mir schaden?" rief Derni; „ich verachte sie Beide." — „Nun," sagte der Pannerherr, „wenn der spitzbärtige Hauptmann dir auch geringe Sorge macht, sein Oheim ist gefährlich genug für Alle, denen er schaden will. Darum thust du klug, den Hilberg je eher je besser zu deinem Schwiegervater zu machen. Hast du die Regli an der Hand, führt dich das Mädel in den Landrath und Wochenrath. Mag der Ulrich wüthen wie er will, Hilberg hat mehr Freunde wie er."

„Ihr glaubt doch nicht," erwiderte Derni erröthend, „daß ich Regli heimführen möchte, um in den Landrath zu gelangen?" — „Möchtest du nicht," versezte der alte Mann, „nun so möchte ich, du thätest es dessentwegen. Du bist jung," fuhr er fort, „hast Geld und Gut, und wirst der Reichste im Land, wenn Hilbergs Vermögen in dein Haus kommt, dazu aber auch der Mächtigste, denn der junge Zweig pflanzt sich auf den ältesten Stamm." — „Ich bin Regli gewogen," sagte Derni, „aber wäre sie eines Beisassen Kind oder des Willi Schwester, dem sie gestern Alles genommen haben, was er hatte, es könnte darin nichts zuthun und nichts ändern."

„So bin ich zufrieden, daß Regli eben die Regli bleibt," rief der Pannerherr lachend; „im Uebrigen, obwohl du ein toller Bursch bist, trau ich dir doch nicht die Thorheit zu, welche in deinen Worten liegt. Hast zwar wildes, radikales Wesen genug in dir, sprichst Grundsätze aus, wofür der Ulrich und seine Schaar dich gern aus dem Land jagen möchten, mußt aber einsehen, daß du nichts durchsetzen kannst, nicht das Kleinste, wenn nicht mächtige Freunde dir zur Seite stehen. Es könnte ein Fürst oder Graf im heiligen römischen Reich tausendmal eher eine Dienstmagd zur Frau nehmen, als du ein Mädchen, das nicht zur Genossenschaft gehört." — „Meine besten Freunde, auf welche ich zumeist vertraue, sind die gerechte Sache und die vernünftige Einsicht, welche das Volk doch endlich überkommen muß."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

***Dresden,** März.

Politische Reform.

Auch unser Land und unsere Stadt sind von dem gewaltigen Schwunge der Zeitereignisse in Bewegung gesezt worden. Die Nachrichten von den Ereignissen in Paris überraschten uns hier so, daß man sich Anfangs nicht recht darein zu finden wußte. In Leipzig war man mehr vorbereitet, denn dort ist eine compakte radikale Partei vorhanden, welche in solchen Fällen energisch die Initiative ergreift und die Liberalen aller Farben schnell vereinigen kann. Daher trat dort die Freude über die wahrscheinlichen Folgen der Pariser Revolution in bedeutenden Wirkungen hervor, in einem liberalen Bankett und in entschiedenen Schritten der Stadtverordneten und des Stadtraths, den König um das zu bitten, was sie zum Schutze des durch diese Ereignisse bedrohten Vaterlands für nothwendig hielten. Hier nun wurden zwar die Leipziger Deputirten von einigen entschieden gesinnten Bürgern, welche die Wichtigkeit dieses Schrittes erkannten, mit Freuden empfangen, aber ein ähnlicher Antrag des Dr. Köchly fiel bei den hiesigen Stadtverordneten durch, indem mehreee Mitglieder dieses Kollegiums die Incompetenz der Vertreter der Commun in dieser Frage behaupteten. Trotzdem wurde darauf eine andere Adresse an den König allgemeineren Inhalts fast einstimmig angenommen, wozu die mit dem ersten Antrage nicht einverstandenen Stadtverordneten sich für eben

so wenig competent halten durften, als zur Annahme des ersten Antrags. Im hiesigen Publikum hörte man Anfangs noch manche ungünstige Urtheile über die Leipziger Adresse und selbst viele Männer, die den Fortschritt wünschten, meinten, daß es nicht recht sey, den König jezt mit dergleichen Bitten zu behelligen. Als aber die Leipziger einmüthig und entschieden bei ihren Forderungen beharrten, als auch die Universität in einer kräftigen Adresse ähnliche Wünsche gegen den König ausgesprochen, als die Nachrichten von den Concessionen anderer deutscher Regierungen zeigten, daß duech ähnliche energische Schritte auf einmal das gewonnen worden sey, wofür die Besten des deutschen Volkes in Schrift und Wort seit langer Zeit vergebens gekämpft hatten, da mußte es nach und nach Allen, welche die Zeit zu verstehen fähig sind, klar werden, daß nur auf diese Weise eine gedeihliche Entwicklung unserer politischen Verhältnisse möglich sey. Aber je klarer diese Ueberzeugung hervoetrat, desto betrübender ist es, daß unser König so lange das zu thun gezögert hat, was sofort eine vollständige Beruhigung der aufgeregten Gemüther bewirkt haben würde. Jezt erst, nach allerhand vergeblichen Veesuchen, das Volk zu beschwichtigen, ist provisorisch bis zur Promulgation eines den Ständen vorzulegenden Preßgesetzes die Censur aufgehoben und die Ständeveesammlung für den 20. d. Mts. einberufen worden. Diese soll sich zunächst erklären, ob die gegenwäetigen Minister noch das Vertrauen des Volks besitzen, da die öffentliche Meinung, nicht zufrieden mit dem Rücktritt des Ministers von Falkenstein, in mehreren Adeessen die Verantwortlichkeit sämmtlicher seitheriger Minister für das seitherige Verfahren des Königs in Anspruch genommen hat. So eüstet sich denn nun Alles zum Landtag und die Aussichten, die uns hier eröffnet weeden, lassen hoffen, daß die Ruhe weder hier noch sonst wo im Lande weiter gestört werden wird. Denn jezt müssen wir zu den politischen Rechten gelangen, die dem deutschen Vaterlande erst die moralische Kraft geben können, welche allein dasselbe in den Stürmen der Zeit zu erhalten und zu stärken vermag.

Rom, März.

(Fortsetzung.)

Der Segen des Papstes. — Die Thierweihe bei St. Antonio Abbate

Dee Segen des Papstes ist noch immer etwas Wesentliches. Pius Segen ist freilich ein anderes Ding als der Gregors XVI. und Leo's XII. Vor dem des ersteren kniete in den lezten trotzigen Jahren der Opposition Niemand niedee, ja Viele behielten die Hüte auf dem Kopf — der Trotz galt indeß weniger der Persönlichkeit Gregors, als der des Kaedinals Lambruschini — vor Pius, wenn er die Hände ausstreckt, sinkt das ganze Volk auf das Pflaster. Es glaubt noch, daß die Thiere am St. Antoniustag durch seinen Segen vor den Einflüssen der bösen Geister behütet werden; im Kaeneval, der jezt anhebt, geschieht kein Unglück, Niemand wird überfahren, was man doch mit fast mathematischee Gewißheit voraussagen durfte, und nur weil die Pferde geweiht sind. — Und weil Pius am denkwüedigen 11. Februar vom Quirinal herab seine Arme erhob über sein Volk und ganz Italien segnete, daeum wae einige Tage daeauf die Nationalität und Unabhängigkeit Italiens zue Wieklichkeit geworden; denn den Constitutionen Neapels folgten die Sardiniens, Toscana's, und der Kiechenstaat beeeitet sie vor. Lesen Sie die römischen Zeitungen, es steht in allen geschrieben: „Dieses unerwaetete Glück haben wir, und nur allein, dem ausgesprochenen Segen des heiligen Vaters zu veedanken.“ Die das schreiben und drucken lassen, glauben nicht daran — das lese ich wenigstens als kritischer Kezee zwischen den Zeilen — aber sie müssen es glauben, weil eine höhere Macht sie treibt und den freudigen Glauben ihnen aufdringt.

Könnte ich alle die, welche wirklich aufrichtig vor destruktiven, radikalen, anarchischen Tendenzen im heutigen Italien sich fürchten — communistische hat man denn doch hier noch nicht in die Vorderreihe der Anschuldigungen zu bringen gewagt — nur auf zwei verschiedene Stunden nach Rom versezt haben, sie würden gänzlich curirt zurückgekehrt seyn. Ich meine eben jene beiden Stunden dee Segnungen, da als es am St. Antonstage den Thieren, und am 11. Februar, als es den Römern und Italien galt. — Wer malt jenes harmlose, liebliche, lustige Fest, oder wer hat nicht schon eine Beschreibung davon gelesen! Etwas, meinte mein deutsch-kritischer Geist, etwas werde sich doch geändert haben, etwas vom Einfluß dee vorwärts schreitenden Zeit im Gemälde sich abspiegeln. Falsch geschlossen: es war das Fest, wie es vor Jahrhunderten gefeiert ward, kein Jota geändert. Da strömte, collte, trottete es in unermeßlichen Reihen, durch alle Straßen, die nach Maria Maggiore führen, Karossen mit Kardinälen, Principes, Adel, Bürger, Engländer, Russen, Deutsche, Packwagen, Karren, Esel- und Pferdereiter, auch Ochsen, alle hin nach St. Anton, um vom Priester, der auf der Treppe stand, ihre Thiere mit dem Weihwedel bespeengen zu lassen. Wenn es auch nichts hilft, kann es doch nicht schaden, denkt der Anglikaner, und es kostet ja nur einen Paul der Kopf! Da stand der Priester, wie er vor drei- oder fünfhundert Jahren gestanden, wohlgefällig die Menge der sich nähernden Pferde, Wagen, Esel musternd, noch wohlgefälliger die vollen Kerzen in der Hand wiegend, welche ein reicher Gläubiger extra opferte für seine Kirche. Mit derselben gutmüthigen Gleichgültigkeit sprengte er die Thiere an, und gab, wenn die Hand müde ward, den Wedel in die Hand seines Confraters. Mit derselben Gleichgültigkeit lüftete der Kutschee während des Akts den Hut etwas, und empfing füe seine Paule den gedeuckten Attest, daß seine Thieee nun purificirt seyen. — Da stand das Volk, inclusive die Fremden, tausende und tausende von Köpfen, und sah das tausendjährige Schauspiel (wenn ich keinen Anachronismus begehe) mit derselben Veewundeeung und Heiterkeit an. Da jauchzte es, als plötzlich die berittenen Gensdarmen Platz machten (das einzigemal, daß sie sich um die Ordnung kümmerten, welche ihrer übrigens nicht bedurfte), um die vier oder sechs sechsspännigen päpstlichen Karossen zu gleicher Zeit vorzulassen; es jauchzte, als die Priester mit besonderer Freude die erstaunlich dicken Kerzen befühlten, welche der großmüthige Pius für seine Hausthiere opferte. Es jauchzte aber noch lauter, als durch den aufgewühlten Boden ein Gespann von achtzehn Pferden, in neun Reihen, alle bunt bebändert und befiedert, vom Bock herab durch Einen Kutscher gelenkt, ohne Vorreiter, im Trab und Galopp vor die Kirchenpforte flog. Und der Kutscher saß so stolz und gemüthlich auf seinem Bock, die Cigarre im Mund, als sey es etwas Alltägliches. Das Gespann gehörte dem Schwiegersohn des vielbespeochenen Napoleoniden, des Principe von Canino, nach Einigen ein Theil der Pferde auch dem Principe Doria. — Was dachte da dieses Volk, das die Augen aufsperrte, mit den Zähnen vor Wonne klappeete, auf den Zehen sich hob, Einer auf die Schultern des Andern, das mit der Zunge schnalzte und in die Hände klatschte? — Ich weiß nicht, was es dachte, aber gewiß nicht an Anarchie und Umsturz des Bestehenden. Der schöne Augenblick war mächtiger als alle Gedanken.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

N^r. 6. Mittwoch den 22. März 1848.

[39] Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck.
Jetzt vollständig!

H. C. Andersen
Gesammelte Werke,
vom Verfasser besorgte Ausgabe.
30 Bde. à 10 Ngr. = 30 kr. C.-M. = 36 kr. rhein.

Bd. 1— 2. Das Märchen meines Lebens.
3— 5. Der Improvisator.
6— 8. O. Z. Roman.
9—11. Nur ein Geiger.
12—15. Gesammelte Märchen.
16. Bilderbuch ohne Bilder.
17. Reiseschatten.
18—21. Eines Dichters Bazar.
22—25. Dramatische Werke.
26—28. Gesammelte Gedichte.
29—30. Ahasverus.

☞ Jedes Werk ist einzeln zu haben.

---

[28] Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien so eben und ist durch Buchhandlungen zu erhalten:

Novellen
von
Friedrich Voigts.
Erster und zweiter Theil.
Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 12 Ngr.

---

[71] Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Denkwürdigkeiten über Italien.
Vom General **Wilhelm Pepe.**
Erster Theil. Preis 1 fl. 36 kr. = 1 Rthlr.
Zürich, im Februar 1848.
Friedr. Schultheß.

---

[76] Erschienen ist und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dantis Alligherii
Divina Comoedia
hexametris latinis reddita
ab
Abbate **dalla Piazza** Vicentino.
Praefatus est et vitam Piazzae adjecit
Carolus Witte.
gr. 8. geh. Rthlr. 2⅓. engl. Lwdbd. Rthlr. 2⅔.

Diese die grossartige Dichtung des unsterblichen Dichters in lateinischer Sprache zum ersten Male vollständig gebende Bearbeitung eines ausgezeichneten Gelehrten Italiens wird von dem gesammten philologischen Publikum wie von allen Verehrern Dante's willkommen geheissen werden.

---

[54] Neue Musikalien im Verlage von **Friedrich Hofmeister in Leipzig.**

Croisez, Op. 35. 3 petits Solos p. Pfte. No. 1, Fantasina. No. 2, Barcaruola. No. 3. Marcia. (à 7½ Ngr.) 22½ Ngr.
— Op. 41. Reminiscences de Bellini. Revieri p. Pfte. 12½ Ngr.
Duvernoy, Op. 172. Petite Fantaisie sur la Muette de Portici p. Pfte. à 4 Mains. 15 Ngr.
— Op. 173. Petite Fantaisie sur le Magister de Village de Henrion p. Pfte. 12½ Ngr.
— Op. 174. Cavatine de Bellini. Fantaisie p. Pfte. 12½ Ngr.
Gutmann, Op. 12. Dix Etudes de Concert p. Pfte. Liv. 1. 2. (à 1 Thlr. 7½ Ngr.) 2 Thlr. 15 Ngr.
Kessler, Op. 43. Cantilene et Toccata p. Pfte. 17½ Ngr.
— Op. 44. Impromptu p. Pfte. 15 Ngr.
Labitzky, Op. 146. Frühlingsgrüsse. Walzer f. Pfte. zu 2 H. 15 Ngr. Zu 4 H. 17½ Ngr. Für Orch. 1 Thlr. 15 Ngr. Im leichtesten Arr. 10 Ngr.
— Op. 147. Columbinen-Galopp f. Pft. zu 2 H. 10 Ngr. Zu 4 H. 12½ Ngr. Für Orch. 25 Ngr.
Willmers, Op. 58. Rêverie du Soir. Rhapsodie p. Pfte. 1 Thlr.

---

[53] **Neuestes Werk von S. Warren.**

Im Verlage der Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jetzt und Einst.
Erzählung
von
S. Warren,
Verfasser von „Zehntausend im Jahr" und „Tagebuch eines Arztes."
Aus dem Englischen übersetzt von Dr. A. Diezmann.
2 Theile. gr. 8. Preis 1 Thlr.

Dieser Roman fand in England so großen Beifall, daß in einigen Tagen die erste Auflage vergriffen wurde.

Es bildet dieses Werk auch den 4. und 5. Theil der von uns unter dem Titel:
Britania. Englands vorzüglichste Romane und Novellen veranstalteten Sammlung der vorzüglichsten neu erscheinenden Romane und Novellen Englands in deutscher Ausgabe. Bd. 1—3 enthalt: „James der Verurtheilte," einer der wirkungsreichsten Romane dieses Verfassers.

Berlin, den 12. Februar 1848.
Duncker und Humblot.

---

[30] So eben erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Eine Reise nach Wien.
Von
Therese,
Verfasserin der „Briefe aus dem Süden" 2c.
8. Geh. 1 Thlr. 26 Ngr.

[70] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Entwurf
einer
neuen Schulordnung
für die
gelehrten Anstalten Württembergs,
(lateinische Schulen, Lyceen, Gymnasien)
verfaßt
und mit höherer Genehmigung dem Druck übergeben
von der hierzu beauftragten
Commission von Schulmännern.

8. broch. Preis 1 fl. oder 21 Ngr.

Mit Genehmigung des Königl. Ministerium des Innern und des Kirchen- und Schulwesens wird der Vorschlag einer neuen Schulordnung für die lateinischen Schulen, Lyceen und Gymnasien Württembergs, wie derselbe von einer in höherem Auftrage vom Königl. Studienrath einberufenen, aus Schulmännern zusammengesetzten Commission entworfen, sammt einem einleitenden Vorwort und den am Schlusse beigegebenen Motiven des Entwurfs, nebst deren Beilagen hiermit der Oeffentlichkeit übergeben, um Sachverständigen Gelegenheit zu verschaffen, sich über diesen wichtigen Gegenstand auszusprechen.

Stuttgart und Tübingen, März 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[72] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Novellen
von
Eduard von Bülow.
Dritter und letzter Band.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr.

Inhalt: Das Modell. — Die Sylvesternacht. — Die Emancipirten. — Die Geisterweihe. — Eine italienische Reise. — Nachwort.

Die zwei ersten Bände kosten zusammen 5 fl. 15 kr. oder 3 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, März 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Mündlichkeit,
das Anklageprinzip,
die
Oeffentlichkeit und das Geschwornengericht
in
ihrer Durchführung in den verschiedenen Gesetzgebungen
dargestellt
und nach den Forderungen des Rechts und der Zweckmäßigkeit
mit Rücksicht auf die Erfahrungen der verschiedenen Länder
geprüft von
Dr. C. J. Mittermaier,
Geheimerrath und Professor in Heidelberg.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

§. 1. Ueber den Standpunkt der Ansichten in Bezug auf die Umgestaltung des deutschen Strafprozesses. Verhältnisse, welche Einfluß auf diese Ansichten haben. §. 2. Ueber den neuesten Stand der Leistungen der Wissenschaft in Bezug auf die Verbesserung des Strafprozesses. §. 3. Englischer Strafprozeß in seiner praktischen Bedeutung und in seiner Anwendung. Eigenthümlichkeiten des schottischen und des irischen Strafprozesses. §. 4. Strafprozeß in Nordamerika. §. 5. Französischer Strafprozeß. Entwicklung und Anwendung desselben. Leistungen der Wissenschaft in Frankreich. §. 6. Entwicklung des französischen Strafprozesses in Belgien. §. 7. Strafprozeßgebung im Königreich der Niederlande. §. 8. Strafprozeßgesetzgebung in Griechenland. §. 9. Strafprozeßordnung in Brasilien. §. 10. Strafprozeß in Portugal. §. 11. Einführung des Geschwornengerichts in Genf. §. 12. Fortbildung der mündlichen öffentlichen Strafrechtspflege in Italien. §. 13. Württembergische Strafprozeßordnung, preußischer Entwurf von 1841. §. 14. Entwurf einer Strafprozeßordnung für das Königreich Sachsen. Gang der Verhandlungen darüber. §. 15. Fortschritt des mündlichen öffentlichen Verfahrens im Königreich Bayern. §. 16. Strafprozeßordnung für das Großherzogthum Baden. Verhandlungen der Kammer. §. 17. Entwurf eines Strafprozeßgesetzbuchs für das Königreich Ungarn. §. 18. Ausbildung der Strafprozeßgesetzgebung in der Schweiz. Statistische Nachrichten darüber. §. 19. Verhandlungen und Anträge in Bezug auf die Umgestaltung des Strafverfahrens in Hamburg und in Holstein und Schleswig. §. 20. Verhandlungen der braunschweigischen Ständeversammlung über Strafverfahren. §. 21. Rückblick auf den gegenwärtigen Stand der Ansichten über Umgestaltung des Strafprozesses. Verhältniß des englischen und französischen Strafverfahrens. Hindernisse und Schwierigkeiten bei Abfassung neuer Strafprozeßgesetzbücher. §. 22. Zusammenhang der neuen Einrichtungen des Strafprozesses mit der Gerichtsverfassung. §. 23. Mündlichkeit des Strafverfahrens. Durchführung dieses Grundsatzes und Beschränkungen desselben nach den verschiedenen Gesetzgebungen. §. 24. Verhältniß des Anklage- und des Untersuchungsprinzips. §. 25. Staatsanwaltschaft. §. 26. Oeffentlichkeit der Verhandlungen. §. 27. Geschwornengerichte. §. 28. Verhältniß der Mündlichkeit zur Urtheilsfällung durch rechtsgelehrte angestellte Richter.

Der Herr Verfasser dieses Werkes bezweckte die Hauptgrundsätze, von deren Annahme die Umgestaltung des Strafverfahrens abhängt, nicht bloß in ihrem Wesen und Einflusse, sondern auch in ihrem Zusammenhange unter sich und mit andern Einrichtungen in ihrer Durchführung im Strafverfahren nach den Erfahrungen der verschiedenen Länder vergleichend darzustellen, und zu prüfen, und durch die Behandlung der einzelnen Fragen, und zahlreiche statistische Nachweisungen Materialien der Prüfung ebenso den mit Gesetzgebungsarbeiten Beschäftigten als auch den Praktikern zu liefern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Rückert's Makamen des Hariri.
Dritte Auflage.

Die Verwandlungen
des
Abu Seid von Serug
oder die
Makamen des Hariri.
In freier Nachbildung
von
Friedrich Rückert.
Dritte Auflage.

2 Theile. gr. 8. in Umschlag brochirt. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr.

Dieses Werk des als Orientalist und Dichter gleich großen Verfassers, das schon bei seiner ersten Erscheinung vor achtzehn Jahren von den Sprachkennern des In- und Auslandes als ein in seiner Art einziges Meisterwerk von selbstschöpferischer Nachbildung mit dem entschiedensten Beifall begrüßt wurde, erscheint hier zum dritten Male in erneuter Gestalt, in welcher es nun auch bei der größeren Lesewelt als ein angenehmes Unterhaltungsbuch mehr und mehr den verdienten allgemeinen Eingang finden möge.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[73] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

August von Platen.

Neue elegante Octav-Ausgabe mit dem Bildniß des Verfassers.

Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 24 Ngr.

Stuttgart und Tübingen, März 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[74] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Nibelungenlied.

Uebersetzt

von

Dr. Karl Simrock.

Sechste Auflage.

8. brochirt. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Das Nibelungenlied hat sich, seit seiner Wiedererweckung, welche mit der Wiedererweckung unserer Nationalität zusammenfällt, immer mehr als unser Nationalepos, der größte Hort unseres Volkes geltend gemacht, und den frühen, gleichsam prophetischen Ausspruch Johannes von Müllers, daß es die deutsche Ilias sey, bewährt.

Die Uebersetzung folgt dem Originale Zeile für Zeile und gibt es in einer Sprache wieder, die vollkommen neuhochdeutsch, doch allen modernen Anklang vermeidet, wodurch die Täuschung entsteht, als läsen wir, der sprachlichen Hindernisse, die uns dieß bisheran verwehrten, überhoben, das Original selbst; diese Eigenthümlichkeit aller Uebersetzungen K. Simrocks aus dem Mittelhochdeutschen hat Goethe treffend bezeichnet. Er sagt (Nachgelassene Werke V. S. 209), indem er dessen Uebersetzung der Nibelungen in der ersten Ausgabe als eine höchst willkommene begrüßt: „Es sind die alten Bilder, aber nur erhellt. Eben als wenn man einen verdunkelten Firniß von einem Gemälde weggenommen hätte und die Farben in ihrer Frische uns wieder ansprächen."

Stuttgart und Tübingen, März 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[75] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichtliche Darstellung
des
Galvanismus
von
Otto Ernst Julius Seyffer,
Philos. Doctor.

8. brochirt Preis fl. 5. oder Rthlr. 3.

Durch die Entdeckung des Galvanismus trat das gesammte Gebiet der Physik in eine neue Aera ein, es wurde eine ganz neue Welt von Erscheinungen aufgeschlossen, welche nicht allein für die Wissenschaften von der grössten Wichtigkeit waren, sondern auch für das praktische Leben unendlichen Nutzen stifteten. Was diese Lehre für die Zukunft noch werden dürfte, kann kaum geahnt werden, wenn man bedenkt, wie viele neue merkwürdige Erscheinungen und Räthsel jedes Jahr noch daraus hervorgehen. Der Herr Verfasser hat es unternommen, eine Geschichte dieser wichtigen Lehre, welche vor allen andern Theilen der Physik ein schönes Beispiel der Entwicklung der Wissenschaften in diesem Jahrhundert abgibt, zu bearbeiten, um einestheils ein klares Bild des Gegenstandes zu geben, andertheils um aus der Unzahl von Thatsachen das festzustellen und zu begründen, was in der Sache bis jetzt geleistet wurde. Die streng wissenschaftliche Haltung des Ganzen, die umfassende Uebersicht über die gesammte galvanische Lehre, ohne das kleinste Detail derselben zu übergehen, und die genaue Literaturgeschichte macht es zu einem für jeden Physiker auch wegen der darin vorkommenden ausführlichen Geschichte der Elektrochemie für den Chemiker unentbehrlichen Handbuche, während z. B. die Geschichte der elektrischen Telegraphen, der technischen Anwendung der Elektrochemie u. s. w. für Laien und Techniker von grossem Interesse ist.

Stuttgart und Tübingen, März 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[80] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers
Polytechnisches Journal.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

Der aus 24 Heften bestehende Jahrgang dieses Journals kostet 9 Rthlr. 10 Ngr. oder 16 fl.

Zweites Februarheft.

Inhalt. Versuche über die Ursachen der Dampfkessel-Explosionen, von Bontigny. — Verbesserungen in der Dampfschifffahrt, von Seguier. — Lemaitre's Maschine um starke Kesselbleche zu schneiden, welche direkt durch Dampfkraft bewegt wird. Mit Abbildungen. — T. Moy's Sicherheitsventil mit Doppelcylinder. Mit Abbild. — Beschreibung eines beweglichen Achsenlagers für Lokomotive, von Norris und Tull in Philadelphia. Mit Abbild. — W. Gibbons Verbesserungen an der Balkenverbindung eiserner Eisenbahnbrücken. Mit Abbildungen. — Deane's und Dray's Oekonomiefeuerspritze, welche auch als Apparat zur Bewässerung und zur Vertheilung des flüssigen Düngers dient. Mit Abbild. — Verbesserte Form zum Pressen von Rinnsteinen, kleinen Canälen, Röhren, Kaminenden und andern aus Thon zu verfertigenden Gegenständen. Mit Abbild. — Pitts Schloßfurnitur und Drückerachse. Mit Abbild. — Verbesserter Schraubenhahn, von Nasmyth. Mit Abbild. — Ueber luftdichte Ofenthüren, von Simson. Mit Abbild. — Bericht über Camus Signallaterne für Eisenbahnen, von Ed. Becquerel. Mit Abbild. — Untersuchungen über den Proceß der englischen Roheisenbereitung, von Bunsen und Playfair. —

Verbesserungen in der Fabrikation von Stabeisen, von Vickers, Stahlfabrikant zu Sheffield. — Bericht des Hrn. Penot über Bontemps Abhandlung: das Zerspringen gläserner Röhren und Cylinder betreffend. — Ueber ein neues Verfahren zu graviren, Stylographie genannt, von Jomard. — Chemische Untersuchung einiger vorzüglichen Weine des Rheingaues nebst Bemerkungen über den Werth der Weine und über Nachgährung, von Prof. Fresenius. — Verfahren, um aus der Milch mehr Rahm zu gewinnen als bisher, und Methode die Milch zu conserviren, von Bekaert. — Ueber den Einfluß des Verfahrens beim Buttern auf die Festigkeit oder Weichheit der Butter, von Prof. Johnston. — Ueber die Zubereitung des Laabs (Käselaabs) und den Nutzen der geronnenen Milch aus dem Kälbermagen, von Prof. Johnston. — Ueber die einfachste Bereitungsweise des Chloroform, von Prof. Böttger. — Fortsetzung der Untersuchungen über den Einfluß des dem Futter zugesetzten Salzes auf die Entwicklung des Viehes, von Boussingault. — Ueber einige in der Menagerie des naturgeschichtlichen Museums zu Paris angestellte Versuche, exotische Thiere zu akklimatisiren und zu Hausthieren zu machen (das Hemion, die ägyptische Gans, das Lama, zwei Hirschspecies &c.), von Geoffroy. — Miscellen. Ueber die elektrischen Telegraphen der HH. Leonhardt und Dr. Kramer. — Ahners Vervollkommnung der Glyphographie. — Verbesserungen in der Fabrikation von hölzernem Täfelwerk und Mosaik, von Austin und Rammel. — Bielefelds Formen aus plastischer Composition. — Ueber die Anwendung der Gutta-percha zum Abformen. — Anwendbarkeit der Gutta-percha zur Metallmaternanfertigung von Holzschnitten. — Zur Theorie der galvanischen Vergoldung. — Ueber freiwillige Reproduktion von Bildern auf Porcellan, von Prof. Zantedeschi. — Ueber Leuchtgas aus Excrementen. — Lowe's Verfahren Leuchtgas aus Torf zu gewinnen. — Keller zur Aufbewahrung feiner Obstsorten in Nordamerika. — Ueber die Zunahme der Rübenproduktion im Zollvereine. — Verfahren zum Aufbewahren der Eier. — Alphabetisches Sachregister der wichtigsten technischen Journale.

---

[69] Im Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Correspondenzblatt

des

königl. württemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XXXII. Jahrgang 1847.

Zweiter Band. Zweites und drittes Heft.

Mit 2 Steintafeln.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt des zweiten Heftes:

Die Anlegung von Eichenschälwaldungen und die Benützung der Eichenrinde. — Der Seidenzuchtverein für Württemberg. — Statuten des Vereins zu Beförderung der Seidenzucht in Württemberg. — Bekanntmachung der Specifikationen erloschener Patente. — Mittlere Getreidepreise im Jahr 1846. — Ueber den Ankauf von Zuchtvieh im Kanton Bern. — Gedanken über das Verbieten der in einem volkreichen und gesitteten Land so nöthigen und nützlichen Fußpfade. — Ueber die graue Feldschnecke (Limax agrestis) und ihre sichere Vertilgung. — Ueber eine neue Krankheitserscheinung bei der Zuckerrunkelrübe im Jahr 1846. — Patentertheilung. — Literatur: Bemerkenswerthe Beobachtungen und Erfahrungen über die Kartoffelkrankheit, nebst Vorschlägen, ihre Ausbreitung zu hemmen und die davon ergriffene Pflanze so zu behandeln, daß wo möglich die Knollen davor geschützt werden. Von Georg Zinker. — Monographie des Kartoffelbaues, oder Anleitung zur Saat, Pflege, Einsammlung, Aufbewahrung und Verwendung der Kartoffeln oder Erdäpfel, nebst Schilderung des Wachsthums und der Krankheiten dieser Knollenpflanze, von H. Schinz.

Inhalt des dritten Heftes:

Ueber den Wechsel des Zeugs bei der Bereitung obergähriger Biere. — Erfahrungen über die gesammte Federviehzucht. — Worauf kann sich die Klage der Tuchmacher Württembergs gründen: daß sich das, durch Einführung der feinwolligen Schafe aus Spanien von 1780 an so schön zu verfeinern angefangene Wollenerzeugniß Deutschlands nicht so fort verfeinert, sondern daß es sich seit fünfzehn bis zwanzig Jahren auf allen Wollmärkten im Ganzen mit jedem Jahr wieder vergröbere? — Ueber den Handel mit Landesprodukten. — Verhandlungen der Bezirksvereine: I. Neresheim. II. Ludwigsburg. III. Ellwangen. IV. Tettnang. V. Ehingen. VI. Heidenheim. — Gauversammlungen: 1) der Bezirksvereine Brackenheim, Heilbronn, Neckarsulm und Weinsberg. 2) Der Oberamtsbezirke Gaildorf, Gmünd, Neresheim, Welzheim. 3) Am obern Neckar der Bezirksvereine Sulz, Oberndorf, Rottweil, Balingen, Spaichingen, Tuttlingen. 4) Oberschwäbische Gauversammlung. Bericht des Reg.-Raths Oppel. — Ueber Vermehrung der Erzeugung der Nahrungsmittel, hauptsächlich durch Beiziehung der Waldungen. — Literatur: Die Hufentzündung der Pferde mit besonderer Beziehung auf die Ursachen, das Wesen und die Behandlung des Knollhufes. Ein Beitrag zur Lehre der Hufkrankheiten, von J. C. Groß, Lehrer des theoretischen und praktischen Hufbeschlages &c. an der K. Thierarzneischule zu Stuttgart. Ueber Kartoffeln aus Samenkörnern. Von Oberamtmann Albert zu Roßlau im Herzogthum Anhalt.

Stuttgart und Tübingen, März 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Märchen

des

Clemens Brentano.

Zum Besten der Armen

nach dem letzten Willen des Verfassers herausgegeben

von

Guido Görres.

2 Thle. gr. 8. brochirt. Preis 9 fl. oder 5 Rthlr. 12 Ngr.

Geh betteln, armes Lied!
Geh nun von Thür zu Thür,
Sprich: diesem Haus sey Fried!
Daß Gott die Herzen rühr.

Mit diesen eigenen Worten Clemens Brentano's veröffentlichen wir diese Märchen, zu deren Erben er *die* Armen einsetzte; ihnen sollten die goldenen Früchte von den duftenden Blumen des überreichen Frühlings seiner dichterischen Phantasie, zur Stillung ihres Hungers, zur Bedeckung ihrer Blöße, zur Heilung ihrer Wunden, zur Unterweisung der Unwissenden, zur Besserung der Verirrten und zum Heile ihrer Seele zu Gute kommen. — Sein Wunsch geht nun in Erfüllung, und zwar in der Weise, daß die Summe des ganzen Honorars ungeschmälert milden Zwecken zugewendet wird. Möge Brentano's Poesie, wie er es selbst wollte, als eine barmherzige Schwester, nicht um den Beifall der Welt, sondern zur Erleichterung der Noth und um Gotteslohn in die Welt eintreten und denen, welche sie gastlich aufnehmen, zum Danke die Stunden mit ihren reizenden Liedern und Bildern erheitern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die poetische Ukraine.

Eine Sammlung

kleinrussischer Volkslieder.

Ins Deutsche übertragen

von

Friedrich Bodenstedt.

8. Velinpapier. broch. Preis fl. 1. — oder 20 Ngr.

In dieser Sammlung entfaltet ein Volk vor uns in seinen Liedern und Epen das innerste Leben seiner Vergangenheit, ein ächt volksthümliches, natürlich-freies Leben. — Die Einleitung enthält in kurzen, kräftigen, bis aufs Wort werthvollen Zügen eine Geschichte des Volks der Kosacken, die diese Lieder sangen, und berichtigt die irrigen Ansichten, welche allgemein über den Ursprung und die Entwicklung des weitverzweigten Kosackensystems herrschen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 71. Donnerstag den 23. März 1848.

Regum timendorum in proprios greges,
Reges in ipsos imperium est Jovis.
Horat.

Aus der Zeit.

I.

Wie wäre wohl im Herbst dieses Jahrs das zweite Jubiläum des westphälischen Friedens begangen worden, ohne den elektrischen Schlag, der auf einmal alle Elemente des deutschen Lebens zu neuen Figuren geordnet hat? Oder hätte man den inhaltschweren Tag gar nicht gefeiert? Warum nicht? Wir feiern ja die Tage der Passion so ernstlich wie Ostern. Sicher hätten sich am 24. Oktober dieses Jahrs, polizeiliche Erlaubniß vorausgesezt, zahlreiche Gesellschaften gebildet, um dieses wichtigen Abschnitts in unserer Geschichte inter pocula zu gedenken, um an die Erinnerungen an Münster und Osnabrück Klagen und Flüche, fromme Wünsche und eitle Vorsätze zu knüpfen, und in mehr oder minder geistreichen und feurigen Toasten die dringenden Beschwerden und die ewig versagten natürlichen Forderungen deutscher Nation, wo nicht den allerhöchsten Behörden, doch unserem Herrgott zu unterbreiten, Petitionen, die sicher nicht alle die Censur passirt hätten; denn noch vor vier Wochen hätte sich Alles wetten lassen, daß die Preßfreiheit des deutschen Bundes zum Herbst nicht fertig werden würde, oder aber mit einem Gesetz, das den Schreibenden gezwungen hätte, zum voraus selbst den Gedanken zu censiren, dessen Ausdruck ihm bisher die Censur verschnitt.

Ja, mit dem furchtbaren Kriege, dem nur der unheilvollste Frieden ein Ende machen sollte oder konnte, ging vollends die deutsche Freiheit zu Grabe, wie die mittlern Zeiten sie begriffen, und in demselben Instrument, in dem zahllose deutsche Dynasten einander ihre Landesherrlichkeit verbürgten, wurde auf ewige Zeiten der Untergang deutscher Kraft und deutscher Ehre besiegelt. Aber wie alle ewigen Frieden, so hatte auch dieser ein Gebäude geschaffen, das von Stunde an, vom salbungsvollen Zimmerspruche an, seiner Auflösung entgegen ging. Die deutsche Geschichte der lezten zwei Jahrhunderte dreht sich im Kampf des neuen Begriffs der Dynastie mit dem neuen Begriff der Freiheit darum, wie dieser anspruchsvolle Bau mit der verschnörkelten Façade und der labyrinthischen Einrichtung verwitterte und zerfiel, wie er gestüzt und geflickt und die bedenklichen Risse übertüncht wurden, bis ihn vor einem halben Jahrhundert ein Erdstoß in der Richtung von West nach Ost völlig unwohnlich machte. Da wurde er vor dreißig und etlichen Jahren ganz umgebaut, nach einem neuen, wunderlichen Plan, in dem viel zu viel vom Wiz der münsterschen Staatskünstler zurückgeblieben war, als daß sich der deutsche Geist auch nur einen Augenblick hätte darin heimlich fühlen können. Was von Regensburgerei in die neue Verfassung unserer öffentlichen Verhältnisse sich herüberverpflanzt hatte, reichte hin, das deutsche Volk in Schwäche nach außen und in innerer Zerrissenheit niederzuhalten. Längst sträubte es sich ungeduldig im staatsrechtlichen Netze, in dem es wohl unglaublich viel schreiben und drucken, landtagen, streiten und petitioniren, aber nimmer die Ziele erreichen konnte, denen es in erwachtem Selbstgefühl leidenschaftlich zustrebte, freie Bewegung von Geistesgut und Handelswaare im Innern, Kraft und Unabhängigkeit nach außen. Der Kern der Nation fühlte es auf's lebendigste: ein entscheidender Fortschritt im Vaterland war unmöglich, so lange der Körper der Nation

rings mit münsterschen Amuletten gegen die Dämonen der Neuerung behangen war. Wie und wann wir aber die Frankfurterei soweit los werden sollten, damit man doch endlich einmal von einem Deutschland anders als von einem leeren Collektivbegriff sprechen könnte, das war heute vor vier Wochen gar nicht abzusehen.

Selbst der heißblütige Demagog, der immer die Zukunftsrechnung ohne den Wirth macht, der das Gastmahl des Menschenlebens ausgerichtet, gönnte noch in der Mitte Februars den Regierungen eine Bedenkzeit, mit der sie heute sehr wohl zufrieden wären. Keiner der zahllosen publicistischen Laubfrösche in Deutschland quackte den plötzlichen Umschlag der Witterung an, keineswegs weil die Censur es nicht haben wollte, und selbst die so empfindlichen diplomatischen Wettergläser standen eben, wie schon lange, auf veränderlich Wetter. Der Trumpf, welcher plötzlich auf den grünen Tisch der Geschichte fiel, war so überraschend, daß allen politischen Pointeurs der Verstand stille stand.

Hinter der Locomotive her, welche die unglaubliche Kunde vom Umschlag der Dinge in Frankreich über die deutschen Länder trug, stieg Regierten und Regierenden das Haar empor,

Gleichwie ein schlafend Heer beim Waffenlärm.

Unendlich schneller, als 1648 die deutschen Völker erfuhren, daß der unseligen Zerfleischung des Landes vorerst ein Ziel gesteckt sey, durchzuckte sie jezt das Gefühl, daß das mißregierte, übel verbundene Deutschland fast unausbleiblich neuer Zerfleischung bloßgestellt sey, und in kürzerer Frist als damals den Unterthanen kund wurde, welchem Landesherrn sie im riesenhaften diplomatischen Prozesse zugeschieden worden, flog ihnen dießmal die feste Ueberzeugung an, daß ihre Regenten sofort aufgeben müßten, was sie bis jezt beharrlich festgehalten, wenn sie sich nicht selbst aufgeben wollten, und daß auf Einen Zug ganze Reihen von Maschen in dem Netze gerissen, das heute vor zweihundert Jahren für das erschöpfte Deutschland gestrickt worden, und an dem Franzose und Schwede und ganz Europa in eigennützigem Bedacht so emsig mitgestrickt. In manchem deutschen Schlosse mag in den lezten Tagen bleichen und zornbebenden Lippen die Aeußerung Ludwigs XVI. entfallen seyn, als er den Sturm auf die Bastille vernahm: »Mais c'est une révolte!« Aber die Zeit ist so sonderbar gelaunt, daß dießmal die Antwort, die dem unglücklichen König aus dem Munde des Höflings wurde, je näher beim Rhein sich desto mehr von selbst verstand: »Non, sire, c'est une révolution.«

Deutschland und die Revolution! — das war der Titel einer seiner Zeit berühmten und berüchtigten Schrift eines politischen Schwärmers und Visionärs, dessen grell gemalte Zukunftsbilder den deutschen Regenten und Räthen wohl einen Augenblick Grausen erregen konnten, aber nur so, wie ein Gespensterschauer unwillkührlich auch den überläuft, der weit entfernt ist an Gespenster zu glauben. Deutschland ist nicht umsonst die Mutter einer Geschichtsphilosophie, die nach Cuvierscher Methode aus den Knochen der Vergangenheit die Gebilde der Zukunft mit Nothwendigkeit construirt, und in diesem merkwürdigen Jahrhundert sind sogar Diplomaten und Hofleute Stücke von Philosophen. So wurde in den Lenkern der deutschen Geschicke der Glauben genährt und befestigt, daß eine deutsche Umwälzung ein Gespenst wäre, ein Revenant, etwas das nicht kommt, weil es schon einmal dagewesen. Die Revolution, so schloß man, hat ja Frankreich schon gehabt, entsetzlich gründlich, Deutschland und den ganzen Welttheil miterschütternd. Der Weltgeist wiederholt sich nicht in so großen Schlägen, wenigstens nicht in so kurzen Fristen, im Verlauf desselben Zeitalters. Und hat nicht der Stoß jenes französischen Erdbebens, hat nicht die Lava des Vulkans genug auf deutscher Erde verwüstet? aber immerhin auch vernünftig geebnet und den Boden für schöne geschichtliche Saaten zubereitet? Ja, der alte politische Waidspruch: la révolution française fera le tour du monde, kann für uns nur den Sinn haben, daß Deutschland es hinnehmen mußte, von dort den rauhen Anstoß zu einer Entwicklung zu erhalten, die fortan eine ruhige, vernünftige, gesetzmäßige, christlich germanische seyn soll.

(Fortsetzung folgt.)

Willi, der Schütz.

(Fortsetzung.)

„Die vernünftige Einsicht und das Volk!“ rief der alte Mann mit bitterem Lächeln. „Du armes Kind, was denkst du von den beiden! Doch du bist jung, da träumt man von Mährchen und Wundern. Ich habe mein Leben über manchen Tag für Volk und Volkseinsicht gestritten und weiß, wie das eine zum andern paßt. Werde Hilbergs Schwiegersohn, mach deinen Einfluß bei ihm geltend und bei seinem Anhang, dann tritt auf, und das Volk wird Einsehen haben, so viel du willst. Kämst du aber allein und brächtest ihm Säcke voll Vernunft, es schnitte sie entzwei, drehte Stricke daraus und hinge dich wie einen Hund auf Befehl deiner und seiner Feinde.“

Eine Zeit lang ritten sie schweigend weiter, dann sagte Imring: „Wann wollte Hilberg, daß du kommen solltest?“ — „Morgen früh, er hat Wichtiges

mit mir zu sprechen.“ — „So sey klug,“ fuhr der Pannerherr fort. „Halte mit Allem zurück, was du willst, thu' keinen Schritt, den du bereuen mußt. Ich kenne den Hilberg, er hat viel zu bedenken, ehe er ausführt, was viele alte Freunde ihm bitter verargen werden.“

Während die Beiden so sprachen, eilte der Oberst Ulrich und sein Neffe auf entgegengesezter Seite ihrem Wohnsitze zu und machten ihrem Aerger Luft, der Keinen verschonte. — „Denkt der Hilberg,“ rief der Oberst, „es geschieht uns eine besondere Ehre damit, wenn er sich mit uns verbindet? Er soll es wohl inne werden, was es heißt, uns Schimpf anthun. Mag er sein Mädel dem Buben an den Hals werfen, der aus einem Geschlecht stammt, das mit Recht nicht einmal zur Genossenschaft gehört. Und dieser Bube selbst, dieser schwatzende, windige Narr, denkt er den etwa auf den Stuhl neben uns zu setzen? Maria Joseph! ich will ihm zeigen, wohin der gehört, und will ihm zeigen, was der Ulrich vermag.“

„Glaubst du denn wirklich, daß Hilberg den Oerni mir vorziehen will?“ fragte Siler zweifelhaft lächelnd. — Der Onkel sah ihn böse an. „Deine Augen müssen mit Blindheit geschlagen seyn,“ sprach er, „wenn du nichts gemerkt hast. Deutlich genug hat er gezeigt, was seine Absicht ist. Ihm gefällt das Geld und die glatte Zunge; seiner Tochter gefällt das glatte Gesicht.“ — „Die Regli ist eine Gans!“ rief der Hauptmann heftig. „Keinen Schritt hätte ich um sie gethan, wäre es nicht dein Wille gewesen.“ — „Die Regli ist das beste Mädchen im Lande,“ brummte der Oberst. „Es ist eine Schande für alle gute Familien, wenn sie in so schlechte Hände kommt, mit all ihrem Gut und Alpen, Matten und Höfen. Hat der böse Feind dem Hilberg allen Verstand genommen!“

Sie gingen schweigend auf dem steilen Bergpfad weiter. Der Mond stieg über dem Urirothstock auf und schnitt die Zinken und Zacken der Felsenhörner prächtig von dem dunkeln Himmel ab. Die ungeheuern Köpfe des Gebirgs und die weiten Schneefelder zwischen ihnen glänzten wie geschmolzen Silber, bis im wunderbaren Wechsel von schweren Schatten und hellen Streifen das blasse, von Dünsten erstickte Licht an den Thalrändern und im dunkeln Föhrenwald starb. Aus dem tiefen Thal der Aa flackerte der Feuerschein von zerstreuten Häusern herauf, wie Irrwischleuchten, und zitterte über Büsche und Bäume her.

Bald lag eine Hütte am Wege, ein armes kleines Balkenhaus mit armseligen Fenstern und einer schmalen Thür. Die Thür stand offen, am Herd saßen zwei laut sprechende Männer, und plötzlich stand Herr Ulrich still, denn er hörte seinen Namen nennen. — „Der ist der Schlimmste!“ rief eine rauhe Stimme. „Niemand hätte dem Willi sein Gütchen nehmen können. Es ist ein himmelschreiendes Unrecht; aber sie sind wie eine Heerde Wölfe, halten zusammen, wo es zu rauben gibt.“ — „Sie haben die Macht dazu, Nachbar,“ sagte der Andere. „Wer aber die Macht hat, hat auch Recht, zu thun, was er will.“ — „Wartet, ihr Schufte,“ murmelte der Oberst, „ich will euch die Frechheit gedenken!“

„Was schwatzst du dummes Zeug, Peter?“ brummte der Mann am Feuer. — „Es ist die Wahrheit,“ meinte der Krämer, der neben seinem Packen saß. „Hättest den Herrn Oerni reden hören sollen, wie der darüber zum Willi sprach.“ — „Der Rudolf Oerni hat mit dem Willi geredet?“ — „Gewiß, das hat er, hat ihn aufgesucht, Trost gebracht, zur Geduld ermahnt und Hülfe zugesagt. Das ist ein Mann, der das Volk liebt. — Es kann nicht so bleiben, sprach er, aber ein kluger Mann schweigt, bis die rechte Stunde da ist; wenn diese kommt, dann ist's Zeit, wie ein Mann zu handeln.“

„Es ist ein braver Mann, der Oerni,“ sagte der Nachbar, „aber er gehört doch auch zu den Herren und möchte im Wochenrath sitzen.“ — „Nun, du dummer Hans,“ rief Peter lachend, „laß ihn nur erst da sitzen, so wird die rechte Stunde wohl kommen.“ — „Glaubst du denn, Peter, er wird anders seyn, wie die Uebrigen?“ lachte der Bauer. „Art läßt nicht von Art, und wenn sie es merken, daß er zum Volk steht, werden sie ihm die Sach' schon leid machen.“

„Der Oerni,“ erwiderte der Krämer gelassen, „spielt ein kluges Spiel, und ist zu hoffen, daß er gewinnt. Gibt's doch auch im Landrath ein paar Männer, die weiter wollen, wie der Ulrich, und den alten Sauerteig ausfegen möchten, ist's nicht mit Besen, so doch mit Bürsten. Die haben ihre Hoffnung auf den Oerni gesezt und haben's fein eingefädelt, ihn raufzubringen in den Rath; haben's bewirkt, daß er sich an den Hilberg macht, ihm dient und zu Willen ist, denn's Regli ist ein herzig Mädel, und hat Jakob um Rahel sieben Jahre gedient, kann der Oerni wohl ein paar Monat sich in's Joch legen.“ — „Schau,“ rief der Bauer erstaunt, „steht es so mit dem Oerni? Da kann's ihm glücken, dem Ulrich ein Bein zu schlagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, März.

(Fortsetzung.)

Pius und die Reform.

Am 11. des Februars, als das Volk, von Freiheitswonne trunken, dreißig tausend, auf dem Monte Cavallo sich zusammen drängte, mit Fahnen, Bändern, Legionsadleen, mit Bajonetten und Schwertern, mit unendlichem Jubel und Haß in der Brust, und Pius, vom hohen Balkon des Quirinals herab mit Orgelstimme die dreißig tausend anredete, nicht ihnen schmeichelnd, sie strafend, als er ihnen erklärte, wie noch kein Fürst der Welt zu seinem tobenden Volk sprach: „Ich kann, ich darf, ich will nicht gewähren, was einige unter euch fordern!" da sank das ganze Volk in Todtenstille, blaß, viele schluchzend auf die Knie, nachher ein erstickter Ruf der Wonne, Liebe, Bewunderung für den großen, heiligen Mann, und so zogen sie tief bewegt, erschüttert nach Hause, die Schreier still wie die Menge, und seitdem keine Volksaufläufe, keine Demonstrationen, kein lautes Geschrei auf den Gassen! Und nicht auf den Gassen allein: auch die Zeitungen, die am heftigsten tobten, glätten ihre Worte; sie müssen ihre Gesinnungen in Einklang bringen mit der von der moralischen Größe des Mannes bewältigten Stimmung des Volks. Wo suchst du da die Anarchie? wo die Destruktion? — Es ist vieles anarchisch, destruirt, aber das Arge liegt anderswo, und der so mächtige und heilige Mann kann es dort so wenig ausreuten als das darüber unmuthige Volk. Zu verschlungen, zu fein, zu tief gegliedert sind die Wurzeln des Uebels, so daß ein scharfer Schnitt zu viel lebendige Pflanzen an der Lebensader träfe. Jenseits der Tiber liegt ein reichbegütert Hospital, dessen Mittel, richtig verwandt, einen guten Theil der Armen und Kranken verpflegen möchten, welche das öffentliche Mitleid auf eine Ekel erregende Weise täglich beanspruchen. Aber selbst die Normalpfleglinge, die das Institut aufweist, um seine Bestimmung vor dem Publikum zu rechtfertigen, sollen nicht in der Art behandelt werden, wie es Absicht der Stifter war, wie der Reichthum der Stiftung erlaubte. Das wird bei allen Instituten der Art mehr oder weniger hier der Fall seyn, aber dieses Haus war Pius IX. besonderer Sorgfalt, ich weiß jezt nicht weßhalb, anvertraut. Vergebens revidirt der heilige Vater, vergebens läßt er seinen gerechten Zorn aus und empfängt Versprechen der Besserung. Es kann nicht gründlich gebessert werden, das Uebel ist zu alt, Jahrhunderte alt, daß die für Alter, Armuth und Krankheit bestimmten Gelder zu Renumeration per fas und nefas für die Inspektoren, deren Gönner, Familien, so verwandt werden, daß nach diesem Kostenabzug zur ursprünglichen Bestimmung wenig übrig bleibt. Indessen ist eines Papstes Wille gewaltig. Man verspricht Aenderung, bessere Oekonomie, Pflege der Kranken. Wenn er revidirt, findet er auch Ordnung, Reinlichkeit, denn sobald er im Quirinal anspannen läßt, um nach dem Spital zu fahren, fliegen heimliche Eilboten voraus, um die Administrationen zu präpariren. So reich ist das Spital, daß es einen Papst mit Spionen umgeben kann! Aber Pius bekommt entweder Winke, oder sein eigener Scharfblick sagt ihm, wie die Dinge stehen. Seitdem wird sein Besuch Niemanden vertraut. Er fährt nach St. Peter oder einem andern Theile der Stadt, läßt plötzlich den Wagen halten, steigt aus und geht zu Fuß in's Spital, um zu sehen, daß auch eines Papstes Wille, und unter seinen nächsten Untergebenen, am Eigensinn und dem Interesse derer scheitert, die vor ihm im Staube kriechen. Es hilft ihm so wenig als dem Czaren, wenn er ungetreue Beamte absezt; die neuen ziehen die Schuhe der Fortgejagten an. Vielleicht müssen sie es; der Zorn des Papstes ist nur der Zorn eines Mannes; wer weiß denn, welche Gliederung von Gönnern, Gläubigern und Schuldnern sie durch den Gehorsam gegen jenen verletzen! Nach einem der leztern Besuche in jenem Spital soll er die Ohnmacht seines Willens in einem solchen Netz von Verderbtheit erkennend, wehmüthig den Kopf schüttelnd, ausgerufen haben: »E dunque si chiama al Santo Spirito!«

Das ist das Glück der Alleinherrschaft, ihre beneidete Macht! Unter allen Reformen, welche Pius seinem Volke zugestanden, soll ihm die einer Constitution die geringste Ueberwindung gekostet haben; darin stimmen alle glaubwürdigen Nachrichten überein. Niemand in seinem ganzen Staate hat, wie er, den ganzen Jammer der zerrütteten innern Administration empfunden, und von Anbeginn seiner Herrschaft war er sich klar, daß eine totale Abhülfe nicht im Willen und der Kraft eines Einzelnen, auch nicht in ihm zu finden sey, daß eine Vereinigung von Kräften und Einsichten dazu gehöre, aus denen von selbst eine Verfassung sich herausbilden müßte. — Die Verfassung ist im Werk; wer aber wird ihr Ziel, ihre Spitze seyn? ein Papst, ein Kirchenfürst über die ganze katholische Welt, oder ein — geistlicher König der Römer? — Seltsam, ein alter Glaube ist, daß kein Papst länger als fünf-und-zwanzig Jahre regieren dürfe. Er stüzt sich auf das Faktum, daß keiner länger regiert hat, und dieser Glaube herrscht noch heute in dem reformirten Rom. Der alte Kastellan eines fürstlichen Kardinals nickte bedeutungsvoll auf unsere Frage mit dem Kopf. Wie macht man es denn aber, wenn er die fünf-und-zwanzig Jahre überleben sollte? Der alte Mann lächelte wieder sehr bedeutsam: da würde man dann schon wissen, wie man es zu machen hat. — Ein unwillkürlicher Schauer überschlich uns, der zu den grauen hohen Zimmeräumen des alten Palastes wohl paßte. — Rom ist noch nicht destruirt. — Aber manches doch. Welche gefürchteten Menschen waren ehedem — da ich einmal von einem Kardinal gesprochen — die Kutscher der Kardinäle! Weit stolzer als ihre Herren kutschirten sie von dem hohen Bock und wichen Niemand aus. Wäre Jemand überfahren worden, was in Rom selten geschieht, doch aber einigemal von Kardinalskutschen geschehen seyn soll, wer hätte in jener Zeit den Diener eines solchen Herrn zur Verantwortung zu ziehen gewagt! Das hat sich ganz geändert. Die Kardinäle, oder vielmehr ihre Kutscher, fahren jezt sehr bescheiden; höflich weichen sie Jedem aus, kein Fußgänger ist in Gefahr. Auch hörte ich von einem Kardinal, der zu Jemand sich im Vertrauen dahin geäußert: um etwas zu bewahren, nämlich die Existenz, müsse man viel hingeben, mehr als das Publikum erwartet, und werde es freiwillig thun. Wäre doch diese Erkenntniß nicht allein den Kardinälen, sondern auch Andern früher gekommen, sie hätten weit mehr von dem Etwas retten können! Den Kardinalministern in Sonderheit wäre diese Erkenntniß sehr zuträglich gewesen, als sie — es sind erst drei Wochen um — es noch für zweckdienlich und möglich hielten, alle Vorschläge der Staatsconsulta zu verwerfen! — Welchen Sturz des Alten hat dieses ängstliche Rettenwollen alles Alten bewirkt! Was noch gehalten wird, verdankt dieß nicht seinen bestellten Vertheidigern, sondern dem Respekt, der guten Gesinnung des Volks. (Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 72. Freitag den 24. März 1848.

Well, well, thou hast a carefull father, child,
One, who hath sorted out a day of joy,
That thou expect'st not.

Shakespeare.

Willi, der Schütz.

(Fortsetzung.)

„Ich hoffe, es sind beide Beine und der Hals dazu,“ rief Peter. „Der Derni ist der Mann, die ganze schlimme Sippschaft aus dem Land zu jagen, und kannst sicher seyn, daß er's thut. Nicht dem Willi allein wird er helfen, dem ganzen Volk wird er sein Recht schaffen, das sie uns gestohlen haben.“ — „Die meineidigen falschen Buben!“ sagte der Mann, ingrimmig die Faust ballend. „Laß den Derni seine Sach' machen, wir wollen zu ihm stehen mit Leib und Leben.“ — „Wir müssen alle in die Genossenschaft,“ fiel Peter ein. „Ich sage das keinem wie dir, aber wir müssen alle Theil haben an dem Allmandgut und an den Wahlen; alle Männer im Land gleich im Recht, wie es in alten Zeiten gewesen, wo Freiheit in Unterwalden war.“

Der Oberst faßte seinen Neffen am Arm und zog ihn mit sich fort. „Wir haben genug gehört,“ flüsterte er ihm zu; „der heilige Antonius hat uns zur guten Stunde hierher geschickt.“ — „Wollen wir nicht hinein und die beiden Schelme auf der Stelle zur Rechenschaft ziehen?“ fragte der Neffe heftig. — „Nein,“ sagte Herr Ulrich, „könnte uns wenig fruchten; werde sie morgen in der Frühe festnehmen lassen, ehe sie es vermuthen, und hoffe dann mit ihnen besser zu Stande zu kommen.“ — Ein rachsüchtiges Feuer glühte in seinen Augen und sein hartes Gesicht war voller Freude. — „Ich denke sie Alle zu fangen, Alle mit einem Schlag,“ fuhr er fort. „Die Regli soll dir nicht genommen werden, Philipp. Wenn's aber eine Gans ist, wie du sagst, so ist es eine goldene, die ein kluger Mann nicht aus der Hand läßt. Meinst du nicht?“ — „Ei freilich, Onkel,“ rief der Hauptmann lachend, „aber ich meint's auch nicht so. Ich weiß die Regli hoch zu schätzen und thue Alles, was du willst, mit Freuden.“

Am Abend, als der Alt-Landamman allein war und fertig mit seinen Hausgeschäften, ging er mit großen Schritten auf und ab und wartete auf Reginen, die heute, in der Wirthschaft beschäftigt, länger ausblieb als je. — Ungeduldig blieb Hilberg zuweilen stehen und horchte auf ihre Schritte, dann lächelte er vor sich hin und sprach halblaut: „Mögen sie sagen was sie wollen, so soll's seyn und nicht anders. Hab' es satt mit dem Ulrich; es ist ein Hans Narr, der Philipp Siler, habe keine Lust, ihm zu geben, was ich besitze.“

Regine trat eben zu ihm herein und freundlich streckte er ihr die Hand entgegen. „Komm her, mein Kind,“ sagte er, „ich will dir eine gute Nachricht auf den Weg in's Bett geben.“ — Das Mädchen wurde roth unter seinem Blick. — „Was soll's, Vater?“ fragte sie leise. — „Ich will wetten, daß du es weißt,“ rief Hilberg, sie betrachtend, „und will's kurz machen. — Es ist Zeit, Regli, daß ein Mann dich heimführt, und Freier gibt es genug, die dir sagen möchten: reich mir deine Hand, ich will's Ringli anpassen. — Zwei, die es am besten meinen, haben heut erst mit dir viel Worte gewechselt; nun sage mir, wer dir zumeist gefällt? Will dir keinen Zwang anthun,“ fuhr er fort, als Regli schwieg, „will dir nicht zu dem oder jenem rathen, du sollst den wählen, der dir gefällt.

Bist ja mein einzig Kind; dein Glück ist mein Glück und dein Wohl auf Erden mein liebster Wunsch."

„Ach, Vater," rief Regli, die selten ihn so mild und freundlich gesehen, „was soll ich sprechen? weiß ich doch selbst nicht was." — „Wie, Mädli?" sagte Hilberg lachend, „du weißt keine Antwort? — Ist's der Hauptmann Siler, der nicht über deine Lippen will? — Nicht? Nun, dann hab' ich recht gesehen, dann war's der Rudolf, der an der Hecke dir die Hand reichte und dem du nachschauteſt, bis nichts mehr zu sehen war. Hab ich's getroffen, Regli?" — „Ja, Vater." — „Willst ihn also zum Herrn haben?" „Ja Vater," flüsterte Regli. — „Halt, Regli," fiel Hilberg ein, „ich will heut nichts weiter von dir hören. Bedenk's bis morgen früh; wenn dann der Derni kommt und ich frage wieder: willst ihn nehmen, Regli? und sagst du so freudig ja, wie jezt, so sollst ihn haben für dein ganzes Leben. Jezt geh' zu Bett und verschlaf' nicht die Zeit, der Rudolf wird früh hier seyn."

Er nahm sie in die Arme und küßte sie; Regli schlang ihre Hände um seinen Hals, wie sie es nie gethan, und ihre Thränen flossen in seinen grauen Bart. „Nun geh'," sagte er, „geh' und träume von dem Herzliebsten. Laß mich los, du Schelm, machst mich weich; könnte mit dir weinen." — Als sie hinaus war, wischte er sich über die Augen hin und schlug die Finger in einander. „Ich habe es also getroffen!" rief er aus; „das ist mir doppelte Freude. Ja, mein einzig Kind soll glücklich seyn; mögen sie die Nasen rümpfen und die Mäuler verziehen, Derni soll mein Sohn werden. Wir wollen doch sehen, wer dann das Regiment führt, wenn wir zusammen stehen!"

Wie der Morgen über die Thäler flog und warmer Sonnenglanz die Nebel verjagte, welche in feinen Wolken an den Seiten der Berge langsam hinzogen, klopfte Derni an das Haus des armen Willi. Es war ein reinliches nettes Häuschen, wohl erhalten und von ordnender Hand behütet. Nach einer Weile öffnete Willi die Thür und trat auf die Steinstufe heraus, wo er den hülfreichen Freund fand. Mit einem freundlichen: Grüß Sie Gott, lieber Herr, nahm er die dargebotene Hand des Fürsprech, der über die Schwelle trat und in dem reinlichen Gemach umherblickte. Die Stühle von Holz, die einfachen Geräthe, der bunt bemalte Schrank waren sauber und nett. Auf dem Tisch lag eine Jagdtasche von Leder und daneben eine jener langen schweren Kugelbüchsen, wie Schweizer Schützen sie führen. Der Bewohner der Hütte mußte sich mit ihr beschäftigt haben, denn das Schloß war abgeschraubt und allerlei Werkzeug daneben gelegt. Willi deutete auf die Kammer nebenan und sagte halblaut: „Sprechen's leise, Herr Derni, meine alte Mutter liegt dort nieder, und noch weiß sie nichts von dem Unglück, das über uns gekommen ist."

Durch den Spalt der Thür sah Derni eine abgezehrte alte Frau auf ihrem Lager ausgestreckt, deren Anblick sein Mitleid doppelt rege machte. — „Sie ist wohl sehr krank?" fragte er. — „Nicht so krank wie schwach," erwiderte der Bauer. „Es fehlt ihr Pflege. Wäre sie reich, könnte sie wohl noch lange leben."

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Zeit.

(Fortsetzung.)

So mag Deutschland mit kleinen, sachten Schritten am Ende viel weiter kommen, als mit unüberlegten Sprüngen, und wenn es sich gefallen läßt, seinen hohen Zielen mit gefesselten Beinen entgegenzuwandeln, so trägt ja damit diese Fesselung ihre geschichtliche Berechtigung in sich selbst. Freilich muß der Spalierbaum, der einst die goldenen Früchte deutscher Macht und Ehre tragen soll, vor Sturm und Frost und Hitze geschützt bleiben. Der Weltfriede darf nicht gestört werden und wird es nicht werden, so lange der Alte in den Tuilerien mittelt. Aber wie dann, wenn der nicht mehr ist? Allerdings die bedenklichste Frage von allen, die aufzuwerfen seyn möchten. Aber wenn einmal der geschickte, vielgewandte Mann, der den minimum vitae so commode agirt, sein leztes Compliment vor dem Publikum gemacht und sein plaudite gerufen hat, so gibt es doch der Wechselfälle genug, die der Staatsweisheit erlauben werden, das alte Spiel ohne Katastrophe fortzuführen und mit dem Status quo das Glück der deutschen Völker zu erhalten.

Da auf einmal nimmt Ludwig Philipp Abschied, à la française, sans adieu, in welch ganz anderer Weise, als man in ungefähre Berechnung genommen! Eine neue fränkische Republik, milder und zahmer als die erste, und doch unheimlicher und erschrecklicher, macht allen Zukunftscalcul zu nichte, und mit einem unerwarteten kecken Schachzug gibt der Herr der Geschichte plötzlich dem verwickelten Spiel die überraschendste Wendung und wirft König und Bauer, Springer und Läufer in ganz neue Stellungen. Blitzschnell haben die deutschen Völker begriffen, wie die Partie steht; wie ein Lauffeuer wälzt sich der stürmische Ruf: Schach dem König! über ein Dutzend

Fürstensitze weg, und man muß in Hast und Eile die werthesten Positionen aufgeben und eine Menge Offiziere opfern, um das Aeußerste zu verhüten oder hinauszuschieben.

Bringe die Zukunft was sie wolle, die eben abgelaufene Woche wird ein ewig denkwürdiger Zeitpunkt für Deutschland und die Welt bleiben. In wenigen Tagen der Alp abgeworfen, der seit zwei Jahrhunderten auf Deutschland gelastet, und gegen den es seit dreißig Jahren mit verbissenem Grimm vergeblich gerungen! Da schlichten und zetteln wir ein Menschenalter lang in Versammlungen groß und klein, öffentlich und geheim, in der Tagesliteratur und in der über zwanzig Bogen an dem was Deutschland noth thut, und die Staatsweber, die regierenden und die schreibenden, weben und trennen wieder auf, und wenn sie Webernester machen, nennen sie es Geschichte machen. Da thut der große Webersmann einen einzigen Schlag mit seinem Geschirr, und fertig steht ein geschichtliches Gebilde da, an dessen Möglichkeit die edelsten der Nation verzweifelt hatten. — Als die Gefahr unangemeldet, riesengroß, mit furchtbarer Geberde vor die Regierungen hintrat, da eilten sie vor Allem zum Ventil, das so lange die geistigen Dämpfe in hoher Spannung erhalten, und rissen es auf, damit nicht gar der Kessel platze und das ganze Maschinenhaus zertrümmere. Aber eine Menge Dinge, um deren Erhaltung und Festhaltung man eben den Gedankenstrom gesperrt hatte, mußten zu gleicher Zeit mit dem Preßzwang aufgegeben werden, und das alte Bedenken wegen der großen Feuersgefährlichkeit des frei ausströmenden heißen Gedankendampfes hat vorerst Grund und Boden verloren, weil so sehr Vieles von dem, was die Preßfreiheit hätte anzünden können, von selber abgebrannt ist. Noch unter der Feuerschau der Censur ist ein Brand ausgekommen, wie ihn das den Deutschen bewilligte Recht, einander öffentlich die Wahrheit zu sagen, nimmer hätte entzünden können.

Es ist keiner unter uns, der nicht zu träumen glaubt, wenn er um sich blickt und sieht, wie viele Polizeistaatsbauten plötzlich eingestürzt, wie viele von einer Garnison von Vorurtheilen so lange vertheidigten Forts eilends geräumt worden sind, keineswegs vor den Kanonen der gefürchteten Presse, sondern vor einem Ereigniß, das zu den Vorkehrungen menschlicher Klugheit, zu der parva sapientia, die die Welt regiert, sich verhält wie die Springfluth und der Bergschlipf zum Damm, der Straße und dem Rebgelände.

So hätten wir denn in wenigen Tagen, ja Stunden einen Zeitraum zurückgelegt, den der eine viel zu niedrig zu einem Jahrzehnt, der andere vielleicht nicht hoch genug zu einem halben Jahrhundert anschlägt. Vom deutschen Staatsboden sind größtentheils die Gräben und das Pfahlwerk verschwunden, hinter denen wir das Hauptziel unserer Bestrebungen, die deutsche Einheit, als weit entrücktes, unnahbares Ziel erblickten. Was philosophische Politiker schon seit längerer Zeit orakeln, ist es heute nicht zur nahen, berauschenden Hoffnung geworden? Scheint es nicht nach der neuen Wendung der Dinge, als ob die Geschichte allen Ernstes zur Spirale umböge, um zur Herrlichkeit des deutschen Mittelalters zurückzukehren? Ist es nicht, als ob auf höherer Stufe der Kultur die Zeit wiederkommen wollte, wo Deutschland groß war unter dem Scepter der Hohenstaufen? eine Zeit, wo in höherer Potenz Presse, Telegraph und Locomotive dieselbe Einheit des Gedankens und des Gefühls vermitteln werden, wie damals die Feder des Mönchs und das Roß auf ungebahntem Pfade? Wenn die Geschichte fliegt, wie sollte da die deutsche Phantasie ihr nicht voranfliegen, da sie stets in Lüften war, so lange die Geschichte scheinbar stille stand?

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, März.

Der Umschwung der Dinge.

Die neue politische Gestaltung der Verhältnisse in Deutschland hat unsere Stadt natürlich nicht unberührt gelassen, und ich will deßhalb versuchen, Ihnen ein Bild der Vorgänge zu zeichnen, wie ich es in mir aufgenommen habe. — Wie in Frankreich mit dem doktrinären System Guizots, so war man in Rheinhessen schon lange vor der Revolution sehr unzufrieden mit dem reaktionären System der hessischen Regierung unter dem Ministerium du Thil. Aber die Erbitterung hatte das höchste Maaß erreicht, als im vergangenen Jahr diese Verwaltung sich den Gewaltstreich erlaubte, den Rheinhessen die verfassungsmäßig garantirten rheinhessischen Rechtsinstitutionen zu

nehmen und ihnen Gesetzbücher aufzudringen, die zwar nicht übel seyn mögen, die aber nicht bewährt sind, wie die freisinnigen französischen Rechtsinstitutionen, unter welchen wir seit fünfzig Jahren glücklich gelebt. Von diesem Augenblick an bildeten sich Volksversammlungen in Mainz, die, troz der Verbote, fortdauerten und der Regierung viel zu schaffen machten. Der mächtigste und bedeutendste Mann in diesen Versammlungen war stets Dr. Ziz, der unser Deputirter in der Ständeversammlung ist und sich bei der gegenwärtigen hessischen Umwälzung sehr verdient gemacht hat. — Fast prophetisch sagte sich bei der jüngsten Deputirtenwahl jeder Mainzer: „Nur Dr. Ziz ist der Mann, der uns helfen kann.“ Worauf stüzte sich diese große Einmüthigkeit der Wähler? Auf das große Talent des Mannes als politischer Redner, auf seinen klaren Verstand, auf seinen Patriotismus, vor allem aber auf seine Gesinnungstüchtigkeit und auf seinen entschiedenen und redlichen Charakter. Daß sich Ziz den Bestrebungen der Zeit anschließen werde, und daß er ein bedeutendes parlamentarisches Talent sey, durfte man nach den Vorgängen in den Bürgerversammlungen vermuthen. Er wurde gewählt, und Mainz pries sich glücklich ob dieser Wahl. Anders war's in Darmstadt. Die nun seit wenigen Tagen gestürzte Regierungspartei sah mit Verdruß, daß die erste und wichtigste Stadt des Landes einen Mann in die Deputirtenkammer schickte, dessen politische Farbe und Charaktertüchtigkeit ihr nur zu bekannt waren; sie fühlte, daß ein solcher Mann, wenn die Zeit gekommen seyn werde, ihrem retrograden System bei der nächsten Gelegenheit einen Schlag versetzen dürfte, von welchem es sich nicht leicht wieder erholen würde; sie fühlte mit einem Wort, daß Ziz der wahre Mann sey, Führer einer energischen und thatkräftigen Opposition zu werden. Er trat in die Kammer und gleich bei seinem ersten Wirken erkannten beide Parteien, daß sie sich in dem Manne nicht getäuscht hatten. Dennoch mäßigte sich Ziz in der ersten Zeit sehr, schon deßhalb, weil es damals noch galt, für einige Lokalwünsche der Stadt Mainz Gehör bei der Regierung zu finden. — Da kam plözlich und unerwartet, wie ein Bliz aus lichtem Himmel, die französische Staatsumwälzung und machte Europa erbeben. In Deutschland war dieses allgemeine Beben das Signal, daß die Zeit gekommen sey, den langen Druck abzuschütteln. Rheinhessen zuckte zuerst bei der mächtigen Entladung im Westen, und von Mainz gingen die ersten Bewegungen im Lande aus. Es bildeten sich da zuerst die bekannten großartigen Volksversammlungen, ganz ähnlich den englischen Meetings, worin die Kraft und die Macht des Wortes frei waltete. Der Abgeordnete Ziz war der Mittelpunkt und die Seele dieser Volksversammlungen, denn dem überlegenen Geiste gibt man sich in verhängnißvollen Tagen unwillkührlich hin; die Häupter politischer Bewegungen bezeichnet die Natur. — Unsere energischen Adressen, unsere gesezmäßigen und doch kühnen Demonstrationen sind das Werk dieses Mannes, wie der friedlich errungene, schöne Sieg sein Werk ist. Freilich gehörte dazu die Ausdauer und das kräftige Wollen unserer Bevölkerung.

(Fortsezung folgt.)

Rom, März.

(Fortsezung.)

Keine Banditen mehr. — Gefängnißwesen.

Auf dem Wege nach Rom erschreckte unsere Begleiterinnen der Anblick eines Karrens mit sechs Menschen in braunen Mänteln und spitzen Hüten; sie trugen die Hände auf dem Rücken gebunden, berittene Gensdarmen escortirten den Wagen. Natürlich Banditen, und so jugendlich schön, traurig, wild, melancholisch sah der Eine aus. Ach, der Vetturin zerstörte die schöne Illusion: „Das sind nur ordinäre Diebe, Herumtreiber, Signora; vielleicht sind sie aus dem Zuchthaus entsprungen und werden wieder eingebracht.“ — Aber warum nicht Räuber, Banditen? — „Die gibt es nicht mehr unter diesem Papste; das war nur unter dem vorigen.“ — Ein Mann kann sich irren. Wir kletterten zwischen den Mauerklippen des verschütteten Tusculum, eine malerische Bergeinöde, so einsam, abgelegen, hoch, höhlenreich, recht wie zum Siz und Lager der Gesezlosen von der Natur und Zeit gemacht. Da tauchte wieder zwischen dem Gestein, wo die Leute Cicero's Villa suchen, ein spitzer Hut und ein röthlicher Mantel hervor, um sogleich wieder zu verschwinden. Sah unser gescheidter und kräftiger Cicerone aus Albano wiederum einige Besorgniß auf einigen Gesichtern? Er lächelte, und von selbst hob er an: „Es gibt keine Bravo's mehr, meine Damen, diese Zeit ist vorüber. Um Rom und im Gebirge kann Jedermann jezt unbesorgt reisen. Das lezte Kreuz in einem Seitenwege galt nur einem erschossenen Contrebandisten, welcher auf den Ruf der Gensdarmen nicht stehen wollte.“ — Darin hat sich also Rom doch geändert. Auch unter den wohlberittenen, martialisch schönen Karabiniers des Papstes würde man jezt umsonst nach kapitulirten Räuberhauptleuten suchen. — Aber in den Gefängnissen, wohin mich die Räuber führen, sieht es im Augenblick noch unreformirt, mittelalterlich genug aus. Ein Histörchen, das Ihre Leser wohl schon anderwärts gefunden haben, verleitete das elegante Rom, noch kurz vor Eröffnung des Karnevals, einen Blick in diese Schreckenshöhlen zu werfen, wo Mörder, Räuber, der Auswurf des Pöbels, gelegentlich in eine patriarchalische Gemeinschaft geworfen werden mit armen Sündern leichterer Art, auch wohl solchen, die nur ein Mißverständniß dahin brachte. In Rom, wer möchte es gerade hier glauben? wird die Liebe bestraft, wenn sie vor die Cognition des Gesezes kommt und nicht das Schild der Ehe vor sich trägt. Ein junger Bürger konnte oder wollte nicht sagen: ich will sie ja heirathen, und ward, kraft Gesez und richterlichem Spruch, zu, ich weiß nicht wie langer Haft verurtheilt. Da verbreitet sich das Gerücht, der junge Mensch, noch dazu ein Civicist, sey in die große Höhle geworfen, wo die schamlosesten Verbrecher in ihrem Schmuz und Unflath sich wälzen, wo sie gegen die Neulinge, die Unschuldigen, die jüngeren, die frechsten, empörendsten Mißhandlungen sich zu Schulden kommen lassen. Auch dieser junge Mann ward von ihrer Brutalität niedergeworfen, er ist sogar körperlich verlezt. Und an einem Mitglied der Nationalgarde konnte dieß geschehen, einem Theil des regiert-regierenden römischen Volks! Allgemeine Empörung; das Bataillon trat zusammen, sein Kommandant, der Fürst Piombino, begab sich mit einer Commission, aus Richtern und Aerzten zusammengesezt, in das Gefängniß, und man fand zwar, daß das eigentlich Gefürchtete glücklicherweise nicht eingetreten war, der junge Mann aber allerdings in einer Gemeinschaft von Verbrechern sich befand, unter welche er nicht gehörte. Der Fürst nahm den jungen Uebertreter, einen Handwerker, in seine fürstliche Equipage, und brachte ihn — nicht in Freiheit, wie Einige meinen könnten, die hier nur Willkührmacht sehen, sondern, mit höherer Autorisation, in das Gefängniß der Engelsburg, wo die Staatsverbrecher sitzen, und die Gefangenen, vermöge größerer Räumlichkeit und besserer Aufsicht, besser behandelt werden.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literarische Anzeige von Alexander Duncker, königl. Hofbuchhändler in Berlin.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nro. 73. Sonnabend den 25. März 1848.

Freiheit, Mutter des Heils, däucht es mich, du
Werdest Schöpferin seyn, die Glücklichen,
Die so ganz du dir erkohrest,
Umzuschaffen gesandt.

Klopstock.

Aus der Zeit.

(Fortsetzung.)

So ist es ganz in unseres Volkes Art, wenn mancher unter uns bereits Karls des Großen Krone auf dem Haupte eines neuen, noch zu erfindenden Rothbarts erblickt. Und käme es dahin, wäre Deutschland einmal ein kaiserlich einiges, müßte uns dann nicht von selbst Alles zu Theil werden, was an der Einheit hängt, welche schon so lange die oberste Forderung der deutschen Vernunft ist? Die gebietendste Stellung nach West und nach Ost, die Hand auf Welschland, die abgefallenen oder schimpflich preisgegebenen Glieder der Nation, Holländer, Flaminger, Helvetier, Lothringer, Elsäßer, Nordalbingier, mit dem Reich vereinigt, ein Aufschwung aller unserer reichen Volkskräfte, deren viele bisher so kläglich brach gelegen, Gewerbfleiß und Handel in Flor und der deutsche Adler auf tausend Consulaten und Faktoreien an allen Küsten der Erde.

Aber wie der Mensch, so lebt auch ein großes Volk nicht von Brod allein; in der Fülle des äußern Gedeihens begehrt es nach edlerem Genuß, nach dem Schmuck seines Lebens mit den heitern Kränzen der ächten Kunst. Und darnach werden wir, wie alle glücklichen Völker, nicht vergebens verlangen; nach allem Segen fällt uns auch das Glück zu, daß wir uns aus unserem Volksleben heraus ein zweites höheres, wunderbares Leben schaffen. Daß in dem eben abgelaufenen Zeitalter der Chor der Musen Europa überhaupt und Deutschland insbesondere mit so trübseligen Gesichtern durchwandert, das darf uns jezt, da ein neuer Welttag anbricht, gar nicht leid seyn. Es liegt ja darin für uns nur eine weitere Bürgschaft einer bessern Zukunft. Entspricht es nicht ganz den Gesetzen menschlicher Entwicklung, der Physiologie der Geschichte, daß in einer Periode, in der sich eine neue Zeit gebären will, wohl die Wissenschaft gedeihen mag, aber nicht die Kunst? daß dieses empfindlichste, eigenwilligste Kind des Himmels so übler Laune ist, weil es auf dem schwankenden Boden, in einem Frieden voll Tumult und Gährung, unruhiger als blutiger Krieg, nirgends den behaglichen Spielplatz findet, auf dem es allein seine Liebenswürdigkeit entfaltet?

Betrachtet man die schöne Literatur und die Kunst der lezten dreißig Jahre, gleicht da nicht diese Zeit einem Mann, der invita Minerva poetisch thätig ist? Er hat eine literarische Arbeit unternommen; unter Sorgen und Zerstreuungen und dringenden Geschäften anderer Art soll und will er sie vollenden. Er kann die rechte Stimmung nicht finden und nicht abwarten, aber das Ding muß fertig werden, und man weiß, was dabei herauskommt. So kann auch ein Volk nimmermehr die Kunst von seinem Tagewerk streichen, wenn auch die Umstände zum Gedeihen derselben noch so ungünstig sind: es muß dichten, malen, bauen, falle es aus wie es wolle. So ist auch unsere so geistesthätige und geistesunruhige, und eben deßhalb für alle höhere Kunst so unfruchtbare Zeit überreich an Poeten und Künstlern aller Art, denen in den Wirbeln einer sich gestaltenden neuen Welt der Kopf schwindelt und der Stoff vor den Augen und unter den Händen verschwimmt. Jener Mann bringt sein Carmen richtig zu Stande, und wir füllen Jahr um

Jahr Meßkataloge und Kunstausstellungen; aber hier wie dort wird es, wie es werden kann.

Solches haben die Besten unter uns schon gar oft wiederholt, und sie getrösteten sich einer neuen ächten deutschen Literatur und Kunst nur in einem bessern politischen Jenseits, von dem sie so wenig wußten und darum so vielerlei glaubten wie der Mensch vom Himmelreich. Da ist nun in den lezten Tagen fast plötzlich wahr geworden, was kaum nach langen Jahren möglich schien, und damit ist auf einmal eine Zukunft Deutschlands ganz wahrscheinlich, zu der sich so eben unsere Einbildungskraft ungefähr verhielt wie zum ewigen Leben. Haben wir einmal den großen deutschen Krieger, Staatsmann, Kaufherrn, so werden die großen Künstler von selbst kommen. Muß dann doch der Fluch von uns genommen seyn, der seit Jahrhunderten die wie mit verschiedenen Seelen begabten Schichten der Gesellschaft auseinander bannt, der auf geistigem Gebiet auch den kleinsten Fleck getilgt, auf dem sich die Gefühle aller Volksglieder begegnen könnten, und so aus dem Leben der Gegenwart alle Poesie abgetrieben hat. Wir werden zur Einheit des Gedankens, des Gefühls, des Glaubens gelangen, die den Mitlebenden ihr eigenes Leben zu einem poetischen macht und damit die Quelle der ächten Kunst wird, die Erzeugniß, Eigenthum und Genuß eines ganzen Volkes ist. In großartigem Volksleben, beim Wehen des nie dagewesenen Gemeingeistes wird dem Deutschen zu Muthe werden wie dem Poeten, den am guten Tage der Genius besucht, und der in glücklichem Zuge vollendet, womit er sich in einer Reihe böser Tage vergeblich abgemüht.

Wie haben wir uns gequält mit unfruchtbaren Versuchen, unsere Geschichte und unser Leben auf die Bühne und auf die Leinwand zu bringen! Wenn aber einmal die Zeit, wo der große Fritz seine Flöte hinter der Scene spielen mußte, noch weit mehr zur Mythe geworden, als jezt die alberne Schicksalstragödie, dann werden unsere großen Männer und unsere Volkscharaktere in der lebendigsten Geberdung über die Bretter schreiten und aus der Leinwand quellen. Ganz Deutschland wird ein Augsburg und Nürnberg des fünfzehnten Jahrhunderts, und seine Poeten und Maler sind wieder ehrsame Zunftglieder, und weder Taglöhner noch Hofräthe, weder Bettler noch Ordensritter. — —

Halt! da schreckt mich die Trommel aus meinen Träumen. Was ist's? Sie ruft die Truppen zum Marsch in die Landestheile, wo ein neuer Bauernkrieg den trübsten Schatten über das schöne Bild in der Seele des deutschen Patrioten wirft. Mir wird zu Muthe, als habe die alte Fabel vom Mädchen mit dem Milchtopf in den lezten Tagen in vielen tausend deutschen Herzen gespielt, und ich werfe die Feder weg, um sie bei ruhigerer Stimmung wieder aufzunehmen.

H. H.

(Schluß des ersten Artikels.)

Willi, der Schütz.

(Fortsetzung.)

Der schmerzliche Ton von Willi's Stimme und die Anklage in seinen Worten wurden von Derni empfunden, ohne daß er wagte etwas darauf zu antworten. Er wandte sich gegen den Tisch und deutete auf das Gewehr. „Du hast, wie ich sehe, den Stutzer zur Hand genommen und denkst dem Rath deines Freundes Peter zu folgen; willst Gemsen jagen?" — „Möcht' es wohl," versezte Willi, „möcht' in die Berge hinauf, hab' auf der Banalp Freunde, die manche gute Jagd mit mir gehalten; allein die Sommerzeit ist nicht dazu gemacht, auch kann ich mich nicht von der alten Frau da trennen, jede Stunde können die Rathsweibel kommen und sie hinauswerfen."

„Hast du meine Vorschläge überlegt, Willi?" fragte der Fürsprech. — „Ja, Herr Derni, und will thun was Sie für gut halten. Nicht um mich," fuhr er lauter fort, „möchte lieber aus dem Land, aber um die alte Frau da, die meine Mutter ist und sterben müßte, wenn sie gehen sollte, möcht' ich bleiben." — „Auch um dich, Willi, mußt du bleiben," sagte Derni. „Wohin willst du, arm wie du bist? — Arbeit magst du finden, so lange es geht, aber kein Kanton nimmt dich auf, keine Gemeinde gibt dir ihr Bürgerrecht, keine Hand regt sich, wenn du alt und krank wirst. — Heimathlos mußt du von Ort zu Ort irren, gehezt und verfolgt, gestoßen und geplagt, bis du stirbst."

„Und hier," rief Willi mit einem wilden Blick, „ist es hier besser?" — „Nein," fuhr Derni fort, „nicht besser, wohl schlimmer noch, als anderswo, aber daß es besser werde, müssen tüchtige Männer bewirken. — Du bist ein Mann, Willi," sagte er nach kurzem Schweigen, „der nachdenken kann über das, was besser seyn könnte; solche Männer müssen nicht gehen; sie müssen warten und schaffen, daß eine andere Zeit in's Land kommt."

Schweigend und nachdenkend blickte der Bauer den jungen Herrn an. „Es ist Alles wahr, was Ihr sagt, Herr Derni," erwiderte er dann; „was soll ich thun?" — „Komm' heut' Abend um die fünfte Stunde hinauf zu Hilberg, es sey denn, daß ich dir Anderes sagen ließe. Bring ihm dein Anliegen vor, daß du den Hof nicht verlassen möchtest, und bitte um eine billige Pacht." — „Ich will's thun," sagte Willi. —

„Du sollst es nicht vergebens beginnen," fuhr Derni fort, „ich will ihn vorbereiten." — „Und wenn er mich doch abweist?" — „Nun, dann bin ich ja selbst nicht so arm, um dich im Elend zu lassen; ich würde auf der Stelle für dich sorgen, wenn ich nicht meine Gründe hätte, dir so zu rathen, wie ich's thue."

Der Bauer fuhr mit der Hand über seine Augen, die andere reichte er Derni zum Dank. „Lohn's Gott, Herr," sprach er, „ich werde kommen, aber es ist ein saurer Gang. Wollte lieber über die Blakerspitz steigen und durch alle Klüfte, wenn Föhn weht." — „Du wirst wie ein Mann handeln, der da weiß, was er will." — „Ich werde handeln, wie ein Mann, Herr, aber helft, daß er kurz sagt, was er will, nicht höhnt und spottet, nicht mehr thut, als ein Mann ertragen kann." — „Sey ohne Furcht," erwiderte Derni; „ich bin überzeugt, daß du getröstet nach Hause gehst. Bin ich doch dein Freund, Willi, und würde meinen Freund nie zu einer Schmach verleiten wollen."

Willi war beruhigt und sein Gesicht drückte die neuen Hoffnungen aus, welche in seiner Seele Raum gewonnen. Die Abrede wurde zwischen Beiden bündig genommen und Derni eilte mit frohen Gedanken an der Berglehne hin, seinem eigenen Glück entgegen, das schon von fern ihm zu winken schien, als er auf der Felsenterrasse im Garten des Alt-Landammans diesen selbst neben seiner Tochter erblickte. Beide riefen ihm freundliche Empfangsworte zu, und wie Hilberg ihm die Hand schüttelte, als er vor ihm stand, Reginens Finger in den seinen zitterten und ihr glühendes Gesicht sich senkte, wußte er, was er zu erwarten hatte.

„Nun, sezt Euch, Derni," sagte Hilberg, als sie in's Haus getreten, „nehmt den Kaffeetopf und schenkt ein, oder soll's lieber die Regli thun? Bring' dem Herrn Derni eine Cigarre, Mädchen, und den Wachsstock, aber zünd' ihn an; kalt kann er ihn nicht brauchen." Er lachte laut auf, als Regli aus dem Zimmer lief, und fuhr dann fort: „Ihr habt meine Sache gegen den Buben, den Willi, gut abgethan, und dank' Euch dafür, wollen die Geschicht' ein andermal weiter besprechen." — „Nur einen Augenblick," erwiderte der Fürsprech. „Der Spruch ist geschehen, wollen Sie ihn vollziehen lassen?" — „So bald wie möglich. Will die Brut hinauswerfen und trage Euch auf, dafür zu sorgen." — „Es wird Geschrei und Klage geben über große Härte, lieber Herr," wendete Derni ein. — „Laß sie schreien!" versezte Hilberg, die Tasse hinsetzend; „ist schlechtes Gesindel und dieser Willi ein Taugenichts, dem ich's lang zugedacht habe." — „Aber seine alte Mutter liegt auf den Tod," sagte der Fürsprech bittend. — „Mag sie sterben, wo sie Lust hat," rief der Landamman ungeduldig. „Kommt mir mit der Sache nicht in die Quer, habe besseres heute vor und lasse mir nicht die Laune verderben." — „Eben weil Ihr heut so gütig und froh seyd," sprach der unermüdliche Anwalt, „müßt Ihr mich hören."

Er beschrieb ihm Willis Noth, schilderte den Zustand der alten Frau und wußte so rührend und beredt zu sprechen, wie man vergeben und verzeihen und Armen Gutes thun müsse, daß der reiche Herr erweicht wurde. — „Was wollt Ihr denn eigentlich, daß ich thun soll?" fragte er. — „Eure Feinde sollt Ihr beschämen, lieber Herr," sprach Derni, seine Hand fassend. — „Seht, es gibt doch viele, die da sagen: der Willi hatte nichts als die Hütte und das kleine Ackerstück, das haben ihm die Landräthe genommen, dem Hilberg zur Liebe." — „Die meineidigen Buben!" rief Hilberg. „Ich begehre nichts als was Recht ist." — „Weiß es," fuhr Derni fort, „doch das Volk urtheilt anders. Wie aber müssen sie beschämt seyn, wenn sie hören, der Willi hat verloren, was ihm von rechtswegen nicht zukam, aber er hat's behalten, weil der großmüthige Mann den Buben nicht in's Unglück stoßen wollte! Alle werden die That preisen und Willi zumeist muß seinem Wohlthäter dankbar seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, März.

(Fortsetzung)

Der Adel.

Das Faktum hat Aufsehen erregt. Der Fürst Piombino ist sonst kein sehr beliebter öffentlicher Charakter, eigensinnig verschließt er seine an Kunstschätzen überreiche Villa Ludovisi dem Publikum; aber diese That hat ihm wieder Gunst verschafft, und sie war eine ganz freiwillige. Wie leicht würde es dem reichen alten Adel werden, sich wieder ein Ansehen im Volke zu verschaffen! Ich sage damit nicht, daß er es nicht thut, im Gegentheil, was bis jezt von ihm geschehen, zeugt von großer Intelligenz, von festem Bewußtseyn und ernstem, redlichem Willen sich wieder als ein integrirender Theil der Nation zu zeigen, etwas was man nicht in allen Ländern von den großen Familien rühmen kann. Nicht leicht wird er übrigens an andern Orten so wie hier daran gemahnt, seiner Aufgabe nachzukommen. Das

päpstliche Regiment der lezten Jahrhunderte hatte ihn von aller öffentlichen Thätigkeit abgeschlossen, er verkümmerte isolirt in seinen einsamen, ungeheuern Palästen, bis er den rechten Weg fand, sich wieder mit dem Volke, das er bis da spröde von sich gewiesen, im Streben nach dem Gemeinwohl zu verbinden. Der Seitenweg, seine jungen Söhne zu Monsignoren zu erziehen, um sie zu Bischöfen und Kardinälen erhoben zu sehen, um der Möglichkeit Raum zu geben, daß die Tiara einmal auf dem Haupte eines Glücklichen strahlen könne, dieser Weg genügte nur für die alte Zeit und ihre Vorstellungen. Diese sind mit den Illusionen unrettbar verschwunden; als Menschen von Fleisch und Blut, mit ihren Naturfoederungen, möchten die römischen Prinzipe jezt am Nationalleben Theil nehmend, und einwerfend ihre großen Mittel, auch von den Rechten einen Theil beanspruchen, welche dem Reichthum nirgends versagt sind, und die einst gefürchtete Gemeinschaft mit dem Volke scheint ihnen zu behagen. Wie viel mehr Brücken zwischen den Höhen und Tiefen der Gesellschaft sind im Süden gebaut, als in unserm Norden, wo der spärliche Sonnenschein die Menschen durch so lange Monate in Hütten- und Palästebewohner trennt! Da haben sie denn in den wenigen warmen Tagen vergessen, daß sie Eines Blutes, oder vielmehr die Tage sind zu kurz, um sich wieder in das zu finden, was sie von Natur sind, Menschen. — Gleiche Rechte für Alle, ist auch hier das Losungswort, von einem Haß gegen den Adel, von jacobinischen Gedanken, ihn aufzuheben, finde ich im italienischen Leben auch keinen dämmernden Schatten. Es auszusprechen durch ein Gesetz, daß ein Principe nicht mehr Principe seyn, nicht mehr heißen solle, würde man lächerlich finden; das Uebrige, was sich daran hängt, kümmert den Italiener nicht. Wenn ein Principe achtzehn Pferde zum heiligen Antoniustage vorspannen läßt, so freut es ihn, daß er dem Volk ein solches Schauspiel gibt; es würde noch lauter Beifall klatschen, wenn er auch mit achtzehn Pferden im Karneval durch den Corso führe. Das schützte ihn nicht, mit Confetti beworfen und bestäubt zu werden, noch würden die Buben sich scheuen, an der Prachtkarosse hinaufzuklettern, wie sie an jedem andern Wagen thun. — Ernster ist die Frage: welche politische Rechte wird der römische Adel in der neuen Verfassung erhalten? wird es eine Pairskammer von Kardinälen, von Fürsten oder von reichen Gutsbesitzern ohne Titel geben? oder wird eine Fusion aller drei Elemente eintreten? Diese Frage bewegt jezt sehr ernst die Denkenden, nicht das Volk. Es hat nichts dagegen, wenn seine Principe zu Pairs erhoben werden.

(Schluß folgt.)

Mainz, März.

(Fortsetzung.)

Der Umschwung der Dinge

Es war am dritten März, als in der Ständeversammlung zu Darmstadt über eine Dankadresse an den Großherzog für einige Zugeständnisse debattirt wurde, die unserem Abgeordneten für die volle reformatorische Entwicklung des Staatslebens in Hessen nicht ausreichend schienen. Er protestirte gegen diese Dankadresse mit aller Kraft und aller Würde, die der wahre Patriotismus eingeben, und die Adresse unterblieb. Von diesem Moment an waren die Würfel gefallen, denn dieses Ereigniß sezte das ganze Land in die größte Aufregung. Entweder mußte nun die Bahn des Fortschritts und der Reformen mit Ernst und Aufrichtigkeit betreten und der Freiheit ein unblutiger Sieg gebahnt, oder es mußte das bisherige reaktionäre System mit allen seinen unheilvollen, drohenden Resultaten gestüzt und befestigt werden. In die Zeit dieser verhängnißvollen Alternative fällt das Antreten der Regentschaft unseres Erbgroßherzogs und des edeln Gagern Auftreten als Staatsminister. Der Erbgroßherzog fragte sein Herz, zu was er sich in diesem schweren Moment entschließen solle, und sein Herz antwortete ihm: „Gehe mit dem Volk!“ Das war der Moment, in welchem die Freiheit in Hessen geboren ward. — Unser Abgeordneter eilte noch am bedeutungsvollen Abend dieses glücklichen Tags in die Mitte seiner zwischen Hoffnung und Besorgniß schwebenden Mitbürger und verkündete ihnen vom Balkon des Theaters herab bei Fackelschein, bei lautloser Stille die frohe Botschaft. Es war das ein Auftritt, den man nicht beschreiben kann. Unten auf dem freien Platz 10,000 begeisterte, von so manchem Druck plötzlich befreite Menschen mit ihrem Jubel, mit ihren wehenden Tüchern und ihren hoch in die Luft geschwungenen Hüten; droben auf dem Balkon der Tribun, der begeisternde Redner der Freiheit, der patriotische Sohn und Freund der Stadt Mainz, die ihn wie einen Wohlthäter verehrt. Und er warf Worte herunter, leuchtend wie Diamanten und anregend wie der elektrische Funken; er griff bald an das Herz der Menge durch die edelste Leidenschaft der Freiheit, bald redete er zu ihrem Verstand durch die begeisternde Wahrheit, bald bewältigte er ihr Gemüth durch die Allgewalt seines Humors. Diese Scene dauerte beinah eine Stunde, ihr Eindruck wird unvergeßlich bleiben und ihre Wirkung war groß, denn sie hat ein furchtbar aufgeregtes Volk in die Schranken der Mäßigung und der Liebe zurückgeführt. — Worin bestand nun die frohe Botschaft, die unser Abgeordneter von Darmstadt mit nach Mainz brachte? Sie bestand in folgenden Zugeständnissen, von denen früher jedes einzelne geeignet gewesen wäre das Volk zu begeistern: 1) Die Presse ist frei, alle und jede Censur ist für immer aufgehoben. — 2) Das Recht der Association ist ein heiliges; es kann vom Staate niemals gekränkt noch entzogen werden. — 3) Die rheinischen Institutionen werden uns in ihrer vollen Integrität wieder gegeben. Erst nachdem ein allgemeines deutsches Gesetzbuch eingeführt ist, können dieselben entfernt werden, dann aber wollen wir sie gern verlieren. — 4) Das stehende Heer wird vermindert; dadurch gewinnt das Volk Arbeitskräfte und der Staat spart Millionen, die er der Arbeit und der Industrie zuwenden kann. — 5) Die Minister sind von nun an verantwortlich; sie können sich nicht mehr hinter die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Fürsten verschanzen, sie müssen der Nation Rechenschaft geben für ihre Handlungen und für die ihrer Beamten; damit ist jeder polizeilichen Willkühr der Todesstoß versezt. — 6) Freiheit der Religionsübung, Gleichstellung aller Glaubensgenossen. Also gibt es keine Parias mehr in unserem Land; von nun an darf man bei uns Katholik, Protestant, Deutschkatholik oder Jude seyn, man ist vor dem Gesetze nur Bürger und kann als Bürger auf alle Rechte und Ehren und Lasten des Staats Anspruch machen. — 7) Es wird eine allgemeine Bürgerbewaffnung eingeführt. Wer kann besser als der Bürger sich selbst und seine Heiligthümer schützen? Sicherheit gewährt nur, wer Sicherheit bedarf, nur der Bürger kann dem Bürger die Ordnung dauernd geben. — 8) und 9) Unsere Verfassung und unsere Gemeindeordnung werden einer Verbesserung unterworfen. — 10) Die Gesammtinteressen Deutschlands sollen durch ein deutsches Parlament vertreten werden, denn unser Regent hat selbst gesagt, daß der deutsche Bund die gerechten Forderungen des deutschen Volks auf nationale Haltung nicht befriedigt habe.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 13.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 74. Montag den 27. März 1848.

— Farewell, king!
Cover your heads, and throw away respect.
I live with bread like you, feel want, taste grief,
Need friends!

Shakespeare.

Aus London.

Louis Philippe. — Unruhen. — Chartistenversammlung.

16. März.

Die Ankunft Louis Philippes hat ganz London in Bewegung gebracht. Wohin man hört und sieht, findet man jedes andere Interesse des Tages durch die Revolution in Frankreich verdrängt, der die ganze Sympathie des englischen Volkes zugewendet ist. An der gefallenen Königsfamilie nimmt man nur in so fern Antheil, als das Schicksal derselben die Vergänglichkeit irdischer Größe predigt. Wer gestern noch über Millionen herrschte und heute kein Plätzchen hat, wo er sein Haupt hinlege, der hat den Wankelmuth der launischen Glücksgöttin in vollem Maaße erfahren und besizt als Mensch ein Anrecht auf die Theilnahme des Menschen. Und diese wird ihm, aber dem Könige wird nichts. Er hat geerntet, was er gesäet, er mußte das Gebäude einstürzen sehen, das von ihm auf Schmutz gegründet worden. Als Master Smith landete er in England, ohne Kleider und ohne Geld; als Graf v. Neuilly lebt er in Claremont und erscheint in dieser Eigenschaft als Privatmann bei der Königin, deren Gast er sehr oft ist. Er soll ihr selbst die Abenteuer seiner Flucht auf eine Weise mitgetheilt haben, die sie vor Lachen kaum zu sich kommen lassen. Das heißt sein Schicksal philosophisch ertragen. Man sagt es sehe mit seinem Vermögen mißlich aus; seine Einnahme soll sich nicht höher als 800 Pfund Sterling belaufen. Seine Juwelen hat er bereits in der City zum Verkaufe ausgeboten. Auch sein Paladin Guizot ist mit leerer Börse eingerückt. Er hat seine Mutter bei sich, eine würdige alte Dame, und seine Töchter, und diese haben sich jezt ein kleines Häuschen in Brompton Square gemiethet.

Welch ein Zusammenfluß gefallener Größen! Man könnte eine ganze Soirée von Häuptern ohne Kronen geben. Don Miguel ist auch hier und nimmt so viel Theil am Schicksal Louis Philippes, daß er nicht in die Oper gehen wollte, bis er versichert war, jener sey in Claremont. Der Herzog von Braunschweig dagegen freut sich der Revolution und schöpft aus den Bewegungen der Communisten neue Hoffnung; er hat schon seit längerer Zeit auf diese sein Auge geworfen, als auf seinen lezten Rettungsanker, und seine 6000 Uniformen immer bereit gehalten, um im rechten Augenblick die guten Leute in dieselben zu stecken und siegreich in sein Land einzurücken. Der Präsident der Communisten, Schapper, ist gleich nach Paris geeilt, um zu sehen, was sich für sein System thun lasse. Auch Mazzini ist dort, um die italienische communistische Partei zu vertreten. Was diese Menschen eigentlich wollen, wäre schwer zu sagen. Ein goldenes Zeitalter können sie doch einmal nicht heraufbeschwören; so lange nicht Milch und Honig fließt, kann einmal kein allgemeiner Ueberfluß herrschen. Aber der Enthusiasmus sieht alles in seinen eigenen Regenbogenfarben, und was gesunde Vernunft und Naturnothwendigkeit lehren, ist seinem Gesichtskreise entzogen. — Graf Montemolin, der spanische Prätendent, hat sich bei dem allen ganz ruhig gehalten und sich zu keiner Partei geschlagen; mit seiner Kasse soll es schlecht stehen. Prinz Louis Napoleon ist der Gegenstand allgemeiner Scherze. Sein kurzes Impromptu-Erscheinen in Frankreich hat den Engländern großen Spaß gemacht, so wie die

Entscheidung der provisorischen Regierung, er könne Frankreich keinen größern Dienst leisten, als wenn er nach England zurückkehre, was er denn auch sehr gutwillig gethan hat.

Sehr viele englische Familien, die in Paris lebten, haben die Flucht ergriffen und einstweilen im Vaterland ein Unterkommen gesucht. Mistreß Austin gehört unter die Ersten, die sich eingestellt; Austin aber ist zurückgeblieben, um für die Times Berichte zu schreiben, womit sich jezt freilich etwas verdienen läßt. Douglas Jerrold ist nach Paris gegangen, um für sein Journal hierher zu berichten. So fliegt alles hin und her. — Lytton Bulwer ist auch wieder in der Stadt und ißt im Athenäumclub seinen Zwieback und trinkt ein Glas Wasser dazu. Mistreß Jameson hat sich gleichfalls aus ihrem Versteck in Ealing aufgemacht, um zu schauen, wie es in der bewegten Londoner Welt jezt zugeht; zugleich kann sie ihre Freundin, Mistreß Butler (Fanny Kemble), spielen sehen. — Der Amerikaner Emmerson aber ist der große Löwe des Tages, doch ein ganz bescheiden aussehender, der sich gutmüthig sanft darein findet, auf dem Theater der Welt eine so große Rolle zu spielen. Die Literaten streiten sich um ihn und die schöne Welt macht sich eine Ehre daraus, ihn zu empfangen. Er ist in seiner Unterhaltung weder geistreich, noch witzig, noch auch nur aufgeweckt; nur schreibend scheint er etwas zu seyn, nur mit der Feder in der Hand Geist zu haben. Solche Beispiele kommen zu oft vor, als daß es auffallen dürfte. Der Autor und der Mensch sind nur zu häufig himmelweit von einander getrennt.

Monckton Milnes, der Staatsmann und Dichter, läßt jezt häufig seine Stimme im Parlamente hören und findet nebenher Zeit, seinen Platz als Liebling der Salonswelt in allen Soireen einzunehmen. Disraeli spricht seltener öffentlich; wenn er aber redet, so ist er, wie immer, witzig und originell. Lord John Russel ist der Arbeit seiner Stellung nicht mehr gewachsen; man will ihn daher zum Pair erheben, damit er nicht mehr im Unterhause als leitendes Mitglied zu erscheinen braucht. — Mit den Kornabgaben, dem Freihandel und der Festsetzung des Preises für den Arbeitslohn ist man noch nicht weiter gekommen. Die Fragen sind auch sehr schwer zu entscheiden, besonders die leztere. Die Journale wollen sich jezt damit beschäftigen und den Gesetzgebern durch die Behandlung dieser Punkte zu Hülfe kommen; wir werden sehen, was sie vermögen.

Die Unruhen in Glasgow und auch in London, von denen man so viel Aufhebens auf dem Continente macht, erregen hier bloß Lächeln, niemals Furcht. In England fürchtet man keinen Auflauf; der „Mob" besteht hier nur aus der Klasse jener, die bei solchen Gelegenheiten eine Uhr oder ein Schnupftuch zu erhaschen hoffen, und Leute der Art sind niemals furchtbar. Der Muth des rechtlichen Mannes, der für eine gerechte Sache aufsteht, kann Besorgniß erregen; aber der des Spitzbuben und die großen Reden eines Taugenichts finden keinen Anklang bei der Nation und vergehen wie ein böser Nordwind. Heute nun versammeln sich die Chartisten in Kennington-Green; die ganze Polizei ist unter den Waffen, die Börse und der Palast haben doppelte Wache erhalten, alle Waffenhändler sind beordert, ihre Gewehre zu verwahren; kurz jede Vorkehrung ist getroffen, die eine große Gefahr nothwendig machen würde. Und dabei sizt alle Welt so ruhig in den Häusern, als wenn gar nichts der Art vorginge, und viele Herrn und Damen, denen solche Versammlungen unter freiem Himmel etwas Neues sind, haben sich vorgenommen, dahin zu gehen und von der Höhe eines Omnibus der Sache zuzusehen. Ein Chartistenauflauf ist hier zu Land ein Schauspiel, keineswegs ein bedenkliches Ereigniß. So sicher fühlt sich England in sich selbst.

Willi, der Schütz.

(Fortsetzung.)

„O! thu's Vater," rief Regli, die leise wieder hereingetreten war, „thu's mir zu Liebe, thu's, weil heut —" — „Nun, Mädchen, weil heut? —" fragte Hilberg, da sie schwieg. — „Weil heut keine Wolke an Gottes Himmel steht," sagte sie, ihn umarmend. — „Bist mein herzig Kind!" rief Hilberg, „und will dir den Willen thun. Will dir den Hof schenken mit Acker und Matte, magst thun damit was dir gefällt; mag aber selbst mit dem Willi nichts zu schaffen haben."

Oerni sprang auf und umfaßte den Landamman dankend von der andern Seite. Regli's Hände begegneten den seinen, sie faßten und preßten sich und zwischen ihnen stand der Vater, der endlich die eng verbundenen Finger ergriff und festhielt und die Beiden abwechselnd anschaute, denen sie gehörten. — „Steht es so mit euch?" sagte er, „habt die Hände verstrickt und die Herzen dazu und denkt dabei, es sieht's Niemand?" — „Ich denke, die ganze Welt weiß es," rief Oerni, „und ich denke, Ihr wißt es auch und wollt es gut aufnehmen, wenn ich Regli's Hand fest halte für das ganze Leben." — „Ihr wollt sie also von mir begehren?" fragte Hilberg. — „Ja, das will ich, Herr, will sie hoch und werth halten und Euch ein treuer Sohn seyn bis an mein Ende."

„Nun, Regli," sagte der Landamman lachend, „hier steht der Rudolf Derni, möchtest du ihn zum Herrn nehmen?" — „Ja, Vater, für alle Zeit," erwiderte sie mit heller Stimme. — „So nimm ihn, Mädchen, ich spreche mein Amen!" rief Hilberg. „Hast eine gute Wahl gethan; Gottes Segen über den ersten Tag und alle, die ihm folgen!" — Er umarmte sie Beide und aus Regli's blauen Augen glänzte das Glück. Es dauerte eine Weile, ehe es unter Betheurungen und Küssen zu verständiger Rede kam, denn Hilberg ging hinaus und ließ die beiden Liebenden allein, damit sie ungestört in ihren jungen Freuden sich die Zukunft mit den schönsten Farben ausschmücken könnten. — Als er zurückkehrte, nahm er Theil an ihren Gesprächen und half die Plane vervollständigen. Dernis Haus in Stanz war geräumig und schön gelegen, sein Besitzthum bedeutend und der reiche Bräutigam versprach Alles ganz nach Regli's Wünschen einzurichten. Ja er hätte es gern gehabt, wenn sie gleich mit ihm gefahren wäre, um die Wirthschaft zu besehen und zu sagen, wie es ihr gefiel. Aber Herr Hilberg wollte es nicht geschehen lassen, weil es ihm nicht paßlich schien, eine Sache, um die noch Niemand wußte, mit einem Schlage so öffentlich zu machen. Er hatte, nachdem nichts mehr zu bedenken war, doch immer noch ein gewisses Bedenken im Herzen, eine Scheu, die ihn unsicher machte, Furcht vor der Leute Gerede, und eben jezt überkam ihn dieß viel unangenehmer als gestern, oder vor einer Stunde, wo er es noch hindern konnte. Er dachte plötzlich an seinen alten Freund Ulrich, und wie die Herrn vom Landrath die Köpfe schütteln würden, wenn sie es hörten, und die Leute aus den alten Familien es nicht begreifen mochten, wie er einen Schwiegersohn genommen, der ihm nicht so recht ebenbürtig; und obwohl er das Alles schon gar oft bedacht und seine Bedenken wegdisputirt hatte, obwohl er wußte, daß es nicht mehr abzuwenden sey, wachten die Gedanken doch wieder auf. Er fühlte einen Widerwillen davor, mit Regli heut vor aller Welt Augen in Derni's Haus zu fahren; deßhalb sagte er: „Heut nicht, Kinder, heut sollt ihr bei mir in diesem Hause bleiben, wo ich bald genug allein wohnen werde. Bald auch werden die Verwandten und Freunde mit ihren Glückwünschen und ihrer Gesellschaft kommen. Führen wir nach Stanz hinab, müßten wir einen ganzen Schwarm zum Geleit nehmen, an allen Thüren versprechen und die Neugier befriedigen. Bleibt also heut still; werdet genug zu schwatzen haben, habe auch mancherlei mit euch zu reden, was wir am besten unter uns abthun."

Derni und Regine waren damit leicht zufrieden gestellt und Hilberg konnte nichts besseres thun, als sie sich selbst überlassen, um sie mit seinem Willen völlig zu versöhnen. Während er im Hause blieb, saßen sie verborgen unter den schattigen Taxushecken im Garten, und zwischen Blumen und singenden Vögeln vergingen ihnen die Stunden wie Augenblicke, bis die Sonne hoch am Himmel stand. Glückerfüllte Herzen fragen nicht nach der Zeit, und Regli, die gern hörte, was Derni ihr von seinen Wünschen und Hoffnungen erzählte, die er schon gehegt, noch ehe er auf die hohe Schule reiste, würde vergessen haben, daß die Mittagszeit herannahe, wo ihre Aufsicht in Küche und Haus nöthig war, wäre ihr Vater nicht endlich an der Thür erschienen und hätte Beide mit seinem lauten Rufen aufgestört.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, März.

(Schluß.)

Das Freiheitsfest. — Aufhebung des Karnevals.

So ungefähr lautete die Botschaft unseres Abgeordneten; aber seine eigenthümlichen, edlen, kräftigen, von Humor und Gemüth durchwobenen Worte lassen sich nicht wiedergeben. Noch viel weniger aber kann ich eine Idee von dem Jubel und der Begeisterung geben, die jeden Einzelnen und die Gesammtheit bei der Rede des Abgeordneten ergriffen. Ich kann nur sagen, was ich fühle, nämlich daß von den Tausenden, die hier versammelt waren, in dieser Stunde keiner Bedenken getragen hätte, Gut und Blut und Leben für die Freiheit in die Wagschale zu werfen, wenn es sich um ihre Erhaltung gehandelt hätte. — Wir erlebten aber auch zwei Tage nach dieser Scene einen schönen Feiertag der Freiheit in Mainz. In seiner denkwürdigen ersten Rede vom Balkon des Theaters herab sagte Zitz: „Feiern wir einen Festtag der Freiheit, geben wir uns der Freude mit ganzer Seele hin, aber es sey ein edles Fest, würdig der Sache, die wir feiern." Und so geschah es. — Am Morgen des 8. März rief feierliches Geläute der Glocken in die Hallen des ehrwürdigen Doms, wo man Dankgebete zum Himmel für die glückliche und friedliche Gestaltung der neuen socialen und staatlichen Aera richtete. Unser Bischof fungirte. — Nach dem Kirchenfest wogte die freudig bewegte Menge durch die Straßen, die ein festtägliches Ansehen hatten. Hier zogen Musikbanden, dort singende Schaaren mit Fahnen dahin; der einst verpönte, jezt freigegebene Ruf: „Es lebe die Freiheit!" durchdrang die Lüfte, Choräle erschallten von der Höhe des Doms und eine reinsittliche Freude durchwehte Alles, was da athmete. — In dieser gemüthlich heitern Feststimmung, freudig der nächsten Zukunft entgegen-

ehend, die uns alle die großen aus Fürstenmund verheißenen Güter bringen soll, erwarteten wir den schönen Abend dieses schönen Tags. Er kam und sah Mainz in hellstrahlendem Lichtglanze, schimmernd wie ein Rubin in der prachtvollsten Fassung. Wie schön war das freiheitstrunkene, in einem Lichtmeer schwimmende, rosig gestimmte, glückliche Mainz! Es war als fühlten die Häuser die Freude mit und wollten durch ihren äußern Glanz die innere Glückseligkeit beurkunden. Auch ich stürzte mich in dieses Lichtmeer und erquickte mich an so mancher transparenten schönen Idee, auf die man hier stieß. Die meisten Transparente aber bezogen sich auf Verherrlichung zweier Güter und dreier Personen, die uns in diesem Augenblick am nächsten standen. Die Güter heißen: „Gleichheit und Freiheit,“ sie gehören der deutschen Welt an; die Personen aber heißen: „Ludwig, Regent von Hessen, Zitz, Abgeordneter von Mainz, und Gagern, Staatsminister;“ diese gehören uns und werden uns für immer im Herzen eingegraben bleiben. — Neben dieser allgemeinen Beleuchtung bewegte sich ein ungeheurer Fackelzug durch die Straßen und verwandelte vollends die Nacht in Tag. Am Hause unseres Zitz und einiger andern populären Notabilitäten schaarten sich Tausende um die Fackelträger und brachten freudige und begeisterte Lebehoch. Sodann gings zum Gutenberg, um dem Begründer der Presse den Tribut des Danks darzubringen. Erhebender Männergesang begrüßte den Erlöser des Gedankens, den großen Sohn der heiligen Moguntia. Und als die Töne schwiegen und die Begeisterung sich etwas zu fassen begann, sprach Zitz wieder vom Balkon des Theaters herunter, stellte die Freiheit unter die Obhut der Bürger und der Ordnung, richtete ein glühendes Gebet an sie und segnete alle, die die Freiheit erstrebt, die sie verstehen und die sie zu würdigen wissen. Und während dieses Segens loderte plötzlich auf der Höhe des Doms ein prachtvolles Freudenfeuer empor, das die große, unvergeßliche Nachtscene mit magischem Glanze übergoß.

Es waren große Vorbereitungen für den dießjährigen Karneval getroffen; es wäre ein schönes Narrenfest geworden. Da kam die französische Revolution und nun wurde sogleich die Frage, ob unter diesen Umständen Karneval gehalten werden solle oder nicht, in einer Generalversammlung des Narrenvereins lebendig debattirt, aber die Entscheidung war vorausgesehen; die große Mehrheit des Vereins entschied für die Unterlassung. Wer konnte aber auch in dieser schweren Zeit aufgelegt seyn zum Faschingsscherz? Wenn tausendjährige Institutionen zittern, wenn der Boden unter unsern Füßen wankt, wer ist da gestimmt zu Harlekinssprüngen? Die Kölner nahmen keinen Anstand, ihren Fasching dennoch zu halten; wir aber fanden in dieser ernsten Zeit nicht den Muth dazu, und verzichteten. Es gibt in einer solchen Zeit keine Ironie und keine Satire, sie ermatten vor der gewaltigen Macht der Wirklichkeit. Der Witz selbst bricht am Ernste dieser Zeit. Darum kein Karneval. Wir wollten unsere geistigen und sittlichen Kräfte nicht in Possen zersplittern; wir wollten sie concentriren und zusammenhalten für die neue Zeit, die mit Macht hereinbricht. Der Zufall wollte aber, daß wir zwar keinen Fasching, aber einen sehr glänzenden Aschermittwoch hatten, denn das eben beschriebene Freiheitsfest fiel gerade auf Aschermittwoch. Absit omen!

Rom, März.

(Schluß.)

Cicernacchio. — Der Römer und die Reform.

Der 81jährige Principe Corsini ist und bleibt der Liebling des Volks. Man klatscht, wo er im Theater erscheint, man küßt seine Hände, seinen Rock, man hält seinen Wagen an, man wirft ihn mit Blumen, man wirft ihm Kußhände zu. Und fast unzertrennlich an seiner Seite ist der andere Mann des Volks, sein Cicernacchio. Er ist ein wohlhabender Bürger, ein Mann von gesundem Verstand, des Wortes mächtig, wie jeder Italiener, der sich nicht in seinem Hause vergräbt. Wenn er sich nur nicht, getragen von solcher Gunst, von solchem Erfolg, selbst überhebt! hörte ich Einige besorgt sprechen. Andere lächeln: da ist nichts zu besorgen. Er bleibt in seiner Manchesterjacke, ist froh und wohlgemuth, und denkt an keine Ehren und Titel, die ihm lästig würden. Aber die Massen folgen ihm blindlings; doch bisher nur zum Guten. Cicernacchio handelt unter anderm auch mit Brennholz. Ein Bekannter fragte ihn bei dieser Gelegenheit: aber wie ward es Ihnen möglich, einen solchen Einfluß auf die Römer zu gewinnen? Ein alter Italiener, der zugegen war, klopfte lächelnd auf Brunetti's rechte Brust: „Durch sein Herz, Signor, allein durch sein Herz.“ Wird man das in Deutschland glauben? Die Italiener haben, nach unserer Compendienweisheit, wohl Phantasie und Begeisterung, aber kein Gemüth. Beide Männer, der hochgestellte Corsini und der niedrig stehende Cicernacchio, sind die großen, glücklichen Vermittler zwischen Bewegung und Widerstand. Sie verdienen beide ernstere Schilderungen als beiläufige, bessere Abbildungen als dem lezteren in Gips und Terra cotta geworden, wie man ihn an den Ladenfenstern ausstehen sieht. In theatralischer Stellung schwingt er die Fahne, wie er sie an jenem Versöhnungsfeste zu Neujahr hinter Pius' Wagen hoch in die Lüfte trug.

Pius hat jezt Ruhe. Sein Wort vom Quirinal hat die Ungestümen zurückgescheucht; es beginnt der Karneval, wo der Römer, auch der Politiker, nur Einem Gedanken, Einem Gefühl sich hingibt. Aber wenn er vorüber, welche neue Arbeit steht vor der Thür! Rom scheidet, wie es ist, wie es durch ein Jahrtausend war, von selbst aus der italienischen Einheit aus. Reformen, die in Sardinien, auf dem festen Grunde dort, die Arbeit eines Tages sind, die selbst in Neapel ausführbar erscheinen, was sind sie hier, wo jeder Nagel, in eine Mauer geschlagen, diese umzureißen droht, wo man graben und graben muß, Niemand weiß wie tief, um nur den Boden zum neuen Gebäude zu finden! Weg diese Bilder! aber zum Schluß ein Moment aus dem Leben. Was müssen Reformen seyn, wenn so die Reformhoffnungen sind? Alle Handwerker klagen über geringen Verdienst; es sind weniger Fremde hier als in früheren Jahren, und welcher Fremde wird nicht, durch die enormen Preise erschreckt, wenn er irgend kann, sich anderswo vorgesehen haben? Ein Deutscher suchte einem klagenden römischen Schneider dieß begreiflich zu machen. Er brachte ihn auch dahin, anzuerkennen, daß die deutschen Schneider wohlfeiler, besser und rascher arbeiteten. Wenn man einem Italiener eine Sache nur auf rechte Weise vorstellt, begreift er eben so schnell, als er langsam arbeitet. Könnte der Römer nicht schneller, besser und dennoch wohlfeiler arbeiten, wenn er mehr schaffte? Das ginge allerdings, wenn er sich selbst reformirte, früher aufstände, länger an der Arbeit säße, weniger Feiertage machte, nicht bei jedem Lärm auf die Straße liefe, wenn er weniger mit seinen Nachbarn sich unterhielte, sich weniger sonnte, kürzeren Karneval machte. Alles das begriff der römische Schneider, aber — das ginge doch nicht, er hörte ja auf zu leben, wie er gelebt hat. Von der süßen Gewohnheit des Daseyns scheidet Niemand gern, am wenigsten ein Italiener. Also hoffte der römische Schneider, daß, da er sich selbst nicht helfen wollte, die Staatsconsulta, oder die künftige Constitution den römischen Schneidern, und ihm auch, helfen werde. Soll ein Artikel den Fremden befehlen, sich ihre Kleider in Rom machen zu lassen?

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 75. Dienstag den 28. März 1848.

— Jezt erstaun' ich über alle Maßen,
Daß ich so kuriöse Bräuche hier
Vorfinde, so kurjose Fraun und Herrn
Schiller.

Aus dem Kaiserstaat.

Modern.

Von Preßburg aus machte ich einen Ausflug nach der slovakischen Stadt Modern. Einer meiner Freunde, der noch vor wenigen Jahren in Halle zu den Slaven gehörte, welche an schönen Tagen heerdenweise an den Ufern der Saale bei Giebichenstein lagen und Hegel studirten, wohnt jezt hier nicht allein als einer der beliebtesten Dichter seines Stammes, sondern auch als Rektor des Gymnasiums, das noch vor Kurzem eine Universität war. Er kam mir schon bis in die Nähe von Schenkwitz, einer alten croatischen Kolonie, die sehr angenehm, mit Weiden umgeben, an einem Hügel liegt und eine an Gold und Silber überreiche Kirche hat, entgegen mit dem slovakischen Pfarrer Stur, dem Bruder des Herausgebers der Nationalzeitung. Sie führten mich in Modern ein, das mit seinen einstockigen, zum Theil roth bemalten Häusern sich langsam am Fuße der Karpathen erhebt.

In dem Wohnzimmer der alten Rektorwohnung, das durch die hohe, tempelartig gewölbte Decke für mich ein zwar frembartiges, aber nicht unbehagliches Ansehen gewann, harrte unser ein Mahl von ausgesuchten slavischen Gerichten, das die Schwester meines Freundes bereitet hatte, welche noch nicht lange von einem Pfarrhofe in der Liptau zu ihm gekommen war. Die braune Suppe mit Käse und geschnittenem Fleische, die fetten Nudeln mit Pflaumenmuß und Wallnuß und ähnliche Speisen hielten auch den Pfarrer, obgleich es Samstag Abend war, noch lange in unserer Gesellschaft zurück. Nach Tische unterhielt er mich bei einer Flasche süßen Moderaner Ausbruchs von der Stellung der Geistlichen in Ungarn, die besonders den Edelleuten gegenüber sehr originell ist. In der Liptau gibt es Edelleute, welche jeden Sonntag in der Kirche eine bestimmte Zeit nach der vor ihnen liegenden Uhr absitzen, und wenn diese vorüber ist, selbst während der Predigt pünktlich das Gotteshaus verlassen. — Den slovakischen Pfarrern erwächst eine fortwährende Verlegenheit aus den Namen ihrer Pfarrkinder. Die Slovaken nämlich haben, wie es in einer Sprache, die erst kürzlich zur Schriftsprache erhoben wurde, nicht zu verwundern ist, viele derbe und anstößige Namen, die theils nur als sogenannte Spitznamen im allgemeinen Gebrauch, theils wirkliche Familiennamen geworden sind. Das Aussprechen offenbarer Schimpfnamen ist bei Aufgeboten von der Kanzel nicht zu vermeiden. Es kommt vor, daß Mädchen oder Frauen besonders den jüngeren Geistlichen nur mit Erröthen ihre Namen gestehen können. Zuweilen kommen Leute mit ungeheuer langen Namen, die sie aufgeschrieben bei sich tragen, um sie nicht zu vergessen, zu den Predigern. Werden dieselben dann gelegentlich den Gerichten eingereicht, so weigern sich diese wohl sie anzunehmen, weil sie nur Spitznamen darin sehen. Aber es muß dabei sein Bewenden haben, denn ein anderer Name ist nicht zu ermitteln.

In der Frühe des Sonntags weckte mich der Hirte, der sein Vieh austrieb und dazu so muntere Weisen blies wie bei uns die Postillone. Auch die Erscheinung des Ausrufers von Modern, der in einer alten Husarenuniform mit der Trommel umherzog, war überraschend. In aller Frühe fuhr auch Stur

schon auf dem hohen „Kälberwagen," der in Modern für offiziell gilt, weil sich bei feierlichen Gelegenheiten auch der Magistrat seiner bedient, auf ein Karpathendorf zur Filialpredigt. Als später in Modern selbst die Glocken läuteten, drängte sich plötzlich aus allen Häusern eine unübersehbare Schaar von Menschen hervor, die in ihren bunten slovakischen Trachten zum erstenmal in mir das lebhafte Gefühl hervorriefen, daß ich weit von der Heimath mich unter einem fremden, halbwilden Volke befand. Doch saß an dem ganzen regnerischen Sonntage unter dem Thorwege der Rektorwohnung ein altes Mütterchen, das in einem Nebenhause wohnt, und las in einem Gebetbuche.

Die Stadt hat drei Kirchen, eine katholische und zwei protestantische. In der einen wird slavisch, in der andern deutsch gepredigt. Zwischen diese beiden neben einander stehenden Kirchen gedrängt liegt die slavische Predigerwohnung, ein unansehnliches, schlecht gebautes Haus. Hier besuchte ich Stur zwischen Vor- und Nachmittagsgottesdienste. In seiner Studierstube, wo es kaum möglich war aufrecht zu stehen, bewirthete er mich mit einer bisher mir unbekannten kleinen, aber wohlschmeckenden Frucht, deren slovakischer Name wieder eine ziemliche Derbheit enthält. Sodann rief er seine Buben herein, um sie der Reihe nach vorzustellen. Nur der älteste dieser kleinen Slovaken verstand bereits etwas von meiner Muttersprache, die jüngern fingen laut an zu schreien und zu weinen, als sie deutsch reden hörten. Lachend schob er sie zur Thür hinaus und sezte sich an's Klavier, um mir einige slavische Tänze vorzuspielen. Während dem trat die Frau Pfarrerin, eine behagliche kleine Frau, mit dem Rektor in's Zimmer, der sie alsbald zum Tanze aufforderte, was sie auch nicht abschlug. Und so wurde in der slavischen Predigerwohnung von den gesunden, herrlichen Menschen getanzt, gesungen und gespielt, bis die Glocken wieder zur Kirche riefen.

Pesth.

Zwischen Preßburg und Pesth nehmen selbst die grünen Donauufer den traurigen Heidecharakter an. Dort ist eine ganze Heerde von Pferden vor ein Schiff gespannt; wie sie nun, um das Schiff stromauf zu schaffen, gewaltig anziehen, bäumen sie sich hoch auf unter der Geißel des Treibers, eines gewöhnlichen ungarischen Roßhirten, und fahren auseinander, als wollten sie sich auf der Heide zerstreuen. Große Schafheerden werden an den vielfach mit Weidengebüsch bewachsenen Ufern entlang getrieben. Auch hier indessen ist das rechte Donauufer noch zuweilen steil und felsig, so daß man die wenigen Häuser der kleinen Dörfer wohl um einen Hohlweg zusammengedrängt sieht, der von einem steilen Uferberge herabführt und zur Regenzeit das Bette eines Gießbachs wird, welcher dann mitten durch das Dorf sich mit reißender Schnelle vom Gebirg herab in die Donau stürzt. Ausgenommen das liebliche Gran mit seinen reichen Bauwerken, welche, was man auch an ihnen zu tadeln finden mag, durch die Nähe des schönen breiten Stromes sehr gewinnen, tragen auch die Städte schon das Gepräge ächt ungarischer Wildheit. Bei dem Anblick der mit wenigem Stroh versehenen Bauernwagen, durch die der Wind weht und die hier vor den Städten offiziell auf das Dampfschiff warten, um Passagiere aufzunehmen und tiefer in die ungarischen Heiden hineinzuführen, wird sich der Preuße doch mit Behagen an seine Herrn von Nagler und Schaper mit ihren blasenden Postillonen erinnern. Vor Bator grasten die Postpferde in einer Schlucht, wo sie mit ihrem Wagen aufgestellt waren, und wurden erst, als sich einige Passagiere gefunden hatten, wieder aufgezäumt.

(Fortsetzung folgt.)

Willi, der Schütz.

(Fortsetzung.)

„Nun geh' und schaff' uns eine gute Mahlzeit," sprach Hilberg. „Wirst schon merken, Regli, daß Niemand von der Lieb' allein auf Erden leben kann, und wäre er Feuer und Flamme und stürb' auf der Stelle um die Herzliebste, könnt' es doch nicht in ihren Armen vier-und-zwanzig Stunden aushalten, ohne dem Magen den Vorzug zu geben." — Er lachte Regli nach, die es nicht glauben wollte, und führte Rudolf in sein Zimmer. „So sind die Weiber," sprach er da zu ihm, „denken, ihre Liebe kann Alles ersetzen, und sind im Stande, ihr auch jedes Opfer zu bringen." — „Das ist die göttliche Kraft, die in ihr wohnt," erwiderte Derni. „Sie überwältigt, reißt fort und macht Alles gleich." — „Ist aber doch Gaukelei, vor der man sich wohl hüten muß," fiel der Landamman ein. „Sind meist bunte Seifenblasen, die Liebesträume, zerplatzen, ehe man es denkt, und lassen Reue zurück." — „Wahre Liebe ist kein Traum, keine Gaukelspiel der Sinne," sagte Rudolf. — „Das meine ich auch," fuhr Hilberg fort. „Wahre Liebe hat ein richtiges Fundament, schwebt nicht in der Luft, denkt nach, was werden soll, und daß die Erde kein Paradies ist."

„Wollen Sie denn die Liebe zu einem Rechenmeister machen?" rief Derni lachend. „Soll sie ihre

Begeisterung erst aus einer langen Ueberlegung ziehen, ob es auch paßlich und schicklich sey, sich zu verlieben?" — „Das mein' ich freilich," sagte der alte Herr, die Stirn faltend. — „Es ist aber anders damit," entgegnete Derni. „Liebe fragt nicht nach den Regeln der Klugheit, sie ist ein Zauber, von dem man nicht weiß, wo er sitzt. Ich liebe Regli, das weiß ich allein, und würde sie lieben, möchte sie in einer Sennhütte wohnen. Dasselbe glaube ich auch von ihr. Möchte ich der Rudolf Derni seyn, oder irgend einen andern Namen tragen, ihr Herz würde mir doch gehören." — „Darin seyd Ihr im Irrthum," erwiderte Hilberg, der unmuthig ihm zugehört hatte. „Regli ist ein klar blickendes Kind, das sich nicht von wüster Leidenschaft hinreißen läßt, und was Ihr jezt geschwazt habt, will ich nicht glauben, weil's nicht Stich halten kann vor Eurer Vernunft."

Derni schwieg lächelnd still, er sah wohl ein, daß er sich nicht vertheidigen durfte. Der Landamman legte die Hand auf seine Schulter und fuhr freundlicher fort. „Regli ist mein einziges Kind und liebt Euch, aber weil Ihr der Rudolf Derni seyd, und weil Ihr der seyd, hab' ich meinen Segen gegeben und mach' Euch zu meinem Schwiegersohn. Das ist eine wahre Liebe, wie ich's verstehe. Wir wollen darüber weiter reden, denn ich will Euch nicht verhehlen, was mich dazu bewogen hat, Euch allen Andern vorzuziehen. Jezt aber kommt her und sezt Euch an meine Seite; will Euch die Einsicht geben, was Regli an Muttergut besizt und was sie in Eure Wirthschaft bringt."

Derni hätte es gern abgelehnt, jezt von solchen Geschäften zu hören, aber bei seinen ersten Worten schüttelte Hilberg den Kopf. „Ich muß Euch sagen, Rudolf," rief er, „ich nahm Euch für bedächtiger als Ihr seyd. Ich glaube wohl, daß das unverhoffte Glück Euch in einen Freudentaumel versezt, aber ein Mann muß über keinen Handel den freien Blick verlieren, am wenigsten über einen Ehehandel und Weibergeschichten. Jeder muß die Augen offen haben und überall sehen, daß er nicht zu Schaden kommt. Nun, ich denke, Ihr werdet's lernen und besser passen, wo es gilt, unsere Sachen durchzuführen in Rath und Landsgemeinde."

Er blickte ihn mit seinen schlauen Augen forschend an und lächelte geheimnißvoll, dann nahm er Papiere vom Tisch, schlug sie auf und hielt sie Derni hin. „Schaut her," sprach er, „das ist Regli's Muttergut, zwölf tausend Gulden, dazu kommt ein Kapital an Gold und liegenden Gründen, von ihrem Großvater seliger, und eben so viel geb' ich zu mit einer Ausstattung, wie sie schicklich ist. Seyd Ihr damit einverstanden?" — „Mit Allem, was Ihr wollt, lieber Vater."

Es war das erstemal, daß Derni den Mann vor dem er immer Scheu gehegt, mit dem Liebesnamen Vater nannte. Sein Gesicht strahlte vor Freude und auch in Hilberg mußten sich ähnliche Empfindungen regen, denn er nahm Derni's Hand und sagte bewegt: „So nehme ich dich beim Wort, Rudolf; du sollst von jezt an mein Sohn seyn und will dich führen und leiten wie ein Vater, will dir die Wege bahnen zu allen Ehren, und wollen einträchtig beisammen stehen, Allen zum Troz, die unsere Widersacher sind."

Regli hatte den Tisch bestellt und trat herein, wo sie die beiden Männer fand, in deren neuen innigeren Freundschaftsbund sie mit Scherz und Liebe aufgenommen wurde. Dann hielten sie ihr gemeinsames Mahl im großen kühlen Gemach, an dem nichts Bäurisches war, wie am Aeußern des Hauses; es war mit Tapeten bekleidet, mit hübschem Geräth versehen, mit Sopha und polirten Schränken ausgestattet. Die Teller und Schüsseln waren von französischem Fayence und das Leinenzeug weiß und rein wie Sonnenlicht. — In der Schweiz, die zwischen den größten und kultivirtesten Ländern liegt, und jährlich von so vielen tausend reichen Reisenden besucht wird, haben die wohlhabenden Leute auch in den innern Hirtenländern die alten rauhen Sitten ihrer Vorfahren längst aufgegeben und Bekanntschaft mit den Genüssen des Lebens gemacht; aber sie sind doch in Tracht, Gewohnheit und Mäßigkeit noch immer hoch zu loben und zu ehren, und weit entfernt von Luxus und Schwelgerei. Auch die Reichsten begnügen sich mit einfacher Kost, und die Ersten im Lande sind schlichte Bürger, denen es nicht einfällt, in Prunk und Pracht und Aufwand zu zeigen, daß sie vornehme Herrn seyn wollen. — Nach Geld und Gut streben sie Alle, rühren die Hände, thun um's Geld was man thun kann, haben große Ehrfurcht vor dem, der es besizt, aber Niemand gibt mehr davon aus als nothwendig. Wer's hat, hält es fest und sucht es zu vermehren durch Sparsamkeit und Ordnung, worin das Schweizervolk ein Muster seyn kann für alle andern Völker.

So war auch das Mahl des Alt-Landammans von Unterwalden ein einfaches, aus den Produkten seiner ländlichen Wirthschaft zusammengesetztes. Nur ein paar Flaschen guten Weins, der in Neuchatel oder am Genfersee gewachsen war, verherrlichten es in ungewohnter Weise und wurden unter fröhlichen Gesprächen geleert, die erst eine andere Wendung erhielten, als Hilberg von Neuem darauf zurück kam,

was seine Absicht gewesen sey, als er Dernis Bewerbung den Vorzug gegeben. — Der feurige Wein hatte ihn lebhafter und offenherziger gemacht und ließ ihn manches aussprechen, was er sonst lieber verschwiegen haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, März.

Der Umschwung der Dinge.

Ein Zeitraum von etwa fünf Wochen, der zwischen diesem und meinem lezten an Sie gerichteten Briefe liegt, hat Europa so tief erschüttert, daß vor den gewaltigen Ereignissen, die jezt jeder neue Tag bringt, alle andern minder wichtigen Erscheinungen völlig verschwinden. Auch der Ruhigste, Besonnenste vermag in diesem Drange neuer Weltgestaltung nicht unbefangen zu bleiben, die Begebenheiten reißen Jeden mit sich fort, und mag er nun für oder gegen die Bewegung seyn, die alle Völker elektrisch durchzittert, theilnahmlos kann er nicht bleiben. Sie müssen daher entschuldigen, wenn mein dießmaliger Bericht die gewohnte harmlose Hülle abstreift, wenn ich nur flüchtig früherer Vorkommnisse gedenke, und längere Zeit bei den Ereignissen verweile, die uns die allerjüngste Vergangenheit gebracht hat und die jeder neue Tag mehr und mehr ausbildet. Freilich sollte ich als gewissenhafter Chronist Ihnen Rede stehen über die endliche Erledigung der Stadtrathswahl, die so viel von sich sprechen machte, so viele Federn in leidenschaftliche Bewegung sezte; ich sollte Ihnen ein Bild entwerfen von dem Stiftungsfeste des Schriftstellervereins, könnte ein Langes und Breites von den Schulverordnungen erzählen, mit denen man Lehrende und Lernende quälte, vielleicht aber nicht lange mehr quälen wird, und könnte die viel besprochene leidige Affaire der Chemnitz-Riesaer Zehnthalerscheine nochmals zur Sprache bringen, die Broschüren und Gegenbroschüren hervorrief und doch noch immer nicht zur Zufriedenstellung der Parteien beendigt ist. Dieß Alles sey aber heut bloß erwähnt, da Vorgänge wichtigerer Art seitdem nicht bloß unsere Stadt, sondern ganz Sachsen bewegen und in fieberhafte Aufregung gestürzt haben.

Die Reformbankettfrage in Paris machte hier von Anfang an viel von sich sprechen und zog die auf Italien und namentlich das im Aufstand begriffene Sicilien gerichteten Blicke mehr und mehr ab, keiner aber glaubte, daß ein völliger Umsturz des seit siebzehn Jahren Bestehenden so nahe sey, daß die Monarchie in Frankreich ihre lezten schweren Athemzüge thun sollte. Die erste am 28. Februar hier ankommende Botschaft von der Abdankung Ludwig Philipps überraschte, ohne zu erschüttern; als aber wenige Stunden später die Kunde vom Sturz der Dynastie, von der Erstürmung der Tuilerien, von der Proklamation der Republik sich bei uns verbreitete, stieg die Aufregung der Gemüther binnen wenigen Stunden in einer Weise, wie ich sie noch niemals erlebt habe. Ueberall bildeten sich Gruppen auf den Straßen, die von dem ungeheuern Ereignisse sprachen; die Bureaux der Zeitungen, welche schon seit einigen Tagen Extrabeilagen ausgaben, wurden von ungeduldig harrenden Massen umlagert. Man riß sich um die neuen Nachrichten, las sie auf offener Straße in Wind und Wetter beim Scheine der Gaslaternen. Das hiesige Museum, der Sammelplatz der literarischen Welt und aller derer, die sich für Politik vorzugsweise interessiren, konnte die Zahl der Wißbegierigen in seinen geräumigen Zimmern nicht mehr fassen. Hier wurden die neuen Nachrichten abwechselnd vor immer neu andringenden Schaaren laut vorgelesen, eine Einrichtung, die seitdem Brauch geworden ist und wahrscheinlich noch geraume Zeit fortbestehen wird. Die Bestürzung über diese ganz unvermuthete Wendung der Dinge in Paris war allgemein, selbst die Radikalen waren überrascht, obwohl sie ihre Freude über den Sieg des Republikanismus nicht verbergen konnten. Anfangs zweifelte man, daß die Republik auch nur auf kürzeste Zeit sich würde halten können; die Gerüchte von einer Contrerevolution schienen Vielen glaubwürdig, weil man Abschaffung des Königthums noch für eine Unmöglichkeit hielt. Jezt ist man ruhiger geworden, man glaubt bereits an die neue Republik, ja man knüpft wohl sogar Hoffnungen mannigfacher Art daran, ohne sich der Sorgen zu entschlagen, die ihre so plötzliche Entstehung nothwendig hervorrufen muß.

Daß ein solcher politischer Umschwung ganz Europa, vor Allem aber Deutschland im tiefsten Innern erschüttern müsse, fühlte Jeder; zugleich ward auch der Wunsch laut, den glücklichen Moment zu benutzen, um endlich zu erringen, was die fortschreitende Bildung aller deutschen Stämme seit 33 Jahren vergebens von ihren Regierungen erbettelt. Sachsen hat seit mehreren Jahren nicht mehr Ursache, stolz auf seine politische Entwicklung zu seyn. Die Vorgänge der lezten vier Jahre, das unverhohlene Bestreben des gegenwärtigen Ministeriums, die Zügel der Regierung immer straffer anzuziehen und dem Fortschritt möglichst viele Hindernisse in den Weg zu legen, haben unser Vaterland weit zurückgebracht. Unsere Presse gehörte seit Jahren zu den gefesseltsten und ward troz aller Anstrengungen der Fortschrittsmänner, troz unablässiger Petitionen noch täglich in immer drückendere Fesseln geschlagen. Wurden doch unmittelbar nach erfolgter Kunde von der Revolution in Paris den hiesigen Censoren neue Instruktionen ertheilt, die darauf abzielten, die Erzählung des an der Seine Geschehenen dem Publikum möglichst überzuckert vorzulegen. Den ersten Schritt, einen bessern Zustand herbeizuführen, thaten unsere Stadtverordneten, indem sie eine von Professor Biedermann entworfene Adresse an den König, die in sehr gemäßigten, vielleicht zu milden Worten Preßfreiheit und Vertretung des Volks beim Bundestage forderte, einstimmig annahmen, den sofortigen Beitritt auch des Stadtraths erhielten, und dieselbe mittelst Deputation an den König abschickten. Dieß geschah am 1. März. Briefliche Nachrichten aus Dresden sprachen von zuvorkommender Aufnahme der Deputation und verhießen deren Rückkunft auf den dritten Abends.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage. Literaturblatt Nr. 22.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 76. Mittwoch den 29. März 1848.

He hath been us'd
Ever to conquer, and to have his worth
Of contradiction. Being once chaf'd, he cannot
Be rein'd again to temperance.

Shakespeare.

Willi, der Schütz.

(Fortsetzung.)

„Werden sich Alle wundern," rief er lachend, „und am meisten wird der Ulrich in Zorn kommen. Er hätte gar zu gern seinen Neffen in die Kirche geführt. Sagte es mir oft so deutlich, daß ich kaum ausweichen konnte, aber ich war fest entschlossen, es nicht zu verstehen, wollte seinen Anhang nicht vergrößern helfen." — „Zu meinem Glück mußte es so geschehen," sagte Derni, indem er Reginens Hand drückte. — „Ei, hast freilich von Glück zu sagen," fuhr Hilberg fort, „denn Mancher hätte sich wohl bedacht, mit den Dernis sich einzulassen." — „Ich glaube nicht, daß an ihnen irgend ein Makel oder ein Schimpf klebt," versezte Rudolf. — „Wirst's nicht übel deuten," sprach der Alt-Landamman ruhig, „aber die Derni sind keine Familie, die neben den Hilberg, den Ulrich, den Siler und andern mit Recht stehen kann. Sind wackere Leute sonst, habe nichts dagegen, aber es muß doch einen absonderlichen Haken haben, wenn ich mein einzig Kind dir gebe und ruhig abwarte, wie die alten Geschlechter, mit denen wir seit vielen hundert Jahren in Blutsfreundschaft stehen, die Hände darüber vor Schaam zusammenschlagen."

Dernis Gesicht röthete sich in stolzem Verdruß. „Ich kann mir keinen andern Haken denken," sagte er, „als daß du über den lächerlichen Hochmuth dieser Leute hinaus bist, die bei uns die Junker vom reinsten Blut spielen wollen." — „Ich urtheile anders wie du," versezte Hilberg. „Geschlechter, die von alten Zeiten her dem Lande seine Räthe und Vorstände geben, haben ein Recht darüber zu wachen, daß die Macht bei ihnen bleibe, und kann nur in besondern Fällen eine Ausnahme gestattet werden." — „Dann bin ich also eine solche Ausnahme?" rief Derni, halb lachend, halb gereizt. — „Das bist du. Habe mich umgesehen unter allen jungen Männern in den alten Familien, ob Einer da sey, der mein Schwiegersohn werden könnte, habe aber keinen gefunden, der mir erwünscht wäre. Blieb also nur der Philipp Siler übrig, und den mochte ich am wenigsten." — „So bin ich wirklich dem Zufall großen Dank schuldig," fiel Derni mit unmuthigem Tone ein. — „Bist Niemanden Dank schuldig als deinen eigenen Verdiensten, und hast keinen Grund dich zu ereifern," sagte Hilberg gelassen. „Du bist jung und hast mancherlei gelernt, gehörst zu einer guten Familie, wenn auch nicht zu den alten Geschlechtern, bist wohlhabend im Land und hast Lieb' und Achtung beim Volk, das meint, ein Mann wie du müßt' ihm und dem Vaterland wohl gute Dienste leisten können." — „So viel ich irgend vermag, soll redlich geschehen." — „Ich weiß es," fuhr der Alt-Landamman fort, „weiß, daß ein tüchtiges Streben in dir ist; eben darum habe ich mein Auge auf dich gerichtet. Der Ulrich und seine Sippschaft thun jezt Alles, was gethan wird; es muß Jeder nach ihrer Pfeife tanzen. Wer dazu nicht Lust hat, kann nicht aufkommen. Solch Druck muß aufhören im Rath, sonst wird's ein Joch, das zu Boden zieht; darum müssen wir bei Zeiten daran denken, es abzuschütteln."

Er sezte nun dem jungen Manne auseinander, wie er hoffe mit Derni und den liberalen Männern, unter Beihülfe seiner Freunde und der Volksmeinung

den übermächtigen Einfluß der Partei seiner Gegner zu brechen, und wie er ganz besonders dabei auf seines Schwiegersohnes Gewandtheit, Beredtsamkeit und willige Mitwirkung rechne. — Derni hörte mit Freude Hilbergs Absichten. Sein Ehrgeiz regte sich, seine geheimen Gedanken entzündeten sich an Hoffnungen, die plötzlich ihm als erfüllbare Gewißheiten erschienen, und mit Begeisterung ergriff er die Hand des alten Herrn und schwur ihm mit treuer Anhänglichkeit beizustehen. — „Es ist keine große Sache," rief er übermüthig, „die Tyrannei der Sippschaft, die unsere Regenten liefert, über den Haufen zu werfen, wenn wir einig handeln und entschlossen sind, die Art an die Wurzel alter Uebel zu legen. Noch gibt es viele wackere Männer im Lande, die es längst wünschen und hoffen, und sich nur fürchten hervorzutreten, weil sie um Leib und Gut besorgt sind. — Es ist eine Schmach," fuhr er eifriger fort, „wie es um uns steht. Keine Schulen, das Volk in Dummheit und Aberglauben, ohne Gesetzbuch, denn noch gelten Kaiser Karl des Vierten Strafgesetze und der verwirrte Haufen alter Gewohnheitsrechte; keine Verfassung, als das alte Landbuch; keine Presse, denn was darf hier gedruckt werden? keine Heranbildung des Volks zu den Sitten und Rechten unserer Zeit; kein Fortschritt in Kultur, keine Ordnung im Haushalt des kleinen Staates, keine Einrichtungen, wie sie zur Besserung des gemeinen Wesens nöthig sind; keine Armenversorgung, keine Fürsorge für das Wohl der Bürger; überall das abgestorbene barbarische Mittelalter und aller Freiheit und Aufklärung der Weg versperrt, als lägen die Eiswälle des Titli rings umher und schnitten uns von jeder Civilisation ab."

Hilberg schenkte dieser lebhaften Antwort sichtlich keinen Beifall, doch unterdrückte er sein Mißbehagen. — „Das ist es nicht," erwiderte er, „was uns noth thut. Ich sehe wohl, daß die Recht haben, welche deine radikalen Grundsätze verdammen, aber es wird sich geben, wenn du erst besser einsiehst, was ich will und von dir erwarte. Umstürzen, was unsere Väter erbauten, ist nicht meine Sache; ich hasse die Unruhestifter und verachte die radikale Rotte, welche die Schweiz jezt umkehrt, vielleicht noch mehr wie Ulrich. Ja könnte ich um den Preis einer einzigen That, die unser Recht entwürdigte, ganz Unterwalden in meiner Hand halten, ich würde sie eher abhauen. — Deine Anklagen sind falsch, denn was du forderst, brauchen wir nicht. Hier gibt es keine Städte, keine vielseitige Geschäftigkeit. Die meisten Leute im Land sind Hirten und Ackerbauer. Jahr aus Jahr ein leben sie auf den Alpenmatten oder in stillen Thälern, versteckt vor aller Welt. Was brauchen sie Aufklärung, Schulen, Presse und allerlei neumodische Einrichtungen, die ein anderes Leben vielleicht nöthig hat? Sie kennen nichts davon, sehnen sich nicht danach, sind zufrieden mit dem uralten Recht und den Gewohnheiten, die vom Urvater auf den Enkel sich vererbten; was willst du also mit deiner Kultur und deinen Fortschritten? — Wirfst uns Dummheit und Aberglauben vor, als wärst du ein wilder Umstürzer aus Bern oder Waadt, und siehst nicht, daß es mehr noch wie Dummheit wäre, wenn du dem Volk hier Rechte und Sitten bringen wolltest, von denen es nichts versteht."

„So scheint es," rief Derni, „aber doch ist es anders. So weit verdumpft ist das Volk nicht, um nicht zu wissen, daß es ihm schlecht geht und daß sein Menschen- und Bürgerrecht ganz verschieden von dem lautet, was im Landbuch geschrieben steht." — Hilberg drückte seine schwere Hand geballt auf den Tisch und sagte in strengem Ton: „Wenn Uebelthäter das Landbuch angreifen wollen, so haben wir Mittel, ihnen die Gelüste zu vertreiben. Niemals aber wird mein Schwiegersohn zu denen gehören, die ein solches Verbrechen begehen können."

Beide Männer blickten sich an. Es waren feindlich messende Blicke, die Unheil verkündigten. — „Dein Schwiegersohn," erwiderte Derni dann, „wird sich stets auf dem Wege des Rechts und der Ehre befinden." — „Auf dem Wege, den ich gehe, ich gut heiße," rief der Vater ihm zu. „Meine Ehre ist deine Ehre, was ich für Recht erkenne, muß auch dein Recht seyn." — „Wohl, so weit mein Gewissen dazu stimmt und meine Grundsätze." — „Du bist zu jung dazu, um richtige Einsicht zu haben. Gewissen und Grundsätze hat Jeder jezt im Munde; das sind Worte ohne Sinn bei denen, die damit ihre bösen Meinungen bemänteln." — „Ich hoffe es zu beweisen, daß ich ein Mann bin, und kein falscher, wankelmüthiger, der heut so, morgen so denkt," versezte Derni lebhaft; „allein warum wollen wir an dem schönen Tage hadern? Wir werden uns kennen und verstehen lernen, ohne Groll seyn, auch wenn unsere Meinungen nicht übereinstimmen. Regli wird das Band bilden, das uns verknüpft, und nie werde ich vergessen, was ich meinem Vater zu danken habe."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Kaiserstaat.

(Fortsetzung.)

Die Dampfschiffe zwischen Preßburg und Pesth werden nur zu oft von Spielern und Gaunern heimgesucht. Diesen gewährt die Donauschifffahrt von Pesth in der Richtung nach der Türkei zu einen schrankenlosen Spielraum, Donau aufwärts jedoch wagen sie sich aus Furcht vor der Wiener Polizei

nur bis Komorn. Ein paar Juden steigen auf einer Zwischenstation unbemerkt ein, setzen sich an einen Tisch, spielen mit einander Karten und werden wenig beachtet. Ist das Dampfschiff bereits in der Nähe des nun folgenden Anhaltspunktes, so verwandelt sich ihr Spiel ohne alles Geräusch in ein Hazardspiel. Einer oder der andere von den Leuten geringern Standes bemerkt es, tritt neugierig heran und sezt ebenfalls; haben die Gauner einige Zwanziger gewonnen, so hält das Dampfschiff, sie schleichen sich kurz nach einander weg und steigen aus. So fahren diese Spieler zweiten Ranges immer nur von einer Zwischenstation zur andern und entgehen dem Zorne des gemeinen Mannes, der hinter ihnen her die Fäuste ballt, so bald sie ausgestiegen sind. Anders diejenigen, welche auf die Börsen der Vornehmen spekuliren und in der Regel wohl nicht falsch spielen. Ein feingekleideter junger Mann mit einem schönen, aber ausdruckslosen Gesichte gerirte sich unverhohlen als Spieler vom Handwerk, indem er mit großem Geschrei die Anwesenden aufforderte zu setzen. Es wollte sich Niemand finden. Zwischen ihm und mir saß ein ältlicher Mann, vermuthlich ein Schriftsteller oder Schauspieler, der in einem magyarischen Drama las, wobei er mit der Bleifeder Verschiedenes durchstrich und corrigirte. Dieser legte endlich stillschweigend das Buch aus der Hand und verspielte nachgerade zehn Gulden. Da dieß seine ganze Baarschaft zu seyn schien, so stieß er einen ungarischen Fluch aus, nahm das Drama wieder zur Hand, das noch aufgeschlagen vor ihm auf dem Tisch lag, und sezte seine Arbeit fort. Nach ihm fand sich nun Niemand mehr, der Lust gehabt hätte zum spielen. Der Bankhalter fuhr indessen noch über eine volle Station bis Pesth mit, wo ich ihn am andern Tage an allen öffentlichen Orten glänzen sah. — Während dieser unheimlichen Scene auf dem Dampfschiffe hatte ich an der Sprache einen Handwerksburschen als Landsmann erkannt; er war aus Magdeburg und fand es „markwürdig," mitten auf der Donau einen Landsmann zu treffen.

Der Aufseher des ungarischen Nationalmuseums, welches ich am folgenden Tage besuchte, verstand sich zwar dazu, die aufbewahrten Gegenstände deutsch aufzuführen; als indessen ein Italiener ihn aufforderte, lateinisch zu reden, gab er die für einen Magyaren und zumal für den Vorsteher des ungarischen Nationalmuseums in jetziger Zeit gewiß sehr charakteristische Antwort: »Latine quidem scio, sed oblitus sum.« Den meisten Werth haben in dem Museum ohne Zweifel die Mineralien. Beim Ein- und Ausgange machte mir die Wache, welche in der berühmten ungarischen Husarenuniform auf dem Hofe umherspazirte, jedesmal eine tiefe Verbeugung, was mir, der ich das Militär selbst vor Fürsten nie anders als durch steife Haltung hatte grüßen sehen, ziemlich auffallend seyn mußte.

Gern hätte ich den genialen ungarischen Dichter Petöfi kennen gelernt; allein er war gerade auf das Land gereist, um sich mit der Tochter eines Edelmanns zu verheirathen. Erst in einigen Tagen, so vermuthete man, wo die Edelleute schaarenweise mit ihren Fahnen von den Dörfern kämen, um für den Landtag zu wählen, werde auch er, gleich den meisten ungarischen Dichtern ein eifriger Politiker, mit zurückkommen.

Ein Slave, dem ich von Stur empfohlen war, führte mich zu Kollar. Bekanntlich hat er in einer größeren Dichtung, in der er selbst die Russen aufrief, sich unter das Banner der slavischen Nationalität zu schaaren, zuerst die Idee des Panslavismus ausgesprochen, und auch der Name desselben ist von ihm gebildet. Ich fand ihn unter deutschen Büchern, und wie alle gebildeten Slaven in Ungarn, sprach auch er mit Begeisterung von Deutschland, rühmte den Einfluß, den deutsche Kunst und Wissenschaft in seinem Vaterlande unter Völkern, die in einem höheren Sinne keine Literatur haben, auf sein einsames Leben gehabt, und stellte mich seiner Frau, einer deutschen Landsmännin aus dem Großherzogthum Weimar, vor. Mir erschien der berüchtigte Panslavismus nur wie eine poetische Idee, welche mit der Wirklichkeit nichts zu thun hat, als ich diesen Slaven mit schneeweißen Haaren, mit der hohen dichterischen Stirne und edlen, tiefgefurchten Gesichtszügen, in denen eine seltene Ruhe und Milde thront, reden hörte.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Die Revolution.

Eines der vielen Spottbilder, welche jezt zu Tag kommen, stellt einen Pariser vor, der im Februar aus einem dreitägigen Schlaf erwacht, die gedruckten Anschlagzettel an den Mauern liest, sich die Augen reibt, weil er zweifelt, ob er auch recht sehe und nicht träume, bis er endlich voll Entsetzen ausruft: „Aber, guter Gott! wie wagt man es, solche Sachen anzuschlagen? Die Verfasser werden sich vor der Polizei in Acht nehmen müssen!" Freilich hätte man noch am 23. Februar nicht geahndet, daß im März von der Regierung in allen Gassen ein Bulletin de la République angeheftet werden würde, worin es heißt: „Der schnelle Sturz des Ex-Königs Ludwig Philipp, der durch seine Schuld vom Throne gefallen und durch die allgemeine Verachtung aus Frankreich verjagt worden, ist eine große Lehre.

Vor Kurzem war er noch einer der mächtigsten Fürsten Europa's, und der reichste von Allen. Mit einer Hand stüzte er sich auf ein furchtbares Kriegsheer, mit der andern auf eine ihm ergebene Majorität. Und was ist dennoch aus ihm geworden? Das Volk, das er einmal hintergangen, wollte dießmal sein Recht behaupten, und die Soldaten, welche auch aus dem Volke sind, wollten lieber ihre Waffen niederlegen, als ihre Mitbürger morden. Von den Ministern, welche sich so ergeben gezeigt, hat sich keiner bemüht, seinen Herrn zu halten oder zu schützen u. s. w." Spottbilder und Schmähschriften gegen den vertriebenen König und seine Minister werden feil geboten. In einer der leztern wird Ludwig Philipp beschuldigt, den Mord des Herzogs v. Berry und den des Herzogs v. Bourbon veranlaßt zu haben; man muthmaßt, daß irgend ein Legitimist dieses Libell verfaßt habe, in der Hoffnung, seinem Herzog von Bordeaux eines der Hindernisse wegzuschaffen, die ihn vom Throne Frankreichs trennen. Dieß ist aber ganz vergebliche Mühe; zur Wiederherstellung des Throns ist gegenwärtig nicht die geringste Aussicht vorhanden. Zu bemerken ist übrigens, daß sich die Legitimisten grossentheils in die Nationalgarde aufnehmen lassen und so emsig ihren Wachdienst versehen wie andere Bürger. Zum Theil bewegt sie dazu die Ueberzeugung, daß sie, wenn sie in ihrem Eigenthum unangetastet bleiben wollen, ihren bewaffneten Mitbürgern helfen müssen die öffentliche Ruhe und Ordnung aufrechtzuhalten. Dieß ist auch um so nöthiger, da die alte Polizei ganz verschwunden ist und man nirgends mehr einen Munizipalgardisten oder Stadtsergeanten erblickt. Die Munizipalgarde ist der einzige Truppentheil, der in den Februartagen auf das Volk geschossen hat, um den Angriff desselben abzuwehren, da sie keine Gnade hoffen konnte. In den Februartagen hatte der Polizeipräfekt sämmtliche Munizipalgarde und Stadtsergeanten auf den Hauptplätzen, in mehrere Wachthäuser und in den Hof seines Hotels vertheilt. Die Stadtsergeanten, welche keine andere Waffe als einen Degen führen, dessen sie sich aber niemals bedienen, mußten bald vor dem Volke weichen. Die Munizipalgarde vertheidigte sich zwar in den Wachthäusern; allein diese wurden mit Sturm genommen, und die Soldaten, welche sich nicht durch die Flucht retten konnten, niedergemacht. Die Zahl derselben ist indessen lange nicht so beträchtlich als man behauptet hat; die meisten wurden von den andern Truppen, zum Theil auch von der Bürgergarde geschüzt. Am furchtbarsten war der Angriff auf das Wachthaus vor dem Palais-royal. Da hier die Munizipalgarde gut mit Munition versehen war, so schoß sie tüchtig auf das Volk, lödtete mehrere und verlezte viele. Dieß brachte das Volk in Wuth; es stürmte das Wachthaus und steckte es in Brand; mehrere Soldaten sollen hier im Feuer umgekommen seyn. Nun richtete sich der Zorn des siegenden Volks gegen das Palais-royal, dessen Vordertheil der Orleansschen Familie zur Wohnung diente, ehe sie zum Throne berufen wurde, und das im ersten Sockwerk sehr kostbar möblirt war und eine Gemäldegalerie und Bibliothek enthielt. Alle Möbeln wurden durch die Fenstee in den Hof vor dem Palais geworfen und in Brand gesteckt. Leider hatten Gemälde und Bücher daßelbe Schicksal; Bücher- und Kunstliebhaber wollten Einiges retten oder für sich behalten; allein das Volk zwang sie, es zu den übrigen Kostbarkeiten in's Feuer zu werfen. Nun erscholl der Ruf: Nach den Tuilerien! und in Zeit von einer Viertelstunde häufte sich die nun großentheils bewaffnete Volksmenge so stark an, daß der Palast von drei Seiten umringt ward und nur durch den dahinter liegenden öffentlichen Lustgarten, der aber geschlossen war, der königlichen Familie die Flucht möglich wurde. Die den König umgebenden Hofbeamten drangen in ihn, sich eilig mit der Königin durch den Garten wegzubegeben, da das Volk in einigen Minuten in den Palast einbrechen werde. Dieß begriff der bis dahin zum Erstaunen verblendete König besser als er die Nothwendigkeit begriffen hatte, bei Zeiten nachzugeben und zu bewilligen, was die Opposition verlangte, damit nicht weit mehr genommen werde, als man damals verlangte.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, März.

(Fortsetzung.)

Die Reformbewegung.

Troz des schlechten Wetters versammelten sich um die gewöhnliche Stunde der Ankunft des Zugs theils am Bahnhofe, theils auf dem Markt Tausende von Menschen, die, als endlich gegen neun Uhr die Deputation das Rathhaus betrat, ungeduldig die Antwort des Königs begehrten. Nach einigem Zögern erschienen die Abgeordneten auf dem trübselig erleuchteten Balkon, und Stadtrath Dr. Seeburg verkündigte dem Volk, daß Se. Majestät bei Ueberreichung der Adresse bis zu Thränen gerührt gewesen sey. Beiläufig muß ich hier bemerken, daß der sächsische Königsstamm leicht Thränen zu vergießen pflegt, denn ich erinnere mich, bei jeder Gelegenheit, wo das Volk seine Wünsche und Bitten unmittelbar an die Person des Monarchen brachte, ähnliche Worte vernommen zu haben. Das Publikum war nun an gedachtem Abend durchaus nicht sentimental gestimmt, weßhalb das gezogene Thränenregister nicht den geringsten Anklang fand. Es erhoben sich Stimmen aus der Menge: „Die Antwort! die Antwort!" worauf Professor Biedermann, einer der Abgeordneten, an die Brüstung trat und bei düsterer Fackelbeleuchtung die wörtliche Antwort des Königs vorzulesen versuchte. Die Stimme des Lesenden verhallte fast ungehört in der windigen Schneenacht; nur so viel konnte man aus einzelnen Worten errathen, daß Se. Majestät die Wünsche der Deputation zu erfullen nicht gewillt sey. Die harrende Volksmenge ward unruhig, es entstand Getümmel, Geschrei, und der tausendstimmige Ruf: „Blum heraus! Blum soll lesen!" machte jeden ferneren Versuch, das Aktenstück zu Ende zu lesen, unmöglich. Erst nach geraumer Zeit trat der beliebte Volksmann auf den Balkon, mit Klatschen und Vivatrufen bewillkommt. Er ermahnte die Menge zur Ruhe und Ordnung und erklärte, als abermals die Antwort des Königs begehrt ward, daß Se. Majestät die Forderungen vorerst nicht erfüllt habe, sezte jedoch hinzu, man dürfe dieß nicht dem König Schuld geben, da in constitutionellen Staaten die Minister zwischen Volk und König als vermittelnde Bindeglieder stünden. Nun machte sich der Ingrimm, die Wuth, die getäuschte Erwartung der Massen in einem wilden Geschrei Luft, das den verhaßten Ministern übel in den Ohren gegellt haben würde, hätten sie es vernommen. Man forderte ungestüm sofortiges Zusammentreten der Stadtverordneten, verlangte Entfernung der Minister. Erst nachdem Blum die bestimmte Erklärung abgegeben hatte, daß am nächsten Tag Rath und Stadtverordnete sofortige Entlassung der Minister beantragen und dem König vorstellen würden, daß dieß das einzige Mittel sey, das Volk zu beruhigen, zerstreute sich die Menge unter patriotischen Gesängen. Eine Abtheilung derselben zog vor die Wohnung des Abgeordneten Brockhaus, der bei Berathung der Adresse sich aus der Sitzung entfernt hatte, und nöthigte denselben zu einer Erklärung, worauf sie, ohne fernere Excesse zu begehen, die allerdings die Stimmung Vieler vermuthen ließ, auseinander ging.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 77. Donnerstag den 30. März 1848.

— Prophetengesicht und der Ahnung
Vorsingende Zauberstimme.

Herder.

Ein politisches Gesicht im Jahr 1780.

In der Aufregung der letzten Februar- und Märztage gab es für stilles, ruhiges Arbeiten selten eine gute Stunde. Zeitungen, Briefe, Gerüchte füllten die meiste Zeit aus und unsere fleißigsten Schriftsteller haben wohl noch niemals so wenig geschrieben als in den Tagen, welche das Schicksal von Europa in einer so überraschenden Weise bestimmt haben. Müde von der Aufregung des Tages, war ich ganz zufällig an eine Reihe lange nicht gebrauchter Bücher getreten und hatte eines und das andere zur Hand genommen, mehr blätternd als lesend. So gerieth ich auch an ein fast verschollenes Buch, an Salzmanns einst so vielgelesenen Roman: „Karl von Karlsberg oder über das menschliche Elend," von dem es in der Schiller'schen Xenie (Nr. 148) heißt:

Was der berühmte Verfasser des menschlichen Elends verdiene?
Sich in der Charité gratis verköstigt zu sehn.

Trotz dieses scharfen Urtheils fesselte mich das Buch, sey es nun um der alten Erinnerungen willen oder weil auch großes, mannigfaches Elend in der nächsten Zukunft leicht unser Vaterland bedrohen könnte, bis ich an eine Stelle kam, die eine zu große Aehnlichkeit mit den jüngsten Ereignissen, Wünschen und Forderungen darbot, als daß sie mich nicht hätte in hohem Grade anziehen sollen. Ich glaube kaum, daß man bis vor wenigen Wochen in den meisten deutschen Ländern das hätte sagen dürfen, was der alte Salzmann ganz unbefangen vor einigen sechzig Jahren ausgesprochen hat, ohne bei den Regierungen irgendwie Anstoß zu befürchten. Als sein Roman zuerst im Jahre 1780 erschien, hatte die Gleichgültigkeit Friedrichs II. gegen die Presse sich über das ganze nördliche Deutschland verbreitet. Das Lesen war zum Lebensbedürfniß geworden, die Schreibenden und die Lesenden aber waren ordentliche, an ruhigen Gehorsam gewöhnte Leute, und es fiel Niemanden ein, von einer so harmlosen Sache, wie Bücher zum Lesen, Gefahren für Könige und Fürsten zu fürchten. Dazu kam, daß ein Kaiser wie Joseph II. in seinen Anfängen das deutsche Volk zu den schönsten Hoffnungen erhoben hatte und daß die Sehnsucht nach Aenderung oder Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse mit der Sinnesart einzelner Mächtigen in Uebereinstimmung stand, daß durch Schillers Don Carlos und Goethe's Egmont noch vor dem Ausbruch der französischen Revolution das höhere Gefühl der deutschen Jugend auf das Lebhafteste erregt worden war und man eine besondere Befriedigung in den Spöttereien fand, welche Iffland und Kotzebue in ihren Dramen über Adel und Beamtenstand auszuschütten pflegten.

In einer solchen Zeit konnte Salzmann mit seinem Karl von Karlsberg große Theilnahme erwecken und sich überall Beifall erwerben, indem er eine Masse kläglicher Staats- und Lebenszustände aus den Ländern weltlicher und geistlicher Fürsten, zum Theil der Phantasie, zum Theil einzelnen Erfahrungen entnommen, in einem Gemälde vereinigte und dem deutschen Volke als sein Gesammtelend vor Augen stellte. Wir können den Roman jetzt nicht anders als unendlich breit finden, dabei oft trivial und declamirend, aber im Anfange der achtziger Jahre erwarb sich das Buch durch seinen populären Styl ein ungeheures Publikum, der Verfasser ward flehentlich um die Fortsetzung gebeten und mit sehr bedeutendem Honorar dazu

ermuthigt. Wir finden übrigens den reinen Sinn, die herzliche Menschenliebe und das gemeinnützige Wirken Salzmanns, welches die Tendenz seiner zahlreichen Jugend- und Volksschriften ist, auch in Karl von Karlsberg wieder. Der warme Eifer, welcher den wackern Mann bis zu seinem Tode (1811) stets in Gefahr gebracht hatte, manche Verhältnisse der wirklichen Welt zu übersehen, hat ihn auch in diesem Buch bald zu viel fürchten lassen, bald ihn vermocht, sich zu sanguinischen Hoffnungen hinzugeben. Mehr eigene humanistische Bildung hätte manchen Mißgriff in den pädagogischen und literarischen Leistungen Salzmanns verhütet. Er würde dann namentlich die Einbildungskraft der Jugend besser zu beleben und die Selbstthätigkeit mehr zu stärken verstanden haben, anstatt die jugendlichen Gemüther mit Moral und Tugendhaftigkeit zu überfüllen, und da oft langweilig und saftlos zu erscheinen, wo die besten Absichten den Verfasser geleitet hatten.

Die von uns ihrer Aehnlichkeit mit den jetzigen Zuständen wegen herausgehobene Stelle * enthält ein revolutionäres Traumbild. Ein Gesicht erleuchtet die trübselige Pilgerschaft des deutschen Volkes, und ein himmlischer Jüngling spricht zu dem Wanderer durch das irdische Jammerthal in folgenden Worten:

„Sey getrost und zage nicht! das allgemeine Elend ist seinem Ende nahe und der Tag der Erlösung rückt heran. Siehst du die Schaaren von Mönchen und Nonnen, die jezt frei sind? Hörst du das Frohlocken des freien Amerikas? Siehst du das Bestreben der spanischen Kolonien, das eiserne Joch zu zerbrechen, das die Tyrannei auf ihren Nacken gelegt hatte? Hebe deine Augen auf und siehe wie des Papstes dreifache Krone wankt, wie sein rechter Arm durch Aufhebung der Jesuiten zermalmt ist, die Sehnen seines linken durch Aufhebung der Klöster zerschnitten sind! Schau wie des Großsultans Thron zittert, Konstantinopel und Algier, Tunis und Tripolis, das Vaterland der Pest und des Despotismus erbeben! Siehe die Nachkommen Abrahams, wie brüderlich sie sich zu den Verehrern Jesu thun! Siehst du nicht das allgemeine Bestreben der Kinder Europas, in die Geheimnisse der Natur einzudringen? Bald ist kein Gift, kein Ungeziefer, kein tödtender Wetterstrahl mehr da. Hörst du wie aus allen Orten der Ruf von Erfindung neuer Maschinen erschallt? Der Arm eines Knaben bekommt die Kraft eines Starken, die weiche Hand der Jungfrau die Stärke eines Engels Gottes. Bald wird der Mensch aufhören, Maschine zu seyn, bald wird die drückende Last der Arbeit, unter welcher alle Söhne Adams ächzten wie eine Gebärerin, wenn ihre Stunde gekommen ist, von ihnen genommen werden, und sie werden Zeit und Raum haben, sich alles dessen zu freuen, was der Herr gemacht hat, und es zu genießen."

(Schluß folgt.)

* Im Karl von Karlsberg Th. II. S. 188—207 nach der zweiten Ausgabe vom Jahre 1784.

Willi, der Schütz.

(Fortsetzung.)

Derni reichte ihm die Hand und Hilberg nahm sie, aber es war doch ein Groll in ihm, den er nicht aus den Augen und von der Stirn bringen konnte. Derni wandte sich zu Regli, die mit stillem Ernst den Streit angehört hatte, ohne eine Miene zu ändern; jezt aber zupfte sie ihren Bräutigam heimlich und ging dann hinaus, bis er nach einem Weilchen ihr nachfolgte. Als sie Beide im Garten hinter den Hecken waren, stand sie still, und nun erst sah Derni, daß ihre Augen voll Thränen hingen. — „Warum weinst du denn, liebstes Regli?" rief er mitleidig und erschrocken. „Habe ich dich betrübt?" — „Ja," sagte sie leise, „hast in mein armes Herz einen tiefen Stich gethan, daß es lange schmerzen wird." — „Ich? in dein Herz? Ach, Regli, du zürnst mir, weil ich mit deinem Vater stritt." — „Du hättest wohl streiten können," fuhr sie fort, „doch nicht so, wie du es thatest, nur nicht jezt, nicht heut. — Du hast den Blick nicht gesehen, mit dem er dich und mich betrachtete, als wollt' er sagen —" Sie schwieg und deckte beide Hände über ihre Augen. — „Was wollte er sagen?" fragte Derni bewegt. — „Ihr paßt nicht zusammen und der Bub' nicht zu mir," flüsterte sie.

„Regli," rief der Bräutigam, entzückt von ihrer Sorge und doch lächelnd darüber, „was schaffst du dir für Noth! Dein Vater ist wohl ein heftiger, zorniger Mann, aber sein Wort hält er in Ehren, und wo wäre eine Ursach', es zu brechen?" — „Merkst du denn nicht," sagte sie ängstlich, „daß er für mich dich will, daß du thun sollst, was er im Sinn hat, du ihm dienen sollst bei Landrath und Volk, und nun inne wird, du läßst dich nicht biegen?" — „Ich merk' es wohl, Regli, und wenn er nur seinen Einfluß und sich an die Stelle des Ulrich bringen will, hat er Recht, ich werde ihm nicht dienen. Aber dein Vater will ein sanftes Regiment, will vom Volk Gunst gewinnen, will den Beistand derer, die bis jezt nicht gehört wurden; da muß er nachgeben, muß ein paar Schritte thun, und sind die ersten gethan, kommen die andern nach. Er wird nicht anders können,

und wenn er nicht will, wird er müssen. Dazu will ich ihm helfen mit Leib und Seele, will ihm dienen, wie ich kann, und sein treuester Freund seyn."

Sie waren an der Heckenwand hingegangen, die bis zum Hause hinauf ging, und glaubten sich unbelauscht, aber an der andern Seite stand der Landamman und hörte jedes Wort. — „Ich glaub' es gern," flüsterte Regli, „aber hüte dich, Rudolf, ihn aufzubringen. Er ist ein gar zorniger Mann, und er hat dir ja selbst gesagt: nie hätte er meine Hand in deine gelegt, wenn er nicht besondere Absichten mit dir hätte. — Stör' ihn nicht in seinem Denken, ich bitte dich, sey mild und nachgiebig." — „Gut, Regli," erwiderte ihr Geliebter, „was du räthst, ist klug. Ich will jeden Streit vermeiden, will schweigen und hoffen und auf die Zeit warten, wo es Zeit ist zu reden."

Sie gingen zurück und Hilberg stand voll Grimm über das, was er vernommen, hinter dem Gehege. „Für die Dirne paßt der falsche Bub'," murmelte er, „aber für mich nicht, darin hat sie Recht. Habe ein Kukuksei in mein Nest gelegt und weiß nun nicht, was ich thun soll. Soll ich es zertreten oder den Vogel auskriechen lassen, daß er größer und stärker wird wie ich?" Mißmuthig ging er den Weg an der Berglehne hinauf, wo der Wald begann, als wollte er unter den hohen stillen Bäumen seinen Aerger vergessen und seine Entschlüsse stärken, und während er überlegte, wie er handeln müsse, saß Regli bei Derni und verlor unter seinen Liebesworten und Küssen die Sorge um den Geliebten, der so muthig und beruhigend zu reden wußte.

Plötzlich stieg ein Mann die Steinstufen an der Terrasse hinauf und Beide horchten auf seinen festen und leichten Schritt. — „Wer kann es seyn?" fragte Regli. Derni bog sich über den Fels hin und erblickte seinen Freund Willi Grießler. — „Es ist Willi," sagte er. „Ich habe es ganz vergessen, daß er kommen sollte, deinen Vater um Milde zu bitten. — Komm in den Garten, Willi," rief er ihm zu, „du sollst gute Nachricht hören."

Der Bauer schritt durch den Gang und zog mit verlegener Miene den Hut ab. Er war in seine beste Jacke gekleidet; der weiße Kragen seines Hemds fiel breit über das rothbunte Halstuch, sein dichtes Haar lag glatt gekämmt auf Stirn und Nacken, über der Schulter aber trug er eine Jagdtasche und in der Hand hielt er sein Gewehr, mit dem er sich am Morgen beschäftigt hatte.

„Nun, Willi, du bist bewaffnet, als wolltest du in den Krieg ziehen," rief ihm der Fürsprech entgegen. — „Ja, Herr Derni," antwortete er, „ich will das wilde Gethier bekriegen, wenn die Menschen mir den Frieden verweigern. — Wo ist der Vater, Jungfer Regli?" — „Ich weiß es nicht," erwiderte sie. „Er wird im Hause seyn." — Willi machte eine Bewegung zum gehen, aber Derni sagte: „Bleib hier, deine Sache ist abgemacht; er will nichts mit dir zu schaffen haben." — „Nichts? — Gut, ich danke, Herr Derni. Ich wußt' es wohl, kenne meine Leute." Sein finster trotziger Blick schien milder zu werden, als freue es ihn, daß Hilberg ihn abweise.

„Du kennst ihn nicht," sprach Derni lächelnd. „Er will nichts von dir wissen, aber er hat der Jungfer Regli die Sach' überlassen, und Regli ist meine Braut und hat mir gesagt, sie wolle thun wie ich's für gut halte. — So halt' ich dafür, Willi, du gehst nach Haus, stellst den Stutzen in die Ecke, siehst fleißig nach Haus und Wirthschaft und lebst wie ein wackerer Bub leben muß, bescheiden und still. Wenn wir dann unten in Stanz wohnen, wir Beide, ich und die Jungfer hier, so komm' und besuche uns; wollen dann weiter davon sprechen und sollst zufrieden nach Haus gehen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, März.

(Fortsetzung.)

Die Reformbewegung.

Von diesem Tage an datirt sich nicht bloß in unserer Stadt, sondern in ganz Sachsen der Beginn von Reformen, die unbedingt erfolgen müssen, sollen wir nicht stürmischen, ja blutigen Zeiten entgegen gehen. Sie kennen den ferneren Gang der Ereignisse aus den Zeitungen, weßhalb ich es für überflüssig erachte, des Weiteren hier darauf einzugehen. Nur die Hauptpunkte will ich hervorheben, um damit anzudeuten, in welcher Weise die politische Bewegung sich gestaltete und den Charakter einer friedlichen Umbildung der staatlichen Dinge annahm. Man braucht heutigen Tags nur Tage, um Regierungen zu stürzen, neue einzusetzen, und obwohl es unserem Volke viel zu langsam ging, erreichte es doch in verhältnißmäßig kurzer Zeit mehr als es acht Tage früher zu fordern gewagt haben würde. Zwar

wurden die nächsten Adressen, denen bald mehrere aus andern Städten folgten, nicht besser vom König aufgenommen, vielmehr erklärte er ziemlich hart, daß er unbilligen Wünschen nicht nachgeben werde, indeß trat doch schon am 5. März von Falkenstein ab. Buchhändler und Censoren erklärten in energischen Ausdrücken wiederholt, daß sie mit der Censur nichts mehr zu schaffen haben wollten, daß längere Fortführung derselben nur unselige Folgen haben müsse. Die Bewegung der Geister ward mit jedem Tage drohender. Zwar ward äußerlich die Ruhe der Stadt nicht gestört, man müßte denn die abendlichen Umzüge einiger tausend Menschen, die beliebten Persönlichkeiten Lebehochs ausbrachten, als solche ansehen wollen. Die Communalgarde bezog Bataillonsweise die Wache und durchstreifte die Stadt in starken Patrouillen. Freiwillige Compagnien der Bürger und Studenten traten in Folge einer Aufforderung des Commandanten der Communalgarde unter frei gewählten Hauptleuten und Zugführern zusammen, um die Communalgarde kräftigst zu unterstützen. Solcher Hülfscompagnien haben wir gegenwärtig bereits sechs aus Bürgern, neun aus Studirenden bestehend, und wahrscheinlich mehrt sich ihre Zahl noch, da von bemittelten hiesigen Einwohnern ansehnliche Summen zu deren Armirung eingehen. — Inzwischen erließ der König eine Proklamation an „seine Sachsen," die in ihrer kühlen Fassung nichts zur Beruhigung beitragen konnte. Am 9. März ward ein außerordentlicher Landtag auf den 20. d. Mts. ausgeschrieben, und ein paar Stunden später durch Anschlag bekannt gemacht, daß die Censur bis zum 15. April aufgehoben seyn solle. Wie viel die glücklichen Bewegungen in süddeutschen Staaten, namentlich der bedenkliche Volkssturm in München, zu diesen Entschließungen beigetragen haben mögen, oder ob der König sich nach und nach von der Nothwendigkeit überzeugte, der Zeitstimmung kleine Concessionen zu machen, muß dahin gestellt bleiben. Die offiziellen Bekanntmachungen des Bundestags, der auf einmal die deutschen Völker für reif erklärte und Einführung der Preßfreiheit jedem einzelnen Staat anheim gab, erregte hier nur Gelächter. Uebrigens konnten und können wir Leipziger nicht recht an den guten Willen der Regierung glauben, denn seit dem 10. d. Mts. sind wir von einer Armee eingeschlossen, als gälte es, eine aufrührerische Stadt mit Gewalt zur Raison zu bringen. Minister von Carlowitz erschien als königlicher Bevollmächtigter, um den Stadtverordneten zu sagen, sie möchten in ihren Sitzungen weniger scharfe Reden führen, den Sprechern in den Schützenhausversammlungen, zu denen Tausende strömen, das Halten politischer Reden verbieten und einen Zug nach Dresden verhindern, den man, unterstützt von Bewohnern anderer Städte und vielen Landleuten, dahin unternehmen wollte, um dem Könige zu beweisen, daß nicht bloß einige verlaute Menschen, sondern der Kern des Volks Erfüllung der gestellten Wünsche begehre. Die Antwort der Stadtverordneten lautete sehr kurz und abweisend; außerdem aber drangen sie mit Entschiedenheit auf Entfernung der Truppenmassen, die zur Mehrung der Gährung nicht wenig beitragen, da sie die Preise aller Lebensmittel bedeutend vertheuern. Zur Zeit hat man, wie gewöhnlich, diesen Antrag unberücksichtigt gelassen, die Truppen lagern nach wie vor auf den umliegenden Dörfern, auch die nahe preußische Grenze wimmelt von Kriegern aller Art, so daß wir von etwa 20,000 Mann eingeschlossen sind. Ob beide Truppenmassen sich im Fall der Noth gegen die Stadt werden hetzen lassen, müssen wir abwarten; wir möchten es jedoch in Zweifel ziehen, da preußische und sächsische Soldaten einander niemals sonderlich grün gewesen sind und zu gemeinschaftlicher Operation gegen einen Feind, der im Grunde gar keiner ist, schwerlich gutwillig zu verwenden seyn würden. Der Leipziger Einwohner, namentlich der Student, behandelt die sächsischen Krieger brüderlich zuvorkommend, trinkt, singt und tanzt mit ihnen, und theilt seine schwarz-roth-goldene Kokarde, die man hier allgemein trägt, mit den jungen Söhnen des Mars. Ohne eine äußere Veranlassung ist auch schwerlich eine ernstliche Ruhestörung zu besorgen, sollte man sich aber zu einer solchen hinreißen lassen, dann freilich könnten die Folgen unberechenbar werden, denn man ist hier keineswegs gewillt, sein gutes Recht aufzugeben, und man hofft und kann in solchem Falle auf die kräftigste Unterstützung der Landbewohner hoffen.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Die ehemalige königliche Familie.

Wie der König mit der Königin davon gekommen ist, weiß man. Bedauert wird sein Schicksal von Niemand; er hat es sich selbst zubereitet. Er hat zu schnell vergessen, daß er dem Volk seine Krone verdankte, daß er sich im Jahr 1830 im Hotel de Ville verbindlich gemacht hatte, demokratische Einrichtungen mit seinem Throne zu verbinden. Daß der starrköpfige Guizot verhaßt sey, mußte er auch wissen, und daß man die Entfernung desselben verlangte, hörte er täglich, und dennoch achtete er auf kein Zeichen der täglich steigenden Unzufriedenheit. In einem Staat, wo keine Preßfreiheit, kein Parlament ist, kann sich der Fürst über die Stimmung seines Volks täuschen; in Frankreich war eine solche Täuschung nicht möglich; man muß also voraussetzen, daß Ludwig Philipp sich einbildete, er sey gegen alle Stürme von innen und außen gesichert, und habe in seinen Tuilerien bei den von ihm getroffenen Vorsichtsmaßregeln nicht das Geringste zu fürchten. Wohl nie ist ein Herrscher schneller und schrecklicher aus seinem Traume erwacht. Es heißt, einer seiner Söhne, der oft mit dem Hofe im Streit lag, der Prinz v. Joinville, habe vor nicht langer Zeit zu ihm gesagt: „Mein Vater, Sie stürzen sich und uns in's Verderben!" Statt auf diese Bemerkung zu achten, gab man dem Prinzen v. Joinville zu verstehen, er werde wohl thun, wenn er sich eine Zeit lang zu seinem Bruder Aumale nach Algier zurückziehe, was auch geschah. Ludwig Philipp hielt, wie es scheint, in den Tuilerien seine ganze Familie unter strenger Aufsicht, und da die bejahrte Königin, der Sitte ihres Landes (Neapel) gemäß, sehr andächtig und eine Feindin rauschender Vergnügungen war, wurden die jungen Prinzessinnen sehr beschränkt, so daß diese ein sehr langweiliges Leben führten. Man hat es daher auch ganz natürlich gefunden, daß sich die Herzogin von Orleans bei ihrer Flucht dieser Oberaufsicht entzogen und den Weg nach Deutschland eingeschlagen hat, um in ihrem Vaterlande ein selbstständiges Leben zu führen. Jetzt scheint Ludwig Philipps Hauptsorge zu seyn, seine Privatdomänen in Frankreich zu retten, und man zweifelt nicht, daß die Aeußerungen einiger Londoner Tageblätter über seine gänzliche Entblößung von ihm selbst herrühren. Hier aber will man nicht glauben, daß er sich nicht vorgesehen habe, und schon vor mehreren Jahren sagte man allgemein, er habe bedeutende Kapitalien in England und in Nordamerika auf Zinsen gelegt. Was das Geld betrifft, hat Ludwig Philipp immer den Ruf eines vorsichtigen Hausvaters gehabt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 78. Freitag den 31. März 1848.

Du hassest mich, treibst mich im Zorn von dir;
Zerreißen soll das alte Band der Liebe,
Nicht sanft sich lösen! —

Schiller.

Willi, der Schütz.

(Fortsetzung.)

Willi stand starr vor Erstaunen. Ein paarmal drang die Freude durch seine rauhen Züge und seine Augen glänzten, dann kehrte das Mißtrauen zurück und sein stolzes Rechtsbewußtseyn. — „Gottes großen Dank, Herr Derni!“ rief er; „ich weiß, Ihr werdet thun was Recht ist, und mehr will ich nicht, von Keinem in der Welt. — Wünsch Euch viel tausend Glück zu der stattlichen Jungfer Regli; es ist eine Freude, es zu denken, aber wißt Ihr's gewiß, Herr Derni? Ist's keine schöne Geschicht', die ein traurig Ende hat?“ — „Nein, guter Willi,“ sagte Derni, ihm die Hand drückend, „es ist Wahrheit, Regli ist mein, und ehe die Blätter gelb werden dort an der Stanzer Höh', werden die Hochzeitkuchen gebacken seyn.“

Die letzten Worte sprach er mit leiser Stimme, denn die kleine Thür in der Heckenwand des Gartens wurde heftig aufgestoßen und der Landamman trat schnell herein. Dicht hinter ihm waren Ulrich und Siler; ein paar Gerichtsdiener mit dem Amtszeichen am Arm blieben an der Hecke stehen. — Derni stand erstaunt auf. Das zornige dunkelrothe Gesicht seines Schwiegervaters und die Begleitung, in welcher er erschien, verkündeten ihm nichts Gutes. Fast ohne ihn anzublicken, trat Hilberg dicht an ihn heran, ergriff Regli's Arm, zog sie von Derni zurück und blieb zwischen beiden stehen.

„Was ist geschehen?“ rief der Bräutigam, der Regli's Hand noch festhielt. — „Laß sie los!“ schrie Hilberg, sie gewaltsam trennend. — „Ich habe das Recht, es nicht zu thun,“ erwiderte Derni. — „Recht? Wozu hast du kein Recht? Ich will dir aber zeigen, was Recht ist! Fort aus meinem Hause!“ — „Um des Himmels Willen, Vater,“ rief der junge Mann erblassend, „wer hat mich verleumdet?“ — Hilberg blickte ihn drohend an und plötzlich sah er den Willi stehen, der halb in's Gebüsch getreten war. „Was soll der Bub' hier?“ schrie er. „Hast du ihn herbestellt und willst die saubere Kameradschaft fortsetzen? Fort mit euch Beiden! es ist der Eine so viel wie der Andere werth!“ — „Ich werde nicht von der Stelle gehen, bis ich weiß, wer mich angeklagt und was ich gethan habe,“ erwiderte Rudolf. „Sey ruhig, Regli, ich weiß von keiner Schuld, der Vater wird erkennen, daß er betrogen wurde.“

„Betrogen durch Euch und Eures gleichen,“ sagte der Oberst Ulrich; „das wollen wir Euch auf der Stelle beweisen, da Euch darnach verlangt.“ — Er winkte den Gerichtsdienern, und zum Schrecken Willis ward gleich darauf der arme Peter Schramm und ein anderer Mann, den er gut kannte, durch die Thür gestoßen. — Die Hände waren ihnen auf den Rücken gebunden. Mit niedergeschlagenen Mienen standen die Sünder zitternd vor den gestrengen Herrn und wagten nicht die Augen zu erheben.

„Gott erbarm's, Peter, was hast du gethan?“ rief Willi, die Hände zusammenschlagend. — „Kennst du den Mann da, Peter Schramm?“ fragte der Oberst mit starker Stimme, indem er auf Derni deutete. — „Ich kenne den Herrn Derni manchen schönen Tag,“ antwortete der Krämer kläglich. — „So sag's ihm in's Gesicht, was du mir gesagt hast.“

Peter schwieg und warf einen flehenden Blick auf den Landrath. „Lieber Herr,“ sprach er dann zögernd,

„was soll's mit mir armen Mann? habe mein Lebtag redlich und still gesorgt für mich selbst und mich nicht um andere Leut' gekümmert." — „Du Schuft!" schrie der Oberst. „Hat der Oerni mit dir und dem Buben dort gestern in der Pintenwirthschaft am Berge gesessen und habt zusammen gezecht?" — „Es ist wahr, Herr Ulrich," sprach der Krämer. — „Und hat er nicht über das Recht gespottet, das hier im Lande gesprochen wird? Hat er nicht gesagt, er wollt' es dahin bringen, daß es anders würde, wenn das Volk ihm beispränge? jedermann sollte sich bereit halten?" — „Es ist wahr, Herr Ulrich," rief der Krämer stockend, indem er den Kopf schüttelte. — „Und hat er dir nicht gesagt, er wollte Alles gleich machen, jeder müßt' Theil am Allmandgut und an den Wahlen haben, wie in alten Zeiten, wo Freiheit in Unterwalden gewesen sey? Das Landbuch wollt' er zerreißen und dazu würde der Alt-Landamman Hilberg helfen; darum wollt' er die Jungfer Regli heirathen, damit der Vater nicht anders könnte. Wollte ein paar Monate sich klug unterm Joch ducken, bis er die Schlingen festgezogen habe, und dann sollte es den Tyrannen, die das Land bedrückten, Hals und Beine kosten. Sprich die Wahrheit, Peter, hat er das gesagt?" — „Ich weiß nicht, Herr, es ist mir so, habe nie ein stark Gedächtniß gehabt," erwiderte der Krämer stockend. — „Willst du's läugnen, du Schelm!" schrie der Oberst, die Faust ballend. — „Ja, Herr, ja," seufzte Peter, „ich besinne mich, er hat es gesagt."

„Es ist Alles Lug und Trug," fiel Willi heftig ein, „kein Wort ist wahr davon. Ist eine ewige Schande für dich, Peter, bist ein schlechter schwacher Mann!" — „Du frecher Bub', ich kenne dich," rief der Oberst; „bekenne du selbst die Wahrheit, wenn's dir nicht übel gehen soll." — „Meint Ihr meine Arme so einzuschnüren, wie dem Peter dort?" rief Willi verächtlich lachend. „Freilich, ich kenne Eure Art, aber es ist doch nicht so leicht, wie Ihr denkt." — Er trat einen Schritt zurück, hob den Stutzen auf und schlug mit der Hand an den Schaft. „Bleibt mir vom Leib," sagte er mit Festigkeit, „und laßt den Weibel da zurücktreten!"

„Du Schandbub! willst du mir drohen?" schrie der Oberst wüthend. — „Ich droh' Euch nicht, aber ich will weder lügen noch mich fangen lassen. Bin ein freier Mann und will meine Freiheit vertheidigen gegen Jeden, der mir in den Weg tritt. Kommt, Herr Oerni," fuhr er fort, „Ihr seht wohl, man will Euch aus dem Haus hier haben um jeden Preis. — Kommt, oder sie sind im Stande und binden Euch ebenfalls um der Wahrheit willen, und eher will ich mein Leben lassen und ihnen Allen den Hirnschädel einschmeißen, ehe ich sehen will, wie der beste Mann im Lande zu Schanden gebracht wird."

„Ich kann es nicht glauben," sagte Oerni, sein Schweigen brechend, „es ist unmöglich, daß Ihr unter solchem Vorwand Euer Wort zurücknehmen wollt. Ich schwöre Euch, daß es Lügen sind. — Hört mich an, lieber Vater, Ihr habt Regli's Hand in die meine gelegt, habt uns Euren Segen gegeben. Ihr könnt nicht — Ihr dürft nicht! — Schande über Euch, wenn Ihr wirklich ein solches Spiel mit uns treiben wolltet!"

„Geh' in's Haus!" rief Hilberg seiner Tochter zu, die blaß und zitternd zwischen den Männern stand. — „O Vater!" sagte sie mit erstickter Stimme, die Hände zu ihm erhebend. — „In's Haus mit dir!" schrie der harte Mann voll Zorn. — „So lebe wohl, Regli, lebe wohl und hoffe auf die Zukunft!" rief Oerni, und ehe ihr Vater es hindern konnte, war er bei ihr und preßte zum Abschied ihre Hände an sein Herz. Regli weinte laut und floh den Gang hinauf, der Alt-Landamman aber deutete auf die Gartenthür und sprach mit so viel Ruhe wie er vermochte: „Verlaßt mein Haus und nehmt Euern Spießgesellen dort mit; gebt aber jede Hoffnung auf, mich andern Sinnes zu machen. Ich habe mich in Euch geirrt und danke allen Heiligen, daß mir die Augen zeitig geöffnet wurden. Das Weitere mögt Ihr erwarten. Es wird gut für Euch seyn, wenn Ihr Euch unschuldig wißt. Ich aber glaube es nicht, denn was Ihr zu mir gesprochen, stimmt allzugut mit dem überein, was der Gefangene dort ausgesagt hat. Geht, ich denke wir finden uns bald an anderem Orte wieder."

Nach diesen drohenden Worten bat er den Obersten und dessen Neffen bei ihm einzutreten und wandte sich verächtlich von Oerni, als dieser nochmals seine Schuldlosigkeit betheuerte. Es blieb dem unglücklichen Bräutigam nichts übrig, als sich mit Willi zu entfernen.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Ein politisches Gesicht im Jahr 1780.

(Schluß.)

„Und ich sehe Amboße gesezt ohne Zahl und an denselben Schmiede kräftiglich arbeiten. Und die Stimme sprach: Sie machen Schwerter zu Sicheln, denn es ist noch um ein Kleines, so wird der Krieg nicht mehr seyn und jeder Fürst wird sich eben so des Eroberns und des Vergießens unschuldigen Blutes schämen, als er sich jezo schämt, Kezer zu verbrennen. Die Fürsten werden erkennen, daß stehende Kriegsheere eben so verderblich und noch verderblicher als Mönche sind. Weiter sehe ich ein großes Feuer, in welches alle dogmatischen und polemischen Bücher geworfen werden. Und eine Stimme sprach: werfet auch die symbolischen Bücher hinein, denn es kommt die Zeit, da Niemand

mehr wird gezwungen seyn zu glauben, was der Andere glaubt, sondern da jeder nur das glauben wird, was er selbst für wahr hält. Dasselbe Schicksal traf das Corpus Juris und alle philosophischen Systeme, die nicht aus der Betrachtung der Natur, sondern aus dem menschlichen Gehirne entsprungen waren, die Anweisungen zum Lateinschreiben, die Theorien der schönen Künste und Wissenschaften, die Romane und Lieder, in denen Ehelichkeit und Keuschheit verspottet werden, die Schnürbrüste, Laufzäume, Haarbeutel u. s. w."

Ist das nicht, als ob man das Anathema vom Wartburger Feste am 18. Oktober 1817 vernähme oder die Stimmen der Lichtfreunde und aller Verächter der Kirchgläubigkeit, die aber trotz alter und neuer Anfeindungen sich noch immer im Ansehen erhalten hat? Und daß unter so wichtigen Gegenständen auch die Anweisungen zum Lateinschreiben zur Vertilgung verdammt sind, erinnert nicht bloß an die Schmähungen dieser so nützlichen Uebungen in den Halleschen Jahrbüchern und in andern Organen der Feindschaft gegen den classischen Unterricht, sondern auch an die jüngsten radikalen Reformen Hermann Köchly's auf der Philologenversammlung zu Jena und in dem Lehrerverein zu Dresden.

Weiter vernehmen wir eine Prophezeihung in folgenden Worten: „Und ein großes Volk brach hervor und bedeckte den Erdkreis, schöne Jünglinge und holdselige Jungfrauen, kraftvolle Weiber mit lächelnden Säuglingen, nervige Männer, die ihre Augen an dem Anblicke weideten. Unter allen Menschenkindern ward kein Buckliger, kein Pockennarbiger, kein Kranker gesehen. Man erblickte nirgends Sorge und Gram, man hörte nicht Zank und Streit, sie waren alle fröhlich und guter Dinge. Galgen und Rabensteine, Hospitäler, Waisenhäuser und Kasernen, Zuchthäuser und alle Wohnungen des Elends wurden niedergerissen; Paris mit seinen Schwestern wurde eine Wohnung der Nachteulen und der Rohrdommeln. Man machte um jede Hauptstadt einen Raum bei zweihundert Feldweges und zog ein Gehege darum, damit Niemand die Ueberbleibsel von Rasereien des menschlichen Verstandes sehen möchte."

Diese wirkliche barocke Idee hat keine Parallele mit der Gegenwart aufzuweisen. Von Paris ist uns Deutschen allerdings wenig Gutes gekommen, aber die Hauptstädte sind, statt verödet dazuliegen, jezt ein Sammelplatz der Bevölkerung und nur zu oft mit Menschen überfüllt, die in ihnen besser zu leben vermeinen als in der Stille des Landes oder der kleinen Städte.

„Aber alle Wüsteneien wurden Lustgärten und alle Sandberge Wälder und Weinberge. Es ward da kein Bettler mehr gefunden, sondern jeder hatte Ueberfluß und saß unter seinen Linden und verzehrte sein Wildpret und trank seinen Becher Wein. Und ich fragte und sprach: „Aber Herr, ich sehe ja keinen Adel, sondern Alles arbeitet, als wenn es bürgerlich wäre." Da sprach die Stimme: „Der Adel ist in der Nacht erzeugt worden und hört auf sobald der Tag anbricht. Von nun an wird jeder sich schämen des Müßiggangs und wird sich keiner mehr rühmen dessen, daß sein Vater edel gewesen ist, sondern ein Jeder wird sich rühmen dessen, daß er selbst edel ist."

Das war im Jahr 1784 geschrieben. Fünf Jahre darauf, in der berühmten Nacht des 3. August 1789 erlosch in Frankreich der Adel durch thörichte Eitelkeit und unbesonnene Hitze, ein Jahr darauf, im Junius 1790, erregte die unnütze Verbrennung und Zerstörung aller Adelsbriefe, Urkunden, Stammbäume und Wappen nur Erbitterung bei der Gegenpartei, die zehn Jahre später langsam, aber mit immer sichtlicherem Erfolge an der Wiederherstellung ihrer Vorrechte zu arbeiten begann, bis unter Napoleon ein neuer Adel entstanden war. Jezt hat ein Tag wieder die Errungenschaft von fast fünfzig Jahren umgestürzt.

Auf die Frage aber, woher es komme, daß dieß Heil des Herrn so lange verweilt habe, antwortete die Stimme: „Alle Menschenkinder sind vor Gott wie ein Baum. Er hat einen Baum gepflanzt und begossen, und er ist gewachsen und fast groß geworden, hat aber seine Zeitigung nicht gehabt und bisher nur Blätter getragen. Wenn er seine Zeitigung erlangt, dann wird er schmackhafte Früchte tragen. Und Alles wird sich dieser freuen und Jedermann wird erkennen, warum Gott diesen Baum gepflanzt und beschnitten und oftmals große Zweige von ihm abgenommen hat."

Die Anwendung dieser Worte auf die Gegenwart bleibe den Lesern überlassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsezung.)

Folgen der Revolution.

Blicken wir nun wieder auf Paris. Widerstand hat die Einführung der Republik hier so wenig wie im übrigen Frankreich gefunden; aber Gefahren anderer Art bedrohen ihr Daseyn. Die Revolution hat den arbeitenden Klassen feierlich Besserung ihres Zustandes versprochen, und man verlangt nun von der neuen Regierung, daß sie Wort halte. Diese spendet so viel Geld als die Staatskasse vermag, um die Nothdürftigen zu befriedigen. Aber der gewaltige Schlag hat den Handel gelähmt, der Gewerbfleiß steht still, das Geld verschwindet aus

der Cirkulation; die für Paris so wichtigen Luxuswaaren finden keinen Absatz mehr, denn wozu und wo soll man sich damit schmücken, und wer denkt jezt daran kostbare Lustbarkeiten zu veranstalten? Alle Staatspapiere sind in erschrecklichem Maßstab gesunken, manche große Bankhäuser haben ihre Zahlungen einstellen müssen, viele Familien sind aus der Hauptstadt entflohen; die Hauseigenthümer können ihre Wohnungen entweder nicht vermiethen, oder von ihren Miethsleuten kein Geld bekommen, und da keine Polizei mehr vorhanden ist, können sie die Miether nicht hindern auszuziehen, bevor diese ihre Schuld abgetragen haben. In welch elendem Zustand der Buchhandel, die Schauspiele und sämmtliche öffentliche Vergnügungsanstalten sich befinden, läßt sich denken. Wer kann ruhig lesen, oder zuhören, oder sich belustigen bei der allgemein herrschenden Furcht vor neuen Erschütterungen, und bei der allgemeinen Geldnoth? Die Schauspieldirektionen haben bereits Verminderung der Abgabe verlangt, welche sie nach dem Gesetze an die Verwaltung des Armenwesens zu entrichten haben. Sie behaupten ohne solche Verminderung nicht länger bestehen zu können, und der Direktor des Odeon ist bereits abgetreten. Aber die Verwaltung der Hospitäler wird antworten, diese bedürfen jezt mehr als je der Unterstützung, die ihnen von Seiten der Theater zufloß. Denn eben durch die vielen Unglücksfälle bei der lezten Revolution hat sich die Zahl der Kranken in den Hospitälern sehr vermehrt. Die vielen Forderungen und Ansprüche der von ihrer Handarbeit lebenden Klassen bringen große Verwirrung in das tägliche Leben. Man hat unbedachtsamer Weise, aber allerdings nothgedrungen, das Tagewerk aller Arbeiter auf zehn Stunden herabgesezt: dieß ist aber den Gesellen mehrerer Handthierungen noch nicht genug, sie verlangen abermalige Verminderung der Arbeitszeit, und Vermehrung des Tagelohns obendrein, und zwar zu einer Zeit, wo die Meister und Unternehmer wenig Bestellungen erhalten, also froh seyn müssen, wenn sie überhaupt Arbeiter beschäftigen können. Die Meister machen Gegenvorstellungen, und die von der provisorischen Regierung ernannte Commission „zur Organisirung der Arbeit“ hat vollauf zu thun, um nur den vielen Deputationen zu antworten, welche ihr Bitten und Vorstellungen einreichen. An Projekten, um zum versprochenen Ziele — Arbeit und Unterstützung — zu gelangen, fehlt es allerdings nicht; es werden deren in den Zeitungen und in den Anschlagblättern zahllose mitgetheilt. Aber die provisorische Regierung ist offenbar viel zu weit gegangen, indem sie jedem Bürger in Frankreich Arbeit und Unterhalt versprochen hat; sie kann es nicht einmal den Parisern halten, geschweige denn allen Franzosen. In den meisten Bekanntmachungen, die mir zu Gesicht kommen, wird eine Associirung der Arbeiter, namentlich derjenigen desselben Gewerbes, vorgeschlagen, und zwar der Arbeiter des gesammten Reiche; ferner Theilnahme der Arbeiter am Gewinn der Meister. Andere verlangen, der Staat solle allgemeiner Unternehmer von Arbeiten werden, also ungeheure Werkstätten anlegen. Daß er die Eisenbahnen an sich ziehen müsse, verstehe sich von selbst. In einem Anschlagzettel wird vorgeschlagen, man solle von dem Tagelohn eines jeden Arbeiters und von dem Lohne eines jeden Bedienten u. s. w. zwei Sous täglich abziehen und in eine allgemeine Kasse legen. Damit soll jeder der Betheiligten nach zurückgelegtem fünf- und fünfzigsten Jahr Anspruch auf eine bestimmte Pension erhalten. Jeder von seiner Handarbeit Lebende, wenn sein Einkommen nicht 800 Francs übersteigt, soll hieran Theil nehmen dürfen. Ueberhaupt ist in Folge des Versprechens der provisorischen Regierung die sogenannte „Organisation der Arbeit“ die Hauptfrage dieser Zeit geworden, und soll noch das Hauptresultat der lezten Revolution werden, deßhalb diese auch vielmehr eine sociale als eine politische genannt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, März.

(Fortsetzung.)

Die Reformbewegung.

Der Zug nach Dresden ist vorläufig als unzweckmäßig aufgegeben worden; man will, sollte es überhaupt nöthig seyn, einen günstigeren Moment abwarten, vielleicht den Tag der Landtagseröffnung. Am vergangenen Sonntag trafen hier gegen vierzig Oppositionsmitglieder der Kammern ein, um vorläufig Berathungen zu pflegen über das, was man thun und fordern wolle. Dr. Schaffrath war Anordner und Leiter dieser Versammlung, die sich über zwanzig einzelne Punkte, auf denen man bestehen wolle, einigte. In derselben Versammlung schritt man auch zur Wahl zweier Abgeordneten, welche die in Frankfurt a. M. zusammentretende Vorberathung über Gründung eines deutschen Parlaments besuchen sollen. Biedermann und Blum traf die Wahl, diesen mit 23, jenen mit 13 Stimmen. Blum lehnte sie ab, worauf Bürgermeister Todt an seine Stelle trat.

Gestern Mittag überraschte uns die Nachricht von Entlassung sämmtlicher Minister. Von Könneritz, nächst v. Falkenstein, der eigentliche Träger des volksfeindlichen, jeden Fortschritt hemmenden Systems, tritt sogleich aus, die Uebrigen sollen ihre Funktionen bis zur erfolgten Bildung eines neuen Ministeriums fortführen. Man vermuthet nicht ohne Grund, daß v. Falkensteins Vorgänger, der beliebte Minister v. Lindenau, noch immer Mitglied des Staatsraths, diesen Entschluß des Königs gezeitigt habe. Bereits will das Gerücht die Namen der neuen Minister kennen, als deren Haupt v. Lindenau genannt wird. Es wäre vielleicht möglich, daß dieser hochgeachtete, auch dem König als treuer Rath wohl bekannte Mann mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut worden wäre, ja sogar, daß er provisorisch an die Spitze der neuen Regierung träte, allein auf dauernden Eintritt in sächsischen Staatsdienst ist bei dem bereits sehr vorgerückten Alter Lindenau's schwerlich zu rechnen.

Die neue Preßfreiheit macht sich bereits überall bemerklich. Alle Blätter wimmeln von scharfen, meistentheils gegen das nunmehr gestürzte Ministerium gerichteten Artikeln, und manche Stimme ruft schon jezt laut, sämmtliche Minister in Anklagestand zu versetzen. Die Grenzen der Wohlanständigkeit sind bis jezt von der plötzlich frei gewordenen Presse nicht überschritten worden, man sagt die Wahrheit nur offen, mit nackten Worten. Ich zweifle zwar nicht, daß der deutsche Michel hin und wieder etwas tölpisch an der ungewohnten Freiheit herumtappen wird, doch bin ich auch fest überzeugt von seiner Gelehrigkeit, und so fürchte ich denn viel weniger Verstöße und plumpe Thorheiten, als man einer freien Presse so gern von jeher aufbürden zu können glaubte. Flugschriften, Proklamationen an das deutsche Volk, politische Reden, Kriegs- und Soldatenlieder regnet es übrigens täglich. Man verkauft sie zu tausenden, streut sie in Massen unter das Volk und findet immer begierige Leser. Der Weg zur Aufklärung über politische Angelegenheiten wäre demnach gefunden; es kommt nun bloß darauf an, daß der politische Verstand derer, welche an der Spitze der Bewegung stehen, fein besonnen bleibt und nicht etwa von politischer Leidenschaftlichkeit sich gelegentlich die Zügel entreißen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Monatsregister März.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, durch welche Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts," mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts," kostet . . . . fl. 20. oder Rthlr. 11. 10 Ngr.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne „Literaturblatt" und „Kunstblatt" fl. 14. oder Rthlr. 8.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne Literaturblatt oder Kunstblatt fl. 16. oder Rthlr. 9. 10 Ngr.

Der Jahrgang von jedem dieser Blätter, einzeln, nämlich das „Literaturblatt" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

das „Kunstblatt" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Zweiundvierzigster Jahrgang.

1848.

April.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der sozialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 79. Sonnabend den 1. April 1848.

Und wenn die bessre Zeit noch tagt,
So lang ich wandl' auf Erden,
Die Zeit von der man singt und sagt
Mit Angst- und Lustgeberden:
Sie findet mich im Silberhaar,
Doch nicht der Dichterjugend baar.

G. Schwab (1833).

Unser Contingent.

Ihr Länder in die Runde,
Nun gilt es Deutschlands Heil!
An dieser Schicksalsstunde
Hat jedes seinen Theil.
Laß deine Leuchte scheinen,
Verborgnes Württemberg!
Bist du gleich von den Kleinen,
Bist doch kein schwacher Zwerg.

Du hegest ja den Späher,
Der auf der Warte saß,
Den gotterfüllten Seher,
Der längst im Weltbuch las.
Er rief mit lautem Schalle:
„Macht alle Stege gleich!“
Und predigte, beim Halle
Des Spotts, ein deutsches Reich.

Kraftlose Jahre rinnen
Aus träger Zeiten Born,
Doch tönet von den Zinnen
Sein einsam Wächterhorn.
Er ist nicht von den Rohren,
Die schwanken in dem Wind,
Er wandelt nicht verloren
Im weichen Hausgesind.

Da schlägt mit eh'rnem Hammer
Die Glock' im Völkerthurm,
Und des Propheten Kammer
Weht auf ein heil'ger Sturm.
In Demuth kommt gegangen
Der Zukunft reiner Sohn;
Ihm winket mit Verlangen
Der König an den Thron.

Dort streckt sich ihm entgegen
Die furchtlos treue Hand;
Das deutet Glück und Segen
Dem Fürsten und dem Land.
Durch Schloß und Hütte dringt es,
Verstummt ist Hohn und Spott;
Aus Schwabens Gauen singt es:
Nun danket Alle Gott!

Ihr Länder in die Runde,
Jetzt gilt es Deutschlands Heil!
An dieser Schicksalsstunde
Hat jedes seinen Theil.
Dem Königswort im Rathe
Schenkt Ohr ihm und Vertrau'n,
Am neuen Bundesstaate
Laßt unsre Seher bau'n!

Stuttgart den 20. März.
1848.

Der Tag zu Offenburg.

Freiburg im Breisgau, 22. März.

Die Offenburger Versammlung vom 19. März ist eine der wichtigeren Lebensäußerungen der ungestümen Umgestaltungen, worin wir begriffen sind. Dieser Ausdruck ist fürwahr keine von den Redensarten, die,

zu ungebührlich hohem Nennwerth ausgeprägt, so häufig in Umlauf gesezt werden; was eigens bemerkt wird, weil der Mißbrauch bedeutungsvoller Worte noch niemals ärger war, wie heutzutag. Wenn in einem mehr oder minder europäischen Krähwinkel ein Zweckessen abgehalten wurde, so bringt irgend eine Zeitung des Gaues oder ein Tageblättchen der Ortschaft die Trinksprüche des Amtmanns Windfahne, des Kaufmanns Klotzkopf, des Hofraths Maulheld als wichtige Tageserscheinungen zur Oeffentlichkeit, auf daß sich die breitmäulige Gemeinheit im Sonnenschein eingebildeter Berühmtheit behaglich spreize, dehne und recke. Eine andere Bewandniß hat es mit unserer Landsgemeinde vom Josephitag, wenn schon die gewaltigen Ereignisse im deutschen Osten ihre Bedeutung in den Schatten stellen.

Kennt ihr Offenburg? Wo die Kinzig ihr Thal verläßt, steht am Fuß der Berge in der Rheinebene das alte Städtlein, die Markscheide zwischen Ober- und Unterland der badischen Heimath. Ich sage mit gutem Vorbedacht „Heimath;" seit dem 19. März gibt es bei uns anerkanntermaßen kein großherzoglich badisches Vaterland mehr. Offenburg war ehedem ein Haltpunkt der Eilwagen, die von drei Richtungen her zusammentrafen, von Frankfurt, von Basel und vom Schwarzwald; jezt ist hier ein Stapelplatz, wo die alte Waldstraße ihre Wanderer und Güter der Eisenbahn übergibt. Zu einer Versammlung badischer Heimbürger könnte nicht leicht ein Ort günstiger liegen, das ist früher schon erkannt worden; denkt nur an die Versammlung vom Herbstmond des vorigen Jahres, welche nicht ohne örtliche Bedeutung für unsern Gau vorüber ging. Doch ich habe keine Geschichte zu schreiben, sondern zu melden, was ich selber sah und wie ich's anschaute; nicht Richter bin ich, sondern Zeuge, und von diesem Standpunkt allein lassen Sie mich reden.

Unsere wackere Stadt Freiburg hat von allem Anbeginn den Umschwung der Dinge an sich selber verspürt, was keiner besondern Erwähnung bedürfte, wenn dem Verlauf des allgemeinen Geschickes nicht irgend eine eigenthümliche Einzelheit sich gesellt hätte. Wir haben den Reigen hier in aller Gemüthlichkeit mitzutanzen begonnen, ohne sonderlichen Schwindel zu verspüren, und gleich zu Anfang der Bewegung äußerte sich eine gegenseitige Annäherung der Gemüther, die auch als Beispiel nicht ohne heilsame Folgen geblieben ist. Im übrigen „ersparen Sie mir, aus dem Zeitungsblatt zu melden, was Sie" — aber nicht schaudernd — „selbst erlebt." Die Sache nahm ja bei Ihnen den gleichen Verlauf, und auch für diese Blätter braucht keine Mutter Censur mehr die Nase zu satteln. Dem Blatt selber wird das, beiläufig gesagt, wohl keinen Unterschied machen; so wenig Ihre Hand den berüchtigten Röthel führt, welcher Gedrucktes zum Wiederdruck anstreicht, eben so wenig gaben Sie von jeher dem amtlichen Rothstift zu schaffen, welcher durchstreicht. — Was in Baden vor der Offenburger Versammlung geschah, kam nicht wegen des Inhaltes unerwartet, sondern durch seine überraschende Plötzlichkeit. Der Anstoß von Paris hat uns viele Zeit erspart und endlosen Reibereien und Schreibereien überhoben, gerade so wie der Anstoß von Wien uns über manch andere Zögerung hinauswerfen wird, etwa gar bis zur natürlichen Grenze.

Hier müssen Sie mir schon eine kleine Abschweifung vergönnen. Der alte Jahn ging zur Zeit der Franzosenherrschaft eines Tages mit einem seiner Zöglinge aus dem Thiergarten nach Berlin hinein. Vor dem Brandenburger Thor blieb er stehen und deutete hinauf, wo ehedem die eherne Siegesgöttin mit dem Viergespann gestanden. Napoleon hatte das Kunstwerk entführt, welches er vielleicht am Platz gelassen, wäre es nicht von so stolzer Bedeutung gewesen. Jahn fragte: „Was fehlt dort oben?" Der Schüler antwortete: „Die Siegesgöttin." Jahn: „Wo ist sie?" Der Schüler: „Zu Paris." Jahn: „Was denkst du dabei?" Der Schüler: „Nichts." Da gab der Lehrer dem Zögling eine Ohrfeige nebst der Weisung: „Du mußt denken, daß wir sie wieder holen sollen." — Für uns sind die blauen Berge des Wasgaus auch so eine Art von Brandenburger Thor ohne Victoria, aber wir bedürfen nicht des Vaters Jahn und seiner Ohrfeigen, um unsere Gedanken in die passende Richtung zu bringen. Wenn wir die Leute hören, die uns zum Anschluß an den französischen Freistaat bereden wollen, so deuten wir hinüber und antworten etwa: „Der Franzos wird des Deutschen lieber Nachbar seyn, sobald die natürliche Grenze hergestellt ist, die Grenze der Sprache und Gesittung." Was wir vom Franzosen hier begehren, müßten wir freilich anderwärts selber thun, aber ich sage auch nicht, daß wir's unterlassen sollen.

Als die Offenburger Versammlung ausgeschrieben wurde, waren die Umtriebe der freistaatlichen Partei überaus rege und nicht ohne Aussicht auf Erfolg. Das Volk wurde durch Flugschriften und durch ausgestreute Gerüchte bearbeitet. Constanz, hieß es, wolle sich von Baden, von Deutschland lossagen, um als freie Stadt zur Eidgenossenschaft zu schwören. Aehnliches wurde dem ganzen Seekreis nachgesagt; fälschlich, denn die darauf hinarbeiteten, waren in den Volksversammlungen des Seekreises nicht durchgedrungen. Auf der andern Seite verkündete das Gerücht, von Straßburg würden Tausende zu Offenburg erscheinen, um im Namen Frankreichs die Errichtung

eines Freistaates Baden zu befördern. Die Sache klang nichts weniger als unwahrscheinlich. Unsere Brüder zu Straßburg sind im Ganzen allerdings Deutsche, doch hat sich in gar vielen Herzen bei ihnen das Franzosenthum festgesezt, und wir dürfen nicht hoffen, sie von solcher Verirrung geheilt zu sehen, bevor jenes große Wort in Erfüllung gegangen, welches vor etlichen Jahren der Erzherzog Johann zu Köln am Rheine sprach. Wir müssen den Deutschen jenseits des Rheins ein großes freies Vaterland bieten, ehe wir sie der unnatürlichen Verbindung mit dem großen freien Frankreich entrücken mögen. Ferner ging die Sage, von Offenburg würde das Volk nach Karlsruhe fahren, um dort am Sitze der Regierung den Freistaat zu gründen und einzurichten. Daß ein solcher Plan in manchen Köpfen spukte, mag nicht geläugnet werden; wozu sonst auch die Aufforderung von mehreren Seiten, das Volk solle in Wehr und Waffen erscheinen? Die Besorgniß aller wahren Freunde des Vaterlandes war nicht gering, und wenn die Behörden Vorkehrungen zu treffen suchten, so darf ihnen das nicht verdacht werden. Dennoch hätten sie's besser unterlassen. Die Abgeordneten der zweiten Kammer, welche die Versammlung berufen, hatten sich unumwunden gegen die freistaatlichen Bestrebungen, mit Entrüstung gegen alle fremde Einmischung ausgesprochen. Wenn sie, die Führer der Bewegung, des stürmischen Dranges nicht Meister wurden, so war auch mit Geschützen und Flintenspießen nichts mehr auszurichten. Schon jezt ist bei uns das Heer keine blindgehorsame Söldnerschaar mehr, sondern eine Bürgerwehr, nicht getrennt vom Volke, sondern durch gleiche Regungen, durch gleiche Wünsche, durch gleiche Verirrungen sogar mit demselben verbunden. Wer das einheimische Aufgebot zum Waffendienst, die sogenannte „Conscription" erfand, der hat, ohne es zu wissen, die Pfahlwurzel aller Soldatenherrschaft abgeschnitten, und wunderlich genug bleibt immerhin, daß gerade der große Soldatenkaiser es seyn mußte, welcher die Einrichtung, wenn auch nicht erfunden, doch vervollkommnet und allgemein gemacht hat. Lanzknechte, Söldner in des Wortes althergebrachtem Sinn kann es höchstens noch unter den Führern des Kriegsvolkes geben.

Auf die Zumuthung an alle Badener, die Versammlung in Waffen zu besuchen, gaben die Bürger Offenburgs die klügste und herzhafteste Antwort durch die Bekanntmachung: sie würden zur Wahrung der Ordnung unbewaffnete Männer aufstellen, kenntlich durch eine roth und weiße Armbinde. Die Eisenbahnverwaltung ihrerseits ordnete für den Tag zur Erleichterung des Verkehrs mit Offenburg ein paar Sonderzüge an, welche Kundgebung einen guten Eindruck machte. Doch wurde auch bei dieser Gelegenheit ein Zipfelchen vom Zopf wieder sichtbar, wie denn überhaupt nichts so schnell nachwächst als der abgeschnittene Zopf; ein Anschlag an den Bahnhöfen machte auf die „frühere Verordnung" aufmerksam, welche keine Bewaffneten, außer dem zum Heerwesen gehörigen in den Wägen zuläßt. Eine solche Verfügung in Vollzug zu setzen, wäre beim Drang des Tages rein unmöglich gewesen, abgesehen davon, daß wir es für ein unverjährtes Recht des deutschen Mannes halten, seine Wehr mit sich zu führen. Dieses Recht lebte bisher nur in einem unscheinbaren Zeichen fort, im Zierdegen beim Aufputz zu feierlichen Gelegenheiten. So wird die verblühte Tulpe zur schlichten Zwiebel, die aber mit der Zeit auch wiederum zur Blume sich entfaltet, weßhalb es immer gut ist, solche Zwiebel nicht wegzuwerfen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Folgen der Revolution.

Mit einer neuen Constitution wird man in Frankreich bald fertig seyn; wenigstens ist man über die Hauptpunkte einer freien Verfassung, worüber seit dreißig Jahren von ausgezeichneten Schriftstellern so viel gesagt worden ist, so ziemlich einig; es kommt nur noch auf das mehr oder weniger von Freiheit an. Aber die Arbeitsfrage wird weit schwerer zu lösen seyn, und es wird der Regierung unsägliche Mühe kosten, das Volk zufrieden zu stellen. „Die Republik vom Jahr 1792," sagt ein jetziges Regierungsblatt, la Démocratie pacifique, „hat die alte Ordnung der Dinge zerstört; die Republik von 1848 muß eine neue Ordnung schaffen, und diese neue Ordnung wird allen Rechten, allen Bedürfnissen Genüge leisten; sie wird die erworbenen Rechte achten, ohne den Ursprung derselben zu untersuchen. Das Volk kennt allzu sehr das Elend der Unterdrückung, als daß es selbst unterdrücken möchte." Aber andererseits fängt man doch schon an, in der neuen Republik zwei Parteien zu unterscheiden, welche sehr bald feindlich sich einander gegenüber stehen könnten. In der ersten Republik waren die beiden Hauptparteien Aristokraten und Demokraten; in der zweiten tauchen zwei Parteien auf, deren eine diejenigen umfaßt, welche etwas besitzen, und die andere die Nichtsbesitzenden. Bestände die Bürgergarde noch wie früher aus denen, welche etwas besitzen, so reichte dieselbe hin, die andern zur Ruhe zu verweisen; aber jezt gehören alle Proletarier zur Nationalgarde, und da diese ebenso zahlreich, wo nicht noch zahlreicher sind, als die andern, und nun auch bewaffnet werden, so sieht man mit Bangen auf diesen furchtbaren

Hebel, den verwegene Köpfe in Bewegung setzen können, wann es ihnen beliebt. Deßhalb enthielt ein demagogisches Blatt, „der Volksfreund," folgende etwas dunkle Drohung: „Wehe uns, wenn die Reichen darauf beständen, eine besondere Klasse bilden und der revolutionären Bewegung keinen Vorschub leisten zu wollen! wenn sie durch das Stocken der Geschäfte das Volk zwingen wollten, sich verjährten Meinungen wieder zu fügen." Es finden bereits zahlreiche Versammlungen statt, um über die Wahlen der Stabsoffiziere der Nationalgarde zu berathen. In einer dieser Versammlungen legte man einem der Kandidaten zu einer Oberstenstelle in einer der zwei-und-zwanzig Legionen die sonderbare Frage vor, die aber im jetzigen Augenblick sehr gewichtig ist: „Was würden Sie thun, im Falle das Pariser Volk sich gegen die künftige Nationalversammlung auflehnen und dieselbe auseinander treiben wollte?" Der Bewerber ward verlegen; er wollte einen Unterschied zwischen einer allgemeinen Insurrektion und einer bloßen Meuterei machen. Allein mit dieser Antwort ließ man ihn nicht los, man verlangte eine bestimmte Antwort, ob er als Oberster einer Pariser Legion zu den Parisern oder zur Nationalversammlung halten würde. Der Bewerber konnte nicht länger ausweichen und antwortete: da die Nationalversammlung der Repräsentant der gesammten Nation seyn werde, so glaube er diese vorzugsweise mit seiner Legion unterstützen zu müssen. Aus diesem einzigen Umstand kann man abnehmen, aus welchem Gesichtspunkte man hier die künftige Nationalversammlung betrachtet. Es gibt bereits über vierzig Klubs in Paris; in mehreren wird der Communismus als einziges Heilmittel gepredigt, und die Mitglieder versprechen einander, Alles anzuwenden, um es zur Gütertheilung zu bringen. In diesen Klubs befinden sich freilich nicht die gebildetesten Männer, allein sie sind zahlreich, und es sind unter den Mitgliedern Wagehälse, die sich durch kein Hinderniß abschrecken ließen, wenn sie einmal Hand an's Werk legten. Deutsche Klubs bestehen bereits zwei, wovon der eine ein Handwerkerklub ist und wohl 1500 Mitglieder zählt. Ebenso bestehen ein italienischer und ein polnischer demokratischer Klub. Diese Fremdenklubs geben sich aber zunächst mit den Angelegenheiten ihres Vaterlandes ab und sind der öffentlichen Ruhe in Frankreich nicht gefährlich. Es gibt bereits zwei Tageblätter, welche Stenographen in den Klubs halten und die Verhandlungen mehrerer im Auszuge mittheilen. Das eine heißt la voix des clubs, das andere la commune de Paris, moniteur des clubs. Der Zeitungen gibt es jezt so viele als der Klubs, und das Zeitungswesen hat einen Schwung erhalten, wie vielleicht kaum während der ersten Revolution. In den ersten Tagen nach der Umwälzung gaben einige Blätter mehrere Auflagen im Tage, um die Begebenheiten gleichsam nach Stunden zu berichten. Da kein Stempel mehr erforderlich ist und mithin die Preise aller Tageblätter herabgesezt worden sind, so gibt es jezt Zeitungen für Bemittelte und Unbemittelte, Blättchen, die auf der Gasse zu einem Sou feil geboten werden, und große Tageblätter.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, März.

(Fortsetzung.)

Theater.

Gestatten Sie mir, von Ereignissen so allgemeinen Interesses und politisch großer Bedeutung zu minder wichtigen, wenigstens in so bewegten Zeitläuften untergeordnet erscheinenden Vorgängen überzugehen. Unserm Theater steht abermals eine Umgestaltung bevor; ob dieselbe eine Reform im besten Sinne des Worts seyn wird, müssen wir in geduldigem Harren abwarten. Dr. Schmidt, „des langen Haders müde," tritt, ich glaube schon zu Ostern, von der Direktion zurück und übergibt dieselbe mit Genehmigung des Stadtraths Herrn Cramer, einem Manne, der in der Theaterwelt vielfach bekannt ist, den Ruf eines tüchtigen Direktors besitzt und dem ansehnliche Geldmittel zu Gebot stehen sollen. Ein reicher böhmischer Cavalier, Cramers Schwiegersohn, soll die erforderlichen Gelder vorschießen, so daß Seitens des Kostenpunkts wohl jegliches Bedenken wegfallen dürfte. Ob wir auch hinsichtlich der Kunst einen glücklichen Tausch machen, wird die Zeit lehren. Was immer dem scheidenden Direktor und seinem viel geschmähten Oberregisseur, Marr, vorgeworfen werden mag, Freunde der Wahrheit müssen und werden es offen und ehelich aussprechen, daß Beide redlich bemüht waren, die Bühne zu einem Tempel der Kunst zu machen, auf Bildung des guten Geschmacks hinzuwirken. Fruchtlos ist ihr Mühen in dieser Hinsicht, troß zahlloser Anfeindungen, nicht geblieben; wir fürchten aber sehr, daß mit dem Rücktritte der bisherigen Direktion eine Aenderung erfolgen wird, da die bedeutendsten Kräfte des Theaters entweder sogleich oder doch in kurzer Zeit unsere Bühne verlassen werden. Möchte Cramer eben so viel guten Geschmack besitzen, als man ihm Direktionstalent zuspricht; dann dürften wir hoffen, die unter Dr. Schmidts Direktion mühsam erlangten Errungenschaften unter dem neuen Direktor sich frei und fröhlich entwickeln zu sehen.

Als theatralische Neuigkeiten, die mit Beifall hier aufgenommen wurden, nenne ich „die Republikaner," von Julius Fröbel, ein Name, der Ihnen von früherher bekannt seyn wird. Fröbel war vor einigen Jahren Buchhändler in der Schweiz und gab, weil sein ganzer Verlag in allen Bundesstaaten verboten ward, das Geschäft auf. Wirksamer erwies sich eine Posse von Kalisch, „Einmal hunderttausend Thaler," ein Stück, dem zwar aller Kunstwerth abgesprochen werden muß, das aber durch glückliche Einfälle und Benutzung der Zeitinteressen nachhaltig auf die Masse wirkt. Bedeutendes poetisches Talent verräth ein vieraktiges Drama: „die Macht der Vorurtheile," von Elisabeth Sangelli, Mitglied des hiesigen Theaters. Ein Beweis von der Macht des Talents war der Erfolg, den sich das Stück bei der ersten Aufführung errang. Fräulein Sangelli ist nämlich keineswegs ein Liebling des Publikums, vielmehr von der Mehrheit geradezu gehaßt, aus Gründen, die nicht hieher gehören. Als Schauspielerin hat sie sich niemals vortheilhaft ausgezeichnet, was die Kritik häufig vielleicht zu allzu harten Urtheilen herausforderte. Das Publikum, wo die Gelegenheit irgend günstig ist, immer zu Scandal aufgelegt, war auf alle Fälle vorbereitet, um, sollte das Stück den Erwartungen nicht entsprechen, die kecke Dame dafür zu strafen. Allein auch der gehässigste Gegner verstummte, ward zu lauter Anerkennung hingerissen. Fräulein Sangelli feierte einen glänzenden Triumph, und wir möchten in ihrem eigenen Interesse den Wunsch aussprechen, daß sie der Bühne als darstellende Künstlerin entsagen und sich der dramatischen Dichtkunst fernerhin widmen möchte. Bereits ist das Stück, welches das interessante Thema einer Ehe zwischen Christ und Jüdin behandelt, mit immer gleichem Beifalle vielmal gegeben werden. In nächster Zeit soll Freitags neues Stück „Graf Waldemar" über unsere Bretter gehen. Nach den großen Erfolgen, die desselben Verfassers „Valentine" sich hier errang, ist man auf dieses zweite Produkt des talentvollen Dichters sehr begierig. — Die Oper brachte Flotows „Martha oder der Markt zu Richmond," die auch hier entschiedenes Glück gemacht hat.

(Schluß folgt.)

Beilage. Literaturblatt Nr. 23.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 80. Montag den 3. April 1848.

Ich zog durchs weite Ungarland;
Mein Herz fand keine Freude.
Als Dorf und Busch und Baum verschwand
Auf einer stillen Heide

Lenau.

Aus dem Kaiserstaat.

Wien.

Nach meiner Rückkehr von Pesth hielt mich die Aussicht auf einen schönen nationalen Reiteraufzug noch einige Tage in Preßburg fest. Unweit des Steins, auf dem einst die ungarischen Könige nach der Krönung ihr Schwert nach allen Seiten hin schwangen, standen wir eines Tages an der Donau und erwarteten den neuen Palatin, Erzherzog Stephan, der auf seiner Reise durch Ungarn nach Preßburg kam. Der Regen verhinderte jedoch einen feierlichen Aufzug und die Großen des Landes fuhren, das ungarische Costüm unter ungeheuren Pelzen versteckt, in schweren altmodischen Landkutschen, die von vier Rossen gezogen, von Bauern, die zu Pferde saßen, gelenkt wurden und bis über die Axen mit Koth bedeckt waren, hinter dem Erzherzoge her, den das bekannte tausendstimmige „Eljen" begrüßte. Nur die Heiducken zeigten ihre Reiterkünste. Unsere Landsleute, die Hauer von Preßburg, welche sich als eine Art Landsturm aufgestellt hatten, waren an diesem Tage so begeistert, daß sie verlangt hatten magyarisch kommandirt zu werden. Ein erfreulicher Anblick war es nicht, diesen ächt deutschen Menschenschlag mit den großen ungarischen Schnurrbärten sich unter diesem Kommando nach der Donau hin bewegen zu sehen.

Eine alte Kutsche führte mich bei der Ausfahrt aus Preßburg noch einmal in der ganzen Stadt umher, und es war auffallend, welche Veränderung das Herannahen des ungarischen Landtages seit meiner Ankunft in derselben bewirkt hatte. Die deutschen Schilde hatten sich zum großen Theil in magyarische verwandelt; war es mir doch begegnet, daß ein deutsches Schild mich in ein Bad lockte, das, als ich herauskam, schon einem magyarischen Platz gemacht hatte. — Ein Hohlweg führte uns durch die hier noch ziemlich niedrigen Karpathen auf eine Heide, die sich bis über die deutsche Grenze erstreckt. Hier und da zeigt sich eine Gruppe von hohem Heidekraut, aus deren Mitte ein Strauch hervorragt. Die Brücken, welche über die Sümpfe führen, sind hingeworfene Balken, die sich wie Tasten bewegten, so wie unser Wagen darüber hinfuhr. Aber zwischen unserem Fahrwege und der Donau lagen bereits die Schienen über einander aufgehäuft, auf denen einst der Feuerwagen über diese Heide brausen soll. — Da unser Fuhrmann seine Pferde tränken wollte, fuhr er in ein großes Dorf ohne Wirthshaus hinein, in dessen Mitte ein großer Brunnen stand, der zum Tränken des Viehs eingerichtet war; denselben Weg durch das Dorf mußte er zurückfahren, um wieder auf seine Straße zu gelangen, welche nach ungarischer Weise mehr die Wildniß als die belebten Plätze sucht. Die Straße durchs Dorf aber war, obgleich nur für die Bewohner bestimmt, doch fast noch breiter als die breiteste zu Preßburg oder Pesth. So nimmt hier Alles den Charakter der Ebene, der Puszte an. Die Häuser dieses Dorfes waren sehr reinlich übertüncht; sie hatten Vorhallen aus dicken plumpen Lehmwänden, und saubere hohe Schornsteine auf den hölzernen Dächern.

Abends langten wir in Gänserndorf an. Unter den Personen, welche hier den Prager Dampfwagen erwarteten, standen drei stattliche slovakische Bauernsöhne aus einem der großen und wohlhabenden ungarischen Grenzdörfer und unterhielten die übrigen

Passagiere durch ihre Fröhlichkeit, die sich im Ringen und allerlei Possen zeigte. Sehr kleinmüthig aber wurden sie, als sie beim Einsteigen durch die Schaffner getrennt wurden. Mitten unter Deutschen aufgewachsen, verstanden sie das Deutsche vollkommen und sprachen es eben so richtig, wie die Deutschen selbst es hier sprechen; aber die Worte wurden ihnen wunderbar schwer. „I konn's nit," sagte Einer von ihnen, ein großer, schöner, starker junger Mann, erröthend, indem er einen angefangenen Satz in der Mitte abbrach, gerade wie man eine Last behutsam wieder zu Boden setzt, wenn man sie nicht in die Höhe heben kann, obgleich man vollkommen weiß, wie man sie angreifen muß. Als der Wagen auf der lezten Station vor Wien hielt, wo er aussteigen wollte, bog er sich sehr unruhig aus dem Fenster, und da ihm wieder das Wort versagen mochte, so stieß er, wenn auch etwas schüchtern, ein Jauchzen aus, wie man es wohl überall von den Burschen hören mag, und das ohne Zweifel von den Mädchen am besten verstanden wird. „Lassen's den Slovaken 'raus!" fielen die Passagiere höhnend ein. Noch war die Thüre nicht völlig geöffnet, als auch schon Alle ihn spöttisch zur Eile mahnten. „Jo!" rief der Slovak und sein Ja verwandelte sich wieder in ein langes Jauchzen aus beklommener Brust, mit dem er wie ein geheztes Wild aus dem Wagen sprang. Als dieser abfuhr, sah ich ihn bereits wieder mit seinen Genossen vereint, mit denen er über die ungarische Grenze zu einer Hochzeit gekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tag zu Offenburg.

(Fortsetzung.)

Schon beim ersten Zug (um halb sieben Uhr) war der Zudrang auf unserm Bahnhof überaus lebhaft. Von Freiburg selbst kamen zwei Banner, beide, wie sich von selber versteht, in den deutschen Farben, die eine noch dazu mit dem Doppeladler geziert; doch führte der Adler nicht die Kaiserkrone, nicht den Heiligenschein, nicht Stab, Schwert und Apfel, vermuthlich weil es vor der Hand noch dahingestellt bleibt, welche dieser Kleinode er wieder gewinnen wird. Vielleicht lag die Ursache auch minder tief, wenn etwa dem Maler die Bedeutung besagter Sinnbilder ganz einfach nicht bekannt war. Die Wappenkunde ist nicht die starke Seite der heutigen Künstler. Jeder Bahnhof verstärkte den Zug; überall harrte seiner schon mit wehenden Fahnen eine ungeduldige Menge, die vom Schwarzwald, vom Kaiserstuhl, aus der Ebene des Rheinthals zusammengeströmt war. Die Ankommenden empfing schallender Jubelruf, der betäubend laut erwidert wurde. Schon von Kenzingen an mußte ein Theil der Harrenden auf den nachfolgenden Zug vertröstet werden, weil nicht alle unterzubringen waren; doch hat keiner ganz zurückbleiben müssen.

Offenburg, das malerisch gelegene Städtchen, bot von weitem schon den eigenthümlichsten Anblick. Der schlanke Thurm war mit Fahnen besteckt, von allen Giebeln, aus allen Fenstern und in den Gassen wehten sie so zahlreich, daß die Häuser schier nicht zu sehen waren. Wenn ein Schiff mit günstigem Winde segelt, hüllt es sich in Tücher; diese Banner waren die Segel der deutschen Gesinnung des Tages. Der Bahnhof war mit Menschen übersät. Alles was sich ein wenig nur vom Boden abhob, war zum Schaugerüst geworden, vor allem die Wagen der früher angelangten oder der zur Abfahrt bereit gestellten Züge. „Freiheit, Freiheit!" schrien mit gellender Stimme die Landleute, von denen viele schon mit weiser Vorsicht einen Rausch mitgebracht hatten; sie hätten sonst zu kurz kommen können. Die Ankömmlinge stürzten sich ungesäumt an die Schieber, um Fahrkarten für den Rückweg zu lösen. Ich erhielt für den Betrag des zweiten Platzes aus Versehen eine Karte zum Stehwagen, womit ich Abends hernach auf dem dritten Platz heimgefahren bin. Um vom Schieber wegzukommen, mußte ich mit Mühe den linken Fuß an die Wand bringen und mit einem Schneller mich gleichsam losschießen. Gar zu sanft ging das nicht ab, noch minder sanftmüthig. Flüche und Schimpfworte beantwortete ich lachenden Mundes mit dem Losungswort des Tages: „Freiheit!" Zu München hätte ich gesagt: „Alles Keferlohisch." Wer das rechte Feldgeschrei weiß, wird überall durchgelassen.

In der Stadt ging's lebhaft zu wie auf dem Bahnhof, doch war durchzukommen. Unser rüstiger Bannerträger führte uns schnurstracks dem Rathhause zu, vor welchem wir festen Fuß faßten. Den Söller schmückten ausgehangene Tücher und ein Zeltdach; er war zur Rednerbühne bestimmt. Der Platz vor dem Rathhause ist nicht gar zu groß, doch eben darum für eine Volksversammlung wohl geeignet. Die hohen Gebäude gegenüber halten den Schall der Stimme vom Söller zusammen, so daß der Redner unschwer zu verstehen ist. Jeder Augenblick brachte frische Ankömmlinge, die sich friedlich aneinander schaarten. Nirgends ließ sich ein Diener der Polizei blicken, und die Bürger mit den Armbinden hatten gar nichts zu thun, um die Ordnung zu erhalten; wie man mir sagte, sollen sie nur einmal bittweise eingeschritten seyn, als eine Bauernschaar mit Sensenspießen erschien. „Seyd so gut und thut die wüsten Dinger

weg, die Leut' fürchten sich davor," sey gesprochen worden, hieß es. Ich für mein Theil habe keine Sense erblickt, außer eine einzige an einer Fahnenstange, die also nicht als Waffe, sondern als Wahrzeichen zur Stelle war. Wüste Reden vernahm ich indessen mehr als genug in meiner Nähe. Ich war unversehens in einen Haufen von Bauern aus dem „Hanauer Ländle" gerathen (so heißt der Landstrich unter Kehl, welcher vor Zeiten den Grafen von Hanau gehörte und von dessen Eigenthümlichkeiten ich schon vor drei Jahren den Lesern manches mittheilte *). Die Leute führen unter ihren Pelzkappen aufgeweckte Köpfe und rüstige Zungen; da sie nun um meines Jägerkleides willen mich für einen Förster halten mochten, so redeten sie mir zu Gehör und schienen mich ärgern zu wollen. Ich aber brachte die Unterhaltung auf die Juden, und sofort war vom Wald nur insofern noch die Rede, als er Holz zu Scheiterhaufen liefern könnte. „Schad' um's Holz, so lang unsere Ströme und Bäche noch Wasser genug haben," sagte einer von Lichtenau dazu, und der Mann war doch erst aus Amerika zurückgekommen, wo's noch Bäume im Ueberfluß gibt.

Nach eilf Uhr „begann" die Versammlung. Nämlich sie war längst schon vollzählig, aber noch nicht beim Geschäft; vom Eröffnen einer Sitzung war nicht zu sprechen, wo Alles stand. Ein Offenburger Gemeinderath begrüßte die Versammlung, hieß sie willkommen und sagte zugleich, daß jeder auftretende Redner zuvor sollte genannt werden. Dabei gab's ein kleines Zwischenspiel. Die Fahnen sollten aufgewickelt werden, weil ihr Flattern im Wind zu viel Lärm machte; unten war's geschehen, auf dem Söller auch, doch oben wehte noch ein Banner, groß wie ein Segeltuch. Nun verstand der Gemeinderath, man wolle die Fahnen losgewickelt haben, weil er die über dem Zeltdach nicht bemerkte. Er suchte darzuthun, daß das Entrollen nicht zweckmäßig seyn würde, und es dauerte lange, bis die vielköpfige Menge ihre Meinung klar zu machen verstand.

* Siehe St. Martins Nachtwache, dritte Erzählung.

Die erste Rede hielt Itzstein, „Vater Itzstein." Der Mann ist schon ziemlich bejahrt, aber nicht alt. Er sieht kräftig und rüstig aus, spricht mit volltönender Stimme und hat alle fünf Sinne beisammen. Dießmal trugen seine Züge ein Gepräg von unverkennbarer Siegesfreudigkeit, und er hatte Recht, seiner Sache sicher zu seyn. Sein Wort übte eine so schlagende Wirkung auf die Stimmung des Tages, daß sofort keine Rede mehr von einem badischen Freistaat hätte seyn dürfen. Dieses Ergebniß wälzte schwere Steine von mancher Brust, auch von der meinen. Sie kennen ja meine Gesinnung seit langen Jahren. Nach meinem Gefühle ist die wahre Freiheit nur in geordneten Verhältnissen zu finden. Der sogenannte Freistaat ist mir noch ein schlimmeres Ding, als die Willkür eines Selbstherrschers, und ich halte beim Stand unserer Gesittung den Verfassungsstaat für allein geeignet, uns zufrieden zu stellen. Zudem hätte ein Sieg der freistaatlichen Partei uns vom deutschen Vaterland losgerissen. So müssen wir dem alten Itzstein und seinen Freunden es Dank wissen, daß sie dieses Aeußerste verhüteten; nicht minder sind wir schuldig, uns sammt und sonders einer Richtung anzuschließen, welche das Volk dem Ziele zuführt, vor dessen Erreichung alle Nebenrücksichten bei Seite zu setzen sind. Die Unbedingten von rechts und von links, die Gemäßigten von allen Farben müssen einig seyn, und sind es auch im badischen Land seit dem Tag von Offenburg. Wir wollen vor allen Dingen das Unsere thun, damit Deutschland seine weltbeherrschende Stellung wiedergewinne, gleichviel wie unser Bannerträger heiße. Wir folgen dem Führer, welchem die Menge sich anschließt, denn hierin kann nur die Menge den Ausschlag geben.

Sie verlangen natürlich nicht, daß ich den Inhalt der Reden wiederhole; sie stehen ja in den Zeitungen. Im Ganzen weiß auch die Welt, daß unsere Volksanführer ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen sind. Mit Vorbedacht sag' ich nicht Volks„führer," weil „Anführer" den Demagogen in jeder Beziehung übersezt.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, März.

(Schluß.)

Vorlesungen. — Zeitungen. — Geldklemme.

Dr. Griepenkerl aus Braunschweig unterhielt einen zahlreichen Zuhörerkreis durch seine Vorlesungen über deutsche Literatur und Musik, nicht ohne durch die Keckheit seiner Urtheile, durch die Einseitigkeit der Auffassung großer Dichtwerke und die mancherlei bald geistreichen, bald scurrilen Paradoxen heftigen Widerspruch zu erwecken und die Kritik gegen sich heraus zu fordern. Ein Verein von Männern aus allen Fächern hat Vorlesungen

zu halten begonnen zum Besten des Volksschriftenvereins, denen des guten Zweckes halber ein größeres Publikum zu wünschen wäre. — So eben erfahre ich, daß Dr. Gretschel, Herausgeber der Leipziger Zeitung, in vergangener Nacht unerwartet am Schlagfluß gestorben ist. Vor wenigen Wochen erst rief der Tod seinen Vorgänger in der Redaktion, Professor Hasse, ab. Gretschel war ein unermüdlich fleißiger und höchst gewissenhafter Mann. Unter seiner leider nur kurzen Redaktion hatte sich die genannte Zeitung bedeutend gehoben und, so viel dieß bei den traurigen Rücksichten, die sie nehmen mußte, möglich war, eine Art politische Farbe angenommen. Von der Wahl des neuen Redakteurs wird es abhängen, ob auch dieses innerhalb Sachsens sehr stark verbreitete Blatt in der neuen Aera, die uns bevorsteht, sich zu einer einflußreichen politischen Zeitung, sey's auch nur in Bezug auf Angelegenheiten des Landes, wird erheben können.

Kaufleuten und Gewerbtreibenden bangt vor der Zukunft. Alle Geschäfte gehen flau oder liegen wohl gar darnieder. Geld mangelt überall, die Papiere, wie sie immer heißen mögen, fallen, der Bankier zeigt sich schwierig und kauft nur ungern, und mit ansehnlichem Verlust des Verkäufers, Effekten. Daß unter solchen Umständen namentlich der Handelsstand baldige Rückkehr der gestörten Ordnung und Befestigung irgend eines neuen, oder in alte Geleise zurückgeleiteten Zustandes wünscht, ist sehr erklärlich und läßt sich mit der angeborenen Schwäche des Menschen entschuldigen, wenn man es auch vom patriotischen Standpunkte aus nicht sehr preiswürdig finden kann. An Vergnügungen denkt auch Niemand mehr; ein großer Ball, zur Unterstützung der Nothleidenden in Schlesien und unserm Erzgebirge, gegeben am Tage wo der Sturz des Julithrons Alle erschütterte und verwirrte, war meines Wissens das lezte öffentliche Vergnügen in diesem schwer ernsten Karneval. Man hat nur Sinn für Politik, selbst Frauen und Mädchen, ja sogar Schulknaben lesen Zeitungen und erlauben sich ihre Meinungen über unsere entlassenen Minister zu äußern, ihre wahrscheinlichen oder gewünschten Nachfolger zu kritisiren: Alles Zeichen, daß die Deutschen, laut Erklärung des Bundestags, wirklich reif sind, in die Reihe der politischen Nationen einzutreten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Klubs. — Berathungen der Schüler. — Quinets Vorträge.

Man hat auch angefangen, dem Volk durch ein Bulletin de la République, welches angeheftet wird, und dessen ich schon zu Anfang dieses Berichts Erwähnung gethan, unentgeldlich die Neuigkeiten, besonders die Verordnungen der Regierung, mitzutheilen; doch habe ich bisher erst eine einzige Nummer dieses Bulletins angeheftet gesehen. Uebrigens sind die Mauern mit Anschlagblättern politischen, religiösen und staatswirthschaftlichen Inhalts bedeckt. Gedruckte Einladungen zu Klubs und zu Versammlungen der Nationalgarde erblickt man überall. Abbé Lamennais hat sein eigenes Blatt, Raspail ebenfalls; im deutschen Klub tritt Herwegh, im italienischen Mazzini als Vorstand auf. In den französischen Klubs ging es Anfangs ein wenig bunt her; aber nach und nach kommt Ordnung hinein und die Leute gewöhnen sich an eine ruhige Erörterung. Einer der Hauptklubs ist der des „Central-Brüdervereins,“ in welchem Cabet, der auch ein demagogisches Blatt herausgibt, den Vorsitz führt. Cabet war früher Deputirter und hat mehrere politische Flugschriften herausgegeben, die ihm Verfolgungen von Seiten der königlichen Regierung zuzogen. Jezt wird er wahrscheinlich in die Nationalversammlung berufen werden. In dem Revier der Vorstadt St. Germain, wo viele ehemals vornehme Herrschaften wohnen, befindet sich ein Klub, in welchen sich viele Bedienten aufnehmen lassen. In einer der lezten Sitzungen hielt ein Koch eine Anrede an seine Mitbrüder. Ein kleines Tageblatt hat auch schon einen Spaß fertig auf diesen Klub; es behauptet, derselbe habe einen Beschluß in zehn Artikeln gefaßt, den er der provisorischen Regierung vorlegen wolle, um ihn in ein Gesetz verwandeln zu lassen. Darin heißt es unter anderm: 1. Art. Alle Herrschaften sind abgeschafft. 2. Art. Die Bedienten können bis acht Uhr Morgens ausruhen, und dürfen nicht eher in Anspruch genommen werden als bis sie ihre Chokolade getrunken haben. 3. Art. Am Sonntag kann keiner zum geringsten Dienst angehalten werden. 4. Art. Es wird zwei Sonntage in der Woche geben u. s. w. An Spaß und komischen Scenen fehlt es überhaupt in Paris mitten unter den ernsthaftesten Begebenheiten niemals. Nach dem Beispiele der Erwachsenen haben sich auch die Schüler der Lyceen auf's Versammeln und Berathschlagen gelegt. Vorigen Donnerstag hielten sie eine Versammlung unter freiem Himmel im Luxemburger Lustgarten. Mehrere Rhetoriker und Philosophen (ich meine Schüler der rhetorischen und philosophischen, das heißt der obersten Klassen) hielten Anreden an ihre Mitschüler und stellten ihnen vor, daß sie sich verständigen müßten, um die Abschaffung mehrerer Punkte in ihrem Studienplan durchzusetzen. Das Uebersetzen aus dem Französischen in's Griechische scheine ihnen eine ganz unnütze Uebung; die Studien seyen zu lang und zu kostspielig; die rhetorische Klasse könne recht gut mit der philosophischen verbunden werden; ein guter Philosoph könne man doch erst später in der Welt werden u. s. w. Die kleinen Redner machten ihre Sache gar nicht übel. Natürlich haben seit der Februarrevolution Michelet und Quinet, die von der vorigen Regierung suspendirt waren, ihre Lehrstühle im Collège de France wieder bekommen, und wenn der Pole Mickiewitz hier wäre, so stünde ihm ohne Zweifel sein Lehrstuhl auch wieder offen. Quinet hat seine Vorträge mit einer Einleitungsrede wieder begonnen, welche in einigen Tageblättern abgedruckt worden ist, und worin er unter anderm sagt: „Das wiedererwachte Frankreich bringt der Welt das Leben. Kein Haß, keine Rache wohnt in seinem Herzen. Diese Nation fühlt, daß sie so eben für alle Nationen gearbeitet hat, und sie weiß, daß ihr Werk gut ist. O ihr Völker Englands, Deutschlands, der Schweiz, Spaniens, Ungarns, der Moldau, Portugals, ihr slavischen Stämme, ihr Russen (denn auch ihr habt Männerherzen, und daß sie mit den unsrigen schlagen, wissen wir), ihr Alle, die ihr auf uns schaut, wir haben einen und denselben Zweck. Seht, wir haben für euch gekämpft, unsere Freude wird es seyn, den Sieg mit euch zu theilen. Wird es einigen, in ihrem dynastischen Interesse handelnden Fürsten gelingen, die große Familie des Menschengeschlechts zu entzweien? Nein, das wird, das darf nicht seyn. Das Licht ist erschienen; im Augenblick, da ich spreche, schlingt sich der Geist der Brüderschaft, der Geist, welcher sich am 24. Februar auf dem blutigen Pflaster erhoben, empor und verbreitet sich über die ganze Fläche der Erde. Eine einzige Stimme erschallt zu dieser Stunde aus der Brust der Menschen, trotz der Verschiedenheit der Sprachen, der Nationalitäten, der Himmelsstriche; hört, sie rufen einstimmig: Ruhm und Friede sey mit den Wohlgesinnten! u. s. w." Ich führe dieses Bruchstück an als Probe, wie jezt der öffentliche Unterricht in den höhern Anstalten lautet.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 81. Dienstag den 4. April 1848.

> Wir stehen hier statt einer Landsgemeinde,
> Und können gelten für ein ganzes Volk.
> Was ungesetzlich ist in der Versammlung,
> Entschuldige die Noth der Zeit.
>
> Schiller.

Der Tag zu Offenburg.

(Schluß.)

Nach Itzstein sprach Gustav von Struve. Dieser Redner nimmt schon durch sein edel geformtes Antlitz mit dem schwärmerischen Ausdruck für sich ein. Dem Aussehen nach mag Struve ein Mann von dreißig bis zwei-und-dreißig Jahren seyn; doch scheint er älter, wenn er, den malerischen Schlapphut abnehmend, den kahlen Scheitel zeigt. Zum Kahlkopf würde ein längerer Kinnbart passen. Struve ist in seinem Wohnort durch seine Sonderbarkeiten bekannt, als deren hervorstechendste erwähnt wird, daß er mit seinem Hausstand nur Pflanzenkost genieße. Wir haben in diesem Brahmanen einen begabten tüchtigen Redner kennen lernen — nach meiner Ansicht den begabtesten unter allen, die wir zu Offenburg vernahmen. Nur im Anbeginn des Vortrags störte die sichtliche Anstrengung ein wenig, doch bald überwogen die Vorzüge der wohllautenden Stimme, des bündigen Ausdrucks, der fließenden Redeweise, des angemessenen Geberdenspiels. — Hecker, der nach Struve auftrat, sah bleich und angegriffen aus und machte auf mich den Eindruck, als fühle er ahnend schon die unvermeidlichen Folgen dieses denkwürdigen Tages. Wer auch möchte ihm das verdenken? Die Geschichte lehrt, daß keiner von denen in Ruhe seines schönen Todes sterben soll, welche sich an die Spitze einer gewaltsamen Bewegung stellten. Itzstein der Greis, Struve der Schwärmer machen sich daraus nichts oder denken gar nicht daran; aber Hecker ist weder Greis noch Schwärmer. Ich will damit nicht sagen, daß er sich fürchtete; wenn er keinen Muth besäße, so wär' er fein zu Hause geblieben; ich behaupte sogar, daß einer ganz besonders vielen Muth bewährt, wenn er mit klarem Verstand das böse Ende sieht, und dennoch festen Schrittes seine Fahne voranträgt. Hecker ist vorzugsweise der Mann des hellen Scharfblickes und gilt bei vielen für das eigentliche Haupt seiner Partei; andere wollen von einer Mitbewerbung zwischen Itzstein und ihm wissen.

Die übrigen Redner nach diesen drei wichtigen Männern sprachen zum Theil recht gut, doch entschieden sie nichts mehr. Im Ganzen mögen sie auch an Geist und Rednergabe minder hoch stehen. Am meisten fesselte die Theilnahme durch seine kräftige Ansprache der Buchhändler Hof von Mannheim, am wenigsten Gottschall, der weder über den Inhalt noch über die Form seines Vortrags mit sich selber einig schien. Ich für mein Theil habe davon nichts begriffen, als daß er uns zu einem christlichen Lebenswandel ermahnte, aber ich begriff nicht, was eine solche Mahnung gerade hier bedeuten sollte; was übrigens nicht so zu verstehen ist, als wollte ich der kirchenfeindlichen Richtung mich anschließen, die sich bei der Versammlung nur allzudeutlich aussprach. Die Kirche war von jeher der Freiheit Schirm und Hort und wird es in alle Ewigkeit bleiben, ohne daß sie dazu des weltlichen Armes bedürfte. Jedes Bekenntniß sey frei, doch die alleinseligmachende Kirche nicht mit Gewalt bedrückt! Merkt euch das, die ihr die Diener des göttlichen Wortes Pfaffen nennt, und die ihr vergeßt, daß der Erzpfaff zu Rom euer erster Bannerträger ist. Pfaff bedeutet übrigens einen treuen Hirten gläubiger Seelen durch die Anfangsbuchstaben

der lateinischen Worte: pastor fidelis animarum fidelium.

Nach den Reden und dem beifälligen Jubel, womit sie empfangen wurden, war zum Voraus die Zustimmung zu den Beschlüssen entschieden, welche der Versammlung vorgelegt werden sollten. Diese Beschlüsse sind bekannt. Der erste begehrt ein deutsches Parlament. Ich tadle daran nur den fremden Wortlaut, wie denn überhaupt die Redner des Tages, selbst Struve nicht ausgenommen, eine arge Nachlässigkeit im Punkt der Sprachreinigkeit bewiesen, was um so mehr auffiel, da in den gedruckten Vorschlägen eine etwas reinere Ausdrucksweise vorherrschte. Gedruckt war von Zugeständnissen die Rede, das lebendige Wort sprach immer von Concessionen. Doch spricht auch das gedruckte Blatt von deutscher Nationalität, als ob eine ächte Volksthümlichkeit ohne den heimischen Ausdruck dafür jemals feste Wurzel schlagen könnte. Fragt einmal bei Ernst Moriz Arndt an, ob der Ausdruck für eine deutsche Sache ein so gleichgültiges Ding ist, wie ihr etwa euch einbildet? Er wird's euch schon sagen. — Bei der Verhandlung über die Beschlußfassung, von Struve meisterhaft geleitet, erlebte ich unter meinen Pelzkappen manchen Spaß. Wenn Struve weiß sagte, verstanden sie schwarz, was sie jedoch nicht hinderte, beistimmend die Hände zu erheben. Der auf dem Söller ermangelte seinerseits nicht zu äußern: des Volkes Wille sey allein entscheidend; sobald dann hundert Stimmen auf einmal sprachen, fing er natürlich das heraus, was ihm just taugte, auch wenn es etwa gar nicht gesagt werden. Das gehört aber zur Kunst der Volksanführung. Die Hanauer begehrten, daß der landesherrliche Förster nichts im Gemeindewald zu befehlen habe, worauf es droben hieß: „Das Volk will, daß alle Vorrechte abgeschafft werden, welchen Namen sie tragen." — „Der versteht's," jubelten die Bauern mit erhobenen Händen, fest überzeugt, daß sie fortan nach Gutdünken im Walde wirthschaften dürften. Auch auf der Rednerbühne fehlte nicht das lustige Nachspiel. Nachdem die Beschlüsse gefaßt worden, kam Fickler zum Vorschein, der Herausgeber der Seeblätter, um in seiner Art Reu und Leid zu machen. Dieser Mann, nicht ohne gesunden Mutterwitz, wenn schon nur mangelhaft gebildet, ist zu Constanz eine volksthümliche Erscheinung, und in neuester Zeit der Wortführer der Freistätler. Dießmal gab er zu erkennen, er wolle sich einstweilen bescheiden. Dasselbe sagte nach ihm, aber in würdiger Weise, der alte Winter von Heidelberg.

Nach dem Schluß der Verhandlungen eilte die Menge den Wirthshäusern und Schenken zu. Viel wurde gegessen, mehr getrunken, nicht weniger geplaudert, doch lief alles ganz anständig ab, und von der gemeinsamen Fahrt nach Karlsruhe war keine Rede mehr. Das Volk hatte seine Angelegenheiten förmlich und feierlich in seiner Anführer Hände gelegt und schien entschlossen, den Verlauf der Sache abzuwarten. Die just eingetroffenen Nachrichten aus Wien trugen viel dazu bei, alles Mißtrauen gegen die Machthaber (!) zu beschwichtigen. Wenn man auch nicht eben glaubte, daß die Wiener (wie Kapp erzählt hatte) die Schienen ihrer Eisenbahn als Keulen geschwungen, so glaubte man doch an Metternichs Sturz, und das war die Hauptsache. Alle Bedenklichkeiten, alle Furcht hatte die große Neuigkeit von dannen gescheucht. Nach Offenburg waren Parteimänner gekommen, von Offenburg gingen fast nur Deutsche heim, voll des gewaltigen Gedankens von dem einen großen Vaterland.

Aus dem Kaiserstaat.

Linz.

Mitten unter der lebhaften Gesellschaft auf dem Dampfschiffe, das mich von Wien nach Linz führte, saß ein kleines Mädchen, das allein die Reise bis Ulm machte. Ihre Eltern leben von einander geschieden in Ulm und in Wien, und so muß das Kind in kurzen Zwischenräumen immer die Donau auf und ab fahren, um bald bei dem Vater in Wien, bald bei der Mutter in Ulm zu seyn. Zu Anfang der Theurung war sie von dieser die Donau hinab nach Wien geschickt worden, und sie kehrte jezt, da die Ernte gut ausgefallen und das Korn billiger war, donauaufwärts zur Mutter nach Ulm zurück. Die Wienerin, mit der der Vater sich zum zweitenmale verheirathet, schickte sie der Mutter so aufgepuzt als möglich zurück, und so wird die kleine Dulderin, das lange, ernsthafte Kindergesicht mit den großen Augen, in ein Ulmer Sonntagsmützchen gehüllt, mir noch lange vor Augen stehen. Viel lustiger war ihre Landsmännin, eine hohe, starkknochige alte Schwäbin, die von Stuttgart aus ihrer Tochter, einer Wiener Fabrikarbeiterin, einen Besuch gemacht hatte. Sie neckte sich mit einem Tiroler, der sich durch Fröhlichkeit und Trinklust auszeichnete.

Es war ein schöner, malerischer Anblick, als vor einer Stadt das Dampfschiff einige Minuten anhielt und das Volk ausstieg, um sich mit Speisen und Getränken, die am Ufer von Höckerinnen feil gehalten wurden, auf die Nacht zu versorgen, noch mehr aber als Alles mit Trauben und Wein beladen, in langer Reihe auf das Schiff zurückkehrte. Einer von ihnen hatte eine mit Wein gefüllte Henkelflasche in Ermangelung des Deckels mit einem großen rothbackigen

Äpfel bedeckt. Mitten unter ihnen ging auch der Tiroler Bacchus mit phlegmatischer Sicherheit, aber das weinselige Haupt etwas nach vorne geneigt, mit einer großen schweren Maaßflasche voll Wein auf dem schwanken Brette einher.

Am neuen Morgen wurden wir durch einen Kanonenschuß geweckt, der hier jedesmal in der Nähe des gefürchteten Strudels gelöst wird. Wir fanden uns in der Sabbathsfrühe in der Nähe unzähliger Kapellen, welche hier die schönen Donauufer krönen. In dieser reizenden Umgebung ließen wir den Tag völlig herankommen, ehe wir an dem Wirbel vorbei fuhren, der einen aus dem Strome hervorragenden Felsen umrauscht. Erst als die Sonne in ihrer ganzen Pracht auf der Donau lag, wurden die Anker gelichtet. Wie wir hier auf dem breiten Strome in der Morgensonne dahin fuhren, schienen die Ufer Schritt vor Schritt schöner zu werden, und die ganze Fahrt von den Kapellen bis zum Wirbel glich einer herrlichen Naturfeier. Und wie ich die Morgensonne nun auf dem epheuumrankten Felsen liegen sah, um den die Wogen wirbelten und schäumten, glaubte das trunkene Auge dort eine Lorelei der Donau zu sehen, die in der Frühe ihr goldenes Haar stählt.

An beiden Ufern begann bald schaarenweise bei feierlichem Glockenläuten das Volk in die Kirchdörfer zur Kirche zu strömen, und wir sahen uns plötzlich auf dem schönen Strome zu beiden Seiten von einem lauten Volksleben umringt. Auch eine Kutsche fuhr, von muthigen Rossen gezogen, eine Strecke weit auf dem Lande neben dem Dampfschiffe dahin und erfrischte die Reiselust, welche durch eine halb durchwachte Nacht etwas abgestumpft war; und so seltsam unersättlich ist das Menschenherz im Genuß, daß dieser Anblick mitten auf der Donau zwischen herrlichen Ufern in mir eine Sehnsucht erzeugte, den herrlichen Strom zu verlassen und mit muthigen Rossen oder zu Fuß die Höhen und Tiefen der Gebirge zu durchmessen.

Auch zeigten sich, als ich Nachmittags nach der Ankunft in Linz noch einen Spaziergang zum Jesuitenkloster machte, mir zum erstenmale die Alpen und lockten gewaltig von den Donaunixen hinweg. Von Jugend auf hatte ich unsern hercynischen Brocken vor Augen gehabt; aber was will der Anblick dieses Berges, der sich wie ein stählerner Bogen nach beiden Seiten hin langsam absenkt, gegen eine fortlaufende Alpenkette bedeuten, deren unzählige schneegekrönte Gipfel, so weit das Auge reicht, in gleicher Höhe, von den Strahlen der Abendsonne beglänzt, da liegen! Es war für mich kein geringerer Anblick als der, bei dem Sealsfield seine Helden in den Ruf „Gelobt sey Jesus Christus!" ausbrechen läßt, den sie in lange andauerndem Staunen in feierlichen Pausen immer und immer von Neuem wiederholen.

Wie leicht könnte man über diesen Anblick das Jesuitenkloster vergessen, triebe nicht die Neugier zu einer Musterung desselben. Es ist ein auffallend nettes, niedriges Gebäude; die Mauern sind aus rothen Barnsteinen aufgeführt, nur die Ecken der Kirche und der Grund aus mächtigen Quadersteinen; oben drei kleine spitze Thürmchen, zu beiden Seiten und in der Mitte des Daches, von denen der in der Mitte der stärkste ist; auf jedem Thürmchen eine blanke Wetterfahne von Messing. Der Wind kam bei den Jesuiten augenblicklich aus Italien.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

* **Hamburg**, März.

Reformbestrebungen.

Es dürfte fast unpassend erscheinen, inmitten der gegenwärtigen großen Weltbegebenheiten von den veränderten Zuständen einer einzelnen Stadt — denn unser Staat ist eine solche — reden zu wollen. Allein man hat jeden Beitrag der Art als Bausteine zum Tempel der Geschichte zu betrachten. So sey es also gewagt, die Aufmerksamkeit der Leser für eine kurze Zeit auch für uns in Anspruch zu nehmen. — Seit dem großen Brand im Jahr 1842 gab sich, weil man während der Katastrophe die Lenker des Staats ihrer schwierigen Aufgabe nicht gewachsen gefunden zu haben glaubte, eine Art von Mißstimmung, ja ein Mißtrauen gegen unsern Senat kund, und man hörte im großen Publikum sogar hie und da arge, gewiß unbegründete Beschuldigungen über die unzweckmäßige Verwendung der eingelaufenen milden Spenden, so daß selbst öffentlich Stimmen laut wurden, die gebieterisch Rechnungsablage forderten. Als diese nicht erfolgte, nahmen Unbehagen und Mißtrauen immer mehr überhand; man überwachte jede Handlung, jeden Schritt des Senats; man verfolgte namentlich einige Glieder desselben mit Haß und Mißtrauen und zerstörte auf diese Weise den Nimbus, mit dem sich diese Körperschaft bis dahin zu umgeben gewußt hatte. Dabei sah sich, eben in Folge der Brandkatastrophe, der Staat gezwungen, größere Opfer denn je von den eben durch dieselbe ärmer gewordenen Bürgern zu fordern, und nicht jeder hatte die Einsicht, daß man darin nur einer traurigen Nothwendigkeit nachgebe, wenn man es nicht den Karthagern nachthun, d. h. die in Trümmern liegende Stadt verlassen wollte. Gerechter aber war der allgemeine Unwille, als man

zu den nothwendigen Opfern noch andere, wie es den Anschein hatte, völlig überflüssige forderte. Ein Engländer, Lindlay mit Namen, wußte einige einflußreiche Männer für von ihm entworfene, zu seinem Vortheil auszubeutende Projekte zu gewinnen. So wurde, neben der Vernachlässigung des Nothwendigsten, der Abdämmung der Stadt gegen die dieselbe zu Zeiten überfluthende Elbe, die alljährlich unendlich großen Schaden verursacht, das Projekt einer Siehlanlage und einer großen Staatswasserkunst in's Leben gerufen und die Ausführung beider, viele Millionen verschlingenden Riesenwerke eben jenem Engländer übertragen. Dieser, der dem Einen oder Andern für Gunst zu Dank verpflichtet seyn mochte, suchte diesen durch für den Staat höchst kostspielige, für Jene aber lucrative Anordnungen abzutragen, und so sah man namentlich den Wasserthurm und die dazu gehörenden Wasserbassins auf dem Grund und Boden eines als Spekulanten bekannten Mannes, dem sich ein ähnlicher zugesellt hatte, ausführen, wofür diesen Herren sehr bedeutende Summen bewilligt wurden, während man, wie vielfach belegt ist, das Areal ganz umsonst hätte haben können, indem der Staat selbst mehrere passende, bis jezt völlig unbenuzte Plätze dazu besaß. Es regnete jezt Broschüren über diesen allgemein verhaßten Gegenstand, und mancher empfindliche Streich wurde bald gegen die Behörden, bald gegen die Spekulanten, bald auch gegen den Projektmacher selbst geführt, und nicht immer vermochte man sie mit Glück zu pariren. Die Entrüstung der Bürger erreichte aber den höchsten Grad, als die für das Riesenwerk bewilligten Summen bereits aufgebraucht und dasselbe troßdem kaum zur Hälfte vollendet war, und diese Entrüstung nahm zu, als man die Entdeckung gemacht haben wollte, daß das der Stadt zuzuführende, so theuer erkaufte Wasser, weil man, um die Spekulanten zu begünstigen, im Moorgrund die Ablagerungsbassins gegraben, ungesundes Moorwasser sey; auch sollen die beim Bau beschäftigten Arbeiter, welche davon getrunken, krank geworden seyn, so daß man ihnen das Trinken verbieten mußte. Der Bürgerconvent, welcher die noch zum Fortbau erforderlichen Summen bewilligen sollte, war daher nicht nur sehr stark besucht, sondern es ging so stürmisch wie fast noch nie darin her; auch brachte der Senat seinen Vorschlag nur mit genauer Noth durch. — Außerdem tauchten Gerüchte auf über vom Senat an eben die unbeliebten, aber durch ihre Geldkräfte angesehenen Spekulanten ertheilten Concessionen, wodurch sogar alte Rechte verlezt und Staatseigenthum vergeben seyn sollte, und es kam nicht nur zum offenen Angriffe in den öffentlichen Blättern, gegen die man sich gut oder schlecht vertheidigen mußte, sondern man kam auch allgemein zum Bewußtseyn, daß eine Verfassung, bei der dergleichen möglich sey, auf schlechtem Grund ruhe, folglich geändert werden müsse, um die Wiederkehr solcher Mißbräuche zu verhüten. Es bildeten sich demnach verschiedene Vereine, um, wo möglich, einen solchen Zweck — den einer Reform der Verfassung — zu erreichen. Unter diesen Vereinen zeichneten sich drei aus: der der Juristen, der Grundeigenthümer und der Nichtgrundeigenthümer, die in manchen Punkten verschiedene Richtungen verfolgend, doch sich dahin vereinigten, die Verfassung reformiren und ihr eine andere Basis geben zu wollen. Die Convente wurden jezt nicht nur häufig besucht, sondern es ging auch oft sehr stürmisch dabei her, und zwar so, daß die bürgerlichen Collegien, welche bei uns zwischen Senat und Bürgerschaft stehen, seither sich aber fest an den erstern angeschlossen und ihm dadurch eine unüberwindliche Macht verliehen hatten, zum Theil mit in den Strudel hineingezogen wurden. Auf von den ersten und einsichtsvollsten Männern der Stadt eingereichte, dringend Abhülfe der bestehenden Uebelstände fordernde Suppliken wurde nicht nur abschlägiger, sondern von Verweisen begleiteter Bescheid vom Senate ertheilt, diesem aber — etwas bis dahin Unerhörtes — zurückgegeben, da man fest entschlossen war, um jeden Preis, selbst um den der Abdankung des gesammten Senats, die dringend nothwendig erscheinenden Reformen herbeizuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, März.

(Schluß.)

Die Geistlichkeit. — Die provisorische Regierung.

Sogar die Geistlichkeit, welche in Frankreich sonst aller freien Bewegung feind war, schließt sich wenigstens scheinbar an die Republik an; die Erzbischöfe von Paris und Lyon, und nach ihnen mehrere Bischöfe, haben Hirtenbriefe in republikanischem Sinne erlassen, oder wenigstens kein Bedenken getragen die republikanische Staatsverfassung anzuerkennen. Zwar hat der Erzbischof von Lyon bereits Einsprache gethan gegen die Vertreibung seiner Jesuiten, und nicht verhehlt, daß er gerade von der republikanischen Verfassung erwartet habe, sie werde die Katholiken nicht hindern, Verbindungen, das heißt Klöster und geistliche Brüderschaften zu stiften. Daß man die vielen neu entstandenen Klöster in Lyon geschlossen hat, ist dem Erzbischof ein Strich durch die Rechnung. Als die Revolution ausbrach, war der katholischen Geistlichkeit sehr bange, sie möchte wieder behandelt werden wie zur Schreckenszeit im Jahr 1793; nach und nach hat sie sich von ihrem Schrecken erholt, da man ihr nicht das Geringste zu Leide gethan hat, und sich an die Republik gewöhnt, wie so manche Andere, denen es noch vor einem Monat als eine Unmöglichkeit erschien, daß jemals von einer Republik in Frankreich wieder die Rede seyn könnte. — Ich möchte gern von etwas anderem sprechen als von der Republik; aber gegenwärtig ist von nichts anderem in Paris die Rede, und die Entwicklung der republikanischen Einrichtungen ist die Hauptsache, und doch eigentlich nur der zweite Punkt: der erste ist, dem völlig gesunkenen Staats- und Privatkredit wieder aufzuhelfen, und den tausenden von unbeschäftigten Arbeitern, welche durch ihr Müssiggehen die öffentliche Ruhe gefährden, Arbeit und Brod zu verschaffen. Millionen Francs sind schon zu diesem Zwecke darauf gegangen, und noch viele Millionen wird der jetzige Zustand verschlingen, ehe es besser wird. Von einem so schrecklichen Erdbeben kann sich ein Land so bald nicht wieder erholen. Die provisorische Regierung hat eine Last auf sich, wie sie noch nie eine Regierung gehabt hat. Lamartine hat oft zwanzig Reden an einem Tag zu beantworten, und mit Worten ist es hier nicht gethan: er muß den Deputationen Gründe angeben und auf ihre Vorstellungen etwas Bestimmtes erwiedern. Dazu kommen hunderte von Privataudienzen, und dann die allgemeinen Berathungen der provisorischen Regierung. In den ersten Tagen nach der Revolution saß sie im Hotel de Ville fast vom Morgen bis zur Nacht. Fünfhundert bis tausend bewaffnete Bürger schwärmten um sie herum, vor dem Rathhause war ein beständiger Lärm der zusammengelaufenen Volksmenge, eine Menge Beschlüsse mußten von der Regierung auf der Stelle gefaßt werden. In einem Nebenzimmer befand sich eine Druckerei; sobald ein Beschluß gefaßt war, wurde er gedruckt und die Exemplare unter die versammelte Menge vor dem Hotel de Ville geworfen. Schwerlich hat jemals ein Dichter ein so bewegtes Leben geführt wie Lamartine seit vier Wochen.

Beilage. Literaturblatt Nr. 24.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 82. Mittwoch den 5. April 1848.

When great leaves fall, the winter is at hand;
When the sun sets, who doth not look for night?
All may be well, but, if God sort it so,
'Tis more, than we expect. —

Shakespeare.

Willi, der Schütz.

(s. Nr. 62—78.)

II.

Lange ging Derni schweigend neben dem Bauer her, der sein Verstummen in Schmerz und Schaam nicht unterbrechen mochte. Willi senkte endlich selbst den Kopf, um besser nachzusinnen, und nur von Zeit zu Zeit warf er ein paar rasche Blicke auf Derni's bleiche, festgeschlossene Lippen und rückwärts auf den Weg und die Häuser, als fürchtete er, daß man ihnen nachsetzen werde. Nach einer Weile drängte er seinen Begleiter auf einen Fußpfad, der an der Höhe durch Gärten, Feld und Wald hinzog. „Es sind zu viel Menschen auf den Beinen," sagte er, „und ich denke, es ist uns besser allein zu wandern." — „Besser wilden Thieren zu begegnen," erwiderte Derni mit ausbrechendem Grimm und Kummer; „besser nie mehr zu glauben, zu hoffen und zu lieben," setzte er leise hinzu.

„Die dort," rief Willi, mit der Hand zurückdeutend, „sind ärger wie Wölfe und Luchse, die man niederschießt und eine gute That damit thut. Haben kein menschlich Herz in der Brust, ist Alles in ihnen giftig und faul; allein was hilft das Klagen, Herr? damit hat noch Niemand eppis gebessert. — Dort unten liegt Stanz," fuhr er fort; „eilt, sprecht mit Euern Freunden; erzählt's dem alten Pannerherrn Imring und seyd auf Eurer Hut. Sie werden Euch bald ein Stückchen aufspielen, daß Euch die Ohren gellen. Es ist gut ausgesonnen."

„Statt dir zu helfen, Willi, reiß ich dich weiter hinab," sagte der Fürsprech traurig. — „Darum macht Euch keine Sorge, Herr," versetzte der Bauer, „werde so wie so auf meinen Füßen stehen. Ich kannte den Hilberg zu gut, um zu glauben, daß er wie ein rechter Mann handeln könnte, Ihr kanntet ihn nicht, habt zu rasch geglaubt und vertraut. — Ich sehe die Sache durch und durch," fuhr er fort. „Er wollte Euch zu seinem Knecht haben, meint', Ihr müßtet um den Finger zu wickeln seyn, wenn er das Regli Euch an den Hals werfe; Ihr aber habt ihm zu früh gezeigt, daß es nimmermehr geschehen kann. Da dankt er allen Heiligen, daß der Ulrich den hübschen Plan gemacht, Euch wieder los zu werden, und wird Himmel und Erde in Bewegung setzen, dem ganzen Land zu zeigen, daß Ihr ein verrätherischer, arger Bub' seyd." — „Du hast Recht," sagte der Fürsprech vor sich hin, indem sie weiter gingen. — „Und nennt uns Spießgesellen," rief Willi lachend, „und hätte mich doch gar gern in die Falle gebracht, oder eine Hanfschnur um meine Arme gezogen." — „Du mußt fort aus dem Lande," fiel Derni ein, indem er still stand und erschrocken nachdachte. „Fahr' über den See, Willi, ich will dir Geld geben; oder flieh' nach Luzern und verbirg dich, bis die Sache ausgetragen ist."

Der Bauer schüttelte den Kopf und sprach ruhig: „Ich bleibe hier, Herr. Gestern wollt' ich gehen; Ihr sagtet: bleib. Heut kehrt sich die Geschicht' um. — Wohin soll ich? Sie würden mich, wenn ich entflöhe, so gewiß wie dort St. Jakobs Kirchli steht, schon morgen im Amtsblatt ausschreiben und überall, wohin ich mich wenden möcht', als Verräther und Verbrecher einfordern. Dann aber wär' Alles verloren, denn wenn ich unschuldig wär', warum wär' ich

denn entflohen? — Nein, Herr, wenn ich Euch nützen will und mir selbst, muß ich bleiben, so gut wie Ihr bleibt; muß hintreten vor ihr vermaledeit Gericht, ihnen da die Zähne weisen und sprechen: „Es ist eitel Lug und Trug, macht mit mir was ihr wollt, ich bleib' dabei." — „Vielleicht hast du auch darin Recht," erwiderte der Fürsprech, „aber, Willi, denk' an den Peter!" — „Denk' eben daran, Herr. Der arme Peter, er möcht' nicht gern lügen, ist aber sein Lebtag ein kluger Mann gewesen, der für sich zuerst sorgt, und ist ein Krämer, der den Handel versteht. — Wie es kommen mag, Herr Derni," sprach er mit fester Stimme, „ich hoff' ein anderer Mann zu seyn."

Sie standen auf der Spitze des Hügels. Unten am Fuße lag der kleine Hof des Bauern, seitwärts in der Tiefe der Flecken Stanz. „Ich danke dir, Willi," sagte Derni, „du bist ein kühner Mann, aber so Gott will, macht sich noch Alles zum Guten." — „Wollen es hoffen," versezte Willi. „Vielleicht geben sie die Klage auf, wenn sie sehen, wir stehen Beide auf dem Platz." — „Und wollen uns redlich helfen, wie wir können, Willi." — „Nehm's an, Herr Derni. Sollte eine Gewaltthat mich treffen, so liegt da unten das alte Weib in der Hütte, gelähmt an Händ' und Füßen, die Niemand hat auf Erden als mich."

Beide schüttelten sich die Hände und trennten sich dann in verschiedenen Richtungen. — Willi stieg die Felsen hinauf in den Wald hinein und verfolgte das Bett eines rauschenden Bergquells, bis er aus dem einsamen jähen Spalt, in welchem das Wasser niederschoß, auf eine grüne Matte trat, die von steilen Kalksteinwänden fast ganz umschlossen war. — Hohe Bergfichten standen an der Grenze des kleinen Weideplatzes und lehnten sich melancholisch mit ihrem finstern Gezweig an die Felsen. Einige Augenblicke stand Willi lauernd still und überzeugte sich, daß er allein sey, dann stieg er rasch an einem der Bäume empor, half sich von Ast zu Ast bis fast in den Gipfel, und nun nahm er sein Gewehr und den Jagdsack und schob beides vorsichtig in einen Spalt der Felsenwand, der von unten unmöglich bemerkt werden konnte. — „Da liegst du sicher," murmelte er vor sich hin, als er wieder unten stand, „und bist mein größter Schatz, den ich besitze. — So lange ich dich habe, bin ich unverzagt, habe einen Freund in aller Noth, der mich nicht verlassen wird."

Rasch verließ er den Ort, und wie die Nacht leise an den Bergen aufkletterte, trat er in seine Hütte und warf seufzend den Hut in den Winkel. Es war so einsam und dunkel; die alte Mutter stöhnte in der Kammer, das kleine blinde Fenster schimmerte röthlich im Abendwiederglanz und Willi stand lautlos in der Mitte des Raums, die Hände gefaltet, den Kopf tief auf die Brust gesenkt. Es überkam ihn ein Bangen und ein Weh, als risse sich etwas von seinem Herzen. Seine Augen wurden feucht, er blickte in die schweren Schatten, welche die Wände umzogen, es war ihm, als stehe er ganz allein in einer Wüste und kein Tag würde je wieder darüber aufgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Kaiserstaat.

Gmunden.

Von Linz bis Lambach, über welches der Weg nach Salzburg geht, führt die Pferdeeisenbahn. Diese Pferdeeisenbahnen in Oesterreich haben etwas höchst Gemüthliches; sie gehören noch durchaus der Romantik des alten Postwesens an. Die Schienen derselben sind eben nicht stärker als Hufeisen von Pferden, die im Gebirge gehen; die Balken, auf denen die Schienen ruhen, sind wie Stubenbalken. Der Mann, welchem die Reisenden in Linz die Fahrt bezahlen, schließt, wenn es Zeit ist, sein Bureau zu, steckt den Schlüssel in die Tasche und fährt als Conducteur mit hinaus in die grünen Tannenwälder, welche sich bis Lambach hinziehen. Wenn der Zug schon im Gange ist, pfeift er dem Fuhrmann auf dem Finger, denn einer der Lambacher Honoratioren gibt ihm vom Fenster aus einen Wink, daß er noch mitfahren wolle. Sogar hinter einem Zaun unweit eines Dorfes, wo ein Geistlicher einsteigen will, wird Halt gemacht. Ja ein Handwerksbursche läuft lange neben der Eisenbahn her und macht dem Fuhrmann ein Zeichen. „Ach, ein blinder Passagier!" rief eine junge Dame, welche neben mir saß, und klatschte vor Freuden in die kleinen Hände. — Der Arme! seinetwegen wurde nicht mehr Halt gemacht, er, der blinde Passagier war für die Pferdeeisenbahn doch schon ein „überwundener Standpunkt." Traurig schlich er uns nach, neben den Schienen her, die er gewiß im Herzen verwünschte, indem er sich nach holprigen Poststraßen und nach der viel langsameren, aber auch menschlicheren „gelben Kutsche" sehnte.

Hinter Lambach werden die Wälder schöner und man merkt es wohl, daß man sich dem Gebirge nähert. Wie ich so dahin schritt auf einem schmalen Fußwege, welcher sich neben der Landstraße hinzieht, da erhob sich zur Seite ein vielstimmiges Gejodel. Es waren etwa vierzig österreichische Reiter, welche von einem Korporal offiziell auf der Kaiserstraße spazieren geführt wurden. Unten, am Ende der Abtheilung, stimmte etwa Einer an und jodelte eine Zeitlang allein; dann sezte aus der Mitte des Fähnleins in den entsprechenden

Tönen ein Anderer ein, sodann vorn zu gleicher Zeit mehrere, und endlich sang der ganze Reiterhaufen aus tiefster Brust in hellen, harmonisch jauchzenden Tönen. Das war nun fürwahr das großartigste Concert im Walde, welches ich je gehört. Dreimal glücklich pries ich das mächtige Oesterreich, weil selbst in seinen Kasernen sich noch ein so schönes Volksleben erhalten hat. Endlich wurde es still, denn der Unteroffizier gab ein Zeichen zum Traben. Nach einiger Zeit aber vernahm ich den Gesang wieder und die Reiter schienen zurückzukommen. Sie zogen an mir vorbei und ich unterließ nicht, dem Unteroffizier, der theilnahmlos mit seinem Korporalstocke hinterdrein ritt, ein Compliment über den Gesang seiner Soldaten zu machen. Er strich sich den Schnurrbart und lachte laut.

Nachdem ich eine Strecke fortgegangen war, schien sich der Gesang mir abermals zu nähern. Wirklich hatte der gefällige Korporal seine Reiter nun nochmals Kehrt machen lassen. Wohl eine halbe Stunde lang gab mir der österreichische Reiterhaufen auf meiner bescheidenen Fußwanderung aus einer gewissen Entfernung mit seinem prächtigen Gesange das Geleit, und so näherte ich mich mehr und mehr dem Gebirge. Endlich sprengte der Unteroffizier mit seinen Sängern zurück zur Lambacher Kaserne.

Bald kam ich an das Ufer der Traun und hier gesellte sich ein alter Schiffer zu mir, der einen belasteten Kahn auf dem Flusse bis Lambach geführt hatte. Zwischen Wien und Linz war es ein schöner Anblick für mich gewesen, die kleineren Fahrzeuge nur immer die Donau hinabgleiten zu sehen, wie denn die Fahrt stromab immer einer schönen Naturfeier gleicht. Da folgte Alles der leichten Naturgewalt, da war kein Mühen gegen den Strom und die fröhlichen singenden Schiffsleute arbeiteten nur, um die Kähne, so viel als nöthig war, auf der Höhe des breiten Stromes zu halten. Jezt erfuhr ich, daß die aus den Nebenflüssen der Donau kommenden Kähne sämmtlich bis Wien, aber niemals zurück gehen. In Wien werden sie von dem Eigenthümer der Waaren verkauft. Dort werden die schadhaften zerhauen und als Brennholz benuzt, die bessern aber treiben, oft mit ihrer ursprünglichen Ladung von Tiroler Käse, Schwarzwälder Uhren u. dgl. noch weiter die Donau hinab, nach Ungarn hinein. Die Eigenthümer kehren auf den Dampfschiffen oder auf den Stellwagen mit dem gelösten Gelde nach Hause zurück, wie der Tiroler, mit dem ich von Wien nach Linz gefahren war. Auf der Hinreise miethen die Eigenthümer von Station zu Station Schiffer, welche jedoch immer nur so weit mitfahren, daß sie an demselben Tage zu Lande wieder nach Hause zurückkehren können. So kehrten auch jezt bei guter Tageszeit zahlreiche Schiffer nach Gmunden zurück. Alle gesellten sich, so wie sie hinter uns drein kamen, auf kurze Zeit zu uns; im Gehen rechnete dann der Alte, der für heute ihr Oberhaupt war, mit ihnen und gab ihnen ihren Lohn, worauf sie uns bald wieder vorauf eilten wie Seemöven und mit den beweglichen Rudern über den Schultern vor uns herflatterten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

△ Paris, März.

Die Revolution. — Theater

Die Ereignisse in Wien und Berlin haben hier die größte Begeisterung erregt. Wenn ich sage hier, so meine ich freilich nur eine gewisse Partei. So viel ist gewiß, daß man nicht mehr von den Deutschen sagen hört: Oh! les allemands! ce sont de bonnes gens. Die Franzosen hatten bei diesem Ausdruck viele arrière-pensées, wie etwa: wenn man die Deutschen ruhig in ihrer Studirstube hocken läßt, und die Regierungen ihnen erlauben zu philosophiren, zu rauchen und ihren Wein zu trinken, so verlangen sie nichts weiter. Dann kamen sie auf die traditionelle deutsche Geduld, Träumerei und Mondscheinphantasie zu sprechen. Sie sehen aber nun, daß der Deutsche auch aufwachen und die Geduld verlieren kann, und rüttelt er sich einmal aus dem Schlafe, so drängt er die Welt aus den Fugen, so gut wie der Franzose; aber, hoffen wir, nicht um sie zu zerstören, sondern sie besser und würdiger einzurichten. — Es gibt jezt drei Parteien hier: Alarmisten, gleichgültige Ruhige und Enthusiasten. Alle aber sind Republikaner, die einen aus Furcht, die andern aus Enthusiasmus, und die Ruhigen, Besonnenen, weil sie vor allem eine starke, feste Regierung wünschen. — Im Grunde liebt das Volk selber weniger die Republik als den neuen Zustand, der ihm eine bessere Existenz bringen soll. Zum erstenmal beschäftigt sich eine Regierung damit, der arbeitenden Klasse ein besseres Loos zu bereiten. Ebenso kann man von den Unzufriedenen sagen, daß sie weniger der Republik abgeneigt sind als die Vernichtung ihrer bisherigen Stellung beklagen, deren Besitz doch nur auf Kosten der Mehrzahl möglich war. Sie sind wirklich zu beklagen; aber nur wenige tragen ihr Unglück wie Männer und in ihren Wehklagen liegt ein unermeßlicher Egoismus. Wenige unter den Reichen denken daran, daß sie mit den heutigen Verlusten und Opfern einen bessern Zustand der Gesellschaft erkaufen sollen. Jahre lang sahen sie mit Gleichgültigkeit ihre Brüder im Elend, während sie im Ueberflusse schwelgten, und sie fanden dieß ganz natürlich. Heute sind sie außer sich darüber, die einen, daß ihre Verwandtschaft mit einem ehemaligen Minister ihnen keinen Einfluß mehr gibt, die andern, daß es mit ihrer Eisenbahnaktien- und Börsentripotage zu Ende ist; viele verzweifeln, da ihre Steuern durch die Erhöhung um 45 Centimes fast um die Hälfte vermehrt worden, so daß der Steuerpflichtige, der 2000 Francs Steuer jährlich bezahlte, nunmehr 2900 Francs dem Staat zu entrichten hat. Wahrlich, ich bin nicht Communist, ich hasse die Sekte, weil ihre Theorie in der Praxis die Gesellschaft vernichten müßte;

aber eine bessere Organisation der Gesellschaft ist nothwendig geworden, und es ist schimpflich, zu sehen wie die Reichen sich mit ihren gestickten Batisttüchern den Angstschweiß von der Stirne trocknen, weil sie vielleicht einige Jahre sich ohne Kammerdiener und ohne Equipage werden behelfen müssen. Ihr habt noch prächtige Wohnungen, guten Tisch und hundert Bequemlichkeiten, von denen eure sogenannten Feinde, die armen Handwerker, gar keine Ahnung haben, und die sie euch nicht rauben wollen. Sie wollen aber kein Paria's mehr seyn, und nach einem Tage mühevoller Arbeit gesunde Kost und ein reinliches Bett finden, um ihre müden Glieder ruhen zu lassen. — Aber nicht nur in materieller Hinsicht ist unendlich viel zu thun; auf Bildung der Intelligenz der Volksklassen in Frankreich muß kräftig gewirkt werden. Darin ist Deutschland weit voraus; der Unterricht dort ist allgemeiner und ernster, und ich kann von einer Umgestaltung in Deutschland nur die glücklichsten Folgen sehen. Arbeiten wir an einer Annäherung beider Völker, die so verschieden, aber gleich glücklich begabt und geschaffen sind, um vereint an der Wiedergeburt der Menschheit zu arbeiten.

Von der Regierung veranlaßt, hat die Direktion des théâtre de la République (théâtre français) sehr viele Plätze bedeutend herabgesezt, in der Absicht, die Meisterstücke der französischen Literatur allen Klassen der Nation zugänglich zu machen. Auch hat die Regierung beschlossen, an gewissen Tagen eine Anzahl Eintrittskarten in die Mairien, Schulen u. s. w. zu schicken, wo sie von den Aermsten nach dem Loose gezogen werden. Schade, daß mit diesen nicht genug zu lobenden Maßregeln, das Volk durch edle Genüsse zu erheitern, manches widrige Element wieder auftaucht. Das unter der vorigen Regierung von der Theatercensur verbotene Stück »l'auberge des adrets,« mit der Fortsetzung desselben, „Robert Macaire," ist im Theater der Porte St. Martin wieder aufgeführt worden. Es wird, wie der Monte Christo, in zwei Abenden gespielt und erlebt wahrscheinlich zweihundert Vorstellungen. Jedermann weiß, daß das erstgenannte dieser Dramen, ein ganz gewöhnliches Mord- und Spektakelstück, zuerst beinahe ausgepfiffen worden wäre, als der Schauspieler Frederic Lemaitre, der die Hauptrolle darin spielte, plötzlich auf die Idee verfiel, seine Rolle in Ton und Geberde zu parodiren und in eine geistvoll-cynische Charge umzuwandeln. Diese unerwartete Metamorphose, mit einer beispiellosen genialen Frechheit ausgeführt, begeisterte das Publikum, und der Erfolg des Stücks, oder vielmehr des großen Schauspielers war glänzend. Lemaitre schrieb hierauf den Robert Macaire, der sich dem ersten Drama unmittelbar anschloß, und schuf damit eine Rolle, die sogleich populär wurde. Robert Macaire ist ein Sinnbild der frechen, humoristischen Beutelschneiderei geworden. Die Gavarni's, Daumiers, Grandville's haben sich dieser Figur und der des Bertrand, des schäbigen Leporello des neuen Don Juan de carrefour, bemächtigt und eine Masse der ergötzlichsten Zeichnungen geliefert. Diese verpönte Apotheose der Verruchtheit, die Raub und Mord mit den glücklichsten Witzworten ausführt, ist nun wieder triumphirend auf's Boulevardtheater eingezogen. Was mich betrifft, so hat dieses Stück mir nur einen widerwärtigen Eindruck gemacht. Hinter diesen vergoldeten Sälen sehe ich das schmutzige Bagno, und unter dem eleganten schwarzen Frack des Baron Wormspire, des würdigen Freundes Robert Macaire's, sehe ich die beiden fatalen Buchstaben T. F. Robert Macaire und Bertrand aber sehe ich auf der place de justice: dort sind die Bretter, die die Galeeren bedeuten, und dort sieht man auch öfters sehr witzige Diebe und Fälscher, welchen das zahlreiche Publikum Beifall klatscht und „vor Begierde brennt, sie näher kennen zu lernen."

Hamburg, März.

(Fortsetzung.)

Reformbestrebungen.

Wie immer in so bewegten Zeiten, warfen sich kräftige und durch Intelligenz ausgezeichnete Männer zu Führern auf; der Widerstand organisirte sich; die Censur wurde machtlos, da man das, was sie hier strich, im Auslande drucken und, um dem Buchstaben des Gesetzes genug zu thun, als Manuscript gratis vertheilen ließ. Die bisher geheim gehaltenen Beschlüsse und Reden im Bürgerconvente wurden, mit Nennung der Namen der Redner, veröffentlicht, damit das Volk seine Freunde und Feinde kennen lerne, und selbst daran kehrte man sich nicht, daß der Senat in einem Mandate eine solche Handlungsweise für widergesetzlich erklärte und sie demnach mit schwerer Strafe belegte. Diese Maßregel hatte keine andere Folge, als daß sich der Juristenverein der Untersuchung unterzog: ob unsere Gesetze wirklich ein solches Verbot der Veröffentlichung der Conventsverhandlungen enthielten oder nicht, und das Resultat dieser Forschungen war, daß die darauf bezügliche Gesetzstelle so unklar sey, daß sie jede Art von Deutung zulasse. Jeder deutete sie also nach seinem Belieben: die Bürgerschaft, indem sie die Veröffentlichung ihrer Verhandlungen fortsezte; der Senat, indem er diejenigen, welche sich furchtlos als die Veröffentlicher bekannten, in Strafe nahm. Die große Masse aber erklärte sich unbedingt für die Verfolgten und gegen den Senat, indem lezterer nicht nur die dringend von Allen geforderte Rechenschaftsablage über die Finanzen verweigerte, sondern auch eine Geheimhaltung forderte, die gewiß nicht dazu beitragen konnte, das einmal erwachte Mißtrauen zu beseitigen.

Die Sachen standen also bei uns schon längst gewissermaßen auf dem Kriegsfuße, und es steht nicht zu bezweifeln, da die Mißstimmung gegen den Senat fast allgemein geworden war, daß wir über kurz oder lang unsere Reform gehabt haben würden, auch wenn die großen Begebenheiten in Frankreich und die sich daran knüpfenden in Deutschland sie nicht in's Leben gerufen hätten. Von da an war aber an keine Rettung für das alte, morsch und faul gewordene Staatsgebäude zu denken und Alles drängte gewaltsam zum Neubau hin. Wie aller Orten, machte sich auch hier der lang unterdrückte Volksunwille in Krawallen Luft; die Häuser einiger besonders mißbeliebten Rathsmitglieder wurden bedroht, zum Theil wirklich beschädigt, und einem sehr reichen, aber überaus gehaßten Manne wollte man sogar wiederholt an das Leben. Sein erst vor Kurzem erbautes palastähnliches Haus wurde erstürmt, viele Mobilien darin zerstört und er selbst aufgesucht, um ihn zu tödten; nur mit Noth rettete er sich mit Weib und Kindern durch die Flucht. Aehnliches wurde von dem einmal aufgeregten Pöbel an einigen andern Häusern unbeliebter Rathsmitglieder versucht, zum Theil aber glücklich von der indeß unters Gewehr getretenen Bürgergarde verhindert, so daß die Ruhe noch in derselben Nacht wieder hergestellt wurde. Dieser Krawall aber hatte das Gute, daß er eine heilsame Furcht einflößte. Der bisher so starr auf seinen veralteten Rechten bestehende Senat trat zur Besprechung zusammen und die höhere Intelligenz trug in dieser Sitzung wenigstens in sofern den Sieg davon, daß man sich zu einigen Bewilligungen, unter andern zu einer, aber beschränkten Freigebung der Presse verstand, womit freilich schon Alles gewonnen war, da bei freier Presse Despotie auf die Länge nicht bestehen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 7. Mittwoch den 5. April 1848.

[82] Bei Karl Winter in Heidelberg ist erschienen:

Gesänge unter den Palmen.

Mit einem Kupfer.

8. 14 Bogen in sauberem Umschlag.
Broschirt 1 fl. 12 kr. oder 22½ Ngr.
Cartonnirt 1 fl. 24 kr. oder 24 Ngr.

Inhalt: 1. Israelitische Gesänge. 2. Neutestamentliche Bilder. 3. Heilige und Märtyrer. 4. Missionsbilder. 5. Kirchliche Lieder, Naturbilder, Hymnen. 6. Für Kinder.

Wir laden die Freunde edler geistlicher Poesie ein, den ungenannten Verfasser aus dem Büchlein selbst kennen zu lernen.

Lebensfragen in sieben Erzählungen

von

Viktor Strauß.

3 Bände 8. Preis 5 fl. 15 kr. oder 3 Thlr.

Inhalt: Die Bauern. — Des Lebens Nachtseite. — Die Ehepaare. — Der Zweikampf. — Die Communisten. — Das Pfarramt. — Der Mammon.

„Wir empfehlen alle diese Erzählungen nicht nur „ihrer edeln Tendenz wegen, sondern auch wegen des „überraschend Neuen in der Auffassung moderner Lebens„zustände."

W. Menzel im Literaturblatt 1847, No. 28.

---

[84] So eben ist vollständig erschienen:

DR. FREIHERR VON REDEN

VERGLEICHENDE KULTUR-STATISTIK

der

Gebiets- und Bevölkerungs-Verhältnisse

der

GROSS-STAATEN EUROPA'S.

Mit vielen Tabellen.

gr. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Wir führen über dieses Buch das Urtheil eines namhaften Publicisten an: „Gründlich, lichtvoll und in ansprechender Form stellt es uns das Material vor Augen, aus welchem Europa's Gegenwart und Zukunft mit Sicherheit beurtheilt werden kann. Man sollte denken, dass kein Staatsmann, Politiker und Publicist, kein grosser Kaufmann und Gewerbtreibender u. s. w. eines Werkes entbehren kann, welches die Grossstaaten nach allen äusseren Bedingungen und Erscheinungen ihres Daseyns schildert und jede einzelne Grossmacht durch die Vergleichung mit den übrigen in die überraschendste Vergleichung versetzt." Der Reichthum des Werkes kann aus der Inhaltsanzeige entnommen werden.

Das Gebiet. I. Belegenheit, Grösse, Länderbestand. II. Politische Eintheilung, Bestand der einzelnen Theile. III. Physische Eigenthümlichkeiten. Bodenbeschaffenheit: Land (Flachland - Gebirgsland) — Gewässer — Klimatische Verhältnisse — Bodenerzeugnisse. — Die Bewohner. I. Verbreitung und Zahl der Bewohner; deren Zunahme und Abnahme; Wohnorte, Wohnstellen; Familien, Trauungen, Geburten, Sterbefälle, Ein- und Auswanderungen; Geschlecht, Alterstufen; städtische und ländliche Bevölkerung. II. Stammeintheilung, Sprachverschiedenheit. III. Religionsverschiedenheit. IV. Körperliche und geistige Eigenthümlichkeiten, Lebensweise, Gesundheitszustand. V. Beschäftigungsweise.

Wie das Buch einerseits zur Vervollständigung jedes geographischen Werkes dient, so kann es anderseits in seinem ersten Theile ein solches für die Grossstaaten dem Staatsmann etc. ersetzen, da dieser Theil auf dem heutigen Standpunkt der geographischen Wissenschaft in schöner charakteristischer Sprache bearbeitet ist.

Berlin, **Alexander Duncker**, königl. Hofbuchhändler.

---

[40] Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck.

Jurien de la Gravière.

Nelson und die Seekriege von 1789—1815.

Mit Portrait Nelsons nach Abbott.

23 Bogen 8. eleg. brosch. Preis 1 Thlr. = 1 fl. 30 kr. C.-M. = 1 fl. 48 kr. rhein.

A. u. d. T.: Historische Hausbibliothek 6. Bd.

☞ Ausführlichere Prospekte über diese Sammlung sind in allen Buchhandlungen zu haben.

[83] Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint in einigen Wochen das erste Heft eines in hohem Grade interessanten und zeitgemäßen Werks unter dem Titel:

Die Gegenwart

in Heften zu 5 Ngr., ein in sich abgeschlossenes Werk und zugleich ein Supplement zu allen frühern Auflagen des Conversations-Lexikon sowie namentlich eine Neue Folge des so sehr verbreiteten Conversations-Lexikon der Gegenwart bildend. In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden Bestellungen darauf angenommen.

---

[88] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefwechsel zweier Deutschen

herausgegeben
von

Paul Pfizer

im Jahr 1832.

Zweite Auflage.

8. Preis 1 Rthlr. 15 Ngr. oder 2 fl. 24 kr.

Inhaltsübersicht:

I.

1ster und 2ter Brief.	Werth und Bedeutung der deutschen Philosophie.
3ter und 4ter Brief.	Das Absolute und die Welt als Probe deutscher Realphilosophie.
5ter und 6ter Brief.	Freiheit und Nothwendigkeit.
7ter und 8ter Brief.	Religion und Unsterblichkeit.
9ter und 10ter Brief.	Offenbarung und Christenthum.
11ter und 12ter Brief.	Verhältniß der Philosophie zur Poesie und Bedeutung der Kunst im Allgemeinen, sowie Dichtkunst in's besondere.

II.

13ter und 14ter Brief.	Gegenwärtiger Zustand Deutschlands in Beziehung auf Literatur, Kunst, Staat und Leben.
15ter und 16ter Brief.	Kosmopolitismus und Nationalität.
17ter und 18ter Brief.	Stellung von Oesterreich und Preußen gegen das übrige Deutschland.
19ter bis 21ster Brief.	Blicke in Deutschlands Zukunft mit Gründen für und wider die Hoffnung einer festeren Vereinigung der deutschen Staaten. — Poetischer Anhang.

Wir wollen das vorstehende Werk nicht empfehlen, weil es einer Empfehlung nicht bedarf, nachdem das Urtheil der Nation sich seit bald zwei Decennien über dasselbe ausgesprochen hat.

Stuttgart und Tübingen, März 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[93] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in **Stuttgart** ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

Der aus 24 Heften bestehende Jahrgang dieses Journals kostet 9 Rthlr. 10 Ngr. oder 16 fl.

Erstes Märzheft.

Inhalt: Apparat zur Bestimmung des Dampfdrucks in Dampfkesseln und zur Regulirung der Ofenklappe, von Smith. Mit Abbildungen. — Verbesserungen an rotirenden Dampfmaschinen, von Galloway. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Construktion pneumatischer Federn, von Poole. Mit Abbild. — Ueber Charvollets eiserne Werkzeuge zur Verarbeitung des Holzes, nämlich Schroppbhobel, Schlichthobel, Hobelbänke 2c., von Talmont. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Construktion der Oefen, von Hazeldine. Mit Abbild. — Der Lange'sche luftdichte Ofenverschluß. Mit Abbild. — Simmons tragbarer Hygrometer. Mit Abbild. — Elektromagnetische Wage um die Intensität der elektrischen Ströme zu messen, von Mène. — Briets Apparat zum Bereiten gashaltiger Wasser. Mit Abbild. — Bericht über Soleils verbesserten Saccharimeter (Zuckergehaltsmesser), von Ed. Becquerel. Mit Abbild. — Ueber eine analytische Eigenschaft der geistigen und milchsauren Gährung und ihre Anwendung zum Studium der Zuckerarten, von Dubrunfaut. — Ueber den Traubenzucker (Glucos), von Dubrunfaut. — Untersuchung der Krusten einiger Dampfkessel, von Prof. Johnson. — Ueber Schneiders Schwefelsäurefabrikation ohne Anwendung von Bleikammern und Salpetersäure, von Payen. — Untersuchungen über den Prozeß der englischen Roheisenbereitung, von R. Bunsen und L. Playfair. (Fortsetzung.) Mit Abbild. — Neues Verfahren zum Graviren auf Silber, sowie versilbertes oder vergoldetes Kupfer, von Poitevin. — Ueber den Einfluß der freien und latenten Wärme auf die Elasticität des Kautschuks, von Prof. Page. — Ueber die Fabrikation des Reliefleders, von Bernheim und Labourian. — Ueber Oelfirnisse, von Dr. Varrentrapp. — Ueber Firnisse und Firnißfarben der sikkativen Oele, insbesondere des Leinöls, von L. E. Jonas. — Miscellen. Ueber Manometer mit comprimirter Luft für Dampfkessel, von Galy-Cazalat. — Prüfung einer Blecher'schen feuerfesten Geldkiste. — Hibbards Verbesserungen im Fourniren. — Das Abformen der Füße, ein Mittel zum Anfertigen ganz naturgetreuer Leisten. — Ueber einige zur Erwärmung und zum Warmhalten der Wohnungen in Rußland allgemein verbreitete Vorrichtungen, welche zu empfehlen sind. — Solomons' patentirte Holzkohlenziegel. — Lelievre's Verfahren zum Schwarzfärben und Spannen der Seide. — Auf Stabeisen geschweißtes Gußeisen, von Labouysse. — Neue Kältemischung. — Ueber die Zuckerfabrikation aus getrockneten Rüben, von C. Schedl. — Verhalten des unterschwefligsauren Natrons zu den Chinaalkaloiden. — Ueber einen Firniß, welcher die Kröten anzieht und vergiftet. — Ueber Insekten, welche in Apotheken Schaden anrichten. — Hanf als Mittel gegen den Kornwurm. — Beschreibung des Baumes, welcher die Gutta-percha liefert. — Verwendung fester Einbrennmasse als Nahrungsmittel auf Reisen.

---

[79] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in **Stuttgart** ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Februar 1848.

Größere Aufsätze.

Die Berathung der Adresse in den französischen Kammern. 1. In der Pairskammer. Nr. 27—30. 2. In der Deputirtenkammer. — Die Pincheyras. — Der Sega-Tanz bei den Negern. — Der Neujahrstag bei den Mongolen. — Reise eines Naturforschers in Bosnien II. — Der Freihandel in England. — Das Schatzgraben der Walachen. — Die bulgarischen Colonien in Bessarabien und Rußland. — Die Streitigkeiten zwischen England und Holland über den Handel im indischen Ar-

chipel. — Brief eines protestantischen Geistlichen aus Nordamerika. — Das Centralamt des elektrischen Telegraphen in London. — Reisen in der großen Sahara in den Jahren 1845 und 1846. Von Richardson. — Brüssel. Eine geschichtlich-ethnographische Skizze von C. v. Keppel. — Remigio Vasquez. Eine Skizze aus dem mexikanischen Leben. — Das östliche Hinterindien. — Die Clubs in Rom. — Der Ackerbau bei den Chinesen. — Akklimatisirung der Lamas und Alpacas in Europa. — Die Zaffarin-Inseln. — Skizzen aus Schottland: Buchan, Peterhead, Boddom, Stirling. — Reise nach den Orkneys. — Orleansville. — Papiergeld in China. — Ueber die Zoologie des indischen Archipels. — Die Orkney- und Shetland-Inseln. — Eine merkwürdige Muschelsammlung. — Geologie von Nordamerika. II. — Der Mensch in Orkney.

Kleinere Mittheilungen.

Eine unterbrochene Theatervorstellung in Neuyork. — Die Bereitung des Cuscussu bei den Arabern in Nordafrika. — Die Insel Galita. — Der Theezoll in England. — Artesische Brunnen in Venedig. — Die Zunahme des Runkelrübenzuckerbaues in Frankreich. — Das Grundvermögen in Westindien. — Die Friedenspartei in England. — Einfuhr von Füchsen. — Ueber die Abweichung der Magnetnadel. — Der Manillahanf. — Der Handel in Liverpool. — Aufstand in Ostturkestan. — Das Säuberungssystem in Irland. — Der Bogenbau in den alten assyrischen Denkmälern. — Erloschene Vögelarten aus Neuseeland. — Steigen der Seineschifffahrt trotz der Eisenbahnen. — Etwas über das Alter der Denkmäler von Nimrud. — Naturhistorische Forschungen in Sind. — Der Theebau in Indien. — Der Stand der Dinge in Persien. — Die Noth in Schottland. — Die Nationalruhe in England. — Die Frauen in Gadames. — Reines Wasser für London. — Reste des alten Londinum. — Vasenmanufakturen im alten Griechenland. — Entdeckung von Kohlen auf der Vancouver-Insel. — Eine merkwürdige zweisprachige Inschrift in Nordafrika. — Vorschlag militärischer Colonien in England. — Der Viadukt von Dinan. — Die Insel Bonaire. — Anastatischer Druck. — Ericssons Dampfmaschine. — Die französische transatlantische Dampfschifffahrt. — Die Lagerung des Goldes in Borneo. — Schriften von John Quincy Adams. — Die Dampfbootlinien zwischen Europa und Amerika. — Kartoffelpflanzung in Irland.

* * *

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

---

[81] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Correspondenzblatt

des

königl. württemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XXXIII. Jahrgang 1848.

Erster Band. Erstes Heft.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

Reisebericht über Wässerungs- und Feldereintheilungsanstalten in Hessen und Nassau, sowie über Linnenindustrie in Belgien. — Ertheilung der Jahres- (September-) Preise für technische und landwirthschaftliche Leistungen. — Mittheilungen der K. Finanzkammer für den Jagstkreis: 1) Die landwirthschaftlichen Erzeugnisse des Jahres 1846 im Tauberthal und der Stand der Landwirthschaft in Mergentheim überhaupt. 2) Bericht des Kameralverwalters Klaiber zu Schönthal über die landwirthschaftlichen Ergebnisse im Jahr 1846. 3) Bericht des Kameralverwalters Müller zu Gaildorf in landwirthschaftlicher Beziehung vom Etatsjahr 1846—1847. — Ueber Besetzung der Frühkartoffeln. — Kreide als Feuerungsmaterial. — Patentertheilungen. — Literatur: Das vollständige Düngerbuch oder Angabe der Ursachen des Düngermangels, sowie aller Mittel und Wege zur zweckmäßigsten Abhülfe desselben, zur Bereicherung des Bodens und Steigerung des gesammten Wirthschaftsertrags. Mit Berücksichtigung eigener und fremder Erfahrungen und wissenschaftlicher Fortschritte von Friedr. Aug. Pinckert, Oekonom zu Etzdorf im Herzogthum Altenburg und correspondirenden Mitglied der k. k. patriotischen ökonomischen Gesellschaft im Königreich Böhmen ꝛc. — Erbauungsbuch für christliche Dienstboten. Herausgegeben in Verbindung mit Gotthelf Biel, Pfarrer in Könitz, von Karl Gräf, Consistorialassessor, Hofprediger und Oberpfarrer zu Rudolstadt. — Hopfenfexerverkauf von J. C. v. Reider zu Staffelstein.

Stuttgart und Tübingen, März 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[89] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Württembergische

Jahrbücher

für

vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

dem statistisch-topographischen Bureau.

Jahrgang 1846. Zweites Heft.

Subscriptionspreis 1 fl. 12 kr. — Ladenpreis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

Chronik. I. Zusammenstellung der Ergebnisse der Justizverwaltung in den Jahren 1843 bis 1846. II. Das Kriegswesen in den Jahren 1843 bis 1846. III. Die Bevölkerung des Königreichs Württemberg am 3. December 1846.

Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten. I. Quellenstudien über die Kriegsgeschichte der württembergischen Truppen von 1792 an. II. Geschichte des Klosters Bebenhausen. III. Württembergische Literatur vom Jahr 1846.

Stuttgart und Tübingen, März 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Italiens Zukunft.

Beiträge zu Berechnung

der Erfolge der gegenwärtigen Bewegung

von

Fr. Kölle.

8. broch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

Der Verfasser legt hier die Erfahrungen eines siebzehnjährigen Aufenthalts in Italien dem deutschen Publikum vor, um die Urtheile über ein vielbeschriebenes, aber in seiner Wesenheit nicht gehörig erkanntes und gewürdigtes Nachbarvolk zu begründen. Der Zeitpunkt, in welchem dieß geschieht, dürfte um so geeigneter seyn, je reicher der Inhalt dieser Schrift ist, welchen wir hiemit nach den Kapitel-Ueberschriften anführen:

Vorwort. — 1) Urbestandtheile der romanischen Völker. 2) Spuren der Alterung. 3) Zusammenhang der romanischen Völker. 4) Spuren vorrömischer Zustände. 5) Einfluß der Gestalt des Landes. 6) Vereinzelung. 7) Wie die Revolution Italien gefunden hat. 8) Die Franzosen in Italien. 9) Die Restauration. 10) Die Städte. 11) Handel und Schifffahrt. 12) Der Adel. 13) Das Landvolk. 14) Die Neuzeit. 15) Befähigung zum Kriegführen. 16) Die Kirche. 17) Mönche, Bettelorden und Regulare. 18) Die Jesuiten. 19) Möglichkeit kirchlicher Reformen. 20) Einfluß des Auslandes. 21) Geistiges Leben und wissenschaftliches Streben. 22) Interessen des Auslandes den gegenwärtigen Bewegungen gegenüber. 23) Mögliches und Wünschenswerthes. 24) Andrang und Widerstand. 25) Horoskop im Falle einer Revolution. 26) Mazzini. 27) S. Marino. 28) Lega doganale.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 83. Donnerstag den 6. April 1848.

Daß hier der Wandrer rastend bete,
Pflanz' ich ein Kreuz an diese Stätte,
Zu Gottes Ehr' und Glaubens Zier.

G. Kinkel.

Aus dem Kaiserstaat.

(Fortsetzung.)

Der alte Schiffer war zwar ein lustiger, aber zugleich ein weiser Mann, und es hatte etwas Liebliches, ihn vom Wetter und von den Winden sprechen zu hören. Der „birgige Wind" (Gebirgswind), bemerkte er, der aus Italien kommt, schmelze den Schnee auf den Gipfeln der Alpen, ach! so leicht, und der Nordostwind, der uns gerade im Rücken blase, bringe die schönen Herbste über Oesterreich. So habe man früher gesagt, setzte er nach kurzem Nachdenken hinzu; aber da sey oft ein Donnerwetter zwischen die günstigen Prophezeiungen der Winde gefahren, und jetzt wisse man, daß jeder Wind schönes und „grobes" Wetter bringen könne, denn unser Herrgott sey allmächtig. Dabei hatte die Sprache des Mannes einige sehr gemüthlich klingende Eigenthümlichkeiten, von denen ich nicht beurtheilen kann, ob sie im Dialekte der Gegend begründet liegen, oder lediglich der Ausdruck seiner persönlichen Treuherzigkeit waren. So nannte er die Armen: die Armer. In seiner Gegenwart erfreute ich mich einmal wieder jener köstlichen Volksweisheit, welche stets auf einer mehr oder weniger poetischen Betrachtung des Menschenlebens beruht, noch immer keine andere Voraussetzungen hat, als vielleicht die Kenntniß einiger auffallenden Naturkräfte, und deren Resultat eine mehr praktische als theoretische Ergebenheit in den Willen des Geschicks ist. Diese Volksphilosophen sind ein prächtiges königliches Geschlecht, sie stammen vom weisen Salomo ab und saßen überhaupt im Alterthum auf den Thronen der Erde.

Salzburg.

Wie sichtlich liegt der Segen Gottes auf den Alpenhöhen mit ihren hellen Krystallquellen! Wie ich diese bei dem Eintritt in die Alpenwelt von allen Seiten in die Thäler niederrieseln hörte, mußte ich wieder an die Höhen des Harzes gedenken, bei deren wenigen Bewohnern, z. B. auf dem Brocken, das Wasser kostbar ist wie Gold, weil man es meist mühsam aus den Thälern herausschaffen muß, und wo nur auf einsamen Burgen hin und wieder derselbe Geist der Ausdauer, welcher die mittelalterlichen Dome schuf, einen Brunnen in schaurige Tiefe gegraben hat.

Als ich bei Ischl, welches von den Badegästen seit Kurzem verlassen war, die Alm bestieg, auf der der Kolovratsthurm liegt, sah ich an den Thüren der Häuser am Wege viele bunte Bilder angeklebt, theils weltliche, theils geistliche, und besonders zog an einer Mühle, welche von einer herabrinnenden Quelle getrieben wird, ein Spottgemälde auf die Schneider meine Aufmerksamkeit auf sich. Die Müller sind überhaupt voll lustiger Streiche, und wie sehr gerade sie es auf die Schneider, mit denen sie in einer Handwerksfehde gelebt zu haben scheinen, abgesehen haben, weiß Jeder zur Genüge, der einmal von Leipzig nach Gohlis durch die Rathsmühlen ging, wo die Thüren von unten bis oben durch die Knappen mit weißbestäubten Böcken und Bügeleisen beklebt sind.

Unter den geistlichen Wahrzeichen am Wege nach dem Kolovratsthurme bemerkte ich ein liebliches Bild, welches freilich mehr auf den Fremden, als auf den Einheimischen berechnet ist; es stellt die heilige Familie

auf der Reise nach Egypten dar. Auch zwischen Wien und Linz an einem vollkommen einsamen Orte steht ein Marterbild, welches, allerdings in minder sinniger, doch nicht ungeschickter Weise ebenfalls auf den Reisenden Bedacht nimmt, indem es ihm mit der Unterschrift: „Wo willst du hin, o Wandersmann?“ in den Weg tritt, ihn still stehen und betrachten und endlich weiter gehen heißt. Auf den wandernden Protestanten, dessen Geistliche am Sonntag Nachmittags ihre Kirchen zuschließen und vom Montag bis Sonnabend ihren Studien oder dem Ackerbau leben, macht es einen seltsamen Eindruck, sich im fremden Lande so unter freiem Himmel unter geistliche Obhut genommen zu sehen. — Schon seit Böhmen hatten mich die religiösen Zeichen am Wege beschäftigt. Dort sah ich meistens nur einfache hölzerne Kreuze von ungeheurer Größe, welche mitten aus den Feldern hervorragten. Auf den ungarischen Heiden verschwinden mit den Feldern auch diese. Garstig sind die Andachtsbilder in der Nähe von Wien mit ihren schnurrbärtigen Männern und hochbusigen Frauenzimmern, welche Kopf, Hals und Brust scham- und gefühllos aus dem Fegefeuer hervorstrecken.

Nirgends aber sah ich so viele Bilder und Zeichen am Wege als an der Straße von Ischl nach Salzburg. Möglich, daß der Landmann hier die schöne Natur, für welche ihm der Sinn keineswegs zu fehlen scheint, da sich die bunten Bilder an den reizendsten Punkten finden, schmücken will, wie er in der Einfalt seines Herzens aller Orten das Gehörn der schönsten Stiere in seinen Heerden bei festlichen Gelegenheiten mit Kränzen umwindet. Abgesehen aber hievon scheint ein anderer Grund in der Nähe des St. Wolfgang- und des St. Gilgensee's zu liegen, welche immer von Zeit zu Zeit von den Menschen ein Opfer verlangen. Für diese, als für plötzlich und unvorbereitet Verschiedene, soll dann gebetet werden, inbrünstig und viel, und man rückt die geistlichen Gedenktafeln auf alle Unglücksfälle an die Landstraße. Dort hört ja das Wandern nicht auf, an Einsamkeit und Sammlung kann es nicht fehlen, und in jedem Reisenden sieht der Katholizismus noch immer einen Pilger, der Zeit und Lust hat zu beten. So drängen sich die furchtbaren Ereignisse aus dem Dickicht der Wälder und aus den Tiefen der Seen gleichsam zu ihrer Sühne in die Nähe der Menschen, und leicht könnte daher der brave Seume Unrecht haben, wenn er auf seinem Spaziergange nach Syrakus aus der großen Anzahl der Gedenktafeln den Schluß zog, daß gerade auf der Landstraße selbst entsetzlich viel Unheil geschehen sey. So lange die leichten hölzernen Denkmale Wind und Wetter zu trotzen vermögen, ist den Gebeten der Vorübergehenden Zeit gelassen, um die Seelen der Verunglückten aus dem Fegefeuer zu erlösen. Auf den Gedenktafeln finden sich Gemälde, welche für die Personen, die es getroffen hat, nicht allein Mitleid, sondern auch Hochachtung erwecken sollen, indem sie durch ihre würdevolle Haltung imponiren. Sie sind stets abgebildet, wie sie mit wunderbarer Ruhe und Gottergebenheit in den Fluthen treiben, zuweilen ein Kreuz über die Wellen emporhaltend. — Neben den bezeichneten Tafeln, welche stets ausdrücklich zum Gebete auffordern, finden sich hier auch viele rein dogmatische. Hochgelobt sey die heilige Dreieinigkeit! jubelt dort Jemand. An einer andern Tafel liest man: „Joseph J. ist Bauer und Maria J. Mühlenbesitzer; beide setzen ihren Patronen dieses Denkmal.“

Die salzburgischen Alpen sind bis zum Gipfel mit Tannen und Buchen dicht bewachsen, welche hier um so besser zu gedeihen scheinen, an je steileren Abhängen sie stehen. Große Bauernhütten liegen einsam am Wege. Sie sind mit Bäumen umgeben, unter denen die Einwohner bei ungeheuer langen Flachsbrachen beschäftigt waren, und in weiterem Umkreise mit Holzlatten umzäunt, innerhalb deren das Vieh geht. Und hier muß ich eines prachtvollen Anblicks gedenken, der sich bei einer solchen Umzäunung mir darbot. Eine große steiermärkische Rindviehheerde wurde die Straße entlang auf einen Markt bei Salzburg zum Verkauf getrieben. Die Treiber hatten überall Mühe, sie auf dem Wege zu erhalten, doch gelang es meist durch lebhaften Zuruf. Als sie aber bei einem Bauernhause vorbei trieben, war die Heerde bei dem Anblick der eingehegten schönen Weide nicht länger zu halten, und die vortrefflich genährten, wuchtigen Thiere, deren braune Hautfarbe prächtig in der Sonne glänzte, brachen, noch gewöhnt an die Ungebundenheit auf der steierischen Alm, von allen Seite in die Gegehe ein, so daß das morsche Holz unter der Last des Rindviehs krachte, das sich mit den schwerfälligen Vorderfüßen auf die Umzäunung stürzte.

(Fortsetzung folgt.)

Willi, der Schütz.

(Fortsetzung.)

Plötzlich hörte Willi draußen den Holzriegel an der Pforte aufziehen, und er wachte aus seinen Träumen auf. „Bist du da, Annli?“ fragte er, als das Geräusch sich näherte und eine Hand den Drücker zu suchen schien: „wart, will aufmachen.“ In dem Augenblick wurde die Thür geöffnet und die große dunkle

Gestalt eines Mannes stand auf der Schwelle. — Willi erkannte ihn troß der Finsterniß. „Mein', Ihr seyd's, Herr Alt-Landamman?" sagte er, und seine Stimme zitterte vor Aufregung.

„Ich bin's," erwiderte Hilberg, indem er einen Schritt vorwärts that. „Wollte selbst nach Euch umschauen, Willi." — „So will ich Licht machen, damit Ihr sehen könnt, Herr." — „Ist mehr nöthig zu hören als zu sehen," erwiderte Hilberg; „doch thue was du willst."

Willi hatte in der nächsten Minute Licht angezündet und stand vor dem Gutsherrn, der ihn schweigend betrachtete. Es schien seine Absicht zu seyn, den Bauer durch eine finstere stumme Vorbereitung zu erschrecken, allein dieser sah ihm so klar und ruhig in's Gesicht, daß er sich zu ärgern begann. „Höre, Willi," sprach er, „ich weiß, du bist ein Bub', der mehr starrsinnigen Troß als Klugheit besizt, dennoch denke ich, daß so viel Einsehen in deinem Gehirn seyn wird, dießmal besser zu überlegen, was dir nüzt oder schadet." — „Was mit Recht und Gewissen sich verträgt, hab' ich immer gern gethan, Herr," erwiderte Willi. — „Du weißt," fuhr Hilberg, die Stirn zusammenziehend, fort, „was heut in meinem Hause geschehen ist, weißt auch, was Peter ausgesagt hat gegen Derni und gegen dich. Da kann's nicht anders seyn, als daß du, wenn du läugnest, in's Loch gesteckt wirst, und glaubst es wohl, daß man Mittel genug hat, dich zum Geständniß zu bringen." — „Glaub's wohl," sagte Willi. — „So sey kein Narr und laß es dahin kommen," sprach der Alt-Landamman eindringlich.

Willi schüttelte den Kopf. „Gott erbarm's, was Menschen sich anthun!" rief er. „Der Peter lügt, Herr, ich aber kann's nicht. Ich bin ein armer Bub' — Ihr wißt's zum Besten — doch gäbt Ihr mir Alles, was Ihr habt und Euern Siß im Landrath dazu, ich möcht's nicht haben, wenn ich dafür lügen sollte." — „Du sollst auch nicht lügen, sollst die Wahrheit sagen," fiel der Versucher ein, „und da mir viel daran gelegen ist, daß die schlechte That des Fürsprech Derni an den Tag kommt, will dagegen ich deine Bitten erfüllen. Du sollst den Hof behalten und was jezt dein ist, sollst in Frieden wohnen und leben. Bedenk' es wohl, ich weiß, wie es mit dir steht." — „Ich habe nichts zu bedenken, Herr, Wahrheit muß Wahrheit bleiben," rief Willi; „doch wenn ich wüßte, Ihr könntet glauben, was Peter in seiner Angst gelogen hat, ich wollte meine Hand aufheben und die heilige Mutter Gottes zum Zeugniß anrufen, daß Derni nichts von alle dem gesprochen hat."

„Spare deine Mühe," sagte Hilberg aufstehend und verächtlich lachend, „du willst den Verräther nicht verrathen und selbst lieber in's Unglück kommen. Aber du wirst es bereuen, du Thor, wirst untergehen und verlacht werden, wirst ein Landstreicher und Bettler seyn, wirst in harte Strafe fallen, und dieser Hof, diese Hütte ist mein. Ich laß dich herauswerfen sammt dem alten Weib dort in der Kammer. Jezt wähle, willst du die Wahrheit sagen oder nicht?"

Eine dunkle Röthe stieg, während Hilberg sprach, über Willi's Gesicht. Er preßte Lippen und Zähne zusammen und seine Augen strahlten einen verzehrenden Grimm aus; plözlich aber suchte er sich zu beherrschen und sagte gefaßt: „Ja, Herr, ich will die Wahrheit sagen, doch nicht, wie Ihr es meint. Thut was Ihr wollt, zeigt dem Lande was Unrecht und Gewalt vermag, ich kann's nicht ändern. Aber fürchtet Gott, Herr Alt-Landamman, fürchtet sein Gericht!" — „Ich will's erwarten," sagte Hilberg, „doch erst will ich dir geben, was dir gebührt."

Er stieß die Thür auf und nun sah Willi, daß draußen Landjäger standen mit Säbeln und Büchsen bewaffnet. — „Willst du dich geben, wie du da bist?" fragte der Alt-Landamman höhnisch, „oder willst es darauf ankommen lassen, du verzweifelter Bub? Nehmt ihn fest und schont ihn nicht, wenn er sich widersezt." — „Halt, Herr," sagte der Bauer, „ich gebe mich ohne Gewalt, aber habt Mitleid mit der alten Frau, bis ich für sie sorgen kann." — „Hinaus mit ihr, und hinaus mit dem ganzen Bettelkram!" schrie Hilberg. „Zum leztenmal frag' ich dich, willst du die Wahrheit bekennen?" — „Und meine alte Mutter wollt Ihr hinauswerfen, wenn ich Ehrlichkeit und Gewissen nicht verkaufe? — O Herr, Herr!"

Er rang die Hände, der Kampf in seiner Brust mußte ein schrecklicher seyn, denn seine Adern schwollen hoch an der Stirn, sein starker Körper wankte. — „Wähle dein Schicksal, es ist in deiner Macht!" sagte Hilberg kalt. — „Da ist nicht zu wählen," erwiderte Willi nach einer Minute, in der er nach Fassung rang. „Vater und Mutter soll man nicht verlassen, aber alle Liebe hat eine Grenz'. Ehre und guten Namen kann ich nicht hinwerfen, wie ein meineidiger Bub'. Thut, was Ihr wollt, Herr, handelt ungerecht und grausam, wenn Ihr könnt, werft mich in den Stock und die alte Frau in die Nacht hinaus. Gott mag richten zwischen Euch und mir!"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Reformbestrebungen.

Auf das weitere Drängen der Masse glaubte der Senat noch etwas nachgeben zu müssen, und berief die Bürgerschaft zum 13. März zu einem Convent zusammen, um sich mit ihr zu berathen. In solchem Convente waren aber seither nur die Erbgesessenen, nämlich diejenigen, welche eine gewisse Summe frei im eigenen Erbe besitzen, vertreten; von den Beschlüssen dieser kleinen Zahl Bevorrechteter sollte also wiederum das Schicksal der Stadt abhängig gemacht werden, womit natürlich die andern Bürger nicht zufrieden seyn konnten. Das Mißvergnügen erreichte durch diese verkehrte Maßregel den allerhöchsten Grad, und es wäre nicht abzusehen gewesen, wohin es mit uns gekommen wäre, wenn man nicht in Eile größere Concessionen gemacht hätte. An diese ging man freilich um so schwerer, da sie die Forteristenz des Senats in Frage stellen mußten, wenn der immer allgemeiner werdende und immer lauter ausgesprochene Wunsch nach einer Repräsentativverfassung zum Bürgerbeschlusse erhoben werden sollte. Indeß, es blieb endlich keine Wahl mehr übrig: die große Masse war nicht mehr mit Viertels- oder halben Concessionen abzuspeisen, sie wollte zum Vollgenuß der ihr so lange vorenthaltenen Rechte gelangen, und wackere Männer, welche es übernommen hatten, den in Pleno versammelten Vätern der Stadt von Stunde zu Stunde getreue Nachricht über die öffentliche Stimmung zu geben, schilderten diese mit Recht als so gefahrdrohend, daß am 13. März nachstehende Propositionen, als der Bürgerschaft vom Senat zu machen, durch die Peesse bekannt gemacht wurden: 1) Politische Berechtigung jedes Staatsangehörigen, der dem Staat durch seine Person oder aus seinem Vermögen Pflichten erfüllt; namentlich allgemeines Wahlrecht und allgemeine Wählbarkeit. 2) Gänzliche Trennung der Kirche vom Staat; Unabhängigkeit der bürgerlichen und politischen Rechte von dem religiösen Bekenntniß (also Emancipation der Juden). 3) Ausdrückliche Anerkennung der Freiheit, nicht nur politischer, sondern auch religiöser Association. 4) Ersetzung der erbgesessenen Bürgerschaft und ihrer bisherigen Ausschüsse durch eine Versammlung periodisch gewählter Repräsentanten, mit Oeffentlichkeit der Verhandlungen, jedoch mit Vorbehalt des absoluten Veto für die Wähler in den wichtigsten grundgesetzlich näher zu bestimmenden Gesetzvorlagen. 5) Aufhebung der Lebenslänglichkeit und Selbstergänzung des Senats. 6) Verantwortlichkeit Aller, die in öffentlichen Geschäften thätig sind; Schutz für jedes Recht durch unabhängige, von der Verwaltung getrennte Gerichte. 7) Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichte. Schwurgerichte in Kriminalsachen, politischen und Preßverbrechen. 8) Unterricht für die Jugend aller Staatsangehörigen als Staatsangelegenheit. 9) Vertretung der Nationalinteressen durch ein deutsches Parlament. 10) Baldigste Herbeiführung einer gemeinsamen deutschen Gesetzgebung in allen Rechtszweigen. 11) Freie Wahl der Offiziere der Bürgergarde. 12) Trennung der Schule von der Kirche. — Durch diese Vorschläge und Bewilligungen hätte man glauben sollen endlich alle Gemüther zufrieden gestellt zu sehen; allein ein begangener großer Mißgriff verhinderte die Erreichung dieses Ziels. Bei der nun zu begründenden Verfassung, wie bei der alten, wurden wieder nur die früher Begünstigten, die zum Convent berechtigten Erbgesessenen, berücksichtigt und in ihre Hände, statt in die der gesammten Bürgerschaft, das Schicksal des Staats gelegt, was natürlich die allgemeinste Unzufriedenheit zur Folge hatte, indem Jeder mit Recht fordern zu dürfen glaubte, daß jezt auch einmal die Reihe an ihn kommen würde, seine Ansichten kund zu geben. Die zu erwartende Frucht der verkehrten Maßregel blieb auch nicht aus: die versammelten Erbgesessenen wählten, nach Stimmenmehrheit, fast nur Erbgesessene zu den fünfzehn von ihnen zu delegirenden Commissionsmitgliedern, und auch mit der Wahl der vom Senat dem Verfassungswerke beigegebenen fünf Senatoren war man keineswegs zufrieden, da sie nicht durchgängig auf Männer gefallen war, die sich als anerkannte Liberale, oder bedeutende Talente eines besondern Vertrauens zu erfreuen hatten. Ja, es hatte die Wahl sogar Einen getroffen, gegen den der Volkshaß sich bereits entschieden ausgesprochen. — Unter diesen Umständen konnte es kaum an neuen, höchst betrübenden Auftritten fehlen. Die fortdauernde allgemeine Mißstimmung machte sich auf verschiedene Weise Luft: die des Volks durch einen neuen Krawall am selben Abend, wo diese Wahlen bekannt geworden waren, und die der Gebildeten durch laute Klagen über neue Ungerechtigkeiten, indem wieder Alles in die Hände des Senats und einer Corporation gegeben war. Der Volksaufruhr war am Abend des 13. März bedeutender als an den vorhergehenden Tagen, und nur mit Mühe gelang es der über alles Lob erhabenen Bürgergarde, die Ruhe wieder herzustellen, wobei leider Menschenblut floß. Die Furcht, daß der Pöbel endlich Herr der Stadt werden und unerhörte Greuel dadurch herbeigeführt weeden könnten, trieb alle Bessergesinnten an, sich zum Schutze der Stadt mit der Bürgergaede zu vereinigen, und diesen vereinten Anstrengungen wurde ruhmvoller Sieg zu Theil. — Doch täuschen wir uns nicht: alle Besitzenden stehen auf einem Vulkane, der jeden Augenblick mit neuem Ausbruche droht. Das Aergste steht zu befürchten, wenn die Männer, in deren Händen jezt die Zukunft des Staats ruht, nicht nach den allerfreisinnigsten Grundsätzen verfahren und nicht ihr Sonderinteresse dem allgemeinen Wohl zum Opfer zu bringen geneigt seyn sollten. Das Volk ist einmal zum Selbstbewußtseyn, zu dem seiner Macht gekommen, und nur durch bedeutende Opfer von Seiten der Besitzenden und strengste Gerechtigkeit wird man dieses aufgeregte Meer wieder in sein früheres Bett zurückführen können. — Auffallend ist es, daß die früheren Führer der Opposition, die zum Theil mit zur Deputation gewählt sind, jezt gänzliches Schweigen beobachten. An ihnen, die das Vertrauen des Volks nicht nur, sondern auch das der Intelligenteren durch wackeres Vorkämpfen sich errungen, an ihnen wäre es, wie uns scheint, die Massen über das, was sie zu befürchten oder zu hoffen haben, aufzuklären und besonders die Furcht zu beseitigen, daß wiederum, wie früher, die Staatsregierung an den Grundbesitz geknüpft seyn werde, was offenbar der größte Uebelstand wäre und uns immer in neue Verwirrungen und Revolutionen wälzte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 17.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 84. Freitag den 7. April 1848.

— Father, what news?
What sorrow craves acquaintance at my hand,
That I yet know not?

Shakespeare.

Willi, der Schütz.

(Fortsetzung.)

„So nehmt ihn hin, den elenden verrätherischen Buben!" schrie Hilberg den Landjägern zu, „und bei harter Strafe laßt ihn nicht entwischen." — „Ich will freiwillig der Obrigkeit gehorchen," sagte Willi, „und könnt sicher seyn, daß ich ruhig folge, wohin Ihr wollt." — Aber trotz seiner Betheurungen und Bitten wurden ihm auf Befehl des Landraths die Hände gebunden, und während er fortgeschleppt und mit rauher Gewalt fortgestoßen wurde, hörte er den jammernden Ruf der kranken Frau, welche jetzt erst erfuhr, daß ihr Sohn in Banden sey und sie in's hülflose Elend gestoßen werden solle.

In den nächsten Tagen verbreitete sich die Nachricht über diese Vorfälle überall durch das Land und wurde vergrößert und verfälscht, wie es zu geschehen pflegt. Die Leute in den Hütten erzählten sich, wie eine geheime Verschwörung entdeckt worden sey, an deren Spitze der junge Fürsprech Derni gestanden, und wohl noch mancher Andere, der es mit den Moderirten und Liberalen hielt, jetzt aber aus Furcht vor der eigenen Haut sich weiß zu brennen suchte. Der Willi Grießler, der verwegene Bub', welcher mit Hirten und Jägern viel Verkehr gehabt, hätte sich dabei rächen wollen wegen des Unrechts, das ihm geschehen sey. Heimlich habe er seine Jagdgenossen, junge kühne Leute von der Banalp, um Beistand angesprochen, der Krämer Peter aber habe die Botschaften hin und her getragen.

Es war wohl Mancher, der im Stillen sein Herz für die Verschwörer schlagen fühlte, aber laut sagte Keiner etwas zu ihrem Lobe, und wie es in den Hütten war, so war es in den Häusern der wohlhabenden Landleute, unter den Genossen und bei den Herrn vom Landrath. Es gab eine Anzahl, die wünschten, es möchte geglückt seyn, Andere zweifelten an der Wahrheit, der große Haufe aber war voll Zorn und Eifer gegen die Schandbuben und schrie, es müßte ein Beispiel an ihnen gegeben werden. Wenige furchtlose Männer nur sagten es laut, daß es ein Mährchen sey, das die Rothen erfunden hätten, um ihr Ansehen und ihre Macht zu vermehren. Aber was half ihnen ihr Reden? sie waren bei weitem die schwächsten. Die Anhänger der beiden mächtigen Landräthe, des Ulrich und Hilberg, vereinigten sich gegen sie; die Halben und Schwachen, deren es überall so viele gibt, fielen den Stärksten zu, und mit jedem Tage sah es schlimmer um Derni aus, dessen Freiheit und Habe ernstlich bedroht waren. — Man hatte ihn nicht verhaftet, wie den Willi und den Peter, aber man sprach von einer Anklage vor dem Blutgericht, die vorbereitet werde, und während er wortkarg und zurückgezogen zu Haus saß und seinem Schmerz nachhing, ersannen Verleumdung und Bosheit immer mehr böse Nachrichten über sein Thun und Treiben, seine Grundsätze, seine Gottlosigkeit und Frechheit. Die meisten seiner Mitbürger wichen ihm aus oder wendeten ihm den Rücken. Manche sagten ihm harte Worte, der Pfarrer hielt in der Kirche eine Rede, worin er ihn als Gotteslästerer, Ketzer, Verführer und Verräther bezeichnete, und wo er sich vertheidigen wollte, glaubte man ihm nicht; er fand Hohn und Schimpf, statt Theilnahme. Derni's

Verachtung wuchs mit seinem Kummer. Er hatte am Tage nach seiner Ausweisung aus Hilbergs Hause an diesen geschrieben und Alles gethan, um seine Ehre und Liebe zu retten, allein er erhielt keine Antwort. Statt dessen erfuhr er, daß Ulrich und sein Neffe täglich Hilberg besuchten. Eine Woche später sah er den jungen Hauptmann an Regli's Seite im leichten Wagen nach Stanz fahren, und dicht an ihm rollte das Fuhrwerk hin. — Regli wurde blaß und wandte den Kopf zur Seite, der Hauptmann Siler dagegen sah ihn starr und lachend an, bis er vorüber war.

„Sie liebt mich noch!" murmelte Derni. „Sie konnte meinen Anblick nicht ertragen. Ach! arme Regli, wir wollen hoffen!" — Ein paar Wochen vergingen wiederum, und eines Morgens wurde der Fürsprech durch seinen alten Freund, den Pannerherrn Imring, aufgestört, der mit einem Unglück weissagenden Gesicht in's Zimmer trat. — Nach einem gleichgültigen Eingang des Gesprächs stellte er sich vor seinen Schützling und sagte: „Ich muß es über's Herz bringen, dir eine Nachricht mitzutheilen, welche dir weh thun wird. Aber es kann nicht helfen, du mußt es wissen." — „So gebt die bittere Medicin mit einemmal," erwiderte Derni lächelnd. „Ich bin angeklagt." — „Noch nicht," sprach der alte Mann, „obwohl es nicht ausbleiben wird, wenn es irgend angeht. — Ich habe gehört, daß sie dem Willi Grießler in seinem Gefängniß hart zusetzen und ihm viel versprechen, wenn er gegen dich aussagen will."

„Die Elenden!" rief Derni empört. „Armer Willi! und ich kann nichts für dich thun!" — „Er wird's nicht bekennen," fuhr der Pannerherr fort, „denn er hat einen harten Kopf, der Bub', aber endlich bricht doch wohl die menschliche Kraft, oder sie finden noch ein ander Mittel, dich zu verderben. Die Nachricht, welche ich dir bringen wollte, ist jedoch von besonderer Wichtigkeit, mein Sohn. Es ist gestern in Hilbergs Haus eine Verlobung gefeiert worden."

Alles Blut wich aus Derni's Gesicht. „Ich verstehe," sagte er dann, „es mußte so kommen. Doch ich thue Einspruch, denn ich habe ihre Hand und sein Wort erhalten und will nicht weichen, bis er beweist, daß ich ihrer nicht werth bin." — „Das wird dir wenig helfen," erwiderte Imring betrübt, „denn wo willst du Recht finden? Sie schreien dich als Verräther und Bösewicht aus, das dumme Volk glaubt es, und seit der Pfarrer gegen dich gesprochen hat, ist der lezte Rest ihres Antheils und Zutrauens für dich verloren gegangen."

Derni stüzte den Kopf in seine Hände; ein langes Schweigen folgte. „Ja," murmelte er endlich vor sich hin, „es ist eine schwere Täuschung, wenn man glaubt, in einer Demokratie wie die unsere gäbe es ein freies, verständiges Volk. Aberglauben und Vorurtheile, Gewalt und Dummheit stehen im Bunde gegen Jeden, der es wagt, die Macht der herrschenden Familien anzugreifen." — „Siehst du nun ein, daß ich Recht hatte, dich zu warnen?" sagte Imring. — „Noch gebe ich es nicht auf!" rief Derni. „Ich bitte Euch, mein väterlicher Freund, sprecht Ihr mit Hilberg. Mahnt ihn an sein Wort, sagt ihm Alles, was sich sagen läßt, haltet ihm einen Spiegel vor, zeigt ihm, daß er neben Ulrich nicht der Erste seyn kann. Er ist ehrgeizig, vielleicht gelingt es." — Der alte Herr schüttelte den Kopf. „Er kann nicht mehr zurück," sprach er; „jezt sinnt er nur darauf, wie er sich durch dein Verderben rechtfertigt."

Nach einem langen Gespräch ging er aber doch mit dem Vorsatz, Hilberg aufzusuchen und ihm Vorstellungen zu machen; allein wieder vergingen Wochen, ehe er Gelegenheit dazu fand. Endlich, als er in der Abenddämmerung einst an seinem Herde saß, klopfte es an die Thür und vor ihm stand Herr Arnold Hilberg. Voll Erstaunen blickte er den seltenen Besuch fragend an; der Alt-Landamman reichte ihm die Hand, sezte sich zu ihm und begann ein Gespräch, das in abgerissenen Fragen und Antworten der beiden Männer Befangenheit zeigte. Endlich stockte die Unterhaltung ganz. Hilberg heftete sein finsteres Auge auf die Dielen, und ohne es aufzuheben, sagte er: „Der Grund, weßhalb ich zu Euch gekommen bin, lieber Imring, betrifft den Derni und mich selbst. Meine Regli hat eine Bitte an mich gethan, die ich erfüllen möchte. — Ich will mit Rudolf Derni Frieden schließen und ihm die Hand reichen, wenn er sie nicht zurückstößt." — „Wie!" rief der Pannerherr freudig, „Ihr wollt Euch mit ihm versöhnen?" — „Ja," sprach Hilberg. „In acht Tagen feiert Regli ihren Ehrentag mit Hauptmann Siler von Schauensee; ich habe ihr versprochen, in Betracht vorgefallener Dinge den Derni vor dem Blutgericht zu bewahren, und will es thun, wenn er geloben will, zu halten, was ich begehre."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Kaiserstaat.

Reit im Winkl.

Im Bayrischen gewinnen die einstockigen Bauernhäuser fast ein noch stattlicheres Ansehen als im Salzburgschen. Sie werden eben so breit als lang, so daß sie fast ein Quadrat bilden, und dehnen sich nach allen Seiten hin so gleichmäßig aus wie einsam

stehende Eichen. Die Dächer sind nach Schweizerart, die sich jezt auch in Amerika finden soll, von Holzbohlen, welche von schweren, der Reihe nach aufgelegten Steinen festgehalten werden. Die stattlichsten Häuser haben kleine Thürmchen mit Glocken, und so sind sie überall in den Tannenwaldungen zerstreut, bald allein als „Einöden," bald zu zwei bis drei als Weiler, bald zu fünf bis zehn mit einem Kirchlein als Dorf. An Wohlhabenheit stehen die Besitzer der bayrischen „Einöden" den westphälischen Hofschulzen nicht nach.

In einer solchen Einöde, die zugleich als Wirthshaus dient, saßen wohl zwölf Knechte um einen Tisch, während die Herrschaft mit der Kellnerin besonders, aber in derselben geräumigen Stube zu Mittag aß. Die Knechte zerschnitten ihre Knödel auf einem großen Brette, das die ganze Tafel deckte und statt der Teller diente. Als die Mahlzeit beendet war, fuhren sie plötzlich auseinander, sprangen in die Mitte der Stube und wandten sich mit gefalteten Händen einem Winkel zu, wo das Bild des Gekreuzigten hing, welches ich sogleich bei meinem Eintritte in Bayern über dem Bette im Büreau des Paßbeamten erblickt hatte. In demselben Augenblicke begann auch ein heftiges Schreien und ein dumpfes Gesumme; zuweilen sprach der Oberknecht einige Worte allein, welche wie der Anfang eines neuen Gebetes klangen, dann wieder dasselbe Gesumm, und so fort. Wahrlich, der Katholicismus versteht das Organisiren, wenn er selbst diese Schaar von Bauernknechten, die sich wild und verworren zur Thüre hinaus drängten, nachdem sie beim Amen plötzlich Alle ihre Kappen in der Stube aufgesezt hatten, welche sie theils schon in den gefalteten Händen hielten, theils aus den Taschen hervorzogen — wenn er diese so für's Tischgebet zu organisiren vermochte. Man merkte beim Anblick ordentlich die Nähe des alten Görres und der historisch politischen Blätter. Lieblicher trat mir der bayrische Katholicismus freilich in einem andern Wirthshause entgegen, wo ich gestern übernachtete.

Schon als ich Morgens aus den Thoren von Salzburg gegangen war, hatte ein Wegweiser, welcher mit der Inschrift: nach Traunstein und Tirol — von der geraden Münchner Straße ab, etwas zur Seite wies, meine Sehnsucht nach den schon vor Salzburg verlassenen Alpen auf's Neue rege gemacht. Noch viele Wegweiser mit derselben Inschrift standen an der Chaussée, endlich aber hörten sie auf. Aber immer war mir, als hörte ich aus dem Fichtengebüsch zur Linken so traulich rufen: nach Traunstein und Tirol! Und nachdem nun den ganzen Tag eine lange Alpenkette in der Ferne neben der Straße, auf der ich wanderte, hergezogen war, da stand es Abends, als eben die Sonne untergegangen, noch einmal an einer Tafel geschrieben, am Saume eines Tannenwäldchens, in dessen trauliches Dunkel ein kleiner ebener, sandiger Weg, der seiner Breite nach nur für schmale Bauernwägelein berechnet schien, hineinlockte: nach Traunstein und Tirol! Jezt widerstand ich nicht länger, und nach Verlauf einer halben Stunde führte mich dieser Pfad in ein kleines Waldbdorf, wo mir der stattlichste Bauernhof als Wirthshaus bezeichnet wurde.

Alles war hier vollkommen bäurisch eingerichtet; doch bemerkte ich mit Verwunderung, daß die Bauern in diesem Waldwinkel des Bayerlandes nicht minder vortrefflichen Gerstensaft trinken, als den man aus München, Bamberg und Erlangen nach ganz Deutschland verschickt, und daß die Kellnerin, welche ihnen hier das schäumende Bier kredenzte, eine eben so eigenthümliche Schönheit war, wie diejenigen, welche die Maler als Münchner Kellnerinnen so gern auf unsere Kunstausstellungen senden. Die Kellnerin, welche sich mit den Gästen aus dem Orte Du nannte, war in diesem Tannenwalde aufgewachsen, und bis auf diesen Tag eine vollkommene Bäurin geblieben. Ihre Tracht war die gewöhnliche der Kellnerinnen, in welcher die Eigenthümlichkeiten der bayrischen Frauentracht, und besonders das so überaus sinnliche bayrische Mieder, noch stärker hervortreten. Mit dem kleinen bäurisch-üppigen Körperbau contrastirten auffallend die seltene Feinheit der Gesichtsfarbe und die schönen Wimpern und Augenbrauen, — kurz, ich sah eine vollendete bayrische Schönheit vor mir. Bald bemerkte ich, daß diese Kellnerin mit derselben Unschuld hier die Gäste bediente, mit der die Sennerinnen auf den nahen Alpen im Salzburgschen und in Tirol ihre Heerden hüten.

Als sie mir beim Eintritt in die Stube einen großen Krug Bier hinsezte, verlangte ich auch eine Fleischspeise. Sie holte die Wirthin, eine stattliche Bauerfrau herbei, welche mich ganz diplomatisch meinen Wunsch in ihrer Gegenwart noch einmal wiederholen ließ. Sie weigerte sich nicht, ihn zu erfüllen, sah mich sehr wohlwollend, aber nachdenklich an und bemerkte: es sey freilich heute Freitag. Zwar ließ ich nun sogleich meine Forderung fallen, aber die Wirthin blieb neben mir stehen und fragte: „Essen's bei Ihnen zu Hause Fleisch am Freitag?" eine Frage, die sie mehr als Köchin wie als Katholikin an mich zu richten schien, und wobei ihre Augen wenig Bigotterie, wohl aber eine unbeschreiblich gutmüthige Neugier verriethen. Auch das bayrische Gretchen stand noch immer neben mir und hörte aufmerksam meiner Beantwortung dieser Frage zu, in welcher die Frage: „Nun sag', wie hast du's mit der Religion?" so bayrisch sinnlich gefaßt war. Hiermit war indessen das

Examen, das ich zu bestehen hatte, noch keineswegs zu Ende; die Reisenden auszufragen, ist ja aller Orten ein gutes Recht des Volks. Wie lebendige Wunder schreiten sie durch die Felder und Auen der Fremde dahin, wie Räthsel, welche man durch Fragen nach ihrer Herkunft lösen kann. Und außerdem ist hier in den bayrischen Tannenwäldern und Gebirgen jeder Reisende mit seinem Ränzel auf dem Rücken ein wandernder Concurrent der nahen Allgemeinen Zeitung: man will Alles von ihm wissen, wenigstens was die Könige und Gewaltigen auf Erden machen, was Krieg und Frieden, Pest und Hungersnoth betrifft.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, März.

(Schluß)

Reformbestrebungen.

Weßhalb ruhen denn, wo es sich um die Beruhigung der aufgeregten Masse handelt, diese so scharfen, so beredten Federn jezt, wo die Presse freigegeben ist und dem freisten Worte sich kein Hinderniß mehr entgegenstellt? Nur ihnen, nur diesen Männern, über deren Liberalität kein Zweifel obwaltet, könnte die so erwünschte Beruhigung der Gemüther, die Beseitigung jeder Furcht vor der Rückkehr früherer Uebelstände gelingen, während man jede andere Feder als erkauft ansehen dürfte. Trotzdem wollen wir es wagen, eine Berichtigung zu versuchen. Man ist unzufrieden, daß der Senat, wie er es mußte, auch dießmal nur die sogenannten Erbgesessenen und nicht alle Bürger zusammenberief, um die neue Staatsverfassung zu berathen. Das leztere durfte er aber nicht, wenn er den Rechtsboden nicht verlassen und die zur Stunde noch faktisch bestehende alte Verfassung nicht verletzen wollte, die ihn nöthigte, zur Vorberathung der zukünftigen mit den Männern zusammen zu treten, deren Rechte zur Stunde noch bestehen. Neue Gesetze können, wie Jedermann bekannt, nur dann erst in Kraft treten, wenn die früher gültig gewesenen aufgehoben sind, und eben so wenig, als es dem Senat erlaubt gewesen wäre, durch einen Rücktritt in Pleno die Stadt in eine wenigstens augenblickliche Anarchie zu stürzen, eben so wenig stand es in seiner Befugniß, die seither Bevorrechteten ihrer Vorrechte durch einen Machtbefehl zu berauben. Dieß muß und kann nur durch leztere selbst geschehen und wird geschehen, da man diesen Männern Uneigennützigkeit, Einsicht, Patriotismus und Kenntniß der Zeitumstände zutrauen darf. Sie selbst werden die ihnen seither ausschließlich zustehende Gewalt in die Hände der gesammten Bürgerschaft zurückgeben und sich im Verein mit ihr der neuen Regelung der Grundgesetze des Staats unterziehen, wozu wir ihrer wahrlich sehr bedürfen. Man wolle sie also nicht durch völlig unbegründete Vorwürfe und ein unverdientes Mißtrauen in ihre Absichten kränken, sondern ihnen wie seither ihr schwieriges Unternehmen durch geschenktes edles Vertrauen erleichtern und belohnen. — Die Frage: ob mit einer Repräsentativverfassung, die das dringende Verlangen aller Aufgeklärten ist, sich die Lebenslänglichkeit des Senats vertragen werde, beschäftigt Viele, und an diese knüpft sich die zweite: ob man die jetzigen Rathsglieder beibehalten oder einen ganz neuen Senat erwählen werde? Was die erstere Frage betrifft, so läßt sich eben so viel für als gegen die Wahl nur auf Zeit sagen, namentlich in Bezug auf die zu Rath gewählten Rechtsgelehrten, die, zum Theil mit einer sehr lucrativen Praxis versehen, es als ein Unglück betrachten müßten, zum Senator mit der Aussicht ernannt zu werden, vielleicht nach einigen Jahren ihre Stelle verlassen und in's Privatleben zurückkehren zu müssen, wo sie dann einen neuen, früher schon bestandenen Kampf um die bürgerliche Existenz, und zwar mit geringer Aussicht auf Erfolg, zu beginnen hätten. Die jedesmal abgetretenen Senatoren aber zu pensioniren, hieße dem Staat unerträgliche Lasten aufbürden. Es wird also wohl bei der Wahl auf Lebenszeit bleiben müssen. Was die zweite Frage betrifft, so glauben wir, daß bei den vorzunehmenden neuen Wahlen wohl nicht eben viele Senatoren auf eine Wiedererwählung rechnen dürfen, da ein Theil derselben zu alt, ein anderer zu conservativ, ein dritter endlich zu unpopulär ist, um den jetzigen Ansprüchen genügen zu können; ein vierter Theil dürfte nicht einmal die Garantie der durchaus erforderlichen Intelligenz und Arbeitskraft darbieten. Sollte man den Senat auflösen und einen neuen an seiner Stelle bilden wollen, woran nicht zu zweifeln ist, so dürfte die Einrichtung, daß man die abgetretenen juristischen Mitglieder, sofern sie nicht von Haus aus als sehr reich bekannt seyn sollten, pensionirte, wohl die richtige und gerechte seyn, während man den Kaufleuten keine Entschädigung schuldig wäre, da es ihnen freisteht, ihre kaufmännischen Geschäfte auch neben ihrer Anstellung fortzusetzen, sie folglich eher in ihrem Gewerbe gefördert, denn gehindert werden würden. Diese Pensionen an die juristischen Mitglieder würden, bei dem zum Theil sehr hohen Alter der wahrscheinlich Austretenden eine nicht allzuschwere Last für den Staat seyn, indem der Tod die Reihen dieser Veteranen nur zu bald lichten wird. — Es haben sich bereits mehrere Vereine intelligenter und geachteter Männer gebildet, um an der neuen Verfassung mit bauen zu helfen, was nur als förderlich betrachtet werden darf. Es ist demnach die beste Aussicht vorhanden, daß wir ohne weitere allzugroße Störungen recht bald in den Hafen der Ruhe einlaufen und das große und höchst nothwendige Werk der Reform beenden werden.

Wenn die Leser im Vorstehenden nur eine Skizze der hiesigen Verhältnisse erblicken, so werden sie uns das hoffentlich danken, da wir es dadurch vermieden, einen ungebührlich großen Raum in einer Zeit in Anspruch zu nehmen, in der nicht nur aus jedem Lande, sondern fast aus jeder nur irgend bedeutenden Stadt Wunder zu berichten sind. Daß wir keine Namen nannten, finde darin seine Entschuldigung, daß wir durch dieselben diesem oder jenem hätten weh thun müssen, was bei einem besiegten Feinde unedel wäre. — Wir werden mit diesen Berichten nach Zeit und Gelegenheit fortfahren. — * —

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 85. Sonnabend den 8. April 1848.

Bietet doch ihr deutschen Lande
Milden Sinns so viel,
Ueberall willkommne Bande,
Trautes Heimathsziel!

Karl Mayer.

Aus dem Kaiserstaat.

(Fortsetzung.)

Auch die bäurische Matrone sah mich noch lange wohlwollend an, und ihre Neugier richtete noch einige Fragen an mich, die aber dann allemal sogleich, ehe ich antworten konnte, ihre Weisheit sich selbst leise beantwortete. Sie fügte nämlich jedesmal mit weisem Kopfnicken ihre Vermuthungen als Antwort hinzu. „Sind wohl weit her?" fragte sie. „Aus Ungarn," fügte sie leise hinzu. Da sie nun hiemit wenigstens errathen hatte, woher ich für den Augenblick kam, so fragte sie nach einer kurzen Pause in ihrer unbeschreiblich gutmüthigen Neugier weiter: „Was gibt's Neues?" — „Nix," sezte ihre Weisheit sogleich hinzu. In dieser eigenthümlichen Art ging unsere Unterhaltung im Stillleben der bayrischen Wirthschaft fort.

Vor dem Abendessen knieten die Knechte alle nieder. Durch ihr lautes Beten herbeigelockt, kamen auch die Kinder aus der Nebenstube herbei, ihnen folgte behaglich die Mutter, und alle knieten nieder. Sogar die Gäste ließen endlich ihre Krüge stehen und knieten. Ganz zulezt kam noch die Kellnerin aus der Küche hereingesprungen und kniete gerade mir gegenüber vor der Tafel, hinter der ich saß. Nach Tische bat sie um die Erlaubniß, sich mit ihrer Arbeit (sie nähte an einem Hemde) mit zu meinem Lichte setzen zu dürfen, und ein anderes Mädchen, das noch mehr Kind als Jungfrau und dazu etwas verwachsen war, sezte sich stillschweigend und ungebeten mit hin. Als ich mein Nachtlager aufsuchen wollte, ergriff diese rasch den Leuchter und führte mich hinaus. Die schöne Kellnerin und die bayrische Wirthin wechselten in diesem Augenblicke bedeutsame Blicke mit einander, und wie ich aus der Thüre ging, bemerkte ich, daß beide zu einer geheimen Berathung zusammen traten. Auf der Treppe kam die Kellnerin hinter uns drein und nahm, ohne ein Wort zu sagen, der kleinen Buckligen den schweren Leuchter aus der Hand. Das bayrische Gretchen und die weise Bäuerin hatten es für schicklicher gehalten, daß die reife, in herrlicher Körperfülle blühende Schönheit, als daß ein kleines verwachsenes Mädchen dem Reisenden das Nachtlager anweise. Diese tappte indessen nun mit leeren Händen immer hinter uns drein, und so wurde ich unter dem Dache des Hauses durch alle Schlafzimmer geführt, welche meistens große Säle waren, in denen hie und da ein einsames Bett stand. Auch mein eigenes Nachtlager war in einem solchen Saale, dessen Thüre nicht eingeklinkt werden konnte, weil sie in einen Vorsaal führte, welcher zu Zeiten mit diesem zu einem Tanzsaale vereinigt wird. Durch die offene Thüre sah ich später die Knechte und Mägde, so wie die übrigen Bewohner des Hauses mit ihren Lampen sich zerstreuen und in den weiten Vorsälen ihre Lagerstätten suchen.

Noch war es nicht Tag, als mich diesen Morgen ein unharmonisches Quiken, das vom Hofe herauf scholl, aus dem Schlafe weckte. Als ich in's Haus hinunter kam, waren Knechte und Mägde sämmtlich bereits in Thätigkeit. An der Treppe im Flur begrüßte mich die behagliche Wirthin freundlich und zutraulich. — Wenn ich nicht den Sonntag da bleiben und mit der Kellnerin einen Tanz versuchen wolle, sagte die weise Bäuerin, so solle ich den Samstag wenigstens in ihrem Hause rasten; Fleisch könne ich

heute haben so viel ich wolle, frisches Fleisch, denn sie habe bereits diesen Morgen ein Schwein geschlachtet. Und dabei drehte sie, als wollte sie damit den Ketzer zum Dableiben verlocken, mit der Hand ein fettes Thier herum, das bereits ausgeweidet an der Wand hing, und ließ mich den breiten Rücken sehen. — Gute Wirthin, wer bei dir Hütten bauen — ich meine essen, trinken und fasten könnte! — Ich gedachte an die kolossale Häuslichkeit in den vielen Sälen und Gemächern des stattlichen Gebäudes, durch welche mich am vorigen Abend die Kellnerin geführt und in denen die hohen Betten Sonntags den Reihen der Tänzer Platz machen. Aber die Welt ist draußen weit und schön. Ich gab dem alten und dem jungen bayrischen Weibe die Hand und trat in's Freie.

Vor dem Dorfe kam ich gleich wieder in den Tannenwald. Mit einer Anzahl neugieriger Bauern, die an verschiedenen Orten einzeln aus dem Tann hervorkamen, ging ich nach Traunstein, wohin sie sämmtlich in verschiedenen Prozeßsachen auf's Gericht geladen waren; man sollte meinen, es könnte nur der böse Feind seyn, der in dieser Einsamkeit, auf den durch große Waldstrecken von einander getrennten Gehöften so viel Aergerniß geben kann. Um in ihre Gerichtsstadt zu gelangen, müssen die Bauern über eine geflochtene Stiege steigen, welche auf dieser Seite von Traunstein die Thore vertritt. Unter denen, welche auf dem Markte umhergingen, bemerkte ich einige, deren schwarze Jacken, von feinem glänzendem Tuche, einen seltenen Wohlstand verriethen, die aber der Landestracht vollkommen treu geblieben waren. Und wenn auch nach den verschiedenen Ständen einige Modifikationen eintraten, die auch an der Volkstracht um so weniger ausbleiben, als die vornehmen Pariser Moden, wenn sie sich längst überlebt haben, gewöhnlich überall auf den Schnitt der Volkstracht leise nachwirken: so war doch die bei Allen von Kopf bis zu Füßen beibehaltene schwarze Farbe des Tuches fast allein schon genügend, um in der Kleidung eine Uebereinstimmung von eigenthümlicher Wirkung hervorzubringen.

Unter den Passagieren, welche im Gasthofe zur Post auf die Abfahrt des Stellwagens nach Reit im Winkl warteten, befand sich eine ächte Volksgestalt, die, wie sich später zeigte, unter dem Namen des Schwabachers von Traunstein bis Reit im Winkl jedem Kinde bekannt war. Ein treues Bild der Gutmüthigkeit und der Neugier, saß er zwischen zwei fremden Knaben, einem Italiener und einem Tiroler, in der Mitte. Beide hatte er zufällig im Wirthshause getroffen und bewirthete sie mit Bier und Brod, um sie auszuhorchen. Nun war es ergötzlich, wie er den Tiroler zur Rechten zum Trinken nöthigte, und fast im selben Augenblicke sein linkes Ohr, auf dem er fast gar nicht hörte, tief zu dem Italiener niederneigte, um zu vernehmen, „was er für einer sey." Dieselbe Frage: „was bist denn du für einer?" die in der That so viel enthält, wie die berühmten Fragen, welche die homerischen Wirthe ihren Gästen nach dem Mahle vorlegten, zusammen genommen, legte er später im Stellwagen auch mir vor. Als er aufstand und die Knaben sich satt gegessen und getrunken hatten, sprangen sie sehr vergnügt um ihn her und ließen nicht ab, bis er noch beim Einsteigen in den Wagen dem einen ein Messer und dem andern ein paar Feuersteine abgekauft hatte. Der Schwabacher, ein Mann in seinen besten Jahren, hatte, obgleich sich zu seiner Schwerhörigkeit noch eine bedeutende Heiserkeit gesellte, so daß zwischen ihm und einem Taubstummen nur ein gradueller Unterschied stattfand, sich doch eine leibliche und geistige Frische erhalten, welche einem solchen Lazarus wohl nur unter so einfachen Lebensbedingungen, wie sie mitten im Volke und in der freien Gebirgsnatur vorhanden sind, bewahrt werden kann. Auf seinen Wangen glänzte noch das Morgenroth der Jugend, während Körperbau und Wuchs bereits die volle Reife des Mannesalter verriethen. Mit dieser Frische Hand in Hand ging hier die größte Geduld im Leiden und eine ungeschwächte Lebenslust.

In einem Gasthofe, wo wir unterwegs anhielten, zeigte er sich gegen die Frauen in volksthümlicher Weise galant, und seine Gebrechen hinderten nicht, daß seine Aufmerksamkeit auf's freundlichste angenommen und erwidert wurde, zumal man in ihm auch einen unermüdlichen Tänzer auf allen Festen und Kirchweihen zu schätzen wußte. Im Stellwagen ließ ihm seine Gefälligkeit keine Ruhe, und oft sprang er mit Einem Satze hinaus, um einem Vorübergehenden irgend einen Dienst zu leisten, nach dessen Verrichtung er, von den übrigen Passagieren etwas über die Achsel angesehen, ganz demüthig wieder in den Wagen kroch. Als der Wagen, nachdem die andern Passagiere sich hier und da in den Waldhäusern zerstreut hatten, einen steilen Berg hinan fuhr, hieß der Fuhrmann ihn wie einen Knecht die Pferde beim Kopfe nehmen und langsam hinan führen, was er auch geduldig that, während der korpulente alte Kutscher behaglich mit mir hinter seinem einträglichen Fuhrwerke einher ging. Er ist eine wichtige Person auf der Straße von Traunstein nach Reit im Winkl. Bald vor diesem, bald vor jenem einsamen Waldhause hatte er Halt gemacht, und vor einigen der stattlichsten waren auf seinen Ruf ganz vornehme Damen erschienen, um ihre Briefe, auch wohl einige seltene Gemüse aus der Stadt in Empfang zu nehmen. Der alte Bürger von Traunstein hing seine Hand in meinen Arm, und mit jenem unbeschreiblichen Wohlwollen, welches mich gerade an den Bayern so oft gefreut hat, weidete er sich an meinem Entzücken über einen Alpenwasserfall, den er

mir im Mondscheine zeigte. Dem guten Schwabacher freilich wußte er wenig Dank, da wir auf dem Gipfel des Berges anlangten, und als dieser einmal in eine Mühle am Wege ging, ließ er sogar alsbald seine Pferde traben und begnügte sich, einem Kinde, das gerade vorbei ging, aufzutragen: „Der Schwalbacher soll laufen daß er nachkümmt.“ Wirklich holte dieser in seinen Schuhen und Strümpfen die trabenden Rosse wieder ein und sezte sich so still als möglich wieder an meine Seite. Vor Reit im Winkl sprang der Schwabacher abermals aus dem Wagen, ohne daß seinethalben der Fuhrmann die trabenden Rosse gehemmt hätte, und ich sah ihn seiner Wohnung, einem stattlichen Gehöfte, zueilen, das, etwas abseits von der Landstraße, am Saume des Waldes lag.

(Schluß des dritten Artikels.)

Willi, der Schütz.

(Fortsetzung.)

Imring zog seine Hand zurück, sein Blut wurde heiß. „Wenn das Alles ist, was Ihr thun wollt, nachdem Ihr ihm Wort und Ehre verpfändet,“ sagte er, „so hat Rudolf Eure Güte nicht nöthig. Schuldlos, wie er sich weiß, braucht er das Gericht nicht zu fürchten.“ — „Ihr irrt Euch,“ erwiderte der Landrath finster lächelnd; „fragt Euch selbst, ob das Blutgericht den Derni verurtheilen wird oder nicht. Wie viele würden denn im Ring stehen, die ihre Hand nicht gegen den Verräther erhöben, der Mord und Brand in ihre Hütten tragen wollte?“ — „Legt die Hand auf's Herz, Herr Hilberg; Ihr wißt es am besten, daß es bübische Verleumdung ist, die dem Sohne unseres alten Freundes solche Verbrechen andichtet.“

Hilberg schwieg eine Minute lang, dann sagte er kalt: „Er hat in meiner Gegenwart Dinge geäußert, die ihn an den Schandpfahl bringen müßten, und mir damit die Augen geöffnet, ehe ich das Unglück über mich gebracht, ihm mein Kind zu geben. Ich könnte nicht anders als gegen ihn zeugen,“ fuhr er fort, „darum ist mein Rath und Vorschlag der: Er verläßt das Land auf ein Jahr und reist, wohin er will. Er mag die Welt anschauen, und dann mit besseren Vorsätzen heimkehren. Während seiner Abwesenheit wird sich die Aufregung legen und seine Schuld wird vergessen seyn, wenn er wiederkehrt und sich ruhig verhält.“ — „Und wenn er nicht ist, wie er seyn soll, hat man einen guten Strick, um ihn alle Tage zu hängen,“ rief Imring mit Bitterkeit. — Der Landrath stand auf. „Gehabt Euch wohl,“ sagte er. „In der nächsten Woche tritt der Rath zum Gericht zusammen. Ist der Derni Narr genug, noch jezt zu trotzen, und in drei Tagen nicht jenseits des See's, so wird die Anklage gegen ihn erhoben werden, und ist es einmal so weit, kann ich nichts weiter thun.“

Als er fort war, dachte der Pannerherr darüber nach, was Hilberg bewogen haben könne, einen milden Ausweg zu suchen. „Nicht die Regli ist's,“ rief er aus, „sondern die Furcht, vor allem Volke seine Schande zu hören; aber wahr bleibt es darum doch, daß Derni verloren ist, wenn er ihn anklagt.“ — Er wußte nicht, daß Hilberg eine Stunde vorher noch einen Gang zum Verderben des Fürsprech gemacht hatte, der, wenn er geglückt wäre, ihn gewiß abgehalten hätte eine Vermittlung vorzuschlagen. Er begab sich in's Rathhaus und ließ sich dort zu dem Gefängniß des Willi Grießler bringen. Es war dieß eine Art Käfig, aus starken Bohlen gebaut, so eng, daß ein Mann kaum drei Schritte thun konnte, so niedrig, daß er sich nie ganz aufzurichten vermochte, und völlig finster, denn nur in der Thür befand sich eine Klappe, durch welche dem Gefangenen Nahrung gereicht wurde. Ein paar andere ähnliche Käfige standen in der Tiefe des wüsten Gemachs. Der mächtige Herr winkte dem Wärter, sich zu entfernen, dann schob er die Klappe zurück und blickte in den finstern Schlund, aus dem ekler Dunst aufstieg. Sein scharfes Auge gewahrte eine Menschengestalt, die am Boden im Winkel hockte.“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Freiheitsbäume.

Eine neue Passion hat sich des Pariser Volks seit einigen Tagen bemächtigt. An allen Ecken und Enden der Stadt, namentlich vor den Kirchen, sieht man Freiheitsbäume in die Erde pflanzen, wozu man sehr hohe dürre Stämme wählt, mit dreifarbigen Bändern und Fahnen aufgepuzt. Leider verbindet das Volk mit dieser neuen Spielerei allerlei Unfug und Mißbrauch.

Gestern, nachdem in meinem Quartier ebenfalls ein Freiheitsbaum gepflanzt worden, begab sich eine Anzahl von Blousenmännern in die Häuser der benachbarten Straßen und verlangte Beisteuer, »pour subvenir aux frais de l'arbre de la liberté,« wie sie sich ausdrückten. So empfing ich selber den ungebetenen Besuch von vier schmutzigen Patrioten. Einer derselben hielt eine kurze, aber überzeugende Rede, und sprach die Hoffnung aus, von mir hinlänglich verstanden worden zu seyn. Es schien mir rathsam, die Hoffnungen des »honorable préopiniant« nicht zu täuschen, und gab ihm ein Zweifrankenstück, mit dem Bemerken, daß die bösen Zeiten mir nicht erlaubten mehr zu thun, und daß er, der ehrenwerthe Redner, in diesem Augenblick mehr besitze als der bescheidene Geber. Er nahm mein Geld undankbar an, rief aus vollem Halse: »vive la république!« und die Deputation verließ mich. Im ersten Stockwerk meines Hauses wies man sie ab, und sie antworteten, man könnte heute Abend leicht dem Glasermeister etwas zu verdienen geben. So erwarteten wir denn diesen Abend einige gut gezielte Steinwürfe in die Fenster des ersten Stocks, die aber zum Glück ausblieben. Hingegen konnte man den ganzen Abend in dem Quartier der Madeleine keinen Schritt thun, ohne Gefahr zu laufen, von Raketen, Fröschen, Leuchtkugeln, römischen Lichtern und andern pyrotechnischen Belustigungen unangenehm überrascht zu werden. Vor allen Läden standen kleine Feuerherde, und namentlich in der Nähe des Freiheitsbaums an der Eisenbahn von Versailles und Rouen, in der Straße St. Lazare, schossen Einem diese kleinen feurigen Kobolde in's Gesicht und versengten Haare und Kleider. Ich hatte in dem Quartier zu thun, und wußte nicht wie ich mich durch die tobende und jubelnde Volksmenge drängen sollte. Ging man in die Mitte der Straße, so trat man auf eine Petarde, drückte man sich an die Häuser, so flog aus einem Fenster des Erdgeschosses eine feurige Sonne. Dabei war die Circulation der Omnibus und der Cabriolets unterbrochen. Sie können sich keinen Begriff von der heillosen Verwirrung machen. — Wenn die Franzosen nur nicht so leidenschaftlich liebten, was Lärm und Skandal macht. So sind sie aber in allen ihren Vergnügungen. So ruhig und besonnen sie sich schlagen für Freiheit und Recht, so lärmend enthusiastisch sind sie in ihren Erholungen. Oft, wenn ich sie beobachtete, wie sie die Barrikaden aufthürmten und sich zur entschlossensten That vorbereiteten, sahen sie aus, als ginge es zu einer Spielpartie; ihre Physiognomie war die eines Spielers, der versuchen will, ob ihm die Chance günstig ist, nicht mehr und nicht weniger. Aber wenn ich sie ihren Cancan in der salle Valentino tanzen sah, erwartete ich jeden Augenblick irgend ein plumpes Vergehen gegen die Sitte. Ihre Augen glühten und suchten rings unter den Zuschauern Nebenbuhler oder Spötter, um sie sogleich niederzuschlagen. Sie umfaßten ihre Tänzerinnen mit solch hastiger Leidenschaftlichkeit, als ob man sie ihnen zu entreißen drohte. Kurz, sie geberden sich bei ihren Vergnügungen so schrecklich ernsthaft und drohend, daß man darin eher ein freimaurerisches Symbol der wichtigsten Thaten zu sehen glaubt, während man sie inmitten des blutigsten Kampfes ruhig und heiter sieht.

Altenburg, März.

Reformen.

Die Bewegung, welche sich in diesen Tagen in allen Ländern deutscher Zunge kund gegeben hat, ist auch an uns nicht vorübergegangen. Auch in Altenburg und in einigen andern Städten des Landes haben sich die Bürger erhoben und ihre Anliegen dem Landesherrn vorgebracht. Wenn dieselben nicht sofort gewährt worden sind, so ist die Ursache dem Umstand beizumessen, daß am 20. März der Landtag eröffnet wird, welchem die betreffenden Vorlagen gemacht werden. Keinem Zweifel kann es unterworfen seyn, daß nun auch wir in der Kürze Preßfreiheit, Mündlichkeit, Oeffentlichkeit und Geschwornengerichte, freies Vereinigungsrecht und andere freie Institutionen erhalten. Indeß muß zum Ruhm unserer Behörden gesagt werden, daß bei uns die Censur ungemein mild gehandhabt wurde, milder als vielleicht in irgend einem andern Bundesstaat; dieß geht schon daraus hervor, daß Drucksachen, welche anderwärts von der Censur beanstandet wurden, bei uns ohne Hindernisse passirten. An den oben erwähnten Adressen haben sich lediglich nur die Bürger in den Städten betheiligt; der Bauer hat sich in dieser bewegten Zeit ganz ruhig verhalten, was noch im Jahr 1830 ganz anders war, und woraus man schließen muß, daß seit dieser Zeit Vieles besser geworden ist, und daß gerade der Landmann nur wenig oder keine Ursache mehr hat sich zu beschweren. Daß sich der Bauer so ruhig verhalten hat, liegt aber zum Theil auch in seinem Charakter. Gehorsam gegen die Regierung und Treue gegen den Regenten ist ein Hauptcharakterzug unserer ländlichen Bevölkerung, welche bekanntlich in dem östlichen Landestheile aus Sorben-Wenden besteht, die noch heutigen Tags unverbrüchlich an ihrer Nationaltracht und an ihren Sitten und Gebräuchen hängen. Allerdings gibt es auch unter den Bauern Kritiker und Tadler, die gewöhnlich nach bloßem, oft falschem Hörensagen zur Unzufriedenheit hingerissen werden; stellt man ihnen aber die Sache in's rechte Licht, so lassen sie sich belehren und bleiben ehrerbietig gegen den Fürsten, wenn sie auch über diesen und jenen Regierungsgehülfen, der wenigstens nach ihrer Meinung nicht recht handelt, sich unter einander zuweilen etwas stark auslassen. Diese Anhänglichkeit hat sich seit der Gründung des neuen Regentenhauses noch befestigt. Die schon erfolgten Veränderungen geben den Landleuten die Hoffnung, daß die noch vorhandenen Unebenheiten auf billige Weise ausgeglichen und besonders Innungsverhältnisse und Bannrechte zum Wohle der Landesbewohner werden regulirt werden. — Die Residenz und ihre Umgebung verschönern sich von Jahr zu Jahr mehr. Neue schöne Privat- und öffentliche Gebäude sind in neuester Zeit in größerer Anzahl entstanden; auch einige neue, die Stadt verschönernde und die Communikation erleichternde Straßen sind geschaffen worden, was wir zunächst der unsere Stadt berührenden sächsisch-bayrischen Eisenbahn zu danken haben, welche freilich in mancher andern Hinsicht der Stadt nicht zum Vortheil gereicht. Was die Umgebungen der Residenz betrifft, so waren dieselben schon früher durch romantische Anlagen sehr gehoben, sind es aber in neuester Zeit durch neue Schöpfungen noch mehr geworden. Namentlich zeichnet sich das Plateau unfern dem Bahnhofe aus, eine mit vielen Gängen durchschnittene, durch Baumreihen und Baumgruppen beschattete, durch Rasenplätze und Blumenrundtheile geschmückte Anhöhe, auf welcher ein kostbares, in gothischem Styl errichtetes, dem Herzog gehöriges, aber zu einer Restauration für das Publikum eingerichtetes Gebäude sich erhebt, von welchem aus man eine herrliche Fernsicht hat, und wo oft Concerte gehalten werden. — In literarischer Hinsicht ist zu bemerken die in diesen Tagen erschienene zweite Auflage der „Beschreibung der Residenzstadt Altenburg," von Dr. Julius Löbe, welche allen Fremden, die Altenburg berühren und sich mit dieser in vielfacher Hinsicht, namentlich aber in historischer Beziehung, interessanten Stadt vertraut machen wollen, empfohlen werden kann.

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 86. Montag den 10. April 1848.

— Je mehr
Diese Mauern ich betrachte,
Desto kühner, desto stolzer
Scheinen sie mir dazustehn.

Herder.
Romanzen vom Cid.

Aus dem Lande der Basken.

Pamplona im August.

Pamplona ist eine sehr alte Stadt, deren Ursprung bis in die Römerzeit hinauf reicht (man nennt Pompejus als ihren Gründer); aber die früheren Jahrhunderte haben wenig Spuren in seinem Angesichte zurückgelassen. Mit Ausnahme einiger öffentlichen Gebäude gehört Alles, was man in Pamplona sieht, der Neuzeit, nicht der Neuzeit von gestern, sondern den lezten zwei- oder dreihundert Jahren an. So namentlich die ziemlich geraden und ziemlich breiten Hauptstraßen, der geräumige Marktplatz, die Festungswerke und die Citadelle. Die leztere liegt, wie die Citadelle von Antwerpen, nach deren Muster sie von Philipp II. gebaut ist, in gleicher Fläche mit der Stadt, welche nichts desto weniger unbedingt von ihr beherrscht wird, und die ihre militärische Abhängigkeit bei gewissen Gelegenheiten, namentlich bei der vom General O'Donnell angestifteten Meuterei im Jahre 1841 sehr schwer hat empfinden müssen. Der genannte General bewährte damals seine Menschlichkeit und die Loyalität seiner Gesinnungen dadurch, daß er Pamplona bombardirte, nicht um es zur Unterwerfung, sondern im Gegentheil, um es zum Aufruhr gegen die anerkannte Staatsgewalt zu zwingen. Dafür ist denn auch General O'Donnell unter dem Ministerium Narvaez Generalkapitän von Cuba geworden. Die Festungswerke von Pamplona sind übrigens in sehr gutem Stande, und diese Stadt würde, wie mich dünkt, den Franzosen viel zu schaffen machen, wenn es ihnen heute oder morgen einfallen sollte, ihre Grenzpfähle an den Ebro zu pflanzen, wie die Pariser Zeitungen dieß den Spaniern bei verschiedenen Gelegenheiten als Strafe für ihre mißgünstigen Gesinnungen gegen Frankreich angedroht haben. Die Karlisten haben die Belagerung von Pamplona niemals versucht, obgleich sie zu verschiedenen Malen Meister des ganzen Landes rings umher waren. In Folge der fortwährenden Anstrengungen der Christinos, die Verbindung mit ihrem einzigen Stützpunkte in Navarra offen zu erhalten, wurde das viele Meilen lange Thal zwischen Pamplona und Vitoria, die Borunda, mehrmals zum Hauptschauplatz des Bürgerkrieges in den Nordprovinzen. Der General D. Diego Leon soll hier viele kecke Reiterthaten verrichtet haben, und man zeigte mir eine zeimlich jähe Stelle des Thalufers, welche von ihm mit seinen Lanzenreitern im Angriffe genommen worden sey.

Rechts von der Borunda und in geringer Entfernung liegen las Amezcoas, der unzugänglichste Bezirk von Navarra, den Jahre lang kein christinischer Soldat betreten hat. Ganz nah bei der Straße von Vitoria nach Pamplona sieht man das Dorf Guevara, dessen festes Schloß bis auf den lezten Augenblick eine wichtige Rolle in dem Bürgerkriege gespielt hat, so daß die königlichen Truppen, als sie endlich Meister desselben wurden, es doch für rathsam hielten, diese gefährliche Burg, ein sehr gut erhaltenes und sehr merkwürdiges Bauwerk aus den ersten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts, in die Luft zu sprengen. Und die Trümmer des Bergschlosses von Guevara sind nicht die einzigen, welche der Erbfolgekrieg oder vielmehr der Verfassungskrieg in dieser Gegend zurückgelassen hat. Ich erinnere mich, schon vor mehreren Jahren gelesen zu haben, daß bereits die lezten

Spuren der Verwüstungen des Bürgerkriegs verschwunden seyen, aber diese Versicherung würde noch am heutigen Tage eine Uebertreibung seyn. Aus der Ebene von Vitoria sind viele hübsche Landhäuser verschwunden, über deren Baustätte jezt der Pflug geht, und hart an der Straße nach Pamplona sieht man mehr als Einen geschwärzten Trümmerhaufen, der stummes Zeugniß gibt von den schweren Zeiten, die über die Provinzen dahingezogen. Im Großen und Ganzen aber hat dieses Land allerdings einen sehr blühenden und wohlhabenden Anstrich, dem man es leicht glaubt, daß die Folgen des Bürgerkrieges im Allgemeinen verschmerzt sind.

Die Lage Pamplonas auf einer Anhöhe, deren Fuß im Norden von der Arga bespült und die auf allen Seiten in geringer Entfernung von ziemlich hohen Bergen eingefaßt wird, bietet viele sehr hübsche Gesichtspunkte dar. Von der Taconera aus, dem großen und schönen Spaziergange innerhalb der Stadtmauern, übersieht man einen Theil des Argathales mit seinem reichen Anbau, seinen grauen Dörfern, die von Baumkränzen eingefaßt sind, und den jäh und hoch emporsteigenden Bergen seines rechten Ufers. Umgekehrt hat man auch von der Arga aus manche malerische Ansicht von Pamplona selbst. Die Mauern der Stadt sind hier an einigen Stellen sehr hoch und mit großer Keckheit auf den äußersten Bergrand vorgeschoben, so daß sie mit den zierlichen steinernen Schilderhäuschen, die an den einspringenden Winkeln über dem Abgrunde schweben, schon für sich allein als Theaterdekoration eine vortreffliche Wirkung hervorbringen würden. Nimmt man aber dazu die heitere Umgebung von Berg und Thal, den Fluß, der in reinlichem Kieselbett zwischen Wiesen und Gärten und lustigem Buschwerk dahin rauscht, und nimmt man vor allen andern Dingen dazu den schönen spanischen Himmel, so hat man das anmuthigste und romantischste Landschaftsbild, welches mir vorgekommen ist, seitdem ich Andalusien verlassen habe. Der berühmte Paß von Pancorvo, welcher den Uebergang aus der castilianischen Ebene in das nördliche Gebirgsland bildet, gewährt allerdings gleichfalls ein schönes Schauspiel, aber ein Schauspiel ganz anderer Art, das Schauspiel einer wilden, nackten Felsenwelt, die riesenhaft und furchtbar auf die Häupter der Menschen herunter droht.

Das Klima von Pamplona, nicht sowohl in Folge der Nachbarschaft der Gebirge, die in ganz Navarra nicht über mittlere Höhe hinausreichen, als wegen der hohen Lage der Provinz selbst, ist feucht und kühl, aber dabei außerordentlich fruchtbar, so daß eine dreifache Ernte hier eben so wenig wie in dem Königreiche Valencia etwas Ungewöhnliches ist. Obst, Hülsenfrüchte und Getreide, zumal der türkische Weizen, der in den Nordprovinzen überhaupt stark gebaut wird, sind die Haupterzeugnisse des Bodens in der Nachbarschaft von Pamplona; Oel und Wein dagegen gedeihen in dieser Gegend wenig oder gar nicht. Der wichtigste städtische Gewerbszweig von Pamplona, außer den gewöhnlichen bürgerlichen Handwerken, ist der Großhandel mit englischen und französischen Manufakturwaaren, besonders Seiden- und Wollenstoffen, mit denen von hier aus Aragonien und ein Theil des mittleren Spaniens versorgt werden. Eigene Fabriken hat Pamplona nur in kleiner Zahl und von geringer Bedeutung.

(Fortsetzung folgt.)

Willi, der Schütz.

(Fortsetzung.)

„Tritt hierher, Willi Grießler," sprach Hilberg mit gedämpfter Stimme. — Der Gefangene raffte sich auf. „Was gibt's?" sagte er, „wer ruft mich?" — Er trat an die Oeffnung, und ein wildes Aufblitzen des Zorns funkelte in seinen Augen. Der Landrath betrachtete ihn mit finsterer Strenge, und doch fuhr ein Funke des Erbarmens durch seine Brust, denn Willi sah entsetzlich elend aus. Sein Gesicht war bleich und aufgedunsen, sein Haar hing verworren und zottig nieder und mischte sich mit dem Bart, der Lippen und Kinn bedeckte.

„Es geht dir schlecht, Willi, wie ich sehe," sagte Hilberg. — „Es geht, wie es gehen kann, Herr, ohne Luft, ohne Licht und Bewegung." — „Und sonst sprangst du alle Tage in der Sonne umher und warst ein Schütz, der auf Alpenspitzen hoch in die Wolken stieg. Liegst nun hier seit zwei Monden in Schmutz und Hunger und wartest auf Hülfe von deinen Genossen; ich sage dir aber, es kann dir Niemand helfen." — „Ich weiß es, Herr." — „Bist mürbe geworden oder nicht?" fuhr der Landrath fort, indem er näher herantrat; „hast Einsehen erhalten, oder fehlt es dir noch immer? Willst die Wahrheit bekennen, Willi, so kann noch gut gemacht werden, was du gefehlt hast."

Der Gefangene trat von der Klappe zurück. „Schämt Euch, Herr," rief er, „daß Ihr her kommt, um mich zu verspotten, Ihr, der mich in dieß Elend gebracht hat." — „So geh', du Lump!" sagte Hilberg voller Wuth. „Wollte dir helfen und noch jezt dir beispringen; es soll nun mein Bestreben seyn, dich unverbesserlichen Buben zur Rechenschaft und Strafe zu bringen. Bei der heiligen Gottesbraut! sollst nicht vom Gerichtstag fort ohne blutigen Rücken und eisernen Halsschmuck, und will dafür sorgen, daß in der

Gemeinde dir nichts durchgeht, daß der kleinste Fehl dir mit einer Tracht vergolten wird." Er warf die Klappe zu und blieb einen Augenblick horchend stehen, aber er hörte nichts als ein dumpfes Stöhnen. Willi hatte sich in der Mitte seines finstern Käfigs auf's Knie geworfen; seine Fäuste ballten sich zusammen, er streckte sie über den Kopf aus zum Himmel, den er nicht sehen konnte, und zwischen seinen festgepreßten Zähnen drängten sich Töne hervor, vor denen der Landrath mit einem Schauder davon eilte, denn es kam ihm vor, als heule ein wildes Thier hinter den Eichenbohlen.

Noch an demselben Abend besuchte Imring seinen jungen Freund, der ihm erwartungsvoll entgegen kam, aber schweigend sich abwendete, als der Pannerherr traurig den Kopf schüttelte. — „Es ist vergebens gewesen, ich dachte es wohl," sagte er leise. „Nichts ist daran zu ändern. In acht Tagen ist Regli's Hochzeit." — Derni deckte die Hände auf sein Gesicht. „Grausame Gewalt der väterlichen Rechte!" rief er. „Sie haben sie dazu gezwungen!" — „Aber sie hat sich mit dem Zwange versöhnt, oder wird sich bald damit versöhnen," erwiderte der alte Mann. „Unsere Mädchen sterben nicht vor Liebesgram, sie wissen was sie müssen, und wenn es dir zum Trost gereicht, so kann ich dir sagen, daß Regli munter am Hochzeitstaat näht und der junge Hauptmann ihr jeden Tag besser gefällt. — Du aber," fuhr er fort, „darfst nicht länger daran denken, mit Hilberg in Familienverbindung zu treten. Ehre und Pflicht verbieten es dir. Du mußt fort, bis andere Zeiten kommen, bis eine bessere Sonne Unterwalden bescheint." — „O mein Vater!" rief Derni mit nassen Augen, „wann werde ich denn zurückkehren dürfen?" — „Vielleicht nie, vielleicht bald," erwiderte der Greis gerührt. „Vielleicht ist es mir noch beschieden, dich in meine Arme zu schließen, jezt aber stoße ich dich hinaus in die Welt, denn wenn du bleibst, bist du verloren."

Ihr Gespräch dauerte bis tief in die Nacht, und als der Morgen graute, fuhr ein Wagen, welchen die beiden Männer bestiegen, von Derni's Haus hinab nach Stanzstad, wo ein Boot am Ufer bereit lag. — „Ich werde dein Gut getreulich verwalten," sagte der Pannerherr, „und für Alles Sorge tragen, auch für Willi." — „So lebe wohl!" rief Derni, ihn umarmend und einen langen Blick zurückwerfend auf die rauchenden Berge und Firnen, die vom ersten Sonnenroth angehaucht wurden. „Lebe wohl, geliebtes Land meiner Kindheit! Ach! daß ich als ein Flüchtling dich verlassen muß, weil freie Männer keinen Raum hier haben!"

Der alte Pannerherr sah ihm lange nach. — „Gott segne ihn, Gott behüte ihn!" murmelte er vor sich hin, „und lasse den Tag bald kommen, wo er wiederkehren darf!"

Der Gerichtstag war vorüber und am nächsten Morgen sahen neugierige Leute den Gestraften nach, die von Gerichtsdienern begleitet in ihr Kirchspiel zurückgeführt wurden. Einige unter dem Haufen schwiegen und ihre finstern, ernsten Gesichter drückten ihre geheimen Gedanken aus; Andere waren mitleidig gestimmt, die Meisten aber lachten und sprachen: „Es ist ihnen geschehen, was sie verdienten. Altes Recht bleibt Recht, die Herren haben es beschirmt, wie es Pflicht war, und der böse Bub', der Willi Grießler, mag jezt seinen blutigen Rücken heilen, mit der Klingel am Kopf zu Jedermanns Gespött und Warnung fünf Jahre umherlaufen und sich hüten, daß er die Kirchspielgrenze nicht übertritt oder andere Streiche macht." — „Werden ihm schon die Peitsche zu kosten geben, wenn er sich muckt," sagte ein alter Mann. „Sind strenge Leut' im Genossenrath." — „Ist aber doch Schade um den feinen Buben," rief eine der jungen Dirnen. „Ist ja nun auf sein Lebtag in Schimpf und Schande und kann ihm kein ehrlich Mädli mehr die Hand reichen."

Die Leute verliefen sich, während die Gefangenen über die Berge dahin zogen bis in ihr Kirchspiel. — Der Krämer Peter ging an Willis Seite in philosophischer Ruhe und sprach mit seinen Begleitern, wie ein Mann, der sein Schicksal zu tragen weiß. Von Zeit zu Zeit nahm er eine Prise aus seiner großen Horndose, und versuchte einen Scherz aus der alten Zeit, wenn er einen Bekannten am Wege sah. — „Wo soll's hinaus," rief er zulezt, „wenn ein Mensch verzweifeln will über seine Noth? Ist Mancher schon gestolpert und gefallen und doch wieder aufgestanden. Habe zu Haus ein Buch voll gräulicher Geschichten, wie es in China und Indien hergeht. Christ sey gelobt, daß der hohe Rath von Canton uns nicht zu richten gehabt hat; darum preis ich die Milde, mit der die Herren uns verurtheilt. Denn haben sie uns etwa den Hals abgeschnitten, gebrannt oder gehängt? Nein, wir leben noch im freien Lande Unterwalden und sehen die Sonne, sehen die Firnen da oben, können unsere Glieder bewegen und werden auch Milde finden bei Nachbarn und guten Leuten, die unseres Schicksals nicht spotten werden."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, März.

Besuch des Regenten-Erbgroßherzogs

Gleich nachdem unser neuer Regent dem hessischen Volke mit raschen vollen Händen die Freiheit gegeben, kam er nach Mainz zum Huldigungsbesuche. Es kostet den Fürsten viel mehr Mühe, sich bei den Völkern verhaßt, als beliebt zu machen. So sprach Börne, und der Prophet der Freiheit sprach wahr. Wir sahen das während der Anwesenheit des Regenten in Mainz. Wie wenig Mühe hat es diesen Fürsten gekostet, sich die Gunst seines Volks zu sichern! Er bot dem Volke die Hand zum Bunde der Eintracht und Freiheit, aber er bot sie aufrichtig; die andern bieten sie auch, aber mit Widerwillen, ohne Herzlichkeit und aus Berechnung. Unser Regent hat das Glück gehabt, gleich beim Antritt seiner Regierung die neue Zeit hereinbrechen zu sehen, wo die Fürsten wieder in das ursprüngliche und natürliche Verhältniß zu den Völkern treten, d. h. wo sie bürgerliche Fürsten, Bürgerfürsten seyn werden. Daß er die alten Erinnerungen einer Herrschaft von Gottes Gnaden so bereitwillig aufgab, und sich mit jugendlicher Rüstigkeit kühn und rasch dem frischen Leben der Freiheit in die Arme warf, daß er nicht zögernd die beste Zeit zum Handeln vorübergehen ließ, sondern muthig den rechten Augenblick ergriff, ohne in seinem Innern und von Außen Zwang zu fühlen, das ist sein großes Verdienst, das mit aufrichtiger Liebe belohnt zu werden verdient. — Der Empfang des Erbgroßherzogs beim Eintreffen in Mainz war herzlich, ohne enthusiastisch zu seyn. Das Volk, das den Wagen des Fürsten umdrängte, benahm sich würdig und bezeigte seine Freude wie ein freies Volk, einem freisinnigen Fürsten gegenüber. Seinerseits war die Haltung des Fürsten einfach, ernst und freundlich; er grüßte mit Offenheit und Wärme, und schien gerührt. Im Hofe des Palastes empfingen ihn der städtische Vorstand und das Bürgercomité, umgeben von den Bürgergarden, mit allen Beweisen von Liebe und Verehrung. Der Bürgermeister von Mainz ergriff zuerst das Wort, drückte die Freude der Bevölkerung über die Anwesenheit des Fürstenpaars aus, dankte für die dem Lande bereits gegebenen Reformen und drückte die Hoffnung aus, daß auch noch die übrigen Volkswünsche Anklang finden werden in dem Herzen des der Freiheit und dem Fortschritt zugewendeten Regenten. Der Erbgroßherzog antwortete, daß diese Ergebenheit Seitens der Stadt Mainz seinem Herzen wohlthue, daß das Volk in Hessen auf seine aufrichtige Sympathie für die Fortschritte der Zeit bauen dürfe, wie er auf dessen Treue baue, und daß die Regeneration Deutschlands in ihm stets eine Stütze finden werde. Auch der Chef der Bürgergarde sprach begeisternde Worte über die glückliche Gestaltung der Freiheit und Einheit in Deutschland, und die Antwort des Fürsten beurkundete, daß diese Gesinnungen längst in seinem Herzen Wurzel gefaßt haben. — Der glänzendste Moment des Tages entwickelte sich indessen erst Abends mit dem Beginn des Fackelzugs und der Illumination der Stadt. Eine unabsehbare Menschenmenge geleitete eine mächtige Schaar von Fackelträgern, welche ihrerseits wieder die bürgerlichen Corporationen, Turngemeinden, Comité's und Deputationen mit ihren deutschen und hessischen Fahnen führten. Der großartige Zug bewegte sich in musterhafter Ordnung durch die mit jubelnden Menschen überfüllten, herrlich geschmückten, glänzend beleuchteten Straßen nach dem Palast, wo das fürstliche Paar ihn auf dem Balkon erwartete. Hier öffnete sich die Brust der begeisterten Menge, und jubelnde Vivats durchdrangen die Lüfte und zeigten dem Fürsten, welch ein kostbares Kleinod die Dankbarkeit und die Liebe des Volks ist. Die Führer der Corporationen und Gemeinden richteten sämmtlich kurze, aber sinnreiche Worte hinauf an das Herz des Fürsten, Worte, wie sie die Bedeutung des Augenblicks erzeugte, nicht wie sie die unfreie Schmeichelei gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten zu Tag fördert. „Dem Erwecker des freien Worts und des entfesselten Gedankens!" „Dem Freunde des Fortschritts und der Aufklärung!" „Dem muthigen Vorkämpfer einer wahrhaftigen Einheit und Freiheit Deutschlands!" „Dem freiheitsfreundlichen Bürgerfürsten das beglückte Volk der Hessen!" Solche und ähnliche freudige Ergießungen schickten die Führer ihren herzlichen „Lebehoch" voraus, und das Volk, dem diese Worte aus dem Herzen gesprochen waren, gab unter Jubel und Begeisterung seine Zustimmung. Man fühlte, daß eine solche Scene für immer eingegraben bleiben müsse in dem Herzen des Fürsten, der nun berufen ist, den Hessen die glorreichen Spenden dieser großen Zeit zu schützen und zu erhalten, und daß ein Verrath an diesem hohen Berufe ein Verrath am heiligen Bande wäre, das die Völker jezt von neuem und fester als je mit den Lenkern ihrer Geschicke verknüpft. Das fürstliche Paar fuhr durch die wogenden Straßen der Stadt, nahm auch hier die begeisterten Grüße entgegen und erfreute sein Auge an den sinnreichen Transparenten, und an der Feuersäule, die vom ehrwürdigen Dome wie ein Glück und Freude verkündendes Meteor herunterstrahlte. — Auch im Festconzert und im Festtheater hatte sich das fürstliche Paar aufrichtiger Huldignug zu erfreuen, und die Leutseligkeit, die einfachen Sitten, welche die fürstlichen Gäste bei jedem Erscheinen im Publikum an den Tag legten, nahmen wohl Jeden für sie ein. Unsere republikanische Zeit verträgt keinen fürstlichen Götzendienst mehr; Vereinigung und Verschmelzung der Stände ist das Losungswort, und je aufrichtiger die Fürsten zu dieser Verschmelzung die Hand bieten, desto fester stellen sie sich. Wir in Mainz sind ohnehin keine Residenzler; wir haben von höfischem Wesen wenig gelernt; die Stürme der lezten sechzig Jahre, von denen uns keiner verschonte, haben uns nicht Zeit gelassen, die edle Wissenschaft der Hofräthe zu studiren; wir sind einfaches, schlichtes, bürgerliches Blut, aber wir verstehen zu lieben, was Liebe verdient. So gaben wir uns unserm Fürsten und so nahm er uns, und gewiß hat diese einfache, biedere, ungeschminkte Herzlichkeit einen tiefern Eindruck auf ihn gemacht, als die glatten, geschraubten, abgemessenen Residenzmanieren. — Mögen die wenigen Tage, wo der Regent in unserer Mitte verweilte, in seiner Brust die Ueberzeugung geweckt haben, daß in dem Volke Rheinhessens jezt nur noch zwei große und stolze Wünsche sich kreuzen, welche sich also aussprechen lassen: Wir wollen einem großen, freien, einheitlichen Deutschland angehören, aber wir wollen geleitet und geführt seyn von den uns angestammten, freiheitsfreundlichen Fürsten der Hessen!

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 87. Dienstag den 11. April 1848.

— The tempest in my mind
Doth from my senses take all feeling else,
Save what beats there! —

Shakespeare.

Willi, der Schütz.

(Fortsetzung.)

Peter richtete den letzten Theil seiner Worte an seinen niedergeschlagenen Gefährten, der wie ein Bild von Stein neben ihm ging, so entstellt und blaß und sinnverwirrt, daß Niemand den stattlichen Willi wieder erkannt hätte. An einem Halsband von Eisen ragte eine gekrümmte Stange über seinen Kopf empor und in deren Biegung hing eine Schelle, die bei jedem Schritt anschlug. — Willi's Lippen zitterten vor dem Ton, wenn er stärker wurde, und als Peter beruhigend redete, glühte es in seinen Augen auf, wie von Höllenschmerzen, aber er sprach kein Wort. — Der Tag war schön und heiter, das Grün falbte an den Bäumen in prächtigem Farbengemisch, die Thäler alle glänzten im milden Himmelslichte und von den blaubehauchten Bergen kamen kühlende Luftströme, die manche wunde Brust sanft bewegen und Tröstung und Gottvertrauen den Leidenden in's Herz bringen konnten. — Plötzlich, oben an der Höhe, auf welcher das Kreuz von St. Jakobs Kirchli in der Morgensonne funkelte, tönte Musik und lustiges Schreien. Ein großer Zug von Menschen, Alt und Jung, mit Kreuzen und Schalmeien, in Festkleidern und mit Fahnen vorauf, bog um die waldige Ecke. Es war kein Ausbiegen, kein Abwenden möglich. Die beiden gestraften Leute mit ihren Begleitern mußten still stehen und den Zug vorüberlassen.

„Es ist die Hochzeit, die zur Kirche hinauf geht," sagte der Gerichtsdiener. „Herr Hilbergs einziges Kind und der junge Hauptmann Siler von Schauensee. — Schau, Peter, wie es blitzt! Er hat seine neapolitanische Uniform an, und die Jungfer Regli unter der Goldkrone ist die schönste, die ich je gesehen habe." — „Und lacht und ist roth vor Lust, wie eine Braut eine Stund' vor der Hochzeit seyn muß," antwortete Peter.

Da hob Willi sein Auge auf, eben als die Andern ihre Hüte abnahmen, und dicht vor ihm ging Jungfer Regli mit lachendem, frohem Gesicht zwischen den Ehrenjungfern und dem Bräutigam. Dann kamen die zahlreichen Verwandten, an der Spitze die beiden mächtigen Herrn Hilberg und Ulrich, und hinter ihnen viele Landräthe und hohe Beamte der Republik, der Landamman, Statthalter, Seckelmeister, Obervolgt, Straßenherr, sammt vornehmen stolzen Leuten aus den Genossen. — Willi richtete sein Auge fest auf den Alt-Landamman, und wer weiß, welche Kraft in seinem Blick lag, oder welcher Zauber, aber Herr Hilberg erblaßte plötzlich und Allen schien, als zittere die Hand, welche er in die Tasche steckte, um sofort einen blanken Kronenthaler dem Willi zuzuwerfen. Die andern Herren machten es dem Brautvater nach, und als der Lärm der Musik sich entfernte und zwischen den Felsen der Schlucht verhallte, stand Willi mitten in einem Kreis von Geld, das Peter und der Gerichtsdiener sammelten.

„Nun, Willi," sagte der Krämer, „nimm's zu Herzen, daß die hohen Herrn Erbarmen haben und es nicht bös mit dir meinen. Steck' ein, ist ein artig Stück Geld." — „Behalt' es!" erwiderte Willi rauh. — „Wie, du Narr!" rief Peter, „willst es nicht haben?" — Der Bauer machte eine heftige verneinende Bewegung. Die Schelle klang hell über seinem Kopf; er ballte die Fäuste wild zusammen.

Endlich hatten sie die Grenzen des Kirchspiels erreicht und vor dem Hause des Genossenvoigts empfing der Krämer eine ernste Ermahnung, sich ruhig zu halten für alle Zukunft, wie es guten Leuten gezieme. Den Willi sah der harte Mann böse an und sprach: „Du bist gezeichnet als Verbrecher und bist ein schlimmer Bub', der in Zucht gehalten werden muß. — Arbeit will ich dir geben in dem Gemeindewald beim Holzschlagen und Hauen. Such' dir eine Stelle, wo du Obdach findest; doch hüte dich an dein Halsband zu rühren, die Schelle zu verstopfen, in ein Wirthshaus zu treten, über die Gemeindegrenze zu gehen, Streit anzufangen, noch sonst eine Klage zu veranlassen. Das Genossengericht wird die Peitsche nicht schonen, um dich Gehorsam zu lehren; ich will dafür schon sorgen, dir den harten Kopf weich zu machen."

Willi erwiderte nichts, er ging mit dem Krämer weiter, der leise sagte: „Laß dich nicht vom Schmerz übermannen, Willi; Gott erbarm's, wer hätt' es denken können! aber es ist einmal so, und was man nicht ändern kann, muß getragen werden. — Komm mit mir, ich nehm' dich auf in meine Hütte, bis sich ein Anderer gefunden hat, denn zusammen bleiben dürfen wir nicht, weil sie denken möchten, wir spinnen den Komplott weiter, und möcht' um Alles in der Welt nicht noch einmal meinen Rücken hinhalten."

Willi blickte ihn verächtlich an. „Ich kann nicht weiter," sagte er mit matter Stimme; „laß mich dort einen Augenblick ausruhen." Er setzte sich auf einen Stein, der unter einem mächtigen Wallnußbaume lag, wo er oft als Knabe schon gesessen, und schloß die Augen, während der Krämer seinen Trostspruch fortsetzte.

Die Leute, welche vorüber kamen, standen still, und da sie arm waren, Arbeiter, Mäher, Weiber und Kinder, waren sie nicht so hart von Herzen, um den Willi nicht zu bedauern, der so krank und elend aussah. Aber sie wagten es nicht recht, ihr Mitgefühl einem Verbrecher zu beweisen, der von den Herrn und den reichen Genossen gehaßt und verurtheilt war. Endlich kam ein alter Mann herbei, ein Beisaße in der Gemeinde, der als redlich und verständig einen guten Namen hatte. Er trat zu Willi und drückte ihm die Hand. „Steh auf, mein Sohn," sagte er, „und komm mit mir, ich will dich aufnehmen."

Willi sah ihn starr und finster an. „Wie könnt Ihr mich aufnehmen wollen?" sprach er, „ich gehöre nicht mehr zu unbescholtenen Leuten." — „Habe deinen Vater gekannt, Willi, und kenne dich," fuhr der alte Mann fort, „und habe deine Mutter bis an ihr Ende gepflegt." — „Sie ist todt! das ist gut!" murmelte Willi. — „Es hat ihr nichts gemangelt," sprach der Greis. „Als sie dein Haus verlassen mußte —" — „Sagt," als sie hinaus geworfen wurde, Gebhard!" fiel Willi rasch ein, indem er sich aufrichtete. — „Nun, es mußte geschehen — ich nahm sie auf und der Herr Derni zahlte Alles, was es an Kosten machte; aber das Herz war ihr gebrochen, sie konnte den Gram nicht bewältigen." — „Um mich!" sprach Willi in sich hinein. — „Nun hat der Pannerherr Imring mich angesprochen, auch nach dir umzuschauen, und ich hab' es ihm zugesagt. — Hebe den Kopf auf, Willi: ob du auch ein Eisen trägst, bist kein Dieb, kein Schelm und schlechter Bub', und sage es laut hier, bist mir so lieb wie du früher warst, und wirst manche gerechte Leute finden, die dich nicht verspotten und verachten."

Eine jähe Freude blitzte in Willi's Augen, die zum erstenmale wieder Leben gewannen. Als ob die gebrochene Kraft von der Ehrlichsprechung des alten Mannes neu zusammenflösse und den ganzen Körper durchströmte, so stand er von dem Stein auf und schüttelte ihm die Hand. „Ich dank Euch, Gebhard," sagte er, „dank' Euch für Euer Zeugniß und alles Gute viel tausendmal. Nein, ich bin kein Verbrecher, bin ein schwer gekränkter, unterdrückter Mann und habe Niemand, der mein Recht vertheidigt gegen bübische Gewalt und Tyrannei, die mir dieß Eisen angelegt und Alles, was ich hatte, genommen hat, Gut, Ehre, Blut und Namen!"

(Schluß folgt.)

Aus dem Lande der Basken.

(Fortsetzung.)

Die städtische Bevölkerung spricht hier durchweg, so wie in Vitoria, nichts als spanisch, aber das Gebiet der baskischen Zunge reicht nahe an Pamplona heran, und deßhalb sind die cantabrischen Laute im Munde von Landleuten hier nicht allzu selten. Der allgemeine Klang dieser Sprache hat, wie mich dünkt, einige Aehnlichkeit mit dem Klange des Celtischen, nur daß die volltönenden Vokalendungen in der erstern häufiger sind als in der zweiten. Die Sprache der alten Cantabrer muß übrigens im Laufe zweier Jahrtausende durch die beständige Berührung mit Völkern römischer und romanischer Zunge doch wesentliche Veränderungen erlitten haben. Man darf nur eines der Huldigungsgedichte ansehen, mit denen die Königin auf ihrer Reise durch die Nordprovinzen von allen Seiten baskisch angesungen wurde, um sich zu überzeugen, daß gar manche lateinische und spanische Wörter Bürgerrecht in der Baskensprache erhalten haben. Selbst zur Bezeichnung des königlichen Titels haben die Basken nur den lateinischen Ausdruck,

vielleicht weil sie vor ihrem Verkehr mit den Römern, im Zustande ihrer ursprünglichen Unabhängigkeit selbst den Begriff „König“ nicht kannten. In der That herrschte, wie bei ihnen selbst, so bei allen ihren Nachbarn, die republikanische Staatsform seit unvordenklichen Zeiten, bei den Galliern im Norden, bei den Iberiern und den Celtiberiern im Süden, und jenseits des Meeres bei den Britanniern. Und hätten die Cantabrer noch viel weiter hinaus gesucht, hätten sie ihre Schiffe rechts bis in die Mündungen des Rheins, der Weser, der Elbe und der Oder, und links bis in die Häfen von Italien und Griechenland geschickt, überall würden sie freie Völker und freie Staaten, nirgends einen König gefunden haben, bis zu dem Tage, wo die rohe Römerfaust die Völker und die Freiheit erwürgte, so weit sie reichte. Rom war die erste Königin des Abendlandes, die Stammmutter einer zahlreichen Nachkommenschaft, die sich nach Emporkömmlingsweise alle mögliche Mühe gibt, ihren Stammbaum zu vergessen.

Die alte Landessprache ist aus Pamplona verdrängt, aber das cantabrische Blut hat unter der Bevölkerung der Stadt seine Herrschaft noch nicht verloren. Man braucht nur einen Spaziergang durch die ärmeren Straßen von Pamplona zu machen, um inne zu werden, daß man sich hier inmitten einer andern Race befindet als die spanische. Die Farbe der Haut, des Haares und der Augen, die Form des Kopfes, der Gesichtsausdruck, der Körperbau, von dem Allen gehört nichts jenem Menschenschlage an, der aus der Mischung von vier oder fünf südlichen Völkern mit einigen hunderttausend Germanen entstanden ist. Aber auch von dem deutschen Typus weicht der baskische so wesentlich ab, daß er keinen Gedanken an eine Verwandtschaft dieser beiden Nationalitäten aufkommen läßt. Es würde vielleicht schwer seyn, die obwaltenden Unterscheidungspunkte einzeln treu und anschaulich in Worte zu fassen, aber der Unterschied selbst als Gesammteindruck macht sich auf den ersten Blick bemerklich. Die nähere Vergleichung würde übrigens, aufrichtig gesprochen, nicht zu unserem Vortheil ausfallen, denn die Basken (ich spreche bloß von den Männern), ob auch die nationale Eigenliebe dagegen murren möge, sind der schönere Menschenschlag.

Wenn die Basken, wie man in unsern Tagen vermuthen will, die Stammbrüder der afrikanischen Kabylen sind, so muß sich ihre körperliche Natur im Laufe der Zeiten sehr veredelt haben, vorausgesezt, daß es mit den ungünstigen Schilderungen seine Richtigkeit hat, die man uns von der Leibesbeschaffenheit der Kabylen macht. Die Meinung von dem gemeinschaftlichen Ursprunge dieser beiden Völker sezt voraus, daß in der Urzeit ganz Spanien eine cantabrische Bevölkerung hatte, die bei dem damals stattfindenden festländischen Zusammenhange zwischen Spanien und Afrika auch über den größten Theil der Nordküste von Afrika verbreitet war. Die große Erdrevolution, welche die Meerenge von Gibraltar öffnete, trennte nicht nur den cantabrischen Strom auf immer, sondern sie führte auch den Untergang des europäischen Zweiges desselben in dem größten Theile von Spanien herbei. Nachdem nämlich das mittelländische Meer durch die neue Meerenge seinen Abfluß in den Ocean gefunden, verließ es nach und nach das alte Bett, durch welches es sich ehemals dem nördlichen Fuße der Pyrenäen entlang der Wassermasse entledigt hatte, die ihm durch tausend europäische, afrikanische und asiatische Flüsse zugeführt wird. So wurden denn Frankreich und Spanien, die früher durch einen breiten Meerarm von einander getrennt waren, dadurch zum Festlande vereinigt, daß sich die aquitanische Ebene trocken legte, und über diese neue Brücke fanden nun Celten und Iberier den Weg nach Spanien, dessen Ureinwohner sie auf den kleinen Winkel zwischen dem Meer und den Pyrenäen zusammendrängten, auf welchen wir das cantabrische Volksgebiet schon beim Auftreten der Römer beschränkt finden.

Diese Hypothese, welche übrigens noch weiter geht, und zum Beispiel auch die untergegangene Atlantis mit demselben Stamme bevölkert, dem sie die benachbarten Theile von Afrika und Europa anweist, diese Hypothese ruht in manchen einzelnen Punkten auf thatsächlichem Boden, und insbesondere wird die Annahme, daß die Cantabrer ehemals über ganz Spanien verbreitet gewesen, durch den Umstand unterstüzt, daß sich eine große Anzahl spanischer Ortsnamen auf baskische Wortwurzeln zurückführen läßt. — Für die Vermuthung von der Ausbreitung des cantabrischen Stammes bis in die nordafrikanischen Gebirge hinein hat man bis jezt keinen positiven Stützpunkt aufgefunden. Die Forschungen über die Kabylensprache, welche die französische Regierung im Interesse ihrer afrikanischen Eroberungen seit einiger Zeit angeordnet hat, werden ohne Zweifel bald ein helleres Licht auf jene Frage werfen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Wien, März.

Stimmung vor der Revolution.

Mit diesem Briefe beginnt eine neue Folge meiner Mittheilungen. Seit meine Vaterstadt in den drei glorreichen Tagen des 13., 14. und 15. März sich das Urrecht der freien Gedankenmittheilung wieder erkämpft hat und das geknechtete Wort, seiner Bande ledig, nun wieder frei und mächtig hinausschallen kann in die weite Welt für Alle, die Ohren haben zu hören, hat sich auch der unsichere Standpunkt jener Schriftsteller geändert, die es bisher übernommen hatten, die Zustände der Heimath, für welche die Spalten österreichischer Zeitungen hermetisch verschlossen waren, in deutschen Blättern bisweilen zu schildern und zu besprechen. Sie durften ohnehin zum Gegenstande ihrer Mittheilungen fast nur Theater und Bücher machen, und gefährlich war es für Jeden, den irgend ein Band an den heimathlichen Boden fesselte, andere Fragen auch nur anzuregen. Erlaubten sich nun diese Korrespondenten bisweilen hier und da ein kühneres Wort, eine freiere Rede, so mußten sie, geschah dieß auch unter dem Schutze der Anonymität, auf polizeiliches Nachspüren und Eindringen in ihr häusliches Stillleben gefaßt seyn. Konnte man ihnen den Gedankenschmuggel in's Ausland beweisen, so war ihre bürgerliche Existenz gefährdet oder, wenn sie eine unabhängige Stellung in der Gesellschaft einnahmen, jeder ihrer Schritte durch die Polizeiagenten überwacht, so daß das Leben im sonnigen, gesegneten Oesterreich für Alle, die sich den Kämpfern gegen Willkühr und Verdummung, den Strebenden für Freiheit und Licht angeschlossen hatten, zum Vegetiren in einem nächtigen, dumpfen Kerker wurde. — Das ist nun vorbei; wir athmen frei, wir leben wieder auf. Seit die freie Presse ihr Panier nicht nur in Deutschland, sondern zugleich auch in Oesterreich entfaltet hat, ist das Kampffeld für die Gegenstände der Besprechung eben so, wie für die Meinungen ein unbeschränktes. Es sollen daher auch diese Blätter, die ich Ihnen von Wien aus sende, in Zukunft nicht mehr bloß Literatur und Kunst, sondern auch politische und sociale Fragen, aber nur in so weit behandeln, als dieß dem Zwecke dienen kann, von dem öffentlichen und Kulturleben unserer Stadt ein möglichst getreues Bild zu entwerfen. Ich beginne mit einer Schilderung der socialen und moralischen Zustände vor den drei Befreiungstagen, und reihe daran eine übersichtliche Erzählung der Ereignisse in diesen drei Kampftagen, in welcher ich die Thatsachen, wie ich sie entweder selbst erlebt, oder von Augenzeugen vernommen habe, zusammenstelle, um so das Bild der Bewegung in unserer Stadt von seinen ersten Zuckungen bis zu ihrem höchsten Aufschwunge dem Leser mit einemmale vor das Auge zu bringen.

Wir haben heuer einen strengen und traurigen Winter verlebt; es gilt dieß eben sowohl von den gesellschaftlichen als von den klimatischen Verhältnissen. Eine bange, drückende Stimmung lastete auf unserer sonst so heitern und genußfreudigen Stadt, und drückte mit bleiernem Flügel auf die ganze Bevölkerung, auf den armen wie den begüterten Theil derselben, mit gleicher Schwere. Die Armen, denen die Freuden des Lebens ohnehin so karg zugemessen sind, hatte die mit dem Jahreswechsel hereinbrechende strenge Kälte, die durch zwei Monate unveränderlich anhielt, auch unempfänglich gemacht für die heitere Zeit, die den Lauf des jungen Jahrs eröffnet. Mitten aus dem tollsten Taumel gellt der Nothschrei der Lebenssorge, den Proletarier friert, wenn er in der heißen dampfenden Schenke an seine ungeheizte Kammer denkt, und der heitere Gott des Carnevals huscht scheu vorüber, wo das blasse Gespenst der Noth seine dürren klappernden Hände ausstreckt. Die Reichen dagegen bekümmerte der schwankende Zustand, in dem Industrie und Handel fortwährend schweben; es bekümmerte sie, daß sich noch immer kein Wendepunkt finden wollte für diesen Zustand, der in eine vor den Blicken sich immer verhängnißvoller gestaltende Krisis umzuschlagen drohte; es bekümmerte sie endlich die gewitterschwangere Wolke, die von Süden und dann auch von Westen her am politischen Himmel aufstieg, und wie sich wohl ahnen ließ, nicht ohne Blitz und Donner, nicht ohne einen kleinen Hagelschlag auf die fette Saat des Reichthums niedergehen mußte. Es ist begreiflich, daß unter solch drohenden politischen Verhältnissen, die wie die gegenwärtigen eine allgemeine Umwälzung zur Folge haben, die industrielle Produktion wie die kaufmännische Spekulation ihre Kräfte immer mehr zügelt und beschränkt, daß sie ihre Kapitalien, die sich zum Besten der rohen schaffenden Arbeitskraft im lebendigsten Umsatz und Wechsel befinden, immer mehr einzieht und zusammenhält. Die unvermeidliche Folge davon ist natürlich, daß Tausende aus jener arbeitsamen Volksklasse, die eben nur auf den Erwerb ihrer Hände angewiesen ist, dieselben müßig und unbeschäftigt in den Schooß legt, und da sich ihr nicht leicht eine andere Erwerbsquelle öffnet, darben und entbehren muß. Leider ist dieser bange, trostlose Zustand auch über uns, die wir so friedlich und sorglos in den Tag hineinlebten, plötzlich hereingebrochen und hat uns überrascht, bevor wir sein Erscheinen auch nur ahnten. Und doch müssen wir uns darüber Glück wünschen, denn nur aus diesem Dämmerungszustande konnte das Morgenroth einer schöneren Zukunft für uns hervorbrechen.

Es ließen sich jezt mysteriöse Scenen von Jammer und Elend inmitten einer genußfreudigen Fülle und eines prahlenden Reichthums aus unserer Stadt eben so gut als aus den beiden Metropolen an Seine und Themse erzählen. Seit der Zeit, wo fehlgeschlagene Ernten und Kornwucher die Brodpreise auf eine seit langen Jahren unerhörte Höhe getrieben, wo im Gegensatze dazu der spärliche, für die Bedürfnisse des Lebens kaum ausreichende Arbeitslohn bei der steigenden Bevölkerung und der Menge von zuströmenden, Erwerb suchenden Fremden immer weiter herabgesunken und dadurch die Noth in allen Gestalten hereingezogen ist, seit dieser Zeit hat die heitere, lustige Stadt an der Donau ein bedächtigeres, trübsinnigeres Ansehen gewonnen. Sie öffnet zwar der Freude noch immer gern ihre Pforten, taumelt aber nicht mehr so sinnberauscht und unbekümmert um das Wohl und Weh ihrer armen Mitbrüder von einer Lust zur andern wie früher, im guten Glauben genug zu thun, wenn sie ihnen nur die Brosamen zuwirft, die sonst von ihrer üppigen Tafel hinabgestreift werden. Jezt erkennt sie das Recht der Armuth auf einen Theil ihres Ueberflusses an, und wo sie ein Fest feiert, eine Freude genießt oder einem Vergnügen sich hingibt, bestimmt sie gleichsam zu ihrer eigenen Genugthuung einen bestimmten Antheil davon der entbehrenden, leidenden, oft um das nackte Leben kämpfenden Menschheit.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 88. Mittwoch den 11. April 1848.

Es hat immer etwas Wehmüthiges, im Chor der Völker die letzten Laute einer sterbenden Sprache verklingen zu hören, selbst wenn das Volk, das sie sprach, kräftig fortbestehe.
Herder.

Aus dem Lande der Basken.

(Fortsetzung.)

Das baskische Sprachgebiet hat in den lezten vierzig Jahren empfindlichern Verlust erlitten als in den vorhergegangenen zwei Jahrtausenden. Ein in der Geschichte und der Ortskunde seines Landes sehr bewanderter Navarrese sagte mir, daß er als Kind in seinem Geburtsorte noch baskisch habe reden hören, und daß man jezt zehn bis zwölf Stunden tiefer gegen das Herz des Landes vordringen müsse, um die Baskensprache aufzufinden. Von den größeren Städten ist San Sebastian die einzige, in welcher das Baskische noch nicht ganz aus dem Munde des Volkes verschwunden ist. Selbst in den entlegensten Theilen des spanischen Baskenlandes versteht man heutzutage castilianisch und weiß man sich auch nothdürftig darin auszudrücken, eine Wirkung des Bürgerkriegs, welcher der baskischen Nationalität überhaupt den lezten Stoß gegeben hat. Im französischen Navarra behauptet sich die baskische Sprache bis jezt bei weitem hartnäckiger gegen die wälsche Zunge, und die Mehrzahl der Landleute versteht dort noch immer kein Wort französisch. Die Hauptursache dieser Erscheinung mag darin liegen, daß die französischen Basken im Gegensatze zu den spanischen fast nirgends in Städten und Dörfern beisammen wohnen, daß sie vielmehr in einzelnen Meierhöfen zerstreut leben, die wenig Verkehr mit der größern Welt unterhalten und die also von der abschleifenden und abnutzenden Wirkung der Pariser Civilisationspropaganda nur sehr schwer erreicht werden. So haben wir denn das auffallende Schauspiel eines Volkes, dessen eine Hälfte unter fremder Herrschaft ihre Sprache verloren, aber bis in die neuesten Tage die wichtigsten ihrer öffentlichen Einrichtungen behauptet, während die andere Hälfte in einer ähnlichen Lage umgekehrt zwar ihre Sprache gerettet, aber ihre politischen Rechte längst bis auf die lezte Spur eingebüßt hat. Der Ausdruck Hälfte will hier natürlich nicht buchstäblich genommen seyn, denn der südliche Theil von Navarra, welcher von Ferdinand dem Katholischen bei Vollstreckung des päpstlichen Bannfluches gegen Johann III. an die spanische Krone gebracht wurde, ist drei- oder viermal so groß als der nördliche Theil, welchen Heinrich IV. als Erbe des Hauses d'Albret mit dem französischen Reich vereinigte.

Die Ueberbleibsel der Verfassung und der nationalen Selbstständigkeit Navarras, wie der übrigen baskischen Provinzen, wird vielleicht noch das jezt lebende Geschlecht vollends und auf immer zu Grunde gehen sehen, aber der Geist der öffentlichen Freiheit scheint die Volkssprache und die Provinzialeinrichtungen doch überleben zu sollen. In dem Maße, in welchem die Basken eines ihrer Privilegien nach dem andern ihren Händen entgleiten sehen, in demselben Maße versöhnen sie sich mit dem verfassungsmäßigen gemeinen Rechte, dessen gefährlichste Feinde sie so lange gewesen sind und das sie sieben Jahre mit den Waffen in der Hand von sich abgewehrt haben. Ganz natürlich: sie fühlen, daß sich ihre früheren, beinahe republikanischen Freiheiten nicht behaupten lassen, und sie wenden sich deßhalb der constitutionellen Freiheit zu; da sie nicht Alles haben können, so nehmen sie wenigstens so viel als möglich. Es ist nicht zu

bezweifeln, daß das constitutionelle Staatswesen in Spanien früher oder später in dem Baskenlande eine seiner mächtigsten Stützen finden wird. Schon die heutige Jugend, welche die alten Landesprivilegien größtentheils nur vom Hörensagen kennt, wächst in den constitutionellen Ideen auf, die hier von oben herab mit einer gewissen Vorliebe gepflegt werden, weil man in ihnen die einzige sichere Bürgschaft für die künftige Ruhe des Baskenvolkes sieht, die man durch die Aufrechterhaltung oder Wiederherstellung der früheren Unabhängigkeit seiner Verfassung und seiner Gesetzgebung nun einmal nicht erkaufen will, nicht erkaufen darf und nicht erkaufen kann. Sogar dem Schulunterricht wird eine Richtung gegeben, die darauf berechnet ist, den constitutionellen Geist in Köpfe und Herzen der Kinder einzupflanzen.

Die oberste Unterrichtsbehörde von Navarra hat in allen Elementarschulen der Provinz einen „politischen Katechismus" von D. Manuel Aguirre eingeführt, der bereits in fünf Auflagen erschienen und dessen Inhalt merkwürdig genug ist, um mich zur Anführung einiger Stellen aus diesem kleinen Büchlein zu veranlassen.

„Was ist Religion?" heißt es darin. — Die Art Gott zu erkennen und zu verehren. — „Herrscht in allen Ländern dieselbe Religion?" — Nein, aber die Religion der Spanier, die katholische Religion, welche sich auf die weisen Gesetze der Natur stützt und die dem Systeme der Freiheit entspricht, ist am meisten geeignet, das Glück der Völker zu sichern. — „Dürfen wir die Menschen hassen, welche nicht unsere Religion bekennen?" — Unsere Religion will, daß wir unseres Gleichen lieben, und sie verbietet also dieselben zu hassen oder ihnen übel zu wollen. Der Katholik mag den bedauern, welcher im religiösen Irrthum befangen ist, aber er darf ihn niemals verabscheuen. — „Was versteht man unter Souveränität?" — Das unverjährbare und unveräußerliche Recht des Volkes, seine Vertreter und Abgeordnete zu wählen. Man versteht unter Souveränität auch den gemeinschaftlichen Willen der Mehrheit einer Nation in allen Dingen, die das Interesse derselben betreffen. — „Kann ein Zweig der königlichen Familie von der Thronfolge ausgeschlossen werden, obgleich diese erblich ist?" — Die Cortes haben die Befugniß, darüber zu entscheiden und Personen auszuschließen, welche unfähig zur Regierung sind oder die Etwas gethan haben, weßwegen sie verdienen, das Recht auf die Krone zu verlieren. — „Welches sind die Rechte des Königs?" — Die welche ihm die Verfassung einräumt. — „Welches sind die wichtigsten Eigenschaften des Volks?" — Die Souveränität, welche allein im Volke ruht, und die Unverletzlichkeit seiner geheiligten Rechte. — „Wie kommt es, daß man einigen Königen den Titel Souverän gibt, und daß man sagt, sie handeln kraft ihrer Souveränität?" — Diese Könige haben dem Volke, das sie beherrschen, seine Freiheit geraubt und sich mit der willkührlichen Gewalt, die sie ausüben, einen Titel angemaßt, der ihnen nicht gebührt. Die Leute, welche unter ihrer Herrschaft stehen, bezeichnen sie gewöhnlich mit dem gehässigen Namen Unterthanen. — „Hat ein Volk, welches die Freiheit verloren hat und dessen geschriebene Rechte durch die Hand der Gewalt zerrissen sind, die Befugniß, seine Freiheit und seine Rechte zurückzufordern?" — Diese Befugniß kann es nie verlieren, denn sie liegt in seinem Wesen, und es darf zur Ausübung derselben alle seine moralischen und physischen Kräfte geltend machen. — „Welcher Zustand ist am meisten herabwürdigend für ein Volk?" — Der Zustand der Sklaverei, der Zustand, in welchem es dem bloßen Willen eines Despoten gehorcht, der sein Gutdünken an die Stelle des Gesetzes setzt. — „Und warum ist dieser Zustand so herabwürdigend für ein Volk?" — Weil man bei seiner Einführung voraussetzt, daß es dem Volke an Muth und an Tugend fehlt, und daß es in blinder Unkenntniß seiner Rechte befangen ist.

Das Alles ist, wie man sieht, nichts weniger als ein Muster der Sprache, welche man zu Kindern reden soll und durch die man sich dem kindlichen Verstande begreiflich macht; wenn aber solche Formeln einmal in das Gedächtniß gesäet sind, so brütet die warme Atmosphäre des öffentlichen Lebens sie doch zuletzt zu Gedanken aus.

Willi, der Schütz.

(Schluß.)

„Komm, komm," sprach der alte Mann begütigend; „was soll's werden, wenn du jezt nicht besser schweigen kannst als früher?" — „Ihr habt Recht," erwiderte Willi mit einem matten, zitternden Lächeln, „ist mein ernstlich Vornehmen, stumm zu werden für immer. — Jezt mit Euch gehen kann ich nicht," fuhr er dann fort, „denn ich habe es dem Peter Schramm versprochen, eine Nacht bei ihm zu bleiben. Aber morgen, wenn Ihr mich aufsuchen wollt und Euch nicht anders besinnt, mögt Ihr um mich sorgen."

Gebhard ließ es sich gefallen und Willi begleitete den Krämer, der es vielleicht lieber gesehen hätte, wenn er nicht mit ihm gegangen wäre. — „Streck' dich still auf's Lager," sagte er, „so wollen wir die Thür schließen und die schändliche Schelle bewickeln, damit sie keinen

Lärm macht. Ich will deinen Rücken mit Wundbalsam reiben und denke, daß es morgen besser seyn soll." — „Morgen wird Vieles besser seyn," erwiderte Willi. „Laß die Schelle lärmen, laß den Rücken brennen und schmerzen, es ist Alles ein Tag, der vorüber geht. Schaff' uns was zu essen, Peter." — „Nun," sprach der Krämer, „es freut mich, daß du Vernunft annimmst. Glaubte schon, würdest verzweifeln und den Kopf einrennen, sehe aber, daß die Lust zum Essen bei dir erwacht, und das ist allemal ein richtig Zeichen, daß das vernünftige Nachdenken wieder kommt."

Er ging, um Anstalten zu einer Mahlzeit zu machen, und plötzlich sprang Willi auf, kramte in den Kasten umher, wo Peters Waaren lagen, und riß endlich eine dreikantige Feile heraus, die er unter der Decke verbarg. Peter war ein alter Junggesell. Er bewohnte nur ein Stübchen in dem kleinen Hause, das er von dem ärmlichen Besitzer gemiethet hatte, und seine Wirthschaft, die er selbst verwaltete, war während seiner Gefangenschaft in noch größere Unordnung gerathen, als sie es immer war. Es dauerte lange, ehe er mit Brod und Käse zurückkam und dem Willi eine Suppe und Kartoffeln versprechen konnte; endlich aber schaffte er Alles und obendrein eine Flasche Wein, und erzählte und schwazte, tröstete und berechnete die Zukunft so lange, bis es Abend und Nacht wurde und er zuletzt mit dem Gedanken einschlief, es sey das Beste, wenn er den Willi morgen in aller Frühe zum alten Gebhard schicke und sich für's Erste so wenig wie möglich um ihn kümmere. — „Denn Jeder sorge vor allen Dingen für sich selbst," murmelte er; „die Bekanntschaft mit dem Buben hat mich wahrhaftig genug in Schaden gebracht." — Im Schlaf war es ihm, als höre er die Thür knarren. Er schlug die Augen auf, der Morgen dämmerte in dem kleinen Gemach. Die eiserne Stange mit der Schelle sah unter der Decke von Willi's Lager hervor. „Es muß ein häßlich Schlafen seyn mit dem Ding um den Hals," murmelte Peter, dann drehte er sich um und schlief wieder ein.

„Siehst du, Regli, das ist der schönste Punkt weit und breit, wo man das Land Unterwalden überschaut," rief Herr Hilberg. „Da oben laufen die Bergketten hin bis an den Sattelstock und hier liegen die Thäler zu deinen Füßen, so goldig und grün, wie ein Brautschmuck. Doch was du dort siehst, alle die Matten und Felder, das ist dein, Regli, dein Erbe, wenn ich einmal dich verlassen muß."

Regli und ihr Mann, der junge Hauptmann, stiegen an der Höhe hinauf, wo ihr Vater stand. Es war der schönste Tag, die Sonne funkelte am blauen Himmel und beleuchtete die malerischen Felsenspitzen, welche in unzugänglicher Steile, aus dem Wald hervorbrechend, sich hinter dem kleinen Plateau aufthürmten, von dem Herr Hilberg herabschaute. Die Neuvermählten scherzten zu ihm hinauf und hielten sich bei den Händen, und Regli rief: „Das Alles ist also mein? und die kleine Matte dort über dem Kirchli gehört mir auch?" — „Gehört dir, Regli. War uns gestohlen durch Betrug und Ränke; 's ist dieselbe Matte, die dem Willi gehörte, dem Buben, der gestern mit dem Horn am Kopf bei uns vorübergeschafft wurde." — „Der Schuft warf uns grimmige Blicke zu," sagte der Hauptmann lachend. — „Will's ihm gedenken," erwiderte Herr Hilberg, den Arm schüttelnd. „Habe die Blicke des Buben wohl bemerkt und heut schon in aller Früh mit dem Genossenvoigt gesprochen. Es soll dem Schelm nichts durchgehen; er soll gestraft werden bis auf's Blut, gepeitscht und wieder gepeitscht, bis er am Boden kriecht und um Gnade bittet. Solch schlechtem Gesindel, das nach Freiheit schreit und Aufruhr stiftet, muß der Nacken in den Staub gebeugt werden, und nicht eher will ich ruhen, bis —"

In dem Augenblick fuhr ein Blitz aus den umbüschten Felsen, ein Donner schallte ihm nach. — „Ha, Willi!" schrie der Landamman und sein Arm sank nieder auf seine Brust. Er taumelte, seine Knie brachen zusammen, dann stürzte der schwere Körper des gestrengen Herrn vorwärts über die Felsenplatte herab und rollte blutig und zerschlagen den Abhang hinunter zu den Füßen seiner Tochter.

Regli stieß einen gellenden Schrei aus und sank über ihren Vater hin. — „Mord!" schrie der Hauptmann, „zu Hülfe! Mord!" Doch die Hülfe war weit. Auf der höchsten Klippe aber stand ein Mann still und unbeweglich auf sein schwarzes Feuerrohr gestüzt und sah den Todwunden im Schooße seiner Tochter sich krümmen und verröcheln.

„Willi!" schrie der Hauptmann, voll Rache und Entsetzen ihn anschauend. — „Ich bin's!" rief der Mörder herunter. „Ich hab' ihn erschlagen; sucht keinen Andern. Mögen alle Tyrannen so enden wie dieser!"

Es kamen Leute aus den Feldern gelaufen, und bald begann die Verfolgung. Willi war verschwunden und nie hat man eine Spur von ihm entdecken können.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Wien, März.

(Fortsezung.)

Stimmung vor der Revolution.

Der Wohlthätigkeitssinn ist dem Wiener angeboren, aber mit diesem Pflichtgefühle, mit dieser daraus folgenden, beinahe aufopfernden Großmuth ist er bis jezt noch nicht ausgeübt worden. Bälle, Conzerte, theatralische und künstlerische Vorstellungen zu wohlthätigen Zwecken drängen sich, und keine Woche vergeht, in der nicht bedeutende Opfer auf den Altar der Wohlthätigkeit niedergelegt würden. Dazwischen wirkt eine Menge von stillen und öffentlichen Vereinen, es werden fortwährend Aufrufe erlassen, Sammlungen ausgeschrieben und eingeleitet, die alle zum Zweck haben, der Armuth auf den verschiedensten Wegen hülfreiche Hand zu leisten. Dazu kommen noch die bedeutenden Zuflüsse, die den allgemeinen Unterstützungsfonds außer ihrer reichen Dotirung beinahe täglich in namhaften Summen von genannten und ungenannten Philanthropen beigesteuert werden. Was beweisen wohl alle diese sich überbietenden Anstrengungen? — Daß eine Noth unter der arbeitenden Volksklasse unserer Stadt eingerissen ist, von der man früher keine Ahnung hatte. Und ungeachtet man so viel thut, um derselben zu steuern oder sie doch zu lindern, sind es doch immer nur einige Balsamtropfen auf eine brennende, offene Wunde, die nicht so leicht verharscht. — Wie diese Wunde zu heilen wäre — diese Frage ist ein Problem der Staatsweisheit und gehört nicht in den Rahmen eines flüchtigen Berichts, der nur ein Bild der Zustände, wie sie sich eben darstellen, aufzufassen hat. Aber ich will wenigstens mit kurzen Worten der Ursachen erwähnen, die solche Bedrängnisse in unserer Stadt zur unmittelbaren Folge hatten. — Die Theurung unseres Hauptlebensmittels, des Brods, die noch immer fortbesteht, ist unstreitig nur die Folge einer mangelhaften gesetzlichen Kontrole über jene, die sich mit dem Fruchthandel beschäftigen. So lange Mißwachs und Vorrathsmangel wirklich bestanden, und daher die vorhandene Frucht nicht ausreichen konnte, alle Käufer zu befriedigen, war es erklärlich, daß der Preis derselben zu einer unverhältnißmäßigen Höhe hinaufstieg. Als aber der Segen der neuen Ernte für die frühern Mißjahre entschädigte, als die Vorrathskammern vollgestopft und die Märkte wieder reichlich versehen waren, der Preis der Früchte aber, der schon längst allüberall gesunken war, bei uns noch immer sich auf gleicher Höhe hielt, wie früher — bloß weil der Fruchthandel monopolisch in die Hände einiger Geldprozen gegeben ist — wen sollte man da anklagen, daß er an der Noth des Volks Schuld trage? — Die zweite Ursache unserer gegenwärtigen Noth ist die seit einigen Jahren unverhältnißmäßig rasch angewachsene Bevölkerung, die besonders durch das Zuströmen erwerbloser Fremden so vermehrt worden ist. An dieser regellosen Zunahme unserer Bevölkerung haben die Eisenbahnen keine geringe Schuld. Das zauberschnelle Verbindungsmittel, das die Völker verbrüdert und die Ländergränzen verschwinden macht, hat — wer könnte es läugnen? — auch seine Schattenseiten. Ich führe einen kleinen Beweis. Nicht nur daß die Eisenbahnen mit ihren weit ausgestreckten Armen uns jezt die Mißvergnügten und Bestimmungslosen aus allen Weltgegenden der Monarchie zuführen, die sich dann in der Residenz auf rechten und schlechten Wegen durchzubringen suchen: schon die Anlage derselben hat mit einemmal in der Umgegend unserer Stadt eine Bevölkerung erstehen lassen, deren rasches Wachsthum mehr als bedenklich erscheint. — Als nämlich die Bauten der beiden nach Nord und Süd laufenden Bahnen in Angriff genommen wurden, lockte der gute Taglohn, der dem Handarbeiter gezahlt wurde, ganze Karavanen Erwerbloser, besonders aus Böhmen und Mähren, hierher. Viele ließen daheim sogar einen gesicherten Erwerb im Stich, weil sie der größere, wenn auch nur prekäre Lohn der Handarbeit bei den Bahnbauten reizte. Als die Erdarbeiten sich tiefer in's Land hineinzogen, folgten diese eingewanderten Arbeitertruppen keineswegs den gezogenen Linien, sondern Viele, die an dem aufgeregten Leben der Hauptstadt, das ihnen früher unbekannt gewesen, Gefallen gefunden hatten, blieben zurück und machten sich in den Dörfern dicht an den Barrieren der Hauptstadt seßhaft. Sie haben selten einen sichern, fast nie einen genügenden Erwerb, vermehren sich fortwährend in wilden Ehen und nehmen mit ihren meist sehr zahlreichen Familiengliedern, wenn die Noth erbarmungslos über sie hereinbricht, zum öffentlichen und verborgenen Bettel, und reicht dieß nicht mehr aus, das nackte Leben durchzubringen, zu Verbrechen ihre Zuflucht. — Zu ihnen gesellten sich alljährlich neue Haufen von Nachkömmlingen, die, als die Eisenbahnbauten immer weiter vorrückten, in ihrer Hoffnung, dabei einen Erwerb zu finden, getäuscht, mit dem Sparpfennig, den sie aus der Heimath mitgebracht und auf der Reise aufgezehrt hatten, nicht mehr weiter wandern konnten, und da ihnen auf diese Art die Rückkehr nach Hause abgeschnitten war, sich hier bei ihren schon angesessenen Landsleuten nun auch ansiedelten. Die fortwährende Zunahme dieser Bevölkerung ist um so beunruhigender, als sie auf die moralischen Zustände unserer Hauptstadt auf's bedenklichste einwirkt. So haben sich die Uebertretungen gegen die Sicherheit des Eigenthums in den lezten Jahren auf eine auffallende, ja erschreckende Weise vermehrt. Die Ziffern in den Tabellen der Strafbehörde, welche in dieser Beziehung mehr praktische Beweiskraft haben, als das scharfsinnigste Raisonnement, weisen nach, daß schon im Jahr 1846 gegen siebenhundert Angriffe mehr auf fremdes Eigenthum zur richterlichen Verhandlung gekommen sind, als in dem vorgehenden Jahr, und im verflossenen Jahr hat sich die Zahl der vorgekommenen Betrugs- und Diebstahlsfälle noch um 160 vermehrt. Dieser vor den Linien Wiens befindlichen, physisch und moralisch verderbten Volksmasse ist es zuzuschreiben, daß der Ehrenkampf der drei Märztage, der von der intelligenten Jugend Wiens angeregt, auch die Bürger pfeilschnell mit aufopfernder Begeisterung entflammte und kein anderes Ziel anstrebte, als ein abgelebtes politisches System zu stürzen, zulezt auch in Plünderung und Brandlegung ausartete.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 89. Donnerstag den 13. April 1848.

Are not you mov'd, when all the sway of earth
Shakes, like a thing unfirm?

Shakespeare.

Aus London.

Im April 1848.

Die plötzliche Wiedergeburt der Republik in Frankreich hat uns nicht so überrascht, als Schwarz, Roth, Gold, die alten Kaiserfarben, von ganz Deutschland mit Begeisterung aufgepflanzt zu sehen. Selbst in London hat dieses neue Germanien alle Deutschen, die nicht ansäßig sind (von diesen läßt sich meist gar nichts als die Liebe zum eigenen Herde erwarten), mit schwindelnder Begeisterung erfüllt, und heute versammeln sie sich in der „Hall of Commerce," in Threadneedle Street, City, um über eine Adresse zu berathen, die sie den in Frankfurt am Main versammelten Volksvertretern zu überreichen gedenken. Die Franzosen haben kürzlich eine ähnliche Versammlung gehalten, und diese sind daher jenen auch hierin mit ihrem Beispiel vorangegangen. Die Engländer sehen diesen Vorgängen mit großem Interesse zu, aber als ruhige und unbetheiligte Beobachter. Sie selbst wollen nichts der Art, brauchen nichts der Art — so denken sie — und was sie brauchten, das wollen sie nicht. Aber 200,000 Chartisten sind auf dem Wege nach der Hauptstadt, ihnen zu zeigen, was sie brauchen, und ihnen das Nothwendige aufzuzwingen, wenn sie sich nicht entschließen, es aus freier Wahl anzunehmen. Dieses Nothwendige besteht in der Rückkehr zur alten Charte (Charter), worin geschrieben steht, daß jeder geborene Britte seine Stimme zur Wahl eines Parlamentsmitglieds zu geben befugt sey, und daß seine Hausrente diese Befugniß ihm weder nehmen noch geben könne. Ferner wollen die Herrn Chartisten darauf dringen, daß ihre Deputirten Taggelder erhalten, während sie im Parlamente sitzen, damit sie Leute ohne Vermögen wählen können, die ihre Sache vertreten und die wirklich arbeiten mögen, statt daß die reichen Müßiggänger sich bis jezt ihren Sitz im Unterhause erkauften, um ihre überflüssige Zeit auf anständige Weise in guter Gesellschaft hinzubringen; und drittens wollen sie auf alljährliche Wahl dringen.

Die Regierung ist von diesem Vorhaben der Chartisten unterrichtet; was sie aber thun wird, ob sie ihre Versammlung gestatten und ruhig dem Ausgang des Unternehmens zusehen will, oder ob sie Maßregeln trifft, demselben entgegenzutreten, darüber verlautet noch nichts. Das Militär ist aber sehr in Bewegung und ganze Ladungen von Rothröcken sieht man nach allen Richtungen auf dem Marsch; auch wird viel neues Militär angeworben, was aber schon zur allgemeinen Vertheidigung Englands nothwendig ist, da ja doch einmal die Küsten befestigt werden sollen.

Im Vergleich mit den stürmischen Vorgängen auf dem Continent ist es hier so ruhig, daß diese kleine Chartistenbewegung zu einer wahren Wohlthat für alle Müßigen wird. — Das Parlament hält und hört wie immer lange Reden, deren kurzer Sinn auf kein einziges Bedürfniß der Zeit losgeht, und Lord John Russel fängt an zu wünschen, wie auch sein Vorgänger gethan, daß die weltberühmte Schweigsamkeit seiner Mitbürger oder Mitlords auf dem Felde der Politik weniger häufig zu Schanden werden möchte. — Nun kommt das Osterfest, das allen Leuten von gutem Ton die unerläßliche Pflicht auferlegt, auf drei Wochen auf's Land zu gehen; und wenn sie zum Mai wiederkommen, dann folgen ihnen alle Nachzügler aus den fernsten Ecken des brittischen Reiches, um doch auch einen kurzen Genuß vom Himmel der Londoner Saison zu haben, um der Majestät die Hand zu küssen und

dem Prinzen Consort die Hand zu schütteln. Denn o Wunder über Wunder! die jetzigen Zeiten der Anarchie haben in der englischen Hofetikette diese herablassende Neuerung hervorgebracht. Aus dem französischen Sturm machte man sich nicht viel; man ist an Revolutionen in jenem Champagnerlande gewöhnt; als aber die guten Berliner ihren König die deutschen Farben tragen lehrten, da fing es der englischen Majestät in ihrem Bette an zu grauen beim Gedanken, daß ihr Neugeborener vielleicht einst als ungekröntes Haupt in der Welt dastehen könnte, und gebot ihrem Gemahl schnell beim nächsten Lever nicht nur lächelnd zu nicken, sondern seine schöne weiße Hand zum Druck zu reichen. Schöner, glorreicher Tag, wo jeder Engländer die prinzlichen Finger berühren durfte! Man hat hier viel Sinn für dergleichen.

Sonst geht alles ruhig seinen Gang fort, man gibt Gesellschaften, bittet Lords und Lions, und würzt so die Soireen durch die Befriedigung gegenseitiger Eitelkeit. Auch Conzerte finden statt, matinées musicales und soirées musicales. Thalberg ist angekommen, weil man in Paris so menschenliebend geworden, daß man die Kunst auf halbe Preise herabgesezt, eine Philanthropie, die hier zu Thalbergs Heil noch nicht geübt wird. Er hat ein Conzert in Exeter-Hall gegeben, wo man mit vielem Vergnügen bemerkte, daß er die Compositionen, die er dort in früheren Jahren vorgetragen, noch in treuem Gedächtnisse trägt. — Auch die »ancients concerts« haben begonnen, und zwar mit solchen Trauermelodien, daß „Punch" meint, man müsse dem früheren Vorsteher derselben, dem Erzbischof von York, eine Leichenfeier damit zugedacht haben. Auch Molique ist hier, rund, fett, roth, robust, gar nicht wie ein Genius anzusehen; aber sein Instrument weiß er nichts desto weniger vortrefflich zu handhaben, und er spielte neulich in einer Matinée bei Madame Dulcken ein Grand Trio von Mendelssohn unvergleichlich schön. — Die größern Conzerte werden aber erst nach Ostern stattfinden, wenn all die Sterne vom Continent und die ganze fashionable Welt versammelt sind. Madame Anderson, die Lehrerin der ältesten Prinzessin, bereitet sich darauf vor, und auch Frau von Eichthal hofft für ihre Harfe bis dahin ein neues Publikum zu sammeln. Wären die Prinzen — die gefallenen — nur nicht so arm, so könnten sie bei solchen Gelegenheiten Anziehungspunkte bieten; aber so sieht man sie gar nicht; der Herzog von Braunschweig allein zeigt sich und lacht sie aus, daß sie ihre Retirade nicht besser gedeckt.

Die Belletristik ist während dem in's Stocken gerathen. — Auf die romantische Schule haben die Weltbegebenheiten dieses Jahres wie ein böser Reif gewirkt, und selbst d'Israeli und Bulwer sind mit keinen neuen Romanen aufgetreten. Fast die einzige Ausbeute der lezten Wochen ist ein größeres Gedicht, »King Arthur« betitelt, das, weil kein Verfasser angegeben ist, zu vielfachen Vermuthungen Anlaß gibt. — Der Titel besagt: »by the author of the new Timon.« Dieser New Timon erschien im vorigen Jahr, und man glaubte allgemein, er sey aus der Feder Bulwers geflossen. Dieser aber protestirte im Athenäum gegen diese Voraussetzung. Dennoch räth man auch bei King Arthur wieder auf ihn. Der »New Timon« war politisch und schilderte satirisch die Staatsmänner der Gegenwart; Grund genug, sich nicht dazu bekennen. Der Stoff wurde zugleich als durchaus unmoralisch verdammt, und als unwahrscheinlich dazu, indem ein junger Lord schwerlich bei Nacht ein Mädchen von der Straße mitnehmen und unter das schützende Dach seiner Schwester führen werde. Das Gedicht enthält indessen sehr viel Schönes. — „König Arthur" gibt keinen moralischen Anstoß, er kann ohne Gefahr von jeder Betschwester gelesen werden, hält aber mit dem New Timon keinen Vergleich aus. — Das Thema ist: König Arthur und seine drei Lieblingsritter, Lancelot, Gawain und Caradoc. Die Sachsen sind an den Grenzen der Cimbrier und Merlin schickt den jungen König ab, um in Zeit eines Jahres den „Falken," den „silbernen Schild" und den „kindlichen Geleitsmann" aufzufinden, eigentlich aber um auf dieser Wanderung den Muth und die Selbstständigkeit zu erwerben, die seine Lage erfordert. Was ihm werden soll, wenn er glücklich ist, was, wenn er unverrichteter Sache zurückkehrt, wird ihm vorher mitgetheilt. Arthur kommt an den Hof des Königs der Vandalen, Ludovik, und in diesem hat der Verfasser Louis Philippe gezeichnet, und das mit so treuer Hand, daß ein Kind ihn erkennen muß; er hat sogar seinen Fall beschrieben.

»A portly presence had the realm-deceiver,
An eye urbane, a people catching smile,
A brow, of webs the everlasting weaver,
Where jovial frankness mask'd the serious guile;
Each word, well aimed, he feathered with a jest,
And, unsuspected, shot into the breast.«

In Ludoviks erstem Minister schildert er Guizot, und zwar nicht minder getreu. Er sagt von ihm:

»And yet Astutio was a man of worth,
Before the brain had reasoned out the heart.«

Nichts kann richtiger seyn! Als Guizot vor sieben Jahren die Stelle eines Gesandten in London bekleidete, war kein Mann in der Welt geachteter als er. Und nun? — Was ist aus dem Mann geworden seit jener Zeit!

Aus dem Lande der Basken.

San Sebastian im August.

Die Wohlthätigkeitsanstalten in San Sebastian sind vor dem Thore der Stadt in einem Gebäude

vereinigt, welches vor drei bis vier Jahren an der Stelle erbaut ist, wo früher ein Kloster voll wohlgenährter Kapuziner stand. Dieses Gebäude, welches außer einer Krankenanstalt ein Waisenhaus und eine Zufluchtsstätte für alte Männer und Frauen enthält, bildet ein großes Viereck, dessen innerer Raum zum Blumengarten mit einem Springbrunnen in der Mitte eingerichtet ist. Das Innere des Hauses ist so freundlich wie seine Außenseite; die Säle sind hell, geräumig und luftig, die Betten und das sonstige Geräth sind einfach, aber von gutem Stoff und sehr reinlich gehalten. Die Krankenbetten sind indessen hier, wie in den meisten Spitälern, die ich gesehen habe, viel zu schmal. Wer jemals krank gewesen ist, oder wer auch nur einmal eine schlaflose Nacht zugebracht hat, der weiß, daß es in solcher Lage eine Wohlthat, ja ein gebieterisches Bedürfniß ist, die Stelle auf dem Lager häufig zu wechseln, und diese Wohlthat pflegt man dem Kranken im Armenhause so weit als irgend möglich durch die Lieblosigkeit und die Knauserei zu verkümmern, mit welcher man ihm die Breite seines Bettes zumißt.

Von sechzig bis achtzig Krankenbetten, die das hiesige Spital enthalten mag, fand ich zu meiner Ueberraschung nur sechs oder sieben besezt, die Inhaber einiger andern waren als Genesende auf dem Spaziergange. Die Anstalten für die Greise und die Kinder haben dagegen eine ziemlich zahlreiche Bevölkerung, sie scheinen aber nicht so zweckmäßig eingerichtet zu seyn als das Krankenhaus, und es fehlt ihnen namentlich hie und da an Luft, oder wenigstens an Sonne, die der Mensch zu seinem Gedeihen nicht weniger nöthig hat als die Pflanze. Die Knaben erhalten neben dem Schulunterricht irgend einen gewerblichen Unterricht; die Mädchen werden von den Vorsteherinnen der Anstalt in weiblichen Arbeiten unterwiesen, und viele von ihnen sind außerordentlich geschickt im Sticken von Altartüchern, Chorhemden und anderem Kirchenlinnen. Die Anstalt steht nämlich unter der Leitung von barmherzigen Schwestern, deren Orden vor kurzer Zeit aus Frankreich nach Spanien verpflanzt worden ist und mit deren Verwaltung man sich hier bis jezt vollkommen zufrieden zeigt, während in Frankreich die Klagen über die Eigenwilligkeit, die Herrschsucht und den unduldsamen Geist der Töchter Sankt Vincents de Paula alle Tage lauter werden.

Das Spital hat außer seinen gelegentlichen Einkünften ein bedeutendes eigenes Kapital, zu welchem ein kürzlich verstorbener Oberst eine Summe von sechs Millionen Realen gesteuert hat, die er sich in Amerika „erobert.“ Dafür prangt denn auch das Bild des alten Kriegsknechts, von der Hand eines der Künstler gemalt, welche die Wirthshäuser mit Schildern versorgen, im Eßsaale der Anstalt, deren Bewohner so mit Morgens und Mittags und Abends veranlaßt werden, die ungeheure Nase ihres Wohlthäters zu bewundern.

In dieser Anstalt, überhaupt in Spanien, wird sehr oft und sehr gründlich gespeist. Der Glaube an die übernatürliche Mäßigkeit der Spanier ist für mich eines von den unerklärlichsten der tausend Vorurtheile, die bei uns über das spanische Land und die spanische Sitte gäng und gebe sind. Ich weiß nicht, ob diese Meinung vor zweihundert und vor dreihundert Jahren — denn aus jenen Zeiten scheint sie herzustammen — wahr gewesen seyn mag; aber ich kann versichern, daß der spanische Appetit es heut zu Tage der gesundesten deutschen oder englischen Eßlust wenigstens gleichthut, auch ohne daß man bei der Vergleichung den Umstand in Anschlag zu bringen nöthig hat, daß alle Pflanzenstoffe hier zu Land bei weitem nahrhafter sind als in unserm Norden. Es ist immerhin möglich, daß der Spanier sich im Nothfalle tagelang mit einer Brodrinde und einer Cigarette zu begnügen weiß, wie man das namentlich dem spanischen Soldaten nachrühmt; sehr gewiß dagegen ist es, daß der Spanier im gewöhnlichen Laufe seines Lebens nicht weniger als fünf Mahlzeiten täglich zu sich nimmt: beim Aufstehen Chocolade mit gerösteten Brodschnitten (desayano), ein paar Stunden später das Gabelfrühstück (almuerzo), zwischen zwölf und zwei Uhr ein tüchtiges Mittagessen (comida), gegen vier oder fünf Uhr wiederum Chocolade (merienda), und unmittelbar vor dem Schlafengehen ein Nachtessen (cena), das gewöhnlich beinahe eben so derb ist als das Mittagsmahl. Und was man sonst immer von der Faulheit der Spanier sagen möge, bei Tische arbeiten sie gewissenhaft. Das gewöhnliche Tischgetränke des Städters ist allerdings Wasser. Ich habe eine Zeitlang in einer Gesellschaft von fünfzehn bis sechzehn Personen zu Mittag gegessen, welche alle zusammen genommen nicht eine halbe Flasche Wein leerten. Diese Enthaltung von geistigen Getränken ist ein Gesetz des Klimas für die Personen, welche nicht körperlich arbeiten, ein Gesetz, welchem sich auch der Ausländer sehr bald von selbst unterwirft. Der spanische Bauer dagegen ist fast überall ein starker Weintrinker, und in einigen Provinzen, namentlich in Aragonien, leistet er das Unglaubliche, so zwar, daß er zum Beispiel in der Erntezeit gewöhnlich zehn bis zwölf große Flaschen seines mit Spiritus überschwängerten Landweins zu sich nimmt. Was können die armen Leute auch Besseres thun als den Wein selbst trinken, den ihnen Niemand abkaufen will! Bis zum Rausche indessen kommt es troz aller Unmäßigkeit auch bei dem Bauer nur selten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

Die Reform.

Mehrere Wochen lang befand sich die ganze hiesige Einwohnerschaft in einem vielleicht nie erlebten eigenthümlichen Zustand. Dem Anschein nach ging das gesammte öffentliche Treiben in der gewohnten Weise fort. Schauspielhaus, Conzertsäle und andere Punkte des geselligen Vergnügens blieben großentheils in Thätigkeit; bei näherer Betrachtung aber fehlte überall das innere Leben. Sogar die Familienfeste kränkelten sichtbar wie an einem organischen Uebel. — Die ungeheure Explosion, welche in Paris so höchst unerwartet zum Ausbruch gelangt war, durchzitterte, wie in ganz Europa, so auch hier den Boden zu gewaltig, als daß uns für alle übrigen Dinge und Ereignisse die gewöhnliche Theilnahme hätte bleiben können. Indessen wurden wir bis jezt weit weniger davon berührt, als die meisten andern deutschen Orte und Gegenden. Auch trat mitten aus den uns immer näher gerückten, zum Theil fast unglaublichen Blutscenen das Morgenroth einer neuen Sonne für das gesammte Deutschland auf's tröstlichste hervor. Unsere bis jezt so fruchtlos erwünschte kraftvolle Einheit schien sicherer als je mit einemmal im Voraus verbürgt. So verschwand denn auch für Sachsen mit dem 22. vorigen Monats ein großer Theil des Mißbehagens, in dem man hier die lezten Wochen durchlebt hatte. Es war dieß der Tag, wo, in Folge der veränderten Umstände und Einrichtungen, das Militär auf die Verfassung beeidigt wurde, der sich zu einem wahrhaften Bürgerfeste gestaltete. Ganz Dresden und mit ihm der größte Theil des Landes hatte den Wunsch verlauten lassen, dem König öffentlichen Dank für die Weisheit darzubringen, mit welcher er den mächtigen Forderungen der neuen Zeit zu genügen strebte, und so organisirte sich, gleichsam von selbst, schon am Vormittag ein feierlicher Zug durch die Stadt nach dem Balkon des Schlosses, auf dem die königliche Familie erschien. Der durch die Tonkunst reich unterstüzte, fast endlose Zug war sehr großartig. Ihn bildeten die Einwohner aller Klassen und eine ansehnliche Zahl aus andern Städten Herbeigeeilter. Alle Gesichter der zugeströmten Menschenmassen verkündeten die wohlwollenden Gefühle, welche aus ihren Herzen hervorbrachen. Wem im fröhlichen Geräusch vor dem Königsschlosse die rührenden Worte des Bürgermeisters Hübler an den Monarchen verloren gingen, dem waren sie durch deren Veröffentlichung in den Zeitungen am folgenden Tag um so willkommener, und die schon zu Napoleons Zeiten gewaltig in Verruf gerathene Beleuchtung der Stadt wurde durch den Abend mit einemmale wieder völlig zu Ehren gebracht. Das dabei erschallende herzliche Jauchzen stand im erfreulichsten Kontraste mit dem dumpfen düstern Schweigen, welches die vormals in der Regel erzwungenen ähnlichen Freudenbezeigungen zu charakterisiren pflegte. Lieferte die dießmalige Illumination auch keinen Ueberfluß an sinnreichen Denksprüchen, so war doch vielleicht noch nie eine so vollständig ausgefallen. Dazu hätten sich Vertrauen und Hoffnung kaum deutlicher aussprechen können, als in den angebrachten Symbolen und Inschriften. So wenig auch Poesie und Redekunst auf eine der lezteren stolz zu seyn brauchen, so sehr billigte man doch den ihr zu Grunde liegenden wohlwollenden Gedanken. Ein Bäcker hatte sie aufgestellt; sie lautete:

Wer nicht will meinen König lieben,
Den werd' ich in den Ofen schieben.

Zwar munkelte man allerdings, sie sey ein bloßer Revenant, der bereits vor langen Jahren einmal bei einem ähnlichen Feste leiblich zugegen gewesen. Aber auch angenommen, daß es sich so verhalte, verdient doch schon das Motiv, welches den burlesken Vers wieder vom Tode erweckte, Erwähnung. Seit diesem wahrhaften Volksfeste dämmert manche frohe Aussicht aus dem über der Zukunft gelagerten Nebel immer klarer vor unserm Auge auf, und die allgemeinste Zufriedenheit begrüßt die glückliche Wahl des neuen Ministeriums, an dessen Spitze der von allen Parteien als Vorsitzender der zweiten Kammer der Ständeversammlung hoch geachtete Dr. Braun aus Plauen berufen wurde.

(Schluß folgt.)

Aus Wien, März.

(Fortsetzung.)

Stimmung vor der Revolution.

Ich habe im bisher Gesagten den industriellen Stillstand und die moralische Verschlimmerung als jene zwei Momente herausgehoben, welche die Wiener Zustände in der lezten Zeit besonders auffallend charakterisirten. Es bleibt nun noch ein Moment anzuführen, welches sich erst später, aber plötzlich entwickelte und im Verein mit den beiden andern die politische Krisis und ihre Katastrophe so schnell herbei führte. Es ist dieß eine Eigenschaft, die man dem Wiener bisher gar nicht zutraute, eine Eigenschaft, von deren Daseyn der Wiener vielleicht selber keine Ahnung hatte, und deren er sich erst bewußt wurde, als er sah, was er mit ihrer Hülfe erreicht hatte, ich meine — das politische Selbstbewußtseyn. Wer unsere Hauptstadt längere Zeit nicht gesehen hatte, dem mußte dieß noch weit mehr auffallen als dem unbefangenen Beobachter, der hier seinen beständigen Aufenthalt hat. Alle Fremden, die in der lezten Zeit vor der Befreiungsperiode hier verweilten, kamen auch darin überein: Wien hat sich auffallend verändert, es ist von dem Ernste der Zeit, von den erschütternden Bewegungen der lezten Monate tief berührt worden, es hat seine harmlose Lustigkeit, seine genußsüchtige Lebensfreudigkeit beinahe aufgegeben. Die lezten Mohikans der alten Schule, denen es nur um behagliche Ruhe und bequeme Verdauung zu thun ist, haben zwar an politischem Selbstbewußtseyn nicht gewonnen — wenn sie überhaupt wissen, wie dieses Gericht schmeckt — dagegen hat die Jugend, die feurige, begeisterte Jugend den freien Geist des Worts, die freien Institutionen des deutschen sogenannten Auslandes schon längst in Blut und Leben aufgenommen, und seine Begeisterung dafür auch dem bedächtigen, aber ausharrenden Bürger mitzutheilen gewußt. So hatte sich eine stille Bewegung im Kern unseres Volks gebildet, die sich zwar durch kein merkbares Zeichen äußerte, auch kein bestimmtes Ziel im Auge hatte, aber sich auch nicht beruhigen wollte. Es war eine fortwährende Gährung, die nach einer Lösung eines unerträglichen Zustandes verlangte, und nur der geringsten Erschütterung bedurfte, um aufzubrausen. Dieser Moment ließ nicht lange auf sich warten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 18.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 90. Freitag den 14. April 1848.

— Proprio rabies armavit iambo.
Horat.

An Freiligrath.

Aus sichrem Schooß der Themsestadt,
Vom Sturm der Zeit mit fortgerissen,
Hast du, mein alter Freiligrath,
Ein Lied in's deutsche Land geschmissen.
Einst nur vom Wüstensand umweht
Und heimisch an des Nils Gestaden,
Wirst du, ein zürnender Poet,
Ein Sänger für die Barrikaden.

Du ruhtest unter'm Palmendach,
Vom goldnen Netz des Traums gehalten,
Und sannst des Orients Zaubern nach,
Dein Haupt tief in des Burnus Falten.
Da springst du plötzlich wild empor:
Weg mit dem Mantel, der nichts nütze!
Streichst dir die Haare hinter's Ohr
Und drauf die Jakobinermütze!

Der sonst nur Musen Opfer trug
Und dem zweimal gebornen Gotte,
Geberdet sich nun Zug für Zug
Ganz wie ein ächter Sansculotte,
Rufend in trunknem Uebermuth:
Schärft rasch das Beil, dreht Adelsstricke!
Den Baum der Freiheit gießt mit Blut!
Ça ira! vive la république!

O sängst du wieder vom Kameel,
Vom Leungebrüll, dem Mumien lauschen,
Statt dich beim Porter oder Ale
Zum Freiheitstaumel zu berauschen!
Flieh wieder in den Wüstensand,
An der Oase Born zu schöpfen,
Statt mit der reinen Dichterhand
Zu deuten nach den Fürstenköpfen.

Einst war ein König dein Patron,
Und jetzo schreist du nach Patronen!
Der Ton ist nicht dein eigner Ton,
Brich ab, um deiner selbst zu schonen.
Die heil'ge Freiheit wollen wir,
Doch nicht nach edlen Häuptern greifen,
Und nicht das Schwarz-Gold-Roth-Panier
Durch Lachen steh'nden Blutes schleifen.

O wärst du noch so froh, so frei,
Wie einst am Rhein im Haus zu Unkel,
Nicht auf der Zinne der Partei,
Vor dir im Kelch des Weins Gefunkel;
Als stürmischer das Herz dir schlug,
Wenn dich am Zaun die Liebe grüßte.
Ich wollt', an eines Hengstes Bug
Gelehnt, sängst du im Sand der Wüste!

Feodor Löwe.

Zustand und Aussichten der italienischen Literatur.

I.

Rom, im März 1848.

Die Zeitumstände sind der Literatur nicht günstig. Die Politik nimmt alle Köpfe und alle Kräfte der-

maßen in Anspruch, daß für Anderes weder Zeit noch Interesse noch Mittel übrig bleiben. Wenn dieß noch lange so währt — und es ist keine Aussicht vorhanden, daß es sich bald ändern werde — so können die nachtheiligen Wirkungen nicht ausbleiben. Nicht als wenn die Abnahme der literarischen Produktivität überhaupt ein großes Uebel wäre: wer den Charakter der meisten Erzeugnisse der Presse der jüngsten Jahre kennt, wird die Verminderung der Zahl schwerlich bedauern. Aber die Entwöhnung von ernster wissenschaftlicher Thätigkeit wie von kräftiger Nahrung nimmt täglich zu. Nicht allzugroß ist die Menge der Männer, welche Kraft und Entsagung genug besitzen, auf wohlfeilen Ruhm und die Wirkung des Moments zu verzichten, um Arbeiten sich zu widmen, von denen weder dem Stoffe noch der Form nach jene schriftstellerische Popularität zu erwarten ist, nach welcher die Mehrzahl ungeduldig hascht. Nicht nur die politischen Verhältnisse tragen dazu bei, die Umgestaltung der socialen Zustände, welcher Italien entgegen geht, hat wesentlichen Antheil daran. Die Bewegung ist in das einsame Studierzimmer gedrungen und hat die gelehrten Körperschaften ergriffen. Gestört ist die Ruhe der Universitäten und Collegien; immer seltener werden die stillen Orte der Zurückgezogenheit und des Studiums, und gelingt es nicht bald, einer Bewegung Herr zu werden, welche, an sich wie in ihrem Prinzip, keineswegs destruktiv, dennoch bei ihrer zunehmenden Raschheit ohne es zu wissen, und vielleicht ohne es zu wollen, manches umstürzen kann, was besser stehen bliebe, so kann man sich darauf gefaßt machen, einen nach dem andern dieser Orte in dem ruhelosen Getreibe schwinden zu sehen.

Wenn in diesen unstät hin und her gezerrten Tagen noch große Werke, Erzeugnisse jahrelangen Fleißes und mühsamer Forschung vorkommen; wenn ich sehe, wie die Herausgeber der Piemonteser Monumenta historiae patriae sich nicht irren lassen, wie Canina in Rom seine beiden Folianten über die Basiliken und die Alterthümer des päpstlichen Etruriens publicirt, wie die Sammelwerke des archäologischen Instituts ungeachtet der in der Verfassung dieser auf Privatbeiträge aus ganz Europa gestüzten gelehrten Gesellschaft liegenden Schwierigkeiten vorwärts schreiten, wie Carlo Troya in Neapel ungestört an seinen longobardischen Geschichten und Gesetzen arbeitet, wenn gleich der Theilnahme eines nur sehr geringen Theils des Publikums sich bewußt, wie endlich das Florentiner Archivio storico Italiano, neben Privatmitteln auch durch die toskanische Regierung unterstüzt, in ziemlich raschem Fortschritt die Zahl seiner wichtigen Bände mehrt, so muß ich einerseits diese erfreulichen Erscheinungen doppelt willkommen heißen, kann mich aber andererseits der unangenehmen Empfindung nicht erwehren, daß eine solche Thätigkeit im Verlauf der Zeit nicht mehr möglich seyn dürfte, wenn die Theilnahmlosigkeit an ernster Literatur und die Zersplitterung der Kräfte sich steigern oder auch nur in dem Maße fortgehen sollten, wie sie sich neuerdings kundgegeben haben.

Es liegt in dieser Theilnahmlosigkeit etwas unendlich Entmuthigendes. Sie beschränkt sich nicht auf die eigentlich gelehrte Literatur, auch die schönwissenschaftliche leidet darunter. Aus den angedeuteten Gründen erscheint wenig von Bedeutung, und von diesem Wenigen wird Weniges beachtet, wenn es nicht gerade eine Saite anschlägt, deren Vibrirungen schon durch andere Kräfte erregt oder unterhalten werden. So ist es Niccolinis Arnaldo da Brescia ergangen. Diese dramatische Dichtung erschien in den lezten Jahren Gregors XVI., in einer Zeit, als das Papstthum in politischer Hinsicht sich in Widerspruch mit allen Ideen, Wünschen und Forderungen gestellt, welche lange gährten und bei ihrem endlichen Durchbruch manche Crudität mitbrachten, weil man sie gewaltsam zu unterdrücken gesucht hatte; als, in Italien wenigstens, selbst die religiöse Seite des Pontifikats unter den politischen Mißverhältnissen zu leiden begann, eine Anomalie, wenn man auf die mit jedem Jahre kräftigere und verheißendere Wiederbelebung der katholischen Idee blickt. In solcher Zeit der Contraste mußte eine Dichtung wie die Niccolinische um so mächtigeren Eindruck machen, da sie die Kämpfe der Gegenwart, Folgen der politischen Anordnungen des Jahres 1815 wie späterer Einflüsse, unter mittelalterlichem Bilde darstellte. Diese Ansicht hat seitdem nothwendiger Modifikation unterlegen, seit das Papstthum, nicht das Papstthum Niccolinis, sondern das Giobertis und Balbos, eine von Grund aus veränderte Stellung einnahm, und die neuere Kritik hat es ausgesprochen, der Verfasser des Arnaldo verwechsle Gregor VII. mit Alexander VI., sein Werk sey eine prachtvolle lyrische Dichtung des vergangenen Jahrhunderts oder des Gibellinenzeitalters, heute seyen Gibellinen und Guelfen einmüthig und den Stempel ihrer Eintracht müsse auch ihre Poesie tragen. Theils ähnlichen Gründen, theils dem Umstande, daß er in einer Zeit erschien, wo man im Drange oder in der Erwartung des Handelns eher an alles Andere als an Poesie dachte, ist die geringe Wirkung des Filippo Strozzi zuzuschreiben, dessen charakteristische Schönheit in Einzelnem spätere, ruhigere Tage vielleicht mehr würdigen werden als die unsern.

Seit dem Erscheinen von d'Azeglios Niccolò de' Lapi (1841) hat kein Roman irgendwie Aufsehen zu machen vermocht, wenn ich die Isabella Orsini des

neuerlich bei Gelegenheit der Livorneser Unruhen leider zu oft genannten Guerrazzi ausnehme, ein von großem Talente zeugendes Werk, aber abgesehen von seinen ästhetischen Mängeln mit solchen Auswüchsen religiöser und moralischer Art behaftet, daß man die falsche und verderbliche Richtung glänzender Geistesgaben nur bedauern kann. Rosinis Conte Ugolino ging ziemlich unbeachtet vorüber; man fand, die Zeit dieser Romane, deren Hauptverdienst in geschichtlichen, literarischen, lokalen Schilderungen und Reminiscenzen besteht, sey vorüber und man habe, ohne ihren Werth in Abrede zu stellen, hier doch nur eine Abart des historischen Romans vor sich. Man hat sich dann auf diesem Felde in allem Möglichen versucht, sociale, religiöse, politische Fragen in der Erzählung behandelt, hierauf wieder historische Stoffe, nationale wie fremde, Karl V. wie Ludwig XVI. mit der hergebrachten romantischen Zuthat ziemlich handwerksmäßig bearbeitet; man hat die schwärzesten Farben nicht gespart, weder Verzweiflung noch Zerrissenheit, und das was Tieck vor einigen Jahren als den unnatürlichen Blutdurst einer Nibelungen- oder Etzelhochzeit bezeichnete, bevor noch die französische Romanliteratur den Climax erreicht und die äußersten Consequenzen des Charakters entwickelt hatte, dessen Einwirkung auf die politischen Umwälzungen der lezten Wochen in diesem Lande unverkennbar ist. In Italien aber hat man mit allen diesen Bestrebungen nicht durchzudringen vermocht, und mit Ausnahme von ein paar Werken, die auch in Deutschland zu bekannt sind, als daß sie genannt zu werden brauchten, ist der Roman ohne wahre Bedeutung geblieben.

Kaum sollte man glauben, daß in solcher Zeit Jemand der Gedanke gekommen wäre, ein Epos zu schreiben. Und doch ist's geschehen. Tommaso Grossi's Lombardi alla prima Crociata waren das lezte Werk dieser Art, welches irgendwie Aufsehen erregte. Nun hat der Genuese Lorenzo Costa einen Cristoforo Colombo geschrieben. Die Form ist nicht die gewöhnliche des italienischen Heldengedichts, denn statt der Octave haben wir hier reimlose Verse, welche mit großer Gewandtheit gehandhabt sind, wenn gleich die zu reichlichen Epitheta, namentlich in den Schilderungen, eine schleppende Wirkung hervorbringen müssen. Daß der Verfasser mit des Helden triumphirender Rückkehr nach Spanien schließt, statt die trüben Jahre der Verfolgungen und Leiden in den Kreis hineinzuziehen, zeugt von Verständniß des Charakters der epischen Dichtung, deren Harmonie er indeß dadurch verlezt hat, daß er mit Columbus' Kindheit beginnt, statt die zu dem großen Unternehmen nicht in unmittelbarer Beziehung stehende Zeit und Fakta in derselben Weise episodisch einzuschalten wie er die späteren Jahre berührt hat. Der Gesammtwirkung schaden überdieß zu lange Episoden, wie historische Excurse, welche den Gang der Handlung verzögern, ohne durch poetische Schönheit Ersatz zu geben, während, was Amerika selbst betrifft, der reiche Stoff nicht hinlänglich benuzt erscheint. Doch hat das Werk in Hinsicht der Charakterzeichnung, der Beschreibung und der Sprache Vorzüge, welche es der Aufmerksamkeit der Freunde ernster Poesie empfehlen.

Wundert man sich über die Erscheinung eines Epos, so muß man noch mehr über die eines Lehrgedichts staunen. L'Armonia universale, von N. B. B., einem im österreichischen Dienste hochgestellten Militär, entwickelt in sechszeiligen Strophen ein ganzes philosophisch-ästhetisches Weltsystem, sinnreich und vielgestaltig, wenn auch der poetische Ausdruck im Bestreben, die wissenschaftliche Präcision des Gedankens wiederzugeben, unvollkommen oder kalt bleibt, »perchè a risponder la materia è sorda,« wie Dante mit unübertrefflicher Charakterisirung solcher Wechselwirkung sagt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Wien, März.

(Fortsetzung.)

Vorbereitung auf die Märztage.

Als die Pariser Februarereignisse in Wien bekannt wurden, trat das öffentliche Leben, das politische Interesse wieder in einen neuen Wendepunkt. Man konnte dieß am besten an öffentlichen Orten selbst bemerken. Während der Wiener sonst Stunden lang in Gast- und Kaffeehäusern saß, gedankenlos rauchte oder verdaute, und die Weltbegebenheiten unbekümmert in den Journalen entstehen und vergehen ließ, höchstens den Neuigkeitenklatsch der Lokalblätter durchflog, kamen nun die

politischen Blätter mit einemmale Tag und Nacht nicht aus den Händen der Leser. Drei- und vierfache Exemplare konnten das Verlangen der neuerwachten Politiker nicht mehr zufrieden stellen, und so blieb zulezt nichts anderes mehr übrig, als — etwas Unerhörtes in Wien — zum öffentlichen Vorlesen der Zeitungsblätter seine Zuflucht zu nehmen. Wo man nur hinkam, traf man eine Gruppe um einen Vorleser versammelt, und es ist natürlich, daß in den Pausen auch kleine Debatten nicht ausblieben und Meinungsverschiedenheiten oft lebhafte Kontroversen hervorriefen. Mit diesen Kaffeehausraisonnements wäre nun wohl für unsere Sache nichts geholfen gewesen; allein man hatte auch zugleich angefangen auf einen praktischen Boden zu treten. — Es wurden nach und nach in verschiedenen Klassen der Gesellschaft Unterschriften zu Petitionen gesammelt, welche man den österreichischen Ständen am Eröffnungstage ihrer Sitzungen, der nahe bevorstand, übergeben wollte, um sie vor den Thron zu bringen; denn man hatte auf die Stände in der lezten Zeit, einiger liberalen Lebensäußerungen wegen, Vertrauen zu setzen angefangen. Diese Petitionen waren äußerst bescheiden gehalten, verlangten nichts als Abstellung einiger drückenden Maßregeln, die mit dem Zeitgeiste durchaus unvereinbar waren, und die Bitte um solche Zugeständnisse, wie sie die deutschen Länder, deren Entwicklung der Oesterreicher mit Scham und Neid zusehen mußte, schon lange hatten. Solche Petitionen wurden von den Buchhändlern, die der Censurvexation müde waren, den Fabrikanten, dem Handelsstande u. s. w. in Cirkulation gesezt. Eine derselben, von vielen Industriellen gefertigt, wurde in einer Versammlung des Gewerbevereins dem Protektor desselben, Erzherzog Franz Karl, zur unmittelbaren Uebergabe an den Kaiser, also mit Umgehung der Büreaukratie, überreicht und — angenommen. — Auch die Hochschule hatte eine Adresse vorbereitet; sie war, von der Jugend ausgehend, natürlich kühner, zuversichtlicher, flammender als die andern und, wie sich bald zeigte, die erste Anregung zu dem Erlösungswerke der drei Märztage. — Mehrere Studenten der medicinischen Fakultät, die am lezten Faschingsabend aufgeregt und lebensmuthig beisammen saßen, hatten einige Stunden Politik getrieben und waren, als sie von Louis Philipps und Guizots Austreibung sprachen, darin einig, daß es auch in deutschen und namentlich österreichischen Landen manch Ministerexemplar gebe, das ein gleiches Schicksal als gerechte Vergeltung verdiente. In ihrem Unmuth über die schwächliche, starre, verächtliche Politik des unterdrückten Vaterlandes hatten sie eine glühende Adresse entworfen, die freilich später — um ihre Ueberreichung möglich zu machen — etwas beschnitten werden mußte. Natürlich sollte sie als Meinungs- und Gesinnungsausdruck der ganzen Hochschule erscheinen; die Mediciner theilten sie daher auch den andern Fakultäten mit und benachrichtigten auch die Studierenden des polytechnischen Instituts davon. Der Entwurf der Adresse wurde mit Begeisterung aufgenommen und eine allgemeine Studentenversammlung in der Universitätsaula auf den 12. März bestimmt, an welchem die Unterzeichnung der Adresse von sämmtlichen Studenten stattfinden sollte, um sie dann am nächsten Tage den Ständen zur unverzüglichen Ueberreichung am Throne zu übergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, April.

(Schluß.)

Oeffentliche Vorträge. — Theater.

Obgleich die allgemeine Stimmung sich neuerdings um Vieles gebessert hat, leidet doch das gesellige Leben noch manchen bedeutenden Abbruch. Vor dem ernsten Gesichte der Zeit zieht sich das öffentliche Vergnügen nicht selten wie verschämt zurück. Vorzüglich gibt das unser Theater zu erkennen, dem häufig sogar bei Lieblingsstücken die Zuschauer mehr oder weniger fehlen. Eine Prärogative vor den meisten, auf geistige Unterhaltung berechneten Zusammenkünften des gebildeten Publikums behaupten noch immer die schon zu Anfang des verflossenen Winters hauptsächlich durch Dr. Hammer und Professor Biedermann mehr als zuvor in Aufnahme gekommenen öffentlichen Vorträge. Erst in den lezten Wochen haben Prutz und der gemüthvolle Lyriker Adolph Peters viel Ehre damit eingelegt. Beispiellos war der Beifall, den der lezte, offenbar aus glühendem Herzen hervorquellende Vortrag von Prutz von einer Versammlung erhielt, welche der doch umfangreiche Raum des Lokals der Stadtverordneten kaum zu fassen vermochte. Wenn schon der Gegenstand seiner Vorträge, die französischen Revolutionen vom Jahr 1789 an bis in die vorlezten Tage, die größte Anziehungskraft haben mußte, so wurde diese durch die lebendige Seele, welche der ausgezeichnete Redner in jedes Wort seiner Schilderung zu legen versteht, noch ungemein erhöht. Er befindet sich so eben in Berlin. Da er mit der Absicht einer Wiederholung seiner hiesigen Vorträge dorthin gegangen seyn soll, so wird wohl dem geistvollen Manne dort ein ähnlicher Triumph wie hier beschieden seyn. Noch merkwürdiger möchte man es nennen, daß Dr. Böttcher es wagen konnte, in den jetzigen tiefbewegten Tagen auf Freunde für seine öffentlichen Mittheilungen zu rechnen, da solche einem der Politik ganz entlegenen Felde, der Poesie der Bibel, angehören. Aber der ansehnliche Kreis andächtiger Zuhörer, dessen er sich dabei erfreute, bewies, daß seine Rechnung doch die richtige gewesen. — Eben so wenig hatte sich, bei der jezt im Ganzen nur geringen Theilnahme am Theater, dieses mit mehreren Neuigkeiten verrechnet. Bekanntlich behauptet der Fastnachtsabend seine besondern Privilegien selbst in Zeiten, die von Privilegien gar nichts mehr wissen wollen. Hierauf fußend, stellte die Bühnenintendanz mitten in den starren, eisernen Ernst der jetzigen Wirklichkeit eine ganz neubackene, leichtfüßige Mährenposse des hiesigen Komikers Röder, voll Gesang, Tanz, Augenlust und allerlei Schnurrpfeifereien keck hinein, und siehe da, sie hat damit ihren Zweck völlig erreicht. Das Publikum sehnte sich einmal nach solch einem lange entbehrten Lachintermezzo. Schon einige Tage zuvor war kein Billet mehr zu dem Mährchen „Kiselak“ zu haben, ein Eigenname, der in unserer benachbarten sogenannten sächsischen Schweiz schon seit einer ziemlichen Reihe von Jahren eine komische Rolle spielt, indem er an den über Abgründen befindlichen unzugänglichsten Felswänden dort allenthalben aus heftigem Durst nach Unsterblichkeit sich hinwagte, um vor Vernichtung durch die Hand des Neids oder Muthwillens gesichert zu seyn. Als eines der besten neuen Werke der Dichterin von „Lüge und Wahrheit“ bewährte sich bald darauf das Drama: „Ottfelds Erben.“ Der Stoff ist dem gewöhnlichen häuslichen Kreise entlehnt und hält sich ganz unabhängig von politischer Färbung; troz dem erwarb es sich Theilnahme. Ferner errang sich die neue Oper „Martha,“ ein längst erwartetes Produkt des beliebten Tonsetzers Flotow, durch den Wohllaut seiner Melodien, verbunden mit dem Ansprechenden der Dichtung, ebenfalls viele Freunde. Noch zwei kleine Bluetten unter den Titeln: „Jugend muß austoben,“ und „die weibliche Schildwache,“ wurden am Schluße des vorigen Monats an Einem Abend zum erstenmal gegeben. Sie rühren von Angely und Friedrich her.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 91. Sonnabend den 15. April 1848.

Dieß Landvolk hat es wohl erkannt,
Es sey zum Guten, Süßen, Heitern
Ein enger Kreis auch zu erweitern.

Karl Mayer

Aus dem Kaiserstaat.

(s. Nr. 80—85.)

Achenthal.

Als ich zu Fuß von Reit im Winkl weiter reiste, sah ich im bayrischen Gebirge in der Sonntagsfrühe die Leute zur Kirche gehen und in Tirol sah ich sie heraus kommen. Ueber den Grenzzollhäusern lag die schönste Sabbathstille, und ich fand die bayrische Sabbathstille nicht schlechter als die österreichische, und umgekehrt. An der bayrischen Mauth, welche ganz im Gebüsche versteckt liegt, sah ich Niemand als ein paar Füllen, welche uneingehegt in der Nähe weideten. Die k. k. Finanzwache aber wusch sich gerade in einer hellen Quelle, welche dicht vor der österreichischen Mauth vorbei fließt, die Augen aus, und fast machte es mich bedenklich zu sehen, wie vertraut sie mit der Alpenquelle war und wie sie hier auf der Grenze nicht minder als eine Sennerin auf der Alm mit der Natur verwachsen schien. Unmittelbar nachdem ich von Sachsen nach Böhmen hinein gegangen war, hatte mich ein noch ganz junger Finanzsoldat, mit dem ich mich bei böhmischer Musik im Wirthshause zur Post bei Arbesau ganz gut unterhielt, sehr bewegt und feierlich versichert: es könne Alles anders werden auf der Welt, das gebe er zu, aber — bei Gott! — hier auf der Grenze werde es niemals anders werden.

Unweit der beiden Zollhäuser sah ich verschiedene Gebäude, an deren Thüren gewaltige Vorhängeschlösser hingen; vermuthlich waren ihre Bewohner sämmtlich zur Kirche gegangen. An einer so verschlossenen Thüre las ich einen Anschlag, welcher den Gruß „Gelobt sey Jesus Christus!" mit der Antwort „In Ewigkeit Amen!" empfahl und für jedesmaliges Grüßen hundert Tage Ablaß bewilligte, „fünfzig Tage für den also Grüßenden und fünfzig für den Dankenden." — Sicherlich fallen in diesen Wäldern die Edikte der römischen Gewissenskanzlei in einen guten Boden, und besonders bemerkte ich gottesfürchtige alte Weiber, die ihr „Gelobt sey Jesus Christus" so hell und vernehmlich in die Sabbathstille hinein riefen, daß es der schöne blaue Himmel über uns unmöglich überhört haben kann.

„Ach, grüß Gott! grüß Gott!" riefen ein paar alte Männer mir schon von weitem entgegen und ihre Augen glänzten vor Freude und Lust. Die beiden Großväter hatten im Kirchdorfe vor dem Mittagessen getrunken. Hand in Hand kamen sie mit etwas unsicherem Gange in der Mitte der Straße langsam daher gewandelt, und zogen so lärmend und jeden Augenblick stehen bleibend ihren einsamen Häusern zu. Ueberhaupt war es ein prächtiger Anblick, an diesem hellen sonnigen Sonntag Mittag die Leute heimgehen zu sehen. Unmittelbar vor der Kirche vertheilten sie sich gruppenweise nach allen Seiten, und besonders eine Wiese, welche zwischen dem Dorfe und den Alpen lag, wurde plötzlich von den herrlichsten Gestalten belebt. Es waren besonders viele Sennerinnen in der Kirche gewesen, welche in den lezten Wochen mit ihren Heerden von der Alm zurückgekehrt waren; hohe herrliche Gestalten, die in ihren festlich glänzenden Tirolerhüten, diesem keuschen Schmuck mit seinen Goldtrotteln, gegen den das bayrische Mieder, das den schönsten Theil des weiblichen Körpers so glänzend hervorhebt, hier bereits etwas in den Hintergrund trat, einen besonders

schönen Anblick darboten, wie sie in ihrem festen freien Gange über den Anger dem Waldsaume am Gebirge zuschritten.

In der Schenke des Dorfes, wo die Bauerfamilie gerade zu Mittag aß, sah ich die Sennmagd mit dem hohen Sonntagshute zu Tische sitzen, während alle andern mit entblößten Häuptern um sie her saßen, ein eigenthümliches Vorrecht, das Schönheit und Jugend hier genießen. Auffallend, aber höchst natürlich war auch das lebhafte Spiel der Geschlechter, das zwischen der Sennerin und dem Sohne des Hauses, einer reinen kindlichen Seele, so unverhohlen stattfand. Es war ein fortwährendes Necken, Lachen und Jauchzen bei Tische, an dem selbst die beiden Alten Theil nahmen.

In Kufstein, wohin ich bald gelangte, mahnte mich Friedrich List's Grab an die ferne Heimath und an das Vaterhaus, wo ich diesen Mann gesehen, als er von Amerika zurückkam. Nachdem er am Abend mit seiner Familie sich uns zutraulich genähert, wie sich der Fremde in Amerika dem Farmer nähern mag, der an seine Fenz gelehnt steht, sah ich am andern Morgen, die lange Pfeife mit einem Stricke statt der Schnur umwunden — in Amerika sey das so Mode, hatte er gesagt — hoch oben auf dem Bocke neben dem blasenden Postillon, den Nationalökonomen vorbeifahren, der kurz darauf die ersten Fäden seines Eisenbahnnetzes über Deutschland auswarf.

Hinter Kufstein lag an diesem Tage alles voll Militär, und bis ich ein Nachtquartier fand, mußte ich lange auf der Straße zwischen den Alpen im Mondschein von einem einsamen Gasthof zum andern fortwandern, während der Sonntag langsam und feierlich mit den lezten Schüssen eines Scheibenschießens im Gebirge verhallte. Und hier sah ich zum erstenmale die von Reisenden so oft gerühmte und gepriesene Erscheinung, daß am Abende schöner Tage der Mond mit seinem blassen Zauberstrahle leise an hohes starres Gebirge rührt und ihm den Schein einer geheimnißvollen ätherischen Lebendigkeit anhaucht.

Unter den Bildern am Wege, welche sich, wie die meist in der Zeichensprache geschriebenen polizeilichen Verordnungen, hier durch große Einfachheit auszeichnen, fiel mir folgendes besonders auf. Es ist ein Fleischer auf der Reise ermordet und der Thäter nicht entdeckt worden; nun hat man die Mordscene ohne alle weiteren Betrachtungen an eine Tafel gemalt und nur ein großes Auge darüber gesezt. Daß ein helles Auge über diesen dunkeln Wäldern wacht, gibt dem Tiroler die Beruhigung, deren wir Alle zum Leben bedürfen, und diese einfache Vorstellung ist zugleich der Kern des Glaubens, den hier der Katholicismus in so bunten Bildern auseinander legt. Ein über dunkeln Wäldern ruhendes Auge — spiegelt sich hierin nicht die ganze Transcendenz in ihrer reinsten und sinnigsten Auffassung?

Ich trat in eine Kirche am Weg, wo eben Messe gelesen wurde. Der Gottesdienst gefiel mir besonders wohl. Die Chorknaben sprangen wie die Gemsen hinter dem Geistlichen am Altare herum, und der Meßgesang der Gemeinde näherte sich nur zu sehr einem vielstimmigen Jodeln auf der Alm. Alles war hier so frei und natürlich, und ein schönes schlankes Mädchen, das städtisch gekleidet war bis auf den hohen glänzenden schwarzen Hut, den sie gleich den übrigen Frauen auch in der Kirche schief gerückt über dem linken Ohre trug, bemühte sich vergebens kokett zu seyn; denn wie sie auch bei dem Klange der Meßglocke fortwährend ihre Stellung wechselte, bald niederkniete, bald emporfuhr, die beabsichtigte Koketterie glitt an der schönen Weiblichkeit ihres schlanken Gliederbaues ab, und wie sie auch das schöngeschmückte Haupt herumwarf, ihre Bewegungen glichen denen des Hirsches, der den Kopf mit dem schönen Geweih bald hebt, bald senkt.

Ein Hausirer aus Schwatz, den ich beim Weitergehen nach der Lage des Passeierthales gefragt hatte, ohne dabei Andreas Hofers zu erwähnen, sezte seiner Antwort sogleich die Worte hinzu: „Ja, mit dem Hofer, das war eine Fügung Gottes.“ Und dazu lächelte er vergnügt. Nicht ohne tirolisches Selbstbewußtseyn charakterisirte er nun den braven Mann in der That, nicht minder richtig, als wenn ihn Anastasius Grün in einem seiner neuesten Gedichte mit den Worten einführt:

Kein Einzler komm' ich, nein, ein Heldentausend,
Ein Heer von Männern, angeschwellen, brausend,
Das rettend in sein Felsenschloß getragen
Den deutschen Ruhm in schmachvoll düstern Tagen.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand und Aussichten der italienischen Literatur.

(Fortsetzung.)

Die lyrische Poesie hat in diesen lezten Jahren nicht geschwiegen. Ich übergehe die vielen Nationalhymnen und Kriegsgesänge, welche Pius IX. und Francesco Ferruccio, Leopold II. und die Spada di Carl' Alberto, Gioberti und die Bürgergarde, und die Freiheit und den Fremdenhaß in ein Bündel zusammenwerfend, auf die Plätze und Straßen und in das Theater gedrungen sind, zum Theil natürlicher Ausdruck der herrschenden Gesinnung, zum Theil erkün-

stelte Begeisterung, und weder an poetischem Gehalt noch an charakteristischem Gepräge mit den deutschen Gesängen von 1813 zu vergleichen. Der Mailänder G. Prati, ein schönes, wenn auch bisweilen zu üppiges und nicht hinlänglich geschultes Talent, hat neuerdings wieder manches Bemerkenswerthe, besonders in der poetischen Erzählung, geleistet; der Vicentiner Jacopo Cabianca ist mit feinem Gefühl und Geschick für das lyrisch Epische begabt; die Sicilianer Vincenzo Errante und Isabella Turrisi-Colonna, lebendig und phantasievoll, beschränken sich nicht auf die eigentliche Gefühlspoesie, sondern ziehen auch, namentlich der erstere, philosophische und sociale Fragen in den Kreis ihrer Darstellungen. Unter den Satirikern nimmt Giuseppe Giusti, aus Pescia in Toscana, ohne Vergleich den ersten Platz ein. Er ist eine ganz eigenthümliche und bemerkenswerthe Erscheinung, durch sein Talent wie durch den hervorgebrachten Effekt. Ehe etwas von ihm gedruckt war, sprach schon ganz Toskana von seinen Gedichten, die in Abschriften cirkulirten und allerwärts förmlich zündeten. Mehrere Ausgaben, mit Fremdem vermischt, erschienen dann ohne des Verfassers Veranstaltung noch Vorwissen, bis er endlich 1846 zu Bastia auf Corsica eine Sammlung anonym herausgab, welcher vor kurzem Nuovi Versi mit seinem Namen folgten. Es hält schwer, einem der mit dieser Gattung der Poesie in Italien nicht bekannt ist, durch Definition derselben einen richtigen Begriff von Giustis Gedichten zu geben. Sie sind wie ein Mittelglied zwischen Parini und Porta, diesen beiden Mailändern, welche uns in die moralischen und socialen Zustände der Lombardei zu Ende des letzten und in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts so tiefe Blicke werfen lassen; sie haben nicht die außerordentliche Detailausführung des Erstern, welche bisweilen an ein holländisches Gemälde gemahnen, sind aber, während sie dem Geiste desselben und der Anschauungsweise vielfach sich nähern, in der Form und im Concentriren der Gedanken epigrammatischer und rascher. Das moralisch-politische Element ist bei Giusti das vorherrschende, und Wenige haben es gleich ihm verstanden, in kürzeren Dichtungen die Gebrechen und Leiden einer ganzen Epoche mit so lebendiger Wahrheit und solcher Aktualität darzustellen, die lächerliche Seite zugleich mit der traurig ernsten erscheinen zu lassen, und, indem er oft zum wahrhaft Sublimen sich erhebt, Mängel und Laster zu geißeln, ohne zum leidigen Sittenrichter zu werden, bei dessen Amte man nicht umhin kann, sogleich an Gemeinplätze zu denken. Neben ihrem hohen poetischen Werthe werden diese Dichtungen auch eine historische Bedeutung bewahren, denn die geselligen Zustände und Mißstände der Zeit, in Toskana namentlich, sind nirgend und von Niemand mit solcher, das Leben aller Stände bis in sein Innerstes ergründenden Schärfe der Beobachtung, mit solchem Humor, mit solchem Talent für die Charakterisirung des Maßgebenden bis zu den kleinsten Zügen aufgefaßt und geschildert worden. Eine seltene Geschicklichkeit in der Handhabung der Sprache kommt dem Dichter sehr zu statten; mit der Gewalt über den Ausdruck und die poetische Form ist die genaueste Kenntniß der toskanischen Volkssprache verbunden, und dieser ist manches bezeichnende Wort, manche glückliche Redeweise entlehnt, welche im Verein mit scharfer Präcision und markiger Gedrängtheit den Dichtungen ein so originelles Gepräge und eine in vielen Fällen so schlagende Wirkung geben. Die politische Ansicht ist die entschiedenst liberale. Damals schon sprach sie sich offen aus, als diese Offenheit noch zu den selteneren Erscheinungen gehörte, und wie in den jüngsten Tagen die Verständigen der liberalen Meinung sich mit aufrichtiger Gesinnung um die Fürsten geschaart haben, so hat auch Giusti dieß gethan, ohne befürchten zu müssen, daß man ihm Wankelmuth und Meinungswechsel vorwerfen werde. In welcher Weise er Gefühl und Forderungen der Nationalität auffaßt, welche Fundament und Eckstein der gegenwärtigen italienischen Bewegungen bildet, hat er in einem seiner neuern Gedichte an den Tag gelegt, welchem, so glaube ich, auch Solche Anerkennung nicht versagen werden, welche seine politischen Ansichten nicht theilen. Der Kreis dieser Poesien scheint für jezt geschlossen, denn mit richtiger Selbsterkenntniß wie Erkenntniß der Zeit sagt der Verfasser in den einleitenden Worten zu der neuesten Sammlung: „Ich empfinde, daß diese Gattung von Poesie eine Frucht außerhalb der Jahreszeit zu seyn beginnt, und ich möchte mich zur Höhe der neuen Dinge erheben, welche sich in so majestätischem Gange vor unsern Augen entwickeln. Aber wer sagt mir, daß der Geist, an die Begrenzung des engen Kreises das Rein gewohnt, die Kraft haben wird, das alte Feld zu verlassen, um sich auf weiterem und fruchtbarerem zu ergehen? Reicht mir der Muth hin, es zu versuchen, so werde ich's gewiß nicht unterlassen; fühle ich mich nicht im Stande, so werde ich nicht mit untüchtiger Verbissenheit darauf bestehen, zu Exequien zu läuten in einer Zeit, wo alle Glocken zur Taufe rufen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Wien, März.

(Fortsetzung.)

Der 13. März.

Diese Versammlung war hohen Orts bekannt und das Universitätsgremium beauftragt worden, sie — wenn auch nicht zu unterdrücken — doch auf den sogenannten gesetzlichen Weg zu leiten. Das Gremium übertrug zwei bei der Studentenschaft beliebten Professoren diese Mission; Dr. Hye, Professor des philosophischen Rechts, und der berühmte Sprachforscher und Botaniker Endlicher übernahmen sie und führten sie im liberalsten Sinne aus. Als der Versuch mißlungen war, die Studenten zu einer allgemeinen Unterschrift der Adresse mit den Worten: die Studenten der Wiener Hochschule, zu bewegen, und die Aufregung nach einer längeren lärmenden Debatte bereits einen beunruhigenden Charakter annahm, beschwichtigte Hye den Sturm mit einemmale durch das Versprechen, die Adresse noch am selben Tage unmittelbar dem Kaiser zu überreichen und das Resultat am nächsten Morgen, den 13. März, um dieselbe Stunde der Versammlung zu eröffnen. — Die Studenten waren damit zufrieden und zerstreuten sich mit dem festen Versprechen, am nächsten Morgen allesammt sich in der Aula wieder einzufinden, und wenn ihrer Adresse kein Resultat folgen sollte binnen vier-und-zwanzig Stunden, dann zum Haus der Stände hinzuziehen und zu erzwingen, was man ihnen nicht gutwillig geben wollte. Am selben Nachmittag des 12. — es war ein Sonntag — hatte die Studentenbewegung Vormittags auch schon zahlreiche Proselyten unter den Bürgern und dem gebildeten Publikum überhaupt gefunden; die meisten nahmen sich vor, den Zug zum Ständehaus zu begleiten, um ihn imponirender, die Bewegung allgemeiner und den Ausdruck des Volkswillens bestimmter zu machen. An allen öffentlichen Orten war eine ungewohnte Aufregung; die Zungen entfesselten sich, wie am Pfingstfeste der Apostel, obwohl Oesterreich noch der alte Polizeistaat war, und die Kühnheit der Wiener ging so weit, eine Katzenmusik zu verabreden, die am nächsten Abend dem Fürsten Metternich gebracht werden sollte.

Der Morgen des 13. März kam und brachte — kein Resultat. Da zogen die Studenten aller Fakultäten, mit den Schülern des polytechnischen Instituts vereint, ernst und schweigsam gegen neun Uhr Morgens von der Universität in langen geschlossenen Reihen über den Stephansplatz, Graben und Kohlmarkt nach der Herrengasse vor das Haus der österreichischen Landstände, um denselben ihre Adresse durch eine Deputation selbst zu überreichen und nicht früher vom Platze zu weichen, bis sie vor den Thron gebracht sey. Ihrem Zuge schlossen sich Viele an, theils aus Neugierde, theils im Interesse der guten Sache. Der ganze Zug hatte übrigens, so wie die ganze Demonstration überhaupt den friedlichsten Charakter; die elegantesten Damen promenirten in ihren Frühlingstoiletten mitten unter den jungen revolutionären Leuten in der Gegend des Ständehauses und im Hofe desselben ungefährdet herum. — Nach und nach wurde aber der Zufluß von Menschen immer größer, die hin- und herströmende Menge immer lebendiger; die Frauen verloren sich im Gedränge, wurden immer seltener und zulezt waren nur noch Männer zu sehen, aber auch unter diesen nicht ein einziger, der in zerlumpter Kleidung oder mit verwilderter Miene den Proletarier verrathen hätte. Ordnung und Ruhe wurden nicht im Geringsten gestört, und man sah bis jezt weder einen Polizei- noch einen Liniensoldaten. Ein dicker Polizeikommissär suchte zwar, Kraft seines Amtes, die Massen zu zerstreuen, wurde aber ausgelacht und verschwand gänzlich, als er seine Ueberflüssigkeit einsah und die anfänglich lachenden Mienen sich in drohende verwandelten. Endlich war der Hof des Ständehauses und die Gasse vor demselben so vollgepfropft, daß die einzelnen Ständemitglieder durch die Hauptpforte nicht mehr passiren konnten und durch den hintern Theil des Gebäudes in den Versammlungssaal zu kommen suchen mußten. Sie waren, um Aufsehen zu vermeiden, auch nicht in ihre Uniform gekleidet und hatten dießmal die sonst übliche feierliche Auffahrt unterlassen. — Unterdessen war im Hofe des Ständehauses der erste entscheidende Schritt zur Oeffentlichkeit geschehen. Zwei Führer der Studenten, der Jurist Burian, ein Pole, und der Mediciner Dr. Fischhof hatten von dem Brunnen herab die Versammlung im Hofe haranguirt, sich über den Zweck ihres Hierseyns, über die dem Zeitgeist gemäßen Volkswünsche ausgesprochen und dem bestehenden System ein Pereat gebracht. Nach und nach wurde dieses Pereat immer lauter wiederholt und auch der Repräsentant dieses Systems dazu genannt. „Nieder mit Metternich!“ und „hoch die Freiheit!“ rief die glühende Jugend und im Echo antwortete die aufgeregte Versammlung. — Burian wurde von seinen Kameraden im Triumph auf die Achseln gehoben und vom Ständehause hinweg auf den kleinen Platz zwischen der Burg und Staatskanzlei, wo Metternich wohnt, getragen. Dort hielt er, auf den Schultern seiner Freunde stehend, halb zum Volke, halb zu den Fenstern der Metternichschen Wohnung gewendet, eine glühende, begeisterte Rede, die mit einer Verdammung des despotischen Ministers schloß, der Oesterreich bisher tyrannisirt und entehrt hatte. Er ermahnte aber zugleich, bis zur entscheidenden Minute Ordnung und Mäßigung zu halten, was auch geschah. — Im Hofe des Ständehauses waren inzwischen andere Redner aufgetreten. Ein Tiroler Namens Puz hatte die meisterhafte Rede Kossuths, des Führers der liberalen Partei in der ungarischen Reichsversammlung, die er am 3. März in derselben gehalten hatte, in einer guten Uebersezung den Versammelten vorzulesen angefangen, um sie über das aufzuklären, was sie eigentlich zu fordern hatten. Die Rede wurde von endlosem Jubel begleitet und einzelne energische Stellen mußten, wenn sie der entferntere Theil der Versammlung nicht recht verstanden hatte, wiederholt und abermals wiederholt werden. War der Redner erschöpft, so reichten ihm die zunächst Stehenden ein Glas Wasser, um sich zu erfrischen und dann von Neuem wieder loszulegen. So wurde das Volk durch die Redner, die nacheinander auftraten, und immer lauter und kühner sprachen, auch immer erhizter und die Stimmung immer stürmischer. Auf dem Balkon vor dem ständischen Sizungssale erschienen nach und nach einige Ständemitglieder und baten um Mäßigung und Ruhe, damit die Versammlung in ihren Berathungen und Beschlüssen nicht gestört werde. — Mit einemmal fand sich ein Plakat im Hofe vor, das ein Versprechen der Stände enthielt, die Forderungen des Volks vor dem Throne kräftigst zu unterstüzen, und auch einige Zugeständnisse namhaft machte, deren Bewilligung man sogleich bewirken wollte. Das Ganze war aber so unentschieden und unbestimmt gesagt, daß es im gegenwärtigen Augenblick nur Unwillen und gerechten Zorn erregen konnte.

(Schluß des ersten Briefs.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 92. Montag den 17. April 1848.

— Haud invideas vati, quem pulpita pascunt!

Juvenal.

Zustand und Aussichten der italienischen Literatur.

(Fortsetzung.)

Nach Giusti wage ich es kaum noch Andere zu nennen, und doch sind die Verse Cesare Masinis, eines Malers zu Bologna, und Antonio Guadagnolis von Arezzo nicht ohne Verdienst. Sie behandeln mehr die scherzhafte Seite der Satire, ohne sich dichterisch sowohl wie moralisch zu jener Höhe aufschwingen zu können, auf welcher Giustis Dichtungen stehen.

Im dramatischen Fache ist nichts zum Vorschein gekommen, was die Aufmerksamkeit in Anspruch nähme und verdiente, mit Ausnahme des schon erwähnten Niccolinischen Trauerspiels. Die beiden Piemontesen, welche im Fache der Tragödie und des Lustspiels Tüchtiges leisteten, Carlo Mareneo und Alberto Nota, sind todt, und während der Erstere, dem es gewiß an dramatischem Talent nicht fehlte, doch nur mit einem paar seiner zahlreichen Stücke durchzubringen vermochte, erhalten sich von Letzterem nur wenige Werke auf der Bühne, indem man den meisten derselben eine gewisse moralisirende Mattigkeit und Mangel an wahrer Komik nicht ohne Grund zum Vorwurf macht. So kommt es denn, daß französische Melodramen, Lustspiele, Vaudevilles in schlechten Uebersetzungen das Repertoire füllen und die Wirkung der Bühne, namentlich vom nationalen Standpunkte aus betrachtet, noch schwächer werden lassen als sie von selber ist. Denn ohne in Uebertreibungen hinsichtlich des geringen Einflusses des italienischen Theaters auf das Leben zu verfallen, läßt sich nicht läugnen, daß die Stellung desselben dem Wesen wie der Bedeutung nach eine ganz andere ist als die der Bühne in England, Deutschland und Frankreich. Das späte Aufkommen eines ernsten italienischen Theaters dürfte schon maßgebend auf den Unterschied hinweisen. Italien hat im Grunde, wenn man das lyrische Drama ausnimmt, nur zwei Schriftsteller von wahrhaft tonangebender, durchgreifender, bleibender Bedeutung für die Bühne; es ist kaum nöthig, sie zu nennen. Was Goldoni und Alfieri vorausging, waren zumeist antikisirende Stylübungen, welche ihr großes Verdienst haben mögen, nur kein Theater schaffen konnten, selbst die Merope nicht; in dem, was ihnen folgte, ist ihre bestimmende Einwirkung unverkennbar. Bei verschiedenen Anlässen habe ich Hochachtung, ja Bewunderung vor Montis, Manzonis, Niccolinis Talent, so wie die Anerkennung, welche man zwei oder drei neueren Lustspieldichtern schuldet, zu offen ausgesprochen, um fürchten zu dürfen, daß man mich mißverstehen werde. Aber das Faktum, daß die Tragödie nicht recht heraus kann aus dem Alfierischen Genre, daß Manzoni für die Bühne im Grunde gar nicht existirt, daß Niccolini, dessen eigentlicher Ausgangspunkt auch der Alfierische Standpunkt ist, nur ein einziges wirklich populäres Stück, den Antonio Foscarini geschaffen hat, dürfte für die Wahrheit meiner Bemerkung reden.

Ob gegenwärtig, wo fremde Einflüsse in allen Fächern der italienischen Literatur sich geltend machen, auch in das Drama neue Prinzipien bringen und ihm mehr Leben und raschern Pulsschlag geben, ihm mannigfaltigere Seiten abgewinnen werden, muß die Zeit lehren. Es ist kaum zu erwarten, daß die bei aller

Schönheit doch immer conventionelle Sprache der Alfierischen Tragödie und ihr etwas beengter Zuschnitt künftig allein normgebend bleiben können; die Umgestaltung jedoch wird um so schwieriger seyn, je leichter der Italiener in zwei Fehler verfällt, in das Deklamatorische und in das übermäßige Verwalten des lyrischen Elements, an welchem so mancher deutsche Dramatiker gescheitert ist. Daß es mit dem Enthusiasmus und patriotischen Redensarten, mögen sie auch noch so aufrichtig gemeint seyn, nicht abgemacht ist, hat neuerdings der Verfasser eines ziemlich formlosen dramatischen Gedichts, Napoleone Gotti aus Florenz erfahren, welcher in der Adelasia die ganze Geschichte des Lombardenbundes auf die Bühne gebracht hat, in ganz anderer als der gibellinischen Gesinnung, welche des Geheimen Hofraths Raupach Hohenstaufendramen beseelt, wenn ja der Name Dramen für solche dialogisirte Historien der rechte Ausdruck ist. Der Bildung eines nationalen Theaters, zu welcher vielleicht in der jetzigen Entwicklung des Nationalgefühls, wenn es nur etwas mehr zur Besinnung und Fassung kommt, der Anstoß liegt, dürften indeß die Verhältnisse des Schauspielerstandes im Wege stehen, welcher von dem Wanderleben des Thespiskarrens ablassen müßte, um eine solidere Gestaltung und wissenschaftlichere Richtung zu erhalten. Unter den bisher gegebenen Umständen konnten Talente wie Vestris, die Marchionni und Internari, können solche wie Modena und Taddei und die Ristori, schwach unterstüzt und stets Bühne und Publikum wechselnd, keine nachhaltige Wirkung ausüben. Selbst bei einem reichern Repertoire würde es ihnen nicht gelingen, und das Schauspiel behält neben der Oper immer und ewig die Aschenbrödelrolle.

(Schluß des ersten Artikels.)

Aus dem Kaiserstaat.

(Fortsetzung.)

Sonst war die Geschichtsauffassung des ehrlichen Tirolers nicht sehr zu empfehlen, denn er war der Ansicht, daß Tirol damals nur gegen Bayern gefochten, welches an einem gewissen Napoleon einen mächtigen Bundesgenossen gefunden habe. Er versicherte, zwischen Bayern und Tirol werde niemals Friede werden; so harmlos ist dieses Volk, daß es kaum einen wesentlichen Unterschied bemerkt zwischen den welthistorischen Kämpfen der Hofer'schen Schützen und den kleinen Fehden der Alpenjäger auf der Grenze von Bayern und Tirol. „Ja, die Bayern," meinte der Hausirer, „das ist eine böse Nation, wo die überhand nehmen!" Und selbst das bayrische Wild, welches zuweilen über die Grenze nach Tirol herein kommt, wollte er nicht loben, so wenig als das bayrische Gras; beides sey viel kleiner als in Tirol. Als er nun hörte, daß ich ein Preuße sey, bemerkte er listig: er wisse wohl, in Preußen sey auch ein Aufstand gegen Bayern gewesen und Tirol werde an Preußen einen treuen Bundesgenossen finden, wenn es wieder einmal gegen Bayern gehe. Hier trennten sich unsere Wege und zutraulich reichte er mir die Hand zum Abschiede, vielleicht in der Hoffnung, daß ich selbst in Reih und Glied noch einmal als Soldat wieder kommen würde, um den Tiroler Jägern gegen die bayrischen beizustehen.

Ich wandte mich hier auf die Straße von Rattenberg nach Achenthal, welche bald an einer einsam stehenden Alpe mühsam emporklomm. Nachdem diese erstiegen war, drängte sich Alpe an Alpe und ich glaubte mich in der Krone eines Riesenbaumes zu befinden, die auf dem Stamme jener einsam stehenden Alpe mächtiges Geäst nach allen Seiten hin ausbreitet. Sehr spät erst hören am Wege die einzelnen Häuser, meist Sägemühlen, auf. Vom Gebirge herab, an dessen Abhange sie liegen, strömt auf sie zu eine frische Alpenquelle, welche sich gerade auf das Dach zu ergießen scheint, aber vom menschlichen Gewerbfleiße im selben Augenblicke ergriffen und geleitet wird und sich in seiner starken Hand in Segen verwandelt. Diese Krystallbäche gehören daher hier so gut zu den Häusern der Menschen als die rauchenden Schornsteine, und die schäumenden Nahrungsquellen, welche von den Spitzen der Gebirge zu den Menschen herab rauschen, mögen hier den einsamen Häusern leicht denselben Werth verleihen, den ein Bürgerhaus in einer deutschen Mittelstadt besizt.

Auf dem weiten Hausflur des großen Wirthshauses zu Achenthal saßen, als ich eintrat, Tirolermädchen in malerischen Gruppen beisammen, während in einer Kammer hinter der Wirthsstube eine Anzahl junger Bursche sich befand. Alle waren der Landessitte gemäß beschäftigt den Hausbewohnern bei einer ländlichen Herbstarbeit, welche das Einsammeln der Wintervorräthe nöthig macht, zu helfen. Hier im Wirthshause ging indessen die leichte Arbeit, welche ja ohnehin wohl nur während der rauhen Jahreszeit die Geschlechter zusammen führen soll, bald in Tanz und Vergnügen über. Von der Kammer her erscholl zuerst aus tiefster Brust das bedeutungsvolle volksthümliche Jauchzen, das dem Locken der Waldvögel so ähnlich ist; es wurde von einer Stimme im Flur beantwortet, und allmählig fand sich Alles in der dazwischen liegenden Stube zusammen.

An ächten Volksscenen fehlte es dabei nicht. Zu der bereits versammelten Gesellschaft traten einige

Schützen herein, welche von einem nahen Scheibenschießen zurückkehrten und verkündeten, daß sie draußen einen berauschten Kameraden hätten stehen lassen, man möge entscheiden, ob er hereinkommen solle. Der draußen stieß eben selbst ein Jodeln aus. Er war der allgemeine Liebling und wurde hereingerufen. Er schien zu wissen, daß man über ihn berathen hatte, denn er lachte still in sich hinein, als er, ein schöner kräftiger Bursche, etwas schweren Ganges, die Büchse über der Schulter, hereintrat. Er sezte sich ruhig nieder und rief ein Mädchen zu sich. Sie kam, und ein anderes Mädchen, das eine stille Liebe zu ihm im Herzen trug, kam auch herbei und stellte sich schweigsam und bescheiden neben die Beiden. „I mag di nit," sagte er zu dieser und gab der ersten sein Glas zum Trinken in die Hand. Sie trank und mischte sich wieder in die Reihen der Tänzer. Und da die Verschmähte nun doch neben ihm stehen blieb, gab er ihr auch aus seinem Glase zu trinken. Endlich legte er den Kopf auf den Tisch und schlief ein, und wie ich die zweite nun immer noch neben ihm stehen sah, dachte ich: „Die Beiden müssen wohl für einander seyn."

Mehrere Kohlenbrenner, welche einen Kohlenwagen von ihren rauchenden Meilern, die hier dreimal so groß sind als im Harz, nach Achenthal geführt hatten, musicirten zum Tanze. Die Kohlenbrenner spielen in der deutschen Sage eine große Rolle; der Charakter, den sie ihnen anweist, ist bei aller Beschränktheit doch höchst edel. Sie sind von der Sage dazu auserfehen, Königs- und Grafenkinder, welche sich im Walde verloren haben, wieder zu finden und zu ihren Eltern zurück zu bringen. Für das ihnen geschenkte Vertrauen nun erweisen sie sich ihr auch noch in neuerer Zeit dankbar, wenn auch nicht gerade durch den sprüchwörtlich gewordenen Köhlerglauben, so doch durch die Pietät gegen sagenhafte Lokalüberlieferungen. Und wie sollte auch dieses Geschlecht der Sage gegenüber nicht conservativ seyn, und vergessen, was auf der ungepflügten, mit duftenden Kräutern bewachsenen Waldscholle, von wo der Köhler Jahre lang zwischen den grünen Baumwipfeln den bläulichen Rauch seiner Meiler zum Himmel aufsteigen sieht, geschehen seyn soll, oder wirklich geschehen ist!

Die vier Waldbewohner im Achenthaler Wirthshause verzehrten sehr viel, vermuthlich weil sie als Musikanten hier eine außerordentliche Einnahme hatten; sie sangen am schönsten, wußten die meisten Lieder, klatschten sich am derbsten die Hände und Waden beim Tanze, wurden aber von den andern nicht für voll angesehen. Dennoch eröffnete ein ungeheuer langer Kohlenbrenner den Tanz mit einer derben Magd, und überhaupt kamen mir die Vier als die Priester und Pfleger des Volkslebens vor, das sich hier vor meinen Augen entfaltete. Noch mehr als von dem Langen konnte dieß von einem andern, dem jüngsten von ihnen gelten, aus dessen rußigem Gesichte sehr feine, etwas melancholische Züge hervorschauten, und dessen ganzes Wesen überhaupt so eigener Art war, daß man hätte glauben können, er eifere mit Bewußtseyn für Aufrechthaltung der alten Volkssitten, ohne daß er deßhalb selbst aufgehört hätte zum Volke zu gehören. Als alle Anwesenden sich ausgetobt hatten und ruhten, wählte er sich die schönste Dirne zur Tänzerin; und wie nun seine Wahl ohne alle Nebenrücksichten nur der Schönheit galt, so waltete auch in dem Tanze ein höheres, gleichsam ethisches Moment vor; ja, es war gleichsam nur eine Andeutung des Tanzes, wobei jedoch das volksthümliche Element desselben nur um so schärfer hervortrat. Es wurde nämlich dabei gar nicht gesprungen, sondern der Kohlenbrenner führte sein Mädchen nur im Kreise herum, blieb aber, ächt tirolisch, jedesmal vor den Musikanten stehen und sang ihnen einen Vers zu, dessen Melodie dann die Instrumente und dessen Worte alle Anwesenden singend wiederholten, während er mit seiner Schönen, die er keineswegs vernachlässigte und deren Wangen im zärtlichen Geflüster sein Kopf ganz nahe kam, weiter spazierte, ohne auf die Andern zu achten. Wohl eine Stunde lang unterhielt er so die Gesellschaft. Er zeigte sich unerschöpflich in seinen Liedern, und ohne im Vortrage das Maaß der Schönheit zu überschreiten, sang er sie mit einer Leidenschaft und mit einer Hingebung, die mich mit Staunen erfüllte. Auch die Wahl seiner Lieder war nicht ohne Bedeutung, und eines davon, worin der Wunsch ausgesprochen wurde für die Zukunft des heitern Tirolervolks:

> Daß wir fein lustig seyn
> Hier in Tirol!

wird mir noch lange in den Ohren summen und mich mit Sehnsucht nach den Tiroler Alpen erfüllen.

(Fortsetzung folgt.)

Epigrammatische Splitter.

Junger Wein.

28 Februar.

Hattet mit Reifen von jeglicher Form und jeglichem Stoffe
Stark die Tonne umschnürt und in den Keller geschafft:
Doch der Wein, der junge, zersprengte Bänder und Schlösser,
Fluthete über das Faß, selbst noch zum Keller hinaus!

Erste Lerchen.
6 März

Seyd mir gegrüßt, ihr Frühlingskinder, ihr Boten der Freiheit,
Die ihr zur Sonne, dem Quell heiligen Lichts, euch erhebt!
Schlaget nur lustig darein in die allgemeine Verjüngung
Und verherrlicht den Tag unserer Wiedergeburt!

Rudolph Marggraff.

Korrespondenz-Nachrichten.

Altona, April.

Schleswig-Holsteinische Zustände.

Es dürfte aufgefallen seyn, daß die Herzogthümer erst jezt sich gegen die ungerechten Ansprüche ihrer dänischen Zwingherren in Masse erhoben haben, nachdem schon Jahre lang der Zwist, und zwar mit ziemlicher Erbitterung von beiden Seiten, fortgesezt worden und die neuesten Begebenheiten im übrigen Deutschland den Herzogthümern eine willkommene Gelegenheit darzubieten schienen, die von ihnen heiß ersehnte Trennung von Dänemark zu bewerkstelligen. Man hat aber den Grund dieser Zögerung keineswegs in einem Mangel an Muth und Selbstvertrauen, sondern einzig und allein in der Besonnenheit und Ehrenhaftigkeit des Volkscharakters zu suchen, der erst alle rechtlichen und güttichen Wege versuchen wollte, bevor er zur Gewalt schritt. Der schleswig-holsteinische ist ein ernster, kräftiger, besonnener und durchaus rechtlicher Volksstamm; ihm geht Genialität, Poesie, Schwung ab, dagegen zieren ihn alle Männertugenden und ein so hoher, unerschütterlicher und nachhaltiger Muth, daß er in allen Kämpfen mit seinen gewissermaßen angeborenen Feinden, den Dänen, zulezt doch immer den Sieg davon trug. Die ewig denkwürdigen Schlachten bei Hemmingstädt, wo 400 Bauern, ohne Anführer, ein Heer von 30,000 Dänen in die Flucht jagten, so wie die von Bornhörd, wo ihnen ein Heldenkönig, Waldemar der Sieger, mit mächtigem und weit überlegenem Heere gegenüberstand, und wo sie trotzdem Sieger blieben, legen Zeugniß für ihren hohen Muth und ihre Mannhaftigkeit ab, und wir werden, ich zweifle nicht, auch jezt glänzende Proben davon zu sehen bekommen. — Die Begeisterung, welche im gegenwärtigen Augenblick im Lande herrscht, bietet ein wahrhaft erhabenes Schauspiel dar. Alles, Jung und Alt, drängt sich zum Kampfe, und das Zuströmen von Freischaaren war einige Tage hindurch so groß, daß die provisorische Regierung bitten mußte, sie vor der Hand damit zu verschonen, weil man nicht im Stande sey so Viele unterzubringen. Ueberdieß harrte man noch immer der Rückkehr der mit den Forderungen der Herzogthümer nach Kopenhagen gesandten Deputation, die möglicherweise doch Bewilligung derselben bringen konnte, wodurch die großen Rüstungen dann überflüssig würden. Aus diesem Traume von der Gerechtigkeitsliebe der Dänen wurde man aber bald durch die Ankunft eines als höchst ehrenwerth bekannten Mannes, des Obristlieutenants Fabricius, gerissen, der in Griechenland früher mitgefochten hatte, dann aber, wie die andern Deutschen, undankbar vertrieben, in seine deutsche Heimath, Holstein, zurückgekehrt war. Dieser wackere Mann befand sich zufällig in Kopenhagen, als die Abgeordneten daselbst anlangten, und durch einen jener Zufälle, die so oft das Schicksal der Völker bestimmen, erfuhr er die Plane der dänischen Partei, die dahin gingen, die Abgeordneten unter allerlei Verwänden — wenn es seyn müßte, mit Gewalt — so lange zurück zu halten, bis man eine gehörige Anzahl dänischer Truppen in den Herzogthümern gelandet, sich der öffentlichen Kassen versichert und die beiden Festungen Rendsburg und Glückstadt gehörig bemannt hätte. — Sowie Fabricius dieß erfahren hatte, ergriff er die Flucht, um seine Landsleute zu warnen, und trotzdem, daß man ihn eifrigst verfolgte, weil man dänischerseits seine Absicht ahnte, war er so glücklich, ein Schiff und den heimathlichen Boden zu erreichen, wo sein Erscheinen und seine Mittheilungen, denen man bei seinem ehrenwerthen Charakter vollen Glauben schenken durfte, die treulosen Anschläge der Dänen vereitelte. Man ließ von da an kein Geld mehr aus dem Lande und rief die beliebten augustenburgischen Fürsten, die nächsten Agnaten, durch Couriere herbei, und sie zögerten keinen Augenblick, dem sie ehrenden Rufe Folge zu leisten. Eine provisorische Regierung, mit dem Manne des Volks, Beseler, an der Spitze, dem Prinz Friedrich zu Schleswig-Holstein, F. Reventlow, M. T. Schmidt, Bremer und Theodor Ohlshausen — lezterer, seit er von Kopenhagen zurückgekehrt — sich zugesellten, wurde errichtet und Prinz Friedrich von Augustenburg bemächtigte sich durch einen Handstreich der für den Augenblick wichtigsten Festung, Rendsburgs, während der eben in Berlin anwesende regierende Herzog von Augustenburg die Hülfe Preussens in Anspruch nahm und die feste Zusage derselben erhielt, worauf er nach Holstein zurückkehrte, um Kopf und Arm der vaterländischen Sache zu weihen. — Statt Furcht und Schrecken zu erregen, erregten die Absichten der Dänen unaussprechliche Freude, eine wahrhaft erhebende Begeisterung in den Herzogthümern. Der Rechtsboden war von den Feinden zuerst verlassen worden und man hatte dadurch die Befugniß zum offenen Kampfe erlangt, ohne seinerseits auch nur ein Haarbreit von dem Wege des Rechts und der Billigkeit abgewichen zu seyn. In allen Städten, Flecken und Dörfern unendlicher Jubel; Alles, was die Waffen zu tragen vermochte, strömte nach Rendsburg, das vorläufig zum Sitze der provisorischen Regierung gemacht wurde; alle Städte in den Herzogthümern erklärten ihren Beitritt zur guten Sache; Jeder brachte willig Opfer an Geld, Waffen und Lebensmitteln dar; überall wurden die dänischen Beamten abgesezt; die dänischen, in den Herzogthümern befehlenden Offiziere nahmen selbst ihren Abschied und wurden durch deutsche ersezt; die Festung Glückstadt ergab sich ohne Schwertstreich, und ihre Besatzung leistete dem Rufe nach Rendsburg, wo sich die Streitmacht der Herzogthümer versammelte, willig Folge. — Das Zuströmen von Freischaaren, die jezt wieder erbeten wurden, hörte nicht auf, und wie aller Orten, gingen auch hier die Studenten mit gutem Beispiele voran. Nicht nur verließen sämmtliche in Kiel Studirende augenblicklich die Universität, um an den bedrohtesten Plätzen ein Freicorps zu bilden; von allen Seiten strömten Studenten, oft schon zu Hunderten geschaart und bereits mit einer Art von Uniform versehen, durch Hamburg, dem Strande der Ostsee zu, wo sie ein eigenes Corps, mit Zuziehung der Turner, gebildet und, was ihnen sehr angenehm seyn wird, die ersten Schüsse mit dem Feinde gewechselt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 93. Dienstag den 18. April 1848.

Gratior it dies
Et soles melius nitent.
Horat:

Frankfurt vor und während der berathenden Versammlung der deutschen Abgeordneten.

Ein Zeitbild.

Die Weltgeschichte fliegt auf Eisenbahnen dahin; die großartigsten Ereignisse überstürzen sich; in Wochen drängen sich Jahrhunderte zusammen. Wer hätte noch in den ersten Tagen des Februars ahnen können, daß in einem Monate eine völlige Umgestaltung aller politischen Verhältnisse, eine sociale Revolution im Gange seyn würde, die alle Staaten in ihrem innersten Leben ergreift?

Ich überlasse der Geschichte was ihr gehört und führe den Leser nur unserer längst frei genannten, nun wirklich freien Stadt zu, dem Sitze des alten Bundestags, dem Versammlungsorte der deutschen Männer, die hier mit frischen Kräften die Grundlage zu jenem neuen herrlichen Baue legen sollen, der von nun an in seinen kühngewölbten Hallen alle Stämme des deutschen Volkes auf das innigste vereinen soll, damit endlich das erhabene Fürstenwort: „Kein Oesterreich, kein Preußen mehr, sondern ein freies, einiges Deutschland!" eine Wahrheit werde.

Wechselnd wie die Witterung war hier die Stimmung zu Anfang des März. Bald strömten Regengüsse vom Himmel nieder, trüb und grau erschien der Horizont, bald blitzte ein freundlicher Sonnenstrahl erwärmend durch die grauen Wolken. So auch die Gemüther; bald umflorten uns düstere Ahnungen, bald zerstreute ein Sonnenstrahl der Hoffnung das düstere Gewölk und mit Freude und Vertrauen blickte man auf die freundlichen Vorboten des kommenden Lenzes. Alles begann zu knospen, zu schwellen, zu grünen trotz der winterlichen Schauer, die noch zu Zeiten die Fluren am Main durchwehten. — Die Verkündung einer Republik in Paris, die Vorgänge in Baden, Darmstadt, Württemberg, Nassau, Mainz hatten die Stadt in eine fieberhafte Aufregung versezt. Volksversammlungen bildeten sich in Hanau und Offenbach, in Mainz und Wiesbaden. Hier bleiben Theater, Conzerte, Museen unbesucht; der Antheil des Volks wendet sich höheren und ernsteren Interessen zu. Deputationen von Mainz und andern rheinhessischen Städten, nach Darmstadt ziehend oder davon zurückkehrend, werden mit Jubel empfangen, mit Jubel geleitet. Auf den Straßen bilden sich Gruppen, von denen die Fragen des Tages eifrig besprochen werden. Die Lesegesellschaften werden förmlich belagert. Glücklich wer eine Zeitung erhält; er steigt als Redner auf den Stuhl und trägt mit lauter Stimme die Neuigkeiten des Tages vor. Den fleißigen, gewerbthätigen Frankfurter hat ein ungewohntes südliches Leben und Treiben, ein Prinzip der Oeffentlichkeit ergriffen, das mit seiner früheren Lebensweise seltsam contrastirt.

Aufrichtig wird das Schicksal der muthvollen Herzogin von Orleans bedauert, die in einem Zustande völliger Entblößung in Ems angekommen seyn soll, während kein anderes Mitglied der gestürzten Dynastie sich ähnlicher Sympathie erfreut. Unter solchen Umständen bereitet sich am 3. März Abends sieben Uhr eine große Bürgerversammlung in der Reitschule vor, der an 2300 Theilnehmer beiwohnten. Hier wurde die Zuschrift an den Senat erst in den einzelnen Punkten, dann im Ganzen vorgelesen und durch

allgemeinen Zuruf angenommen. Sie enthält die bekannten Punkte, die in den meisten Zuschriften deutscher Staaten sich wiederholend den unläugbarsten Beweis für die Stimmung geben, die jedes deutsche Herz durchglüht, für die Wünsche, die lange zurückgedrängt, in jeder Brust schlummerten. Diese Adresse bedeckt sich am selben Abend und am Morgen des nächsten Tages mit unzähligen Unterschriften. Samstag den 4. März um vier Uhr Mittags wird die Zuschrift durch eine Deputation, der sich viele Einwohner anschließen, dem Senat auf dem Römer überreicht, während eine dichtgedrängte Menschenmenge den Römerberg erfüllt und mit Ungeduld der ungesäumten Gewährung ihrer Forderungen entgegen sieht. Der Senat bewilligt Preßfreiheit sogleich und verspricht die andern Punkte alsbald in Berathung zu ziehen; damit ist aber die Masse nicht zufrieden, die auf schnelle Erledigung aller Forderungen dringt.

Das Ungestüm der Menge beginnt einen drohenden Charakter anzunehmen, Haufen drängen sich in den Römer und beleidigen selbst die Ueberbringer der Zuschrift. Da beginnt der Generalmarsch durch die Straßen zu wirbeln. — Stadtwehr und Truppen bedecken die Zugänge zum Römer. Ernst und besonnen setzen sie den Angreifern eine ruhige und würdevolle Haltung entgegen. Die freiwillige Reiterei durchzieht langsamen Schritts die dichtgedrängte Masse, keine Beleidigung erwidernd. Endlich ziehen sich die Schreier vor der würdigen Haltung der bewaffneten Bürger und der Truppen zurück. Schon vor Mitternacht herrscht in der Stadt die lautloseste Ruhe, die nur durch den Fußtritt der wachthabenden Runden unterbrochen wird.

So verfließt die Nacht ruhig, hell und heiter geht die Sonne des 5. auf. Die Thore bleiben gesperrt, um, weil es Sonntag ist, wenigstens die Massen des unbeschäftigten Landvolks abzuhalten. Alle Wachen sind verstärkt; von der Stadtwehr werden auch die in Jahren vorgerückten Altersklassen zum Dienste berufen. Alle Bürger tragen weiß und rothe Binden um den linken Arm und vereinigen sich zum Schutze der Stadt und zur Aufrechthaltung der Ruhe und Sicherheit. Das Theater bleibt geschlossen. Eine Bekanntmachung des Senats erscheint, die Preßfreiheit und völlige Amnestie für frühere politische Vergehungen verheißt. Der größte Jubel herrscht in den öffentlichen Blättern, die von heute an der verhaßten Censur auf immer entledigt sind; die meisten machen von der erlangten Freiheit mit Mäßigung Gebrauch. Alles bleibt ruhig und die Spaziergänge füllen sich Nachmittags mit Lustwandelnden. So ist es auch in den folgenden Tagen, nur daß die vollkommene Gleichstellung des israelitischen Bürgers mit dem christlichen in manchen Kreisen Mißstimmung erregt; doch spricht die besonnene Haltung der Israeliten mancher Schmähung und Aufreizung gegenüber nicht wenig zu ihren Gunsten. Mit Vertrauen blicken sie auf die Zusammenkunft eines deutschen Parlaments, hoffend, daß Privatinteressen dem Gesammtwillen des deutschen Volks doch am Ende weichen werden.

Aber in dem benachbarten Hanau und dem ganz nahen Bockenheim, beides kurhessische Städte, gährt es fürchterlich. Deputation reiht sich an Deputation, dem Kurfürsten in Kassel den Ernst der Forderungen, die Gefahr der Verzögerung vorzustellen. Eine Volkskommission wird dort ernannt, welche, da die bisherigen Zugeständnisse des Fürsten nicht genügten, unterm 9. März die bestimmtesten Forderungen in ernster Weise ausspricht; Schaaren von Sensenmännern und Turnern ziehen aus Offenbach und Bockenheim nach Hanau, aus dem weislich alles Militär entfernt und in die benachbarten Dörfer verlegt wird. Hanau ist voll Bewaffneter, denen immer neue zuströmen; manche Straße ist barrikadirt, die Stimmung der Bürger ernst und gefaßt. Aber dadurch wird auch die hiesige Stadt in ungewöhnlicher Aufregung und die Thore stark besetzt und geschlossen erhalten. Gerüchte reihen sich an Gerüchte, die der nächste Augenblick entkräftet; so will man von Hanau her starkes Schießen vernommen, ja sogar schon Verwundete gesehen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Kaiserstaat.

Augsburg.

An der Straße von Achenthal nach Ebensee, bereits auf bayrischem Grund und Boden, liegt das Bad Kreuth. Es bot einen recht charakteristischen Anblick dar für ein Bad, wo am Ende der schönen Jahreszeit die Menschen verschwinden und die Natur im Winter sich selbst überlassen ist wie im tiefsten Waldesdunkel. Ein Esel, der im Sommer manche schöne Bürde auf die Spitzen der umliegenden Gebirge getragen haben mochte, war das einzige lebende Wesen, das ich erblickte. Der Wirbelwind wehte die gelben Blätter im Kreise von den höchsten bewaldeten Bergspitzen gerade in die Mitte des freien Platzes, wo der Esel stand, und dieser suchte vergebens den dichten Blätterregen mit dem Kopfe von sich abzuschütteln; gewiß das traurigste Bild, das man von einem berühmten Orte mit hinweg nehmen kann. Ueberhaupt aber war es für mich einer jener tief melancholischen Regentage, die man zwar bei blauem Himmel, aber nur im Herbste auf einer Wanderung

zwischen hochbewaldeten Bergeshöhen erleben kann, wenn in unabsehbarer Reihe von den steilen Höhen herab die Blätter auf die Landstraße fliegen.

Desto heiterer gestaltete sich die Reise, als der Wald aufhörte und der See begann. Indem ich mich seiner dunkelblauen Wellen freute, schritt ich, da ich gerade keinen Kahn sah, an seinem Ufer entlang, um ihn zu umgehen. Schon war ich dem Städtchen Ebensee ziemlich nahe gekommen, als ein junger katholischer Geistlicher, der hinter mir her kam, mich versicherte, es sey kein Umweg bis zu einem Hause, das er mir bezeichnete, zurückzugehen und mich von dort aus überfahren zu lassen. Ein Umweg war es nun allerdings sichtlich; da er indessen selbst ihn so eben gemacht hatte, so schwieg ich still und kehrte geduldig um. Möge der Himmel diesem Armen nie den Blick aufschließen für den Umweg, den er täglich zu machen scheint! Ach, der gerade Weg ist nicht immer der beste, zumal wenn man auf Umwegen von einem schönen Schwesterpaare mit kräftigen Armen über den tiefblauen See zum Ziele gerudert werden kann, wie hier.

Abends saßen wir Alle einmüthig an der langen Wirthstafel im Hinterstübchen der Post, nämlich der Postmeister von Tegernsee, die Honoratioren, ein Münchner und ich. Die Honoratioren dieses bayrischen Städtchens waren roher als sonst an kleinen Orten. Nur der Kleidung nach schienen sie über den gemeinen Leuten dieser Gegend zu stehen, vor deren verrufenem Dialekte sich ihre Sprache in nichts auszeichnete. Ich fand es ganz natürlich, als ich bemerkte, daß sie sich mit dem Volke Du nennen. Dennoch würde man sehr irren, wenn man hieraus auf ein freundschaftliches Verhältniß der Stände zu einander schließen wollte: im Gegentheil leben hier diese bayrischen Honoratioren, welche meist Förster sind, mit dem gemeinen Manne, der in der Regel Wilddieb ist, in fortwährender Fehde, die keineswegs ausschließlich von Amtswegen geführt wird, sondern oft auf dem tiefsten persönlichen Haß beruht. Einer der Anwesenden versicherte, wenn er einen Wilddieb in dem Augenblick, wo dieser eben einen Hirsch erlegt habe, vollständig in seine Gewalt bekäme, so würde er ihn lebendig im Walde begraben. Nur in der Einsamkeit der Wälder werden diese Fehden geführt; unter den Menschen sitzen die Förster mit den Wilddieben, welche sich nicht selten ein bedeutendes Vermögen erwerben, oft friedlich und scheinbar zutraulich neben einander. An der Tafel, vor der wir saßen, trafen sich eines Tags ein Oberförster und ein gefährlicher Wilddieb. „Ich gehe dir nun fünf Tage nach," sagte der Oberförster zu diesem; „und ich dir sechs," antwortete der Wilddieb. Am andern Tage fand man den Oberförster todt im Gebirge.

Um diesen furchtbaren Haß zu verstehen, muß man wissen, daß hier die Förster noch mit den übrigen Jägern um das Jagdrecht kämpfen, das im nahen Tirol faktisch wenigstens noch ein allgemeines ist, wie es ohne Zweifel auch auf den bayrischen Alpen vor nicht allzu langer Zeit noch ein allgemeines war. Wo nun so das Recht und das Unrecht auf demselben Stamme gewachsen sind, bis sie später erst sich trennten, wer kann da sagen, wann der Sieg zwischen beiden entschieden wird? Der Gott aber, der seine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte, macht Tag für Tag das Waldesbüster für den Förster wie für den Wilddieb. Und wie leicht und wie oft mag die Tafel des Gesetzes umsinken, die in diesen Wäldern aufgerichtet wird! Regen und Schnee löschen ihre Schrift aus, das Gras wächst darüber hin, das von allen Seiten gehezte Wild sezt in großen Sprüngen darüber hinweg, und wer mag entscheiden, von wem sie eben mehr mit Füßen getreten wird, von dem Förster, der fünf Tage mit seiner Büchse dem Wilddieb nachgeht, oder von dem Wilddiebe, der dem Förster sechs Tage nachschleicht? Solche einsame Wanderungen der Förster und Wilddiebe, so poetisch sie auch sind, haben den Nachtheil, daß das Menschenleben dort so wohlfeil wird wie das der Hirsche und Eber, und daß das Daseyn der Jäger so leicht und spurlos verschwindet wie der Schnee an einer stillen Stelle im Walde, wenn seine Zeit gekommen ist.

Unter den Förstern und Bierbrauern von Tegernsee saßen auch einige Juristen, die sich wenig von den übrigen Honoratioren des Städtchens unterschieden und wohl auch den Wilddieben lieber im Walde, wo man fortwährend die grünen Zweige erst vor dem Gesichte auseinander biegen muß, als auf dem Wege des Gesetzes nachstellen und sie lieber mit der Büchse als mit der Feder verfolgen mögen. Einer von diesen, ein kleiner, lebhafter, breitschulteriger Mann, in dessen gebräuntem Antlitz die juristische Brille sich sehr verwegen ausnahm und dessen bäuerische Manieren noch durch einen Anflug von Deutschthümelei verstärkt wurden, hielt mich für einen Italiener, weil ich die deutsche Sprache aus Büchern erlernt haben müsse, denn so, wie ich sie spreche, werde sie in Deutschland nur geschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Altona, April.

(Fortsetzung.)

Schleswig-Holsteinische Zustände.

Was nicht mit seiner Person die Pflicht gegen das bedrohte Vaterland zu bezahlen vermochte, that und thut es willig mit seinem Gute. Die provisorische Regierung, in die jezt auch Olshausen eingetreten, der bis dahin mit den Abgeordneten in Kopenhagen gewesen war, bat um die freiwillige Zufuhr von Lebensmitteln, Fourage u. s. w., und sofort bedeckten sich alle Landstraßen mit Wagen und Karren, mit Pferden, Schlachtvieh u. s. w. Die kleine Landschaft Eiderstadt bot 200 Pferde, die Kremper Marsch 10,000 Thaler und Getreide, so viel man verlange, und so nach Verhältniß alle übrigen Theile des Landes. Man hat der Regierung alles nur irgend entbehrliche Getreide in beiden Herzogthümern angeboten, und alle diese Opfer werden mit einer Bereitwilligkeit, ja mit einer Freude dargebracht, daß es erhebend ist, es anzusehen. Hier also wirklich Gut, Blut und Leben für Freiheit und Recht!

Während nun auf diese Weise die Plane der Dänen auf die Holsteiner und Schleswiger vereitelt wurden, schwebten die Abgeordneten der Herzogthümer in der dänischen Hauptstadt in wirklicher Gefahr, die sich steigerte, als die fanatische Bevölkerung Kopenhagens in Erfahrung brachte, daß die beabsichtigten Gewaltstreiche gescheitert wären, und diese Männer sollen ihre Rettung einzig und allein einem erklärten Feinde ihrer Sache, dem Minister von Stemann, zu verdanken gehabt haben. Erst nachdem man sie auf alle Weise bedroht, geneckt und möglichst aufgehalten, ertheilte man ihnen den abschlägigen Bescheid und erlaubte ihnen, das Dampfboot Hekla wieder zu besteigen, das sie hergebracht hatte und auch wieder zurückbringen sollte. Der dasselbe führende Kapitän, ein Däne, erhielt indeß den heimlichen Befehl, sie nicht direkt nach Kiel, sondern erst möglichst lange auf dem Meere spazieren zu führen. Wozu diese Maßregel dienen sollte, ist nicht abzusehen, da man in Dänemark bereits von dem Mißlingen des entworfenen Plans in Bezug auf die Ueberrumpelung der Herzogthümer unterrichtet war, folglich das Aufhalten der Abgeordneten zu nichts mehr führen konnte. Hatte man aber die Bewohner der Herzogthümer mit dieser Zurückbehaltung der allgemein verehrten Männer nur ängstigen wollen, so war dieser Zweck, aber nur zum Theil, erreicht worden; denn um auf jede Eventualität gefaßt zu seyn, hatte man die in den Herzogthümern angestellten Dänen aus Vorsicht als Geißeln behalten, weil man wußte, mit welchem Feinde man es zu thun habe. Diese von den Umständen gebotene Maßregel erwies sich als überaus gut, da man Nachricht haben will, daß die Dänen damit umgingen, alle in Dänemark anwesenden Deutschen zu ermorden, (?) so daß diese sich durch die Flucht retten mußten, die sie zum Theil über Schweden bewerkstelligten. In diesem Augenblick muß diese Furcht beseitigt seyn, indem man die dänischen Geißeln frei gegeben und diese sich sämmtlich in Lübeck eingeschifft haben. Wir können uns dafür verbürgen, daß diese Leute nicht die kleinste Beleidigung erfahren haben, und daß man sie ungehindert mit Hab und Gut abziehen ließ, obschon sie sich noch kurz zuvor in Drohungen gegen die Deutschen ergossen hatten. Denn von der geistigen Beschränkung und Aufgeblasenheit der Dänen kann sich nur der einen Begriff machen, der unter ihnen gelebt hat. Nach ihren Begriffen sind sie, sowohl in Hinsicht der Tapferkeit als der Künste, Wissenschaften u. s. w., eine Großmacht, und wer ihnen jezt z. B. sagen wollte, daß die Herzogthümer auf immer für sie verloren, würde sich dem grausamsten Hohne, ja noch üblerer Behandlung aussetzen. Wahr ist es, daß auch sie jezt im höchsten Grad durch die Wendung der Dinge in Deutschland fanatisirt sind und so vielleicht ihrer Sache große Opfer bringen werden, wozu sie schon der Umstand zwingt, daß Dänemark ohne die Herzogthümer gänzlich zur politischen Null herabsinken würde, es sich also gewissermassen um ihre Existenz handelt. Wenn also gleich der Ausgang des Kampfes, dem wir im nördlichsten Theile Deutschlands entgegensehen, kaum zweifelhaft ist, zumal den Herzogthümern bereits die Hülfe der Preußen fest zugesagt wurde, so dürfen wir doch sehr ernsten Kämpfen entgegensehen, da die fanatisirten Dänen Alles daran setzen wollen, die „rebellischen Deutschen,“ wie sie die Bewohner der Herzogthümer jezt nennen — früher war der beliebteste Ausdruck: „deutscher Hund“ — wieder unter das abgeschüttelte Joch zurück zu zwingen, und die zu vertheidigende sehr lange Küstenstrecke, die dänische Bevölkerung Jütlands im Norden Schleswigs allerdings gefahrdrohend ist, so daß es nur einer grosßen Waffenmacht und einem ungewöhnlichen Muthe gelingen wird, großes Unheil von den bedrohten Herzogthümern abzuwenden. Trotzdem aber sprach Prinz Friedrich, der zum Heerführer ernannt worden, die edlen, hochherzigen Worte aus: „Laßt uns den Dänen schlagen, wo wir ihn finden, bevor fremde Truppen uns den Lorbeer entwinden!“ — Am bedenklichsten ist der Umstand, daß man die beiden Festungen Rendsburg und Glückstadt fast gänzlich von Geschütz und Munition, und beide überhaupt im allerschlechtesten Zustand vorgefunden, troß den ungeheuren Summen, die für die Landesvertheidigung bisher von den Herzogthümern bezahlt werden mußten. Alles Geld ging nach Dänemark und das Raubsystem wurde von diesem seinen deutschen Besitzungen gegenüber unglaublich weit getrieben. Die provisorische Regierung hat sich dem gemäß genöthigt gesehen, die deutschen Nachbarstaaten um Geschütz anzusprechen, und es wird ihr aller Wahrscheinlichkeit nach gewährt werden. Von Hamburg aus, an das man sich mit demselben Verlangen wandte, sind zu diesem Zweck bereits Abgesandte nach Oldenburg und Hannover abgegangen, welche beiden Mächte deßhalb erst befragt werden mußten. Sollte Hannover indeß — und das steht fast zu erwarten — einen abschlägigen Bescheid ertheilen, so stehen bereits 15,000 Preußen mit einem ansehnlichen Artilleriepark zur Hülfe bereit und warten nur auf einen neuen Befehl, den Bedrohten alles Erforderliche zuzuführen. Vor einigen Tagen entdeckte man auch durch einen glücklichen Zufall 600 Tonnen mit Pulver, die von Altona nach Dänemark abgehen sollten, aber für gute Beute erklärt wurden und sehr zu Statten kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 94. Mittwoch den 19. April 1848.

Étrange aveuglement des malheureux mortels!
Voltaire.

Aus dem Kaiserstaat.

(Schluß.)

Die Postverbindung zwischen Ebensee und München, welche während der Sommermonate wegen des nahen Bades Kreuth eine tägliche ist, verschwindet mehr und mehr, wenn auf der fruchtbaren Ebene zur Seite der Landstraße die Feldfrüchte eingesammelt sind und der Wald, dessen Saum sie begrenzt, sich entlaubt. Ein spekulativer Bauer sammelt nun im Herbste von Zeit zu Zeit die wenigen Reisenden auf der Landstraße in sein Wägelein, auf dem vorn ein gepolsterter Sitz für zwei Personen angebracht ist, und beladet dann für den Rückweg in München den Hintergrund seines Fuhrwerks mit Waaren. Diesem Bauer wurde ich vom Postmeister zur Beförderung übergeben, und ich weiß seine fragmentarischen Bestrebungen für Belebung des Winterverkehrs in dieser Gegend um so mehr zu schätzen, als die Fläche bis München zu einer Fußwanderung keineswegs einladet.

Nachdem wir eine Weile schweigend neben einander gesessen hatten, fragte der Fuhrmann zutraulich, ob ich kein Mittel wisse, um schnell reich zu werden. Ich verneinte. „Wie steht's mit der Lotterie?" forschte er weiter. Er schien selbst nicht viel davon zu halten. „Aber," sagte er, nachdem ich zum zweitenmale geantwortet, „das Getrautenbuch?" Er bat mich, es ihm doch zu verschaffen; an einer Maus, die an einer Spindel hinauf läuft, soll es kenntlich seyn. Ein alter Mann in seinem Wohnorte hat versprochen, goldene Berge damit zu heben, wenn er es ihm bringt. — Der Morgen war frisch und lieblich, der Abschied von den Alpen hatte mich traurig und ernsthaft gestimmt; ich wies ihn hin auf das herrliche Gebirge, das uns im Rücken lag, auf die gewerbreiche Hauptstadt, welche so eben mit ihren Thürmen am Horizonte vor uns auftauchte, auf die schöne, breite, ebene Landstraße dazwischen und auf die bewegliche Kraft seines Rosses als auf die Quellen seines Glücks. Wie er denn nun von Haus aus ein thätiger, verständiger Mann war, so leuchtete ihm dieß vollkommen ein; nur fürchtete er sich vor Radbrechen und Pferdestürzen auf der Landstraße. Was ließ sich dagegen sagen? Nach einigem Besinnen fügte er selbst hinzu: „Der Meinung bin i, wemmer bett (betet), so passirt ei'm so nix."

Mein Aufenthalt in München war zu kurz, als daß ich etwas darüber aufzeichnen möchte. In Augsburg schlenderte ich, von der Eisenbahn kommend, meinen Reisesack noch in der Hand, um den Dom herum und suchte das „hohe Haus nah bei dem alten Dom," von dem ein schwäbischer Dichter singt, fand aber nur eine Reihe gleich hoher Häuser, auf welche alle der alte Dom seine ernsten mittelalterlichen Schatten wirft. Da braucht dann freilich die Poesie nur nach freier Wahl mit ihrem Zauberstabe eines zu berühren, und es glänzt weithin in die Ferne. — Ich trat in den Dom hinein, wo gerade eine der untern Gymnasialklassen zum Gebete versammelt war. Ein wohlbeleibter ältlicher Mann im zugeknöpften Oberrocke las mit eintöniger Stimme aus einem Buche ein Verzeichniß aller menschlichen Sünden und Laster vor, das die Schüler, welche mit gefalteten Händen auf einer Reihe von Bänken saßen, abwechselnd mit dem Ausrufe: „Erlöse uns, o Herr!" und „Erbarme

dich unser, o Herr!“ unterbrachen. Endlich las der Mann im Oberrocke sogar: „Von unsern widerwärtigen heimlichen Trieben,“ und die Knaben riefen wieder: „Erlöse uns, o Herr!“ während ein katholischer Priester, der im Ornate zur Seite neben ihnen vor dem Altare stand und stark gestikulirte, andächtig mitzubeten schien. Mir war's, als sähe ich Schönheit und Jugend, Freude und Lebenslust, dem Schöpfer vor die Füße geworfen, um die Säulen des Tempels flattern. — Und das ist mein Abschied vom katholischen Land. Ich hätte einen bessern gewünscht, denn der alte Glaube war mir in den Kirchen in Tirol, ja an den Wallfahrtsorten in Böhmen und Ungarn und selbst in den böhmischen Dorfschenken schöner entgegen getreten.

Frankfurt vor und während der berathenden Versammlung der deutschen Abgeordneten.

(Fortsetzung.)

Endlich ertönt Sonntag Nachmittags vier Uhr ein ungeheurer Jubel am Allerheiligenthor. Reisende kommen, Reiter sprengen von Hanau herbei mit der frohen Nachricht, der Kurfürst habe endlich Alles bewilligt. Am 13. ist Nachmittags die Stadt in freudiger Bewegung. Es gilt, die von Hanau zurückkehrenden Bockenheimer Sensenmänner jubelnd zu empfangen; um sieben Uhr Abends ziehen sie hier durch, von Lebehoch und Musik empfangen und geleitet; später strömt Alles nach Bockenheim, dort die festliche Illumination zu sehen, welche die rückkehrenden Bewaffneten empfängt. Das freundliche Städtchen erglänzt von Lichtern und Transparenten, und bis spät in die Nacht wogt die Menge hin und her. Freudenschüsse ertönen, aber nicht die geringste Unordnung stört den festlichen Empfang. Am folgenden Tage erregt im Theater der herrliche Chor in Don Juan: „Es lebe die Freiheit, die Freiheit soll leben!“ den lautesten Beifall, der sich zum tobenden Enthusiasmus steigert, als Don Gusman, Donna Anna und Elvira die Dominos zurückschlagen und auf der Brust die so lang und schwer verpönten deutschen Farben zeigen.

Während die Nachrichten von Wien das höchste Interesse, die aus Berlin Schmerz und Unwillen erregen, die heldenmüthigen Thaten der Bewohner beider Städte nach Gebühr erhoben und gepriesen und Zuschriften an beide aufgelegt werden, bereitet sich bei uns Alles zu einem festlichen Empfang der am 30. März hier zusammenkommenden Versammlung deutscher Abgeordneten, der Alles mit Hoffnung und Sehnsucht entgegensieht. Werden wir eine Monarchie oder Republik bekommen? so fragt sich Jeder ängstlich. Die Mehrzahl ist für einen deutschen Kaiser mit einem Parlament. Auf der Offenburger Versammlung ist die Republik beseitigt worden. Von neuem tauchen dieselben Ideen in der Heidelberger auf, die man als die Einleitung zu der hiesigen betrachtet. Es fehlt nicht an aufregenden Schriften, Flugblättern und Maueranschlägen; Spott- und Zerrbilder auf gefallene Größen, zahlreich ausgestellt, locken die schaulustige Menge herbei und nähren das schlimmste Kind des Egoismus, die Schadenfreude. Politische Redner bemächtigen sich des Wortes in den Wein-, Bier- und Kaffeehäusern und suchen die Köpfe zu erhitzen; aber trotz der Abwesenheit der Polizei, die sich klüglich nirgends blicken läßt, behält der ordnungsliebende Sinn der hiesigen Bevölkerung die Oberhand. Einzelne tumultuarische Auftritte werden durch zeitiges Einschreiten der bewaffneten Bürger bald gedämpft; daß dabei unglückliche Mißgriffe vorfielen, wie die Beleidigung einer schwarz-roth-goldenen Fahne, weil unter diesem, jezt so hoch geehrten Banner der Angriff am 4. Abends auf den Römer erfolgt seyn soll, ist um so mehr zu beklagen, als sie zu gehässigen Anklagen des Frankfurter Philisterthums im Auslande wenigstens einen Scheingrund abgeben.

Gegen den 28. März hin nimmt die Bewegung in der Stadt so wie die Volksmenge in hohem Grade zu; die Straßen wimmeln von Fremden und ein heller Sonnenschein begünstigt die sich vorbereitenden festlichen Tage. Die Stadt beginnt sich zum Empfang der werthen Gäste freundlich zu schmücken; der Frankfurter Wald wird in die Stadt getragen; da ist kein noch so kleines Fenster, das sich nicht mit Kränzen von Tannen und Fichten schmückte. Ganze Bäume werden vor den Häusern, vor Brunnen und Kirchen aufgepflanzt und viele Eingänge in grüne Grotten verwandelt; unzählige Fahnen und Bänder, schwarz-roth-golden, flattern lustig aus allen Fenstern bis zu dem höchsten Giebel der Häuser hinauf. Eine mächtige Fahne mit den Farben des alten Reichspaniers entrollt sich majestätisch auf der höchsten Spitze des alten Doms, der so manchen Kaiser in seinen Hallen krönen sah. Zur Ausschmückung und Illumination der öffentlichen Gebäude hat der Senat die Summe von 10,000 Gulden angewiesen. Keine Bekanntmachung erscheint von Seiten der Polizei, wohl aber eine, unterzeichnet von den Volksmännern Jucho, Binding, Habermann, in Bezug auf das Fest, die zum Frieden, zur Versöhnung, zur Ordnung und zum Recht ermahnt, denn leider hatten an einigen Abenden zwar wenige, aber doch bedauerliche Störungen stattgefunden.

Katzenmusiken waren nicht bloß mißliebigen Personen gebracht worden, sondern sogar solchen, die bisher im entschiedensten Besitze der Volksgunst, jezt von den Ideen der Neuerer überflügelt worden waren. Nicht zu entschuldigen war die Demonstration gegen die Fenster des preußischen Gesandten Baron von Dönhoff, der sich hier der allgemeinsten Achtung erfreut. Aber auch jezt schreitet der rechtliche, ordnungsliebende Sinn der Bürger kräftig ein; die nächtlichen Patrouillen vermehren sich wieder und diese Scenen unterbleiben hoffentlich auf immer.

Der 28ste war ausgezeichnet durch den festlichen Empfang des edlen Dulders Jordan, den vom Heiligenstock aus eine jubelnde Schaar Frankfurter und wehrhafter Hessen zu Fuß und zu Pferde durch die Stadt zu seiner Wohnung geleitete. Rührend war es, den Schwergeprüften zur Ordnung, Ruhe und Einigkeit ermahnen zu hören. An demselben Abend brachten die hier anwesenden Schwaben ihrem gefeierten Landsmanne Uhland einen Fackelzug, von Gesängen des Liederkranzes begleitet; ein Redner sprach: „Wenn Frankreich seinen Lamartine hat, so besitzen wir unsern Uhland.“ Der deutsche Sänger erschien am Fenster und dankte gerührt und bescheiden, darauf aufmerksam machend, wie wenig in unserer neuesten Geschichte einzelne Namen zählen bei solchen massenhaften Thaten.

Den 30sten legte die Stadt die lezte Hand an ihre Ausschmückung. Das prachtvollste Wetter begünstigte alle Arbeiten; vom frühesten Morgen bis zum späten Abend durchwogte eine jubelnde Menschenmenge die Straßen. Die ankommenden Deputationen der „deutschen Männer“ werden an den Bahnhöfen und Dampfschiffen feierlichst eingeholt, von Flinten- und Böllerschüssen empfangen, von den Festordnern bewillkommt und von freudig geschmückten Schaaren umrangt in die ihnen bestimmten Wohnungen geleitet. So wird Eisenmann am Abend dieses Tages, von Jubel und Fackeln umgeben, in seine Wohnung gebracht. Die Gasthäuser füllen sich mit Fremden und Einheimischen. Oft steht mitten im größten Gewühl ein Redner auf und entwickelt seine Ansichten, deren die verschiedenartigsten zu Tage kommen. Im Theater wird zur Feier des morgenden Tages Schillers Wilhelm Tell gegeben; alle Stellen auf Freiheit werden enthusiastisch beklatscht; dem Schauspiel geht ein Festgruß, gedichtet von Wilhelm Wagner, gesprochen von Brauer, vorher. Gegen das Ende des Stücks rollt der hintere Vorhang auf und zeigt ein Gemälde: Deutschland, seine würdigsten Söhne, Barbarossa, Huß, Luther, Hutten, Kaiser Joseph, Schiller, Körner u. s. w. um sich versammelnd; Webers Jubelouvertüre leitet das Ganze ein. Gegen zehn Uhr bewegt sich ein imposanter Fackelzug zum Bockenheimer Thor hinaus in die entfernte Taunusstraße, wo Hecker und Struve wohnen. Reden und Vivats rufen sie an die Fenster; Beide entwickeln mit Kraft und Feuer die Ideen, von denen sie durchdrungen sind, die nach ihnen allein das Glück Deutschlands, seine Einheit, sein geistiges und materielles Wohl begründen werden, und denen sie Gut und Blut zu opfern sich bereit erklären. Donnernder Beifall krönt ihre Worte und unter Freudenschüssen und vaterländischen Gesängen wallt der unübersehbare Zug feierlich zur Stadt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Das Mißverständniß vom 18. März.

Die Ereignisse der Berliner Märztage sind Ihren Lesern längst bekannt. Ich kann nicht daran denken, sie zu beschreiben; Sie werden mir aber erlauben, es auszusprechen, daß man in Süddeutschland gegenwärtig dem König von Preußen das größte Unrecht thut, wenn man ihm ohne Weiteres das Blutbad in Berlin zur Last legt und ihm zutraut, er wolle überdieß die deutsche Krone an sich reißen. Glaube man denen, die hier Alles mit angesehen haben! Sie müssen sagen: es sollte Alles so kommen, und es kann in keiner Weise davon die Rede seyn, einen Einzelnen für ein Schicksal verantwortlich zu machen. Es sollte ein Kampf stattfinden, damit die Freiheit nicht nur gewährt, sondern errungen und die Vervollständigung des Gewährten beschleunigt sey. Dieser Kampf sollte in Berlin stattfinden, damit Berlin die wahre Hauptstadt des preußischen Landes sey und bleibe. Das Bürgerthum sollte mit dem Soldatenthum sich messen und den Sieg davontragen, damit Preußen ein Bürgerstaat werde und der Kriegerstand nicht länger eine Kaste im Staate, sondern dem Volke verbrüdert sey. Dieses Alles sollte geschehen, weil Preußen nur dann in Wahrheit ein konstitutioneller Staat werden konnte. Kein Wort also der Anklage gegen einen Fürsten, der zu diesem Ausgang überdieß nur unfreiwillig und nur mit Andern Anlaß gegeben hat! — Der König von Preußen glaubte in Allem, was er in der lezten Zeit gethan hat, seine Pflicht zu thun, und er hat viel früher daran gedacht, der deutschen Bewegung sich anzuschließen, als man in Süddeutschland zu wissen scheint. Er hat der österreichischen Regierung Vorschläge gemacht, mit ihm zu freisinniger Behandlung der deutschen Angelegenheiten sich zu vereinigen, wurde

aber von ihr hingehalten. Als die Umwälzung in Wien erfolgt war, erfüllte er die Wünsche, die das preussische Volk gegen ihn ausgesprochen hatte. Aber durch ein doppeltes Mißverständniß schlug der Jubel des Berliner Volks über die königlichen Bewilligungen in Zorn und Kampf um. In der Volksmasse auf dem Schloßplatze, welche dem König für seine Bewilligungen zu danken gekommen war, ließen sich unzufriedene Stimmen hören; man verlangte den Abzug des Militärs, ein Theil der Versammelten wollte mit Gewalt in's Portal des Schlosses bringen. Der König sah darin einen Versuch, Tumult zu erregen, weil ihm durch die Polizei gemeldet war, daß eben für den 18. März ein Aufstand organisirt sey, welcher den Umsturz des Throns bezwecke. Er drückte das Verlangen aus, den Platz geräumt zu sehen, und als die Aufforderung, man möge sich entfernen, nichts half, sollte das Militär die Masse vertreiben. Das Militär führte den Befehl grob aus, zwei Gewehre gingen los, die Dragoner fuchtelten mit blanker Waffe (ohne indeß Jemand zu verwunden), und das Volk hielt sich für hinterlistig angegriffen, für verrathen. Wüthend lief man durch die Straßen und rüstete sich zum Kampf. Das Militär stellte sich auf, den, wie die Befehlshaber nun um so mehr glaubten, organisirten Aufruhr zu unterdrücken und den Thron zu retten; das Volk begann auf eine Abtheilung zu feuern, und der Kampf war nicht mehr zu hemmen. Er dauerte die ganze Nacht hindurch, obwohl das Militär ihn in kurzer Zeit zu beendigen hoffte und von einer Stunde zur andern auf die Herstellung der Ordnung gerechnet wurde. Am andern Morgen gab der König den Vorstellungen einer Deputation der Bürgerschaft nach, befahl den Abzug des Militärs, und der Friede war wieder hergestellt. Er war an diesem Moegen noch weit entfernt, zu wissen, wie viel Opfer gefallen waren; denn man hatte ihm gesagt, das Schießen gelte meist nur den Barrikaden. Damit er erkennen möge, was geschehen sey, trug man ihm die Leichen vor's Schloß und rief ihn auf den Balkon, sie zu sehen. — Dieß ist im Wesentlichen der Hergang der Ereignisse am 18. und 19. März. Die Süddeutschen mögen uetheilen, ob man darauf hin den König von Preußen mit Schmähungen verfolgen kann, wie es in süddeutschen Blättern geschehen ist. Ich kann Ihnen versichern, daß die Adressen und Aetikel, worin dee König auf so rohe Weise angefallen ist, hier von den Radikalsten mit Unwillen gelesen worden sind. Namentlich sehen sich auch die Kämpfer des 18. und 19. März beleidigt, daß süddeutsche Zeitungen sentimentale Klagen über ein Ereigniß anstimmen, worauf sie stolz sind und dessen große Resultate Jedem vor Augen liegen. Daß ich aber Alles sage: man hält diese Klagen nicht für ernstlich gemeint, man sieht darin nur die Absicht, den König so schwarz als möglich zu machen, und man glaubt, mit dem König sey doch nur Preußen selbst gemeint, und das süddeutsche Mißtrauen gegen Preußen habe sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal recht offen gezeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Altona, April.

(Fortsetzung.)

Schleswig-Holsteinische Zustände.

Das Gerücht einer nordischen Coalition zwischen Rußland — das bekanntlich noch immee gewisse Ansprüche auf einen Theil von Holstein macht, Peters III. wegen, der ein Fürst von Holstein-Gottorp war — Schweden und Dänemark erhielt sich nur kurze Zeit. Es sollen neueee, ganz bestimmte Nachrichten da seyn, daß Kaiser Nicolaus einer solchen Intervention durchaus abgeneigt sey, wozu er gewiß gute Gründe hat, und auf Schweden darf Dänemark um so weniger rechnen, da einmal zwischen beiden Nationen ein unauslöschlicher Haß herrscht, so daß ein von König Oskar bewilligter Zuzug ihm unbedingt die Krone kosten würde, anderntheils es aber auch bereits in Schweden gährt, so daß wir auch von dorther wichtigen Nachrichten in nächster Zeit entgegensehen dürfen. Der bevorstehende Streit wird also aller Wahrscheinlichkeit nach von den Herzogthümern und den Dänen allein ausgefochten, trotzdem aber wohl leider sehr blutig und hartnäckig werden, da es sich für beide um die Existenz handelt. — Unruhige Auftritte, Pöbelkrawalle hat man in den Herzogthümern nicht zu beklagen; nur in Altona wurde ein kleiner Krieg gegen die königlichen Embleme und Lotteschilder geführt, und einem unbeliebten Beamten wollte man die Fenster einwerfen; es blieb aber dabei. Nur ohne die deutsche Kokarde an Hut oder Mütze darf sich Keiner sehen lassen, ohne für einen Dänenfreund gehalten zu werden. Auch die sämmtlich übergetretenen Truppen — mit Ausnahme dee dänischen Offiziere, die ausgetreten — sind mit den Nationalfarben geschmückt. Die größte Ruhe und eine wahrhaft rührende Einigkeit herrscht im ganzen Land, und wir dürfen Anspruch darauf machen, dem gesammten Vaterland ein großes, erhebendes Beispiel zu geben, wie man eine edle und gerechte Sache würdevoll ausficht. Die jüngeren augustenburgischen Prinzen sind als Gemeine in die Reihen der Krieger getreten; dasselbe thun reiche und vornehme Gutsbesitzer. So trat ein Herr v. Wasmer als Gemeiner in ein Dragonerregiment, bei dem sein Sohn als Lieutenant steht. — Die ersten Schüsse sind zwischen dem Studentenfreicorps und der Bemannung zweiee dänischen Schiffe, die Mannschaft an's Land werfen wollten, gewechselt worden. Eines der Schiffe gerieth dabei auf den Strand und das andere suchte das Weite, als es die Küste gut bewacht sah. Nach den neuesten Nachrichten haben sich die Dänen der Insel Alsen, die den Stammsitz der augustenburgischen Linie, Augustenburg, enthält, bereits bemächtigt und dort arg gehaust. Es war dieß, bei dem gänzlichen Mangel an Vertheidigungsanstalten auf dieser Insel, nicht zu verhindern. Gleichzeitig sind die Feindseligkeiten von Seiten der Dänen auf einem andern Punkte des Heezogthums Schleswig eröffnet worden, indem ein dänisches Coeps von 1500 Mann die Grenze Jütlands überschritten hat und vor Hadersleben erschienen ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Kampf auf der großen cimbrischen Halbinsel ausgefochten werden, und man wird durch die Eroberung Jütlands den Frieden erzwingen können.

Es ist bewunderungswürdig, welchen Anklang die schleswig-holsteinische Sache im gesammten Deutschland findet, denn auf einen Aufruf in Hamburg meldeten sich nicht nur gleich viele Hunderte von Feeiwilligen, so daß sogar die Comptoirs verödet sind, sondern das Zuströmen aus fast allen Theilen Deutschlands nimmt kein Ende. Vor einigen Tagen traf ein Zug Braunschweiger ein, fast sämmtlich schöne, kräftige Jünglinge, unter denen mehrere dem Knabenalter noch nahe standen; sie trugen auf ihren Mützen, dem einzigen Abzeichen, denn an eine Uniformirung ist in der Eile nicht zu denken, die Worte: „Sieg odee Tod!“ und zogen so fröhlich und wohlgemuth einher, nicht als ginge es in den blutigen Kampf, sondern zum heitern Feste. Die Haltung der deutschen Jugend ist überhaupt in dieser großen, eensten Zeit eine wahrhaft bewunderungswüedige: wie überall im Kampfe, steht sie auch da voran, wo es Recht, Ordnung und Menschlichkeit aufrecht zu erhalten gilt. Es ist dieß, wie dürfte man daran zweifeln? die Frucht der höhern Bildung, die das ganze deutsche Volk duechdrungen hat.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 95. Donnerstag den 20. April 1848.

— Rom trozt, doppelt besiegt und doppelt
Unbesiegbar scheint es, gewöhnt an Hoheit.

Platen.

Zustand und Aussichten der italienischen Literatur.

(s. Nr. 90—92.)

II.

Daß die jetzige politisch-sociale Umwandlung auf die Gestaltung und den Geist der Literatur in Italien von bestimmendem Einfluß seyn muß, begreift sich leicht. Seit Jahren haben die Vorzeichen sich kundgegeben, und wie die Literatur den Durchbruch der jezt siegenden Meinungen vorbereitet und mächtig gefördert hat, so wird die lebendigste Wechselwirkung nicht ausbleiben. Daß sie eine erfreuliche und ersprießliche sey, dazu sind indeß zwei Hauptbedingungen erforderlich: Italien darf nicht, sich überstürzend, den Gang der stufenweisen Entwicklung verlassen, und es darf nicht dem katholischen Elemente untreu werden, welches, mehr noch als das politische, die Signatur der gegenwärtigen Epoche bildet. Von dem Tage an, wo das politische und das religiöse Element in Kampf mit einander gerathen würden, wäre das Versiegen der Lebensquellen der Gesellschaft wie jener der Literatur unvermeidlich. Anarchie in der politischen Welt würde erst Anarchie, dann Machtlosigkeit der geistigen Bestrebungen herbeiführen. Ein warnendes Beispiel ist die erste französische Revolution, welche die Literatur brutalisirte, um sie dann unter die despotische Zuchtruthe des Kaiserreichs zu jagen, die ihr kaum freien Athem, kaum einen unabhängigen Gedanken ließ, ihr nur in ausgefahrenen Geleisen sich zu bewegen gestattete. In der Unordnung, welche, größer oder geringer, in solchen Zeiten äußerlicher wie innerer Unruhe unausbleiblich, ist das strenge und glaubensstarke Festhalten an katholischer Ueberzeugung und Einheit für die Literatur die Arche auf dem Sündfluthsmeer. Aber es handelt sich hier nicht etwa um ein Schiboleth, oder um eine kahle Abstraktion, sondern um ächtes, lebenvolles Durchdringen.

Es kommt sodann darauf an, der italienischen Literatur ihre Nationalität zu bewahren und sie zu kräftigen, ihr eine umfassendere Wirksamkeit und allgemein einflußreichere Stellung zu sichern, in den Beziehungen sowohl zum Lande selbst wie zu der Fremde. Velleitäten mancher Art haben sich in den jüngsten Jahren literarischer Bestrebungen kund gegeben; die vorherrschende Hinneigung ist indeß seit Jahrhunderten gegen Frankreich gerichtet gewesen, und wie die erotische Poesie des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts mit der provenzalischen zusammenhing, die Ritterepopöen vom Ende des fünfzehnten wie vom sechzehnten mit altfranzösischen chevaleresken Romanen und Heldengedichten, die Tragödie des achtzehnten mit dem Siècle de Louis XIV., so ist bis auf unsere Tage der französische Einfluß unverkennbar gewesen. Die politischen Ursachen sind offenbar, wenn gleich unstät durch wechselweises Anziehen und Abstoßen zwischen beiden Nationen.

Ein Kritiker, dem es weder an Geist noch an Scharfsinn fehlt, Luigi Cicconi, hat neulich diese Beziehungen der italienischen Literatur zur französischen denen zur deutschen gegenüber gestellt, und die Gründe von Affinität und Repulsion entwickelt, Wahres zugleich und Falsches vorbringend. „Die italienische Literatur," sagt er unter anderm, „ward von vorneherein durch die politische Idee der Unabhängigkeit influenzirt. In einem Moment entwickelt, in welchem Deutschland die jungen Freistaaten bedrängte, auf

Italien lastete, mit dem Papstthum kämpfte, war es für sie nicht möglich, das germanische Element in sich aufzunehmen und zu verschmelzen, abgesehen davon, daß sie, lateinischen Ursprungs, immer diesen Stempel behielt. Die schwäbischen Herrscher waren in Italien Italiener und redeten die aufblühende Vulgarsprache. Der Gibelline Dante, welcher sich zum Zweck der Verwirklichung seiner Idee politischer Herrschaft an Deutschland wandte, war als Dichter Guelfe und Italiener. Kunst und Politik konnten nicht beide ihre einander widerstrebenden Zwecke erreichen: des Alighieri Wünsche blieben unerfüllt, Italien ward nicht germanisch, und seine Dichtung wurde Typus der Nationalität und der christlichen Epopöe. Welche Gemeinschaft hatten auch im Mittelalter Deutschland und Italien, nimmt man die religiöse aus? Nicht die des Klimas, nicht die des Charakters und Temperaments, nicht die der Politik, indem Italien, der alten Freiheit eingedenk, die republikanischen Einrichtungen der Communen hochhielt, während Deutschland, Pflegerin des Feudalismus, die Völker durch Knechtschaft bedrückte und erniedrigte. (?) Deutschland war den Italienern dadurch bekannt, daß es Barbarenhorden zur Vernichtung Roms auf sie gespieen, daß es die blühende und edle Bevölkerung der Lombardei beständig drängte, daß es mittelst der Kaisermacht die Papstgewalt umzustürzen drohte. Milderten etwa volksthümliche Traditionen, Uebereinstimmung der Richtungen, Begegnung im Kunstgefühl die der Harmonie widerstrebenden Contraste? Keineswegs. Die römische Herrschaft drang wenig in Deutschland ein; zwischen diesem Lande und Rom gab es kein Band durch Institutionen, durch Gebräuche und Künste; das germanische Element wurde von der größten Macht der Welt nicht unterworfen, und es stand auf, nicht um das römische sich zu assimiliren, sondern es zurückzudrängen oder zu vernichten. Zwischen Deutschen und Italienern gab es keinen Keim der Sympathie noch Anziehung, und durch jenen Kampf bestand zwischen beiden Nationen ein tief eindringender Unterschied in allen Lebensbeziehungen; oder vielmehr diese Verschiedenheit war Grund des Kampfes. In Hinsicht auf die Kunst waren die Deutschen stets mehr dem Phantastischen in seiner düstern, als in seiner heitern Erscheinung geneigt. Die griechische und römische Phantasie kennt nichts von solchen Erscheinungen, und während der Geist Homers auf Virgil überging, der Geist Virgils auf Alighieri, und Einbildungskraft, poetische Bilder und Empfindungen der drei Völker sich mit einander verknüpften, stand Deutschland auf der andern Seite mit seiner blutig schauerlichen Ilias, den Nibelungen."

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt vor und während der berathenden Versammlung der deutschen Abgeordneten.

(Fortsetzung.)

Endlich bricht die Sonne des 31sten an. Heiter und wolkenlos lacht der Himmel. Alles eilt aus den geschmückten Häusern der Paulskirche zu, die bestimmt ist, die vorbereitende Versammlung der deutschen Männer aufzunehmen; die Zugänge dazu werden von den verschiedenen Corps der Stadtwehr und den Turnern bewacht, so daß der geräumige Platz vor der Kirche ganz frei bleibt. Festordner, schwarz gekleidet, mit schwarz-roth-goldnen Schärpen geschmückt, weisen die mit Einlaßkarten Versehenen, je nach den verschiedenen Farben derselben, den dafür bestimmten Eingängen zu und werden in Handhabung der Ordnung kräftig von den Turnern unterstützt; draußen aber auf den Straßen wogt die Menge wie ein Meer, das sich unwillig an vorgeschobenen Dämmen bricht.

Um acht Uhr Morgens füllen sich schon die Räume für die Zuhörer, die theils unmittelbar hinter den Deputirten, theils auf den Tribünen ihre Sitze haben. Die Kirche bildet ein Rondel; die in der Mitte an den Haupteingang sich lehnende Kanzel ist mit Draperien versehen, die sich in malerischen Falten nach unten hinziehen, wo sich erhöht die Sitze des Präsidenten und der vier Vicepräsidenten befinden. Vor diesen, etwas vertiefter, erhebt sich die Rednerbühne. Alles ist mit schwarz-roth-goldnen Stoffen überzogen. Der Rednerbühne zur rechten Seite befinden sich die Sitze und die Tafel der Schriftführer; rechts von diesen, an die Bänke der Zuhörer sich anlehnend, die Sitze für die Stenographen und Herausgeber der hiesigen Zeitungen. — Dem Präsidenten gegenüber breiten sich zu beiden Seiten die Sitze der Abgeordneten aus, von den Bänken der Zuhörer durch Fähnchen geschieden, welche die Inschrift „Deputirte" tragen; in den freien Zwischengängen bewegen sich Festordner und Turner. Auf dem Präsidententische steht die gewichtige, zur Ordnung mahnende Glocke rechts, zur Linken die Sanduhr, nach welcher sich die der Rede verstattete Zeit regelt. Hoch über dem Sitze des Präsidenten thront das lebensgroße Bild der Germania, den Eichenkranz im blonden Haar, Schwert und Oelzweig in der Rechten, mit dem vorschreitenden Fuße die gesprengten Fesseln unwillig zurückstoßend. Vor dem Beginne der Sitzung wird das bekannte Programm der Siebenerkommission und die Art der Geschäftsordnung während der Verhandlungen den Nächstsitzenden ausgetheilt.

Endlich verkündet uns 9½ Uhr das Geläute aller Glocken und der Donner der Kanonen, daß die Ab-

geordneten sich aus dem Kaisersaale in die Paulskirche begeben; sie treten, geleitet von Turnern und Festordnern, durch den Haupteingang ein und vertheilen sich auf ihren Sitzen. Mittermaier als erster Präsident nimmt den ihm bestimmten Sessel ein; zu seinen Seiten reihen sich die vier Vicepräsidenten, zur Rechten Robert Blum und Dahlmann, zur Linken Itzstein und Jordan. Mittermaier kam mir seit den zwei Jahren, da ich ihn nicht gesehen, gealtert vor, doch erstaunte ich über die Kraft seines Organs, über seine Festigkeit und Sicherheit in Handhabung der parlamentarischen Formen. Es war oft mehr als herkulische Arbeit, diese tobenden Massen zu beschwichtigen und zur Ordnung zurückzuführen. Einen sehr günstigen Eindruck machte das sonore Organ, die kräftige und gedrungene Gestalt Robert Blums, der vor allen andern dem Präsidenten am thätigsten zur Seite stand; das Bild eines wahren Volkstribuns, mit ächt praktischem Verstande und mit einer Ruhe und Sicherheit in Handhabung des Worts, die sich durch keinen Incidenzpunkt außer Fassung bringen läßt. Mehr passiv verhielt sich Dahlmann; Itzstein sprach nicht häufig, aber dann immer klar und körnig. Ueber Jordan freute ich mich innig. Als er vor einigen Jahren in Frankfurt wohnte, hatte uns sein chronisches Brustleiden zur schlimmsten Prognose veranlaßt: wir gaben ihm höchstens noch einige Monate; jezt sah er gesunder und kräftiger aus, sprach laut und ohne sichtbare Anstrengung; die Traubenkur in Dürkheim an der Hardt, die er im vorigen Spätsommer gebraucht, hat Wunder an dem Schwergeprüften gewirkt. Hätte man mir damals gesagt, ich würde Jordan als hessischen Bundestagsgesandten noch einmal in Frankfurt begrüßen, ich würde den Mann als einen im Fieber delirirenden betrachtet haben! Wer noch an Wundern zweifelt, der blicke auf unsere Zeit.

Die Sitzungen dauerten von neun oder zehn Uhr Morgens oft bis gegen sechs Uhr Abends. Gegen ein Uhr verstattete der Präsident gewöhnlich eine halbstündige Pause, die man benuzte, um in der Nähe sich in aller Eile etwas zu restauriren. Zwischen sechs und sieben Uhr aß man zu Mittag, und Abends besuchte man die Gasthäuser, um die Freunde wieder aufzufinden, die Resultate des Tages zu besprechen und Maßregeln für den kommenden zu nehmen.

Es kann nicht im Plane dieser Skizze liegen, eine ausführliche Beschreibung der Debatten zu liefern. Schon beim Beginn der Sitzung schieden sich die Parteien scharf von einander. Hier erblickte man gesetzliche Conservatisten, die das Neue mit dem Alten zu vermitteln strebten, welche diese merkwürdige Epoche als eine Uebergangsperiode ansahen und das Programm der Siebener als Grundlage der Verhandlungen betrachtet wissen wollten; dort Andere, die mit entschiedener Kraft mit dem Alten gänzlich brechen wollten und denen der jetzige Zeitpunkt als Anfang einer neuen Aera galt. Beide erreichten ihren Zweck nicht ganz; sowohl von dem Programm der Siebener, als von Struves rein republikanischem Antrag wurde Umgang genommen, da Eisenmann mit eindringlicher Beredtsamkeit auseinander sezte, wie die gegenwärtige Versammlung keine constituirende Gewalt, sondern bloß zu berathen habe, wie das deutsche Parlament auf die schnellste Weise zu Stande komme, ein Antrag, der von Andern bekämpft, doch die meisten Stimmen für sich gewann. Ein unbedachtsames Wort, Vogt aus Gießen entschlüpft, der Welker einen „Bundestagsgesandten" nannte, erregte einen Sturm, den keine Feder zu schildern vermag; vergebens ertönte die Glocke des Präsidenten, vergebens bedeckte er sich; die Sitzung mußte nach einer halben Stunde aufgehoben werden. Nach ihrer Wiedereröffnung erklärte der Präsident im Namen Vogts, daß dieser Alles, was in seinen Worten Verletzendes liege, zurücknehme.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Altona, April.

(Schluß.)

Schleswig-Holsteinische Zustände.

Der richtige Sinn unserer Jugend zeigte sich auch in der lezten Zeit, als man die Unvorsichtigkeit beging, den Freischärlern eine Art von Fahneneid abnehmen zu wollen; dieser wurde in der geforderten Form entschieden verweigert, dagegen aber einstimmig strenge Subordination und Gehorsam den Führern freudig angelobt, womit man sich dann, wie billig, begnügte. Man darf sich auch darauf verlassen, daß der Geist unter den Jünglingen ein so trefflicher ist, daß sie selbst jede sich etwa zeigende Unregelmäßigkeit streng bekämpfen und die größte Ordnung in ihren Reihen aufrecht erhalten werden. — Im Angesichte dieser Begeisterung für die Sache des gemeinsamen Vaterlandes dürfen wir das kühne Wort aussprechen, daß uns ein Feind, möge er noch so mächtig seyn, nie etwas wird anhaben können, und nicht unsern stehenden Heeren, sondern allein dem trefflichen Geiste, der unsere deutsche Jugend beseelt, haben wir diese Sicherheit zu verdanken. — Es ist eine auffallende Erscheinung, daß, während die schleswig-holsteinische Sache so viele und hochbegeisterte Verfechter fand, die der Polen, welche doch ungefähr in derselben Lage sind, wenig oder gar keinen Anklang findet, sie, die in früherer Zeit so großen als allgemeinen Enthusiasmus erregte. Diese Erkältung mag eine Folge des unsinnigen und ungerechten Hasses gegen die Deutschen seyn, den

bei dem lezten Versuche einer Revolution die Polen an den Tag legten, und das nachdem Deutschland bei der vorlezten so große Beweise seiner Sympathie für die polnische Sache an den Tag gelegt!

Um das Bild von den Zuständen und von dem in den Herzogthümern jezt herrschenden Geiste zu vervollständigen, muß ich hinzufügen, daß es an der nördlichen Grenze Schleswigs eine kleine Bevölkerung gibt, die mit der dänischen Sprache, die man absichtlich bei ihr zu befördern und zu erhalten suchte, auch dänische Sympathien bewahrt hat, mit einem Worte, die danisirt ist. Hart an der Grenze des dänischen Jütlands wohnend, sind diese Leute eine Art von Zwittervolk geworden, und so ist es nicht zu verwundern, daß sie, von dänisch gesinnten Beamten unaufhörlich bearbeitet, jezt ihrem deutschen Vaterlande völlig entfremdet sind. Die Zahl dieser Deutschdänen ist indeß so gering, daß ihre Bestrebungen, sollten sich solche wirklich durch Thaten kund geben, durchaus nicht zu berücksichtigen sind. Dagegen war man sehr darauf gespannt, nach welcher Seite sich die reiche und wichtige Stadt Flensburg neigen würde, da auch in ihr, weil sie von der dänischen Regierung seither sehr begünstigt war, sich während der lezten parlamentarischen Kämpfe sehr viel Sympathie für Dänemark kund gegeben hatte, und zwar in dem Maße, daß sie streng dänisch gesinnte Abgeordnete zum Landtage sandte. Sie hat sich jezt indeß entschieden der deutschen Sache zugewendet und sich ohne Rückhalt zum Beitritt erklärt, was ein großes Gewicht in die Wagschale legte, schon der vielen und großen Schiffe der dortigen sehr reichen und angesehenen Kaufmannschaft wegen, die bei dem guten Willen der Flensburger eine kleine Flotte bilden können.

Die blutige Entscheidung wird nicht lange auf sich warten lassen; der Ausgang erscheint uns aber, bei der allgemeinen Begeisterung für eine so gute und gerechte Sache, nicht zweifelhaft, und bis zu diesem Augenblick vernahm man noch nicht ein einziges muthloses Wort.

In der dänischen Hauptstadt soll eine Verwirrung ohne Grenzen herrschen, da die fanatisirten Dänen ihrem Könige nicht trauen, in dessen Herzen sie Sympathien für die deutsche Sache voraussetzen. Allerdings ist er ja auch von deutschem Stamme und müßte demnach mehr in Deutschland als in Dänemark wurzeln.

— * —

Berlin, April.

(Fortsezung.)

Der Schritt des Königs — Züge aus den Revolutionstagen.

Ihr Korrespondent, der, wie Sie wissen, kein Preuße ist,* kann sich in diesem Streite für völlig unparteiisch erklären; er muß aber wiederholen, die Süddeutschen sind völlig im Irrthum, wenn sie den Berliner Straßenkampf so, wie sie es thun, dem König anrechnen, und nicht minder, wenn sie ihn für fähig halten, er wolle sich Deutschland zum Herrn aufdrängen. Die neuen preußischen Minister haben eine Auslegung der so sehr mißverstandenen Proklamation veröffentlicht, wornach von einer Absicht des Königs, den deutschen Kaiserthron zu usurpiren, nicht mehr die Rede seyn kann. Hier weiß man schon lange, wie sich die Sache verhält. Dem König war von Abgesandten süddeutscher Staaten der Antrag gemacht worden, an die Spitze der deutschen Bewegung sich zu stellen; zu gleicher Zeit mußte er hören, daß in mehreren Theilen des Vaterlandes anarchische Bestrebungen sich geltend machen wollten; er entschied sich also, die Leitung der deutschen Angelegenheiten „für die Tage der Gefahr" zu übernehmen. Als er nach der Veröffentlichung der Proklamation mit einem schwarz-roth-goldnen Band um den Arm durch die Straßen Berlins ritt und gerufen wurde: „es lebe der deutsche Kaiser!" wies er diese Mißdeutung mit entschiedenen Worten und mit widerwilligem Ausdruck im Gesichte zurück. Wer seinen Charakter nur einigermaßen kennt und seine Regierungshandlungen mit unbefangenem Auge betrachtet, der wird ihn eines Versuchs, unrechtmäßig zum deutschen Kaiser sich aufzuwerfen, durchaus nicht fähig halten. Friedrich Wilhelm IV. wollte von jeher conserviren und das Bestehende allmählich weiter bilden, nie aber den Rechten Anderer zu nahe treten. Die Ereignisse haben ihn überrascht, wie alle Welt; er hat dem ausgesprochenen Volkswillen gegenüber das constitutionelle System ergriffen und hängt ihm aufrichtig an, wie alles bezeugt, was in den lezten Tagen geschehen ist. Auch ist Preußen beruhigt, die constitutionelle Monarchie richtet sich ein und hat das Volk für sich, eine schwere Aufgabe ist nur noch die Lösung des polnischen Räthsels. Hoffen wir, daß auch diese Frage zum Ruhm und wahren Vortheil Preußens und Deutschlands entschieden, daß zur Freiheit Ordnung und Sicherheit gewonnen werde und die deutschen Stämme in Eintracht das große Werk der nationalen Wiedergeburt fördern können!

Lassen Sie mich noch einige ernste und heitere Züge mittheilen zur Charakteristik des Berliner Kampfs und der ersten darauffolgenden Tage. — Die Berliner (den Philister, der sich überall gleich bleibt, natürlich ausgenommen) sind ein kriegerisches Volk, und viele derselben mögen an dem Aufstand des 18. März aus bloßer Kampflust Theil genommen haben. Ueber die Tapferkeit und die Ausdauer der Volkskämpfer ist auch nur Eine Stimme. Keine geringe Rolle spielten dabei die Straßenjungen und Lehrburschen. Die erstern trugen Nachrichten von einer Barrikade zur andern, und richteten sonstige Aufträge aus; die leztern halfen beim Bauen und Vertheidigen der Barrikaden. Ein Junge stellte sich, als das Militär anrückte, auf die Barrikade in der Breitenstraße und rief: „es lebe die Freiheit!" Die Umstehenden forderten ihn auf, diesen Platz zu verlassen; aber er blieb und wiederholte seinen Ruf so lange, bis er erschossen wurde. Ein anderer, erzählt man, wurde von einem Offizier mit einer Pistole gesehen. „Dummer Junge," rief dieser ihm zu, „was willst du mit der Pistole?" — „Das will ich Ihnen gleich zeigen," erwiederte der Junge, schoß auf ihn und flüchtete sich. — Eine besonders glänzende Episode des Kampfes bildet die Gefangennehmung des Generals Möllendorf durch das Volk, am 19. Vormittags. Der General wollte auf dem Alexanderplatz recognosciren, wagte sich zu weit vor und das Volk schnitt ihm den Rückzug ab. Ein Student mit einigen Begleitern führte ihn auf das Schützenhaus und rief den dort Versammelten zu: „Hier bring' ich einen General!" Große Freude ringsum. Man empfing den Gefangenen artig, fragte ihn, welche Erfrischungen er wünsche, und als er ein Glas Zuckerwasser verlangte, gab man ihm auch Wein dazu. Er wurde aber gezwungen, seinen Truppen schriftlich zu befehlen, daß sie das Schießen einstellen und in ihre Kaserne sich zurückziehen sollten, was auch geschah. Unterdessen war die Gefangennehmung bekannt geworden, die Straße füllte sich mit Menschen, welche den General zu sehen verlangten. Ein junger Bürger trat auf den Balkon und rief: „der General Möllendorf wird sogleich erscheinen." Und dieser mußte Folge leisten und auf dem Balkon sich zeigen.

(Schluß folgt.)

* Unser Berichterstatter ist ein Schwabe. D. Red.

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 96. Freitag den 21. April 1848.

Seht, welch ein Fest! Des Tages werden sich
Die Kinder spät als Greise noch erinnern. —
Das Werk ist angefangen, nicht vollendet;
Jetzt ist uns Muth und feste Eintracht noth.

Schiller.

Frankfurt vor und während der berathenden Versammlung der deutschen Abgeordneten.

(Schluß.)

Wie inmitten der Versammlung bildeten sich auch in den Straßen zwei Parteien, die rein republikanische und die republikanisch-monarchische; die Anhänger beider durchzogen die Straßen unter Vortragung ihrer Fahnen, die das Stichwort ihrer Gesinnungen trugen. Ein Zusammenstoßen war unvermeidlich und die Kunde davon, vom Präsidenten in der Sitzung veröffentlicht, brachte für einige Augenblick Schreck und Bestürzung in ihren Schooß; doch bald kam die Nachricht, daß die Ruhe wieder hergestellt und im Ganzen nur zwei junge Leute verlezt worden seyen. — Die wichtigsten Resultate der ersten Sitzung für Deutschland waren: Aufnahme der deutschen Theile Ost- und Westpreußens in den Bund, Annahme des Vertretungsmaßstabes von einem Abgeordneten auf 50,000 Seelen, so zwar, daß auch die Staaten mit geringerer Bevölkerung einen Abgeordneten erhalten.

Abends wurde die Versammlung der Abgeordneten in ihrem Präsidenten durch einen feierlichen Fackelzug begrüßt. An der schönen Aussicht ordnen sich gegen sieben Uhr die Schaaren der Theilnehmenden. Nach eingebrochener Dunkelheit ziehen an 3000 Fackelträger durch die dichtgedrängte Menge der Zuschauenden; voran ein Theil des Festcomités; dann Militärmusik, Turner, Sängervereine, Männer und Jünglinge aus allen Kreisen. Aus den Fenstern wehen Tücher, schallen Vivats dem feierlichen Zuge, der sie freudig erwidernd in schönster Ordnung sich über die Langestraße, Allerheiligenstraße, Zeil, dem Roßmarkte zu bewegt, wo der Präsident mit vielen Abgeordneten im englischen Hofe auf dem Balkone seiner harrt. Dr. Mappes feierliche Ansprache erwidert Präsident Mittermaier, die große Bedeutung des gegenwärtigen Augenblicks hervorhebend; hierauf nehmen noch Itzstein, Dahlmann, Bassermann, Jordan und Welker das Wort; dann werden unter Absingung vaterländischer Lieder die Fackeln zusammengeworfen; eine Stunde nachher liegt auf dem großen, eben erst von Menschen wogenden Platze die lautloseste Ruhe.

Am 1. April wurde die Versammlung um zehn Uhr eröffnet. Die Berathung über die Art der Wahl für die künftige constituirende Versammlung wurde fortgesezt. Dr. Riesser kämpfte mit feurigen Worten dafür, daß bei den Wahlen keine Rücksicht auf Standes- oder Glaubensunterschied gelten sollte; das Prinzip der direkten Wahl wurde mit entschiedener Majorität verneint; jeder volljährige Staatsbürger ist wahlberechtigt und wählbar; der Deputirte braucht dem Staate, den er vertritt, nicht anzugehören; politische Flüchtlinge können die Wahlrechte erhalten, wenn sie wieder deutsche Staatsbürger seyn wollen; zum Sitze der constituirenden Versammlung wurde Frankfurt durch einstimmigen Zuruf erwählt; dieselbe muß bis Montag über vier Wochen einberufen werden. Heckers Antrag, die jetzige Versammlung solle sich bis dahin für permanent erklären, wurde verworfen. Gagerns Antrag, einen Ausschuß von fünfzig Mitgliedern zu ernennen, der bis zum Zusammentritt der constituirenden Versammlung hier permanent bleiben und mit der Bundesversammlung (dem alten Bundes-

tage) in Verbindung treten solle, nach äußerst stürmischen Debatten angenommen.

Abends acht Uhr begann, von der schönsten Frühlingsnacht begünstigt, die herrliche Beleuchtung der Stadt. Bis spät in die Nacht durchwogt eine jubelnde zahllose Menschenmasse die erleuchteten Straßen. Einen feenhaften Anblick gewähren die Dampfschiffe auf dem Main, die in allen Farben schimmern und zuweilen bengalische Feuer werfen, die den Himmel mit Mondscheinlicht erhellen; von den jenseitigen Gartenhäusern steigen Raketen in die Lüfte; auf den meisten Straßen erheben sich Triumphbögen mit Fahnen, Laub und Transparenten. Wer kann sie alle zählen, wer alle lesen! Einheit, Friede, Stärke sprachen die meisten aus. Zu den selbst in künstlerischer Hinsicht gelungensten zählen wir das Transparent an der Façade des Rothschildschen Palastes: der schlafende Barbarossa, der von der jungen Freiheit erweckt wird; zu den witzigsten den Leichenstein der Frau Censur geborenen Streicher am Büreau der Oberpostamtszeitung. Ueberall staunendes Entzücken, lauter Jubel, Wogen und Drängen, aber nirgends Verwirrung, nirgends rohe Ausbrüche, nirgends frevelnder Uebermuth. Möge dieser durch keine Wolke getrübte Glanz das Bild unseres neu erstehenden Vaterlandes seyn!

Die Sitzung am 2. April war insofern eine der wichtigsten, als in ihr die scharfe Geschiedenheit beider Parteien bestimmter als je hervortrat. Der Abgeordnete Zitz aus Rheinhessen beantragte im Namen einer Anzahl Mitglieder, unter welchen auch Robert Blum und Itzstein, die Abgeordneten sollen erklären: „Bevor die Bundesversammlung die Angelegenheit der Begründung einer constituirenden Versammlung in die Hand nehmen kann, muß sich dieselbe von den verfassungswidrigen Ausnahmebeschlüssen lossagen und aus ihrem Schooße die Männer entfernen, die zur Ausführung derselben mitgewirkt haben.“ Bassermann, dem Antrage vollständig beitretend, wünscht nur in sofern eine Modifikation, daß nicht die Betreibung der Angelegenheit der constituirenden Versammlung von einem im Bundestage vorausgegangenen Personenwechsel abhängig gemacht und dadurch verzögert werde; er schlug daher die Fassung vor: „Die Unterzeichneten beantragen, daß die Versammlung verlange: indem die Bundesversammlung diese Angelegenheit in die Hand nimmt, muß sich dieselbe u. s. w.“ Nach längeren und hitzigen Debatten wird das Amendement von der Majorität angenommen, worauf die Minorität den Saal verläßt und zugleich ein Theil der Tribüne sich mit großem Geräusche entleert. Indessen nehmen die Verhandlungen ihren ungestörten Fortgang, und die Wahlart des Ausschusses ist der lezte Punkt, womit die Sitzung schließt.

Es ist nicht zu verkennen, daß noch nach keiner Sitzung eine so fieberhafte Aufregung in der Stadt herrschte, als nach dieser; man befürchtete allgemein den Ausbruch von Unruhen und drängte sich neugierig an die Straßenecken, wo der heutige Beschluß der Versammlung, die Epuration des Bundestags betreffend, von Mittermaier unterzeichnet, das Seinige zur Beruhigung der Gemüther beitrug.

Die Versammlung am 3. April zeichnete sich durch die Rückkehr der Minorität aus, die dazu von Itzstein im Namen der Versammlung eingeladen wurde und bald darauf unter ungeheurem Jubel ihre Sitze wieder einnahm. Auf den Antrag von Soiron soll die Beschlußnahme über die künftige Verfassung Deutschlands einzig und allein der vom Volke zu berufenden Nationalversammlung überlassen werden. Nachdem der Siebenerkommission für ihre verdienstlichen Vorarbeiten, den Einwohnern Frankfurts für ihre Gastfreundschaft, der Stadtwache und den Turnern für den der Versammlung zu Theil gewordenen feierlichen Empfang und kräftigen Schutz der Dank votirt worden, schloß der Präsident die Versammlung mit einer kräftigen Abschiedsrede und einem Hoch auf das gemeinsame deutsche Vaterland. — Am folgenden Tage wurden die fünfzig Mitglieder des permanenten Ausschusses bekannt gemacht.

Es ist stiller bei uns geworden, aber in aller Herzen zittert die Erinnerung der lezten Tage fort, und so bald werden die aufgeregten Gemüther nicht zur Ruhe kommen. Wir haben Vieles und Großes in wenigen Tagen erlebt; Größeres bereitet sich noch vor; aber wie auch die Zukunft sich gestalten möge, Deutschland kann ihr getrost entgegen blicken, wenn es einig, fest und stark ist. A. Clemens.

Zustand und Aussichten der italienischen Literatur.

(Fortsetzung.)

„Abgesehen davon, daß Deutschland Italien keine Muster in Literatur und Kunst zu bieten hatte, reizte es die Nation beständig durch Angriff und Krieg. Daher der glühende Drang nach Unabhängigkeit, daher der Haß gegen alles Deutsche. Darum hat der Charakter der italienischen Literatur nichts von dem der deutschen, und die Jahrhunderte reichten nicht hin, die Contraste zu mildern. Unsere Literatur hatte keinen Einfluß auf die deutsche, selbst nicht in der Epoche ihrer größten Blüthe und Macht; die deutsche ward

nicht am Hofe des August noch an dem der Medizeer erzogen, * sondern trank an dem Quell der englischen, mit der sie nationale Analogie bewahrte. Deutschland, mächtig durch seine Literatur der jüngern Zeiten, hat in unserm Boden keinen Keim sich entwickeln sehen. Manzoni, welcher selbst eine Gefühlsübereinstimmung zwischen seiner Natur und der Natur Goethe's zugab, ist nur ein Beweis, daß in Italien ein Gedanke und eine Empfindung sich in derselben Weise formuliren lassen, wie in Deutschland; diese Uebereinstimmung aber, welche sich namentlich in der Tragödie kundgab, blieb völlig unfruchtbar, weil sie mit dem italienischen Genius nicht harmonirte. Die Kluft ist so tief, daß nicht Augustus Schwert Deutschland zu bezwingen, nicht des Rothbarts Scepter Italien zu unterwerfen vermochte. Reize und Anziehungskraft der Kunst hatten dann kein günstigeres Schicksal. Hier ist nur von Literatur und Kunst die Rede: aber diese fassen in sich den lebendigsten Ausdruck des Menschengeistes, die Stimme des Schmerzens, die bald schüchternen, bald kühnen Hoffnungslaute, tausend Bilder mannigfaltigster Empfindungen, die Grundideen von Familie und Staat, die Spiele der Phantasie und die Hingebungen des Herzens, die Interessen des Irdischen und den Drang nach den himmlischen Dingen. Wenn die Kunst, die alles dieß ausdrücken soll, bei zwei Nationen verschieden ist, die aus diesem Grunde einander nicht verstehen, so besteht zwischen ihnen Verschiedenheit des Empfindens, des Sehens, des Vorstellens. Die Literatur ist aber gerade ein Mittel, die Beziehungen zwischen zwei Nationen kennen zu lernen; geheim, aber sicher deutet sie an, was in Herz und Geist vorgeht, und sie kann Gesetzgebern, Eroberern und Philosophen eine Norm bieten für die Richtung ihrer Gedanken wie für das Ziel ihrer Handlungen."

Im Eingange gegenwärtiger Bemerkungen wurde der Zersplitterung der Kräfte gedacht, welche sich mehr und mehr in der Literatur kund gibt. Der Journalismus hat jezt beinahe Alles in seinen Kreis hineingezogen, was irgendwie des Wortes mächtig ist und Drang und Bedürfniß empfindet, auf die Mitlebenden zu wirken. Es ist leicht erklärlich, denn beinahe nichts wird gelesen als Journale; aber es ist traurig, weil die bezeichnete Entwöhnung von ernster wissenschaftlicher Arbeit durch diese littérature de circonstance außerordentlich gemehrt wird. Wenn man freilich in Anschlag bringt, daß der Mensch zu etwas anderm auf der Welt ist als Bücher zu schreiben, so sollte man über diese unmittelbarer in's Leben eingreifende und wirksame Thätigkeit der bessern Geister der Nation weniger klagen, namentlich wenn die guten Früchte ihres Wirkens sichtbar zu werden beginnen. Der Einfluß, welchen Balbo, Gioberti, Mamiani della Rovere, Tommaséo, die beiden d'Azeglio, Cibrario u. A. auf die Tagesliteratur geübt haben und zu üben fortfahren, ist unverkennbar, und geschieht es auch, was leicht der Fall seyn kann, daß man ihre politischen Ansichten nicht theilt, haben sie auch die schlimme Wirkung der radikalen Blätter nicht zu hindern vermocht, welche ihre Umwälzungstheorien mit Talent und Consequenz an den Mann zu bringen suchen, so ist doch der bei aller Entschiedenheit der Bewegung gemäßigte Gang, welchen die Staatsveränderungen in Piemont, in Toskana und im Kirchenstaat in den wesentlichsten Dingen bis jezt behalten haben und hoffentlich behalten werden, wesentlich eine Consequenz der Theilnahme der genannten Männer am politischen Zeitungswesen. In dieser Zeit der Aufregung ist darum solche Theilnahme noch immer als ein Gewinn zu betrachten, wenn man sich gleich nicht verhehlen kann, daß diese ganze Literatur, so jung sie ist, schon Zeichen der Ermattung zu geben beginnt, nothwendige Folge unnatürlicher Ueberfüllung und zu häufiger Ableierung desselben Themas wie des unbegrenzten Andrangs von Mediocritäten aller Art, welche sich auf dem wohlfeilsten Wege einen Namen zu machen suchen. Die florentinischen und römischen Zeitungen können saubere Pröbchen davon liefern.

Diese Tagesliteratur hat für den Augenblick die ernstere Journalliteratur fast ganz in den Hintergrund gedrängt, wie denn eines der Motive des Nichterscheinens der in Florenz als Fortsetzung der vor mehreren Jahren unterdrückten Antologia angekündigten Fenice darin bestand, daß die Theilnahme der beinahe sämmtlich durch die Zeitungen beschäftigten Autoren eben so zweifelhaft war wie die Theilnahme der Leser. Von wirklichem Einflusse der wissenschaftlichen und kritischen Zeitschriften ist kaum die Rede. Zu den besten gehören die in Mailand erscheinende Revista europea wie die Revue des deux mondes gemischter Gattung, und namentlich das Paduaner Giornale Euganeo welches mehrere tüchtige Mitarbeiter zählt, unter ihnen Zambelli, Selvatico, Tommaso Gar.

(Schluß folgt.)

* Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medizeers Güte
Lächelte der deutschen Kunst.
Schiller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Schluß.)

Nach der Revolution.

Sehr heiter ist, was von dem Verhalten des Prinzen Albrecht am 18. Abends erzählt wird. Bei seinem Palais in der Wilhelmsstraße fing man an eine Barrikade zu bauen. Er trat hinzu, lobte den Eifer der Bauenden, meinte aber, bei einer solchen Arbeit müsse man auch etwas zur Stärkung haben, und ließ einen Korb mit Wein herbeibringen. Die Leute bauten, tranken und sangen Freiheitslieder. Die Flaschen waren bald geleert, eine neue Lieferung erschien, man trank und sang die ganze Nacht hindurch. Das kämpfende Militär drang bis zu dieser Gegend nicht vor, was der Prinz wußte. Er hatte sich durch seine volksfreundliche That populär gemacht und zugleich eine Anzahl Männer abgehalten am Kampfe Theil zu nehmen. Am 20. März ging der Prinz, eine brennende Cigarre im Munde, auf den Straßen umher und unterhielt sich mit dem Ersten Besten, den er traf. Seine Popularität konnte dadurch nur steigen. — Die ersten Tage nach dem Abzug des Militärs befand sich Berlin in einer Art von anarchischem Zustand. Wer mit einer gewissen Manier forderte, dem wurde gewährt, und wer zu befehlen wußte, dem wurde gehorcht. Das Volk übte Justiz und bestrafte diejenigen auf's Strengste, die als Verräther seiner Sache denuncirt waren. Den Laden des Handschuhmachers Wernike, auf dessen Anzeige ein polnischer Graf und zwei Arbeiter vom Militär verhaftet worden waren, stürmte man und zerriß die Waaren. Die Wohnung des Major von Preuß, welcher Volkskämpfer in sein Haus gelockt und dann Militär geholt haben sollte, sie zu erschießen, räumte man aus und verbrannte die Effekten auf der Straße; sogar die Kassenscheine wurden vernichtet, die Weine dagegen getrunken. Leider muß man denken, die Rache des Volks habe hier einen völlig Unschuldigen getroffen. Es sind nämlich Leute aufgetreten, denen Preuß dadurch das Leben gerettet hat, daß er sie in seinem hintersten Zimmer verbarg, und diese sind fest überzeugt, daß er auch die andern habe retten wollen, aber nicht können, weil sie dem eindringenden Militär bewaffnet sich entgegenstellten. Es ist unbegreiflich, daß nach den zwei Erklärungen, die zu seinen Gunsten in der Vossischen Zeitung erschienen sind, der nach Spandau geflüchtete Major sich noch nicht selbst hat vernehmen lassen. — Das Palais des Prinzen von Preußen wurde am 20. Vormittags, wie bekannt, zum „Nationaleigenthum" erklärt, um es vor der Wuth des Volks zu retten, das schon Miene machte es zu stürmen. Außerdem wurde mit Kreide auf die Thorflügel geschrieben, daß hier ein Büreau für Bittschriften des Volks eingerichtet werden solle. In der That installirte sich eine Commission und mehrere hundert Bittschriften wurden entgegen genommen. Bald indessen schien es den Leuten damit nicht ganz richtig zu seyn, und als Jemand, der im Palais gewesen war, auf einer Wache meldete, er habe die ganze Commission in betrunkenem Zustande angetroffen, wurde eine Untersuchung angeordnet. Es stellte sich heraus, daß die Herren zu ihrer Funktion nicht im mindesten autorisirt waren. Ein ehemaliger Direktor irgend einer Anstalt, der schon viermal in Untersuchung gewesen war, erklärte sich für beauftragt, eine Bittschriftencommission zu bilden, und zog einige unbescholtene Männer an sich, die nach und nach auch ihrerseits Unrath merkten und eben im Begriff waren Anzeige zu machen, als die Untersuchung ihnen zuvorkam. Der Direktor befahl dem Kastellan, der ihm ohne Weiteres gehorchte; er verfügte über Küche und Keller und gab vortreffliche Schmausereien. Als er aufgefordert wurde, seine Legitimation vorzuzeigen, übergab er einen — Paß. Man führte ihn ab und ließ ihn laufen. — Daß die Berliner am 19. illuminirten, ist ihnen in einem süddeutschen Blatte zum Vorwurf gemacht worden; allein diese Illumination wurde von den Siegern verlangt. In meiner Straße wurde gerufen: „Illuminiren, oder die Fenster werden eingeworfen," und ich beeilte mich, dem Volkswillen zu gehorchen. Einer meiner Bekannten war Zeuge einer ergötzlichen Scene. Zwei Jungen kamen, die Linden heraufspazierend, an das Palais des russischen Gesandten und sahen, daß es nicht illuminirt war. „Was!" rief der eine, „der russische Gesandte will nicht illumiren? das wollen wir sehen!" Er ging zum Portal, klingelte, der Portier trat heraus und fragte nach ihrem Begehren. „Das Haus muß illuminirt werden!" rief man ihm zu. „Es soll geschehen, meine Herren," erwiderte der Portier. „Aber alle Etagen," rief der junge Patriot im Abgehen. „Es soll alles geschehen," antwortete der Portier. Bald war das Palais prachtvoll illuminirt. — Am 21. Nachts gegen 12 Uhr gingen die Schrecken wegen einer Contrerevolution durch die Straßen. In der Markgrafenstraße, in der ich mich eben befand, erschienen Männer, die gehört haben wollten, der Prinz von Preußen ziehe an der Spitze einer großen Militärmacht gegen die Stadt heran, um sie zu nehmen oder zusammenzuschießen. Einer rief wie rasend: „Bürger heraus!" Bewaffnete Bürger sagten, die Nachricht sey falsch, und geboten Ruhe. Aber auch an andern Punkten der Straße wurde der Ruf gehört, die Hausthüren öffneten sich, die Bewohner, die vom Schlafe aufgeschreckt waren, traten in größter Besorgniß heraus und waren, als sie vernahmen, was es gebe, auf das Schlimmste gefaßt. Glücklicherweise erschienen Leute mit der offiziellen Nachricht, daß man vom Militär nichts gesehen habe, und man beruhigte sich nach und nach. In einer andern Straße waren aber schon Barrikaden gebaut worden. — Daß überhaupt in diesen Tagen auch die Phantasie sehr thätig war, kann man sich denken. Große Thaten wurden verrichtet, aber eben so große auch erdichtet. Es traten, als Alles vorbei war, Helden auf, in deren Tapferkeit man einigen Zweifel setzen kann. Dem Militär wurden mehr Unthaten zugeschrieben, als von ihm begangen worden sind. In einem Hause sollten die eindringenden Soldaten die Leute in den Betten erstochen haben; nachher zeigte sich, daß eben hier Niemand das Leben verloren hatte. Die Gefangenen, die man nach Spandau brachte, wurden allerdings auf's Gröbste mißhandelt; sie wissen indeß auch von Offizieren zu erzählen, die auf's Schonendste mit ihnen verfahren sind. Gegenwärtig ist die Versöhnung der Bürger mit dem Militär im Gange und man hofft, daß das neue Verhältniß zwischen ihnen sich glücklich ordnen werde.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 97. Sonnabend den 22. April 1848.

The people's enemy is gone, is gone! —
Our enemy's banish'd! he is gone! Hoo! hoo!
Shakespeare.

Das neue Oesterreich.

Aus Steiermark, April.

Gerade in den Tagen, als das große Wort: „das Alte ist vergangen, siehe es ist Alles neu worden," in Flammenschrift über Wien schwebte, riefen mich Privatangelegenheiten dorthin. Ich kam aus einem stillen Thale im Hochgebirge Steiermarks; die Zeitungen allein hatten uns mit der Welt im Zusammenhang erhalten; jede ankommende Post erregte ein fieberhaftes Interesse und die Petition der Ungarn hatte eben, ehe ich abreiste, die Ueberzeugung in uns erweckt, daß nun Oesterreich der allgemeinen Bewegung folgen müsse.

Die ersten Posten wurden friedlich zurückgelegt. Wir kamen durch den einzigen sehr frommen Strich Steiermarks, wo ein mitreisender Handelsmann zu seinem eigenen Erstaunen ein paar Dutzend Augsburger Medaillen mit dem Bildniß des Papstes und der Jungfrau Maria reißend absetzte. Bereits hinter Steinach hört diese Frömmigkeit auf und Niemand dachte mehr daran, von der Waare zu kaufen. Man ist im gesegneten Ensthal voll romantischer Schönheit. Vorigen Winter hatte die Revolution hier bereits gespukt; die Bauern hatten sich geweigert, den Zehnten zu bezahlen, Militär war eingerückt, aber jezt war alles theils begütigt, theils bewältigt. Man ist hier entweder reich, oder leidet bittere Noth, und zahllose Bettler aus dem Ensthale überschwemmen das Land. — Je mehr man sich Rottenman nähert, desto gewerbthätiger wird das Land; Eisenhämmer pochen von allen Seiten und der ganze Bezirk gehört einem einzigen Manne, der sich vom Müller zum reichen und angesehenen Mann aufgeschwungen hat. Die Schlote seiner Hammerwerke, die täglich 160 Centner Eisen liefern, rauchen Tag und Nacht, seine Wälder bedecken die höchsten Gipfel, seine Felder, wohl bestellt, doch uneingezäunt, liegen in unabsehbarer Ausdehnung längs der schönen Ens. Eine Familie von zwanzig lebenden Kindern wird diesen Reichthum wieder in viele Hände vertheilen und je nach Begabung und Temperament der Erben verzehnfachen oder zerstreuen.

In Rottenman war eine Versammlung älterer Herrn vor dem Posthause, und an mein ahnungsloses Ohr schlugen die Worte: „Hätte er es vor einem Jahre gewährt, ja vor acht Tagen, so wäre ihm die Welt dankbar gewesen, während er jezt ein Flüchtling ist und den Fluch des Landes auf sich geladen hat." — „Was ist geschehen?" rief ich aus dem Wagen. „Die Constitution ist in Wien verkündigt, Metternich flüchtig," antwortete man. Der Eindruck hätte kaum größer seyn können, wenn man mir gesagt hätte, der Watzmann habe sich über die Grenze begeben und die Donau sey rückwärts geflossen. Man gewöhnt sich, Menschenschicksale als so gesichert anzusehen wie die Grundlage der Berge, und ihren Verlauf als so geregelt wie den eines Stromes. Alle Lehren der Geschichte helfen nichts und man glaubt ihnen nicht.

Von nun an erschallte nur eine Stimme aus der ganzen ländlichen Bevölkerung, deren Gebiet ich noch zu durchstreifen hatte. Die Steirer sind ein ruhiges, gesetztes Volk, nicht zu Extremen geneigt, aber der langverhaltene Grimm sprach sich jezt höchst energisch aus. Aus jedem Munde ging dieselbe

schauerliche Verwünschung über das Eine verfehmte Haupt. Der Kaiser wurde als ein „endlich befreiter" angesehen. Man berechnete, welcher Vortheil dem Verkehr aus der Veränderung der Dinge erwachsen müsse; man jubelte über die bevorstehende Vereinigung mit dem deutschen Zollverbande; man fluchte allen Mauthvisitationen, allen Passirscheinen. Die materiellen Interessen hatten hier die Oberhand; sie sind die zunächstliegenden und der Blick in die Ferne und in die Höhe ist diesen Leuten nie geöffnet worden.

In Hallwang nahmen wir das Abendessen ein. Am Wirthstische saß ein junger Jesuit. Ich hatte dieses strenge schwarze Kleid noch niemals gesehen. Es war ein stiller blonder hübscher Mensch, der anhören mußte, wie alle Reisenden auf der Wirthin ernste Frage, ob man Fleisch essen wolle, da es Quatember sey, laut nach Würsten und Rostbratl riefen. Er natürlich aß Fastenspeise; wir aber hatten keine Ahnung, daß er von Grätz vertrieben und auf der Flucht sey.

In Bruck kommt die Post um fünf Uhr Morgens an und sezt ihren Weg sogleich auf der Eisenbahn nach Grätz fort, während der nach Wien bestimmte Train erst um neun Uhr abgeht. Gewöhnlich ist Todtenstille in den Gebäuden, wenn man ankommt; heute war es anders. Die Gaststube war voll von weißbeschleiften Männern, die die Nacht beisammen geblieben waren und den Morgen mit dem Ruf: „Vivat die Constitution!" begrüßten. „Sind Gräuel vorgefallen?" war meine erste Frage. Man antwortete der Wahrheit gemäß, der Verlust an Menschenleben sey gering im Vergleich dessen, was hätte geschehen können, wenn jener Feuerwerker nicht zweimal verneinend mit der Hand gewinkt hätte, als man ihm zu feuern befahl. Mich dünkt, diese einfache Bewegung war viel edler, viel deutscher, als das pathetische, Hintreten vor die Kanonenmündung, wie man es in andern Blättern erzählt hat. Shakespeare würde die That mit der Handbewegung dramatisiren, Alexander Dumas mit dem Schritt nach vorne und der Phrase.

Als der Grätzer Train um neun Uhr ankam, ward er mit Jubel empfangen; man wußte schon, daß dieselbe Reform auch dort mit telegraphischer Schnelligkeit vor sich gegangen war. Ebenso fuhren wir unter lautem Vivat ab, das sich auf jeder Station, bei jedem mit Flaggen geschmückten Bahnhof wiederholte. Ein wohlunterrichteter, gescheidter Mann aus Grätz erzählte mir die dortigen Vorfälle als Augenzeuge, wie Sie sie längst kennen, mit ein paar kleinen Zusätzen, die ich in den Zeitungen nicht gefunden habe. — Graf Wickenburg hatte klugerweise die Austreibung der Jesuiten und die Preßfreiheit schon den Tag vorher aus eigener Machtvollkommenheit gewährt. Am 15. ward „Großjährig" gegeben, auf Maueranschläge hin, die am Morgen des Tags den Theaterdirektor bedroht hatten, wenn er etwas anderes gäbe. Zwischen dem ersten und zweiten Akt kam die Gewährung aller Wünsche aus Wien. Der Direktor trat vor den Vorhang und fragte, ob man weiter spielen solle. „Wir haben das Schönste gehört!" und „erleuchtet die Stadt!" war der allgemeine Ruf. Ehe das Theater ganz leer war, flammten alle Fenster; ein Zauberschlag der Begeisterung hatte sie entzündet. Ein Arbeiter mit böhmischer Aussprache hatte jeden Exceß verhindert. Wo die Schaar der Erregten etwas Ungehöriges begehen wollte, trat er vor und ermahnte sie zur Ruhe. Vor des Gouverneurs Palast verwehrten zwei Grenadiere den Eingang; man wollte sie beschimpfen. „Wollt ihr damit anfangen," sagte er, „diese Leute zu bestrafen, daß sie ihre Pflicht thun?" Man kehrte um und erreichte seinen Zweck durch andere Mittel. Nicht eine Wunde, die der Glaser nicht heilen konnte, ist in Grätz geschlagen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand und Aussichten der italienischen Literatur.

(Schluß.)

Der neapolitanische Progresso ist durch zu häufigen Redaktions- und Meinungswechsel gegangen und krankt an dem allgemeinen Uebel der süditalienischen Literatur, endlose, in der Form vernachläßigte Arbeiten zum Theil über abstruse Gegenstände, ohne Kenntniß des schon darüber Geschriebenen, zu bringen. Das neueste und vielleicht bedeutendste wissenschaftliche Journal ist die seit Mitte 1846 in Turin erscheinende Antologia Italiana, welche bereits eine Reihe so trefflicher Aufsätze geliefert hat, daß es wohl hauptsächlich der Zerstreutheit des Publikums zuzuschreiben ist, wenn sie nicht mehr in's Leben eingreift, woran andererseits freilich das Ueberwiegen des eigentlich Gelehrten schuld ist. Neuerdings aber hat diese Zeitschrift mehr und mehr ihre Blätter näher liegenden Gegenständen gewidmet, im Sinne des gemäßigten Fortschritts, welcher die bessere italienische Literatur unserer Tage charakterisirt. Zu den Mitarbeitern gehören Gioberti, Baudi di Vesme, der gelehrte Herausgeber der langobardischen Gesetze, Cesare Balbo, Pietro di Santarosa, Petitti, dessen Arbeiten über Gefängnißwesen auch in Deutschland Würdigung

gefunden, Roberto und Massimo d'Azeglio, der geschätzte Geognost Angelo Sismonda, Ercole Ricotti, der talentvolle Historiker des italienischen Kriegswesens im Mittelalter, Camillo di Cavour, und manche Andere, bei den neuesten Bewegungen in Piemont meist bekannt gewordene Namen. Einer von Balbos zahlreichen Aufsätzen handelt von dem Begriff und der Bedeutung der Ausdrücke: Mäßigung, gemäßigte Meinung, gemäßigte Partei in Italien — Bemerkungen, von denen ich am Schlusse dieser kurzen Charakteristik des Ganges der heutigen italienischen Literatur einige Worte anführe, indem allem Anschein nach jene Meinung und Partei der Literatur vorzugsweise ihre Richtung anweisen werden, wenn nicht durch gewaltsamen Eingriff in einem oder dem andern Sinn Wesen und Ziel der Bewegung großem Wechsel unterliegen.

Nachdem Balbo erläutert, wie wirkliche Einheit der Ansichten und Bestrebungen in einem einzigen Falle zu hoffen und zu erreichen sey, in der Vertheidigung nationaler Unabhängigkeit, wie aber die Begriffe von Freiheit und Reform nicht positiv und klar zu bestimmen, Meinungsverschiedenheiten und Parteien also unvermeidlich seyen, fährt er folgendermaßen fort: „Mir scheint es ein ungerechter Vorwurf, den man den Gemäßigten macht, daß sie alle Tugend für sich in Anspruch nehmen wollen. Freilich streben sie besonders nach einer der politischen Tugenden, nach der mäßigenden und ausgleichenden; aber die reinen Conservativen, wie die reinen Progressisten, thun in ihrer Richtung nichts anderes. Mäßigung, Erhaltung, Fortschritt sind, alle drei, große politische Tugenden, und ich meinestheils lobe alle diejenigen, welche ihrer Partei den Namen von Tugenden geben. Indem sie solcher Fahne folgen, bleibt ihnen immer etwas vom Wesen der Sache. Ich glaube nicht leicht an die Seligkeiten der ungetrübten Eintracht, der ausnahmlosen Einheit, der allgemeinen nationalen Zustimmung. Weniger noch denn anderwärts glaube ich jetzt in Italien daran. Um der Liebe Gottes und Italiens willen, lasset uns aufrichtig seyn, lasset uns das Wirkliche sehen so viel uns vergönnt ist. Wie denn? es gäbe Einhelligkeit, es gäbe weder entschiedene Conservative noch Progressisten mehr, alle in Rom, in Toskana, in Piemont wären gemäßigte Liberale oder Progressisten geworden? Das ist nicht der Fall, das kann nicht seyn, und wäre es, so würden doch zwischen Rom, Toskana, Piemont Meinungsnüancen bestehen, nicht zu reden von den vierzehn Millionen im Süden und Norden. Nein, das Werk der Mäßigung, die Aufgabe der gemäßigten Partei ist nicht vollendet, nicht einmal zur Hälfte, nur der glückliche Anfang ist da. Die Bahn erstreckt sich vor uns hin, unermeßlich und glänzend; glänzend für unsere Nachfolger, die über das zu schreiben haben werden, was wir kaum mit den Blicken ermessen; glänzend für die Regierten, welchen Bearbeitung und Ernte der Felder anheimfallen werden, die jetzt eben erst urbar gemacht werden; glänzend vor allem für die italienischen Fürsten, welche allein die wirksamen und glücklichen Führer der gemäßigten Partei seyn und sie zu einer allgemeinen italienischen Meinung gestalten können. Damit dieß aber von uns und unsern Nachkommen erreicht werde, ist es unumgänglich nothwendig, daß wir uns ohne Zögern in die Wirklichkeit stellen, in die Wirklichkeit mit ihren Vortheilen und Uebelständen, statt mit leerem Wortwechsel und Streit über Namen die Zeit zu verlieren. Den Namen der Gemäßigten aufzugeben, sind wir aber weder weit genug hinten geblieben, noch weit genug vorwärts geschritten. Dieser Name ist der schönste, der geeignetste, der rühmlichste und aufrichtigste für alle Italiener, welche Legalität und Gewissenhaftigkeit zu ihren Mitteln wählen, Reformen und nicht Revolutionen sich als Zweck vorsetzen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die in Wort und That lebendig gewordene gemäßigte Gesinnung es gewesen ist, welche, seit wenigen Jahren zu wunderbarer und unverhoffter Entwicklung gelangt, jenes Gute gestiftet hat, welches, mag es wenig oder viel seyn, doch unendlich mehr ist als was frühere Jahre uns gebracht haben."

Wer die italienischen Verhältnisse und die mit ihnen zusammenhängenden literarischen Bestrebungen nach ihrem innern Wesen erwogen hat, statt sich lediglich an oberflächliche Erscheinungen zu halten, die zum Theil bloße Auswüchse sind, und als solche Verletzendes und Ungerechtes an sich tragen mögen, wird Balbo's Sinn nicht verkennen, seine Worte nicht für unbegründet halten. Die italienische Literatur bedarf noch in jeder Hinsicht der Mäßigung, denn sie ist, ohne dieselbe, mit zwei Abwegen bedroht: Intoleranz mit Selbstüberhebung ist der eine, der andere der Versuch, den Katholicismus gleichsam zu monopolisiren. Von beiden Uebelständen finden sich jetzt schon bei ausgezeichneten Schriftstellern die Spuren. Auch in diesem Falle können edle Grundmotive zu schlimmen Consequenzen führen.

Rom, März 1848.

A. v. Reumont.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Wien, April.

Zweiter Brief.

(s. Nr. 87 — 91.)

Der Aufstand.

Ich habe die Erzählung vom Verlauf unserer Revolution bei dem Punkte abgebrochen, wo der vor dem Ständehause versammelten drängenden Menge eine schriftliche Vertröstung zukam. — Kam dieses Aktenstück wirklich von den Ständen als ein sehr ungeeignetes Beschwichtigungsmittel, oder wurde es als Aufreizungsmittel unter das Volk geworfen, um den glimmenden Funken zur Flamme anzufachen? Dieß konnte in diesen stürmischen Augenblicken unmöglich untersucht werden. — Ein junger Studirender, Steiermärker von Geburt, Namens Herrmann, las es unter einer Todtenstille vom Brunnen herab vor und zerriß es dann mit den Worten: „Ich erkläre Angesichts dieser Versammlung, daß die Wünsche des Volks nicht erfüllt sind, und zerreiße diesen Wisch feierlichst.“ Ein endloser, tobender Beifallslärm folgte. — Schon gegen 11 Uhr Morgens, als die Bewegung in ihr erstes Stadium trat und die Volksmasse, welche die Herrengasse erfüllte, durch die aus der Stadt und den Vorstädten immerfort zuströmenden Ankömmlinge auch immer mächtiger wurde, rückte die, bereits am Tage vorher konsignirte Garnison aus den Kasernen in die Stadt. Starke Abtheilungen wurden gleich in der Herrengasse, am Hofe, Stephansplatze und auf der Freiung aufgestellt, alle Posten in der Burg verstärkt und der äußere und innere Burgplatz mußte vom Publikum geräumt werden. Als die Bewegung immer zunahm, wurden die Burg und das Staatskanzleigebäude ganz abgesperrt, später auch die Thore der innern Stadt theilweise geschlossen und auf den Basteien gegen die Vorstädte zu Kanonen aufgeführt, um die andringenden Arbeiterhaufen, die man gegen Abend erwartete, gehörig empfangen zu können. Um dem Volke zu imponiren, mußten die Grenadiere am Burgplatze vor den Augen desselben laden, und wurde auch der Eingang zur Burg vom Michaelsplatz aus mit schwerem Geschütz, das mit Kartätschen geladen wurde, besezt. Die Verkaufsladen in allen Straßen der Stadt wurden nach und nach geschlossen, und die Fiaker mußten sich mit ihren Wagen außerhalb der Stadt aufstellen, um das Errichten von Barrikaden zu verhindern. — Vor dem Ständehaus war endlich der Marschall, Graf Montecuculi, auf den Balkon getreten und sprach zur Menge. Die Deputation der Studirenden war zugleich eingeladen worden, sich in den Saal zu begeben und ihre Petition zu überreichen; einer von diesen Zwölfen war vorausgegangen und hatte sie anmelden wollen. Als er nun längere Zeit nicht zurückkam, begab sich die Deputation in den Ständesaal, ohne ihn abzuwarten. Oben angekommen, hörten sie ihn in einem Nebenzimmer rufen und meinten, er sey gefangen. Sogleich rissen die Deputirten die Fenster auf und riefen der im Hofe befindlichen Menge zu, daß man sie in einen Hinterhalt gelockt habe. Auf diesen Zuruf stürmte man über die Stiege in den Saal hinauf, und in wenigen Augenblicken war alles Zerbrechliche im Saale zertrümmert, die Fenster eingeschlagen, die Möbeln hinausgeworfen. Dieser stürmische Angriff hatte seine Rückwirkung auf die außer dem Hause befindliche Menge, und so entstand unter dem Thore des Ständehauses und in der ohnehin engen Straße eine hin- und herschwankende Bewegung, wodurch einzelne Zuschauer auf die aufgestellte Soldatentruppe geworfen wurden. Da, mit einemmale — ein Schandfleck in der Geschichte Oesterreichs — krachte eine Salve, und von den unbefangenen, wehrlosen Zuschauern, von denen vielleicht nicht ein Einziger sich an dem stürmenden Angriffe betheiligt hatte, sanken sieben todt zur Erde; mehr noch waren verwundet. — Der Kommandirende der gesammten Militärmacht, Erzherzog Albrecht, hatte den Befehl, von den Waffen Gebrauch zu machen, ertheilt, als ihm ein Stück einer Latte von einem der Stürmer an den Kopf geschleudert wurde. Dieser Prinz war bei den Wienern als Militärenthusiast bekannt und daher nie beliebt; seit er aber vor ein paar Jahren die Wachen auf unschuldige Cigarrenraucher schießen ließ, wenn sie vergaßen, den Stummel vor den Musketiren aus dem Munde zu nehmen, war er verhaßt. — Von diesem Moment des Schießens an war die Bahn gebrochen. Jede weitere Rücksicht verschwand, die Bewegung steigerte sich zum Tumult, der von Minute zu Minute sich reißend schnell wie eine Lawine vergrößerte. Vom Ständehause aus zerstreuten sich nun zwar die Massen, kamen aber durch ihre Compaktheit und die heftigen Stöße, die von Zudrängenden aus den sich kreuzenden kleinen Gassen ausgingen und auf die aufgestellten Truppen zurückwirkten, mit diesen in neue Conflikte. Auf der Freiung wurde wiederholt gefeuert und am Hof, wo das Volk in der Wuth das Zeughaus stürmen und sich bewaffnen wollte, wurde von der Kavallerie auf die Wehrlosen eingehauen. Von dort also auch vertrieben, ließ die Menge, auf den hohen Markt hingedrängt, ihre gesteigerte Wuth am Stadtgerichtsgebäude aus, zerschlug die Fenster und wollte auch die Gefangenen befreien, was aber durch die herbeigeeilte Verstärkung der Wachmannschaft vereitelt wurde. — Einen am Ständehaus verwundeten Schneidergesellen, Namens Abel, führte man mit verbundenem Kopfe auf einem Militärpferde, von dem man den Eigenthümer, einen Stabsoffizier, herabgerissen hatte, in den Straßen der Stadt herum und dann in die Vorstädte hinaus, und der ihn begleitende Volkshaufe forderte die Begegnenden zur Rache auf. — Uebrigens muß ehrend anerkannt werden, daß noch weit mehr Opfer gefallen wären, wenn das Militär von seinen Waffen strengen Gebrauch gemacht hätte. Die am Ständehaus in den Stockwerken steckenden Kugeln bezeugen, daß die Soldaten meist über die Köpfe hinweg geschossen haben. Ein Oberfeuerwerker der Artillerie — Pollet ist sein Name — der mit seiner Kanone den Eingang zur Burg besezt hielt, sollte auf den, vom Kohlmarkte her andrängenden Haufen Feuer geben. Hunderte hätte ein einziger Schuß aus seiner mit Kartätschen geladenen Haubitze zu Boden gestreckt. Er hatte den hochherzigen Muth, dem kaiserlichen Prinzen, der den Befehl zum Feuern gab, sich zu widersetzen. Er erklärte, daß er die Lunte nicht aus der Hand gebe, und stellte sich vor die Mündung des Feuerrohres, wenn ein Anderer losbrennen sollte. Später wurde noch zweimal, aus dem Gebäude der Polizeidirektion und aus den k. k. Stallungen außerhalb des Burgthors, auf andringende Volkshaufen gefeuert. Auf erstere Salve fiel ein bewaffneter Bürger, bei der leztern waren eine schwangere Professorsfrau am Arme ihres Mannes, und ein Student, beide zufällige Zuschauer, die Opfer.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 98. Montag den 24. April 1848.

Keer om de Stadt, z'is bosch van onder, en gebouwt
Op bomen, oulangs noch gehaalt in't noordsche woud.

Jost von der Vondel.

Alte Geschichten aus Amsterdam.

Von Wilhelm v. Chézy.

Mynheer van Tunis.

1.

Welch eine wackere Stadt war doch Amsterdam! Des Nordens Venedig, könnte sie wohl bis zum heutigen Tage noch eine stolze Meereskönigin seyn, hätten nicht neidische Mächte sie dem großen Vaterland entfrembet. Die weltberühmte Kaufstadt, im mächtigen Bund der deutschen Hansa einst ein edles Glied, ruht wohl noch wie sonst auf ihrem umgekehrten Mastenwald, anzuschauen wie vor Zeiten in ihrer schmucken Eigenthümlichkeit, Insel an Insel, durch zahllose Brücken und Stege verbunden. Nicht minder beleben Handel und Wandel den Hafen, die Schiffslagen, Graften, Gassen, Schüttböden, Niederlagen, Laden und Schreibstuben; doch im Vergleich zu ehedem ist der Ruhm abgeblaßt, der Reichthum eingeschrumpft, der Handel zum Kram geworden. Und immer noch geht's mit selbigen drei Dingen zu Thal, wie vor zwei Jahrhunderten, nur daß es damals nicht so merklich war, oder vielmehr noch gar nicht zu spüren, denn die Kaufherrn von Amsterdam wurden immer schwerer und dachten nicht von weitem daran, daß sie bereits die Zukunft ihrer Enkelkinder unterwühlten.

Solche trübe Gedanken wären am wenigsten jemals dem guten Alard Monsen zu Häupten gestiegen. Sein Name war zwar keines der großen Gestirne am Börsenhimmel, doch auf dem Wandelplatz der Kornhändler fiel sein Wort ziemlich gewichtig in die Wagschale. Sein Haus stand nicht gar weit davon; zwischen der alten und der neuen Brücke kehrte es, schmal und hoch, die Vorderseite mit dem spitzen Giebel dem Damrak zu. Damrak oder op 't water hieß die untere Hälfte der Straße am linken Gestade der Amstel; am rechten Ufer auf der alten Seite gab's nicht Weg noch Steg, weil die Häuser der Warmmußgasse ihre Hintergebäude unmittelbar bis an's Wasser ausdehnten. Unter der neuen Brücke ergießt sich dort der Fluß in das Ei oder den Eistrom, in niederdeutscher Mundart het Y geschrieben, nicht etwa, wie in den Schulen gelehrt wird, wegen der Aehnlichkeit mit der Form des lateinischen Ypsilon, sondern von dem alten Wort, das ein Gewässer überhaupt bedeutet und bei den Hochdeutschen noch in der Benennung „Eiland" fortbesteht. — Die Häuser am Damrak waren die theuersten der Stadt. Hier war die Herzkammer des Verkehrs, jedes Erdgeschoß ein Kaufladen, jeder Keller eine Garküche oder Schenke, und an Montagen, wann der Wochenmarkt gehalten wurde, der ganze breite Damm zugleich Börse und Niederlage des Kleinhandels, schier zu eng für die unendliche Volksmenge.

Alard Monsen war ein wahres Glückskind, nicht sowohl weil reich gesegnet mit Geld und Gut, sondern mehr noch um seiner selbstgefälligen Zufriedenheit willen. Alle seine Besitzthümer, all sein Um und An erfüllten ihn mit behaglichem Stolz. Sein Schiff war der beste Segler, sein Haus der schönste Palast, sein Wackelbauch ehrwürdiger, als ihn der Bürgermeister selber trug, vom Kaiser von China gar nicht zu reden. So waren auch, wie natürlich, seine Kinder die klügsten und schönsten der ganzen Stadt, obschon andere Leute sie nur für Mittelgut hielten. Jan, ein vierschrötiger

guter Junge, kannte kaum eine Leidenschaft, außer Essen und Schlafen; Aalje, ein derbes kugelrundes Ding, hatte ihre einzige Lust am Waschen, Scheuern, Abstäuben und Schwappen, so daß Reinlichkeit und Ordnung für sie nicht mehr Mittel, sondern Zweck waren. Doch wenn Alard in seltsamer Augenblendung sich über den Werth seiner Sprößlinge täuschte, so hatte er sie darum nicht verzärtelt, und hielt sie immer noch in strenger Zucht, nachdem sie die Kinderschuhe längst ausgetreten.

2.

Ein nüchtern langweiliger Sonntag brütete über der Stadt. Die Nachmittagspredigt war vorüber; Alard Monsen saß am Fenster und beschäftigte sich, wie's zum heiligen Tage paßte, mit Nichtsthun, wozu er ein Pfeifchen feinen Knaster schmauchte und aus einer Kanne Löwener Bier nippte. Vielleicht hieß es auch Leidener Gebräu, doch war's jedenfalls zu Amsterdam selber gekocht. Dem Kaufherrn wär' es nun allerdings nicht unlieb gewesen, wenn unter ihm auf der Gasse, auf dem Strom und gegenüber an den Anländen der Niederlagen das gewohnte Treiben der Woche sich geregt hätte, doch war er ein viel zu guter Christ und von allzubescheidener Gemüthsart, um nur den Wunsch vor sich selber auszusprechen. Er hatte doppelt Recht, erstens weil der Sonntag für alle Welt da ist, zweitens weil einer sich das ganze Jahr über aller eiteln Wünsche entschlagen kann, wenn er ein für allemal am Neujahrstag sich wünscht, was er gern haben möchte. Ueberdieß gab es für dießmal etwas Besonderes, das über die Langeweile hinaus helfen mußte. Der Kaufherr dachte lange und ernstlich nach über einen wichtigen Gegenstand, dann rief er mit gereiftem Entschluß: „Gertruid." — Auf den Ruf erschien die alte Schlüsselmagd mit der Frage: „Was befehlt Ihr, mein Herr Monsen?" — „Wo ist die Jungfer?" fragte Alard entgegen. — „Im Flur." — „Was thut sie?" — „Wie mögt Ihr nur so fragen? Als ein wohlerzogenes Mädchen denkt sie, die Hände im Schooß, über die Predigt nach." — „Wohl, Gertruid, wohl. Und der junge Herr?" — „Der liegt auf der Bank und duselt." — „Weckt ihn auf, Gertruid, und schickt ihn herein."

Verschlafen und unwirsch kam Jan herbei, doch ließ er sein Mißbehagen nicht am Vater aus, sondern fragte fein demüthig nach dessen Willensmeinung. Der alte Herr trank einen guten Schluck, that einen langen Zug aus der Pfeife und blies aus gespiztem Mund einen schier endlosen Rauchfaden, bevor er zu reden anhob: „Jan, mein Junge, die Nacht ist lang genug zum Schlafen; sey ein Weilchen wach, denke nach und gib mir Auskunft. Glaubst du, daß ich ewig leben werde?" Ohne sich zu besinnen, antwortete der Sohn: „Seyd Ihr doch ein getaufter Christ, Herr Vater, erlöst zum ewigen Leben durch das rosenfarbene Blut des Lammes." — „Gut geantwortet, schlecht gefragt," nahm Alard wieder das Wort, im Ton schwankend zwischen Verdruß und Neigung zum Lachen. „Ich wollte sagen, ob du meinst, daß ich wie der ewige Jude nie sterben werde? Ich weiß, daß du nicht von solchem Irrthum befangen bist. Nun sprich: was muß nach meinem Tode geschehen?" Jan dachte ein Weilchen nach, bevor er entgegnete: „Fern sey noch der betrübte Tag . . ." — „So fern wie möglich," unterbrach ihn Alard; „ich wollte das nicht wissen, mein guter Knabe. Bleibe bei der Stange, wenn's beliebt. Was gedenkst du anzufangen, wenn ich einmal todt bin und sich das nicht ändern läßt?"

(Fortsetzung folgt.)

Das neue Oesterreich.

(Fortsetzung.)

Auf dem Sömmering begegneten wir den Wiener Wagen, die nach Grätz fuhren. Beide Züge hielten. Ein bewegtes Poetengesicht lehnte sich aus dem Schlage des Wagens mir gegenüber. Es war Anastasius Grün, der nach Laibach eilte und Nachrichten verlangte. Für Enthusiasten ist die Eisenbahn, die für die Industrie erfunden ist, das wahre Fuhrwerk. So berühren sich die Extreme. Was von Reisenden aus der Ferne kam: Beamte, Gutsbesitzer, kurz was die erste Klasse füllt, in der ich fuhr, war einig im Gefühl gehaltener Freude und im Ausspruch, daß nur das Unvermeidliche geschehen sey. Man erzählte, man wußte, daß die nächste Umgebung des Fürsten, Männer, die das Volk als seine blinden Werkzeuge ausschreit, ihn gebeten und beschworen hatten, der Stimme der Vernunft und der Gerechtigkeit nachzugeben, daß sie kühn und ohne Rückhalt mit ihm gesprochen und ihm die Dinge, wie sie standen, dargelegt. Alles umsonst. Wen der Herr verderben will, den schlägt er mit Blindheit.

Auf jeder Station trafen sich Bekannte, die sich in die Arme stürzten und sich küßten, als wären sie nach langer Trennung wieder beisammen. Zwei Stationen vor Wien sahen wir die erste Nationalgarde: junge Leute in bürgerlicher Kleidung, ein weißes Papier um den Hut, bunt bewaffnet, oft sehr unvollständig, gleichsam nur ein Symbol der Ordnung um die Hüfte geschnallt. In Wien keine Linie, kein Fragen nach dem Paß, keine Mauth! Noch vor einem Jahr hatte man einem meiner Bekannten die Cassette

öffnen wollen, um zu sehen, ob etwa Rebhühner darin lägen. — Der Fiaker, der mich in den Gasthof führte, war höflich, unerhörte Veränderung! Ein Karren stand mitten in der Straße und er sagte dem Führer desselben: „Wolln's nit so gut seyn und a bißl auf d'Seit' fahr'n?" — Es ging durch viele Straßen, überall sperrten uns Züge von Nationalgarden den Weg, aber überall strenge Ordnung. Ich hörte einen Herrn, den ein anderer unsanft stieß, sagen: „Nehmen Sie sich doch in Acht!" Der Andere, jung und aufbrausend, erwiderte: „Die Zeit ist vorbei, wo man so empfindlich seyn darf." Der Andere meinte: „Die Zeit ist nicht vorbei, Ordnung muß immer seyn." — „Da haben Sie recht," entgegnete der junge Mann, zur Besinnung gebracht, und ward höflich.

Eben — es war der Abend des 16. — war Fackelzug der Nationalgarde und Beleuchtung der Stadt, zum erstenmal aus Freude, nicht um die Straßen der Unruhen wegen hell zu erhalten. Als mein Wagen einen Augenblick stille halten mußte, ward er sogleich zur Tribüne benuzt, um den Fackelzug zu sehen; man kletterte auf das Dach, bestieg den Bock und den Tritt; als wir uns aber zum Umkehren entschlossen, war auch Alles gleich bereit herabzusteigen.

Den andern Morgen ungestörter Verkehr auf dem Markte: kein Höckerweib fürchtete für ihre Eier, kein Kaufmann für seine Waare, es herrschte volle Sicherheit. — Nach einigen Tagen erscholl die Kunde von Bauernfelds lebensgefährlicher Krankheit. Die Theilnahme war allgemein; Alle, wer ihn persönlich liebte, und wer in Mißhelligkeit mit ihm gelebt hatte, vereinigten sich im selben Gefühl, daß er jezt nicht sterben dürfe. Man trat leise auf das Stroh, das in dicken Lagen vor seinem Hause aufgefahren war. Am andern Morgen war die Gefahr vorüber; eine Gehirnentzündung läßt nicht lang in Ungewißheit. Als er zur Besinnung kam, war seine erste und einzige Frage: „Geht noch alles so schön seinen Weg?" Und hierüber beruhigt, neigte er das müde Haupt und schlief wieder ein.

(Schluß folgt.)

Epigrammatische Splitter.

Freiheitsdrang.

Nimm dem muthigen Rosse den Zaum und jag' es in's Freie,
Oeffne die Schleuse sodann, die das Gewässer noch hält:
Schwerlich wird jenes kehren zum Stall, dem dumpfigen, engen,
Und über Wiese und Flur wälzt sich lustrauschend der Strom.

Die Zeit.

Wundersame Weberin, Zeit, du wirkest und schaffest
Unsichtbar sichtbar. O schau! dieses Gewebe, wie schön!
Hier auf der einen Seite — wer waget zu sagen, der rechten? —
Zeigt sich ein friedliches Bild, Regel und Ordnung darin.
Wendest du dich jedoch, so wirren sich trüb die Gestalten,
Bleich vor Schrecken und Angst, mitten in Strömen von Blut.

Wohin?

Rollst du die Kugel vom Berge und treibst du sie blind aus dem Rohre,
Kannst du dann nennen das Ziel, das sich dieselbe erkürt?

Nothwendigkeit.

Wo soll enden, so fragt ihr, was unsere Zeit hat begonnen?
Niemand weiß es! — Im Keim lieget beschlossen der Baum,
Und wenn du wirfst den Stein dort in die Mitte des Teiches,
Zieht sich der Wellenkreis dicht bis an's Ufer heran.

Rudolph Marggraff.

Korrespondenz-Nachrichten.

***Dresden**, April.

Die Reform. — Theater.

Vier Wochen sind vergangen, seit ich Ihnen geschrieben und seitdem wir ohne gewaltsame Schritte auf dem Standpunkte angelangt, von dem aus die neue Entwicklung unserer Zustände möglich war. Ohne die Aufregung in Leipzig wäre hier länger gezögert worden, und die Folgen längerer Zögerung wären sehr traurig gewesen. Es ist nun einmal nicht die Sache der Dresdener, in solchen Dingen die Initiative zu ergreifen. Jezt aber, wo Alles im besten Gange ist, wo das neue Ministerium im Sinne des Fortschritts eine große Thätigkeit entwickelt, da schließt man sich immer mehr an das neue System an. Daß dieses Anschließen von Seiten des hiesigen Publikums immer noch sehr schüchtern und rücksichtsvoll ist, läßt sich nicht läugnen. Es braucht Zeit, bis die weiß und grüne Gemüthlichkeit der Dresdner Philister von dem gewaltig durchs Vaterland wehenden Sturme der deutschen Begeisterung durchdrungen seyn wird. Daher sieht man auch bei uns weniger deutsche Kokarden und die schwarz-roth-goldenen Fahnen wehten hier nur einige Tage, als das Militär auf die Verfassung vereidet worden war. — Deßhalb darf man aber für die Zukunft nichts besorgen. Haben unsere Dresdner sich nur einigermaßen in die neuen Verhältnisse eingelebt, dann werden sie dieselben mit um so größerer

Energie festhalten und verarbeiten. Und darum ist auch eine Reaktion undenkbar, weil die, welche noch vor Kurzem grollten, oder wenigstens sich entsetzten, sich nach und nach ganz gemüthlich fügen und beruhigen. Ich kenne viele achtbare Leute, die noch vor wenigen Wochen hofften, daß Robert Blum als Hochverräther bestraft werden würde, und noch vor wenigen Tagen ein Kreuz machten, wenn sie seinen Namen hörten. Und jezt, nachdem sie gelesen, wie er in Frankfurt aufgetreten, machen sie große Augen und halten es nicht für unmöglich, ja sogar für kein Unglück, wenn er nach Vollendung seiner Mission in Frankfurt eine der obern Stellen bei unserer Verwaltung einnähme. Uebrigens fehlt es auch bei uns nicht ganz an bewegenden Elementen, und daß diese unter solchen Verhältnissen sehr bedeutend wirken müssen, versteht sich von selbst. Bei den Stadtverordneten, die Anfangs sehr schüchtern auftraten, hat die Bewegungspartei entschieden den Sieg errungen, in den Bürgerversammlungen und im Turnverein regt sich überall ein freier und doch dabei besonnener Geist für Freiheit und Einheit des ganzen Vaterlandes. In diesem Geiste wirkt auch unsere Lokalpresse. Dagegen finden aufregende Bestrebungen einzelner unberufener Schreier, welche die jetzige Freiheit für sich ausbeuten wollen, durchaus keinen Anklang. — Gutzkow, der auf einige Monate Urlaub genommen hat, spricht und schreibt jezt in Berlin für die preußische Hegemonie. Allermittelst regt sich unsere Intendanz troß der jezt so geringen Theilnahme des Publikums an der Bühne auf einmal ganz gewaltig. Noch vor wenigen Wochen sollte der Tell nicht gegeben werden, weil er leicht aufregen könnte, und der Göz von Berlichingen, der schon einstudirt war, wurde aus demselben Grunde zurückgelegt. Jezt aber haben wir den Tell und auch den Göz zu sehen bekommen, leztern freilich so wenig würdig ausgestattet, daß nur das vollendete Spiel der Fr. Bayer als Adelheid und die gelungene Darstellung einiger Nebenrollen wahrhaft befriedigen konnten. Denn Genast, der als Gast den Göz spielte, ist wenigstens jezt dieser Rolle nicht mehr gewachsen. Ja in einigen Tagen werden wir Freitags Valentine sehen, die seither in die Acht erklärt war, und später den Grafen Waldemar. Bis auf den Theaterzettel haben sich die Reformen erstreckt: die bürgerlichen Schauspielerinnen heißen jezt Frau und Fräulein, welche Prädikate die Intendanz seither nur den adeligen Schauspielerinnen zugestanden hatte. — Die fremden Literaten, welche diesen Winter bei uns zubrachten, haben uns verlassen. Fröbel hat sich nach Mannheim gewendet, um eine Zeitschrift als Organ der äußersten Linken im westlichen Deutschland zu redigiren; Pruß ist nach Berlin gegangen, nachdem er in den ersten Tagen der hiesigen Aufregung einige Vorträge über die Bewegung unserer Zeit gehalten hatte, welche ein sehr dankbares Publikum fanden. Auch v. Keudell ist, so viel ich weiß, in Berlin. Freitag ist auch seit längerer Zeit abwesend, doch wird er nächstens zurückkommen und wahrscheinlich diesen Sommer hier zubringen.

Aus Wien, April.

(Fortsetzung.)

Metternichs Abdankung

Gleich nach dem Sturme des Ständesaals und dem ersten Blutvergießen hatte sich ein Comité aus der Studentendeputation und einigen Bürgern gebildet, das sich zum Bürgermeister der Stadt begab, um ihn zur Berufung der bewaffneten Bürger aufzufordern, damit Ruhe und Ordnung durch sie hergestellt werden und keine Opfer mehr fallen. Der Bürgermeister Czapka, statt energisch dafür zu wirken, wollte sich Anfangs gar nicht dazu herbeilassen, versprach dann, als er von allen Seiten gedrängt wurde, hundert Mann, verzögerte aber die Einberufung so, daß erst Abends gegen 6 Uhr eine kleine Truppe durch die Straßen der Stadt zog und Generalmarsch schlug. Freudiges Zurufen, begeisterter Jubel, Winken mit Tüchern aus allen Fenstern empfing und begleitete sie durch alle Straßen der Stadt. Man hatte nun doch eine Gewähr für die körperliche Sicherheit durch eine bewaffnete Macht, die sich aus dem Volke selbst gebildet hatte; man vertraute ihr und war versichert, daß weiter kein Blut mehr fließen werde. — Indessen hatten sich auch die Studenten wieder auf der Universität versammelt, um über die weitern gemeinschaftlichen Schritte zu beschließen. Der Zorn der Jugend war über die feindliche Haltung des Militärs und die Blutbefehle der jungen Erzherzoge auf's höchste gereizt, ihre Wuth kaum mehr zu zügeln. Doch sezte Professor Hye es durch, daß der gesetzliche Weg noch nicht verlassen und ein wiederholter unheilvoller Zusammenstoß mit der Militärmacht verhütet wurde. Kraft eines alten Privilegiums der Universität, zu jeder Stunde vor den Kaiser treten zu dürfen, begab er sich mit dem 72jährigen Rektor magnificus Jenull nach Hofe, um die Bewaffnung der Studenten und Zurückziehung des Militärs zu verlangen. Ein Offizier der Linie begleitete ihn, um ihn durch die Wachen und Posten in die Burg zu bringen. Hye forderte von den Studenten einen Termin bis 9 Uhr und das Ehrenwort, die Universität nicht zu verlassen und bis dahin ruhig und in Geduld auszuharren. Es wurde zugesagt. — Zugleich erschienen nun auch Deputationen von Ständen und Bürgern in den Gemächern der Burg, die ebenfalls Zurückziehung des Militärs und Uebergabe der Sicherheitswachen und Patrouillen an die bewaffnete Bürgerschaft verlangten. Diese Deputationen häuften sich immer mehr. Anfangs war es zweifelhaft, ob man ihnen beim Monarchen Gehör verschaffen werde, denn die conservativen Starrköpfe des Staatsraths umschlossen ihn noch immer wie eine Phalanx; endlich aber imponirte die wachsende Masse der Abgeordneten, die den Volkswillen deutlich und drohend genug aussprach, der Regierung so sehr, daß sie mit einemmal rathlos wurde und den Kopf verlor, den sie doch durch lange Jahre so starr und fest aufgesezt hatte. Sie war im Entschluß, in ihrem bisherigen System fort zu handeln und streng dabei auszuharren, auf einmal wankend geworden, vermochte es aber doch nicht über sich, auch nur einen Schritt davon abzuweichen. — Die Deputirten, durch das immerwährende Zögern und Verweigern in solch erschütternden Momenten empört, traten nun auch diktatorischer auf. Zwei Mitglieder der ständischen Deputation hatten Metternich, der zur fortwährenden Entwicklung der Militärmacht und zu Gewaltmaßregeln entschlossen war, zugerufen, Alles Blut solle über ihn kommen. Da schauerte der alte Starrkopf zusammen, und als nun der Eine der Beiden wiederholt zu ihm trat und ihm mit festem, bedeutsamem Blick zuraunte, daß allein der Haß gegen sein Regiment die Ursache der allgemeinen Volksbewegung sey, da sprach er kalt und tonlos: „Wenn Sie meinen, so bin ich bereit zurückzutreten." — Bald darauf flogen Bürgeroffiziere und Deputirte durch die Straßen der Stadt und verkündeten, Metternich habe abgedankt. Ueberall verbreitete diese ersehnte Kunde den höchsten Enthusiasmus. Die Zungen lösten sich, man athmete hoch auf und konnte nun noch mehr hoffen. Der erste Schritt war gethan, der Hauptstein des Anstoßes beseitigt, die Straße frei und geebnet zum Fortschritt. In der Zeit von kaum einer Viertelstunde war die Stadt wie mit einem Zauberschlage glänzend beleuchtet, und Jubelrufe tönten unaufhörlich in den Straßen, in welchen die bewegte Menge umher wogte.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 99. Dienstag den 25. April 1848.

— Jo triumphe,
Non semel dicemus, Jo triumphe,
Civitas omnis.

Horat:

Das neue Oesterreich.

(Schluß.)

Vier, fünf Augenzeugen von meiner Bekanntschaft können das liebenswürdige Betragen des jüngsten Sohns des Erzherzogs Karl nicht genug loben. Bittend und beschwichtigend ging er durch die Menge, er achtete keine Demüthigung und war nicht im geringsten erschrocken; er sah rosig und jugendfrisch aus. Und doch war in jenem Augenblicke die Aufregung fürchterlich. Ein Schauspieler aus der Josephstadt führte ihn aus dem Gedränge des Pöbels, der die Masse der Gebildeten, die Anfangs allein auf den Straßen zu sehen waren, zu verdrängen drohte. — Eine Bekannte, die auf dem Kohlmarkte wohnt, sagte mir, zwei tausendstimmige Rufe werden ihr in der Seele wiederhallen, so lange sie lebe: der eine wüthende: „In's Zeughaus!“ der andere jubelnde: „Metternich ist fort!“

Der Abgott des Volkes war und ist der Kaiser, und ich spreche es im vollen Ernst, ohne Ironie aus:

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übt in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

Wir sehen es, was der Starrsinn der Klugen bewirkt hat: Aufruhr und Blutvergießen. Die Güte bleibt immer das Höchste auf Erden; ihr gebührt das entscheidende Wort, wenn auch seine Erwägung und kluge Schlüsse nicht zu verachten sind. Jeder Oesterreicher läßt jezt sein Leben für den Kaiser, und man braucht kein Oesterreicher zu seyn, sondern nur das reine, gesunde Blut eines Deutschen in sich zu fühlen, um dasselbe zu thun. Es werden noch Gräuel in der nächsten Zeit geschehen, es mögen noch schreckliche Kämpfe bevorstehen, das Bewußtseyn dieser Tage kann uns Niemand nehmen. Und wem die That versagt war, weil er ein Weib, oder ein Kind, oder ein Greis ist, der darf dennoch das Hochgefühl theilen, wenn er fühlt, daß er sich selbst über das große Ganze vergessen hat.

Mailand! Berlin! das waren die beiden Worte, die mich aus Wien geleiteten. „Wären wir sie erst los, diese Lombardei, die wie ein Fluch auf Oesterreichs deutschem Einfluß liegt! wäre Galizien erst abgeschüttelt, oder vielmehr Rußlands Theil heraus unterhandelt! Denn was haben das erwachte Preußen und das erwachte Oesterreich von einem Volk, das ihren Scepter haßt? Und sind sie nicht mächtig genug durch die Verbrüderung mit Deutschland?“ Diese Worte waren der Inbegriff dessen, was ich auf der Rückfahrt hörte. Hier im steyrischen Alpenthale war es auch nicht mehr stille. Auch hier wanden sich Kränze um weiß und grüne Fahnen, die Häuser erleuchteten sich und Thränen der Rührung stürzten aus Männeraugen, die einen solchen Tag zu sehen nicht hatten hoffen dürfen. Arndts „Vaterland“ ward gesungen und die Nationalhymne, und ein altes, lang vergessenes Lied lebte wieder auf und verdient wohl Wiederklang in ganz Deutschland zu finden. Im Jahre 1819, als die Burschenschaft in Jena aufgehoben wurde, dichtete ein begeisterter Anhänger der Einheit Deutschlands: „Wir hatten gebaut ein stattliches Haus.“ Jezt, nach 29 Jahren der Dunkelheit und des vergebenen Sehnens nach der Erfüllung des Jugendtraumes, hat derselbe nun gealterte Mann in den Gebirgen Steiermarks das alte Lied fast mit

denselben Worten wieder neu gemacht. Einige Strophen desselben mögen hier Platz finden.

Glück auf! laßt uns bauen
Ein stattliches Haus,
Und drin auf Gott vertrauen
Trotz West- und Nordsturms Graus.

Erfüllt ward das Hoffen,
Das lang wir genährt;
Das Wort ist eingetroffen,
Die Freiheit ist gewährt.

Das Band, das uns einet,
Bleibt schwarz, roth und gold;
So hatten wir's gemeinet,
Gehofft, geglaubt, gewollt.

Und will man uns stören
Beim heiligen Bau —
Wir bauen fort, das schwören
Wir alle, Mann und Frau.

Und rücken die Feinde
Zum Kriege heran,
Die ganze Landesgemeinde
Steht kampfbereit — Ein Mann.

Und wenn wir auch fallen,
Was hat's denn für Noth?
Der Geist lebt in uns Allen,
Und unsre Burg ist Gott!

Mynheer van Tunis.

(Fortsetzung.)

„Wenn ich die Sache genau überlege, mein Herr Vater," sagte Jan, „so wird nichts übrig bleiben, als Euch zur seligen Frau Mutter zu betten." — „Weiter." — „Dann legen wir Trauer an . . ." — „Aber das Geschäft, Junge, das Geschäft — wie ist's damit?" — „Ei, das geht seinen Gang ruhig fort. Der Buchhalter führt das Buch, der Zahlmeister die Kasse . . ." — „Und du, Jantje?" — „Ich? ich führe wie bisher den Briefwechsel." — „O du liebe Einfalt! Meinst du etwa, mein abgeschiedener Geist werde am Posttag zu deinem Pulte treten und dir sagen, ob du nach Cadix oder nach Danzig zu schreiben hast? Zu jener Zeit, mein Sohn, wirst du nicht mehr Diener, sondern Herr und Meister seyn, der selber wissen muß, wie die Saaten in Polen und Meißen stehen, ob er Korn in Tunis für Sicilien zu kaufen hat, ob er in Italien, Spanien oder Afrika Südfrüchte bestellen, oder ob er Niederländer Tuch nach Ostindien oder China schicken soll. Greifst du richtig, so ist der Nutzen dein; greifst du fehl, so geht's um dein eigenes Geld."

Bei dieser Rede ging dem jungen Menschen ein Licht auf, doch gefiel ihm die neue Erkenntniß keineswegs. „Ihr macht mir angst und bang, Herr Vater," sagte er, „und ich weiß fürwahr nicht, was aus mir werden soll." Der Vater lachte. „Ein Kaufmann soll aus dir werden," rief er dann, „und zwar ein ganz tüchtiger. Ich wollte dir nur erst beweisen, daß du noch viel zu lernen hast. Merkst du was?" — „Mehr als mir lieb ist," antwortete Jan mit trübseliger Miene; „aber ich fürchte, daß ich zum Handelsherrn verdorben bin. Nachdenken und Berechnen ist nicht meine Sache. Wißt Ihr was, lieber Vater? Ich habe erlernt, was ein tüchtiger Kaufmannsdiener wissen und können soll, und werde mit der Zeit einen brauchbaren Buchhalter geben. Laßt meine Schwester einen rechten Spitzkopf von einem Kaufmann heirathen, welcher dem Haus vorstehe. Ich will ja gern arbeiten, wenn's nicht anders seyn kann, doch möcht' ich wenigstens nach gethaner Arbeit in Ruhe essen und schlafen."

Wehmüthig weich versetzte der Vater: „Wie gerne wollt' ich dir ein so friedliches Loos gönnen, mein Junge! aber es geht nicht an. Siehe, wenn ich dir einst nur dreißigtausend Gulden, oder fünfzigtausend, oder meinetwegen höchstens eine Tonne Goldes zu hinterlassen hätte, da würd' ich sagen: topp, wir legen den armseligen Quark in die Bank und du magst gemüthlich die Zinsen verzehren. Aber wie der Junker sein Sprüchwort hat, daß hohe Geburt zu hohen Dingen verpflichte, so heißt's beim Kaufmann auch: Reichthum ist Pflicht. Der Reichthum ist das Pfund der Schrift, womit ein getreuer Knecht wuchern soll. So mußt du denn in des Himmels Namen nun auch die hohe Schule der Kaufmannschaft durchlaufen, nachdem du die Lehrlingszeit und die Gesellenjahre überstanden."

Der Sohn seufzte so recht aus tiefster Brust; der Vater suchte ihn zu trösten. „Sey frischen Muths," sagte er, „das Lernen ist hier lustig genug. Du darfst reisen, und zwar wie billig zu allererst über das Meer. Damit du für den Anbeginn dich nicht zu einsam fühlst, magst du auf der Frau Margrieth Monsen nach Tunis fahren. Mit Tüchern geladen, soll sie Korn und Südfrüchte holen. Das Schiff führt den Namen deiner seligen Mutter und wird dich in mütterlichen Schutz nehmen. Die Ladung und was auf der Fahrt verdient wird, sind dein, und du wirst daran erwerben, vermehren und zusammenhalten lernen, ohne just dem Floh das Fell über die Ohren zu ziehen. Ein schöner Lehrplatz, heh?"

Das stand nicht zu läugnen, doch Jan vergaß des Dankes für so großmüthige Ausstattung, und wäre zur Stunde lieber ein armer Schlucker gewesen

wie deren in seines Vaters Schreibstube saßen und mit wenigen Stübern sich Könige dünkten, sobald sie erst die Feder weggelegt, wogegen vermuthlich unter den Genannten kaum einer war, der nicht mit Freuden die Reise für den jungen Herrn gemacht hätte.

3.

So ein Türk grämt sich nicht und schämt sich nicht; von Kirchenbuße ist vollends keine Rede, hätte er auch vier Dutzend Kinder von sieben-und-siebenzig Weibern herum laufen. Im Gegentheil, er macht sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus, verkauft die Dirnen und zieht mit dem Erlös die Buben groß. Der selige Sultan Mahmud und sein wohlgerathener Sohn Abdul-Medschid haben zu unserer Zeit in ihrem Lande vieles anders gemacht, als sollten aus ihren Türken lauter Kümmeltürken werden; doch einst war es dort mit dem Padischah ganz anders bestellt, und keiner hätte gewagt, am guten alten Herkommen zu rütteln und zu schütteln. Dafür gab es damals aber auch noch Janitscharen, liebe, gemüthliche Bursche; wenn sie sonst nichts zu thun wußten, liefen sie in hellen Haufen hinter ihrem Feldkessel her und machten sich einen neuen Großherrn von eilf Uhr bis Mittag. Damals gab's auch zu Tunis einen Paschah, der war ein Türk nach dem Herzen Muhammeds. Im Ramadan fastete er öffentlich und trank niemals Wein, wenn er nicht durch Beimischung von Brenz in Schnapps verwandelt worden. Den Schnapps hat der Prophet nicht verboten, vielleicht nur weil er in der Zerstreuung nicht gleich an Raimund Lullius dachte, der sieben Jahrhunderte später das edle Feuernaß erfinden sollte. Der fromme Achmet-Paschah ließ jedes Orhoft Wein mit einem Schoppen Schnapps versetzen und zechte dann erst noch ganz hehlings, um kein Aergerniß zu geben, wogegen er durchaus kein Geheimniß daraus machte, daß er ein volles Schock Kinder besaß.

Darunter war ein schmucker Knabe, Nureddin — getauft, hätt' ich beinah gesagt, Gott verzeih mir die Sünde! Der kleine Nureddin wurde bis zum achten Jahr im Frauengemach aufgezogen, wie die Landessitte vorschrieb, unter den Augen, in den Armen seiner Mutter. Zuleima war ein allerliebstes Frauenzimmer, kugelrund, wie's die Morgenländer gern haben. Der alte Türk hielt sie werth wie seinen Augapfel. Eigentlich hieß sie Mietje oder Maria, und war eines vlämischen Schiffers Kind, gebürtig von Barcht an der Schelde. Mit ihrem Vater auf der Fahrt nach Sicilien in Gefangenschaft gerathen, war sie an Achmet-Paschah verkauft worden. Die Seeräuberei war damals noch ein sehr einträgliches Geschäft, und wurde im Mittelmeer von den Berbern so schwunghaft betrieben, daß Algier, Tripoli und Tunis nur die Raubstaaten hießen. Das alte Königreich Tunis war zur Zeit ein Freistaat, von einem hohen Rath und einem erwählten Bürgermeister verwaltet. Zum Rath sagten sie Diwan, weil die Herren beim Rathen und Beschließen nicht aufrecht auf Stühlen saßen, sondern auf einem Diwan oder Lotterbettlein lungerten. Den Bürgermeister hießen sie Dey, welches Wort soviel als Oheim oder Vatersbruder bedeutet. Der rechte Landesvater war der Großtürk zu Stambul, der von seinen Kindern in Tunis nichts begehrte als das jährliche Schutzgeld und sonst noch etliche Gefälle, mit deren Einzug der türkische Paschah beauftragt war. Da nun die Tunesen richtige Zahler waren, so hatte Achmet-Paschah das gemächlichste Leben, und Muße genug, sich um seinen Hausstand zu bekümmern, was er so eifrig that, daß er jede seiner Sklavinnen und jedes seiner Kinder von Angesicht und Namen kannte, ohne sich jemals zu irren.

Wie Zuleima selber, war auch ihr Knabe Nureddin sein erklärter Liebling, dessen Alter er genau wußte. Darum sprach er eines Tages: „Der Kleine ist über sieben Jahre alt, es wird Zeit, ihn dem Hofmeister zu übergeben, denn mein Sohn muß sofort Gott und den Propheten erkennen lernen. Am Montag hast du ihn dem Lehrer zu übersenden.“ Er sagte nicht eigentlich Montag, sondern Samstag, weil der türkische Sonntag auf den Freitag fällt; doch kommt das auf Eins heraus, sobald einer erst in der Reihe damit ist. Zuleima murmelte auf vlämisch: „Des Himmels Gnade wird den Unschuldigen vor dem Fall bewahren!“ — „Was sprichst du da?“ fragte der Türk. Mit glatter Zunge antwortete das Weib in des Zwingherrn Sprache: „Groß ist die Weisheit meines Herrn! Wer wäre ich, um noch ein Wort zu sagen, nachdem er gesprochen und befohlen? Ich preise Gottes Güte, die mir einen solchen Gatten zugetheilt.“ In ihren Gedanken fügte sie hinzu: „Wie anders wollt' ich dir's sagen, du wüster Heide, fürchtete ich nicht des Hämmlings Riemengeißel!“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Wien, April.

(Fortsetzung.)

Der 14 März.

Gleich nachdem Metternich entfernt war, wurde auch die Volksbewaffnung bewilligt und die Studenten strömten von der Universität, wo sie, des Harrens müde, schon die Katheder zu zertrümmern und die Fenster einzuschlagen angefangen hatten, in das bürgerliche Zeughaus, wo sie, als die ersten Compagnien der nun zu errichtenden Nationalgarde, wehrhaft gemacht wurden. Als eine halbe Stunde darauf, gegen Mitternacht, das erste Häuflein unter Trommelschlag durch die Stadt zog, öffneten sich alle Fenster und flatterten weiße Tücher aus denselben. Die Studenten zogen zur Universität zurück, wo sie ihr Hauptquartier aufschlugen, und theilten sich dann in einzelne Rotten, die als Patrouillen in die Vorstädte hinaus marschirten, aus denen trübe Nachrichten über Arbeiterbewegungen in die Stadt einliefen. Als nämlich die Nachricht von den Vorgängen des Nachmittags am 13ten in der Stadt in die Vorstädte und die Dörfer vor den Linien gedrungen war, rottete sich jenes gefährliche, arbeitslose, aber auch arbeitsscheue Gesindel, dessen ich am Eingang dieser Schilderung erwähnte, zusammen und zog in zahlreichen Truppen gegen die Stadt, wo sie zu zerstören und zu plündern begannen. Noch in derselben Nacht wurden die Mauthgebäude an der Mariahilfer Linie gestürmt und angezündet, die Herrschaftshäuser und größeren Fabriken in den Dörfern an den Linien, Sechshaus, Fünfhaus und Braunhirschen demolirt und geplündert, alle Maschinen zerstört, die Kandelaber der Gasbeleuchtung von der eben genannten Linie bis zur Burg zertrümmert und das herausströmende Gas angezündet, das in lichterlohen Flammen diese Zerstörungsscenen grausig beleuchtete. Einzelne Truppe dieses Raubgesindels kamen in der Nacht auch in die innere Stadt, warfen die Fenster an den Regierungs- und allen unbeleuchteten Gebäuden ein, und erbrachen Gast- und Kaffeehäuser, wo man ihnen nicht umsonst zu essen und zu trinken geben wollte. Auch am nächsten Morgen setzte man das Zerstörungswerk fort und die Welle der Bewegung verbreitete sich außer dem Weichbilde der Stadt bis in eine Entfernung von drei und vier Stunden. Ueberall war es vornehmlich auf die Amtsgebäude und die Fabriken abgesehen. Hunderte von Brandlegern und Plünderern wurden am nächsten und den nachfolgenden Tagen durch die Patrouillen der Nationalgarde eingebracht; man hatte sie meistens auf frischer That ertappt.

Der Morgen des 14. März brachte die offizielle Nachricht von der Abdankung des Fürsten Metternich in der Wiener Zeitung. Daß sich an diese die wichtigsten, lange ersehnten Folgen, namentlich eine, dem Geiste der Zeit entsprechende Verfassung des großen Kaiserstaates knüpfen werde und müßte, sah Jeder voraus. Als erster Schritt erschien nun die Kundmachung, daß der Kaiser zur Herstellung von Sicherheit und Ordnung die Bildung einer Nationalgarde auf den Grundlagen „des Besitzes und der Intelligenz" angeordnet habe; ein zweites Dekret ernannte den Fürsten Alfred Windischgrätz zum Kommandirenden an der Stelle des Erzherzogs Albrecht. — Die Bildung der Nationalgarde nahm an diesem Vormittage die Bürger Wiens so in Anspruch, daß alle andern Wünsche einstweilen in den Hintergrund gedrängt wurden. Am Rathhause und in der Wohnung des Oberkommandanten, Grafen Hoyos, wo die Einreihung vorgenommen wurde, war ein Zuströmen und Drängen zur Wehrhaftmachung, das den Patrioten mit innigster Freude erfüllte. Rottenweise zogen die Eingereihten in die Zeughäuser, wo sie bewaffnet wurden, und von da aus gleich in die Vorstädte und Dörfer hinaus, um zur Herstellung der Sicherheit und Ordnung kräftig Hand anzulegen, da das Militär überall mit Hohn empfangen wurde und daher statt Exzesse zu hindern sie nur herbeiführen mußte. — An der Spitze der einzelnen Compagnien der Nationalgarde standen auch Landstände; so sah man die Grafen Breuner und Colloredo in ihrer Uniform mit Garden patrouilliren. Wo die Garden erschienen, empfing sie ein aufrichtiger, unbeschreiblicher Jubel, überall Vivatrufen, Tücherschwenken; die Frauen warfen Blumen und weiße Bänder auf die Vorbeigehenden und schenkten der Garde weiße Tücher zu Fahnen. Seit dem Morgen hatte man nämlich angefangen, sich mit weißen Kokarden zu schmücken; im Knopfloche, auf den Hüten der Männer, am Busen der Frauen sah man weiße Bänder. Erschien Einer mit einem rothen Bande, so wurde er aufgefordert, es zu beseitigen; man wollte nur eine friedliche Bewegung, jeder Gedanke an einen blutigen Zusammenstoß sollte vermieden werden. — Eine kleine Flugschrift, an die Bürger Wiens gerichtet, wurde reißend schnell verbreitet und beschäftigte alle Köpfe. Es wurde darin auf eine kräftige, bestimmte und zugleich populäre Art ausgesprochen, was der Bürger zu fordern berechtigt sey und was zum Besten des Vaterlandes gewährt werden müsse. Die Schrift war ein Leitfaden für die schwankende und unwissende Menge, stellte sie auf den gehörigen Standpunkt und zeigte ihr die Resultate, die der begonnene Freiheitskampf herbeiführen müsse, wenn er nicht umsonst gewesen seyn solle. Die Schrift soll Bauernfeld zum Verfasser haben; sie war ein Wort, und zwar das beste zu rechter Zeit und zugleich ein kühnes Wagniß, denn als sie erschien, waren wir noch in einem Dämmerungszustande und die Freiheit der Presse noch unentschieden. — Daß die Aufhebung der Censur am späten Nachmittage noch immer nicht offiziell proklamirt war, während man dieß schon Morgens erwartet hatte, erregte Unzufriedenheit und neue Zusammenrottungen. Ein großer mißvergnügter Volkshaufe zog vor das Haus des juridisch-politischen Lesevereins, den Versammlungsort der jungen freisinnigen Advokaten- und Beamtenwelt, und forderte tumultuarisch die Mitglieder auf, zu erklären, ob die geforderte Preßfreiheit bewilligt worden sey oder nicht. Die Mitglieder, selbst noch in banger Ungewißheit, versuchten die Masse, die von Minute zu Minute anschwoll und ungestümer wurde, zu beschwichtigen und sprachen vom Balkon herab manches tüchtige und freie Wort, das wohl verdient hätte aufbewahrt zu werden. Endlich brachte Professor Hye die Anzeige des Regierungspräsidenten, daß der Kaiser die Censur aufgehoben habe. Nun erst trennte sich die Volksmasse, zog unter den Ausbrüchen stürmischer Freude durch die Straßen der Stadt, küßte und umarmte sich, und brachte dem Kaiser zahllose Lebehoch.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 20.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 100. Mittwoch den 26. April 1848.

Men must learn now with pity to dispense,
For policy sits above conscience.

Shakespeare.

Genrebilder aus der Pariser Revolution.

Ich habe einmal, ich weiß wirklich nicht mehr wo, gelesen, ganz unten am Parnaß liege ein Sumpf und in diesem Sumpf treiben sich Frösche und andere quackende, wahrscheinlich fabelhafte Unthiere herum. Die Bewohner dieser morastigen Niederungen sollen bei Witterungsveränderungen ganz besonders thätig seyn, und es ist gar kein Wunder, daß sie in dem Augenblick einer Revolution schaarenweise auftauchen, ihre Stimme hören lassen und ihre sonstigen Künste zeigen. Es ist hiebei das zu bemerken, daß, während in den Sagen des Alterthums Götter und Menschen in allerlei Geflügel, Vieh und sogar Gewächs sich verwandeln oder verwandelt werden, durch eine Umkehr der Metamorphose die erwähnten mythischen Frösche und Consorten in verschiedenen Menschengestalten sich produciren.

Die Einen, schlechte Dichter und zum Theil ehemalige Spione, treten mit republikanischen Tedeums und Spottliedern gegen den gestürzten König und dessen offene oder versteckte Anhänger auf, und allenthalben in Paris kann man zwischen einem Dekret der provisorischen Regierung und dem Aufruf eines Klubs, zu Ehren der Republik und dem goldenen Zeitalter, das nun anbrechen soll, bombastische Verse lesen; an allen Straßenecken und Eingängen von öffentlichen Gebäuden, Gärten und Galerien wird man von plebejisch gekleideten Individuen angerufen und manchmal auch angefallen, die irgend eine gereimte Satire auf den Exkönig, die Exminister und was außerdem noch ex ist, so wie Lebensbeschreibungen von Louis Philippe, worin derselbe aller möglichen Gräuel und Schandthaten bezüchtigt wird, mit heiserer Stimme feilbieten. Auf den Plätzen der Stadt und da wo die Straßen sich kreuzen, sieht man häufig Gruppen von allerlei Volk um einen Bänkelsänger gebildet, der, außer der Marseillaise und dem Chor der Girondisten, politische Balladen und patriotische Gassenhauer von alten und neuen Meistern den gerührten Zuhörern so falsch als nur denkbar vorheult. Die meisten erwähnten Kunstwerke sind von derselben Muse eingegeben, die an Markt- und Festtagen die zusammengeströmte Menge von abscheulichen Mordthaten und galgenverdienstlichen Handlungen ähnlichen Schlags unterrichtet.

Ganz im nämlichen Geist und mit eben so großem Geschick ausgeführt sind, von ein paar wirklich witzigen und guten Sachen abgesehen, die zahlreichen bildlichen Darstellungen, die zu Gunsten der neugeborenen Republik und zum Schaden der Vertriebenen ausgeheckt wurden und jezt an denselben Orten zum Verkauf ausstehen, wo noch vor Kurzem Louis Philippe und seine Familie paradirten. Viele werden auch auf der Straße dem Vorübergehenden angeboten und was sie vorstellen mit unermüdlicher Stimme unabläßig wiederholt. Den ersten Rang nehmen natürlich die Bildnisse Lamartines, Ledru Rollins, Marrasts und der übrigen Väter des Vaterlands ein, die alle auf einem Blatt zum Theil lithographirt, zum Theil geprägt sind. „Das Porträt der provisorischen Regierung! kauft das wahre Porträt der provisorischen Regierung!“ rufen die Verkäufer kühn elliptisch, „die wahre provisorische Regierung, zehn Sous!“ Und wer diese Summe hat und entbehren kann, was heutzutage freilich nur bei sehr wenigen der Fall ist, greift in die Tasche und kauft sich das Blatt.

Diesen Darstellungen der Triumphatoren gegenüber stehen die Hohn- und Schmähbilder, mit denen die grausame Freude der Ueberwinder die Sache der Besiegten verunglimpft. Gegen eine solche Kränkung des Unglücks die Fahne des Zartgefühls und der Nächstenliebe erheben und mit dem seit gestern erst Stärkeren über den Gebrauch seines Rechts in dem ersten Jubel und Muthwillen des Triumphs hadern, das wäre nutzlos und thöricht. Es ist eine uralte Sitte, die den Barbaren geläufig und selbst den Griechen nicht ganz fremd war, sich an dem Feind, den man zu Boden geschlagen, zu vergreifen, und wenn manchmal der prometheische Trotz des Ueberwältigten sich in kecken Humor verwandelte, so hat gewiß eben so oft die sarkastische Laune des Siegers durch herzloses Spiel mit denen, die unterlegen, das vollstreckte Urtheil des Schicksals gefeiert, und in dem Schwarm derjenigen, die keine probehaltige Zuneigung, keine stetige Meinung haben und immer dem zufallen, der eben die Oberhand behält, finden sich immer ein paar Dutzend lustiger Gesellen, die ihr Scherflein Witz zur völligen Abtödtung des geschlagenen Theils den Herrn, die nun am Brett sind, anbieten. Die menschliche Gemeinheit tritt nun in ihrer ganzen Größe und Nacktheit auf, der Edelmuth wächst aus den Barrikaden nicht hervor, und froh muß man seyn, wenn nur die Rache mit Geist geübt wird und die Unbill den Anstand nicht übermäßig verlezt.

Das läßt sich allerdings nur von den wenigsten dieser Tageserzeugnisse sagen; nur ein paar davon sind hübsch erfunden und verletzen minder als sie ergötzen. Wenn Louis Philippe als blinder Bettler an einer Straßenecke sizt und Guizot steht neben ihm, die Violine spielend, und darunter ist Berangers bekannter Vers zu lesen:

Faites l'aumône au dernier de vos rois,

so ist dieß allerdings hart und bitter, aber auch so gut ersonnen, daß weder das Mitleid noch die Entrüstung des komischen Eindrucks recht Herr werden können. Wenn dagegen in einer andern dieser Karrikaturen, der Schlaf des Gerechten betitelt, eine scheußliche Nemesis auf der Brust des schlafenden Monarchen sizt, rechter Hand ein Erhängter, links ein Erdolchter zu sehen ist, und zwischen beiden ein abgeschlagener Kopf von einer wilden Bande an einem Seile davongeschleift wird (Anspielungen auf die Rolle, welche die verleumderische Salon- und Straßenfama dem ehemaligen Herzog von Chartres und Orleans bei dem Tod Ludwigs XVI., des Herzogs von Berry und des Prinzen von Condé zuschreibt), und damit dem wüsten Traum kein Schrecken und kein Sinnbild fehle, ein Schwarm unheimlichen Rabensteingevögels über der peinlichen Scene in den Lüften kreist: so wendet sich gewiß jeder Mensch, dessen Gefühl nicht durch den Parteigeist verdorben ist, von dem widerlichen Bilde mit Ekel und Verachtung ab. Aber ich komme nur aus der Charybdis in die Scylla und falle auf eine fürchterliche Allegorie, die mir auf vier-und-zwanzig Stunden jede weitere Bilderschau in den Straßen von Paris verleidet.

(Fortsetzung folgt.)

Mynheer van Tunis.

(Fortsetzung.)

Als die Scheidestunde nahte, sprach Miekje zu ihrem Knaben in niederdeutscher Mundart, die sie ihn hatte verstehen und reden lehren: „Der schlimme Tag bricht an, welchen ich dir längst vorher verkündet. Wir müssen uns trennen und selten werden wir uns mehr wieder sehen. Sprich, mein Kind, hast du wohl auch meine Lehren allesammt dir tief und unverwüstlich in's Herzlein geprägt?“ Mit überströmenden Augen und bebender Stimme, doch sonst ohne Fehl, sagte Nureddin den englischen Gruß, das Vaterunser und den Glauben auf, daß selber der Bischof von Antwerpen seine Freude daran gehabt hätte, wenn er zugehört. Die Engel im Himmel haben gewiß dazu gelacht. Ferner wiederholte er, in kindischer Weise zwar, aber klar und bestimmt, was die sorgliche Mutter ihn sonst gelehrt, damit er mitten unter den Ungläubigen und scheinbar selbst ein Türk, in seinem Herzen ein Christ bleibe, bis es ihm dereinst gelänge nach dem Abendland zu entweichen. Nureddin gelobte, des Mütterleins eingedenk zu bleiben, fleißig zur Himmelskönigin und zur heiligen Walpurgis zu beten, und so schieden die Beiden, bittern Leides voll, doch gefaßt und getröstet.

4.

Die Hochdeutschen haben ein Sprüchwort vom Gänserich, der über den Rhein flog; vermuthlich gilt es eben so gut vom Gigak in den Niederungen. Jan Monsen, Alards Sohn, war auf der Fahrt nach Tunis nicht munterer geworden und kam im Winter so schläfrig wieder heim, als er im Sommer von dannen gesegelt. Der alte Herr und Aalje saßen Abends just beim glimmenden Torffeuer, als der junge Herr ganz unvermuthet eintraf. Alard verwunderte sich ob der plötzlichen Ankunft. „Blitzjunge,“ sagte er, „bist du durch die Luft geflogen?“ — „Nein,“ antwortete Jan, „sondern über's Land gefahren.“ — „Du hast doch nicht Schiff und Geschirr verloren?“ fragte der Kaufherr voll banger Sorge; „es hat üble Stürme

gesezt in der lezten Zeit." — „Mein Schiff ist wohlbehalten," tröstete der junge Mann, „doch die Stürme zwangen uns zum Einlaufen in die Schelde; da sagte denn der Schiffer zu mir: junger Herr, Ihr habt das Seefahren satt; was braucht Ihr erst noch bei Wind und Wetter den Umweg durch's Vlie zu machen? — Ich ließ mich bedeuten und schlug den Landweg ein. Da bin ich, und grüß' Gott, Herr Vater und Jungfer Schwester."

„Grüß Gott, grüß Gott, und willkommen daheim. Wie ist die Fahrt sonst abgelaufen?" — „Nicht übel. Sobald ich das Schwanken erst gewohnt war, konnte ich wie daheim meine geschlagenen zwölf Glockenstunden hinter einander wegschlafen und bei Tag fünf bis sechs Stündchen duseln. Das Nichtsthun stand mir an, mit der Kost fand ich mich auch zurecht, nur fehlte mir zu Tunis eine sorgliche Schwester, die für die Rückfahrt Butter und Käse an Bord geschickt hätte." — „Was bringst du mit?" Jan zählte die Bestandtheile der Rückfracht auf, und zufrieden nickte der Vater, bis endlich der Berichterstatter schloß: „und einen lebendigen Türken."

Alard schüttelte das Haupt und meinte, das sey wohl unnützer Ballast. „Was soll dir ein Türk?" fragte auch Aalje und fügte hinzu: „einen Mohren ließe ich mir gefallen, den könntest du zum Laufjungen machen. Der Mohr kann weniger unterschlagen und veruntreuen, wie jeder andere, weil die Leute ihn kennen, und es ist erst noch ein rechter Staat, wenn so ein glänzend schwarzes Heidenbeest uns Sonntags auf dem Kirchweg die Wärmpfanne und das Gesangbuch nachträgt." — „Still, Plaudertasche!" sagte Alard, „und du, Jantje, lass' hören, wie du zum Türken gekommen? Hast du ihn gekauft oder selber gefangen, und was denkst du mit ihm zu beginnen?"

Jan berichtete darauf wie folgt: „Gefangen hab' ich im Leben noch nichts, als höchstens eine Wachtel von des Herrn Vaters Hand, und Türken sind zu Tunis nicht feil. Am Vorabend war es unserer Abfahrt, die Ladung in Ordnung, versilbert oder vergoldet jede Pfote, die wir etwa zu fürchten hatten. Selbiges Schmieren hatte viel Schmeer gekostet, doch was seyn muß, muß seyn, sagt der Schiffer. Wir lagen schon draußen auf der Rhede und warteten gerade nur auf den Wind, der ein bischen lang seiner harren ließ. Das Schiffsvolk fluchte, ich schlief unbekümmert in meiner Hangmatte und dachte: wir kommen immer noch zu rechter Zeit nach Hause. Eines Morgens bei Sonnenaufgang steh' ich auf, um auf dem Verdeck die kühle Luft zu genießen. Ich strecke und recke mich und will mich eben zurecht legen, da hör' ich's wie von Rudern plätschern, und neben mir ruft die Wache durch's Sprachrohr: ein Boot vom Land! Der Schiffer springt herbei und schilt: sicherlich wieder ein Blutegel, der uns anzapfen will! Richtig kommt auch ein Türk an Bord, ein hübscher junger Mensch, der, leutselig sich verneigend, Stirne, Mund und Herz mit der Hand berührt. Außer dem Gruß, welcher da heißt: Friede mit euch! hat er kein Wort gesprochen, sondern sich mit gekreuzten Beinen niedergesezt und seine Pfeife angezündet. Und wie wir uns noch wundern, was das alles bedeuten soll, haben die Leute aus dem Boot eine Truhe auf's Verdeck geschafft und rudern wieder landwärts. Der Schiffer redete den wunderlichen Gast an, doch der gab keine Antwort, sondern ließ den andern immerzu in sich hinein sprechen, und nickte höchstens einmal mit dem Kopf, wie ein chinesischer Pagode. Endlich rief Meister Sibert: „Aber seyd Ihr denn des Schwarzen, daß Ihr Euer Boot fortlaßt? Uebersaht Ihr etwa die blaue Flagge über dem Steuer? Sobald der Wind frischt, wickeln wir die Spieren ab, und das kann jeden Augenblick geschehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Altona, April.

Schleswig-Holsteinische Zustände

Die lezten traurigen Ereignisse in den Herzogthümern thun deutlichst dar, wie Recht diejenigen hatten, welche den Mangel einer deutschen Flotte bitter beklagten. Eine verhältnißmäßig kleine Macht, aber im Besitze einer solchen, durfte es wagen, dem gesammten deutschen Bund und dessen auf Recht begründeten Beschlüssen kecklich Troz zu bieten, und konnte im Angesicht einer unerhörten Begeisterung Siege davon tragen, die unter andern Umständen unmöglich gewesen wären. Das edelste Blut, das unserer Studenten und Freiwilligen, ist am 9. d. Mts. am Strande der Ostsee, unweit Flensburg, vergossen werden; 740 Jünglinge sind auf die dänischen Kriegsschiffe gebracht und nach Kopenhagen geschleppt, wo sie für ihre erhebenden Heldenthaten durch Schmach und Leiden aller Art jezt büßen sollen, indem man sie, allem Kriegsrechte zuwider, zu Baugefangenen gemacht und dadurch den niedrigsten Verbrechern gleich gestellt hat. An diesem Unglück, das so viele Familien schwer trifft, sind die Unthätigkeit der bereits eingerückten Preußen, die wohl Marsch-,

aber nicht Schlagordre erhalten hatten und der Aufreibung der Freicorps ruhig zusahen, die getroffenen schlechten Dispositionen der diesseitigen Befehlshaber, der gänzliche Mangel an Geschütz, Munition und Kavallerie, und endlich die völlig unbeschützte, sehr lange Küste Schuld, die, an vielen Orten treffliche Häfen darbietend, die Landung feindlicher Truppen überall gestattete. Es stellt sich jezt mit jedem Tage mehr heraus, daß die Dänen sich seit Erlaß des offenen Briefs auf einen Fall, wie er jezt eingetreten, gefaßt gemacht, und um ihm siegreich begegnen zu können, alle nur erdenklichen Vorbereitungen getroffen hatten. Alles nur einigermaßen brauchbare Geschütz und Material war entweder fortgeschleppt oder, was nicht mitgenommen werden konnte, ohne zu großes Aufsehen zu erregen, verdorben worden; ebenso hatte man es mit der Munition, ja selbst mit den Festungswerken gemacht, so daß die unglücklichen Herzogthümer, troß des hohen Muths und der Begeisterung ihrer wackern Bewohner, unfehlbar hätten erliegen müssen, wenn ihnen nicht Beistand vom deutschen Bund gekommen wäre. — Dazu hatte man von den überall angestellten dänischen Beamten sich des Verraths und der Hinterlist zu versehen, und sie waren so thätig und kühn inmitten einer ganz deutsch gesinnten Bevölkerung, daß ihre Landsleute größtentheils ihnen den gleich zu Anfang errungenen Vortheil zu verdanken haben. Von hoch gelegenen Mühlen, Kirchthürmen und andern hohen Gebäuden aus gaben diese Stockdänen oder danisirten Deutschen in den Küstenstädten der dänischen Flotte Signale, so daß jeder unbewachte Punkt zum Verderben der Deutschen augenblicklich benuzt und ausgebeutet werden konnte. In der deutschen Stadt Flensburg hat der Handels- und Schachergeist so jegliche Vaterlandsliebe unterdrückt, daß die Bewohner aus den Fenstern auf die unglücklichen fliehenden Freischaaren schossen. Flensburg ist nämlich zum Freihafen erklärt und von jeher von Dänemark besonders begünstigt worden, und um diese Vorrechte nicht einzubüßen, verrieth, mordete man die eigenen Leute! Furchtbare Rache wird aber die Verräther treffen, wir zweifeln nicht daran. Selbst hier in Altona geben sich dänische Sympathien kund und manche reiche Kaufleute — aber nur solche — werden sorgfältig bewacht und beobachtet, weil man sich von ihnen, denen der Geldbeutel Alles gilt, der größten Verrätherei und Niederträchtigkeit zu versehen hat. Bis auf diese Wenigen ist das ganze Land von einem Enthusiasmus beseelt, der den glücklichsten Erfolg verbürgt, obgleich es zur Zeit noch an Allem, besonders an einem tüchtigen Feldherrn, an einer kräftigen obersten Leitung fehlt. Nur aus diesem Umstande läßt es sich erklären, daß den tapfern, über alles Lob erhabenen Freischaaren, die sich troß ihrer unter solchen Umständen unvermeidlichen Niederlage mit unsterblichem Ruhm bedeckt, eine isolirte, durchaus ununterstüzte Stellung anwies, das verrätherische, schon früher sehr verdächtige Flensburg im Rücken, vor sich das den Dänen offene Meer; daß man dem tapfern sechzehnten Bataillon eine weit vorgeschobene Position anwies, wo es dem Angriffe dreier dänischer Bataillons mit zwölf Stücken Geschütz, während es nur zwei schlechte Feldstücke hatte, ausgesezt war und, wie auch geschah, zu Grunde gehen mußte, als das Gros der Armee sich vor der dänischen Uebermacht zurückzog. Ja, so unter aller Kritik schlecht war die Disposition getroffen, daß man weder die Freischaaren, noch das sechzehnte Bataillon von diesem Rückzug benachrichtigen konnte und beide ihrem Schicksale überlassen mußte. Die Freischaaren kämpften gleich dem sechzehnten Bataillon mit dem Muthe der Verzweiflung und nahmen dreimal die ihnen von den Dänen entrissene Stellung wieder ein; dann erst erlagen sie. Welche Erfolge hätte man mit solchen Männern erlangen müssen, wenn von oben herab nur eine halbwegs vernünftige Anordnung getroffen worden wäre!

(Fortsezung folgt.)

Aus Wien, April.

(Fortsezung.)

Der 14. März.

Der Leseverein ließ hierauf vom Balkone Fahnen mit den Inschriften: „Preßfreiheit,“ dann „Ordnung und Sicherheit“ in die Lüfte flattern und zog mit zwei derselben nach dem Josephsplatze vor das Monument des großherzigen Monarchen, der ein halbes Jahrhundert früher jenen Völkerfrühling über Oesterreich heraufführen wollte, der erst jezt für unser gesegnetes Vaterland angebrochen ist. Ein flinker Junge war bald gefunden, der auf das Denkmal kletterte, die hohe freie Stirne mit einem Blumenkranze schmückte, und in die eherne Hand, die den Zügel des Pferdes hält, auf welchem der Monarch sizt, eine Fahne mit der Devise „Preßfreiheit“ steckte. In der ausgestreckten andern Hand flatterte das Banner für „Ordnung und Sicherheit.“ Es war dieß eine der ergreifendsten und zugleich poetischsten Scenen unserer drei Reformtage. Der kühne Kletterer, den man dafür belohnen wollte, nahm nichts an. — So kam die Nacht heran und die Beleuchtung der Stadt erfolgte natürlich so wie am vorhergehenden Abend. Alle Gassen waren wie am Tage gefüllt mit Lustwandelnden, die freudigen Zurufe und Demonstrationen wollten kein Ende nehmen. Auch die Häuser sämmtlicher Vorstädte waren beleuchtet und dieses Lichtermeer gewährte von den Basteien herab einen herrlichen Anblick. Troß diesen Erscheinungen und Ausbrüchen der Freude sah man doch viele finstere Gesichter, und ein großer Theil des Volks, der intelligente ohne Ausnahme, war mit diesen vereinzelten Zugeständnissen durchaus nicht zufrieden gestellt. Die Hauptursache war, daß man für dieselben auf die Dauer keine Gewähr hatte, wenn nicht dem ganzen Reformwerke die Krone aufgesezt und dem Vaterland eine Verfassung mit verantwortlichen Ministern gewährt würde.. So schlug die freudige Stimmung nach und nach wieder in eine gedrückte, mißmuthige um, und dazu kamen noch Gerüchte, die Besorgnisse erregten und das Schlimmste erwarten ließen. Das Militär, das seit der Bürger- und Studentenbewaffnung größtentheils die Stadt verlassen hatte und auf dem Glacis vor der innern Stadt bivouakirte, hatte sich seit ein paar Stunden beinahe auf das Doppelte vermehrt durch Verstärkungen, die man selbst aus entfernteren Ortschaften hieher berufen hatte und die nun in Eilmärschen angelangt waren. Rings herum sah man ihre Wachtfeuer brennen, und die Concentrirung diese Truppenmassen mußte jezt, wo man einer friedlichen Lösung so sehnsüchtig entgegen sah, um so mehr aufregen und erbittern. Gegen Mitternacht trat Regen ein, die Lichter fingen an zu verlöschen, die Leute verschwanden von den Straßen und eine bange Ruhe, eine ängstliche Stille lag auf der Stadt. Studentenpatrouillen eilten mit einemmal in höchster Aufregung von einem Posten zum andern; es hatte sich das Gerücht verbreitet, Professor Hye sey plötzlich in seiner Wohnung aufgehoben und in Verhaft gebracht worden. Kaum war dieses Gerücht ein wenig verschollen, so wurde den Wachtposten der nächste Tagsbefehl des Kommandirenden mitgetheilt, dem zufolge Wien in Belagerungszustand erklärt war. — Die Stimmung, welche nach dieser Bekanntmachung die ohnehin gedrückten Geister ergriff, ist nicht zu beschreiben. Man war erschüttert und auf das Aergste gefaßt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 101. Donnerstag den 27. April 1848.

Dein Turban blau, und schwarz dein Haar,
Auf deiner Stirne ruhig Sinnen.

Freiligrath.

Mynheer van Tunis.

(Fortsetzung.)

„Jetzt ließ der Türk zwei Reihen blanker Zähne sehen, doch nicht als ob er beißen wollte, und deutete mit emporgestrecktem Zeigefinger auf die Spitze des Hauptmastes. Droben fing der Wimpel an sich zu regen, und nicht lange dauerte es, so stand er wagerecht von der Spille weg und züngelte lustig meerwärts hinaus. „Da haben wir's!" rief Sibert nun; „der Kerl hat den Wind im Sack wie ein Preuße. Was sollen wir mit Euch beginnen, Unglückssohn?" Der Türk reichte ihm eine Handvoll Zechinen. Worauf der Schiffer: „Und wenn Ihr mir alles Gold der Welt bötet, ich müßte doch mein Volk an die Zugleinen rufen." — „Nehmt und ruft," antwortete gleichmüthig der andere. — Da nahm Meister Sibert die Gabe, brummte dazu: habe dir's! und setzte sein Sprachrohr an den Mund. Gleich darauf mußte ich wieder an die selige Frau Mutter denken, wie einmal der Wind sich in ihrer Schürze fing, als sie mich über das Kampergestade führte. Darüber nickte ich ein. Als ich die Augen wieder aufmachte, hatte die Frau Margrieth alle Tücher straff voll Wind und Sibert brüllte eben durch sein Sprachrohr: Mann am Steuer, hole Ost-Nord-Ost! Wir waren mithin vor dem Meerbusen draußen und hielten den Lauf auf Gibraltar. Der Türk kauerte noch auf dem alten Fleck, rauchte seinen gelben krausen Levante und redete kein Sterbenswörtlein. Weil er keinen Bescheid gab, sprach auch Niemand mehr mit ihm, doch ließen wir ihm nichts fehlen, und ich verbot, ihm etwas abzunehmen.

„Ein wunderlicher Kauz," sagte Alard. — „Was mag er nur suchen?" fragte Aalje. — „Das mag der Himmel wissen," erklärte Jan; „wir müssen uns auf's Rathen legen, wenn wir neugierig sind. Meister Sibert hält ihn für einen Edelmann, der sich vor der seidenen Halsbinde fürchtet. Geld hat er, einen ganzen Sack voll, lauter venezianische Zechinen, dazu prächtige Geschmeide mit Demanten, Rubinen und andern Karfunkelsteinen. Wenn er nicht eben raucht, spielt er damit wie ein kleines Kind." Nachdenklich das Haupt auf den fetten Schultern wiegend, murmelte Aalje vor sich hin: „Jung, hübsch, reich, das ist am Ende doch noch lustiger, als wenn er ein Mohr wäre." Sie brachte eine unruhige Nacht zu, zum erstenmal vielleicht in ihrem gleichförmigen Leben.

5.

Wie am Ende Alles kommt, was uns beschieden ist, so lief auch die Frau Griethje aus der stürmischen Nordsee in die Zuidersee (Südsee), legte sich im Ei vor Anker und sandte mit andern Waaren Jantjes Türken an's Land. „Komm mit zu meines Vaters Haus," hatte der junge Monsen zu ihm auf Italienisch gesagt, und der Fremdling war ihm gefolgt, unbefangen, als müßt' es nur so seyn. Der Eintritt des Erwarteten machte auf Aalje den günstigsten Eindruck, und schwerlich bloß darum, weil er die Pantoffeln vor der Thüre ließ. Auch dem alten Herrn gefiel der stattliche junge Mann nicht übel. Der Türk grüßte, wie er's gelernt, kauerte sich dann beim Feuer nieder und wartete der Dinge, die da kommen würden. „Wär' nicht übel," sagte Alard, „wenn er's in meinem Haus so machte wie auf dem Schiff." Dann trat er

zum Gast und redete ihn entschiedenen Tones in wälscher Sprache an, welche, damals noch die allgemeine Handelssprache, vorzüglich für den Verkehr mit dem Morgenland diente. „Mein guter Freund," sagte der Kaufherr, „jedes Land hat seine Sitte, wonach der Fremdling sich zu richten hat. Als ich in meiner Jugend in Eure Heimath kam, da saß ich bei euch Türken, rauchte, schwieg und schlürfte schwarzes Wasser. Da Ihr nun aber bei mir seyd, so ziemt es sich, daß Ihr Euch auf einen Stuhl setzt und nicht schweigt, sondern Red' und Antwort gebt. Was im Morgenland grob wäre, das ist bei uns höflich."

Auf diese Rede erhob sich der Türke und versetzte: „Ehrwürdiger Greis, ich nehme gern gute Lehren an. Sagt mir, was sich ziemt, und ich werd' es vollführen." Mensen wies ihm einen Stuhl an, worauf jener sich zurecht setzte, mit einiger Mühe zwar, doch nicht ohne Glück und Schick; es gelang ihm, die Füße auf dem Estrich zu lassen, wiewohl sie unwillführlich sich immer empor hoben. „Nun sagt mir, guter Freund," hob Alard an, „und zwar fein in der Ordnung, wer Ihr seyd, was Ihr in den Niederlanden sucht?" — „Also hier ist Niederland?" fragte der Fremdling entgegen. — „Ganz gewiß," betheuerte Alard.

Da sprach der Türk vor sich hin: „Niederland, goldenes Niederland!" Er sagte das aber nicht etwa auf Wälsch, sondern auf Vlämisch, zum größten Erstaunen des Holländers, welches Erstaunen sich steigerte, als der Muhammedaner mit geläufiger Zunge in niederdeutscher Mundart das Vaterunser, den englischen Gruß und den Glauben hersagte. „Ihr seyd also ein Christ?" fragte Alard auf Holländisch. Kopfschüttelnd antwortete der Gast auf Italienisch: „Ich rede nur Fränkisch,* ehrwürdiger Greis. Was ich da hersagte, ist alles, was ich von der Niederländer Sprache noch weiß, die ich in meiner Kindheit mit meinem Mütterlein geredet, das Eures Landes war. Die Mutter ist todt, seit langen Jahren schon. Ihre Gebete behielt ich in treuem Gedächtniß, als einen Talisman, der mich einst zur Himmelskönigin und zur heiligen Walpurgis nach dem Niederland führen sollte. Es dauerte gar lange, bis ich Gelegenheit zum Entrinnen fand, doch gelang es mir, den lang gehegten Plan zu vollführen. Nun bin ich endlich zur Stelle und will mich morgenden Tages taufen lassen."

(Fortsetzung folgt.)

* Lingua franca heißt in der Levante die Verkehrssprache, deren Hauptbestandtheil Italienisch ist.

Genrebilder aus der Pariser Revolution.

(Fortsetzung.)

Für Allegorien sind nun freilich Republiken eine gute Sache, Republiken zumal nach der neuesten Mode, aus denen, der Gleichheit, oder richtiger gesagt, dem Hochmuth der Massen zu lieb, jede persönliche Geltung und Ueberlegenheit, so weit es die eigensinnige Natur nur immer zuläßt, mit Stumpf und Stiel ausgerottet wird, damit die demokratischen Abstraktionen in dem unabsehbaren Flachlande des Staates möglichst ungehindert sich verbreiten können und der gründlichen Umackerung der Gesellschaft nach den Grundsätzen der Vernunft und Aufklärung ja nichts im Weg stehe.

In den Freistaaten des Alterthums war es nicht ganz so. Das Bestehen, die Einrichtungen, das ganze Leben derselben knüpften sich an das Walten einer schützenden und lenkenden Gottheit; von der Akropolis herab herrschte Pallas Athene über das attische Volk, in Corinth führte Poseidon das dreizackige Scepter und Herzog von Delphi war der blonde Apoll. Außerdem hatten die andern Götter ihren Antheil an der Oberherrlichkeit und Verehrung, und ein zahlreicher hoher Adel von Heroen und Heroinnen hatte in ganz Griechenland nicht nur, sondern auch in einem guten Stück der übrigen Welt, unter dem Namen von Tempeln und sonstigen Heiligthümern, reiche und anmuthige Paläste, in welche das gute, gläubige Volk so gut wie in die Häuser der olympischen Götter seine Weihgeschenke und Opfergaben brachte. Da nun aber Kirche und Staat damals im engsten Zusammenhang und die Menschen mit den Unsterblichen in geheimen und öffentlichen Verwandtschaftsbeziehungen standen, so konnte es natürlich auch in dem Gebiet der Politik nicht an wundersamen und dichterischen Vorstellungen fehlen. Bis auf die Agora erstreckte sich die Sagenwelt, alle Geschäfte und Verhandlungen wurden unter der Aufsicht und Obhut eines unsichtbaren Wesens abgemacht; hier mischte sich Dionysos, dort die stolze Here ein, hier zeigte Herkules seine Keule, dort übte lang, lang nach seinem Tod der verklärte Theseus von seiner Prärogative noch einen hübschen Rest, und wurden in dieser erhabenen Gesellschaft auch ein paar direkt allegorische Figuren zugelassen, so geschah dieß in der guten Zeit nur wenn man sie schlechterdings nicht entbehren konnte, und dann auch mußten sie eben so menschlich und lebendig wie Personen von olympischem Blute selber sich geberden.

Die einige, untheilbare Republik, wie die revolutionären Führer sie heutzutage wollen, kennt keine göttlichen Gewalten als Theorien und Axiome, keine

höhere Macht, keine heilige Stimme als den Arm und den Ruf der aufgeregten Massen; statt der Grazien, der Horen und der Parzen hat sie die Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung, und wenn sie auch den Beistand der Kirche verlangt, wenn sie auch den Priestern gebietet, Gott erhalte die Republik zu singen, und das Crucifix bis in den weltlichen Garten des Palais-royal zur Einsegnung eines Freiheitsbaumes schleppt, so thut sie das nicht aus Ehrfurcht und Demuth, sondern weil es ihr gefällt, über einen Stand, der für nichts weniger als ihr gewogen gilt, und eine Sache, die von den Aposteln der Republik durchaus nicht immer geschont wurde, nach Belieben zu verfügen. Wir wollen sie Mores lehren, diese Pfaffen, hört' ich den Hauptmann der Maurergesellen am 17. März zu seinen Leuten lachend sagen, als die Zöglinge des irischen Seminars eben am Stadthaus ankamen, um der provisorischen Regierung und insbesondere dem gefürchteten Ledru Rollin ihre Aufwartung zu machen. An einigen Orten machten die Pfarrer Schwierigkeiten, als man sie zu den Freiheitsbäumen abholte; sie fanden offenbar, es sey nicht schicklich, den Weihrauch, der dem Ewigen gehört, an ein Phantom des Tages und der Mode zu verschwenden, noch gezieme es sich, ihre Gebete in die Marseillaise zu mischen, bei deren Klängen so viele Kirchen verwüstet und so viele Altäre entweiht wurden. Allein sie mochten sich sperren wie sie wollten und sich wehren so gut sie konnten; ihr Widerstand und ihre Einwendungen halfen nichts, sie mußten segnen im Namen der Freiheit, wie die Bürger beleuchten mußten im Namen der Freiheit.

Man kann es also für ausgemacht ansehen, daß hier nicht etwa ein plötzliches wundersames Innewerden dessen, was Religion und Freiheit gemein haben, sich offenbare. Die hiesigen Demokraten verstehen von der einen nicht mehr als von der andern; ja sie können beide nicht leiden. Klar ist es im Gegentheil, daß die heiligen Ceremonien bei dem republikanischen Spektakel nur als Verbrämung, als verzierende Einlage dienen; auch mögen die paar gescheidten und energischen Leute, die am 24. Februar ihr Netz über Frankreich warfen, von dieser Betheiligung der Geistlichkeit bei dergleichen plebejischen Festen politische Vortheile und namentlich wirksame Dienstleistungen bei den Wahlen sich versprechen. In ihrer Seele aber halten sie das Alles für Unsinn und für Unfug, der über kurz oder lang verschwinden und einer unverblümten, unverschleierten republikanischen Sittenlehre Platz machen müsse. Die Republik mit allen Consequenzen, das ist ihre Religion; sie kennen keine andere.

Nun ist aber der Mensch einmal so gemacht, daß er die Dinge, für die er schwärmt, nicht bloß in seinem Geiste besitzen, auf seiner Zunge geläufig umher werfen und mit den Anstrengungen seiner Kehle verherrlichen, sondern auch in irgend einer Weise versinnlicht vor Augen haben will. Ich begreife sehr gut die Juden, denen der Jehovah in den Wolken nicht genügte und die nach etwas Sichtbarem, etwas Greifbarem gelüstete; sie bildeten daher das goldene Kalb und tanzten darum herum wie echte Heiden.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Wien, April.

(Schluß.)

Die Constitution.

Unter solchen Gefühlen und Ahnungen brach der Morgen des 15. März an. Während der Vormittagsstunden war Alles rathlos, unthätig. Man harrte der Dinge, die da kommen sollten, und selbst als die Wiener erfuhren, daß der Belagerungszustand durch kaiserlichen Willen aufgehoben worden sey, bevor man noch das Mandat des Fürsten Windischgrätz gehörig publicirt hatte, konnte dieß keine freudige Aufwallung mehr herbeiführen. Die Krisis unserer politischen Abzehrung war eingetreten und die bange Ruhe, die auf der Stadt lag, nur ein Vorbote des Sturmes, der nach ihr in seiner tollsten, schrankenlosesten Gewalt ausbrechen mußte. Doch es wendete sich Alles zum Guten, und ein glücklicher Zufall führte schnell die Entscheidung herbei. — Das erste günstige Zeichen war die Ankunft des Palatins von Ungarn, der gekommen war, persönlich die Entscheidung über die Forderungen der ungarischen Stände zu holen. Stephan war immer der populärste Prinz des kaiserlichen Hauses; sein Erscheinen wurde daher mit Jubel begrüßt, die Pferde an seinem Wagen wurden ausgespannt und er im Triumph gegen die Burg gezogen. — Bald darauf fährt ein offener Wagen, langsamen Schrittes aus der Burg durch die dichten Volksmassen am Kohlmarkt. Kaum daß man seinen Augen traut: im Wagen sizt der Kaiser mit dem Erzherzog Franz Karl und dessen Sohne, dem künftigen Thronerben. Wie das Volk den Monarchen erblickt, ist alles Mißtrauen verschwunden, die Freude kennt keine Mäßigung mehr und die Liebe zu ihm sucht sich auf alle Arten zu äußern. Man drängt sich zum Wagen, reicht die Hände hinein, die der Erzherzog drückt, begleitet den Wagen Schritt für Schritt mit unaufhörlichem Jubel und will

die Pferde ausspannen. Der Kaiser bittet, dieß zu unterlassen, und weint Thränen der Rührung. — Als der Kaiser von dieser kleinen Rundfahrt durch die Hauptstraßen der Stadt zurückgekehrt war, sich von der Anhänglichkeit des Volks überzeugt und dadurch die Gewähr erhalten hatte, daß die Bewegung seit zwei Tagen nicht seiner Person, wie man ihm glauben machen wollte, sondern seinen schlechten Rathgebern gegolten habe, konnte ihn auch nichts mehe abhalten, die Wünsche des Volks im vollsten Umfange zu gewähren. Nach wenigen Stunden — gegen vier Uhr Nachmittags, am 15. März — erscheint das Manifest, das eine neue Epoche in der Geschichte Oesterreichs, in der Weltgeschichte begründet, und dem Vaterlande die Constitution verleiht.

Die Aeußerungen der Freude, die nun folgten, waren ohne Vorbereitung, ohne Gepränge, aber aus fessellosen, tief bewegten Herzen strömend, der Enthusiasmus ein allgemeiner, der Jubel ein grenzenloser. Wo man sich begegnete, drückten sich selbst Unbekannte die Hand, oder winkten sich freudig zu; Entzweite versöhnten sich in freudiger Aufwallung, und zwischen Slaven, Ungarn, Italienern und Deutschen herrschte eine Verbrüderung, die man früher zu den Unmöglichkeiten zählte. Das Militär fraternisirte mit den Bürgern und der Nationalgarde, und der tolle Freudenlärm, der aus dem Lager in die Stadt hineinschallte, zeigte deutlich genug, daß die Gesinnung des Militärs nicht so bürgerfeindlich gewesen, als man glaubte, und daß die Subordination bei fortgesezten Gewaltmaßregeln wohl in Frage gestanden wäre. — Deputationen der verschiedensten Körperschaften eilten in die Burg, um den Dank des Volkes auszusprechen. Auf die Bitten einer derselben zeigte sich der Kaiser, umgeben von mehreren Mitgliedern der kaiserlichen Familie, auf dem Balkone der Hofbibliothek am Josephsplatze dem Volk. Nachdem der tausendstimmige Freudenruf verhallt war, brachte der Kaiser seinen braven Bürgern eine Lebehoch; donnernde Vivats erschütterten als Antwort die Luft, und dazwischen schallte das „Gott erhalte." — Wo man Einen mit dem Manifeste durch die Straßen gehen sah, wurde er angehalten, man sammelte sich um ihn, und das kaiserliche Patent mußte vorgelesen und wiederholt vorgelesen werden. Landstände, Nationalgarden zu Pferd, mit kaiserlichen Trompeteen an der Spitze, eilten in die Vorstädte hinaus und verkündigten es auf allen Plätzen, so daß innerhalb einer Viertelstunde keine Seele in Wien war, die nicht von dem Umschwung und der Freiheit des Vaterlandes Kenntniß hatte. — Mitten im Freudenjubel langte eine Ständedeputation aus Preßburg an, Kossuth und Batthyany an der Spitze, um die Forderungen des Palatins kräftigst zu unterstützen; sie kam gerade im herrlichsten Entscheidungsmoment. Man geleitete sie in die Gasthöfe, stellte Ehrenwachen vor ihre Thüren und brachte ihnen donnernde Eljens. — Kossuth sprach einigemal zum Volk und am Universitätsplatz zu den Studenten begeisternde Worte. — Abends zogen dann die Ungarn mit ihrer Fahne herum; die Studenten und Nationalgarden schlossen sich an und bei glänzender Fackelbeleuchtung, unter Musikbegleitung und Absingung der Volkshymne wurde das lebensgroße Bild des Kaisers in den Straßen herumgetragen, die alle wieder illuminirt, hier und da mit sinnigen Transparenten geschmückt und mit dichten, wogenden, freudig bewegten Volksmassen erfüllt waren. Aus allen Fenstern ließen die Frauen, die während der drei Tage von dem herrlichsten Enthusiasmus beseelt waren, Tücher wehen und Fahnen flattern; Blumen fielen herab und freudige, jauchzende Zurufe erschallten unaufhörlich.

Damit ende ich die Geschichte der drei Märztage, der ereignißreichsten, inhaltschwersten, die Wien seit Jahrhunderten erlebt hat. Die bereits merkbaren Wirkungen des Umschwungs auf öffentliches Leben, Kunst und Literatur zu schildern, bleibt meinem nächsten Briefe vorbehalten.

Altona, April.

(Fortsetzung.)

Schleswig-Holsteinische Zustände.

Auch fand man das Ganze so unbegreiflich, daß man, da auch die bereits eingerückten Preußen der Vernichtung der Braven unthätig zusahen, schon Verrath witterte und meinte, man habe die edelsten Jünglinge Deutschlands absichtlich aufreiben lassen, um bei der im Werke seyn sollenden Reaktion leichteres Spiel zu haben. Indeß sey es zu Ehren der in die Herzogthümer eingerückten preußischen Truppen gesagt — es sind dieselben, welche in Berlin die Mordschlacht gegen die Bürger bestanden — daß sie der Unthätigkeit, zu der die Politik ihres Königs sie verdammt, nur mit Zähneknirschen sich fügen und vor Begierde brennen, die dem deutschen Volke von den Dänen zugefügte Schmach im Blute derselben wieder auszulöschen. Noch immer aber fehlt es an Artillerie, da Oldenburg, wie es heißt, die, welche es vertragsmäßig zu liefern hätte, nicht im Stande haben soll. Es hat, wie man sagt, die vom zehnten Armeecorps ihm dafür ausgesezten Gelder eingesteckt und das nöthige Material nicht angeschafft. Aehnlich soll Hannover es mit der Kavallerie gemacht haben, und so fehlt auch diese noch immer. — Löblich aber zeigte sich der Herzog von Braunschweig, der, als er sich durch eine Reise zur Elbe von allen diesen Uebelständen überzeugt hatte, nicht nur mit energischen Worten seinen Unwillen kund gab, sondern sogleich Befehl ertheilte, daß seine ganze Armee marschiren solle. Es lebt etwas vom Geiste seines tapfern Vaters in diesem Fürsten und er kann in der Geschichte dieser Zeit, die so manche Eiterbeulen aufdeckt, eine schöne Rolle spielen.

Nicht eben ruhmvoll ist auch das Verhalten Hamburgs bei diesem Kampfe. Zwar hat es seiner feurigen Jugend nicht verwehrt, sich in die Reihen der das Vaterland vertheidigenden Krieger zu stellen; allein offiziel thut es auch gar nichts, um seine Sympathie für die Nachbarstaaten darzuthun, und selbst zu Geldbeiträgen, wozu wackere Männer dringend und wiederholt aufforderten, scheint man nicht geneigt zu seyn: der Däne, für den Augenblick Herr der Ost- und Nordsee, könnte ja mit ein paar Kriegsschiffen die Elbe blokiren und dadurch für eine kurze Zeit den Handel unterbrechen. Schimpf und Schande über solchen Krämergeist und solche Engherzigkeit, die die Geschichte brandmarken wird! In dieser Stadt tritt überhaupt die Reaktion schon wieder keck auf, und könnte man es nur möglich machen, so würde man mit Freuden wieder zum alten, bequemen Schlendrian zurückkehren. Schon nennt man alle wahrhaften Patrioten, die sich mit voller Seele dem großen Werke der politischen und moralischen Wiedergeburt des Gesammtvaterlandes weihen, Schreier, Aufrührer, auch wohl, um sie bei der Masse zu verdächtigen, Selbstsüchtige. In Hamburg war die Begeisterung nur ein Strohfeuer und sobald sich der Rauch desselben verzogen hatte, fing man an zu berechnen, wie viele Prozente die zu erringende Freiheit wohl kosten, wie viele Bankrotte sie herbeiführen könnte, da natürlich die meisten Staatspapiere, wenn auch nur für den Augenblick, sehr im Kurse fielen und für die Spekulanten dadurch große Verlegenheiten herbeigeführt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 202. Freitag den 28. April 1848.

> Es saß das Volk der Hähne
> In seiner Stadt Paris;
> Es sträubte seine Mähne,
> Und schrie als säß's am Spieß,
> Es trieb ein rechtes Blähen,
> Und führt' ein rechtes Krähen,
> Zu aller Welt Verdrieß.
>
> Rückert.

Genrebilder aus der Pariser Revolution.

(Schluß.)

Dasselbe Bedürfniß macht sich noch heute geltend wie vor dreitausend Jahren. Die Freiheit, deren Name auf allen Fahnen eingezeichnet ist, allen öffentlichen Gebäuden mit großen Buchstaben auf der Stirne geschrieben und selbst über den Kirchenthüren getüncht steht, ist auch als stattliche Weibsperson mit Kopf und Brust, Händen und Füßen, glotzenden Augen und aufgesperrtem Mund, in unzähligen bildlichen Darstellungen zu sehen. Sie verrichtet eine Menge von großen Thaten, weist hier dem König Louis Philippe gebieterisch den Weg, steht dort mit einer Fahne in kommandirender Haltung auf einer Barrikade, fährt in der Gestalt des Erzengels Michel auf die Monarchie wie auf einen bösartigen Drachen herab, setzt, als Blusenmann verkleidet, demselben Ungethüm den Fuß auf die Brust und tritt es in den Staub, und findet bei den so zahlreichen und wichtigen Geschäften Zeit genug, um die noch geknechteten Völker Europas aus ihren Banden zu erlösen. Das thut sie natürlich alles sehr deklamatorisch; es ist so die Sitte der allegorischen Wesen; sie haben selbst kein Herz und sollen die Herzen entflammen; was kann da anders entstehen als Deklamation? Freilich, wenn ein hochbegabter Künstler mit der Seele sie durchströmt, die in ihm wohnt, und mit dem Feuer sie durchglüht, das in ihm brennt, da können auch aus der stoff- und formlosen Abstraktion Gebilde hervorgehen, die, wenn ich so sagen darf, Fleisch und Blut, Herz und Sinne haben, die Grimm und Abscheu, Lust und Begeisterung, kurz alle Gefühle fühlen so wie wir.

Von dieser Art ist die Reliefgruppe von Rudde an dem Triumphbogen der elysäischen Felder, die das Aufstehen des republikanischen Heerbanns in den ersten neunziger Jahren darstellt. Rudde ist durch und durch Parteimann, ein eiserner Republikaner, dabei mit einer patriotischen Ehrfurcht, wie sie selbst der gemeine Mann nur in wenigen Provinzen Frankreichs noch bewahrt hat, für die Kriegszüge und Kriegshelden der Revolution eingenommen, und vermengt, ganz wie der gemeine Mann es thut, in seinem Herzen und in seiner Phantasie die Ideen von Freiheit, Gleichheit u. s. w. mit den Erinnerungen des kaiserlichen Adels. Aber nicht bloß Parteimann, auch ein tüchtiger Bildhauer, nach meinem Dafürhalten unter seinen lebenden Landsleuten der erste Künstler seines Fachs, ist Rudde für jene Gruppe gewiß der rechte Mann.

Wer sollte nicht auf sie hören, auf diese Göttin, die in den Lüften zwischen einem Bündel von Waffen und Fahnen dahin fährt und Alles, was einen Speer, was ein Schwert zu tragen vermag, zum Kampf für Haus und Herd, für Ruhm und Freiheit fordert! Und ihrem Ruf folgt ein Mann, ein reifer, ein fertiger, ein gerüsteter Mann, und dem Mann stürmt mit schlachtbegierigem Antlitz ein Jüngling, ein nackter Jüngling nach; nur seine Füße sind, damit er des Rosses Bügel fester greife, ritterlich bekleidet; ein Krieger biegt mit tyrannischer Faust den widerspenstigen Bogen, und im Hintergrund steht ein Greis diesem Aufschwung beglückt und ermuthigend zu. Diese Göttin ist, heißt es, die römische Bellona; Bekleidung

und Wehrgeräthe gehören dem Alterthum, und dennoch weht und lebt hier die neue Zeit, die Marseillaise hör' ich brausen, es tönt mir in's Herz der fürchterliche Ruf: das Vaterland, das Vaterland ist in Gefahr! Und finde ich auch da eine Linie zu eckig und dort eine Bewegung zu geschlitzt, so wie manches Rohe hin und wieder, so kehr' ich mich doch nicht an diese schwachen Einwürfe gegen mein übermächtiges Gefühl, und gebe mich dieser kühnen, gewaltigen Beredtsamkeit mit ganzer Seele hin.

Damit die allegorischen Kindereien, die bei Gelegenheit der Februartage das Licht der Welt erblickten, im Ernst vergleichen wollen, das hieße die verschiedenen Stadtgeschichten und Anekdoten, womit der neueste siegreiche Krawall, dessen Paris sich rühmt, die allzeitfertigen Verfertiger von Zeitungsnachrichten und Abbildungen so reichlich versorgt hat, auf dieselbe Linie mit Rivoli und Abukir, Hohenlinden und Marengo stellen.

Wahrlich, es ist nicht zu zählen, wie viel Züge von Heldenmuth und Hochsinn, von Patriotismus und Aufopferung, wie viel treffende Antworten und rührende Redensarten aus den drei Tagen oder drei Stunden des großen Freiheitskampfs in dem Publikum verbreitet und von den leichtgläubigen Parisern als Beispiele einer herrlichen Erneuerung des Nationalcharakters gierig hingenommen wurden. Das Volk hat alle erdenklichen guten Eigenschaften; es ist muthig, zum Kampf bereit und zum Kampf geschickt; kein Mensch wird ihm das absprechen. Auch daß es Hunger, selbst Durst ertragen kann, und gegen Entbehrungen nicht voreilig murrt, auch das hat es bewiesen. Daß es gutmüthig ist und lenksam, Niemand weiß das besser als die Führer der geheimen Gesellschaften, und diejenigen, die es für leicht zu berücken und zu verhetzen halten, werden ihm gleichfalls den Ruf der Gelehrigkeit nicht abstreiten. Auch uneigennützig soll es seyn; darüber sind die Stimmen wohl getheilt, aber doch gewiß ist es heutzutage nicht gerathen, das Gegentheil zu behaupten. Aber nun wird es auch, das Pariser Volk, ich sage, ich sage noch einmal, das Pariser Volk, als fromm und christlich gepriesen. Ein großes Wesen wird daraus gemacht, daß es das Crucifix der Tuilerienkapelle nicht zerschlug, und die Sache als volksthümliche Legende durch Schrift und Bild nach Kräften ausposaunt. Ueberdieß sey ja der Wahlspruch der Republik, Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft, das lauterste Christenthum von der Welt und Christus nicht sowohl der von den Propheten verheißene Erlöser, als selbst der Vorläufer Ledru Rollins und der Prophet Louis Blancs gewesen. Es sey dieser Christus, sagte mir mit wichtiger Miene ein überaus gesprächiger Cabrioletkutscher, ein großer Mann und eigentlich ein Sansculotte gewesen, das sey jezt kein Geheimniß mehr, das wisse der gemeine Mann jezt eben so gut als die großen Herrn. „Aber eigentlich," sezte er sich verbessernd schnell hinzu, „eigentlich gibt es gar keinen gemeinen Mann und keine großen Herrn mehr; jezt ist Alles gleich." Ich weiß nicht, ob besagter Kutscher ein Privatgelehrter, der auf seine eigene Faust philosophirt, oder ein getreuer Dragoman der in dem Reich der Proletarier gangbaren Ideen ist; auf jeden Fall war ich von dieser Probe frommer, christlicher Denkart in nicht geringem Grad erbaut.

Wie dem auch sey, für fromm und christlich will ich das Pariser souveräne Volk immer gelten lassen; nun tritt aber ein verkommener Belletrist, der vor einigen Jahren durch parfümirte Lebensbeschreibungen der kleinen Poeten und vorzüglichsten Loretten des achtzehnten Jahrhunderts sich eine Art Namen gemacht hatte, mit der großartigen Entdeckung auf: dieses souveräne Pariser Volk, oder, wie sich ein witziger Korrespondent der Allgemeinen Zeitung genauer ausdrückt, dieser souveräne Pöbel verdiene nicht nur den Ruhm der Herzhaftigkeit, der Lenksamkeit, der Uneigennützigkeit und der Frömmigkeit, sondern er sey auch wesentlich romantischer Natur (rêveur).

Einen solchen Ausspruch kann allerdings nur der in vollem Ernst nehmen, der die Zustände des hiesigen Parnasses nicht kennt. Man muß gerecht seyn und Niemanden eine Thorheit unterschieben, deren er nicht fähig ist. Die Sache verhält sich so. Ein Pariser Literat hält zwar seine Unsterblichkeit für fest gesichert und schreibt daher in den Tag hinein; was ihm durch den Kopf geht, bringt er ohne Wahl und Zaudern auf den Markt. Wohl ist er nicht wenig eitel, allein er schämt sich doch einer Dummheit nicht und sagt sie so dreist und burschikos, daß sie die Menge fast immer kapert und selbst gescheidten Köpfen mitunter wie eine Wahrheit vorkommt. Denjenigen, die nicht in die Falle gehen, sagt man: Siehst du nicht, mein Lieber, daß es Ironie, nichts ist als Ironie? Dann lacht man laut über die guten Narren, die dergleichen schillernden Unsinn für baare Münze nehmen. Das ist die Mode des Pariser Literaten, das ist, wenn ich drei bis vier Dutzend — denn höher belaufen sich die Gewissenhaften nicht — davon abziehe, das System der ganzen Zunft.

Diesen Mißbrauch wird die Revolution schwerlich abstellen, wenn sie noch so viel fegt und säubert, jätet und rodet. Die Bedingungen der Arbeit kann sie, wenn ihr Gott das Leben läßt, vielleicht einigermaßen verbessern; die Arbeiter, und gar die Literaten, die werden immer bleiben was sie immer waren.

Mynheer van Tunis.

(Fortsetzung.)

„Nicht so hastig, mein Sohn!“ fiel ihm der Kaufherr in's Wort; „das geht nicht so geschwind, wie wenn einer zu eurem Koran schwört. Erst müßt Ihr Unterricht vom Geistlichen erhalten über Geist und Wesen des Christenthums, und gründlich verstehen lernen, was Ihr bekennen wollt. Das Christenthum ist ein Anbeten Gottes im Geist und in der Wahrheit, gegründet auf klares Verständniß. Doch scheint es, daß Eure Frau Mutter römisch-katholisch war?“ — „Nein, eine Niederländerin,“ beschied der Fremdling treuherzig. Der Holländer lächelte. „Das gute Kind,“ sagte er dabei zu Aalje gewendet, „es weiß nichts von der geläuterten Lehre. Wir wollen uns rechtschaffen seiner annehmen, damit er nicht aus einer Finsterniß in die andere gerathe.“ Zum Gast sprach er weiter: „Wie heißt Ihr? wer ist Euer Vater? was habt Ihr gelernt?“ — „Ich besitze eigentlich noch keinen Namen, bevor ich getauft bin,“ lautete die Antwort; „da aber mein Ohr nimmermehr vernehmen will, auf was es sonst zu hören gewohnt war, so nennt mich einstweilen Maria.“ — „Das ist ja ein Weibername!“ — „Was thut's?“ — „Nur bei den römischen Götzendienern nennen sich Männer zuweilen so.“ — „Die Götzendiener sogar kennen den Namen der Gebenedeiten?“ — „Laßt das jezt. Wir wollen Euch eben kurzweg den Herrn von Tunis nennen. Das ist nicht gelogen und gibt Niemand Aergerniß.“ Der Gast ließ sich die Auskunft gefallen, wiewohl er das Mißbehagen am Namen der Himmelskönigin und seiner Mutter nicht begriff. Die Auskunft, welche er auf die ferneren Fragen ertheilte, war nicht sehr ausführlich. Er besitze gar keinen Vater, behauptete Mynheer van Tunis, und gelernt habe er nichts, als ein bischen Lesen, Schreiben und Rechnen, nebst dem Koran.

„Womit wollt Ihr Euer Leben verdienen?“ forschte Alard weiter. — „Ich besitze, wessen ich bedarf,“ versezte Tunis, und nannte den Betrag seines Schatzes. Monsen schüttelte das Haupt. „Ein Christ,“ sagte er streng, „muß beten und arbeiten, sey er reich oder arm. Der Müssiggänger und Tagedieb gefällt dem Himmel nicht.“ — „Wenn das ist,“ sprach der zukünftige Christ, „so werde ich suchen, etwas zu arbeiten; gebt mir Anleitung dazu.“ Diese Fügsamkeit gefiel dem Kaufherrn wie den Seinen überaus wohl. „Es soll geschehen, mein Kind,“ sprach Alard; „doch für's Erste wird nöthig seyn, Eure Außenseite zu verwandeln. Das Haar ist Euch auf der Reise schon ziemlich gewachsen. Vom Bart ist wegzuscheeren, was hierlands nicht getragen wird, und der Schnauzbart auf gut holländisch zuzustutzen. Der graue Filzhut, das geschlizte Wamms, die Pluderhose und der schwarze Lederschuh sollen Tulbend, Kaftan und Baboschen ersetzen. Der Platz von Amsterdam muß auch auf die Muhammedaner Rücksicht nehmen. Zu einem Christenmenschen Euch ganz und gar zu verwandeln, das wehrt uns Niemand; doch einen Türken in seinem Kaftan zu taufen und den Getauften zu hegen, das könnte böse Früchte zu Stambul, zu Alexandria, zu Tunis und sonstwo tragen.“

6.

Eine geraume Weile war vergangen und Jantje hätte in dem stattlichen Junker seinen lebendigen Türken kaum wieder erkannt. Jantje war übrigens nicht zur Stelle; er hatte dem Seefahren Geschmack abgewonnen, weil es am Bord keine Posttage gab und kein strenger Vater ihn zur Thätigkeit antrieb, so daß die Woche sechs blaue Montage brachte und am Sonntag kein Kirchgang die Behaglichkeit beeinträchtigte. — Der Fremdling trug die abendländische Tracht, als wär' er darin aufgewachsen, und sie stand ihm gar wohl an. Auf den Schnee der breiten Spitzenkrause fielen, glänzend wie geglättetes Ebenholz, schwarze Locken in reicher Fülle nieder. Ein schwarzer Schnauzbart überschattete unter der kedgezeichneten Adlernase den brennendrothen Mund; nicht minder schwarze Brauen wölbten sich, schier mädchenhaft, über einem kornblumenblauen Augenpaar, dem Erbtheil der Mutter. Der kurze Mantel auf der linken Schulter verbarg nicht den schlanken Wuchs, umspannt vom knappen Wamms, gehoben durch die faltenreiche Pluderhose, worunter die Beine stark, straff und dennoch von vollendeter Zierlichkeit, mit vollen Waden, feingefesselten Knöcheln und wohlgeformten Füßen als würdige Stützen den trefflichen Bau trugen. Das Gesicht wies ein unverkennbar morgenländisches Gepräge, wie es bei uns für jüdisch gilt, doch von so stolzem, adligem Ausdruck, daß seinen Eigner kaum der ungeübteste Blick dem verworfenen Volke beigezählt hätte.

Mit dem Lernen der Landessprache war es dem Türken ungefähr ergangen wie einem, der ein altes Bild von vieljährigem Staube reinigt. Nichts anderes beinahe war zu thun gewesen, als die unverwischten Eindrücke der Kinderzeit aufzufrischen, und Tunis sprach so geläufig Holländisch, als er früher Vlämisch geredet, welche niederdeutschen Mundarten damals noch weniger gesondert seyn mochten, als heutzutag. Auch in des Landes Art und Sitte wußte sich der Neuling trefflich zu schicken. Er trank mit Vergnügen braunes Bier, wie rothen oder weißen Wein, rauchte statt des Krulls den Knaster aus

Amerika, hatte das duftende Weichselrohr mit der zerbrechlichen Thonpfeife vertauscht, saß aufrecht bei Tisch, und wunderte sich gar nicht mehr, daß die Frauenzimmer sich unbedeckten Antlizes zeigten, nach Belieben allein ausgingen, die häuslichen Angelegenheiten besorgten und mit den Männern wie mit ihres Gleichen umgingen. Sogar das fand er erträglich, doch ganz zulezt, daß die Dienstleistungen im Haus nicht von leibeigenen Leuten besorgt wurden, und daß die Gebieter selber tanzten, während die Dienstboten müßig dasitzen durften.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Altona, April.

(Fortsetzung.)

Schleswig-Holsteinische Zustände.

Um diesen schmählichen Abfall von der Sache des Vaterlandes zu beschönigen, hört man jezt hie und da Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit der Forderungen der Herzogthümer Dänemark gegenüber aussprechen. Leicht würde man sich aus vielen über diesen Gegenstand geschriebenen trefflichen und die Sache erschöpfenden Schriften davon überzeugen können, daß die Herzogthümer im vollsten Rechte sind, wenn sie darauf bestehen Deutsche zu bleiben; aber man ist entweder zu bequem dazu, oder man scheut sich, eine solche Ueberzeugung zu gewinnen, weil man dadurch in noch schlechterem Lichte, dem gesammten Vaterlande gegenüber, erscheinen würde. Die königliche Wittwe, Karoline Amalie, eine Schwester des Herzogs von Augustenburg, des nächsten Agnaten in Bezug auf die Herzogthümer, soll so von dem Rechte der leztern durchdrungen gewesen seyn, daß der Frieden ihrer Ehe mit Christian VIII. dadurch gestört wurde, und daß diese edle und gerechte Frau selbst jezt noch eben so denkt, zeigt das traurige Loos, das ihr in diesen Tagen von ihrem Stiefsohne, dem jetzigen Könige Friedrich VII., bereitet wurde. Des Einverständnisses mit den Schleswig-Holsteinern und ihren Brüdern, den Augustenburgern, beschuldigt, hat man sie als Gefangene nach der Festung Kronenburg gebracht, und bei dem bekannten Charakter des Königs, der überdieß diese treffliche Stiefmutter nie liebte, schon weil sie die Nachfolgerin seiner wegen grober Untreue weggejagten Mutter (Charlotte von Mecklenburg) geworden war, dürfte ihr Loos ein sehr beklagenswerthes seyn, wenn beim Friedensschlusse ihre Freilassung nicht mit bedungen würde. Sie wird beschuldigt, Briefe und Kleinodien ihren Brüdern haben senden zu wollen, die dann beim Zollamte aufgefangen und in die Hände ihres Stiefsohns geliefert wurden. Karoline Amalie ist eine der edelsten, frömmsten und gebildetsten Frauen und von jeher eine Mutter des Volks gewesen; deßhalb findet ihr Schicksal selbst bei den enragirten Dänen die aufrichtigste Theilnahme. Wahrscheinlich hat diese Fürstin erst einen Theil ihres Vermögens, dann sich selbst in Sicherheit bringen wollen, weil ihre Stellung, als Deutsche inmitten der fanatisirten Dänen, nicht mehr haltbar war, was ihr leider mißlungen.

Da man auch gegen den Feind gerecht seyn muß, stehe ich nicht an zu bekennen, daß die als Kriegsmacht seither so gering angeschlagene dänische Nation, im Verein mit ihrem Könige, eine außerordentliche Energie und eine lobenswerthe Vaterlandsliebe an den Tag legt, auch eine nicht gering anzuschlagende Hurtigkeit, Besonnenheit, Einsicht und Tapferkeit zeigt. Es stellt sich zugleich heraus, daß die dänische Marine, die lange Zeit hindurch nach der Englands die erste war, jezt keineswegs so tief herabgekommen ist, als man im übrigen Europa, nach ihrer Zerstörung im Jahre 1807 durch die Engländer, glaubte. Auf der Ostsee zeigen sich eine Menge trefflich ausgerüsteter Kriegsschiffe, die wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen, jezt die ganze Küste bedrohen. Die dänischen Seeleute genießen überdieß eines wohlverdienten Rufes und dürften es selbst mit den so sehr gepriesenen englischen dreist aufnehmen können. Dabei kennen sie die Ostsee, die ja ihre Heimath ist, von Grund aus, und so dürfte der Ausgang des begonnenen Krieges kaum ein zweifelhafter seyn, wenn England sich bei der Blokirung der Elbe neutral verhielte, woran aber nicht zu denken ist, und das Schicksal Norddeutschlands auf dem Meere entschieden werden müßte. Das wird es aber nicht! Ein Blick auf die Karte wird genügen, um zu zeigen, wo der Frieden erkämpft, die Freiheit der Herzogthümer errungen werden wird: in Jütland nämlich, das, nach dem Abfalle der Herzogthümer, den besten Theil des dänischen Reichs ausmacht. In diese Halbinsel wird das jezt mit Macht heranziehende zehnte Bundesarmeecorps, das in wenigen Tagen vollzählig seyn wird, die ihm entgegenstehenden 20,000 Mann Dänen zurückdrängen; auf ihren grünen Weideplätzen wird die Hauptschlacht geschlagen und der Frieden Dänemark diktirt werden, das, da wir keine Flotte der seinigen entgegen zu setzen haben, nur hier verwundbar ist. Wäre ganz Dänemark ein Inselreich und dürfte es sich überdieß offen auf Schweden und Rußland stützen, wie es dieß wohl im Geheimen darf, so wäre ein Ende dieses Kriegs kaum abzusehen; aber Jütland, ohne das Dänemark zur Null herabsinkt, ist seine Achillesferse und die Eifersucht Englands auf seine Seemacht kein Popanz. Ein einziges Blokadeschiff vor die Mündung der Elbe gelegt — und damit drohen die Dänen — würde der Sache noch schneller ein Ende machen, denn das würde von England als eine Kriegserklärung angesehen werden. — Für den Augenblick befindet sich das Herzogthum Schleswig, da die Dänen fast gänzlich Meister darin sind, in traurigem Zustand, schon weil seine Bewohner nicht wie gewöhnliche Feinde betrachtet, sondern wie rebellische Unterthanen behandelt und gezüchtigt werden. Man schleppt die Beamten, die Freunde der deutschen Sache, weg, bringt sie zu Schiff und erlaubt sich jede nur erdenkliche Grausamkeit gegen sie, indem man sie zugleich noch mit späterer, weit fürchterlicherer Rache bedroht.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 103. Sonnabend den 29. April 1848.

— In den heißen Gluten
Die Zeit, ein Phönix, sich erneut.
Uhland.

Gedichte von Rudolph Marggraff.

Der neue Geist.

Durch alle Länder wandert
Ein wunderbarer Mann
Mit raschen, weiten Schritten,
Daß man kaum folgen kann;
Wie ein Gespenst gefürchtet,
War der gar lange Zeit,
Wohin er kam, dem Hohne
Und wildem Haß geweiht.

Doch fühlt' er seiner Arme
Starkmüthige Riesenkraft;
Damit hat er sich plötzlich
Aus seiner Schmach gerafft,
Und was auf eisenfesten
Grundsäulen sonst geruht,
Als morschen alten Plunder
Geopfert seiner Wuth.

So schreitet frisch gewappnet
Der Held durch Stadt und Land
Mit Mannestrotz und Würde,
Vorwärts den Sinn gewandt.
Vom Blitze seines Auges
Wird hell die tiefste Nacht,
Und Unrecht, Lüge, Willkür
Zu schwerem Fall gebracht.

Und wie die Sonne täglich
Ihr neues Licht uns bringt,
Und wie Natur im Frühling
Sich jedes Jahr verjüngt,
So altert auch des Helden
Thatkraft und Antlitz nie,
Mit ewiger Jugend lebt er
In trauter Harmonie.

Und fragt ihr, wen als Wunder
Dieß Lied so glühend preist:
Es ist der Geist der Zeiten,
Die neue Zeit im Geist,
Der sich aus eigner Quelle
Zu höhrem Seyn erzeugt,
Und stirbt er, wie der Phönix
Neu aus der Asche steigt.

Das Crucifix.

Wirr eilt dem Aufruhrschwarme
Der König zu entfliehn;
Es wankt der Fuß, am Arme
Lehnt er der Königin.
Der über Land und Leute
Geherrscht und hoch gestrebt,
Nun, bittrer Noth zur Beute,
Vor dunkler Zukunft bebt.

Wo friedensstolz gehauset
Der königliche Stamm,
Verwüstung da erbrauset
In Blut und Rauch und Flamm'.
Das Volk nimmt die Paläste
Als Sieger in Besitz:
Das sind gar seltne Gäste
Und von besonderm Witz.

Man reißt die Sammttapeten
Herab mit zorniger Hand,
Daß ihre Fetzen wehten
Von blutbespritzter Wand.
Die Spiegel von Krystallen
Klirr'n auf den Marmelstein,
Und durch die Säulenhallen
Wallt Pulverdampf herein.

Auf seidenem Gestühle
Liegt, wer verwundet ist;
Da ruft's aus dem Gewühle:
„Entzwei den Thron! Ihr wißt,
Hier saß durch achtzehn Jahre
Der Volkshaß zu Gericht;
Auf denn, macht ihn zur Bahre
Des Königthums, das bricht!"

Sie werfen auf die Straße
Hinab den goldnen Thron,
Der ihrem grimmen Hasse
Zum Spotte dient und Hohn,
Bis helle Feuerflammen
Mitleidig ihn umfahn,
Zu Asche sinkt zusammen,
Was Schein nur war und Wahn.

Zertrümmert und geplündert
Wird so das Königshaus;
Doch sagt, was jählings mindert
Der Stürmenden Gebraus?
Sie neigen sich zur Erde
Mit ernstem Angesicht,
Demüthig von Geberde,
Im Blick des Glaubens Licht.

Kunstreich geformt ein Bildniß
Des Welterlösers, schaut!
Hat der Gemüther Wildniß
Mit Frieden überthaut.
„Seht her — so mahnet Einer —
Der da ist unser Herr!
Und außer ihm ist Keiner,
Der dessen würdig wär'!"

Sie tragen zur Kapelle
Das hehre Gottesbild,
Aus dessen Wunden helle
Der Strom der Liebe quillt.
„Grüßt — schallt es da inmitten
Der Plündrer — grüßt den Christ,
Der einst für uns gelitten,
Nur unser König ist;

Grüßt ihn, der gleicher Rechte
Uns Alle würdig fand,
Danieder warf die Mächte,
So Reichthum schuf und Stand,
Mit wahrheitskräftigem Hiebe
Die Lügnerzunft erschlug,
Siegreich der Bruderliebe
Hochheilges Banner trug!"

Und als das Bild zur Stelle
In Rochus Kirche war,
Kniet betend an der Schwelle
Lammfromm die wilde Schaar;
Dann sind zurück die Muth'gen
Mit blitzendem Rächerschwert,
Siegstrunken zu dem blut'gen
Verjüngungskampf gekehrt.

Mynheer van Tunis.

(Fortsetzung.)

Kurz, alles paßte und klappte, bis auf Eines: Mynheer van Tunis war immer noch nicht getauft, und so oft Alard Monsen den geistlichen Herrn drängte, die heilige Handlung vorzunehmen, eben so oft erhielt er vom achselzuckenden „Domine" den Bescheid: „Ich kann ihn nicht taufen, so lange er steif und fest darauf besteht, Maria zu heißen, den englischen Gruß zu beten und sein Glaubensbekenntniß abzulegen, wie er's von seiner papistischen Mutter erlernt. Ich lass' es nicht an guten Lehren und Ermahnungen fehlen, doch unveränderlich lautet sein Bescheid: Wähnt Ihr, hochwürdiger Herr, daß ich darum Vaterland, Reichthümer und vier schöne Weiber verlassen habe, um hernach dennoch nicht zu thun, was ich der sterbenden Mutter verheißen? Eben so gut, oder vielmehr noch besser wär' ich mit gekreuzten Beinen bei meinem Tschibuk sitzen geblieben. Euer Christenthum ist gut, ich bin von Eurer Sittenlehre tief durchdrungen, doch will der Prophet auch nur tugendhafte Leute, und Ihr habt nichts voraus, wenn nicht die seligste Jungfrau Maria und die heilige Walpurgis. Durch beider Hülfe will ich im Jenseits dahin kommen, wohin meiner Mutter nachzuwandeln ich gelobt. Ohne das hätte ich die sonnige Heimath nie mit Eurem Nebelland vertauscht, eben so wenig als für des Christenvolkes einförmiges Himmelreich das blühende, duftende Land der Verheißung hingegeben, wo alle Freuden dieses Lebens den Gläubigen erwarten, in überschwänglicher Fülle und dennoch ohne je, wie hienieden, den Reiz der Neuheit einzubüßen. — Wie wollt Ihr," fügte

der Domine hinzu, „daß ich ihn für einen Christen anerkenne, so lange er noch meint, mit Muhammeds Lehre nicht dem Bösen und seinen Werken abzusagen, sondern wirklich und wahrhaftig ein Paradies zu verscherzen?" Alard sagte wohl dagegen: „Um so anerkennenswerther bleibt seine Gesinnung, wenn er mit dem Uebertritt nicht zu gewinnen, sondern zu verlieren glaubt;" der Domine ließ aber solchen Grund nicht gelten und beharrte steif und fest darauf, den Neubekehrten nicht eher des Taufbundes theilhaftig zu machen, als bis derselbe durch und durch vom Geist des „geläuterten" Christenthums durchdrungen sey, worunter der Prediger natürlich seine eigene Lehre verstand.

7.

Wenn wir den Ausdruck „Börse" vernehmen, so denken wir unwillkührlich an Lug und Trug. Die Börse von heutzutag ist die ächte, die große Spielhölle, worin die Machthaber unangefochten ihren Raub gewinnen, während die Bankhalter der grünen Tische auf's heftigste angefeindet werden, nur weil sie im Vergleich zu jenen die kleinen Diebe des Sprüchwortes vorstellen. Früher war aber die Börse keine Räuberhöhle, sondern ein ehrliches Kaufhaus, und von der zu Amsterdam hieß es, daß daselbst die ganze Welt verhandelt werde. „Allhier finden sich," sagt ein Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts, „neben den hoch- und niederdeutschen Kaufleuten, auch Polen, Ungarn, Wälsche, Franzosen, Spanier, Moskowiter, Perser, Türken, ja zuweilen Indier und andere Fremdlinge. Hier redet man von Einkauf und Werth der Waaren, vom Vertauschen der Kaufmannsgüter, vom Laden und Entladen der Schiffe, von Wechseln und Wiederwechseln. Ja hier erfähret man den Zustand aller Königreiche und Länder der ganzen Welt, auch was sich in denselben Denkwürdiges begibt." Der Wichtigkeit des Gebäudes war sein Aeußeres angemessen, zierlich und ansehnlich, so daß die Amsterdamer vielleicht nicht ganz im Unrecht waren, wenn sie ihres Kaufhauses Ruhm dem Tempel von Ephesus und andern gepriesenen Werken des Alterthums gegenüber stellten.

Unter den Tausenden, welche zwischen der Mittagsstunde und Ein Uhr ab und zu strömend den viereckigen Hof der Börse besuchten, zeigte sich Alard Monsen ziemlich oft, und jezt um so fleißiger, weil er sich Mühe gab, seinen Schützling aus Tunis in die Künste des großen Verkehrs einzuweihen. Und da sie eines Tages am Gestade gegen den großen Dammmarkt hinauf wandelten, sagte der Kaufherr: „Ihr habt sicherlich keines meiner Worte vergessen, lieber Herr von Tunis?" — „Sie stehen wie in Erz gegraben vor meiner Seele," versicherte der Türk, „und ich will heut unter Euern Augen meine kaufmännische Laufbahn beginnen." — „Gut, mein Sohn, gut," fuhr Alard fort; „ich werde dabei stehen, doch kein Wort drein reden. Erstens heißt's bei mir: selbst ist der Mann; zweitens würde meine Einmischung mir vor den Augen der Handelschaft eine Art Verantwortlichkeit aufladen, die ich nicht zu übernehmen meine. Ich schieße Eurem Unternehmen zu, was Euch an Eigenem fehlt, und da werden wir, denk' ich, mit etwa dreißigtausend Goldgulden * ausreichen. So könnt Ihr baar bezahlen, wie's dem Anfänger vor allen ziemt."

(Fortsetzung folgt.)

* Der Goldgulden zählt 28 Stüber (acht mehr als der gewöhnliche) und war namentlich beim Kornhandel die ausschließliche Rechnungsmünze.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Mauerprojekte. — Klub der Miethsleute.

Wer im Auslande die Pariser Blätter liest, kann sich unmöglich einen richtigen Begriff von dem Zustand der Dinge in Paris machen, so verworren sehen jene aus, so unvollkommen schildern sie die Vorgänge; freilich geht so Vieles vor, daß es sehr schwer ist, das Ganze zusammenzufassen und eine richtige Vorstellung davon zu geben. Wir leben in einer Art Chaos; endlich wird hoffentlich Licht und Ordnung hineinkommen, aber bis jezt fehlt beides, und die Blätter der jezt am Ruder sitzenden Partei täuschen ihre Leser gröblich, wenn sie ihnen die jetzige Zeit als ein goldenes Zeitalter darstellen. Niemand sieht ab, wie es morgen, wie es in einer Woche seyn wird, so wenig Stetigkeit scheint das Gegenwärtige zu haben. Der einzige, leider unzweifelhafte Umstand, der eben in besagten optimistischen Blättern mit Stillschweigen übergangen wird, ist die Zerrüttung des Gewerbfleißes und des Handels, der Mangel an Geld, die Erschöpfung der Hülfsmittel, um sich lezteres zu verschaffen. An Rath fehlt es allerdings nicht, und da die Anschlagzettel jezt die gewöhnliche Art zum Volke zu reden geworden sind, so ist das Lesen an den Mauern eine förmliche Tagesbeschäftigung

geworden. Ich habe einen solchen angeschlagenen Aufruf gesehen, der „Menschenliebe und Gerechtigkeit" betitelt ist. Der Mann, welcher hier sich die Mühe gegeben hat, seine Einfälle drucken zu lassen, meint es offenbar recht gut. Alle Menschen sollen sich wie Brüder lieben und betragen, mithin allen Parteihaß in ihrem Herzen ersticken; die Kronprätendenten sollen ihre Ansprüche auf dem Altar des Vaterlands niederlegen; die Bürger sollen untereinander ihre Streitigkeiten schlichten, und in jeder Straße oder jedem Stadtrevier einen Schiedsrichter unter sich ernennen, so daß sie hinfort keine Prozesse mehr mit einander zu führen haben. Die Frauen sollen das Beispiel der Häuslichkeit, der Sparsamkeit, der guten Sitten geben; für die Taglöhner sollen große Häuser errichtet werden, wo sie bequem und gesund beisammen wohnen können; zur Belustigung der Pariser sollen große Feste im Hippodrom und im Cirque olympique gegeben werden u. s. w. Neben diesem wohlgemeinten Rath tritt ein Mann, Namens Durclé auf, der „ein Reicher an die Reichen" sich wendet. Dieser Reiche, wenigstens dem Titel nach, bringt ein Finanzprojekt vor. Die Wohlhabenden sollen einen Theil ihres Reichthums abgeben, und zwar 200 Francs auf 100,000, und wenn sie eine Million besitzen, sollen sie 10,000 Francs zahlen; mittelst dieses Opfers, das besonders dem Volk zu Gute kommen soll, können sie das Vergnügen haben, hundert-tausend Menschen auf ihre Gesundheit trinken zu sehen (auf dem Marsfelde, wenn ich den Verfasser recht verstanden habe); es soll allgemeiner Friede herrschen, und die Kanonen sollen nur noch dazu dienen, mit ihrem Donner die Volksfeste zu begleiten; denn Freude und Lustbarkeit werden überall und immerwährend in der Nation herrschen. Der Verfasser ist erbötig, zuerst die Abgabe zu erlegen, die er von allen Reichen fordert. Aehnliche Vorschläge werden in einem Aufrufe geäußert, der „Versöhnung der Reichen und des Volks" betitelt ist. Schon ein solcher Titel kündigt an, was heutzutage die Welt erschüttert: es ist der Unterschied, die zum Theil sehr weite Kluft zwischen Reichen und Armen. Diese heftige Bewegung äußert sich hier auf sonderbare Art. So hat sich ein Klub gebildet unter dem Namen Club réformiste des locataires. Die Pariser Bevölkerung theilt sich in zwei sehr ungleiche Theile; der zahlreichere ist der der Miethsleute, der andere der der Häuserbesitzer, welche aus ihren Häusern eine von der Größe und Höhe derselben abhängende, bedeutendere oder geringere Miethe ziehen; denn der Familien, welche allein ein Haus oder Hotel bewohnen, sind nicht viele; leztere befinden sich meistens im Faubourg St. Germain, wo noch manche Hotels des ehemaligen Adels stehen. Alle übrigen Wohnungen sind zum Vermiethen eingerichtet, und im Erdgeschoß befindet sich in der Regel ein Kaufladen. Solche Läden werden auf mehrere Jahre gemiethet, und der Miethsmann ist nach einem alten Brauch verbunden, ein Halbjahr voraus zu zahlen, was dem Eigenthümer als Caution dient; denn weil die Kaufläden auf der Gasse ihren Aus- und Eingang haben, könnte der Miethsmann, wenn er ein schlechter Zahler wäre, in der Nacht ausziehen und statt der Zahlung eine leere Bude zurücklassen. Für die Wohnungen innerhalb der Häuser wird der Miethzins quartalweise, nach Abfluß der drei Monate, bezahlt, da hier die Meubeln des Miethmanns dem Eigenthümer als Pfand dienen, und diese nicht ohne Wissen des Pförtners ausgetragen werden können. Bei der gegenwärtigen allgemeinen Geldnoth sehen die Miethsleute mit Schrecken dem Ablaufe des nächsten Quartals entgegen. Dieß hat nun jenen Klub veranlaßt, der meist aus Miethern von Buden und Kaufläden zu bestehen scheint.

(Fortsetzung folgt.)

Altona, April.

(Fortsetzung.)

Schleswig-Holsteinische Zustände.

Die beim Ausbruche der Feindseligkeiten erlittenen kleinen Unfälle haben indeß keineswegs einen niederschlagenden Einfluß auf die Deutschen ausgeübt, und das Zuströmen von Freischaaren hört nicht auf. Auch aus Bayern sind uns Kämpfer verheißen und täglich treffen aus dem übrigen Deutschland Freiwillige ein, was um so erwünschter ist, da Preußen, Hannoveraner, Oldenburger und Mecklenburger bis zu diesem Augenblick die Offensive noch nicht ergriffen haben, woran das bekannte, mit Recht verabschiedete Schaukelsystem wohl allein Schuld ist. Denn während die Dänen eine fast unglaubliche Thätigkeit entwickeln und das Herzogthum Schleswig arg mitnehmen, werden sie noch fortwährend mit Boten von Preußen beschickt und macht man ihnen Vergleichsanträge, die sie bereits mehreremal zurückgewiesen haben. Die Ungeduld der um Rendsburg concentrirten deutschen Truppen übersteigt indeß alle Grenzen, und man vernimmt in den Reihen derselben häufig die Drohung, daß, sollte nicht endlich der Befehl zum Vorrücken eintreffen, man auf eigene Faust auf die Dänen losgehen werde. Durch eine gleiche Drohung haben die wackern Hannoveraner endlich auch die Erlaubniß zum Marsch erzwungen. Eine seltsame Rolle aber spielen die Oldenburger. Den mit der Geographie Vertrauten wird bekannt seyn, daß das kleine Fürstenthum Eutin, ein Enclave Holsteins, oldenburgisch ist. Statt nun die Truppen nach dem Kriegsschauplatze zu dirigiren, entsendete der Großherzog von Oldenburg die seinigen nach dem durchaus nicht bedrohten Eutinschen, wo es nichts für sie zu thun gibt. Er hat sie indeß jezt zurückrufen müssen — auf wessen Befehl, ist zur Stunde noch nicht bekannt — und sie erschienen vor einigen Tagen wieder in Altona, um mit der Eisenbahn nach Rendsburg gebracht zu werden. Als man in Altona einen ihrer Offiziere nach der Ursache dieses seltsamen Spaziergangs befragte, gab der gute Mann die naive Antwort: „Man habe die oldenburgischen Truppen nur erst etwas einexerciren wollen." — Jezt sollen die Truppen der Hansestädte das unbedrohte Eutinsche besetzen, womit ihnen, der scheinbaren Neutralität wegen, die sie so hoch halten, sehr gedient seyn dürfte.

Man sollte, wenn man die vorstehenden Mittheilungen liest, leicht zu dem Glauben kommen, daß ich Mährchen und Unwahrheiten aufgetischt habe; allein ich berichte nur die strengste Wahrheit, und kann, inmitten der Bewegungen stehend, darauf Anspruch machen, gut unterrichtet zu seyn. — Wie es aber um das deutsche Heerwesen, troz der enormen Summen, die dasselbe seit drei-und-dreißig Friedensjahren gekostet, steht, möge man aus dem vorstehend Mitgetheilten abnehmen. Von allen den Staaten, die das zehnte Bundescontingent bilden, war nur Preußen gleich schlagfertig, in allen andern waren weder die Regimenter vollzählig, noch das benöthigte Kriegsmaterial angeschafft. Wäre uns ein Feind wie Rußland auf den Leib gerückt, so würden wir unbedingt verloren gewesen seyn. Der Beweis dafür liegt auf der Hand: darf uns doch das kleine Dänemark schon lange Troz bieten!

(Schluß folgt.)

Beilagen: Kunstblatt Nr. 21 und Monatsregister April.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, durch welche Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Complett

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Zweiundvierzigster Jahrgang.

1848.

Mai.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der sozialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 104. Montag den 1. Mai 1848.

An der Quelle ruht das Reh.
Drossel übet freien Sang;
Waldesnacht mach' dir nicht bang!
Grün thut keinem Auge weh.

Just. Kerner

Bilder aus den Ostseeprovinzen.

I.

Die Sommertage in den Ostseeprovinzen sind heiß, das Meer aber liegt nah; sehr natürlich also, daß man dorthin eilt. Anfang Julis setzen sich die hiesigen Familien in Bewegung. Diener und Kammerjungfern durchrennen die Zimmer, um Kisten und Mantelsäcke zu füllen, Damen in weißem Negligéüberwurf sitzen im Salon und sehen erwartungsvoll nach den Nebenkabinetten, wo Nähjungfern mit verdoppelter Fingerfertigkeit seidenen Gewändern die lezten Stiche beibringen; Kutscher schwärzen das Pferdegeschirr und poliren die Buckeln von Silber oder Messing, und die Kalesche wird mit dem glänzendsten Lack überzogen. Wie stattlich nimmt sich das Wappen aus mit der siebenzackigen Krone darüber! Der Bauer springt scheu zur Seite, wenn er dasselbe aus dem blauen Felde der Kalesche mit brennenden Farben wie eine Sonne hervorleuchten sieht, die ihn daran erinnert, daß er nie in diesen Himmel gelangen darf. Vier, nein sechs Pferde sind für dießmal angespannt, denn man will ja seiner neptunischen Majestät die Aufwartung machen.

Die Waldung hallt vom Gestampfe der Pferde. Alle zwei oder drei Stunden ein Krug oder Bauerwirthshaus, wo man, ohne auszusteigen, bloß anhält, um die Thiere ein klein wenig verschnauben zu lassen. Seitwärts aus den Ecken des Zimmers sieht man ein Bäuerlein durch den äußersten Winkel der Fensterscheibe hindurchlugen und schnell mit dem Blicke zurückweichen, sobald er sich entdeckt sieht. Dann geht's weiter. Dieselbe Oede der Menschenwelt, aber desto belebter der Wald. Von diesem Zwitschern, Pfeifen, Krähen, Schluchzen, Singen, Jubeln kann man sich in unsern Gegenden keine Vorstellung machen. Bei uns weichen die Vögel vor den blanken Waffen des Ackerbaus, der mit Pflug, Egge und Karst das Land angreift, in die Berge zurück, die in ihrer kuppenförmigen Gestalt fast nur wie Hüte aussehen, von deren Spitze der Wald wie ein Federbusch weht. Hier aber links und rechts, welch ein Dickicht! Die Sonne, die an Millionen phantastisch gebogener und verschlungener Zweige Widerstand findet, zersprengt sich in unzählige Punkte, die gleich Diamantensplittern durch den Wald flimmern. Gewöhnlich sieht nur die Spitze der Bäume bis nach der Mitte abwärts grün aus. Etwas tiefer verstricken sich die Zweige zu einem solchen Knäuel, daß sie unter dem undurchdringlichen Schirmdache der obern Wipfel von den Einflüssen der Sonne unberührt bleiben und einen falben Anstrich bekommen, der an baldiges Sterben erinnert. Dringt man nur ein wenig in's Dickicht, so sieht man den Boden von unzähligen Aesten bedeckt, die entweder von selbst herabgefallen oder vom Sturme mit leichter Mühe beseitigt worden. Um sich die Arbeit zu erleichtern, schlägt man die Bäume einige Fuß über der Wurzel ab. Ueberall liegen diese geköpften Baumtorsos, welche, lange Jahre dem Verwitterungsprozesse ausgesezt, in Staub zerfallen, sobald man sie mit dem Stabe berührt. Zweige, Wurzeln und Baumtrümmer vermischen sich verwitternd mit der Walderde und überkleiden die ganze Fläche mit einer schwammigen Kruste, über welcher sapphirgrünes Moos fußhoch emporwuchert. Wirft man sich einmal bei recht trockenem Wetter darauf, so meint man in einen schwellenden

Divan hineinzusinken, unter dessen Oberfläche sich hundert elastische Federn verzweigen.

Allerdings keine Aussicht, aber desto mehr Genuß für das Ohr. Die Vögel, seit langer Zeit von keinem Büchsenknalle aus ihrer Sicherheit aufgescheucht, hüpfen dicht an unserem Haupte vorüber und werfen, unbekümmert um Menschenwitz, ihr Lied in die Waldeinsamkeit. Einige hundert Schritt weiter antworten andere Chöre darauf. Inmitten dieser Singgefechte werden die Kräfte unserer Seele, welche in die Ferne streben, dermaßen in's Herz zusammen getrieben, daß sie nunmehr wie in einer Scheide ruhen und an nichts weiter als an Frieden denken. Ich möchte den Wald das Gemüth der Natur nennen.

Am bearbeiteten Felde haften die mancherlei Reflexionen der egoistischen Menschenwelt. Was fällt uns da nicht Alles ein: die Prozesse um mein und dein, die Zersplitterungen des Bodens in die kleinsten Theile, welche ein Bauermagnat, der in seiner Weise nicht minder als der Czar von Rußland den Trieb der autokratischen Centralisirung hat, zu dem Zwecke benuzt, um hier und dort eine Lücke oder einen Winkelausschnitt seines Gebietes zu ergänzen, die Ablösungscommissionen, die Verordnungen des preußischen Kabinets, nach welchen demnächst Domänen, um Auswanderungen zu verhüten, in Theile zersplittert werden sollen, zu deren Ankauf man das wohlhabende Publikum einladet, während es dem großen Publikum nach wie vor unbenommen bleibt, sein Glück in fernen Welttheilen zu versuchen. O fort, ihr wühlenden und spekulirenden Gedanken! stört nicht meine Waldeinsamkeit, in deren Schatten ich mich wie ein Römer in seine Toga hülle, unangefochten in schweigender Grandezza von den Dolchstößen, welche die schleichende Reflexion gegen meinen Busen richtet! O nur einmal Fülle und Frieden!

Wie schießen aus dem mystischen Dunkel des Dickichts die Zweige empor mit Zacken und Nadeln und satirischen Spitzen, und kein Gärtner ist da, welcher sie mit grimmiger Scheere zur Ordnung verweist! Wie verkündet sich das kleine Herz der Vögel in so großem Geschmetter, und kein Censor verzäumt den Schnabel, und kein Gensdarm führt den naiven Schreier in eine Waldcitadelle ab! Wie wiegt sich der König des Waldes, der Adler, über dem Wipfel der Tanne, welche stolz wie die Vendomesäule emporsteigt! und ein Vogel wagt es, Kukuk zu rufen, und eine Lachtaube lacht dermaßen, daß es weithin durch die Säle des Waldes schallt. Ja, hier waltet Freiheit und Natur. Wenn dort auf dem Baulande sich Alles ordnet und arrangirt und wie auf einem Schachfelde vertheilt, welches der König Verstand regiert, springen hier wie aus einem Reservefond ungeahnte Kräfte hervor, in einer solchen Fülle und Mannigfaltigkeit, daß nicht augenblicklich ein Stall oder eine Werkstätte gebaut werden kann, um sie zu fesseln oder durch polirte Werkzeuge in gesellschaftliche Façon zu bringen.

Und so wird jede Nation Anspruch auf Ewigkeit haben, die troß aller äußern und gesetzmäßigen Verfassung so viel Gemüth übrig behielt, daß sie gleich einem Regen, der urplötzlich auf das staubige Land fällt, mit den aus der Tiefe des Volksthums hervorbrechenden Erquickungen eine oberflächliche Gesellschaft benezt, die statt in der Freiheit und Frische der Natur sich nur in Beengungen ergeht. Versiegen die Quellen dieses Gemüths, nun, so müssen von fremdher Zuflüsse hereinbrechen. Für das einstige zerrüttete und blasirte Rom waren die Urwälder Deutschlands der Reservefond, aus welchem ungebändigte Kräfte hervorbrachen, um sich mit Italiens graziöser Schwäche zu vermählen. Möge Deutschland niemals in den Fall kommen, daß die östlichen Steppen Europas für dasselbe ein Rückhalt seyen, aus welchem die Gottheit eine etwaige immer größer werdende deutsche Gemüthsdürre bearbeiten müßte!

(Fortsetzung folgt.)

Mynheer van Tunis.

(Fortsetzung.)

Im Börsenhof wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen, surrte es wie von schwärmenden Bienen. Ein Fremder hätte meinen sollen, in solchem Getümmel würde die Mutter das eigene Kind nicht aus der wogenden Menge herausfinden. Dennoch waren die Beiden kaum eingetreten, als eines Mäklers geübter Blick sie schon erspäht hatte. Im Nu stand der betriebsame Mann zwischen ihnen. „Euer Diener, Herr Monsen," sagte er im flüsternden Ton, der hier Sitte war; mit Recht, denn das Flüstern bei wichtigen Geschäften wäre ja aufgefallen, wenn gleichgültige Gegenstände mit lauter Stimme verhandelt worden wären. — „Der Eure ebenfalls, Herr Petersen," versezte Alard; „wie steht's sonst?" Petersen wies ein beschriebenes Blättchen vor. Zufrieden nickend drückte der Kaufherr seine Zustimmung aus. „Mynheer Kornelis Hooft ist mir lange gut," fügte er hinzu. — „Was soll ich kaufen?" fragte Petersen. „Für heute nichts," beschied Alard, „meine Geschäfte sind abgethan." — Mit schlauem Lächeln flüsterte der Mäkler: „Nicht doch, Herr Monsen. Ich habe Auftrag, wegen Eurer Tochter anzufragen." — „Von wem?" — „Von einem guten Haus aus Rotterdam, Klas Nickels und Sohn. Der Junge ist als Gesellschafter in's Geschäft einge-

treten und sucht seinerseits eine Gesellschafterin für's Hauswesen." — „Davon wird sich reden lassen," meinte Alard; „die Nickels von Rotterdam sind schwere Leute. Doch, wie sieht der Junge aus? und ist er auch ein tüchtiger Kaufmann?" — „Hätt' ihn sonst der Alte zum Gesellschafter angenommen?" sagte Petersen; „die andere Frage mögt Ihr Euch selbst beantworten. Der junge Herr Geert Nickels, Klasens Sohn, ist hier, und nachdem ich ihm vor allen Eure Jungfer anempfohlen, hat er mir aufgetragen, zwei Kammern neben einander in der Schauburg für morgen zu miethen. Wollt Ihr eine davon annehmen und mit der Jungfer besuchen? Es wird ein schönes Schaustück aufgeführt." — „Ich will, doch bezahl' ich meine Kammer." — „Nach Eurem Belieben, obschon die Sache nicht der Rede werth. Ich empfehle mich einstweilen." — „Noch nicht, Herr Petersen; Mynheer van Tunis weiß vielleicht etwas für Euch. Sagt ihm, was Ihr zu verkaufen habt."

Freudig überrascht wandte sich der Mäkler nach dem Türken um, der, wie er starr und steif dastand, offenbar von der leisen Zwiesprach nichts vernommen. Er hatte auch Grund genug, sich betroffen zu fühlen. Seine Augen waren dem stechenden Blick eines dunkeln Augenpaares begegnet, das sich zwar bei der Begegnung unverweilt abgewandt, aber nichts desto weniger einen tiefen Eindruck hinterlassen hatte. Der es führte, war der Tracht nach ein Grieche, doch trug er die Züge und das Wesen eines maurischen Juden zur Schau und sah zum Sprechen einem gewissen Mahir Bendavid ähnlich, dessen Achmet-Paschah von Tunis sich zu allen denjenigen Dienstleistungen zu bedienen pflegte, welche einen feinen Verstand und ein grobes Gewissen erheischten. „Was starrt Ihr den Griechen so an?" forschte Petersen; „er ist ein ganz kleiner Kaufmann von Korfu, Papadopulo genannt." — Tunis faßte sich, doch war er noch ziemlich zerstreut, indem er zwei oder dreimal „Papadopulo von Korfu" wiederholte. Der Mäkler reichte ihm ein Verzeichniß verschiedener Waaren hin, die zum Verkauf standen, so wie von Schiffen, die zur Rhederei ausgeboten wurden. Halb im Traum entschied der junge Mann sich ohne langes Besinnen, und wußte selber nicht recht, was er erkoren und bestellt, nämlich Tücher für Tunis; doch hatte er damit Alards Beifall in reichem Maß gewonnen. Der Kaufherr sagte im Heimgehen: „Ihr seyd ein geborener Kaufmann, mein Herr von Tunis. Mit sicherem Ueberblick und ohne unzeitiges Schwanken traft ihr die rechte Wahl. Wär' nur mein Sohn hierin beschaffen wie Ihr! Ein treffliches Probestück zum Anfang! Blaue Tücher sind im Augenblick gut zu kaufen bei uns und werden darum zu Tunis nicht schlechter bezahlt werden. Prinz Moriz ist ein feiner Segler, und der Schiffer darauf ein Ehrenmann unter allen Biedermännern. Ihr könnt mit Beruhigung die Wahl der Rückfracht seiner Einsicht überlassen, und das ist von hohem Werth." Während der alte Herr das und mehr noch sprach, murmelte der Türk unabläßig vor sich hin: „Papadopulo, nicht Mahir Bendavid! Indessen gleicht der griechische Dieb dem Juden wie ein Wassertropfe dem andern. Doch, was schadt's am Ende, wenn sie daheim auch wissen, wo ich zu treffen bin? . . . Papadopulo!"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Altona, April.

(Schluß.)

Schleswig-Holsteinische Zustände

Eine große, wahrscheinlich früher nicht mit in die Berechnung gezogene Verlegenheit bieten in dieser Zeit auch die Eisenbahnen dar. In Holstein müssen sie Tag und Nacht, ihrer ganzen Länge nach, von bewaffneten Bauern bewacht werden, weil bereits Versuche gemacht worden sind, sie zu zerstören, wodurch bei den zahlreichen Zügen unermeßliches Unheil herbeigeführt werden könnte. Als Weiber verkleidete Spione sind bereits mehreremal festgenommen worden, und von dem Fanatismus der noch immer in den Herzogthümern geduldeten dänischen Beamten, die man, bei ihrer bekannten Gesinnung, sämmtlich hätte fortjagen sollen, hat man das Aergste zu befürchten. Entwickelten übrigens die Deutschen einen ähnlichen Patriotismus, so stünde es besser um uns. Leider haben wir aber Beispiele von Verrätherei, von Deutschen an Deutschen verübt, aus diesem Kampfe zu berichten. So gab nicht nur der Müller Guldberg, auf seiner Mühle hinter Flensburg, den dänischen Schiffen Signale und bewirkte dadurch den Untergang des tapfern Studenten- und Turnerfreicorps, wovon noch Viele, die sich nach Flensburg geflüchtet hatten, in der Stadt selbst gemordet wurdern; noch Andere, darunter ein Christiansen junior, machten sich derselben Verrätherei schuldig. Am schädlichsten war aber ein deutsches Weib, die Posthalterin Esselbach zu Schleswig, der

vaterländischen Sache. In ihrem Hause, und leider auch in ihrem Beiseyn, wurden die Sitzungen der provisorischen Regierung gehalten, Beschlüsse gefaßt, Kriegsoperationen u. s. w. verabredet, und nicht nur theilte dieses Weib den Dänen Alles mit, sondern sezte sie auch in den Besitz von Briefen, Dokumenten, Depeschen u. s. w., die sie zu diesem Zwecke zurückhielt. Erst spät kam man hinter das Treiben dieser Verrätherin und schleppte sie gefesselt, aber leider zu spät, nach Rendsburg. Solchen Machinationen der noch im Lande geduldeten dänischen Beamten und der deutschen Dänenfreunde im Herzogthum Schleswig hat man wohl zum größten Theil die beklagenswerthen Unfälle beim Beginne des Kriegs zuzuschreiben. Indeß fehlt es auch noch an einer guten obersten Leitung und jeder Tag stellt nur neue Unordnungen und Mißgriffe heraus. So zogen in einer der lezten Nächte zwei Abtheilungen hamburgischer Freischärler von verschiedenen Seiten in das wieder von den Dänen verlassene Städtchen Eckernförde ein und beschossen sich, einander für Feinde haltend, weil sie keine Parole erhalten hatten. Es gab bei dieser Gelegenheit drei Todte und eine Menge Verwundeter. — Dasselbe wackere Corps, etwa 120 Mann Scharfschützen, wezte diese Scharte zwei Tage später durch einen Sieg über ein kleines dänisches Detachement aus, wobei es vierzig Gefangene machte. — Mit großem Ruhme bedeckte sich bei der ersten unglücklichen Affaire hinter Flensburg das Bracklowsche Freischützencorps. Dieses von dem Fürsten Bracklow angeführte Corps besteht aus lauter geübten Jägern. Während des Treffens warfen sie sich vor den zwölf dänischen Kanonen auf den Bauch nieder und schossen nach den Artilleristen; fast jeder Schuß traf, und ihnen ist es wohl allein zu verdanken, daß das tapfere sechzehnte Bataillon, welches sich vier Stunden lang gegen zwölf Kanonen und drei dänische Bataillons hielt, nicht gänzlich vernichtet wurde. Die wackern Bracklowschen Scharfschützen, etwa zweihundert Mann, gewannen noch Zeit zum Rückzug, konnten aber leider das Studenten- und Turnercorps, unter Lieutenant Michelsen, nicht mit retten. Unter den in dem leztern gefallenen und gefangen genommenen Jünglingen befinden sich auch mehrere Hamburger und Altonaer, so daß in beiden Städten große Trauer herrscht. Den vom Rhein und Main herbeiströmenden Freischaaren sey die Rache ihrer wackern Kameraden vorbehalten! — Sehr wird auch das Schicksal zweier junger Grafen von Ranzau beklagt, die im Studenten- und Turnercorps fechtend, fast zugleich den Heldentod starben. Der ältere der Brüder wurde zuerst tödtlich getroffen; der jüngere sprang ihm zur Seite und fing den Sinkenden in seinen Armen auf. In das schon brechende Auge des Bruders blickend, wird auch er von der tödtlichen Kugel niedergeworfen. Fast in allen Kriegen sind die Ranzau die tapfersten Verfechter der holsteinschen Freiheit gewesen und deßhalb auch so geliebt und geachtet im Lande.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Hauseigner und Miethsleute. — Die Klubs.

Die Miether vereinigen sich, wie sie sagen, um billigere Bedingungen von den Hauseigenthümern zu erhalten; sie verlangen, die Regierung solle die Hauseigenthümer zwingen, den halbjährigen Budenzins, den sie bei ihrem Eintritt erlegt haben, für die erste Hälfte des laufenden Jahres gelten zu lassen; ferner dringen sie auf gänzliche Reform der die Verhältnisse zwischen Eigenthümer und Miethsmann regelnden Verordnungen. Dieser Klub bleibt bis jezt in der gesetzlichen Linie; daß er etwas durchsetzen werde, möchte ich nicht verbürgen, denn jene Verordnungen stützen sich auf eine langjährige Erfahrung; aber es könnte seyn, daß er einen Vergleich zwischen Eigenthümern und Miethsleuten aus dem Kaufmannsstande zu Wege brächte, wie denn seit der Februarrevolution mehrere Vergleiche der Art zu Stande gekommen sind. Es gibt aber eine Menge kleiner Miethsleute, besonders in den Vorstädten, welche einen weit kürzern Weg, freilich keinen gesetzlichen, eingeschlagen haben, um sich ihrer Pflicht gegen die Hauseigner zu entledigen. Sie haben sich vereinigt, und mehr fordernd als bittend die Quittung ihres Miethzinses für das erste Quartal dieses Jahrs von dem Hauseigenthümer verlangt. Es gibt in den lebhaften Revieren der Stadt und in den Vorstädten Häuser, wo zwanzig bis vierzig Familien von Tagelöhnern und sonstigen Arbeitern beisammen wohnen. Man kann denken, daß wenn zwanzig bis vierzig handfeste Bursche mit ihren Weibern bei ihrem Hauseigenthümer erscheinen und mit drohender Stimme ihre Quittung fordern, der leztere schon eine gute Dosis Muth besitzen muß, um eine abschlägige Antwort zu geben, zumal er wohl einsieht, daß eine Weigerung ihm keinen Heller verschaffen würde; denn wo nichts ist, hat der König, ich wollte sagen die Republik ihr Recht verloren. Mehrere Eigenthümer haben daher dem Wunsche ihrer Miethsleute ohne Weiteres willfahrt und in den Zeitungen das Lob als gute Republikaner erhalten. Andere aber, welche vermuthlich nicht an Ort und Stelle wohnen, oder selbst in Verlegenheit waren und Geld brauchten, weigerten sich, und dieß gab ihren Schuldnern eine sonderbare Rache ein. Sie steckten nämlich, als Zeichen ihrer bedrängten Lage und der Härte ihres Gläubigers, eine schwarze Fahne auf das Haus, so daß das vorübergehende Volk von der Gegenwart eines hartherzigen Eigenthümers benachrichtigt und zum Unwillen gereizt wurde. Nun weiß man aber, wie schnell in Revolutionszeiten das Volk vom Unwillen zur Rache übergeht. Die Polizei mußte daher einschreiten und eine Verordnung zum Schutze der Hausherren wider die Gewaltthätigkeit ihrer Miethsleute erlassen. Hier spottet man über Alles, und so erzählt denn ein kleines Tageblatt, man habe in einem Hause einen Pistolenschuß vernommen, sogleich seyen die Leute aus der Nachbarschaft herbeigelaufen, um zu sehen, was vorgegangen sey; aber Jemand in der Hausthüre habe sie mit den Worten beruhigt: „Es ist nichts; bloß ein Miethsmann, der seinen Zins erlegt.“ In der That haben sich in einigen Häusern der Vorstädte die Miethsleute wie Räuber benommen, welche mit der Pistole in der Hand die Börse oder das Leben von den Reisenden fordern. Die Polizei sieht natürlich ein, daß die republikanische Freiheit so weit nicht gehen darf, und daß, wenn die Hauseigenthümer ihre Steuern erlegen sollen, die Miethsleute auch ihren Zins erlegen müssen. — Der Klubs gibt es fortwährend eine Menge, obgleich mehrere eingegangen sind, weil sie die Kosten nicht erschwingen konnten. Auch hat die Entdeckung, daß sich in einem dieser Klubs, dem sogenannten Club de la Sorbonne, ein entlaufener Sträfling der Präsidentschaft bemächtigt hatte, etwas dazu beigetragen, die Leute behutsamer zu machen, so daß sie sich nicht mehr wie Anfangs in den ersten besten Klub aufnehmen lassen. Nun behauptet zwar der Expräsident, er sey unschuldig, und man verfolge ihn ungerechterweise; allein aus dem großen Buche der Polizei, dem wahren Sündenbuche derer, welche der Justiz in die Hände fallen, ergibt sich doch so viel, daß ein halb Dutzend Urtheile wegen Betrügerei, Fälschung u. s. w. zu verschiedenen Zeiten wider den vorgeblichen Michelot erlassen worden sind, daß er sich aber der Strafe durch seine Flucht nach England entzogen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 105. Dienstag den 2. Mai 1848.

O pity, God, this miserable age!
What stratagems, how fell, how butcherly,
Erroneous, mutinous, and unnatural,
This deadly quarrel daily doth beget!

Shakespeare.

Rothe Ostern zu Freiburg.

Frühling und Ostern sind zwei Worte, doch beinah nur Ein Begriff. Zu Ostern erneut sich die Erde, verjüngt sich der Mensch an Leib und Seele und geht einem Schmetterling gleich aus trübseliger Verpuppung hervor. Auch sind die Vorbereitungen und Vorspiele viel länger, als vor jedem andern Fest, und beginnen nach alter Sitte schon mit dem stillen Freitag, eine Woche vor dem Charfreitag. Am stillen Freitag gedenken wir der schmerzhaften Mutter, und wo sie etwa eine Kapelle hat, wandeln wir hin. Am Palmsonntag tragen die Kinder Büschel grünen Laubes und „Kätzchen" * umher, von Priesterhand geweiht; der fromme Wahnglaube steckt diese Palmen wohl auch auf's Dach, zum Schutze gegen den Wetterstrahl. Dem Palmsonntag folgt in feierlicher Stille die Charwoche, worin wir die alten Sünden von uns thun, und darauf lassen wir uns wohl seyn, „wie der Pfaff am Ostertag," sagt das Sprüchwort. Nun ist unser Freiburg im Breisgau eine gut katholische Stadt und pflegt ihre Ostern nach der Väter Sitte zu begehen; dießmal aber war von Frömmigkeit wenig zu spüren, und das hatte seine triftigen Gründe. Die Charwoche brachten wir unter Aufregungen aller Art zu, das Fest der Auferstehung feierten wir mit Blutvergießen und unsere Ostereier flogen, gar zu hart gesotten, aus Mündungen von Glockenerz durch die Luft.

Von den Begebenheiten und Ergebnissen des Josephstages zu Offenburg ist bereits in diesen Blättern die Rede gewesen; der Volksversammlung von Offenburg folgte am Sonntag darauf (26. März) die von Freiburg, und dem Tage stand damals schon zu weissagen, daß schwere Verhängnisse sich aus ihm entwickeln sollten. Zu Offenburg hatte Itzstein durch seinen überwiegenden Einfluß Heckers und Struves Ungestüm im Zaum gehalten; hieher kam Struve ohne Aufsicht. Des lästigen Hofmeisters ledig, folgte er den Eingebungen des eigenen Herzens ohne Rückhalt. Vom Söller des Geistwirthshauses am Münsterplatz donnerte er für die Form des Freistaates. Nun begreift unser Landvolk kaum, was ein Freistaat eigentlich bedeutet; „Republik ist, wo man nix zahlt," sagt der Bauer, und will sonst nichts wissen; — mit solcher Vorspiegelung waren die Leute hinlänglich bethört, und das Uebrige thaten zweckmäßig getroffene Anstalten. Die Plätze vor der Rednerbühne behaupteten die Anhänger und Meinungsgenossen Struves, zum großen Theil junge Leute mit kräftigen Stimmen, und die Erfahrung lehrt, daß bei großen Versammlungen die nächsten Umgebungen eines Redners den Erfolg entscheiden, wenn sie nicht gar zu auffallend in der Minderzahl bleiben. Für die Republik traten der Redner noch mehrere auf und erhielten Beifall; wer Einreden erheben wollte, wurde abgeschreckt. Kaum gelang es dem Abgeordneten Mez, die Erklärung durchzusetzen, daß Baden nicht für sich einen Freistaat zu bilden meine, sondern sich der Entscheidung des deutschen Reichstages fügen werde, weil die Einheit Deutschlands allem vorgehe. So war denn durch einen Haufen Schreier und etliche Schaaren unvernünftiger Landleute die wohlgesinnte Bürgerschaft der

* Kätzchen, hierlandes auch Katzebuseln: Blüthenkolben, die an mehreren Baumarten vor dem Laub kommen.

Kreisstadt mundtodt gemacht. Zwar hielt sie späterhin, als Hecker seine Schilderhebung begann, eine eigene Versammlung, worin sie, den Bürgermeister an der Spitze, sich gegen alle Sonderbündlerei erklärte, aber das Heft war aus der Hand gegeben und nicht so wohlfeilen Kaufes wieder zu gewinnen. Von Tag zu Tag wuchs zusehends eine Gestaltung der Dinge, welche, wenn sie ihren ungehinderten Verlauf nahm, sich zur Schreckensherrschaft ausbilden mußte, und in der That zulezt auch so weit gekommen ist, daß gerade nur das Alleräußerste noch ungeschehen blieb; doch bloß weil im entscheidenden Augenblick ein Gott sprach: „Bis hieher und nicht weiter!“

Die Freiheit der Rede, die freie Presse waren nur ein leerer Schall; wer nicht sprechen und schreiben wollte, wie es den gestrengen Herren gefiel, der that klug, zu schweigen. Alle Gewalt ruhte thatsächlich in den Händen des Klubs, welcher in der bürgerlichen Lesegesellschaft seinen Sitz hatte. Führer waren hier: der Anwalt Karl von Rotteck (Sohn des Geschichtschreibers), Weißegger von Weißenegg, ebenfalls ein Fürsprech, der Buchhändler Emmerling, der Schriftverfasser Reich, der Hochschüler Hägele, und sonst noch einige Leute, deren Namen mir im Augenblick nicht beifallen. Ihr Anhang bildete sich vorzüglich aus der Turnerschaar, an deren Spitze Georg von Langsdorf stand, ein Sohn des bekannten Gelehrten. Diese führten im sogenannten Vaterlandsverein das große Wort, und vergeblich blieben alle Bemühungen wohlgesinnter Männer, sich Gehör zu verschaffen. Vernünftige Vorstellungen schlugen an taube Ohren, und vor der Versammlung zu reden war nur denen vergönnt, von deren „Gesinnungstüchtigkeit“ die Hörer schon zum voraus überzeugt waren, so daß es keine Erörterungen, sondern nur fernere Aufreizungen geben konnte. Neben der Bürgerwehr, die zur Aufrechthaltung der Ordnung zusammengetreten war, bildete sich eine sogenannte Freischaar, deren Bewaffnung großentheils aus Sensenspießen bestand. Die Turner, von den Behörden mit Gewehren versehen, gehörten dem Namen nach zur Bürgerwehr, wurden jedoch von der allgemeinen Meinung zur Freischaar gerechnet, deren Bestandtheile den Hefen der Bevölkerung entnommen waren. Nach Verlauf einer gewissen Zeit wurden die Sensenmänner wieder entwaffnet. Diese Maßregel ließ der Klub sich ohne Einrede gefallen; wir wunderten uns darüber, weil wir nicht wußten, daß die Sensen auf der Lesegesellschaft aufgehoben wurden, wo sie in jedem Augenblick zur Verfügung der Republikaner standen. Das hieß den Bock zum Gärtner bestellen, und es gibt Leute in der Stadt, welche die Zweideutigkeit dieser halben Maßregel geradezu dem neuerwählten Bürgermeister als Schuld anrechnen. * Jedenfalls war es ein Versehen von seiner Seite, und versehen ist verspielt, besonders in so aufgeregter Zeit.

Von den Bewegungen im Seekreis wissen wir hier nicht mehr als Alle, die sie aus öffentlichen Berichten erfuhren. Der Herausgeber der Seeblätter, Fickler, mag den Zusammenhang leicht besser kennen, doch ist es nicht möglich, ihn darüber zu befragen, da er hinter Schloß und Riegel zu Rastadt sizt. Seine Verhaftung im Bahnhof zu Karlsruhe war ein Donnerschlag für die Partei. Kaum war sie bekannt, so verschwanden Hecker und Struve, um sofort im Seekreis wieder aufzutauchen und das Banner offener Empörung aufzupflanzen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Die Umstände nöthigen mich zu einer ausdrücklichen Verwahrung. Persönlich von des Bürgermeisters redlicher Gesinnung überzeugt, will ich mich nicht denen zugezählt wissen, welche dieselbe verdächtigen. Der Bürgermeister stand mehrere Tage und Nächte lang unausgesezt im Gedräng zwischen der gesetzlichen und der ungesetzlichen Kriegsgewalt; er überblickte den ganzen Umfang der Gefahr, welche von jeder Seite uns drohte, er sah die Brandfackel in den Fäusten blutdürstiger und beutelüsterner Freischärler in der Stadt, er sah die glimmende Lunte draußen in der Hand des Stückknechtes; er durchschaute die Plane der Verräther in unserer Mitte, ohne die Macht zu besitzen, dieselben ohne Beistand von außen zu vereiteln. Seine zweckmäßigsten Anstalten sind durchkreuzt, gelähmt, wohl auch in ihr Gegentheil verkehrt worden. Des Bürgermeisters Leben sogar war von beiden Seiten bedroht, ist es zum Theil wohl noch, zum Zeichen, daß sein Pfad mitten hindurchführt. Diese Erklärung glaube ich der Gerechtigkeit gegen einen redlichen Mann schuldig zu seyn, doch kann die Anerkennung persönlicher Vorzüge mich unmöglich abhalten, die Thatsachen zu geben, wie ich sie finde.

Anmerk. des Verf.

Bilder aus den Ostseeprovinzen.

(Fortsetzung.)

Waldbetrachtungen! — sehr natürlich; die Menschenwelt, rings in weiten Entfernungen und dünn über das Land verstreut, bietet sich zuvörderst dem Reisenden nicht zur Betrachtung dar. Keine Dörfer, keine Zusammenläufe, keine Prügelei, kein Jahrmarkt; hier und dort nur ein Mensch, welcher auf einem Pferde sizt oder eine Kuh auf die Weide treibt. Weit und breit ruht Schweigen auf der Landschaft. Die Natur überwuchert den Menschen, er ist nur die Folie der Natur. Dennoch aber ist diese Stille eine imposante Größe, wie jede Unendlichkeit. Als ich in jenen Urwald hinein sah, der sich aus sich selber ergänzt und

feine ineinander verflochtenen Tannenkuppen gleich Spitzbögen frisch und duftend über den mächtigen Baumsäulen dahin wölbt, während der Boden von heruntergefallenen Baumleichen wimmelt, waren es wieder zwei Unendlichkeiten, an die sich der Gedanke lehnte: dort das Nichts des Todes und hier das All des Lebens, zwei Grenzen eines unermeßlichen Gebietes, innerhalb welcher sich die Natur entfaltet. Ein Urwald, dann die Alpen, ferner eine ungeheure, von Schnee oder Gras bedeckte Fläche, endlich das Meer — solche Dinge reißen uns fort in die Höhe oder in die Ferne und erfüllen uns mit den Ahnungen der Ewigkeit.

Die Alpen sind Kolosse, die gegen den Himmel steigen, zu mächtig, um an Menschenkräfte zu erinnern. In einer Steppe treten keine künstlichen Gegenstände hervor, an welchen der Gedanke haften könnte, der sich aus seiner Flüssigkeit und Dehnbarkeit auf die Formen beschränkt, die in einer kultivirten Ebene erscheinen. Das Meer endlich ist der Gegensatz aller Beschränkung, denn der Continent mit seinen bleichen Dünen erscheint bloß wie eine Silberfassung, wie eine Folie, welche den ungeheuren Meersapphir umgibt. An der Pyramide des Cheops bauten auf Befehl eines Einzigen hunderttausende von Menschen, um ihre Sklaverei auf Jahrtausende zu verewigen; der Winterpalast zu Petersburg schoß wie ein Pilz aus dem Boden, um mit seinem Dunste tausend Arbeiter zu vergiften; die Stadt des Czaren an der Newa wurde auf den Schultern von unzähligen Leibeigenen aus einem Sumpfe gehoben und steht nun da wie eine kalkgeschminkte Schöne, welche mit eisigem Arm die warmblütige Freiheit erdrückt. Von all diesen Dingen duldet das Meer nichts. Pyramiden, Paläste, Kasernen und Citadellen, welche als menschliche Größen von der Größe der Natur ablenken sollen, sind gleichsam schon a priori vom Meere zertrümmert, ehe man nur an die Möglichkeit ihrer Existenz denkt. Der Sturm wie ein bacchantischer Alexander entrollt seine Milliarden Geschwader und bietet dem Auge nur unendliche Freiheit und Frische.

Die hiesigen Wälder athmen bei ihrer Dichtigkeit noch immer feuchte Dünste aus, während das daran stoßende Land längst trocken liegt. Die aufgelockerten und durchnäßten Waldpfade sind stellenweise nach Art eines Knüppeldammes mit Querstämmen belegt. Der Wagen ist genöthigt, langsam zu fahren. Mein vis-à-vis, eine ältliche Dame, war unter meinen Waldbetrachtungen, in die ich sie vergeblich hineinzuziehen versuchte, eingeschlafen; eine zweite, bedeutend jüngere hatte sich nachlässig zurückgelehnt und erging sich hinter dem Versteck eines grünen Schleiers in dem Zwielicht ihrer Träume, deren Erfüllung sie wahrscheinlich in der Nähe des Meers erwartete.

Der Wald war zu Ende, das offene Land empfing uns. Ich höre eine Glocke, die mit schwächlichen Tönen über das Feld läutet: es ist Sonntag. Mehrere Leute gehen quer über den Weg in ein Haus, welches bald deutlicher hervortritt. Fürwahr, ziemlich stattlich: das Dach ist mit rothen Ziegeln belegt, eine Treppe mit steinernen Stufen führt hinan. Daneben ein viel größeres Gebäude, welches sich im rechten Winkel, so daß der Schenkel des Wohnhauses mit dem Fahrwege parallel läuft, an letzteres anschließt. Es ist der Stall; hundert Pferde könnten darin Platz finden. Der Thorweg gähnt uns wie ein ungeheurer schwarzer Schlund entgegen. — Wir waren ziemlich nahe gekommen, ohne bemerkt zu werden. Ich höre ein verworrenes Stimmengetöse, Gläser, wahrscheinlich mit Schnapps gefüllt, klirren an einander, die Tische dröhnen von Faustschlägen und Ellenbogenstößen. O Wunder! sind das die zahmen, schüchternen Letten, welche mechanisch die Mütze berühren, wenn man ihnen begegnet, und verlegen die Augen niederschlagen, wenn man sie anredet? Ist der heilige Geist des Sonntags wie ein Sturmwind über sie gekommen, der die gefesselten Bewegungen in ihrer Seele aufwühlt, so daß sie schreiend über den Continent ihrer Engherzigkeit stürzen? Ei, vortrefflich: die Freiheit, auch wenn sie in Dissonanzen spricht, ist willkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, April.

Die Republik. — Die deutsche Legion.

Es sind nun gerade zwei Monate, daß wir uns in beständiger politischer Aufregung befinden und wir uns jeden Morgen fragen: „Hat der Telegraph wieder etwas Neues gebracht?" Wir treten auf die Straße und finden auch in der Regel von Stunde zu Stunde neue Anschläge, die theils von der provisorischen Regierung, theils von der Departemental- oder Munizipalbehörde, oder auch von Klubs herrühren. Ueberall finden wir das Emblem: »au nom du peuple français,« liberté, égalité, fraternité, als einleitenden Ordonnanzstyl, und nirgends ist die »République française« vergessen. Man hat sich in den letzten zwei Monaten an diesen Namen so sehr gewöhnt, er liegt

uns beständig so sehr vor Augen, daß Niemand mehr an die verschwundene Dynastie denkt. Hier haben von jeher republikanische Ideen geherrscht, sie sind ein Ueberbleibsel jenes freien Reichsstädterwesens, das sich nicht so schnell verwischt und das bis jezt noch immer so mächtig dazu beigetragen hat, daß das Elsaß nicht gänzlich französirt wurde. Man hat bei uns die Proklamation der Republik mit Freuden begrüßt und Alles huldigt derselben mit aufrichtigem Herzen. Der gesunde Bürgersinn, der hier herrscht, hat mit Leidwesen die Zunahme des Bestechungswesens unter der vorigen Regierung gesehen, er hat jene Intriguen und listigen Präfekturschliche verachtet, die auf nichts anderes zielten als recht viele Stimmen für diesen oder jenen conservativen Deputirten zu werben. Es gab Leute, die ihren Census auf 200 Francs bringen ließen, um Wähler zu werden, und dann der Protektion der Abgeordneten gewiß waren. Jezt lautet es freilich anders. Ich sah neulich einen sehr reichen Herrn mit seinem Kutscher in die Volksversammlung wandern; dieser wie jener ist Wähler und die Egalité erstreckt sich bei uns so weit, daß im niederrheinischen Departement allein etwa 150,000 Wähler sind, während man früher kaum den hundertsten Theil derselben zählte. Die Wahlen setzen jezt Alles in Bewegung, die Klubs sind sehr thätig dafür, und gehen wir über die Straße, so werden uns Wahllisten aufgedrungen: »voilà la liste de véritables républicains,« — »la liste de franc maçons,« »la liste du comité central.« Man bekommt die Taschen vollgestopft von diesen Papieren, was wenigstens das Gute hat, daß die Druckereien dadurch viel zu thun haben. In den Klubs wird größtentheils französisch gesprochen, nur der Arbeiterklub macht eine Ausnahme, denn dort sprechen die ehrsamen Mitglieder gerade wie ihnen der Schnabel gewachsen. Am interessantesten war wohl neulich jene Zusammenkunft, wo sich die deutschen und polnischen Demokraten vernehmen ließen, und namentlich Herr von Bornstedt den deutschen Fürsten eine Leichenrede hielt. Deutsche und Polen verlangten Waffen, um die Grenze überschreiten zu können, und Hunderte von Zuhörern riefen in ihrer Begeisterung: »vous en aurez;« allein troß dieser Zusage kann sich unsere Departementalbehörde nicht dazu verstehen, einen bewaffneten Freischaarenzug nach Deutschland zu dulden. Die Abtheilungen der deutschen Legion des Herrn Herwegh lagern nun schon seit vierzehn Tagen im Elsaß, und es ist unbegreiflich, woher dieselben ihre Subsistenzmittel haben. Einige der Legionäre, recht tüchtige Arbeiter, sagten mir freilich, daß sie recht kümmerlich lebten und mit Sehnsucht der Stunde harrten, wo sie endlich zur Befreiung des Vaterlandes nach dem jenseitigen Rheinufer berufen würden. Herwegh, Börnstein und Bornstedt wohnen ganz bequem in Gasthäusern und thun sich gütlich. Den leztern sieht man mit dem Degen an der Seite und einem großen dreifarbigen Band am Arm durch die Straßen gehen; er sieht wirklich wie ein Generalissimus aus und scheint durchdrungen von der Aufgabe zu seyn, als Befreier Deutschlands den Rhein überschreiten zu müssen.

(Schluß folgt.)

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Entdeckungen.

Dieser Expräsident ist nicht der Einzige, welcher die Verwirrung der Revolution benüzt hat, um sich unter die ehrlichen Leute zu mischen, und durch ein eifriges Bekenntniß seiner politischen Grundsätze sich ein Ansehen zu geben. Uebrigens führte dieser angebliche Michelot, dessen wahrer Name Junien ist, den Vorsiß im Klub mit gutem Anstande, drückte sich sehr zierlich aus, und sprach über staatswirthschaftliche Aufgaben mit einer Sachkenntniß, welche vermuthen ließ, daß der Mann über solche Materien viel nachgedacht habe, und daß, wenn er sich bisher nicht bekannt gemacht, dieß wohl bloß daher rühren müsse, weil er sein Studirzimmer gar nicht verlassen habe und bloß durch die Revolution bewogen worden sey, sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen. Seine Zuhörer im Klub wunderten sich höchlich, als sie in den Zeitungen lasen, daß ihr Herr Vorstand ein Schelm und von der Polizei wieder zur Haft gebracht sey. Die Sache wird vermuthlich bald vor Gericht kommen. — Solche unerwartete Entdeckungen kommen jezt häufig vor. Die Librische Geschichte ist weltkundig. In den ersten Tagen nach der Februarrevolution hatte ferner ein gewisser Lahode großen Eifer entwickelt und sich der Polizei so nützlich erwiesen, daß man ihm das Amt eines Sekretärs übertrug. Er soll diese Stellung dazu benüzt haben, mehrere Papiere zu vernichten, welche ihm keine Ehre machten. Er hatte aber nicht an Alles gedacht, und Andere fanden in den Papieren der Polizei mehrere Denunciationen von seiner Hand. Es ergab sich, daß der Kerl schon unter der vorigen Regierung mit der Polizei in geheimer Verbindung gestanden, und dieses verrätherische Spiel unter der jetzigen fortzusetzen gedachte. Er wurde nach dieser Entdeckung mit Schimpf ausgestoßen. Außerordentliches Aufsehen machte aber die Blanqui'sche Sache, die noch weitere Folgen haben kann. Es gibt hier zwei Brüder Blanqui; der eine ist seit lange Vorsteher einer bedeutenden Handelsschule, Mitglied des Nationalinstituts und Professor am Conservatorium für Kunst und Industrie, auch als staatswirthschaftlicher Schriftsteller rühmlich bekannt. Er war Mitglied der lezten Deputirtenkammer und gehörte der ministeriellen Partei an oder stimmte wenigstens in wichtigen Sachen mit derselben. Dieser Gelehrte nun hat einen jüngern Bruder, einen Mann von heftigem, aufbrausendem Charakter, der unter Ludwig Philipp in mehrere Kriminalprozesse wegen demagogischer Verschwörungen verwickelt und zulezt zu langjähriger Gefangenschaft verurtheilt worden war. Die lezte Revolution gab ihm und seinen Leidensgefährten die Freiheit wieder, und sie kehrten triumphirend nach Paris zurück. Dieser Blanqui war Vorstand eines Klubs geworden, und zeigte sich sehr rührig in den politischen Umtrieben. Seine Freunde hatten großentheils wichtige Aemter erhalten, oder hatten doch großen Einfluß bei den jetzigen Staatsführern. Er selbst stand auf dem Punkte angestellt zu werden; es scheint aber, daß sein ungestümer Charakter Besorgniß erregte, zumal er nicht verhehlte, daß er mit dem Gang der Dinge unzufrieden sey und eine noch weit gründlichere Umwälzung wünsche. Auf einmal gibt ein Herr Taschereau in seiner Revue rétrospective, in der er die in den Hotels Guizots und der andern Minister, wie auch in den Tuilerien gefundenen geheimen Papiere einrückt, die ihm von seinen Freunden in der jetzigen Regierung mitgetheilt worden sind, auch einen geheimen Bericht an Guizot über die Demagogen und ihre heimlichen Verbindungen und Umtriebe während der königlichen Regierung. Dieser Bericht ist zwar von Niemand unterzeichnet, oder wenigstens steht die Unterschrift nicht unter dem gedruckten Bericht; aber Taschereau läßt ziemlich deutlich errathen, daß kein anderer als Blanqui diese Verrätherei an seinen Genossen begangen habe. Dieß machte furchtbares Aufsehen; die meisten Tageblätter druckten den geheimen Bericht wieder ab; allgemeiner Unwille äußerte sich wider den Verräther.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 106. Mittwoch den 3. Mai 1848.

What hempen home-spuns have we swaggering here?
Shakespeare.

Bilder aus den Ostseeprovinzen.

(Fortsetzung.)

Da plötzlich fährt unsere Kalesche vor, die sechs Pferde stampfen und schnauben mit ihren Nüstern dem Stallschlunde entgegen, aus welchem ein frischer Heugeruch zieht. Mehrere Bauern eilen an's Fenster und weichen eben so schnell zurück; ich bemerke, wie sie ihre Schnapsgläser hinter einem ungeheuren Ofen zu verbergen suchen. In demselben Augenblicke erscheint die dicke Wirthin auf der obersten Stufe der Treppe und streckt ihren entblößten fleischigen Arm gegen unsere Kalesche aus, während der andere sich mit geballter Faust gegen das Fenster richtet, durch welches die Bauern sahen, um gleich einem weiblichen Neptunus mit dem quos ego! jene ungestüme Fidelität zu beschwichtigen. Nun ist Alles still. Wir steigen aus. Die Wirthin zupft an ihrer Schürze und verbeugt sich und rührt sich wie eine verlegene Bärin von einer Seite zur andern. „Ach, gnädige Frau, der Lärm, die Bauern — es ist Sonntag, halten zu Gnaden — man muß einmal durch die Finger sehen. Baron S. ist aus Italien zurückgekommen, von seiner Krankheit ganz hergestellt — wird auch an den Strand kommen. Ach, gnädiges Fräulein, wie groß Sie geworden sind und wie hübsch Ihnen das Kleid steht! Na, was ich doch sagen wollte: der junge Baron H. ist so eben vorüber gefahren; Alles eilt an den Strand; da wird man noch viel zu hören kriegen."

Unter diesem und ähnlichem Wortschwall treten wir in das Gastzimmer. Die Wirthin ist eine Deutsche, daher für dießmal die Reinlichkeit und Wohnlichkeit des Zimmers zu erklären. Polirte Tische von Birkenholz, ein bunt überzogener Sopha, rings an den Wänden Bilder für ein paar Silbergroschen aus der Neu-Ruppiner Fabrik. Der dritte und vierte Wilhelm, der Kaiser Nikolaus sammt seiner Gemahlin präsentiren sich so steif wie möglich, woran natürlich nur der Maler Schuld ist; dann der Kaiser Alexander, zu beiden Seiten Kaiser Franz und der König von Preußen; dicht hinter ihnen ein dickes Weibsbild mit halb erhobenem Lorbeerkranz, der so umfangreich ist, daß ein Dutzend Suppenanstalten damit versorgt werden könnten. Auf einer Anrichte neben dem Fenster zwei Myrthenbäume, dazwischen eine dickarmige Aloe, wahrscheinlich das Symbol der Wirthin, die trotz ihrer Jahre noch immer auf einen Freier hofft.

Nun aber geh' ich nebenan in das Bauernzimmer. So weiß und blank dort Alles war, so schwarz sieht hier Alles aus. Ein ungeheurer, aus Backsteinen aufերbauter Ofen tritt halb aus der Wand hervor und wärmt ein zweites Zimmer, dem er zur Hälfte angehört. Ein hölzernes Gerüst umgibt ihn, welches stockwerkähnlich in Brüstungen ausläuft, auf die man sich niederlegen kann, um ganz in der Nähe des Ofens zu seyn. Käferähnliche Insekten von länglicher Gestalt, welche die Preußen Russaken, die Russen dagegen Prussaken nennen, laufen mit großer Behendigkeit an den Möbeln auf und nieder. Die Bauern, durch mein Eintreten ein wenig betroffen, kommen bald wieder in ihre natürliche Stimmung, als ich ihnen ein paar Schnäpse einschenken lasse. Sodann begeb' ich mich in das benachbarte Büffetzimmer, wo mich ein junger Mann mit ungeheuren Wasserstiefeln bedient. Auf dem Tische liegen hellgelbe Honigkuchen,

Kringeln, Landkäse neben ein paar mächtigen Schnapsflaschen.

Ich sehe durch das Fenster und bemerke dicht hinter dem Stalle — die Kirche. Ein kleiner Thurm erhebt sich über derselben etwa so hoch als der Hals einer Ente über dem übrigen Leibe. Ein Wall von rohen, unsymmetrisch auf einander gelegten Steinen, an die sich dicht eine Reihe junger Birken anschließt, umgibt kreisförmig das kleine, unansehnliche Gebäude. Ein paar Leute, vielleicht die lezten, verlassen so eben die Kirche und müssen durch eine doppelte Reihe von Bettlern, welche dicht am Eingange stehen und große leinene Beutel an den Hüften tragen, in denen sie Käse, Brodstücke, Kartoffeln rc. verbergen. Ein vielleicht neunzigjähriger Mann unter ihnen mit einem Kopf voll dichten Haaren, die so frisch aussehen wie der Winter in hiesigen Landen, weiß seine Aussprache mit so vielen scherzhaften Redearabesken zu verzieren, daß man nicht umhin kann den Seckel zu öffnen. In Ermangelung eines Predigers, der etwa alle Vierteljahre diese Kirche als ein Filial besucht, hat ein Bauer ein Stück aus den Evangelien oder eine gedruckte Predigt vorgelesen. Dieser verschließt zulezt die Kirche und nun erst fängt das eigentliche Wirthshausleben an.

Der Krug ist die Börse des Bauers. Hier schließt er seine Käufe und Verkäufe ab, hier erhält er seine Einladung zu einer Hochzeit, zu einer Kindtaufe, hier wird Jahrmarkt gehalten und getanzt, hier besiegelt er alle seine Leiden und Freuden mit einem Schnapse. Wie bedeutend dieß Alles für ihn ist, beweist die Größe des Krugs, gegen den sich das Gotteshaus ungemein winzig ausnimmt. Die Kirche benuzt den Krug, um viel Besuch zu erhalten, und der Krug benuzt die Kirche, um seine Schnäpse zu motiviren. Ein glückliches Einverständniß! Ohne den Krug würde der Bauer sich nicht aufgefordert fühlen, in die Kirche zu gehen, und ohne die Kirche hätte er kein Mittel, seine sonntäglichen Spiritualien bei der Gutsherrschaft zu verantworten. Die Fidelität, die sich bei seinem Schnapse entwickelt, liegt der Kirche so nahe, daß sie sogar mit der Heiterkeit verwechselt werden könnte, die eine Folge der Erbauung ist, welche der vorlesende Bauer mit seiner gedruckten Predigt erzeugt hat. Ja, wahrlich, hätten der deutsche Kaiser und der römische Papst so dicht neben einander gewohnt, daß man mit ein paar Schritten aus der Kirche in die weltlichen Säle des kaiserlichen Palastes gelangte, so wären Kirche und Staat nicht so weit aus einander getreten als dieß geschehen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Rothe Ostern zu Freiburg.

(Fortsetzung.)

Offenbar war der sonst so verständige Hecker über die Volksstimmung im Seekreis getäuscht, so wie über den Geist des badischen Heeres; denn sonst hätte er sicherlich den verzweifelten Schritt unterlassen und sich einfach mit der Flucht begnügt, sobald er durch Ficklers Verhaftung sich bloßgestellt sah. Seine Anhänger mögen ihm gesagt haben, er brauche sich nur zu zeigen, um zehn, zwanzig, dreißig Tausend in Waffen um sich versammelt zu sehen. Wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen; das gilt von Hecker selbst wie von denen, welche ihn mit haltlosen Berichten irre führten. Beim Schoppenglas gibt's keine bessere Unterhaltung als das sogenannte Aufbegehren, und wenn vollends die Polizei schlafen gegangen, so wird jeder zum Weltenstürmer. Viel Schwatzen macht Durst, der Durst macht trinken, der Trunk führt zum Rausch, und der bezechte Mann sagt mehr, als er zu vertreten Willens ist. Die Wirthshäuser im Seekreis hallten wider von aufrührerischen Reden, und auch unter dem Kriegsvolk riß ein böser Geist der Zuchtlosigkeit ein, so daß Heckers Rechnungsfehler wenigstens erklärlich wird. — Wie arg er sich verrechnet, darüber belehrte ihn zum Theil der Erfolg seines ersten Auftretens im Seekreis; nur Wenige gesellten sich zu ihm, und wenn er mit diesen Wenigen eine größere Menge zum Mitziehen nöthigte, so vermochte er das nur darum, weil kein geordneter Widerstand zur Hand war. Das Treffen von Kandern mußte ihm vollends die Augen öffnen; die Soldaten fielen ihm gerade so zu, wie vor drei Jahrhunderten die Stückkugeln sich vom Mantel des Thomas Münzer auffangen ließen. Der Zusammenstoß bei Kandern wäre schier mehr ein Possenspiel denn ein Treffen zu nennen, wenn nicht ein edles Heldenleben dabei verloren gegangen. Die Kugel, welche für den tapfern Gagern gegossen war, hatte sich in das Rohr eines armseligen Hallunken verirrt; doch brachte der Fall des theuern Mannes der guten Sache vielen Nutzen, indem er das Kriegsvolk gegen die Empörer bis zur Wuth erbitterte. Noch bis zur Stunde schwört der Soldat, Gagern sey während des Unterhandelns meuchlings erschossen worden, und alle Berichtigungen sind nicht im Stande seine Ueberzeugung zu erschüttern. Ich will übrigens auch nicht behaupten, daß alles ehrlich zugegangen sey.

Die Nachricht von Heckers Niederlage klang trostreich in trübe Besorgnisse. Schon seit ein paar Tagen war eine Kreisversammlung auf Sonntag, den 22. April, ausgeschrieben. Den Vorwand dazu mußten

die Vorwahlen zum deutschen Reichstag herleihen. Die neue Wahlordnung schien den Republikanern nicht gemein genug; sie wollten erstens, daß jeder Deutsche wähle, und nicht einmal den Handwerksburschen auf der Wanderschaft davon ausgenommen sehen; zweitens sollte eine unmittelbare Wahl der Abgeordneten nach Frankfurt stattfinden, wahrscheinlich zu Nutz und Frommen besagter Handwerksgesellen. Der Ehrgeiz ist freigebiger als die Barmherzigkeit. So wichtig diese Punkte für die Partei immerhin scheinen, dennoch war allgemein bekannt, daß sie dießmal nur im Hintertreffen standen. Sendlinge durchzogen den ganzen Gau, um das Landvolk durch falsche Vorspiegelungen, durch lockende Verheißungen, durch Drohungen sogar zu bethören. Hauptinhalt ihrer Reden war: „Hecker hat bei Kandern gesiegt, das Kriegsvolk ist mit Sack und Pack zu ihm übergegangen, die Bürgerschaft Freiburgs rüstet sich, zu ihm zu stoßen. Ihr sollt auch mitgehen und habt deßhalb gewaffnet zu erscheinen. Wer sich weigert, ist ein Volksverräther und wird seine Unklugheit schwer bereuen. Den Schuldigen soll der Tod treffen, auf seinem Dach wird der rothe Hahn krähen; den kühnen Vaterlandsfreund dagegen erwartet Wohlleben. Gefahr ist nicht dabei, denn überall weigern sich die Soldaten auf uns zu schießen und stoßen ihre eigenen Führer nieder, wenn diese nicht zum Volke stehen wollen."

Am Charsamstag kamen die Landleute in hellen Haufen zur Stadt, theilweis mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel, und kaum diejenigen unbewaffnet, welche bloß des Wochenmarkts wegen sich eingefunden. Viele der Bewaffneten waren schon des Weines voll oder beeilten sich es zu werden, andere befing die noch hartnäckigere Trunkenheit der innern Aufregung. Jeder Belehrung zeigten sie sich vollständig unzugänglich; wer ihnen sagte, Hecker sey geschlagen und bereits in die Schweiz geflohen, den ziehen sie der Lüge, nannten ihn einen „Arischtokratten," bedrohten ihn wohl auch als einen „Volksrebellen" mit Prügeln, Mord und Tod. — „Was ist denn eigentlich ein Aristokrat?" fragte Jemand eine Gruppe. — „Ha, das ist einer, wo Hypotheken bei den Bauern liegen hat und Zins dafür nimmt," sagte einer; der zweite: „der wo nix schafft;" der Dritte und der Vierte wußten wieder andere Auslegungen, die übrigens alle darauf hinaus liefen, daß sie unter einem Aristokraten jeden verstehen, der nicht in allen Stücken von außen und von innen dem armen Manne gleicht. Wenn den Führern und Anstiftern selber unter diesem süßen Pöbel nicht übel geworden ist, so müssen sie einen guten Magen haben.

Die Verhandlungen auf dem Karlsplatze liefen ab, wie sie unter solchen Umständen allein ablaufen konnten. Zu den Landleuten hatten sich die Turner sammt der hiesigen Freischaar gesellt. Der Freischaar waren schon ein paar Tage zuvor ihre Sensen zurückgegeben worden, an demselben Abend, der die Nachricht von Heckers Niederlage brachte, welche damals von den Republikanern als eine zwar rückgängige, aber siegreiche Bewegung ausgelegt wurde. Der Versammlung auf dem Karlsplatz kamen gedruckte Zettel zu, worin Struves Verhaftung zu Säckingen verkündet wurde; viele der Leute zerrissen diese Zettel und nahmen sie sogar andern gewaltsam weg. Wieder die alte Geschichte vom Schiffer, der nach dem Sturmvogel schießt! Die Versammlung beschloß: „Hecker steht siegreich im Felde, Struve und Herwegh führen ihm nun Tausende zu; wir stoßen ebenfalls zu ihm, und Langsdorf soll unser Führer seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Blanqui. — Pater Lacordaire ein Republikaner

Es hieß, Blanqui wolle sich im Klub rechtfertigen; am Abend, da man ihn dort erwartete, war der Saal gedrängt voll, Blanqui erschien aber nicht; nun hieß es, er bedürfe einiger Tage, um seine Mittel zur Rechtfertigung zusammenzubringen. Kurz nachher schrieb er an die Tageblätter, schalt Taschereau einen Verleumder, behauptete, das berüchtigte Aktenstück sey ein elendes Machwerk eines Bösewichts; dabei suchte er aus dem Inhalt desselben zu beweisen, daß es von ihm nicht herrühren könne, und ließ verlauten, seine Feinde in der Regierung hätten es schmieden lassen, um ihn in der öffentlichen Meinung zu verderben. Diese Feinde seyen Leute, welche nicht, wie er, fortschreiten, sondern die Republik zum Rückgange nöthigen wollen. Es scheint in der That, daß seine ehemaligen Freunde sich weigern, Sturm zu laufen, wie Blanqui es will. Taschereau hat Blanqui wegen Verleumdung verklagt, und nächstens wird das Polizeigericht die Sache zu entscheiden haben. Wahrscheinlich wird Taschereau beweisen müssen, daß jener Bericht ächt und wirklich in Guizots Hôtel aufgefunden worden ist. Daß er von Blanqui herrühre, hat er nicht ausdrücklich

gesagt, und wird es daher auch nicht zu beweisen haben, wenn er nicht seine Rechtfertigung ganz vollständig machen will. Seitdem sieht der größere, ruheliebende Theil des Publikums Blanqui mit großem Mißtrauen an; man argwohnt, er stehe an der Spitze einer Partei von Leuten, welche den Umsturz der jetzigen Regierung bezwecken, um noch viel Schlimmeres an deren Stelle zu setzen. Solcher kleinen Catilina's tauchen jezt mehrere auf; sie werden schwerlich etwas ausrichten, zumal sich lezten Sonntag die ganze Nationalgarde, das heißt beinahe 200,000 Mann, versammelt hat, um den ersten Versuch dieser Friedensstörer zu vereiteln, was auch ohne die geringste Schwierigkeit gelungen ist, wie man aus den Zeitungen weiß. — Ein Kuriosum in der jetzigen bewegten Zeit ist das Auftreten des Paters Lacordaire in den Klubs. Der wichtigste Punkt in den Verhandlungen der Klubs ist das Verhör der Kandidaten, welche sich zur Nationalversammlung melden. Zu diesen gehört denn auch Pater Lacordaire, der sich durch seine Predigten und sogenannten geistlichen Conferenzen einen großen Ruf erworben hat und ein Republikaner geworden ist, wie manche andere Geistliche, welche bei Einweihung der Freiheitsbäume sehr erbaulich für die Republik gesprochen haben. Pater Lacordaire will Deputirter werden, und deßhalb muß er den Klubs Rede stehen und sich über seine Grundsätze und sein künftiges Verhalten in der Nationalversammlung frei aussprechen. Man legte ihm, wie den andern Kandidaten, allerlei verfängliche Fragen vor, z. B. werden Sie für die Wiedereinführung der Ehescheidung stimmen? was würden Sie thun, wenn sich die Nationalversammlung von den republikanischen Grundsätzen entfernen sollte? was halten Sie von den besoldeten Truppen? u. s. w. Pater Lacordaire ist gewandt genug, um sich mit seiner Beredtsamkeit durchzuhelfen, und in einigen Klubs hat er außerordentlichen Beifall erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Straßburg, April.

(Schluß.)

Die deutsche Legion. — Das Fest der Verbrüderung.

Schade, daß sich Bernstedt so viele alte Sünden vorzuwerfen hat, und er selbst eingestehen muß, daß er in den Tagen, wo er um die Redaktion der preußischen Staatszeitung buhlte, den Ansichten, die er jezt hat oder zu haben vorgibt, den Krieg machte. Herwegh (seine Partei nennt ihn mit Vorliebe ihren Lamartine) ist ein offener und redlicher Charakter, und so sehr er auch an Eitelkeit leidet, so möchte er dieser das Wohl der Legion nicht zum Opfer bringen. Er hat sich offen und unumwunden der Abordnung gegenüber ausgesprochen, die vor einigen Tagen von dem Fünfzigerausschusse aus Frankfurt hiehergeschickt wurde. Madame Herwegh scheint eine sehr gutmüthige Schwärmerin zu seyn; sie liebt ihren Mann, dessen Verse und dessen Aussprüche so sehr, daß sie ihm unbedingt in jeden offenen Kampf eben so folgen würde, wie sie ihm in das Straßburger Hauptquartier gefolgt ist. Von Börnsteins praktischer Natur wundert es uns, daß er auf Gerathewohl das so einträgliche Korrespondenz- und Vaudevilleterrain in Paris verlassen hat, und den Kolonnen nicht erst dann nachgezogen ist, nachdem dieselben Herr des deutschen Bodens geworden. Wir glauben nicht, daß sich die deutsche Legion noch lange bei uns halten kann, und es wird ihr kein anderer Ausweg übrig bleiben, als sich in einzelnen Gruppen friedlich und unbewaffnet auf den Weg nach der Heimath zu machen. Etwa sechshundert Polen befinden sich seit einigen Tagen in unsern Mauern. Es kommt ihnen schwer an, sich vom französischen Boden zu trennen, auf dem sie sechzehn Jahre im Exil zugebracht haben. Die Leute flößen uns Mitleiden ein, denn welches Loos harrt ihrer, wenn sie nach der Grenze ihres Vaterlandes kommen? Deutschland und Frankreich haben vorderhand im eigenen Hause zu viel zu thun, als daß ihnen von dieser Seite durchgreifende Hülfe werden könnte.

Ein Gefühl der Wehmuth bemächtigte sich meiner, als ich bei dem großen Feste am lezten Sonntag die Polenschaar im Zuge sah. Sie schritten ernst und würdevoll einher, allein sie selbst mußten sich sagen: wir zweifeln, daß wir je an einem solchen Siegeszuge in unserer Heimath Theil nehmen können. Und doch gehen sie getrost, mit innigem Vertrauen auf Gott, den Lenker der Schicksale der Völker, nach Hause, um einen lezten „Versuch" zu wagen. Das Fest, von dem ich eben gesprochen, war ein großartiges und erhebendes. Man hat mehrere Freiheitsbäume gepflanzt, welche von den Geistlichen der verschiedenen Confessionen eingesegnet wurden. Der Zug in der Stadt und nach der Rupprechtsau bewegte sich in folgender Ordnung: die Reiterei der Nationalgarde, die Sappeurs-Pompiers und die Sauveteurs, die Schüler der Elementarschulen, die Artillerie der Nationalgarde, die Waisenkinder, die Zöglinge der Privatschulen, das fünfte Artillerieregiment, die Schüler der Industrieschule, das erste Bataillon der Nationalgarde, die Zöglinge des protestantischen Gymnasiums, das vierzehnte Artillerieregiment, die Zöglinge des sogenannten kleinen Seminars, das zweite Bataillon der Nationalgarde, die Zöglinge der Normalschule, das fünfzehnte Artillerieregiment, die Arbeiter und Trainsoldaten, die Zöglinge des Lyceums, das dritte Bataillon der Nationalgarde, die Studirenden aller Fakultäten und des Militärspitals, die einen Freiheitsbaum trugen, die Musik des siebzehnten leichten Infanterieregiments, das vierte Bataillon der Nationalgarde, die Abgeordneten der Arbeiter mit einem Freiheitsbaum, die Deputationen der Volksvereine, Schweizer und Italiener, die Polen mit ihren Nationalfahnen, das zweite Bataillon der Jäger zu Fuß, die Abordnungen der verschiedenen Gemeinden des Departements mit einem Freiheitsbaum, das fünfte Bataillon der Nationalgarde, die Civil- und Militärbehörden mit dem Commissär der Republik, dem Maire der Stadt Straßburg und dem Befehlshaber der fünften Militärdivision an der Spitze, das dreißigste Linienregiment, die Gensdarmerie zu Pferd. Der Zug hielt am Hôtel de Paris einige Minuten und brachte dem Dichter der Marseillaise, Rouget de Lisle, ein Hoch, denn in diesem Hause hatte er das berühmte Lied gedichtet und in Musik gesezt. In der Rupprechtsau fraternisirten Militär und Nationalgarden miteinander. Die deutsche Colonne hatte sich ebenfalls dorthin begeben und nahm an dem Feste der Verbrüderung Theil. Reden, welche auf die Bedeutung des Tags Bezug hatten, wurden gehalten und von den zu Tausenden versammelten Bürgern mit Beifallssturm begrüßt. Abends war die Stadt glänzend beleuchtet. Nicht die geringste Unordnung störte die Feier und am andern Tag ging Jedermann seinen gewohnten Beschäftigungen nach. Alles sieht nun mit Spannung der demnächst zusammentretenden Nationalversammlung entgegen. Man zählt die Tage und die Stunden, damit endlich einmal das Provisorium der Regierung aufhöre und wir wieder eine geregelte Staatsverwaltung erlangen. Wir hoffen das Beste und zählen darauf, daß Lamartine Präsident der Republik wird. Ihm schlagen alle Herzen entgegen; er genießt das Vertrauen aller redlichen und wohlmeinenden Bürger; sein Charakter ist ein unbescholtener, fern von aller Herrschsucht, die nirgends unerträglicher ist als in einer Republik.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 8. Mittwoch den 3. Mai 1848.

[90] In der Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg — bei Neff in Stuttgart — Palm'sche Hofbuchhandlung in München — bei Montag und Weiß in Regensburg — in Nürnberg bei Riegel und Wießner (und in allen Buchhandlungen) ist zu haben und

zur Erhaltung der Gesundheit als sehr hülfreich jedem Familienvater zu empfehlen:

Die sechste 4000 Exemplare starke Auflage von

☞ **500** der besten

Hausarzneimittel

gegen 39 Krankheiten der Menschen,

als: **allgemeine Gesundheitsregeln,** ferner **Hausmittel** gegen Husten — Schnupfen — Kopfweh — Magenschwäche — Magensäure — Magenkrampf — Diarrhöe — Hämorrhoiden — Hypochondrie — trägen Stuhlgang — Gicht und Rheumatismus — Engbrüstigkeit — Schwindsucht — Verschleimung — Harnverhaltung — Kolik — Wassersucht — Skrophelkrankheiten — Augenkrankheiten — Ohnmacht — Schwindel — Ohrenbrausen — Taubheit — Herzklopfen — Schlaflosigkeit — Hautausschläge — nebst Anweisung, wie man einen schwachen Magen stärken kann,

die Wunderkräfte des kalten Wassers und Hufelands Haus- und Reiseapotheke.

8. brosch. 189 Seiten.

Preis 12 gGr. oder 54 kr.

☞ Ein Rathgeber dieser Art sollte billiger Weise in keinem Hause, in keiner Familie fehlen; man findet darin die wirksamsten und wohlfeilsten Hausmittel gegen die obigen Krankheiten, womit doch der eine oder der andere zu kämpfen hat, oder mindestens durch dieses Buch guten Rath seinen leidenden Mitmenschen geben kann.

Auch in Prag bei Credner — Pesth bei Hartleben — Wien bei Gerold — Hermannstadt bei Hochmeister — Triest bei Favarger — Venedig bei Münster und in allen Buchhandlungen der österr. Monarchie vorräthig.

---

[57] Die neunte Auflage des Conversations-Lexikon vollständig!

In allen Buchhandlungen ist die so eben fertig gewordene

9te verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage des

Conversations-Lexikon

vorräthig. Wie sehr es gelungen ist, die neunte Auflage dieses allbekannten Werks in ihrer innern wie äußern Ausstattung den Anforderungen unserer Zeit in jeder Hinsicht entsprechend zu gestalten, beweist am besten der Absatz von mehr als **30,000** Exemplaren.

Das Werk kostet vollständig 20 Thaler, es kann aber auch in beliebigen Ablieferungsterminen:
in 15 Bänden zu dem Preise von 1 Thlr. 10 Ngr.,
in 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr.,
in 240 Lieferungen zu dem Preise von $2^{1}/_{2}$ Ngr.
nach und nach bezogen werden.

☞ Weitere Auflagen des Conversations-Lexikon werden bei Abnahme eines Exemplars der neunten Auflage zu dem Preise von 12 Thlrn. angenommen, und dieser Betrag wird in werthvollen Büchern aus dem Verlage des Unterzeichneten geliefert. Der zu diesem Behufe besonders gedruckte Katalog ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Leipzig, im Februar 1848.

F. A. Brockhaus.

---

[102] Neue Musikalien im Verlage von Friedrich Hofmeister in Leipzig.

Beethoven, Op. 53. Gr. Sonate, arr. p. Pfte à quatre Mains, p. Succo. Nouv. Edit. 2 Thlr.

Donizetti, Matinée musicale. Recueil d'Ariettes et de Duettinos italiens. No. 1, Oh vieni al mare ($7^{1}/_{2}$ Ngr.) No. 2, La Preghiera (5 Ngr.). No. 6, La Gelosia. Duettino (10 Ngr.). No. 7, L'Addio. Duettino ($7^{1}/_{2}$ Ngr.) 1 Thlr.

Duvernoy, Op. 152. No. 2, Anita. Polka favorite p. Pfte. $7^{1}/_{2}$ Ngr.

— Op. 176. Ecole primaire. Elementarunterricht für die ersten Anfänger im Pftespiel, in 25 leichten Studien. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kessler, Op. 46. Erste Liebe. Ewige Liebe. 2 Gedichte f. eine Singst. m. Begl. d. Pfte. 20 Ngr.

Labitzky, Op. 148. Amalien-Walzer f. Pfte. zu zwei H. 15 Ngr. Zu vier H. 20 Ngr. F. g. Orch. 1 Thlr. 15 Ngr. Im leichten Arrangement 10 Ngr.

— Op. 149. Orion. Quadrille f. Pfte. zu 2 H. 10 Ngr. Zu vier H. 15 Ngr. F. Orch. 1 Thlr.

---

[100] Bei Georg Franz in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vorschule

für bibliothekarisches Geschäftsleben

von **P. A. Budik,**

k. k. Bibliothekar in Klagenfurt.

gr. 8. 10 Bogen. broch. 26 Sgr. oder 1 fl. 30 kr.

---

[42] Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck.

H. C. Andersen,

Gesammelte Gedichte.

3 Bde. 1 Thlr. = 1 fl. 30 kr. C.-M. = 1 fl. 48 kr. rhein.

Der Verfasser übergibt dem deutschen Publikum in dieser von ihm selbst besorgten Ausgabe seine Gedichte, die bis jetzt nicht gesammelt in deutscher Sprache erschienen sind. Sie bilden zugleich den 26—28sten Band seiner gesammelten Werke.

[58] **Volks-Bibliothek.**

Fünfter Band:

Das Kriegsjahr 1813

von

A. Schneider.

Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes.
Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Wie dieser neu erschienene Band sind auch die übrigen Bände der „Volks-Bibliothek“ fortwährend einzeln, jeder Band zu 1 Thlr., zu erhalten.

Leipzig, im Februar 1848.

F. A. Brockhaus.

---

[92] In der Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg — bei Neff in Stuttgart — Palm'sche Hofbuchhandlung in München — bei Montag und Weiß in Regensburg — in Nürnberg bei Riegel und Wießner (und in allen Buchhandlungen) ist zu haben:

Ein wirklich empfehlenswerthes Buch:

☞ Die

Handlungs-Wissenschaft

für Handlungslehrlinge und Handlungsdiener.

Zur leichten Erlernung 1) des **Briefwechsels**, 2) der **Kunstausdrücke**, 3) **Handelsgeographie**, 4) **Geschichte**, 5) des **kaufmännischen Rechnens**, 6) der **Buchhaltung**, 7) der **Münz- und Gewichtskunde**, — und dem Geheimnisse, in kurzer Zeit eine schöne, feste **Handschrift** zu erlangen, mit **5 Vorschriften** erläutert.

Herausgegeben von **Friedr. Bohn.**

Dritte verbesserte Auflage.
Sauber brosch.

Preis 20 Sgr. oder 1 fl. 30 kr.

4500 Exemplare wurden von diesem für Handlungsbeflissene werthvollen Buch binnen 6 Monaten abgesetzt.

Auch in Prag bei Credener — Pesth bei Hartleben — Wien bei Gerold — Hermannstadt bei Hochmeister — Triest bei Favarger — Venedig bei Münster und in allen Buchhandlungen der österr. Monarchie vorräthig.

---

[104] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

Der aus 24 Heften bestehende Jahrgang dieses Journals kostet 9 Rthlr. 10 Ngr. oder 16 fl.

Zweites Märzheft.

Inhalt: Fossick's, Hackworth's und Elliot's Verbesserungen an Locomotivdampfkesseln. Mit Abbildungen. — Ueber Verhütung der Achsenbrüche bei Eisenbahnwagen, von F. Busse. — Verbesserungen an Spinnmaschinen, von Wood. Mit Abbild. — Verbesserungen an den Maschinen zum Auflockern und Krämpeln von Baumwolle, ferner den Maschinen zum Schleifen der Kratzen, von Hardacre. Mit Abbild. — Verbesserungen an Maschinen zum Kämmen der Wolle, von A. V. Newton. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Fabrikation der Kerzen von Allman. Mit Abbild. — Bericht von Silvestre über die doppelten Theaterperspektiven oder Lorgnetten von Lebeun. — Mit Abbild. — Beschreibung der verbesserten Canalwaage des Civilingenieurs Benoit. Mit Abbild. — Ueber elektrische Telegraphen und das Institut der Telegraphen-Compagnie in London. — Untersuchungen über den Proceß der englischen Roheisenbereitung, von R. Bunsen und L. Playfair. (Schluß.) — Ueber die Fabrikation von Blutlaugensalz ohne Anwendung thierischer Substanzen, von Possoz und Bobierre. — Neues Verfahren die Metalle zu beizen (von Oxyd zu reinigen), von Thomas und Delisse. — Ueber das Probiren des Braunsteins, von Bobierre. — Auffindung eines Sodagehalts in der rohen Potasche. — Ueber die Verfahrungsweisen der HH. Polinelly und Cassagnade Marmor und Steine zu reinigen, Bericht von Gourlier. — Ueber Verarbeitung der Gutta-percha, von Hrn. Wedding. — Ueber Mästung des Viehes mit Leinsamen. — — Miscellen. Ericsson's Verbesserungen an Dampfschiffen. Ueber die Achsen aus Gußstahl von Werner in Neustadt-Eberswalde. — Verfahren eine Lokomotive schnell mit Dämpfen zu versehen. — Verfahren die Treibriemen von Gutta-percha an den Enden zusammenzufügen. — Die Anwendung der Gutta-percha zu chirurgischen Verbandmitteln. — Ueber Beschützung des Schiffbauholzes vor dem Bohrwurm. — Die Gasanstalten in London. — Ueber die Anwendung verschiedener Pflanzen zur Papierfabrikation. — Ueber Vorbereitung vegetabilischer Fasern, von Dr. Oschatz. — Ueber schwefelsaures Ammoniak und salpetersaures Natron als Dungmittel.

---

[106] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die deutsche Nationalbewaffnung.

Als Beitrag zur Lösung einer der wichtigsten Fragen in den

Reformbestrebungen unseres deutschen Vaterlandes.

Von **Pz.**

8. broch. Preis 24 kr. oder $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Bei der gegenwärtig ganz Deutschland beschäftigenden Einrichtung einer allgemeinen Volksbewaffnung dürfte dieser aus sachkundiger Feder geflossene Beitrag eine höchst willkommene Erscheinung seyn.

Stuttgart und Tübingen, April 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Goethe's Gedichte.

Auswahl für Schule und Haus.

Herausgegeben von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 30 kr. oder 27 Ngr.

Goethe ist unser größter lyrischer Dichter. Er beherrscht alle Tonarten der Lyrik von den sanften Naturlauten des Liedes bis zu der „nach höchsten Worten greifenden“ Hymne, und auch das bescheidenste lyrische Blümchen hat Theil an der Sonnenwärme seines reichen Gemüths. Dieser Fülle entspricht die Mannigfaltigkeit der Formen, in denen epische Klarheit wie dramatische Lebendigkeit gleich bewunderswürdig sind. Dessen ungeachtet sind Goethe's Gedichte für die Jugend beinah ein verschlossenes Buch. Was die Anthologien bringen, ist nicht geeignet, auch nur ein ungefähres Bild von dem Reichthum seiner lyrischen Muse zu geben. Der Umfang, zu dem die Sammlung der Goethe'schen Gedichte durch die Produktivität des Greises angewachsen ist, die unabweisbaren moralisch-pädagogischen Bedenken, welche durch mehrere derselben erregt werden, hindern die Einführung in die Kreise der Jugend, ja der Familie überhaupt, und sind schuld, daß Goethe's lyrische Poesien sich keiner großen Popularität zu erfreuen haben. Diese Rücksichten veranlaßten uns, die Goethe'schen Gedichte in einer umfassenden Auswahl erscheinen zu lassen, welche den ganzen Goethe als Lyriker zur Anschauung zu bringen sucht; alle Lebensperioden des Dichters, alle Gattungen seiner Lyrik sind darin durch seine vollendetsten Produktionen vertreten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vierteljahrs-Schrift 1848. 2tes Heft.

[107] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

das 2te Heft der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1848.

April — Juni.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 15 Ngr.

Inhalt:

Steinsalz, dessen Vorkommen und Gewinnungsweise. — Die deutsche Realschule. — Joseph von Görres. — Die neuen Planetenentdeckungen. — Die Vermögens- oder Einkommensteuer als Grundlage des Steuerwesens der Zukunft. — Zu Kaulbachs Reineke Fuchs. — Pastor Uhlich in Magdeburg und seine Gemeinde. — Was ist zu thun? Vorschläge eines deutschen Reichsbürgers. — Die deutsche Nationalbewaffnung. — Das Vorparlament in Frankfurt.

Stuttgart und Tübingen, April 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Handbuch

für

Officiere des Generalstabs,

mit besonderer Rücksicht auf die

Organisation des K. Württembergischen

und des

achten deutschen Armee-Corps,

von

F. v. Baur,

Hauptmann im K. W. Generalquartiermeisterstab.

Mit Genehmigung des K. W. Kriegsministeriums.

32½ Bogen, 5 Quart-Tabellen und 2 Lithographien.

Preis brochirt 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

Kurzer Inhalt des Handbuches:

1ster Abschnitt. Heeresverfassung. Stärke und Eintheilung der deutschen Bundesarmee; Stärke und Eintheilung des 8ten deutschen Armee-Corps; Stärke und Eintheilung des K. Württembergischen, Grosßh. Badischen und Hessischen Armee-Corps, je mit Anführung für jede Waffe ihrer Formation, Stände, Bewaffnung, Munition, Ausrüstung, Aufstellung, Bewegung, Fechtart. — 2ter Abschnitt. Organisation des Hauptquartiers des 8ten deutschen Armee-Corps. — 3ter Abschnitt. Eintheilung und Funktionen des Generalstabs der 3 Divisionen des 8ten Armee-Corps. — 4ter Abschnitt. Organisation des K. Württembergischen Generalquartiermeisterstabs. — 5ter Abschnitt. Vorschriften und dienstliche Bestimmungen über den Wirkungskreis des Generalstabs. 1ste Abthl. Bureaugeschäfte. 2te Abthl. Geschäfte im äußern Dienste. 3te Abthl. Kriegsoperationen. — 6ter Abschnitt. Heeresverpflegung. — 7ter Abschnitt. Militärische und allgemeine Notizen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Gedichte

von

August von Platen.

Neue elegante Octav-Ausgabe mit dem Bildniß des Verfassers.

Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 24 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bemerkungen
über die Verhältnisse der deutschen und dänischen
Nationalität und Sprache
im Herzogthum Schleswig.

Nebst einem Anhang über die skandinavischen Sympathien
von
J. G. Kohl.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Zweck, welcher dem rühmlich bekannten und in seinen Schriften so beliebten Herrn Verfasser zunächst bei der Abfassung gegenwärtiger Schrift vorschwebte, war, die ethnographische Seite der schleswig-holsteinischen Frage aufzufassen, eine klare Uebersicht der Verhältnisse der deutschen und dänischen Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig zu geben und zu zeigen, wie sich diese Verhaltnisse, so wie sie jetzt bestehen, im Laufe der Zeiten entwickelt haben. Es zerfällt demgemäß diese Schrift in folgende Hauptabschnitte: Verhältnisse der deutschen Sprache und Nation zu ihren Nachbarn in Osten, Süden, Westen und Norden. — Nationale und sprachliche Wirren auf der cimbrischen Halbinsel. — Urbevölkerung derselben, die deutschen Einwanderer aus Süden, die skandinavischen aus Norden, die sich in Schleswig treffen und mischen. — Schilderung dieses Landes als ein von Jütland mehrfach geographisch-physikalisch gesondertes. — Anfängliche Verhältnisse der schleswigschen Dänen oder Südjüten zu ihren deutschen Nachbarn. — Einfluß der Bündnisse und Verschwägerungen der Lehensherzoge von Schleswig mit den Grafen von Holstein auf die Verdeutschung Schleswigs, auf die Einwanderung holsteinischer Adels- und Bürgerfamilien und auf den Anfang der Verschwisterung der beiden Länder Schleswig und Holstein. — Fortschritte des Deutschthums in Schleswig unter der Herrschaft der dänischen Könige wie unter der der verschiedenen Nebenlinien des oldenburgischen Hauses. — In welchen Punkten das Herzogthum Schleswig annoch dänisch, in welchen Punkten es deutsch oder holsteinisch zu nennen. — Kampf der hochdeutschen und plattdeutschen Sprache und Sieg der ersteren über die letztere, sowie die daraus für die schleswigschen Dänen entspringenden Folgen. — Deutscher Einfluß auf die Handelsverhältnisse des Landes. — Statistik der dänischen und deutschen Sprache in Schleswig. — Einflüsse der deutschen Sprache auf das schleswigsche Dänisch und des Dänischen auf das schleswigsche Deutsch. — Bemerkungen über die skandinavischen Sympathien.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[105] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.
Ein Tagblatt
für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat März 1848.

Größere Aufsätze.

Die Quelle Siloah. — Der Capitän Beavebuela. Erster Abschnitt. Zweiter Abschnitt. — Die Bevölkerung der Comorn-Inseln. — Reise nach Bosnien. Von einem bolanischen Reisenden. III. Travnik. — Die finanzielle Vorlage Lord John Russels. — Die Missionäre auf Somu-Somu. — Die neueste französische Revolution. — Die Vulkane von Apacaga in Centralamerika. — Die deutsche Philosophie in Böhmen. — Verhältniß Großbritanniens zu China. — Pontremoli. — Der Dschohasmi. — Die Arbeiterfrage. — Eine Fahrt nach Hermann in Missouri. — Die Colonie Liberia. — Die Finanzen in Frankreich. — Zur Geologie der Südsee-Inseln. Die Insel Neuseeland. II. III. — Die Tripangfischerei auf den Fidschi-Inseln. — Die alten Racen in Aegypten und Aethiopien. — Die neue Stellung Englands. — Die phönicische Inschrift in Marseille. — Matschurin. Skizze aus dem russischen Mittelstande. — Pensionscasse für Arbeiter. — Einzelne walachische Volksgebräuche und Anschauungen. — Das ethnographische Museum in Kopenhagen. — Ein Besuch in Obercanada. — Ein Erdbeben auf den Nikobar-Inseln. — Zehn Tage unter den Walachen in Siebenbürgen. — Ein Spaziergang in Canton. — Der Zustand Europa's. — Von Marseille nach Algier.

Chronik der Reisen.

Reise im Innern Brasiliens. Von Helmreichen.

Kleinere Mittheilungen.

Russisches Gold. — Der Reisende Hommaire de Hell. — Der Zustand von Tunis. — Ueber den Theebau in Indien. — Griechische Manuscripte in ägyptischen Gräbern. — Die englische Kriegsmacht in Indien. — Seltsame Lufterscheinung in Irkutsk. — Merkwürdiger elektrischer Telegraph. — Fixirung der Farben des Sonnenspektrums. — Goldsand im nördlichen Finnland. — Ueber den Verbrauch von Thee und Kaffee in den Vereinigten Staaten. — Wahrscheinlicher Golfstrom zwischen China und Westamerika. — Etwas über Miaotse. — Die alte Fauna von Neuseeland. — Einige Nachrichten über die ostafrikanischen Völker. — Das Christenthum in China. — Vermehrung des indischen Drama's. — Das Fechten mit dem Kopfe. — Ethnographische Karte von Rußland. — Bosporusschifffahrt. — Ueber Racenmischung. — Der zu Nimrud aufgefundene ägyptische Rahmen. — Alter der Civilisation in Ohio. — Eigenthümliche Erhellung des Himmels. — Die alte Stadt Schumuthra (Sumatra). — Astronomische Aufnahme in Rußland. — Große Schlangen in Sibirien. — Die russische uralische Expedition. — Zenkowsky's Sendung nach dem südlichen Aegypten. — Russische geographische Terminologie. — Der Stand der Ackerbauer in Rußland. — Der Sinologe R. Thom. Neue Bearbeitung des Kamus. — Leichardts neuer Reiseplan. — Der Zweck von Sir F. Mitchells Reise im Innern von Australien. — Kostspielige Rettung des Great Britain. — Der Handel Algiers im Innern. — Eigenthümliches Meteor im nördlichen Rußland. — Betrieb des Sklavenhandels. — Das russische Heer. — Das symbolische Bildniß der französischen Republik. — Das todte Meer in Amerika. — Kirchenmusik. — Ein Denkmal für Geyer. — Die Grippe in Drontheim.

* * *

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

Entwurf
einer
neuen Schulordnung
für die
gelehrten Anstalten Württembergs,
(lateinische Schulen, Lyceen, Gymnasien)
verfaßt
und mit höherer Genehmigung dem Druck übergeben
von der hierzu beauftragten
Commission von Schulmännern.

8. broch. Preis 1 fl. oder 21 Ngr.

Mit Genehmigung des Königl. Ministerium des Innern und des Kirchen- und Schulwesens wird der Vorschlag einer neuen Schulordnung für die lateinischen Schulen, Lyceen und Gymnasien Württembergs, wie derselbe von einer in höherem Auftrage vom Königl. Studienrath einberufenen, aus Schulmännern zusammengesetzten Commission entworfen, sammt einem einleitenden Vorwort und den am Schlusse beigegebenen Motiven des Entwurfs, nebst deren Beilagen hiermit der Oeffentlichkeit übergeben, um Sachverständigen Gelegenheit zu verschaffen, sich über diesen wichtigen Gegenstand auszusprechen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 107. Donnerstag den 4. Mai 1848.

Cominius. — You have brought
A trembling upon Rome, such as was never
So incapable of help.
Tribune. — Say not, we brought it!
Menenius. — How! was it we?
Shakespeare.

Rothe Ostern zu Freiburg.

(Fortsetzung.)

Der erwählte Hauptmann traf sofort die ersten Anstalten, ließ die Hauptwache sammt den Zugängen zur Stadt besetzen, Verrammlungen anlegen und gehabte sich überhaupt als Befehlshaber der Stadt. So hatte denn ein Beflissener der Heilkunde Freiburg erobert. Das war eigentlich schon viel zu viel, und wäre vielleicht dennoch schweigend hingenommen worden, hätten die Aufrührer sich nicht verlauten lassen, sie müßten die städtischen Stücke haben. Die Gemeinde besizt — um Vergebung, ich verschrieb mich da, sie besaß vier Sechspfünder nebst Zubehör, womit sie bei feierlichen Gelegenheiten sich vernehmen ließ, z. B. am Frohnleichnamsfest; da pflegte es zu heißen: „gut gebrüllt, Löwe!" doch sollte ein rechter Leu mehr vermögen als eben nur brüllen. Die Bürgerwehr wurde berufen, nämlich die freiwillige, wie sie seit sieben Wochen bestand, weil die gesetzlich verpflichtete Mannschaft noch immer nicht aufgeboten war, obschon die Einzeichnungen längst hätten vollendet seyn können. Die Bewaffneten traten zusammen, die Bemannung der Stücke fand sich beim Geschütz ein, und alle äußerten sich dahin, daß die Stücke nicht abgegeben werden sollten. Jezt eröffnete der Bürgermeister Unterhandlungen mit den Meuterern, statt ganz einfach eine Abtheilung Soldaten zu berufen, von denen die Stadt in nächster Nähe rings umgeben war. Das Einrücken eines Fähnleins Reiterei würde den Aufruhr schon durch Drommetenklang von dannen gescheucht haben, und wir hätten uns um jeden Preis der Last entledigen sollen, da ja längst bekannt, daß Freiburg zum Mittelpunkt des Aufstandes erkoren war. Die Unterhandlungen führten insofern zum Ziel, daß Langsdorf die Verhaue wegnehmen, die Posten einziehen ließ und friedliche Haltung gegen Leben und Eigenthum zusicherte, wogegen die Freischärler, welche in der Stadt bleiben wollten, auf Kosten der Stadt abgefüttert und untergebracht werden mußten. Zugleich wurde bedungen, daß während der Nacht kein Kriegsvolk einrücken sollte. Die Bürger bezogen die Wachen und die Nacht verlief ruhig, so daß man für gerathen fand, die Mannschaft schon um zwei Uhr aus dem Dienst zu lassen, überzeugt, daß die Freischaaren am Morgen abziehen würden, wie der Uebereinkunft lezter Punkt festgestellt hatte. Das jedoch ließen sie bleiben; satt und ausgeruht, wie sie waren, liefen sie auf dem Münsterplatz zusammen und äußerten, sie würden nicht ohne die Geschütze von dannen weichen. Die Bürgerwehr wurde abermals berufen; anfangs kamen nur wenige, bis nochmals durch den Ausscheller bei Eid und Bürgerpflicht geboten wurde und nach und nach eine größere Anzahl sich stellte. Scharfe Patronen wurden vertheilt, die Gewehre geladen und die Mannschaft vom Bürgermeister ermahnt, ja nicht ohne die höchste Nothwendigkeit von den Waffen Gebrauch zu machen. Die Leute betheuerten, sie würden sich gegen jeden Angriff zu vertheidigen wissen, aber der Bürgermeister müsse an ihre Spitze treten. Die Mannschaft war nämlich mit der obersten Führung längst schon mißvergnügt, sie erkannte deren Unfähigkeit und ahnte sogar Verrätherei. So schlimm mag es allerdings nicht gewesen seyn, doch ist in solcher Stellung auch die Schwäche ein

Verbrechen, und der Bürgerwehrstab hatte bedenkliche Zeichen der Schwäche und Fahrlässigkeit gegeben, so daß es schien, als ruhe die Leitung nicht in seinen, sondern in den Händen der republikanischen Häupter, und als sey der Stab ihr willenloses Werkzeug. Die besten und meisten Gewehre waren nicht den Bürgern, sondern den Turnern in die Hände gegeben worden, so daß mancher Meister das Gewehr zu den Uebungen von seinem Gesellen entlehnen mußte. Die Turner, als Wühler längst berüchtigt, waren gut eingeübt, während dem besten Willen der übrigen Mannschaft, sich zu üben, vielfache Hindernisse in den Weg geworfen wurden.

Der Bürgermeister — er heißt Joseph von Rotteck, ist ein Neffe des Geschichtschreibers und nicht zu verwechseln mit seinem Vetter, dem oben erwähnten Karl von Rotteck — Joseph Rotteck also nahm die Stelle des Führers an, bekleidete sich mit dem Abzeichen der weißrothen Schärpe und ernannte zu seinem Beistand und Stellvertreter einen alten Soldaten, den Kaufmann von Herrmann, welche Wahl sich der allgemeinsten Beistimmung erfreute. Diese Vorfälle trugen sich im Rathshofe zu, wo die Geschütze, aus dem Schuppen hervorgeholt, gegen die Einfahrtsthore gerichtet standen, von ihrer Bemannung umgeben. Der Bürgermeister mußte, der Unterhandlungen halber, ab und zu gehen. Die Mannschaft rückte inzwischen vor dem Rathhaus auf den Franciskanerplatz hinaus, auf welchem just die Vorarbeiten zur Aufstellung eines Denkmals für Karl von Rotteck, den Geschichtschreiber, im Gange sind und den ohnehin schmalen Raum vollends beengen. Mit den verschiedenen Unterhandlungen gingen ein paar wichtige Stunden verloren. Um zwei Uhr wollte General Hoffmann die Stadt besetzen; leider ließ er sich bestimmen, die Frist auf vier Uhr zu erstrecken, und just während dieser Frist zeigte sich die Freischaar, welche ein gewisser Siegel (ehemals badischer Lieutenant) vom Gebirg herab führte.

Am Waldsaum begann das Gefecht, die Truppen mußten ihre Aufmerksamkeit theilen und sich in Betreff der Stadt einstweilen damit begnügen, die Ausgänge zu bewachen. In der Stadt verbreitete sich das Gerücht, Hecker rücke heran; den Freischaaren schwoll der Kamm, den hiesigen Republikanern wuchs der Muth, und inmitten der Wehrmannschaft selber standen Verräther auf. Herrmann gebot, die Geschütze aus dem Hof hervorzubringen, in passenden Stellungen aufzupflanzen und zu laden. Die Meuterer wußten diese zweckgemäßen Anstalten zu vereiteln und die geschlossenen Reihen in Unordnung zu bringen, theils durch offene Widersetzlichkeit gegen den Führer, theils durch Einschüchterung der Mannschaft und andere ähnliche Kunststücke. Endlich hieß es, wir sollten wenigstens das Rathhaus im Innern behaupten und die Fenster mit Scharfschützen besetzen. Einer von denen, die Doppelflinten führten und als Jagdliebhaber für Scharfschützen galten, wurde auch ich zu den Fenstern befehligt. Es dauerte eine gute Weile, bis ich mich durchdrängen konnte. Als ich meinen Posten erreichte, fand ich den Auftritt gänzlich verändert.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus den Ostseeprovinzen.

(Fortsetzung.)

Aber noch immer dieselbe Stille im Wirthshause! Nun gut, die Pferde werden angespannt, und sind sie hundert Schritt weiter, dann geht's los. Ja, die Letten sind eine gedrückte, schüchterne Nation. Jahrhunderte lang lastete der Druck auf der ursprünglichen Elasticität ihrer geistigen Natur. Aber diese kann nicht gänzlich erlahmen, gelegentlich schnellen die Federn empor, und um so stärker, je länger man sie zurückhielt. Jener Wirthshauslärm, der sich kund gab, ehe wir mit unserer Kalesche heran fuhren, war nur eine Andeutung von jenen Stürmen, die sich aus Windstillen entwickeln. Es komme nur eine günstige Gelegenheit, und jener in den verstecktesten Winkel zurückgetriebene und bis zum Ersticken gepreßte Groll wird sich wie ein Knall entladen. Im Innern von Rußland sind ähnliche Verhältnisse, was Druck und Sklaverei anbelangt, nur daß dort die geistige Elasticität des Volkes größer und daher das Resultat gefährlicher ist. Nichts kam mir verdächtiger vor als die ewig lächelnde Freundlichkeit eines Nationalrussen, seine geschmeidige Grazie, das Zwielicht seiner halbgeöffneten, zwinkernden Augen: Himmelblau, welches durch eine Gewitterwolke sieht, Schlangen, die durch Rosenbüsche kriechen.

Beispiele sind vorhanden. Ich sprach einen Rittmeister, welcher den Nowgoroder Aufstand beschwichtigen half. Zungen- und Nasenabschneiden, Augenausreißen? — o Alles nichts! Meine Feder würde den Leser vom Blatte verjagen, wollte ich darauf jene Gräuelthaten berichten, die von dem Dämon der Vernichtung nicht etwa in ungestümer Aufwallung, sondern so objektiv-künstlerisch ausgeführt wurden, als habe er sich Jahrhunderte lang Zeit genommen, über seinen Stoff nachzudenken. Sollte es möglich seyn, daß ein solcher Aufruhr weiter um sich griffe und die in geheimer Stille aufgehäuften Zündstoffe berührte, so würde das ganze Reich in Feuer und Flammen aufgehen. Dieß geschähe dann, wenn die Intelligenz

bis zu dem Punkte gediehen wäre, wo sie, statt mit ordnender Kraft und besinnungsvoll zu herrschen, sich zum erstenmal von dem Einfall der Freiheit überraschen ließe. Um zur sonnigen Höhe zu gelangen, welche zwischen Freiheit und Sklaverei liegt, sind andere Concessionen zu machen, als sie in den Berichten über Volksaufklärung veröffentlicht werden. Die Bildung, welche man einem Leibeigenen angeklebt, ist weiter nichts als eine Annonce, auf welcher er den Unterschied zwischen Freiheit und Sklaverei studirt. Keine Schulen, behaupten wir, bevor nicht die Freiheit auf freiem Besitzthum, auf festem Grund und Boden ihren Fuß niedergelassen! Die Blume versammelt Weihrauch in ihrem Kelche, den sie unter Beihülfe des Himmels aus dem Boden zieht. Die durch Voltaire, Rousseau, Montesquieu rc. verbreitete theoretische Intelligenz führte um so schneller die Staatsumwälzung herbei, je weniger sich erstere rücksichtlich des Volks an das körperliche Substrakt des feudalfreien Besitzthums lehnte. Mag man in Rußland die Dosis noch so klein verabreichen, damit sie nicht kräftig genug sey, einen Pulverkessel zu entzünden, der Geist in seiner Elasticität, zumal wenn er keine physischen Unterlagen hat, läßt sich nicht berechnen. Und dann? — ein Riese, welcher, eingezwängt im engen Sarge, zum erstenmal volle Lebenskraft verspürt, legt den Deckel nicht manierlich zur Seite, sondern schleudert ihn wüthend zur Erde, unbekümmert um die Embleme, welche Hermelinmäntel und Festaufzüge darstellend, seine Oberfläche verzierten.

Bei den Letten fallen mir die alten Egypter ein, die unter dem Drucke der Pyramiden und pharaonischer Zwingherrschaft seufzten, gelegentlich aber ihre stille Melancholie mit großer Ausgelassenheit vertauschten.

Nun wahrlich, ich nehm' es dem Letten nicht übel, wenn er sich mit dem Gelde, welches die Woche über bei Seite gebracht wurde, einen lustigen Sonntag verschafft. Die Gutsherren haben am wenigsten Ursache, darüber Beschwerde zu führen, da sie eigentlich der historische Grund jener Zügellosigkeit sind. Der Bauer, der seit Jahrhunderten weder unbewegliches noch bewegliches Vermögen besitzt, befindet sich mit seinen Leistungen in Folge von Krankheiten oder Nothjahren, wo er Korn vom Herrn leihen mußte, bei lezterem im Rückstande. Sobald nun dieser erfährt, daß der Bauer einige Gelder erübrigt hat, sucht er, sein Recht verfolgend, in den Besitz derselben zu kommen, welchem Uebelstande der Bauer dadurch ausweicht, daß er seine Silberrubel mittelst des Branntweins schnell in Fluß bringt. Er könnte sein Geld auch auf Zinsen legen, aber dieß geschieht äußerst selten, er vergräbt es lieber in die Erde, um es der Aufmerksamkeit seines Gläubigers zu entziehen. In ähnlicher Weise lassen sich die Verhältnisse der übrigen Stände an, und es ist schwer zu bestimmen, wie reich oder wie arm Jemand sey. Das aber reizt eben den Suchenden, der mehr dem dunkeln Zufall, als dem Sonnenlichte vertraut. Nirgends, bis in die obersten Schichten der Staatsintelligenz hinauf, gibt es mehr Schatzgräber als in Rußland, welche mit Wünschelruthen und dem ganzen Apparat der Geldhebekunst vertraut, den dunkeln Boden der Rechtsunsicherheit auszubeuten suchen.

Die Eigenthümlichkeit des slavischen Charakters, schnell alles Werthvolle zu verthun, beruht also theils auf der Besorgniß, es könnte vom Herrn mit Beschlag belegt werden, theils auf einer nicht ursprünglichen Indolenz, die einen Silberrubel als Lockköder unberücksichtigt läßt, da man ja lange rennen und schmachten müßte, ehe man zu einem Haufen von Hunderten gelangte. Diese Willfährigkeit, schnell ausgegeben, klebt durch lange Gewohnheit dem ganzen Volke an und wird zu einer Tugend, wenn der Lette in vorkommenden Fällen, wo ein noch tieferes Elend sein Elend um Hülfe anspricht, gern bei der Hand ist. Namentlich auf Hochzeiten strömt der Segen auf Bettler und andere Nothleidende, welche herbeitreten, in ihrer Weise reichlich herab. Wie liebenswürdig erscheint da der Lette im Gegensatz zu mancher deutschen kleinbürgerlichen Zähigkeit, die minutenlang einen Kreuzer auf dem Finger balanciren läßt, ehe er in dem Seckel eines Armen verschwindet oder dem Gotte der Heiterkeit zum Opfer gebracht wird!

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Rhein, April.

Berichtigung.

In einer Zeit, wo die Politik alle andern Interessen überwiegt, wo die höchsten Güter des Vaterlandes in Frage stehen, finden wir es ganz natürlich, daß auch Blätter, in welchen sonst die heiterern Regionen der Kunst und Wissenschaft, der geselligen Unterhaltung vorherrschen, mehr oder weniger die Färbung des Tages tragen. Aber, wenn sie der Erörterung jener

Fragen ihre Spalten öffnen, so sollte es auf unbefangene und unparteiische Weise, so sollte es über das Getriebe der Faktionen erhaben geschehen, damit nicht auch jene freundlicheren Kreise, wie es leider nur zu häufig in den politischen Blättern geschieht, durch Unwaheheiten und Gehässigkeiten verfinstert werden. Wir sind überzeugt, daß das Morgenblatt die Sache auch aus diesem Gesichtspunkte betrachten und uns gerne einige Worte über eine Korrespondenz aus Mainz im März, in Nr. 72, 73 und 74 d. Bl., betitelt „der Umschwung der Dinge, das Freiheitsfest ꝛc." gestatten wird, eine Korrespondenz, in welcher der Verfasser in der Begeisterung für seinen Helden, den hessischen Abgeordneten Zitz, der Wahrheit oft doch allzu nahe getreten ist. Wir sind weit entfernt, diesen Mann, den wir gar nicht näher kennen, persönlich angreifen zu wollen, sondern halten uns nur an Thatsachen, die zu Jedermanns Beurtheilung offen vorliegen. Auf diese gestüzt, müssen wir das politische Treiben des Herrn Zitz ebenso als ein dem Vaterlande gefährliches tadeln, wie es jener Korrespondent als ein demselben heilbringendes verherrlicht. Wir sind der Meinung, welche ein Gagern, Bassermann, Pfizer, Mathy, Jordan, Dahlmann, Gervinus ꝛc. vertreten, der Meinung, daß wir die errungenen Freiheiten auf der Basis der constitutionellen Monarchie foetbauen und befestigen, daß alle Parteien, die innern Zwistigkeiten vergessend, sich redlich einander die Hand reichen und kräftig und einträchtig für des Vaterlandes Wohl gemeinsam arbeiten sollten. Denn diese Eintracht thut uns vor allem noth, in einer Zeit, wo dem Vaterlande so viele und große Gefahren nicht bloß im Innern, sondern auch von außen, in Nord und Süd, von Osten und von Westen drohen. Herr Zitz dagegen, statt so versöhnend mitzuwirken, schließt sich der extremsten Partei an, oder tritt gar an deren Spitze, sucht der Befestigung der neuen Ordnung der Dinge Hindernisse zu bereiten, fortwährend aufzuregen und zu unterwühlen. Nicht zur Seite steht er dem edlen Gagern, wie jene Korrespondenz sagt, sondern tritt ihm nur zu häufig schroff entgegen. Zitz verlangt Proscriptionen, während Gagern nur Recht und Gerechtigkeit, Eintracht und Versöhnung will. In Frankfurt tritt er offen zu der Partei, welche ein Hecker so weit trieb, daß dieser Tage erst der Bruder jenes wackern Gagern, der tapfere und hochherzige General, von ihren Kugeln fiel; unparlamentarisch genug verließ diese Partei trotzig die Versammlung, als sie den Willen ihrer schwachen Minorität nicht durchsezte — ein Beweis, welche Achtung sie vor Recht und Gesetzmäßigkeit hat. Bald hernach, bei einem neuen Streite mit Minister Gagern in der hessischen Kammer, verläugnete Zitz diese Partei (die republikanische), zu der er doch offen getreten, förmlich, als nicht zu ihr gehörend. Dieß geschah am 14. April, und schon am 16., so meldet wenigstens die Deutsche Zeitung, sprach er sich in einer Volksversammlung zu Mainz schon wieder für die Republik aus. Und doch hat Herr Zitz so gut als Herr Hecker der constitutionellen Monarchie den Eid der Treue geschworen. In Mainz versicherte, nach öffentlichen Blättern, Herr Zitz, weil seine Ansicht über direkte Wahl der Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung in Frankfurt in der hessischen Kammer in einer kleinen Minorität blieb (6 gegen 39), diese Kammer nicht mehr besuchen zu wollen. In nächster Woche erschien er aber wieder in derselben. Wie dieß Alles der Korrespondent in Nr. 72 ꝛc. mit dem überschwenglichen Lob, das er Herren Zitz beilegt, mit dessen Gesinnungstüchtigkeit und Charakterfestigkeit vereinen will, müssen wir ihm anheimstellen. Doch haben diese neueren Ereignisse den Herrn Verfasser fraglichen Artikels vielleicht selbst eines Besseren belehrt über Herrn Zitz, den er als eine Seele hinstellt mit dem Erbgroßherzog-Regenten und dem Minister Gagern (S. 296 des Morgenbl.). Darum zu einigen ältern Unrichtigkeiten seines Artikels. Er sagt: Schon lange vor der Revolution sey man sehr unzufrieden mit dem reaktionären System der hessischen Regierung gewesen; aber die Erbitterung habe das höchste Maß erreicht, „als im vergangenen Jahr diese Regierung sich den Gewaltstreich erlaubt, den Rheinhessen die verfassungsmäßig garantieten rheinhessischen Rechtsinstitutionen zu nehmen und ihnen Gesetzbücher aufzudringen, die zwar nicht übel seyn mögen (sic — der Herr Korrespondent scheint sie nicht einmal zu kennen, und doch verdammt er sie), die aber nicht bewährt sind, wie die freisinnigen französischen Rechtsinstitutionen, unter welchen wir seit fünfzig Jahren glücklich gelebt. Von diesem Augenblicke an bildeten sich Volksversammlungen in Mainz, die, troz der Verbote, fortdauerten und der Regierung viel zu schaffen machten" (S. 287 ff.). Von diesen Behauptungen geben wir nur die leztere zu, die erstere ist eine grobe Unwahrheit, die man allerdings auszusprengen und durch ganz Deutschland auf eine wahrlich nicht redliche Weise zu verbreiten sich bemüht, die man vielfach zur Aufregung des Volks zu benutzen versucht hat. Nie sind die Rechtsinstitutionen von Rheinhessen, die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit seiner Gerichte, das Institut der Geschworenen ꝛc. angetastet und bedroht worden, wie sich ganz irrig die Meinnug in Deutschland festgestellt hat. Nach der hessischen Verfassungsurkunde sollte das ganze Großherzogthum gemeinschaftliche Gesetzbücher erhalten. Diese wurden auf die Basis der rheinhessischen (französischen) mit größter Sorgfalt von den tüchtigsten Männern entworfen, so weit sie fertig, gedruckt dem öffentlichen Urtheil anheim gegeben, dieses, nachdem sich die ersten Rechtsgelehrten, die Gerichte ꝛc darüber ausgesprochen, benuzt, und sie dann erst zur Berathung an die Kammern gebracht. Ist es möglich, loyaler und liberaler zu verfahren, als hier die Regierung that? Nur drei Differenzpunkte mit Rheinhessen bestanden: 1) in Bezug auf die Führung der Civilstandsregister; 2) in Bezug auf die Civilehe; 3) in Bezug auf den Familienrath bei Vormundschaften. Ueber 1. und 3. verständigte man sich gegenseitig vollständig. Ueber 2. blieb zwar eine Differenz, da die kirchliche Trauung allerdings gesetzlich künftig auch in Rheinhessen nöthig seyn sollte. Indessen war dieser Streitpunkt ziemlich unpraktisch, da man sich in Rheinhessen doch allgemein kirchlich trauen läßt, die Sache sich also nur vereinfachte. In den Fällen aber, in welchen etwa intolerante Geistliche Schwierigkeiten machen sollten, blieb die Civitehe anwendbar und gültig. Es war also durchaus nichts für die Freiheit dabei zu fürchten. Wie soll man nun das Verfahren bezeichnen, welches dieses notorisch verbesserte und von den freisinnigsten und ersten Rechtsgelehrten Deutschlands so gewürdigte Gesetzbuch dennoch dem Volk in dem gehässigsten Lichte und als eine Entziehung seiner Rechtsinstitutionen darzustellen, dieses Volk Deutschland zu entfremden und aufzuregen suchte? Wenn dieß Herr Zitz hauptsächlich that, wie der Korrespondent in Nr. 72 ꝛc. sagt, so beneiden wir ihn nicht um diesen Ruhm, zumal in einer Stadt, die als erste und wichtigste deutsche Bundesfestung auch ein Muster der Treue und Ordnung, ein starker Wall deutscher Gesinnung und eine Wehr deutscher Sitte und deutschen Wesens seyn sollte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 22.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

N^r. 108. Freitag den 5. Mai 1848.

Forti fidis equo.
Virgil.

Bilder aus den Ostseeprovinzen.

(Fortsetzung.)

Ich erstaune über die Menge von Pferden, welche die Letten mit sich führen, wenn sie eine Kirche oder einen Jahrmarkt besuchen. Die großen Entfernungen und die weite Zerstreuung der Häuser mögen wohl die Veranlassung zu der Gewohnheit gewesen seyn, daß sie sich auch bei nähern Zielen des Fuhrwerks bedienen. Namentlich zur Winterzeit, wo der reichliche und feste Schnee das Reisen erleichtert, sieht man sie in langen Schlittenzügen, indem jedes Fuhrwerk nur für eine oder zwei Personen eingerichtet ist, über die Wege dahin fliegen. Die Pferde sind so klein, daß man sie in einiger Ferne für große Ziegenböcke oder Esel halten möchte. Bei der Art, den Acker zu bebauen, wo man mit einer leichten Pflugschar nur die Oberfläche des sehr fruchtbaren Bodens ritzt, erfüllen sie ihren Zweck vollkommen. Ich sah hier zum erstenmal Pferde, die sich im eigentlichen Sinne des Worts mit den Hinterfüßen hinter den Ohren kratzen. Dieser Umstand schon läßt große Munterkeit und Beweglichkeit der Gliedmaßen voraussetzen. Dazu kommt, und das erinnert gleichfalls an die Eselsnatur, eine außerordentliche Genügsamkeit. Sie laufen vierzehn Meilen des Tages, ohne daß es nöthig wäre, ihnen anderes Futter als etwas Heu zu verabreichen. Gutsbesitzer pflegen zu versichern, wenn man von der Möglichkeit spricht, diese Pferderace zu verbessern, daß sie dieselbe mit keiner andern vertauschen würden. So übertrieben dieß auch klingt, so hat es doch etwas für sich, wenn man die Enge und Unfahrbarkeit der meisten Wege berücksichtigt. Die Masse von Feuchtigkeiten, die sich aus Moor und Wald entwickeln, wird den Wegen mitgetheilt, über die sich dann noch wucherndes Gestrüpp und Baumäste ausbreiten, welche der Sturm aus dem benachbarten Walde entführt. Das lettische Pferd in seiner graziösen, katzenähnlichen Beweglichkeit schiebt sich mit einer erstaunlichen Sicherheit an Baumstämmen, Erdhaufen und Steinsprüngen vorüber. Ein Mecklenburger Pferd würde im Kothe stecken bleiben oder sich in einer Baumgabel festrennen. Die Gutsbesitzer bedienen sich indessen zu Reitpferden meist der russischen oder solcher, die aus der Verbindung derselben mit einheimischen entsprungen sind. Nicht selten wird ein Verwalter nach dem südlichen Rußland geschickt, um dort wohlfeile Ankäufe zu machen. Die Kosten der Zurückreise mit einer Koppel von oft mehr als hundert Pferden werden durch die Möglichkeit erleichtert, dieselben auf den grasreichen Steppen und Weideplätzen am Wege frei grasen zu lassen. Die russischen Pferde zeichnen sich durch starke Oberschenkel, eine breite Brust, lange Mähne und außerordentlich lebhafte Augen aus. Die vollen Adern, welche sich arabeskenähnlich an Hals und Brust verzweigen, werden oft von den Thieren aufgerissen, um in diesen Blutquellen die innere Erhitzung abzukühlen. Es ist eine Lust, auf einem solchen Pferde mit flatternder Mähne zu sitzen, welches meilenweit, ohne zu ermüden oder anzuhalten, mit den Vorderfüßen gierig den Boden greift und schnaubend die breiten Nüstern öffnet.

Der Lette hat trotz seiner gedrückten Lage in seinen körperlichen Bewegungen doch etwas Zierliches. Reicht

man ihm eine Kopeke oder sonst eine Kleinigkeit, so neigt er sich tief herab, um einem erst die Hand und dann den Zipfel des Rocks zu küssen. In beiden Bewegungen liegt Bedeutung. Erstere ist das Ergebniß eines plötzlichen, unmittelbaren Gefühls, welches ihn in seiner Zärtlichkeit, ich will nicht sagen nach dem Munde, so doch wenigstens nach der Hand, als einem der physischen Natur angehörigen Theil, zum Zeichen einer innigern Vertrautheit hinzieht. Da man dieß aber nach seiner Meinung leicht für eine Zudringlichkeit halten könnte, so sucht er seine Innigkeit durch das Küssen des Rockzipfels zu moderiren, da ja dieser von dem Wesen der Persönlichkeit weiter abliegt als die Hand. Weiterhin erklärt sich diese bei allen slavischen Völkern übliche Sitte aus dem Verhältnisse, in welchem dieselben, um einen freundlichen Ausdruck zu gebrauchen, zu ihrem Herrn wie Kinder zu ihrem Vater stehen. Zwischen Vater und Kindern mag es leicht in allen Ländern üblich gewesen seyn, daß leztere dem erstern ihre Devotion durch Handküssen an den Tag legen. Ich finde, daß in den adeligen Häusern der Ostseeprovinzen, so wie in denen der sogenannten Exempten, diese Sitte durchaus noch üblich ist. Ja, der Kuß des Rockzipfels von Seiten des Letten stuft sich hier bei den Kindern bis zum Munde empor, indem der Sohn oder die Tochter zuerst die Lippen der Eltern küßt und hernach, um diese so zu sagen physische Ebenbürtigkeit, die sich im Parallelismus der Lippen andeutet, zu moderiren, die Oberfläche der Hand mit dem Munde berührt.

Fremde, namentlich wenn sie's mit Damen zu thun haben, dürfen es natürlich bis zu diesen Mundberührungen nicht kommen lassen, dennoch aber neigen sie sich zum Handkusse herab, wogegen die Dame, um diese Devotion, welche den erwachsenen Mann mit einem Kinde in eine Linie stellen würde, zu vermitteln, ihren Erwiderungskuß noch eine Stufe höher erhebt, indem sie mit ihren Lippen die Stirne des Herrn berührt und sonach durch Erhabenheit ausgleicht, was der Herr etwa durch seine handküssende Erniedrigung einbüßte.

Nimmt man nun vom patriarchalisch-slavischen Standpunkte den russischen Kaiser für den obersten Vater des Reichs an und sieht von diesem die Stufen entlang, auf welchen sich Millionen anderer Väter je nach den verschiedenen Rangklassen bis zu den Niederungen der Leibeigenschaft hin vertheilen, so wird man aus diesem Umstande ermessen können, wie viel Handküsse und begleitende Körperneigungen in weithinreichender Perspektive von der Höhe bis in die Tiefe hinab zu Tage kommen. Durch die Macht der Gewohnheit entspringt auch aus diesen Nackenkrümmungen und wellenförmigen Körperbewegungen, aus diesen beständigen Uebungen in Positur und Zuvorkommenheit für das ganze Slaventhum sammt seinen deutschen Anhängseln ein Anstrich von Anmuth und Grazie, hinter welcher in dieser Weise die reingermanischen Völker weit zurückbleiben.

Diese jedoch werden sich über einen derartigen Mangel leicht getrösten, wenn sie auf die Quelle zurückgehen, aus welcher diese Zierlichkeiten fließen. Es ist der Zwang, die Unterordnung, die gekrümmte elastische Feder, welche, wenn die drückende Hand nachläßt, sich mit Geschmeidigkeit gegen den darüber stehenden Mechanikus hinbewegt. Die gesellschaftlichen Verhältnisse bei den germanischen Völkern dagegen beruhen ursprünglich auf dem Parallelismus der einzelnen Glieder. Jeder freie Mann stand dem andern gleich. Der Engländer, welcher den Staat, wie die Biene den ganzen Schwarm in sich verspürt, kann sich nicht seines selbstständigen Inhalts entkleiden, um sofort wie eine hohle Glocke zu tönen. Der Grieche des Alterthums war artig aus dem innern Drange der Ueberzeugung, welche aus der Anerkennung des Werthes einer fremden Persönlichkeit hervorgeht. Indem er diesen Werth in sich selber verarbeitete und als die wesentliche Grundlage seiner eigenen Natur entdeckte, ist der Zoll, welchen er einer fremden Vortrefflichkeit widmet, wesentlich seiner eigenen dargebracht. Es wäre demnach lächerlich gewesen, wenn er seine einfache Innerlichkeit, die sich von selbst versteht, zu Arabesken hätte verschnitzeln wollen, um sie einer andern Persönlichkeit genießbar zu machen. Seine Höflichkeit besteht darin, daß er mit plastischer Offenheit seine Natur wie die Tiefe des Meeres dem Sterne darbietet, der mit der Perle correspondirt, die auf seiner Tiefe ruht. Daraus ergibt sich das, was man Urbanität nennt, eine Conversation, welche die edelsten Voraussetzungen hat und demnach alles Rohe und Unfeine von sich abweist. Ein Weiher mit niederem Gewässer sezt seine Oberfläche gleich in hüpfende Bewegung, um hinter diesen Aufbauschungen und Kräuselungen einen seichten Grund zu enthüllen, in welchem Frosch und Unke schleicht. Könnte man auf einmal von der russischen Nation diese bunte, mit zierlichen Verdrehungen und Windungen versehene Außenseite wegschieben, man würde erschrecken über die Masse von Rohheit, die sich dahinter verbirgt. Die Geschichte veranlaßte gelegentliche Durchbrüche, und man sah mit Schaudern durch die Breschelöcher dieser auswärts angebrachten Civilisation in das unsägliche Elend, welches politische Gefangene in verhüllten Kerkern, versprengte Franzosen im Innern des Reichs erduldeten.

R. Kulemann.

(Schluß des ersten Artikels.)

Rothe Ostern zu Freiburg.

(Fortsetzung.)

Der Platz war mit Freischärlern angefüllt, die Drohungen und Flüche ausstießen. Wie ich erschien, schrie mir ein Kerl zu, die Flinte umzukehren, oder er werde mich herunterschießen wie einen Spatzen. Knack! spannte ich beide Hähne mit einem Ruck, fuhr aber nicht zur Wange, schon darum, weil ich nie anders auffahre als mit gekrümmtem Finger. „Nicht schießen!“ rief es hinter mir, „um Gotteswillen nicht schießen!“ Der Bürgermeister selber war es, der uns abmahnte, dann winkend und beschwichtigend zum Fenster trat. Drunten schrie und tobte das Volk. Ein junger Turner, des wackern Uhrmachers W. böser Bube, warf heftig sein Gewehr zu Boden, entblößte seine Brust und schrie, was nicht zu vernehmen, doch aus den Geberden leicht zu verstehen war. Vermuthlich nannte er uns Brudermörder, Verräther und Empörer gegen unsern König, das Volk. Es ist nämlich ein uralter Wahn des Pöbels, sich für das Volk zu halten, da doch von Gottes und Rechts wegen ein Theil nicht wohl das Ganze vorstellen mag. Wir gehören zum Volke wie ihr, und euer Wort darf nicht mehr gelten als das unsere. — Drunten wurde es etwas ruhiger. Langsdorf bedrohte seine eigenen Leute mit blankem Säbel, wenn sie schießen würden, und noch wurde er Meister, obwohl es auch bei ihm hieß: „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los.“ Die herbeigelockten Landbewohner waren nämlich theilweis gegen ihre Verführer erbittert, weil sie die Stimmung in der Stadt ganz anders gefunden, als dieselbe ihnen geschildert worden.

Georg von Langsdorf ist ein sehr hübscher junger Mann, schlank und schmächtig, doch kräftig und gewandt, von blühendem Aussehen, das Musterbild eines rechten Turners, „frisch, frei, fröhlich.“ Er drang in's Rathhaus, wo in der Vorhalle des obern Stocks die Wehrmänner ihn umringten. Der Rausch wilder Begeisterung stand gut zu den ausdrucksvollen Zügen des Jünglings mit dem flatternden Haar unter dem aufgekrempten Schlapphut, mit dem dichten Krausbart um die hochrothen Wangen. Dennoch war bei alledem etwas Gemachtes, und ich fühlte mich versucht zu sagen: „Geh unter die Schauspieler, du wirst einen vorzüglichen Karl Moor abgeben!“ — Karl Moor, meinetwegen auch Jaromir oder sonst ein beliebiger Bretterheld brüllte uns in Struvescher Art mit durchdringender Stimme an: „Mitbürger, Freunde! mit sechstausend Mann steht Hecker vor der Stadt. Die Hessen begehen die Niedrigkeit, auf ihre deutschen Brüder zu feuern. Folgt mir, kommt, laßt uns den Kämpfern für die Freiheit zu Hülfe eilen!“ — „Nein!“ schrie eine Männerstimme mit solcher Kraft, daß die Fensterscheiben klirrten; „nein!“ donnerte es aus hundert Kehlen. Der das erste Nein gerufen, ist ein Bürger von hier, ein stattlich schöner Mann, der Goldschmied Anton Stadler; seine Freunde pflegen ihn nur Benvenuto Cellini zu nennen, und der Vergleich ist gut. Stadler besitzt die Vorzüge des Florentiners, doch nicht dessen schlimme Eigenschaften, und es ist nur Schade, daß er in der kleinen Stadt kaum Gelegenheit findet, seine künstlerische Begabung anzuwenden; er könnte mit seinen Fähigkeiten das Größte leisten. Der Turner stand von weiteren Verführungsversuchen ab, um die Geschütze zu begehren; Karl Rotteck gesellte sich zu ihm und bemerkte, die Stücke gehörten der Stadt, nicht den Wehrmännern, auch müsse die Mehrheit entscheiden. „Wir wollen abstimmen,“ riefen wir; er dagegen: „doch Alle, draußen stehen mehr, als hier innen.“

Die allgemeine Abstimmung wurde zugestanden; wir traten auf den Platz, am Fenster erschienen neben dem Bürgermeister die republikanischen Rädelsführer Langsdorf, Karl Rotteck und Reich. — „Hand in die Höhe, wer für Vertheidigung stimmt!“ hieß es. Die Mehrzahl hob die Hände, doch Karl Rotteck behauptete, es sey die Minderzahl. Ihm selber und seiner Partei waren solche freche Kunstgriffe schon mehrfach gelungen, doch dießmal ließ die Mannschaft sich nicht so gröblich hintergehen. Sie legte Widerspruch ein; ein Rottenführer ging hinauf, um selber die Zählung vorzunehmen und das richtige Ergebniß zu verkünden. „Die Stücke werden nicht herausgegeben,“ lautete nun die Entscheidung. Jetzt hielt Langsdorf eine Anrede und verlangte wenigstens ein Geschütz. Von diesem einen Stück hänge Deutschlands Wohlfahrt ab, äußerte er. Die Hörer lachten laut auf. Das Lachen klang übrigens schauerlich genug, denn rings umher trieb sich Gesindel mit Sensenspießen umher, und die Meuterer inmitten der Wehrmänner bedrohten ihre eigenen Kameraden, theils durch Worte, theils mit gezückter Wehr. Unsere Rotte wurde in den Hof befehligt, doch wenige nur gehorchten und kehrten sofort wieder um, da sie fanden, daß die Geschütze, von ihrer Bemannung verlassen, in den Schuppen zurück gebracht waren. Von den unter sich uneinigen Führern verlassen, verlassen von den Eingeschüchterten, welche durch Drohungen von Seiten der Freischärler mit Brand und Plünderung sich hatten von dannen scheuchen lassen, bedroht im Rücken von

den Verräthern unter uns, wichen wir der Gewalt und ließen ohne Schwertstreich es geschehen, daß die Empörer das Hofthor mit Balken einrannten. Ein Stück wurde entführt, welchem die übrigen drei in Frist einer Stunde nachfolgten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Candidaten zur Nationalversammlung. — Organisation der Arbeit. — Unterrichtsanstalt für Beamte.

In einem der Klubs setzte ein Student den Pater Lacordaire in nicht geringe Verlegenheit, indem er ihn um die Erlaubniß bat, einige Aeußerungen des Predigers, wie sie vor mehreren Jahren in einem Tageblatt gedruckt worden, ihm wieder vorzuführen, und dann einen Aufsatz vorlas, in dem der Herr Dominikaner von der großen Zuneigung zu der Orleans'schen Dynastie spricht, welche er auf einer Reise durch Frankreich allgemein bemerkt habe, von der Unwahrscheinlichkeit des Sieges der republikanischen Ideen, welche nur von einigen Tollköpfen festgehalten würden u. s. w. Dem Herrn Dominikaner kam diese Erinnerung höchst unerwartet und ungelegen; er schien etwas verlegen, faßte sich jedoch wieder und antwortete, damals habe ihm die allgemeine Stimmung so geschienen, wie er sie geschildert; er sehe jetzt freilich ein, daß er sich in dieser Hinsicht geirrt habe; auch habe man Anfangs von der Orleans'schen Dynastie eine bessere Meinung gehabt als später, wo sie das Wohl des Volks so gänzlich vernachläßigt. In diesem Klub hatte die Kandidatur des sonderbaren Paters kein Glück; er wurde sogar ausgepfiffen und genöthigt abzutreten; dagegen ist ihm die Unterstützung anderer Klubs gewiß, und vermuthlich wird man das Vergnügen haben, diesen wandernden Dominikaner, der sich wohl hütet, jemals den Fuß in ein Kloster zu setzen, in einer republikanischen Versammlung sitzen zu sehen. Vielleicht wird er neben Eugen Sue, der die Freunde des Paters Lacordaire aus der Gesellschaft Jesu in einem seiner Romane so übel mitgenommen hat, zu sitzen kommen; denn auch dieser Romandichter hat viele Hoffnung hineinzukommen. Eigentlich stehen alle notabeln Romandichter von Paris auf der Liste der Kandidaten, und ein Spaßvogel hat sogar George Sand darauf gesetzt; sie sollen in der künftigen Nationalversammlung die Repräsentanten der französischen Literatur seyn, aber höchstens würden sie Repräsentanten der Dichterzunft werden, welche doch bei weitem nicht die Literatur ist. Selbst Alexander Dumas sucht sich hinein zu schmuggeln, es wird ihm aber schwerlich gelingen. Wer ein Repräsentant seiner Nation seyn will, muß doch wenigstens eine anständige Haltung haben und sich geziemend aufführen. Aber Alexander Dumas, an Verschwendung und Ueppigkeit gewöhnt, läuft immer dem Gelde nach und schreibt mit vier Federn zugleich, wie man ihm nachsagt, um desto schneller und mehr Geld zu bekommen. Vor wenigen Tagen hatte er einen Proceß vor dem Handelsgericht, aus dem erhellt, daß er sich vom Tageblatt la Presse für jeden Band seines ungeheuer langen Romans Mémoires d'un médecin, 3500 Francs zahlen läßt, die Summe aber einem Agenten, der ihm wahrscheinlich einen bedeutenden Vorschuß gegen starke Zinsen gemacht hat, überläßt. Nun stockt aber der Roman seit einigen Monaten, weil Alexander Dumas unter der Republik ein Politiker geworden ist, politische Aufsätze in einem andern Tageblatt schreibt und ein besonderes Monatsblatt, le Mois, ganz allein schreiben will. Die Romanleser haben also zu fürchten, daß sie den Ausgang der Abenteuer Cagliostro's nicht so bald erfahren, und wenn sie vollends den Dichter in die Nationalversammlung wählten, so liefen sie Gefahr, diesen Ausgang gar nie zu erfahren. — Mit der Organisation der Arbeit, dem Hauptthema der Reden, welche der theoretische Theil der Regierung unabläßig hält, ist man trotz der gelehrten Verhandlungen darüber im Luxemburger Palaste nicht weiter als vor einem Monat. Louis Blanc besteht darauf, daß es sehr ersprießlich wäre, wenn keine Concurrenz mehr bestünde (ein Satz, der von Fabrikanten und Kaufleuten höchlich gebilligt wird), wenn der Staat alle großen Gewerbszweige an sich zöge und selbst ausüben ließe, wenn die Arbeiter beisammen wohnten, gleichmäßig belohnt würden und einen Antheil am Gewinnste bekämen. In den letzten Conferenzen hat er noch einen Schritt weiter gethan und den sonderbaren Satz aufgestellt, Jeder habe die Pflicht, nach Maßgabe seiner Kräfte zu arbeiten, und das Recht, nach Maßgabe seiner Bedürfnisse sich belohnen zu lassen. Michel Chevalier, obgleich ein ehemaliger St. Simonist, beweist dem Herrn Louis Blanc im Journal des Débats, das, seit es seinen Patron Guizot verloren hat, sehr vernünftig geworden ist, daß unter seinen Vorschlägen etwas Gutes und viel Schlechtes, Unausführbares sey. Louis Blancs Ateliers nationaux wird man schwerlich jemals entstehen sehen, aber einige Tageblätter machen ihm, da er in der Regierung sitzt und sich dem Kommunismus nähert, den Hof und rühmen seine erhabenen Ansichten von der Organisation der Arbeit. Bis jetzt hat aber immer noch die Regierung täglich achtzig bis hunderttausend Francs ausgeben müssen, um die brodlosen Arbeiter zu beschäftigen, und diese Beschäftigung hat bisher in nichts weiter bestanden als daß man das vom Volk in den Februartagen Beschädigte ausbessert und das Marsfeld vergrößert. Letztere unnütze Arbeit hat den Staat bereits einige Millionen gekostet. — Etwas sehr Gutes hat die republikanische Regierung durch die Einrichtung einer Unterrichtsanstalt für künftige Beamte gestiftet, die mit dem Collège de France, an welchem seit Jahrhunderten freie Vorlesungen gehalten werden, verbunden werden soll, so daß nur einige Lehrstühle weiter zu errichten wären. Die Schüler, 150 an der Zahl, sollen daselbst drei Jahre lang auf ihren künftigen Stand vorbereitet werden und dann in einer der öffentlichen Verwaltungen ein Amt bekommen. Man tadelt aber mit Recht, daß mehrere Mitglieder der provisorischen Regierung sich selbst einige der neuen Lehrstellen beigelegt haben. Lamartine kann allenfalls durch seine Beredtsamkeit, wenn nicht durch seine Politik, den Zöglingen als Muster dienen; was sollen sie aber von einem Professor wie Ledru-Rollin lernen, wenn sie nicht etwa Volkstribunen werden wollen? und wozu sollen ihnen die Träumereien Louis Blancs frommen? Vor der Hand hat keiner dieser Herren Zeit, Zöglinge zum Staatsdienste heran zu bilden, denn sie haben die Hände voll Arbeit; Arago und Lamartine sind ganz erschöpft.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 109. Sonnabend den 6. Mai 1848.

De wereld is een speel-toneel,
Elk speelt zyn rol en krygt zyn deel.
Joost v. d. Vondel.

Mynheer van Tunis.

(Fortsetzung von Nr. 104.)

8.

Die Leute strömten in hellen Haufen dem Schauspielhause, der sogenannten Schauburg zu. Der Bau galt für ein Muster von Pracht, die Eintheilung für ein Meisterwerk berechnenden Verstandes, woran besonders rühmenswerth, daß alle Zuschauer, wo immer sie saßen oder standen, die ganze Bühne übersehen konnten, so wie sie alles deutlich vernahmen, was gesprochen wurde. Um den „Schauplatz“ zog sich im Halbkreis die Doppelreihe der „Kämmerlein,“ deren jede, mit einer Zahl bezeichnet, noch dazu ihren eigenen Namen führte. Ueber den Schaukammern fand sich ein breiter „Gang“ * mit langen Bänken, vorn niedrig, nach hinten zu immer höher und höher. Die Bühne oder das Schaugerüst, um Mannes länge über dem Boden erhöht, zeigte eine unveränderliche Einrichtung, wie die Bühne der Alten. Hintergrund, Fächer, Versetzstücke und Wolken, auf Leinwand gemalt und beweglich, waren unbekannte Dinge. Die Vorbühne zierte auf jeder Seite ein Stück Mauer, von einer Pforte durchbrochen, mit einer Bildsäule darüber in halbrunder Blende, und einem verkremsten Fenster ganz in der Höhe. An das Gemäuer der Vorbühne lehnte sich auf jeglicher Seite, von Säulen getragen, ein Söller, überdacht von flachem Gebälk, von welchem aus das Tonnengewölbe über der Mitte sich erhob. Die Mitte des Hintergrundes zierte ein Thronsessel zwischen Säulen und darüber ein großes Gemälde, das Urtheil des Paris vorstellend. Unter jedem Söller durch öffnete sich die Aussicht auf Prachtbauten nach dem Zuschnitt der Alten. Die Verzierungen der Bühne wie des Zuschauerraumes boten in ihren Einzelheiten ein seltsames Gemisch, wie es die Bauten jener Zeit überhaupt zur Schau trugen. Die gereiften Säulen und Wandsäulen mit korinthischen Knäufen, die Blenden mit griechischen und römischen Gottheiten, die Brustbilder auf den breiten Geländern, die geschnörkelten Leisten und Hohlkehlen, Kränze, Laubgehänge, Schaustücke und Grillenwerk, lauter Erzeugnisse einer entarteten Baukunst, stachen wunderlich ab gegen die mittelalterlichen Wappenschilde an den Wänden, gegen die Denksprüche und Reime an den Balken, gegen die Tracht der Schauspieler, wie sie, altfränkisch angethan, ein vaterländisches Schauspiel zum Lob niederdeutschen Freiheitstolzes mit lustigen „Zwischenaufzügen“ darstellten.

Alard Mousen war, seinem Worte getreu, zum Schauhaus gekommen und hatte außer Aalje und dem Türken einen Theil seines Hausstandes mitgenommen. Als ein guter Wirth hätte er's nicht über's Herz gebracht, nur die drei Sitze an der Brüstung zu benutzen und die Hinterplätze der Kammer leer zu lassen, wo Gertruid, der Buchhalter, der Zahlmeister und ein Handlungsdiener mit dankbarem Gemüth am Genuß aller dargebotenen Herrlichkeiten Theil nahmen. Auch Aalje war ganz Aug' und Ohr; zwischen dem Vater und dem Fremdling sitzend, folgte sie mit Aufmerksamkeit dem Gang der Handlung, doch vorzugsweise

* Im „reinen“ Hochdeutsch unserer Tage sagen wir Theater, Parterre, Loge, Galerie; lauter Namen, welche die „ungebildeten“ Deutschen des siebzehnten Jahrhunderts noch nicht kannten.

den Auftritten, worin ein Don Alvarez in wohlgesetzten Reimen und bedächtigen Worten von aller Pein und aller Lust der Liebe zu einer Tochter des Landes sprach. Was war nur mit Monsens ruhigem Kind vorgegangen? Seine vollen Wangen glühten, seine Aeuglein blitzten, und bei des Spaniers beweglichen Bitten, Vorstellungen und Betheurungen schwellten verhaltene Seufzer den füllreichen Busen. „Ach wie schön, wie rührend!" murmelte das Mädchen leise vor sich hin; „welch ein Klotz ist doch diese Johanna!" — Und als Johanna droben, besiegt von des eigenen Herzens Drang, allem Widerstand entsagend, dem Freier in die Arme fiel, um sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, da entschlüpfte Aaljes Mund ein deutliches: „Recht und gut!" Erstaunt blickte mehr als ein Augenpaar auf die Jungfer, die, ohne zu wissen, daß sie laut gedacht, mit schwimmenden Blicken ihren jungen Nachbar ansah. Tunis merkte nichts, seine Aufmerksamkeit war ausschließlich dem Bühnenspiel zugewandt. Alard aber dachte in seinem Sinn: „Der Apfel ist reif und wird kaum des Schüttelns bedürfen;" worauf sein Blick sich auf die Kammer zur Seite richtete und aufmerksam den jungen Mann betrachtete, der, wacker herausgeputzt, neben dem Mäkler Petersen saß.

Geert Nickels war ein ganz hübscher Junge, von gutem Schrot und Korn nach Niederländer Art. Petersen versäumte nicht die Gelegenheit, während der ersten Pause den alten Herrn anzureden und mit dem Rotterdamer bekannt zu machen, so daß zwischen den beiden Kaufleuten sich eine Unterhaltung entspann. Geert verstand es sich angenehm zu machen und traf bei Alard den Nagel vollends auf den Kopf, da er im Verlauf des Gespräches äußerte: „Ich habe ein volles Jahr zu Venedig zugebracht und kenn' es hinlänglich, um den Vergleich mit Eurer Stadt durchzuführen. Da muß ich denn aufrichtig sagen, daß Amsterdam bedeutend im Vortheil bleibt. Venedig hat so enge Gassen, daß Ihr und ich, mein werther Herr, oft nicht neben einander einherwandeln könnten. Die Häuser dort stoßen unmittelbar an die Wassergräben und lassen nicht den schmalsten Fußsteig am Gestade frei. Kein Baum, kein Strauch grünt in dem düstern Aufenthalt. Wie hell und heiter, lustig und lustig ist's dagegen zu Amsterdam, wo bequeme Pfade an allen Graften hinführen, wo stattliche Bäume mit frischem Grün das Auge erquicken! Vom wälschen Schmutz und Qualm, worin Venedig schier erstickt, will ich nicht einmal reden, so wenig als von der Beklemmung, die ein freisames Niederländerherz befällt inmitten eines Volkes scheuer Knechte, die kein lautes Wort zu reden wagen, weil ja, wenn nicht das Wort selber, doch der kecke Ton den Machthabern mißfallen könnte. Zu Venedig Mißfallen erregen, heißt schon sein Leben leichtfertig in die Schanze schlagen. Ich bin froh, Venedig gesehen zu haben, aber ich lobe mir das rührige, freie Vaterland und preise Amsterdam als die Königin aller Handelschaft."

Monsen ließ sich die Lobrede ohne Einwendungen gefallen und sagte zum jungen Nickels: „Euer Herr Vater besitzt in Euch einen Sohn, der wohl geeignet scheint, den bewährten Namen Eures Hauses auch für die Zukunft zu sichern." — „Ihr seyd zu gütig," wandte Geert bescheiden ein; Alard ließ sich nicht stören. „So glücklich ist nicht jeder Kaufmann," fuhr er fort, im Stillen des eigenen Sohnes eingedenk, „und Ihr habt ein schlagendes Beispiel davon zu Rotterdam selber. Mein Geschäftsfreund, der würdige Jan van Oudewater, welch ein Mann war der zu seinen Lebzeiten! Sein Sohn dagegen spielt den Junker, hält Pferde und Hunde und kümmert sich weniger um den Kaufhandel, als ich mich um den Priester Johannes." — Geschmeidig auf Monsens Ansichten eingehend, äußerte Geert: „Seyd Ihr doch nicht mit jenem Hause verheirathet, mein Herr, und das kürzeste wird seyn, Ihr wählt einen andern Geschäftsfreund. Der Klang Eures Namens öffnet Euch jede Thür." — „Euer Rath ist gut," meinte Alard, „und wir wollen gelegentlich die Sache weiter besprechen. Wenn Ihr noch über den Sonntag hier verweilt und Euch sonst nichts Besseres abhält, so erzeigt Ihr mir wohl die Ehre auf einen Löffel Suppe?" Der Rotterdamer gab die geeignete Antwort und Beide athmeten freier. Das Eis war gebrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Rothe Ostern zu Freiburg.

(Fortsetzung.)

Die Bemannung hatte ihre Geschütze so schmählich im Stich gelassen, daß sie sich nicht einmal Zeit gegönnt, ein paar Radspeichen abzuschlagen oder das Ladzeug zu zerbrechen; an's Vernageln hatte vollends Niemand gedacht. Die Nonnen des Klosters Adelhausen mußten die Bespannung hergeben. Der Graf Kageneck, bei welchem ebenfalls Pferde verlangt wurden, hatte den Muth sie zu verweigern, und verrammelte sein Haus. — Die Schaar, welche vom Gebirg gekommen, war inzwischen in den Wald zurückgeworfen worden und die Schlacht hatte sich zum Plänklergefecht gestaltet. Die Langsdorf'schen fielen aus der Stadt, konnten jedoch die gewünschte Vereinigung mit jenen nicht bewirken. Das Kriegsvolk behauptete seine Stellungen und hielt die beiden Haufen

von einander gesondert. Vom eigentlichen Verlauf erfuhren wir natürlich so gut wie nichts, wir hörten nur schießen, bis die Dunkelheit dem Geplänkel ein Ziel steckte. Die Empörer rühmten sich, Hecker habe draußen gesiegt und werde früh Morgens in die Stadt rücken, um Herwegh zu erwarten. Diesen Aeußerungen widersprach aber die eifrige Hast, womit die Verrammlung der Zugänge bei Fackelschein betrieben wurde.

Die Stimmung der Einwohner war eine höchst besorgte, und selbst die Beherztesten hatten Grund zur Bangigkeit, theils wegen der Schreckensmänner in der Stadt, theils wegen des erwarteten Sturms von außen, der möglicherweise noch in der Nacht beginnen konnte und den wir so sehr fürchteten als wünschten. Die Gäste wurden immer unheimlicher, obschon wir noch nicht mit Gewißheit den ganzen Umfang der Greuel kannten, die uns zugedacht waren. Auf der bürgerlichen Lesegesellschaft wurden, wie man jezt weiß, drei Listen angefertigt. Die erste bezeichnete, bei wem Waffen zu holen; die zweite, wer umzubringen sey; die dritte, bei wem sich das Plündern etwa verlohne. Die Einsammlung nach Maßgabe des ersten Verzeichnisses ist theilweis vollzogen worden, und zwar durch bewaffnete Horden unter Leitung einheimischer Turner. Zur Ausführung der dritten wurde am Morgen des Ostermontags einigemal angesezt, zum Beispiel bei Herrn Joseph Sautier, einem der angesehensten und ehrenwerthesten Bürger, dessen Vorfahren schon wie ihm selber die Stadt manches Gute verdankt.

Der ruhelosen Nacht, den bangen Frühstunden folgte endlich der Entscheidungskampf. Das Herz ging uns auf, als der erste Stückschuß donnerte; es mag so um halb zehn Uhr gewesen seyn, vielleicht noch etwas später. Ich hätte fürwahr niemals gedacht, daß mich noch ein scharfer Schuß trösten sollte, gerichtet gegen meine Stadt aus grobem Geschütz. Doch wer hat in dieser Zeit der Wunder noch Zeit, sich zu wundern? Alles kommt uns ganz einfach und natürlich vor, so auch der Donnertrost aus der ehernen Mündung. — Der Angriff war überaus kräftig. Das Zähringerthor und den Eingang der Jesuitengasse stürmten die Badener, die mit dem Bahnzug anlangenden Nassauer griffen beim Predigerthor an, die Hessen liefen Sturm auf's Martinsthor. Ich wohne in der Kaiserstraße (gewöhnlich die große Gasse genannt), und kann zum Martinsthor hinsehen. Erinnern Sie sich noch an mein Eckfenster, durch welches wir im vorigen Sommer mitsammen hinausschauten? Am Morgen des Ostermontags bot es die Aussicht auf eine Verrammlung von Pflastersteinen, Balken und umgestürzten Wagen, besezt mit etwa dreißig bis vierzig Schützen, die lebhaft hinaus feuerten. Von außen wurde das Thor mit Kartätschen beschossen, die bis beinah zur Roßgasse hin die Häuser beschädigten. Es war zum erstenmal in meinem Leben, daß mir Kartätschenkugeln um die Ohren sausten; anfangs kam es mir vor, als hörte ich ein fernes Miauen junger Katzen. Der Ton klang dem ungewohnten Ohr nicht minder fremdartig, als dem jungen Jäger das Falzen der Moosschnepfe erscheint, die um ihres Meckerns willen auch Himmelsziege genannt wird.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

Socialisten und Communisten.

O'Brion, Meagher und Mitchell spielen jezt die Rolle der drei Männer im feurigen Ofen. Sie haben sich in die Gefahr begeben und sind nicht darin umgekommen. Wohin man hört und sieht, stehen diese drei Namen wie ein »laughing stock,« und Warnungszeichen für jeden vernünftigen Patrioten aufgeführt, an dem sich der Enthusiast und der Freiheitsschwindler spiegeln mögen. Selbst die größten Liberalen, selbst Douglas Jerrold und Konsorten können kein Wort zu ihrer Entschuldigung finden. Fremde Waffen in das eigene Land zu tragen, ist von jeher ein verpöntes, ein jesuitisches Mittel gewesen, das den Zweck verdächtig macht; und fremde Hülfe zu suchen in dem Augenblick, wo jeder Staat die Marime anerkennt, daß es jedem Volk zustehe, die besten Bedingungen zu seinem politischen und materiellen Wohl in's Leben treten zu lassen, ist ein hassenswerthes Bemühen. Smith O'Brion ist von Lamartine mit einigen Redensarten abgefertigt worden, die mit französischer Höflichkeit ein gleiches ausdrückten, und das englische Parlament hat ihn bei seiner Rückkehr mit einem so kalten, verachtenden Hohne empfangen, daß ein Mann von Ehre davor hätte in die Erde sinken müssen. Aber ein irischer Patriot kann Vieles ertragen. Mitchell und Meagher hatten in seiner Abwesenheit die Waffen besorgt, und als das Triumvirat wieder zusammenkam, fand es sich, daß sie für jezt die Eroberung Englands noch anstehen lassen müßten. — Indessen waren auch die Chartisten mit ihrem Führer, O'Connor, thätig gewesen und hatten eine »Monster-Petition« zusammen gebracht, die aus fünf großen Ballen bestand, und worauf die Namen von 500,600 Menschen stehen sollten. Den Ausgang der Sache kennen Sie aus den Zeitungen. Daß die Herren Chartisten aber mehr gewollt als Bewilligung der von ihnen aufgestellten Punkte, stellt sich bei Prüfung derselben so deutlich heraus, daß auch dem unbefangensten Auge ihre Absicht klar werden muß. Sie wollten alles Bestehende

über den Haufen stoßen und die Regierung des Landes in ihre Hände nehmen. Daß sich Gott erbarme! Communisten, Chartisten, Socialisten, alle wollen was die Menschheit nie haben wird — Gleichheit. Der Engländer hat Freiheit des Gedankens und Gleichheit vor dem Gesetz; aber in der menschlichen Gesellschaft müssen einmal Stufen und Grade seyn, so lange der liebe Gott darauf besteht, Geistesgaben in verschiedenem Maße zu vertheilen. Der, welcher durch die Arbeit seiner Hände ehrlich sein Brod verdient, ist eben so schätzenswerth als Mensch, wie der, welcher seinen Kopf braucht, seinen Unterhalt zu erwerben; aber ganz gewiß taugen beide nicht für einander als Gefährten. So wird denn die schöne Theorie „wir sind alle Brüder," mit welcher Robert Owen, Fourrier und St. Simon die Menschheit zu einer großen Gesellschaft umformen wollen, nie ausführbar werden. Und mittlerweile thun diese Herren und ihre Nachfolger unendlichen Schaden, indem sie dem Proletarier weiß machen, er sey das Lastthier der Erde, während sein Tagewerk weniger Anstrengung und mehr Erholung mit sich bringt, als das des Gelehrten, dessen tausendfältige Qualen, Täuschungen, Zweifel und Verzweiflung er nicht kennt. Welcher Mann arbeitet wohl mehr als der Premierminister von England? meistens so viel, daß sein Leben dadurch verkürzt wird, und selten Einer leidlicher Gesundheit genoß! Warum nicht dieß dem geringen Manne verhalten, ihm zeigen, worin die Vortheile seiner Stellung bestehen, und daß eine allweise Vorsehung Jedem seinen Posten anweist, auf dem er nur fest, treu und standhaft auszuharren habe, um so viel Freude und Befriedigung zu finden, als dem Sterblichen überall auf diesem Erdball zugedacht ist? — Das Schlimmste ist, daß man immer noch Zweifel hegen muß, ob diese Socialisten- und Communistenanführer und Chartisten-Leaders nicht noch mehr durch die Liebe zum Selbst, als durch die Liebe zur Menschheit zu ihren Bestrebungen angefeuert werden. Was Fourrier und St. Simon gethan, weiß ich nicht, Owen aber ließ sich in seinem Phalanstère König nennen und Alles rethte sich um ihn wie um einen König. Wenn nun aber ein Anderer König gewesen wäre, und er einer der schlichten Bewohner der Anstalt, dessen Stimme nicht mehr galt wie die jedes anderen, würde er dann auch in der bloßen materiellen Befriedigung aller »wants of nature,« in welche er das Glück des Menschen sezt, seine Zufriedenheit gefunden haben? Ich zweifle fast. Der Präsident der Londoner Communisten, Schapper, hat den Proletariern hier viel von solcher Gleichheit gepredigt, wie jene Leute sie lieben; aber er war der Predigende, er war der Erste, er spielte eine Rolle unter ihnen. Und mehr noch, war er nicht im Grunde seines Herzens stolz auf ein paar Hofräthe in seiner Familie und nannte die Namen derselben gerne? Wenn man tief auf den Grund des menschlichen Herzens schaut, wie schwer ist es, den alten Adam auszukehren! Schapper wird jezt nach Deutschland gehen, um im preußischen Parlament eine Stelle einzunehmen. Ich bedaure das Parlament, in welchem solche Theoretiker Siz und Stimme finden. Ein Schapper, ein Herwegh u. dgl. können keinen Staat organisiren.

(Fortsezung folgt.)

Paris, April.

(Schluß.)

F r e i t h e a t e r.

Das Gerücht behauptet, zwei der Herren der provisorischen Regierung hätten unter sich die Weine der Tuilerienkeller getheilt, die das Volk nicht alle trinken konnte. Allein so edel diese Weine auch sind, so vermögen sie doch nicht, den Herren die Kraft wieder zu geben, welche sie seit Einführung der Republik an die Lenkung des von Stürmen hin- und herbewegten Staatsschiffes haben verschwenden müssen. In einem Punkt hat man dem Volk redlich Wort gehalten. Man hatte ihm versprochen, ihm von Zeit zu Zeit freien Zutritt zum Schauspiel zu gewähren. Bereits haben das Theater de la république (sonst théâtre français) und das Théâtre de la nation (sonst die Oper) solche Vorstellungen gegeben, bei denen die Blousen und die Hauben in den ersten Logen und im Parterre wo nicht glänzten, doch vorherrschten. Die Vorstellung im Theater der Republik dauerte bis 1 Uhr in der Nacht, und das Volk bekam nicht für sein Geld, sondern für seine Freibillete einen Prolog von George Sand, eine Corneille'sche Tragödie, eine Molière'sche Komödie, und obendrein die Marseillaise, von Demoiselle Rachel gesungen. Dieses Mädchen, bereits Mutter von drei Kindern, ist von der Republik ganz begeistert worden, und ihrerseits begeistert sie die Zuhörer wieder durch ihr Spiel, und besonders durch ihre Marseillaise. George Sand, oder wenn man lieber will, Madame Dudevant ist gleichfalls voll Feuer für die Republik. Sie schreibt politische Aufsätze in den Tageblättern, und wie man eben gesehen, hat sie den Prolog oder das Vorspiel: »le roi attend,« zum Volksschauspiel gedichtet. In diesem Vorspiel sieht der träumende Molière seine erlauchten Nachfolger in der dramatischen Kunst, und als er aufwacht und den König (Ludwig XIV.) sucht, für welchen er eben arbeitete als er einschlief, zeigt ihm der Genius dieses Jahrhunderts das Parterre mit den Worten: „Hier sizt der König!" Man kann denken, daß sich das Volk geschmeichelt fühlt, wenn man es als König anspricht. Und allerdings ist es jezt der Herrscher; es wird aber leichter seyn, diesem Herrscher Schauspiele als nachhaltige Arbeit zu geben. Wenn Gewerbe und Handel blühen sollen, muß Ruhe und Vertrauen herrschen. So lange beides nicht wieder hergestellt ist, bleibt auch der Regierung die harte Nothwendigkeit, das Volk zu ernähren und ihm, wie im alten Rom, stets panem et circenses zu bieten. Dieß scheint aber in Paris mehr zu kosten als in Rom, und der Staatsschatz kann nicht lange so starke Aderlässen ertragen, wenn nicht für neue Einkünfte gesorgt wird, zumal nun auch die Salzsteuer, die allerdings sehr drückend für's Volk war, aufgehoben, die Fleisch- und Getränkesteuer sehr vermindert werden soll. Uebrigens sieht es mit den Belustigungen jezt traurig aus; die Politik nimmt die Leute allzusehr in Anspruch, als daß sie an Vergnügungen, besonders an solche, wofür bezahlt werden muß, denken könnten. Die Klubs tragen auch dazu bei, die Zahl der Zuschauer in den Theatern zu vermindern. Man sieht dem Untergange mehrerer derselben entgegen. Aber an kecken Unternehmern fehlt es nie, und so wollte einer in den Champs Elysées ein großes Theater anlegen, in dem Opern, Lust- und Trauerspiele dem Volk für einen geringen Preis zum Besten gegeben werden sollten. Er mag der Regierung danken, daß sie ihm eine abschlägige Antwort ertheilt hat, er wäre sicher dabei zu Grunde gegangen. Die Hälfte der bestehenden Theater würde unter den gegenwärtigen Umständen hinreichen. Wohl werden wieder bessere Zeiten kommen; aber es wird lange dauern, bis sich die Pariser Bevölkerung von der furchtbaren Erschütterung wieder erholt. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 110. Montag den 8. Mai 1848.

They, that of late were daring with their scoffs,
Are glad and fain by flight to save themselves. —
Lost, and recover'd in a day again!

Shakespeare.

Rothe Ostern zu Freiburg.

(Schluß.)

Der Angriff mag im Ganzen anderthalb Stunden gedauert haben, wovon jedoch kaum ein Drittel auf das eigentliche Gefecht kommen dürfte. Gottes gnädige Fügung führte ein schnelles Ende herbei, denn schon nahte vom Waldgebirge her ein Zuzug von Scharfschützen, bestimmt die Häuser im Innern zu besetzen und so den eigentlichen Straßenkampf zu beginnen; dann hätten die Stürmer unfehlbar die Stadt angezündet. Das Besetzen von Häusern war eben nur darum unterblieben, weil es den Verschworenen an zuverlässigen Schützen fehlte, die Sensenmänner aber so wenig Muth bewiesen, daß sie nicht einmal hinter den Verrammlungen recht Stand hielten. Von allen, die Sensenspieße führten, soll übrigens weder hier noch bei Kandern und Steinen auch nur ein einziger im Handgemeng sich seiner Waffe bedient haben; die Sensen schienen gerade nur zum Drohen gemacht und sind weggeworfen worden, sobald es Ernst galt.

Nur ein geringer Theil der Meuterer hat sich mit mannhaftem Muth geschlagen, und zu dieser Minderheit gehörte nicht ihr erkorener Feldhauptmann. Karl Moor fiel aus der Rolle und ertheilte von der Höhe des Münsterthurms aus seine Befehle durch das Sprachrohr. Ein hoher Standpunkt war es wenigstens, den er einnahm, doch wußte er denselben nicht zu behaupten; als er den Sieg der Stürmer sah, stieg er herab, nicht um sich heldenmüthig den Flintenspießen entgegen zu werfen, sondern um den Dauerlauf zu beginnen, eine sehr nützliche Turnübung, besonders wenn einer gern weit weg wäre.

In dem Augenblick, als Badener von der Jesuitengasse her die Kaiserstraße betraten, erschienen die stürmenden Hessen auf der erstiegenen Verrammlung des Martinsthors. Vereint nahmen sie die nächsten Häuser, worin noch einige Freischärler gefunden und niedergemacht wurden. In der Umgebung des Thors durfte sich kein Kopf am Fenster zeigen, ohne alsbald zum Zielpunkt zu werden; die Soldaten hielten nämlich die ganze Stadt für feindselig gesinnt und ahnten kaum, daß die Herzen der Einwohner ihnen freudig entgegen schlugen als Befreier von peinlicher Angst. Das Mißverständniß kostete, so viel ich weiß, nur ein einziges Menschenleben, und dauerte nicht lange. Die geschlossenen Fensterläden öffneten sich, Weiber und Mädchen winkten jubelnd mit weißen Tüchern, und der Frieden zwischen der Stadt und den willkommenen Siegern war hergestellt. Die Empörer flohen mit staunenerregender Schnelligkeit. Badener, Hessen, Nassauer sammelten sich in der Kaiserstraße, wo sie einstweilen von den Einwohnern mit Wein und Brod erquickt wurden und dabei untereinander Brüderschaft schlossen, als wären sie Waffengefährten seit langen Jahren. An Tapferkeit haben sie Alle mit einander gewetteifert und sich wie alte Soldaten gehalten, diese jungen Krieger in ihrer ersten Schlacht. Unsere Badener hatten nebenbei eine Scharte auszuwetzen; von Hetzern und Wühlern zu losen Reden verführt, hatten sie Zweifel gegen ihre Mannszucht rege gemacht; doch haben sie, da es galt, den kriegerischen Gehorsam so wenig vergessen, als

den kriegerischen Muth. Ehre und Lob dafür den wackern Streitern.

Das Kriegsvolk hat mehr gelitten als die Meuterer hinter ihren Verschanzungen. Namentlich hat das Geschütz beim Predigerthor Schaden angerichtet, bedient, wie es war, von einem fahnenflüchtigen Soldaten, der hernach gefangen wurde. Die Zahl der Gefangenen ist ziemlich bedeutend; man spricht von zweihundert. Unter den wenigen Todten der Freischärler sind nur Leute aus den untersten Schichten der Gesellschaft zu finden, weil die Gebildeteren viel zu wohlerzogen waren, um in's Feuer zu gehen.

Die Stadt ist unter Kriegsgesetz gestellt und wimmelt von bewaffnetem Volk. Daß Verhaftungen stattfanden, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Karl Rotteck, Reich, Emmerling und der Hafner Kraus sind nach Rastadt abgeführt worden. Weißenegg hat sich unsichtbar gemacht. Die Bürgerschaft muß alle Waffen abliefern und ihre Geschütze hat sie eingebüßt, die von den Siegern mit gutem Fug als Kriegsbeute betrachtet werden. Viele Häuser sind mehr oder minder beschädigt. Die Bewirthung der Truppen muß vier Wochen lang von der Gemeinde bestritten werden, ohne Ersatz.

In Zeiten der Gefahr sind Unentschiedenheit und Schwäche Sünden, denen die Buße folgt. Die Bürgerschaft von Freiburg war in der überwiegendsten Mehrheit immer gutgesinnt und hat Heckers vaterlandsverrätherische Bestrebungen nur mit Abscheu betrachtet; dennoch büßt sie jetzt für die Schuldigen, denen sie nicht bei Zeiten zu wehren verstand. Möge die Lehre wenigstens für die Zukunft nicht verloren seyn.

Mynheer van Tunis.

(Fortsetzung.)

9.

Dem klugen und umsichtigen Alard war keineswegs entgangen, was in seiner Tochter Seele sich regte. Das jungfräuliche Herz, aus dem Schlummer erwachend, hatte sich dem Gegenstand zugewendet, der ihm eben zunächst lag, und darum sprach der sorgsame Vater zu sich selber: „Es ist die höchste Zeit, sie unter die Haube zu bringen. Will der Türk nicht anbeißen, so muß sie nach Rotterdam. Doch ist es billig, daß ich zuvor denjenigen frage, welchem Aalje vor allen zugethan. Ein kluger schöner Junge, der etwas hat und einst reicher werden kann, als irgend ein Geert Nickels! Ich nehm' ihn gern zum Eidam, doch erklär' er sich, bevor wir den andern verscherzen."

Und weil nun Herr Monsen, wo er einmal entschlossen war, mit Entschiedenheit handelte, sagte er noch desselbigen Abends in des Türken Gegenwart zu Aalje: „Wie gefällt er dir, der Junge?" Das Mädchen wußte nicht, von wem der Vater sprach, und mit scheuem Seitenblick auf Tunis fragte sie erröthend: „Welcher Junge, mein Herr Vater?" — Alard schien nichts zu merken. „Ich meine den Herrn Geert Nickels," erläuterte er ruhig, „mit dem ich mich in der Schauburg so gut unterhalten habe." — „Ich habe ihn kaum angeschaut." — „Wie, mein Kind, und hast du auch überhört, daß er am Sonntag bei uns essen soll? Ich denke, du wirst ihn dermaßen bewirthen, daß er merkt, welch eine tüchtige Hausfrau du einst geben kannst." — „Das wird den Herrn Nickels wenig kümmern, hoff' ich." — „Im Gegentheil, mein Schatz, sehr viel. Ist er nicht von Rotterdam eigens hergereist, um sich eine Frau zu suchen? Und hat ihm nicht mein Herr Petersen die vortreffliche Jungfer Monsen, Alards Tochter, anempfohlen?"

Aalje senkte betreten den Blick. „Mein Herr Petersen hätte auch etwas Klügeres thun können," murmelte sie. — „Du tadelst ihn mit Unrecht," sagte der Vater; „Petersen weiß recht gut, daß Waaren und Töchter an den Mann gebracht werden müssen. Was sagt dazu mein Herr von Tunis?" — Gleichmüthig, wie er der Verhandlung zugehört, antwortete der: „Ich begreife vieles von allem, was ich im Christenlande hör' und sehe; manches aber bleibt mir räthselhaft. Bei uns werden die Mädchen nicht gefragt, ob ihnen der oder jener gefällt. Wenn wir jedoch eine Seineb, Aischa oder Zuleima fragten: gefällt dir der hübsche Bajazet, Abaddin oder Selim? so würde sie sich nicht erst sperren und zieren, um ja zu sagen." — „Gut," fiel ihm Aalje in die Rede, „wenn Eurer Seineb aber der Bajazet nicht behagte, und wär' er so schön wie ein Prinz von Oranien, wie dann?" — Der Bescheid ließ nicht auf sich warten. „Vorausgesezt ein Mädchen im Morgenland hätte freie Wahl und kennte eine Anzahl von Männern, so würde es sagen: gebt mich dem, welcher mir gefällt, er heißt so und so." — „Und findet Ihr das hübsch, mein Herr von Tunis?" fragte Aalje kaum vernehmbar. — „Freilich wohl," sagte der; worauf sie: „Würdet Ihr eine Dirne zur Gattin begehren, die sich Euch so zu sagen an den Hals würfe?" — Er: „In diesem Lande der verkehrten Welt erwart' ich es gar nicht anders. Die meiner begehrt, möge mir's sagen." — Auf Aaljes Wangen flammte die Röthe des Zornes. „Geht zurück in Eure Heimath unter Eure Heiden," rief sie; „denn einer christlichen Jungfrau Neigung werdet Ihr nie gewinnen; oder hätte eine, zur Strafe ihrer Sünden, an Euch ihr armes

Herz verloren, so wird sie hoffentlich eher sterben, als ihre Schmach von freien Stücken bekennen. Geht, Tunis, geht!"

Sie rauschte zur Thür hinaus, eilfertig, wie sie vielleicht in ihrem Leben sich nicht bewegt hatte. — „Nun ja," sagte Tunis, ihr nachschauend, „das heißt, sie will mich. Mir gefällt sie ebenfalls recht gut. Nur weiß ich noch nicht recht, wie hier zu Land ein solcher Handel anzufangen, wiewohl mir bekannt ist, daß der Christ nur Ein Weib nimmt. Hat er bloß Eine, so kann er natürlich auch mehr dafür bezahlen als bei uns. Wie viel bietet denn der Rotterdamer? Ich gebe eben so viel und mehr. Soll ich Euch das selber sagen, Vater Alard, oder muß ich einen Mäkler schicken?" — Monsen schmunzelte. „Ihr gewöhnt Euch ein bischen schwer an die fränkische Luft," sagte er, „doch wird's schon gehen. Sezt Euch einmal her und hört mir aufmerksam zu."

Tunis that wie ihm geboten worden. Mit holländischer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen ließ, erklärte nun der alte Herr den christlich bürgerlichen Ehevertrag, von dessen Bestandtheilen der Morgenländer keinen so schwer begriff, als die Bestimmung, daß eine Braut nichts koste, sondern sogar ein Vermögen zubringen könne. „Mein Eidam erhält mit Aalje auf der Stelle eine Tonne Goldes," erklärte der würdige Kaufherr, „das Brautgerade nicht inbegriffen." — „Geld mit der Frau zu nehmen, welche Schmach!" warf Tunis dazwischen. — „Ländlich sittlich," fuhr Alard fort; „dafür ist auch die Frau keine Sklavin, sondern des Eheherrn gleichberechtigte Hälfte. Vergeßt mir das nicht, mein guter Herr. Nun hört mich auch ferner an. Wollt Ihr Euch um eine christliche Jungfrau bewerben, so müßt Ihr selbst zuvor getauft seyn; und weil denn unser Prediger Euch nicht taufen will, so rath' ich Euch, in ein anderes Kirchspiel zu gehen. Für Geld und gute Worte findet Ihr zu Amsterdam immer noch einen Domine, der Euern Wunderlichkeiten durch die Finger sieht und in Euerm Glaubensbekenntniß die römischen Schnörkel gelten läßt. Ich will Euch einen zuweisen."

Tunis nahm mit Dank das Anerbieten an. „Morgenden Tages will ich den hochwürdigen Herrn aufsuchen," sagte er. — „Sobald Ihr richtig und gewiß ein Christ seyd," schloß Alard, „so mögt Ihr das große Bürgerrecht kaufen und Euch getrost mit Eurer Bewerbung an Aalje wenden. Das Mädchen hat die Wahl zwischen Euch und dem Rotterdamer." — „Ich werde schlecht bestehen," meinte Tunis; „die Jungfer ist mir bös." — „Mit allem Recht," entgegnete Alard, „weßhalb Ihr suchen müßt, sie zu versöhnen. Vor allem entschlagt Euch Eurer türkischen Vorurtheile in Betreff der Weiber, denn dergleichen vertragen sie hier zu Land am allerwenigsten."

(Fortsetzung folgt.)

Epigrammatische Splitter.

Vollkommener Staat.

Sieh, im Sturmschritt bewegt sich die Zeit, das Geschehn überstürzt sich,
Und was der Morgen bringt, weiß es der Abend vorher?
Einem Proteus gleich in abertausend Gestalten
Wandelt die Welt sich rasch, Menschen, Gesetze und Brauch,
Um den vollkommenen Staat zu verwirklichen, wie er noch nicht war,
Sey es auch nur ein Versuch, und der Versuche gibt's viel!

Recht und Pflicht.

Rechte hast du als Einzelner wohl, doch Pflichten für's Ganze,
Drum auch das Ganze zerfällt, wo man nur Rechte verlangt.

Recht im Unrecht

Wo das Unrecht Charakter der Zeit und des Lebens geworden,
Führt nur das Unrecht, so scheint's, wieder zum Rechte zurück.

Rudolph Marggraff.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wiesbaden, April.

Die Reform.

Auch das Herzogthum Nassau hat seine Revolution gehabt, auch hier hat der alte Staat einem neuen Platz machen müssen. Und dabei ist es accurat auf dieselbe Weise hergegangen, wie bei den Umwälzungen in den größern Staaten Deutschlands, nur daß hier die Zuckungen, weil sie einen kleinen Körper trafen, nicht so wie dort in die Augen springen konnten. Die deutschen Zeitungen haben deßhalb bei dem von Tag zu Tag höher anschwellenden Strome welthistorischer Begebenheiten die hiesigen Verhältnisse bis heute ziemlich stiefmütterlich behandelt. Gleichwohl bieten Umwälzungen en miniature der Darstellung ungleich größere Vortheile als große Revolutionen: sie unterdrücken nicht die geistige Freiheit des Beobachters, sie gestatten

uns richtige Blicke in Anfang und Ende der Bewegung; das Bewußtseyn bleibt mehr ein zuständliches, wird nicht von den Wogen der Bewegung hingerissen und verschlungen.

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los:" das geschah am 2. März im Jahre des Heils 1848. Der Herzog befand sich zu jener Zeit gerade in Berlin, schwerlich das unheilvolle Beginnen seiner Kinder daheim ahnend. Sie kennen indeß das Sprüchwort: „wenn die Katzen nicht zu Hause sind, spielen die Mäuse auf den Bänken." Eine Menge von Landleuten war nach der Stadt geströmt und auch die Bewohner der Stadt hatten sich in Bewegung gesezt. Im Gasthofe zu den „vier Jahreszeiten" brachte man sich den dunkeln Drang nach Reformen in neun Forderungen zur Anschauung, und diese Forderungen trug man schwarz auf weiß zum dirigirenden Staatsminister, Grafen von Dungern. Den Inhalt derselben brauche ich nicht anzugeben, da man hier so ziemlich dasselbe verlangte, was man bereits überall im deutschen Vaterland verlangt und auch erhalten hatte. Mehrere Forderungen wurden sofort bewilligt, wie z. B. Volksbewaffnung, Preßfreiheit u. a., hinsichtlich der Genehmigung der übrigen verwies man auf die zu erwartende baldige Rückkehr des Herzogs. Damit begnügte man sich vor der Hand, gab nur zum Abschied noch die erfreuliche Aussicht, daß man nicht verfehlen werde, sich übermorgen abermals der Regierung vorzustellen. Des folgenden Tags am Morgen Volksbewaffnung, gegen Mittag Zusammenrottungen, Reden, Plakate an den Straßenecken u. s. f. „Gott's Wunder," äußerte bei einem Gedräng ein Israelite, „ich glaube die Preßfreiheit geht schon los." Auch Landleute konnten nicht begreifen, wie man von ihnen für die inzwischen gegründete „freie Zeitung" troz der Preßfreiheit noch Geld fodern könne. Inmitten eines gewaltigen Volksknäuels sah ich auf einer improvisirten Bühne einen Mann mit langem Barte heftig deklamiren; seine Worte blieben mir unverständlich, doch hörte ich am Ende vernehmlich: „Es lebe die Umwälzung!" Tausend Kehlen stimmten bei. Eine der aufgestellten neun Forderungen verlangte die Erklärung der Domänen für Staatseigenthum. Man hatte darüber schon seit Jahren in Nassau gestritten; der Inhalt des Streits war Gemeingut der Landleute geworden, und gab wohl die hauptsächlichste Veranlassung, daß man sich am 4. März zahlreich in Wiesbaden versammelte. Zum Glück traf am Nachmittag der Herzog von Berlin ein, und als er nun die Forderungen sofort bewilligte, wollte das Hoch kein Ende nehmen. Am folgenden Sonntag Illumination.

(Fortsetzung folgt.)

London, April.

(Fortsetzung.)

Englands Zukunft. — Miscellen.

Die Chartisten haben übrigens ihre Sache keineswegs aufgegeben, und wenn sie gewisse andere Forderungen vorbringen als die sechs Punkte der Charter, so haben sie volle Befugniß in ihren Bestrebungen fortzufahren; denn allerdings gibt es auch in England Mißbräuche, und bedeutende, die nie werden abgestellt werden, wenn nicht eine Mehrzahl, eine physische Macht die Reform erzwingt. Dieß aber kann binnen Kurzem geschehen. Wenn sich der Druck bis zur Unerträglichkeit steigert, dann ist kein Halten mehr, und wie ein schwellender Strom wächst die Menge an, bis sie Gebieterin wird und die nie gehörte Bitte als Befehl vorschreibt. Diese Menge ist in England vorhanden und ihr leises Gemurmel der Unzufriedenheit wird weder verstanden noch gehört; aber sie wird ihre Stimme erheben; die Anmaßung der höheren Klassen, der gänzliche Mangel alles Mitgefühls mit dem Loose des Arbeiters, das mißtrauische Herabsehen auf ihn, selbst bei den sogenannten Liberalen, das Alles will gerächt seyn. — Thomas Carlyle ist fast der einzige Mann in England, der die Menschenrechte laut vertheidigt; aber seine Stimme verhallt wie der Wind in der Wüste. Monckton Milnes hat Volksgedichte geschrieben; das sind Worte, im Leben zeigt er nur Lord-Idolatrie. Bulwer Lytton sagt und singt so manches Schöne über das Höchste und Edelste im Menschen, er mag es aber im Leben nur in den Salons der Fashionablen finden und würde es in einem Roturier als einen rohen Edelstein zur Seite schieben. Es gibt aber eine große Klasse, die diesen Mangel an Anerkennung des wahrhaft Schätzenswerthen tief und bitter empfindet, und die diese Empfindung an ihren Verächtern rächen wird. Auch Englands Stunde wird schlagen!

Indessen ist das „Schwarz-roth- und gold" Preußens hier noch durch eine Wetterfahne repräsentirt, der weder Freund noch Feind Achtung zollen kann. — Der Prinz von Preußen lebt hier guten Muths und ehrte seinen Wirth, indem er am Palmsonntag die Tochter desselben in der deutschen Kirche von dem demüthigsten aller Prälaten, dem Herrn Oberhofprediger Dr. Küper, einsegnen sah, bei welcher Gelegenheit die junge Dame weißen Atlas mit Mull darüber trug und recht liebenswürdig und niedlich aussah. — Von Louis Philippe hört man nichts. Er lebt ganz still als einfacher Privatmann, so ökonomisch als möglich. Neue entkrönte Häupter sind in den lezten Wochen nicht hinzugekommen. — Jenny Lind und Bunn setzen ihren angefangenen Prozeß mit frischem Muthe fort und Lumley gibt dabei den betheiligten, aber ruhigen Zuschauer ab. — Nach Ostern werden wir die nordische Nachtigall persönlich eintreffen sehen und bei ihren entzückenden Tönen die Welt und ihren Hader vergessen. — Der Handel, besonders der Buchhandel, liegt sehr danieder in dieser bewegten Zeit. Wer kümmert sich um schöne Künste, wenn es sich um die größten Lebensfragen handelt, und nebenbei noch um das tägliche Brod für das Volk! Nur was auf diese Gegenstände Bezug hat, findet Anklang und Absatz, wie z. B. die Geschichte der Girondisten von Lamartine, von welcher Heinrich Bohn 5000 Exemplare in einer Woche verkaufte.

Die merkwürdigste Philanthropie, die man in jüngster Zeit geübt hat, ist, daß man 20,000 Mädchen nach Australien als Frauen für die Kolonisten schickt. Diese armen Männer klagen längst über den Mangel schönerer Hälften, und sie haben keine Sabinerinnen in der Nähe, an denen sie einen Raub begehen könnten, so daß der Staat endlich von ihren Vorstellungen erweicht, eine erwünschte Ladung abgesandt hat. Miß Burdett Coutts hat nun hierauf beschlossen, alle moralisirten Demoralisirten, oder demoralisirten Moralisirten aus ihrem »Home« künftig gleichfalls in jene neue Welt hinaus zu senden, die von der Vergangenheit dieser Frauenzimmer nicht mehr weiß, als aller Wahrscheinlichkeit nach jene Welt von dieser, und wo sie daher mit frischem Muthe einen neuen Tugendpfad betreten können. Miß Burdett Coutts sieht übrigens keineswegs so schlimm aus, als der Ruf sie beschreibt, und die vielen brodlosen Prinzen sollten ja nicht versäumen, sich an ihre Fersen zu hängen, so lange noch ein magischer Schimmer ihren Namen begleitet. Ihr Vermögen bietet eine recht anständige Versorgung. Sonderbarer Weise sezt das königliche Institut der Wissenschaften (Royal institution) Miß Burdett Coutts in die vorderste Reihe zu den Männern, ein Platz, den noch nie eine Dame eingenommen, selbst nicht Miß Sommerville. Ueberdem ist Miß Coutts nicht gelehrt, gar kein blue stocking, sie kommt nur, wie Viele, zum Zeitvertreib; aber sie ist reich und das Institut denkt: „Ehre, dem Ehre gebührt."

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 111. Dienstag den 9. Mai 1848.

Wunderbar war's, war neu, es geschah, was nie noch geschehn ist:
Klopstock.

Praebuit ille dies varii miracula fati.
Lucan.

Briefe aus Neapel.

I.

Neapel, 18. Februar 1848.

Ich bin hier plötzlich mitten in eine so bunte, verworrene, an Contrasten und seltsamen Erscheinungen so reiche Welt gerathen, daß es nicht möglich ist, sie abzuspiegeln in Artikeln, welche aus der Mannigfaltigkeit des Wirklichen die bindende Idee suchen und sie geschliffen und geschärft an's Licht stellen sollen. Die überquellende Fülle des Stoffs macht es nothwendig, den breiteren Raum der Schilderung in Anspruch zu nehmen.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß in den letzten Wochen Politik hier in einer wahren Blüthe gestanden hat, und daß das Eldorado des Zeitungsschreibers, der Himmel des politischen Kannegießers nirgends anders gelegen als in dem gesegneten Erdfleck, der zwischen dem Posilipp und dem Fuß des Vesuvs, ein goldenes Horn des Ueberflusses und der Schönheit, um den strahlenden Golf von Neapel sich ausdehnt. Die wunderbarsten Dinge, welche uns in Deutschland wie ferne Schreckbilder aus dem Nebel der Zukunft drohen, oder die wir nur noch aus den Erzählungen der Vergangenheit kennen, standen sich in den jüngsten Tagen hier wirklich und leibhaftig gegenüber. Krieg der Besitzlosen gegen die Besitzenden — bei uns von den Entwicklungen der Zukunft dunkel gefürchtet — hier war er in helle Flammen ausgebrochen; schauerliche Kerkerverließe und Minister, wie sie in Melodramen vorkommen, und tyrannische Landvögte — hier hatte man eines wie das andere. Unter dem Castell dell' Ovo waren die Gewölbe, in denen einst Karl von Anjou die Söhne Manfreds schmachten ließ, mit politischen Verbrechern angefüllt; Männer wie Delcarretto und Nunziante lenkten den Staat. Mitten dazwischen dann eine Eruption der freisten und kühnsten Ideen, welche das neunzehnte Jahrhundert bewegen, kurz eine wahre Musterkarte politischer Elemente aus Vergangenheit und Zukunft.

Diese Elemente sind zusammengestoßen, friedlich hier, mit siegreichen, blutbenetzten Waffen in der Hand drüben in Sicilien, und das Resultat des Zusammenstoßes war abermals ein unerhörtes, nämlich ein so plötzlicher, übergangloser, vollständiger Wechsel der öffentlichen Zustände, wie er wohl noch nie vorgekommen ist. Es war ein Umschlag der Dinge, als hätte mit einemmale, an einem Tage, das von väterlichem Bambus und dem Himmelssohne regierte Kaiserthum China die Freiheit Nordamerikas über sich ausgeschüttet gesehen. Vor dem 29. Januar alles voll Furcht und Zittern, kein freier Athemzug, mehr Gendarmen als Pflastersteine auf den Straßen, Willkür, Polizei und Corruption allmächtige Herrscherinnen in schöner Tripelallianz; und nach dem 29. Jauchzen, Jubel, freiste Freiheit, tausende von uncensirten Blättern, hunderttausende von uncensirten Rufen; ein eben noch von Ingrimm kochendes Volk, jetzt wahnsinnigem Enthusiasmus hingegeben, ein eben noch mißtrauisch verschlossener, grollender König, dessen letzter Vernunftgrund die Kanone war, umgewandelt in den frohesten Menschen von der Welt, der plötzlich ungemessenes Vergnügen an der Freiheit empfindet, weil sie ihn auf den Händen trägt und einen Sturm von Jubel und Popularität über ihn ausschüttet.

Dagegen die Polizei verschwunden, die Creaturen der vorigen Minister aus ihren erkauften Stellen gejagt, die Zügel der Regierung Männern anvertraut, welche zum Theil eben aus den schmachvollsten Kerkern freigelassen sind. Das sind einige der Hauptzüge zum Bilde dieses fabelhaften Umschwungs der Dinge.

Fast noch wunderbarer als dieser plötzliche Wechsel aber war die Mäßigung, womit das auf einmal von all seinen Banden befreite Volk die unbeschränkte Macht, die es erhalten, die kundgewordene vollständige Ohnmacht der Regierung benuzte. Keine Rohheit, keine Ausschweifung, keine noch so geringe Unordnung hat die glorreichen Januartage der Neapolitaner befleckt; die freie Presse sprach das Wort „Freiheit" nicht aus, ohne das Wort „gemäßigte" davor zu setzen, das Volk warf seine Tricolorcocarden ab, als es hörte, der König sehe sie nicht gern, und seinen früheren Peinigern, den Schergen und Häschern selbst bot es die Hand der Fratellanza. In dem festlichen Gewühl, das in den ersten Tagen nach der Publikation der Verfassung den Toledo füllte, waren die Gensdarmen, diese vorher so verabscheuten Menschen, der Mittelpunkt Viva schreiender Gruppen. Wahrlich, weiter ist die Mäßigung wohl nie getrieben worden!

Es liegt in all diesem eine Fülle von Lehren für die Regierungen. Nirgends hat sich klarer gezeigt, daß sie das Volk nicht zu fürchten brauchen, wenn sie zur rechten Zeit Concessionen machen, nirgends klarer auch, daß eine Regierung nicht ungestraft dem einstimmigen Willen und Verlangen eines Volkes widersteht. Hätte Ferdinand II. im August vorigen Jahres ehrliche Concessionen gemacht, so wäre ihm jezt nicht die Constitution abgezwungen worden und er hätte nicht die schönste Perle seiner Krone, Sicilien, so gut wie verloren; er hätte nicht das bittere Gefühl gehabt, die Waffe, welche sein Stolz, seine Zuversicht, das Idol seiner Liebe war, so kläglich in seinen Händen zerbrechen zu sehen. Ferdinand II. hatte eine treue, trefflich geübte, zärtlich gepflegte Armee von 60,000 Mann; er hatte vielleicht 20,000 Mann Truppen versammelt in seiner Hauptstadt, die von unbezwinglichen Kastellen umgeben ist; von allen Wällen drohen Geschütze auf Neapel herunter, eine ganze Reihe Kriegsdampfboote liegt im Hafen, die Darsena zeigt in unermeßlicher Menge Geschütze und Kugeln aufgehäuft; und wie gesagt, die Truppen waren ihrem Könige treu, Schweizer wie inländische Regimenter. Als der Dienst in den lezten aufgeregten Januartagen ihnen zu beschwerlich, ja unerträglich wurde, da verlangten sie nur, sich endlich zu schlagen; aber die Gerüchte von Weigerungen der Offiziere, auf Unbewaffnete schießen zu lassen, oder vom Fraternisiren der Truppen mit dem Volke in Neapel oder Sicilien, sind durchaus unwahr. Und all diese Kriegsmacht, all dieser rasselnde, klirrende, blitzende Apparat des Blutbads, diese rothen Fahnen auf del Carmine und St. Elmo, diese Signaldonner, die wie Boten drohender Vernichtung über Stadt und Meer rollten, alle diese Dinge schreckten nicht, fruchteten nicht, fielen in Staub zusammen vor dem Rufe: Freiheit!

(Fortsetzung folgt.)

Mynheer van Tunis.

(Fortsetzung.)

10.

Die neue Brücke war immerdar eine der vollsten Schlagadern des Verkehrs. Von Holzpfeilern getragen, spannte sie ihre Joche über den Ausfluß der Amstel, so recht inmitten des halben Bogens, welchen das überbaute Gestade bildet. Am rechten Ufer, gegen Morgen, lag die Altstadt, am linken, gegen Abend die neue Seite; gegen Mitternacht wogte der Eißtrom, eine zahlreiche Handelsflotte auf dem blauen Rücken tragend, wo den ganzen Tag über lautes Leben sich regte, schon durch die Ruderboote, Lichter geheißen, welche die Güter aus dem Innern der Stadt an Bord der großen Schiffe brachten, oder sie von dort zu den Lagerhäusern holten. Die ganze Stadt war nämlich von jeher mit Rinnsalen, den sogenannten „Graften" durchfurcht, auf welchen die Lasten hin und her geführt wurden und die, wie mit der See, so auch mit den Wasserstraßen des Landes in unmittelbarer Verbindung standen.

Die neue Brücke hatte sich gleichsam von selber zur Schifferbörse gestaltet, und damit der Verkehr des Volkes nicht gehemmt werde, war ein Ausbau, zur Wandelbahn bestimmt, den Jochen beigefügt worden, neben dem wunderlich alterthümlichen Haus von gefängnißartigem Aussehen, das am nordwestlichen Ende der Brücke auf Pfählen über dem Wasserspiegel stand und wo das „Baumgeld" für Seetonnen und Feuerzeichen von den einlaufenden Schiffen erhoben wurde. Im überdeckten Gang daneben hing eine Tafel, wo die Schiffer die Zeit ihrer Abfahrt und das Ziel der Reise anzukündigen pflegten, so daß wer nach dem Morgenland oder nach Norwegen, nach Neapel oder nach Danzig zu schiffen begehrte, hier seine Gelegenheit ausmachen konnte.

Vor dieser Tafel stand der angebliche Grieche Papadopulo, mit neugierigem Blick die Ankündigungen musternd, während sein Begleiter sie ihm vorlas. Selbiger Begleiter trug einen doppeltgespitzten Kinnbart, einen schwarzen langen Leibrock, einen breit-

krempigen Schlapphut mit rundem Kopf, und wenn er weder Türk noch Grieche war, so stammte er doch aus dem Morgenland. „Endlich," rief mit einemmal der Jude, „endlich kommt zum Vorschein, was wir so lang erwarteten." Des Griechen Blicke funkelten. Jener fuhr fort: „In Ladung nach Tunis: der Dreimaster Prinz Moriz von Oranien. Schiffer: Klas Walker. Rheder: mein Herr von Tunis. Nimmt Reisende und kleine Ballen mit." — „Gut, vortrefflich!" sagte Papadopulo leise; „ich bedarf nun eines zweiten Eilboten, welcher dem ersten über Genua nachfolge." — „Mein kleiner Schlaume kann heut noch abreisen," antwortete ebenso der Jude, „doch wird er nimmer einholen den ersten Schliach." — „Wär' mir leid genug, Vetter Afrom, wenn er's vermöchte," lachte Papadopulo. „Ich hoffe, daß Euer kluger Sohn Jehuda sich schon befindet auf der Rückfahrt, reich belohnt vom großmüthigen Paschah, alle Taschen voll erwünschter Nachrichten." — „Der hochgelobte Gott gebe dazu seinen Segen!" sprach Abraham; „und was gedenkt Ihr nun zu thun, mein Vetter Mahir . . ?" — „Bst," unterbrach ihn der andere, „ich heiße ja Papadopulo." — „Ach, ganz richtig," fuhr der Hebräer gleichmüthig fort, „Ihr seyd ja zur Stunde ein Gannef aus Erez-Jowen; ich dachte nicht gleich daran, weil wir so mitten im Getümmel recht unter uns sind. Ihr selber werdet reisen auf dem Moriz?" — „Versteht sich, mein guter Afrom; könnte es sonst nicht geschehen, daß etwa mein Herr und Gebieter nicht zu richtiger Zeit die Kunde erhielte? Ich komme mit dem Schiff, da bin ich sicherer meiner Sache, als durch alle Schliachim. Ihr aber werdet besorgen meine Aufträge, wie wenn ich wäre selber zur Stelle, und sogar noch besser. Was wir wünschen, wißt Ihr ja, und den leichten Gewinn wird ein Kochemer wie Ihr nicht weisen von der Hand." — „Versteht sich wohl," murmelte Abraham, „doch ist nicht leicht der Gewinn, denn käme zu Tag die Sache, so ging' mir's um den Kopf." — „Wai geschrieen, was thu ich damit!" brummte Papadopulo verdrießlich; „ein chesser Bar-Jischrol läßt sich nicht ertappen. Geht, Afrom, geht und miethet mir meinen Platz zur Fahrt nach Tunis."

II.

In schwermüthigen Gedanken wandelte Tunis seines Weges. Hätte Alard Monsen gewußt, was im Innern seines Schützlings vorging, der würdige Kaufherr würde etwa gesagt haben: „Schämt Euch, mein Kind, Eurer Trübseligkeit. Ihr seyd undankbar gegen des Himmels Gnade, die Euch zu Eurer Seele ewigem Heil auf den Pfad des Lichtes berief. Was fehlt Euch zum vollsten Glück? Habt Ihr nicht ein hübsches Vermögen? Werdet Ihr nicht dereinst so schwer seyn als der beste Kaufmann an der Börse? Könnt Ihr nicht in späteren Jahren, so Ihr einst alt und dick geworden, in den breiten Rath gelangen, am Ende vielleicht Oberschulze oder gar Bürgermeister werden, so gut wie jeder andere? Und jetzo, welch ein Heil! Aalje, die reiche Jungfer, die schöne fette Tochter des wackern Hauses Monsen ist Euch in kaum verhehlter Liebe zugethan und harrt voll sichtlicher Ungeduld des Augenblicks, da Ihr, ein heirathbarer Mann, vor sie hintretend, von ihr Herz und Hand verlangt."

Doch just vor diesem Heile trug Tunis bange Scheu in der Seele. — „Sobald ich ein Christ bin," sprach er zu sich selber, „muß ich mit Leib und Seele der einen Erkorenen unverbrüchlich treu bleiben. Kann Aalje die Eine seyn, der ich mit voller Ueberzeugung den Schwur leiste? Ich fürchte schier, daß mein Eid schon im Anbeginn ein Meineid werden könnte. Das ist ein schlechter Anfang des neuen Weges zum ewigen Leben. Noch schlimmer däucht mich, daß ich nicht zu jenem Christenthum eingehen soll, wohin lieb Mütterlein mich wies. Der finstere Domine will nichts von der seligsten Jungfrau, noch weniger von der heiligen Walpurgis hören, und so lang' ich die Walpurg nicht finde, werd' ich nicht ruhig im Gemüth. Wehe mir daß ich den Namen des Ortes aus dem Gedächtniß verlor, wo ihr Bildniß im Kirchlein steht! Die Mutter befahl mir so dringend, dort eine Kerze zu opfern und dabei, bis das Wachs abgebrannt, für das Heil ihrer armen Seele zu beten. Sie hatte gelobt, dereinst es selber zu thun, wenn sie der irdischen Bande noch bei Lebzeiten ledig würde. Doch erst der Tod befreite sie, und mir liegt ob, das Gelübde zu erfüllen. Könnt' ich nur den Namen der Ortschaft wieder finden! Reichlich wollt' ich den belohnen, der mir ihn sagen könnte."

Solchem Grübeln hingegeben und in Gedanken mit sich selber redend, hatte Tunis des Weges nicht sonderlich Acht, und ein Wunder war's zu nennen, daß er in den volkreichen Gassen nicht öfters anstieß, die Leute über den Haufen rannte und Händel bekam. Wie er eben recht lebhaft der heiligen Walpurg gedachte, prallte er gegen einen eilfertig einherlaufenden Burschen so heftig an, daß er selber zu Boden stürzte und der handfeste Lastträger aus dem Gleichgewicht kam. Der aber war ein gutmüthiger Junge; statt zu fluchen, rief er aus: „Jesus Maria, Ihr habt Euch doch nicht beschädigt?" Tunis schnellte empor, keiner Unlust eingedenk, da er, zum erstenmal seit seiner Ankunft, den Ausruf vernahm, dessen seine Mutter sich gern bedient hatte. — „Ha, du bist ein ächter vlämischer Christ!" sagte der Türk, „der erste, den ich hierlandes treffe! Da nimm und trink Eins auf den Schreck."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wiesbaden, April.

(Fortsetzung.)

Aufschwung der Journalistik. — Republikanische Bestrebungen.

Noch im Februar dieses Jahrs wurde von hier aus vielfach über den Mangel einer politischen Zeitung geklagt; seit dem 4. März wachsen die Zeitungen wie Pilze aus der Erde. Ich führe hier nur die an, die mir zu Gesicht gekommen sind, da ich für Vollständigkeit nicht einstehen kann: die „freie Zeitung,“ „nassauische Zeitung,“ „Bürgerblatt,“ „Volksfreund,“ „Lahnbote,“ „Taunusblätter,“ „allgemeine nassauische Zeitung.“ Mit Ausnahme der leztgenannten Zeitung vermag ich keinem dieser Blätter ein langes Leben zu prophezeihen. Die „freie Zeitung“ kann man nicht gut ohne Handschuhe in die Hände nehmen; sie könnte eine Art von Volksfreund für uns werden, wie ihn Marat einst in Frankreich schrieb, aber dazu mangelt es an geeignetem Boden, an Geist, an kühner Entschlossenheit. Aus der Nummer, die mir so eben, während ich dieses schreibe, zu Gesicht kommt, ersehe ich den Versuch einer Regeneration dieser Zeitung. Das Format hat sich um das Doppelte vergrößert; ein leitender Artikel spricht sich dahin aus, daß man von einer sofortigen Einführung der Republik abstehe. Dem Deutschen ergehe es wie dem, der durch langes Gefängniß krank geworden sey: er bedürfe nach seiner Befreiung eines Führers und eines Gängelbandes. Dieser Führer und dieses Gängelband böten sich dem deutschen Volk in der constitutionellen Monarchie dar. Mirabeau pflegte zu sagen: „Man muß auch die Freiheit haben, Abgeschmacktheiten sagen zu dürfen.“ — Die „nassauische Zeitung,“ die sich ebenfalls im Laufe der lezten Wochen regenerirte, hat guten Willen, aber der Geist ist bisher schwach gewesen. Vor einiger Zeit improvisirten einige „Bummler“ hier die Republik als die „wohlfeilste Regierung.“ Sogleich fand man in der am Abend dieses Tags ausgegebenen Nummer der nassauischen Zeitung mit großen Lettern gedruckt: „Wir stehen am Vorabend der Republik.“ Eine würdevollere Haltung hat bisher die seit dem 1. April unter der Redaktion von Riehl in's Leben getretene „allgemeine nassauische Zeitung“ angenommen. Ich sage bisher, denn die lezten Nummern scheinen die Hoffnungen für dieses Blatt wenig zu nähren. Ihre Tendenz ist eine „demokratisch-monarchische;“ zudem ist die Welt für sie an den Grenzen von Nassau nicht mit Brettern vernagelt, das heißt sie ist auch auf Leser außerhalb des Herzogthums berechnet und weiß die auswärtigen Verhältnisse mehr oder minder richtig zu würdigen. — Ich erwähnte bereits der Improvisation einer Republik. Es fand dieselbe indeß nur hier in der Stadt einige Anhänger, die dann auf dem Lande umherzogen, um die Bauern aufzuregen. Die Einwohner von Wiesbaden glaubten dagegen mit einer starken Demonstration auftreten zu müssen, indem sie sich in einer der hiesigen Volksversammlungen, die seit dem Monat März zur Besprechung vaterländischer Angelegenheiten in Gang gekommen sind, gegen alle republikanischen Wühlereien verwahrten. Zweitausend Unterschriften bedeckten alsbald das Programm. Zwei Tage später erschien auch eine Proklamation des Herzogs in diesem Sinne. Es geschah das nicht so sehr aus Nothwehr gegen die Republikaner, als in der Absicht, die noch hier und da herrschende fieberhafte Stimmung gänzlich zu beseitigen.

(Schluß folgt.)

London, April.

(Schluß.)

M i s c e l l e n.

Professor Powell von Oxford, der liberalste Geistliche der englischen Kirche, der sogar gegen die „Sonntagsidolatrie“ eifert, hielt am 7. April eine Vorlesung über „fallende Sterne,“ die sehr zahlreich besucht war und wozu sich auch Miß Coutts eingefunden hatte. Sie saß da, lang, schlank und bleich, eher elegant als häßlich aussehend, und ihr Teint zeigte, wenigstens bei Gasbeleuchtung, nichts besonders Fehlerhaftes. Später fand beim Sekretär des Instituts, Herrn Barlow, eine Soirée statt, bei der sich auch die Verfasserin der »Ninfa,« Miß Giant, einfand. Sie sieht bei Licht mit ihren langen Locken noch recht hübsch aus, ist aber in der Unterhaltung keineswegs geistreich, wie das bei schreibenden Damen manchmal vorkommt. — Jezt, wo man endlich mit Shakespeare's Haus fertig ist, will man dem frühern Redakteur der Times ein Monument errichten, und nachträglich denkt man auch daran, Harvey, dem Entdecker des Blutumlaufs, in seiner Vaterstadt Folkstone die gleiche Ehre zu erweisen. — Man hat herausgefunden, daß Scribe, der sonst so reich an Erfindung ist, auch einmal einen kleinen literarischen Diebstahl begangen hat, und das an einer Bühne, die sonst eben nicht sehr reich ist. Sein neues Stück: »La nuit de Noël,« wurde vor ungefähr sechs Jahren von Madame Vestris unter dem Namen »St. Mark's Eve« gegeben. Die englischen Blätter rügen diesen kleinen Raub mit einer gewissen Schadenfreude. — Macready trauert über den Verfall des Theaters, wie immer, und Mrs. Butler (Fanny Kemble) liest öffentlich dramatische Stücke vor, um den Geschmack zu verbessern. Das läßt sich aber so schnell nicht bewerkstelligen. — Punch lacht indessen über Alle und Alles, und macht köstliche Witze. Er erzählt, des Königs von Preußen Barbier habe eine Zulage verlangt, weil das Gesicht desselben so lang geworden sey, und dieser Spaß geht durch alle Blätter. — Die Ausländer hier sind ganz empört über den Mangel an Consequenz, den England zeigt, indem es alle die Fremden, die es fürchtet, fortjagen will. Das sieht dem freien England wirklich nicht ähnlich. Ihm ist aber nicht ganz wohl zu Muth, und daher greift es in der Angst zu allerlei illiberalen Maßregeln. — Mit Irland sieht es gar zu traurig aus und die Aufregung in Dublin ist angsterregend. Und in solcher Zeit müssen diese gottvergessenden Lords noch durch ihre Unmenschlichkeit den Haß des Volks steigern und es zu neuen Excessen reizen! Da haben zum Beispiel Lord Conyngham und Lord Ventry, deren Besitzungen in der Nachbarschaft von Limerick liegen, durch ihre Agenten Tausende von Menschen forttreiben lassen, die nun brodlos, ohne Obdach, ohne Kleidung auf den Feldern liegen, während diese Herren sich in England ganz trefflich amüsiren. Wann werden die englischen Pairs lernen, ihre ältesten Söhne zu Menschen, statt zu Lords zu erziehen?

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 112. Mittwoch den 10. Mai 1848.

Hoc erat, hoc votis, inquit, quod saepe petivi;
Adcipio agnoscoque deos.

Virgil:

Mynheer van Tunis.

(Fortsetzung.)

Der im Kittel nahm erstaunt den dargereichten Schilling und vernahm nicht minder erstaunt die seltsame Rede. — „Schönen Dank, Herr," antwortete er, „und Eure sechs Stüber sollen redlich vertrunken werden; Durst hab' ich alleweil, darauf dürft Ihr Gift nehmen. Doch wenn ich erfahren könnte, warum ich vor allen andern Vlamen ein guter Christ seyn soll, ich wollte für das Geld gern eine Kerze kaufen, um sie der heiligen Burg von Barcht anzuzünden."

Der Name Barcht fuhr dem Türken durch Leib und Seele. Einen Augenblick kam er sich wie ein Pulverthurm vor, der in alle Lüfte fliegt. Lichterloh wie Feuerschein schoß es in seinem Innern auf, und verklärt in leuchtenden Flammen stand die längst verlorene Erinnerung vor ihm. — „Barcht heißt der Ort, Barcht!" rief er aus; „sage mir, wo Bracht mit der heiligen Walpurg zu finden ist und fordere dafür was du willst!" Lachend versetzte der Bursche: „Zu Antwerpen sagt's Euch jedes Kind, ohne nur ein Fettmännchen dafür zu begehren. Gott befohlen, Herr." — „Halt!" sagte Tunis, drückte dem andern seine volle Börse in die Hand und wollte der Auskunft mehr noch. Jener hielt den jungen Herrn für übergeschnappt, doch wollte er den reichen Lohn nicht fahren lassen und auch als eine ehrliche Haut ihn verdienen; er sprach daher: „Antwerpen ist nicht schwer zu finden; sobald Ihr dort seyd, laßt Euch in einer Schuite stromauf rudern, und wenn das erste Dorf, welches Ihr rechts erblickt, nicht Barcht heißt, so bin ich ein wallonischer Gaudieb." Mit diesen Worten lief er von dannen, eilig als hätt' er in der That einem Dieb in's Handwerk gepfuscht.

Tunis machte keinen Versuch, ihn aufzuhalten, sondern trat den Heimweg an, um sich stehenden Fußes zur Reise nach Antorf zu rüsten. Unterwegs fühlte er einige Verlegenheit; nicht etwa, als ob er sich gefürchtet hätte, dem alten Herrn seinen Entschluß mitzutheilen, sondern weil er schon zum Voraus die Langeweile einer endlosen und doch vergeblichen Ermahnung empfand. Wenn Mynheer Monsen einmal zu predigen anfing, so gab's ein Stück. Heut jedoch dachte Alard an nichts weniger als an's Predigen und empfing den eintretenden Türken mit der Anrede: „Gut, daß Ihr kommt, lieber Junge. Ihr müßt mir den Gefallen thun nach Antwerpen zu reisen." — „Auf der Stelle," entgegnete Tunis. — „Dessen war ich zum voraus überzeugt," fuhr Alard fort, „und habe schon alles Nöthige besorgt. Euer Felleisen ist gepackt, der Postritt bestellt." — „Vortrefflich! So reit' ich denn zur Stelle auf und davon. Gott behüte Euch." — „Ei, mein Kind, wißt Ihr denn auch, was Ihr zu Antwerpen sollt? Hört mich doch erst an. Ich habe einen geheimen Wink erhalten, daß das Haus Petitnepveu auf unterhöhltem Boden steht. Da bedarf ich eines entschlossenen Freundes, der mich vor Verlust bewahre. Ihr könnt nun Antwerpen noch erreichen, bevor mein Schiff, Frau Margrieth Monsen, in die Schelde einläuft; vermuthlich werdet Ihr sogar ein paar Wochen seiner harren müssen. Das Schiff soll von Oporto kommen, mit Wein beladen, den ich an Petitnepveu auf Lieferung verkaufte. Auf diesen Wein harrt ein gewisser Gläubiger,

wie ich für gewiß erfuhr, um sich auf meine Kosten bezahlt zu machen. Habt fleißig Acht, und sobald meine Griethje sich zeigt, fahrt Ihr an Bord und befehlt dem Meister Sibert, seine Ladung nicht zu löschen, bevor er nicht baares Geld oder gemachte Wechsel empfangen hat. Ferner mögt Ihr suchen diese Wechsel des Hauses Petitnepveu, die ich Euch mitgebe, bei ihm selbst zu versilbern. Zeigen die Leute sich hartnäckig, so bietet einen Nachlaß bis zu zwanzig vom Hundert; nach und nach, versteht sich. Hilft auch das nicht, so droht, die Papiere an der Börse zu fünf-und-siebzig auszubieten. Sobald sie das zugeben, wissen sie sich nicht mehr zu retten, und Ihr werdet gut thun, dann mit Dank hinzunehmen, was Ihr irgend herauszupressen versteht. Hier die Papiere, hier Eure Vollmachten."

Tunis hörte wie im Traum, was Monsen ihm sagte und weitläuftig noch erklärte. Schiff, Ladung und Wechselbriefe waren ihm im Augenblick überaus gleichgültig, der Boden brannte ihm unter den Füßen, und der Kaufherr hätte schwer einen eilfertigeren, leicht aber einen zuverläßigeren Sendboten finden mögen.

12.

Im Abendschein erglühte jenseits des breiten Wasserspiegels Unserer Lieben Frauen Münster mit dem durchsichtigen schlanken Thurm, das stolze Wahrzeichen von Antorf, der stattlichen Marienstadt. Glatt wie Oel lag die Fluth, wolkenlos spannte sich des Himmels Dach, an Baum und Strauch rührte sich kein Blatt und rings um das Kirchlein der heiligen „Burge" war kein Laut zu vernehmen, als das Gezirp der Heimchen. Die Kirche stand abseits vom Dorf, daneben das kleine Haus, worin ein Priester und ein dienender Bruder aus dem Kloster des Erzengels Michael das Heiligthum hüteten. Das Kirchlein, des Prämonstratenser-Stiftes Eigenthum, war keine eigentliche Wallfahrt, doch fleißig besucht vom Landvolk aus Brabant und Flandern. Namentlich kamen Weiber und Dirnen mit allerhand geheimen Anliegen, und darum war es herkömmlich, daß die Abtei stets einen greisen und wohlerprobten Mönch hier auf den Außenposten stellte, gleichwie ein kluger Feldherr die Feldwacht mit erfahrenen und tapfern Leuten besezt.

Der dienende Bruder saß vor der Thür, des Priesters harrend, welcher ungewöhnlich lang im Beichtstuhl weilte, so daß selber dem geduldigen Knecht die Geduld ausging. „Es wäre längst Nachtessenszeit," brummte er vor sich hin, „und der hochwürdige Vater dürfte schon zum Vorschein kommen. Der junge Herr muß erschreckliche Sünden auf dem Gewissen haben, und sieht doch so hübsch und unschuldig aus. Da erkennt man die Gefahren der Welt. Fürwahr, das gesammte Menschengeschlecht könnte nichts Besseres thun als in's Kloster gehen." — Wie die liebe Einfalt so mit sich selber sprach, trat der Vater Dominik mit dem jungen Beichtkind aus der Kirche, worin sie drei gute Stunden mit einander verkehrt hatten. „Geht mit Gott, mein Sohn," sprach der Mönch, „bestellt im Stift des Erzengels meinen Gruß und der hochwürdigste Abt wird Euch gerne zu Willen seyn. Folgt meinem Rath, entschlagt Euch in der Klostermauern Stille aller irdischen Gedanken, bis Euch die Weihe des Taufbundes der weltlichen Gemeinschaft des Christenvolkes zurückgibt. Dann kommt wieder zu mir, damit wir für die Ruhe Eurer Mutter die Kerze abbeten. Um Euch ganz sicher aller Sorgen zu überheben, legt Eure Geschäfte in die Hand des Abtes. Er wird nicht verfehlen, sie durch zuverläßige Leute besorgen zu lassen; doch mag es gut seyn, wenn Ihr bis nach erfolgter Taufe Euern Aufenthalt geheim haltet, damit nicht etwa die Zudringlichkeit der Freunde von Amsterdam Euch behellige." — Nach diesen Worten gab der Mönch dem Fremdling seinen Segen und der junge Mann trat den Rückweg zur Stadt an, entschlossen, dem ertheilten Rath genau zu folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Bei diesem ungeheuren Siege des Geistes über die rohe Gewalt darf die Persönlichkeit des Königs nicht übersehen werden, dessen Einsicht zu rechter Zeit die Unzulänglichkeit seiner Mittel erkannte und namenloses Unheil verhütete, indem er das Wort des Friedens aussprach, ehe der eigentliche Krieg, die Schlacht begonnen. In welchen Empfindungen mag dieser Mann umhergeschwankt haben in den lezten Tagen, die dem 29. Januar vorhergingen! Als er diese Truppen einschiffte, die ihm das schöne Palermo wieder erobern sollten, war er mit seinen Generalen am Ufer des Meeres auf die Knie gefallen, um den Sieg für sie zu erflehen. Aber der Himmel war taub gewesen. „Der Himmel ist hoch und der Zaar ist weit," sagt das Sprüchwort. Eine Schreckensbotschaft nach der andern schritt über seine Schwelle, aus Sicilien, aus Salerno, aus Basilicata — Aufruhr, Aufruhr, nichts als Aufruhr — Aufruhr in den Straßen seiner Hauptstadt, Aufruhr vor dem Portale seines Schlosses, unter den Augen seiner in Schlachtordnung aufgestellten Regimenter, ja Aufruhr im eigenen Hause, im eigenen Bruder, der sich weigert,

mit den bewilligten Concessionen nach Sicilien abzureisen, weil diese Zugeständnisse ihm nicht genügend scheinen. Und doch, enthielten diese Concessionen nicht Dinge, die den, welcher sie dem Könige noch vor drei Wochen angesonnen, unfehlbar in den tiefsten Kerker Delcarretto's geführt hätten? Was soll der König thun? Er läßt Delcarretto zu sich kommen. Niemand weiß was sie verhandelt haben; aber daß der allmächtige Polizeiminister nicht zu einem Frieden rieth, der ihm seine Existenz kosten mußte, ist gewiß. Der König hatte ja eben erst gefüllte Bomben nach St. Elmo hinaufschaffen lassen. Er konnte bei der nächsten großen Volksdemonstration von seinem Palast aus das bestimmte Signal geben und die Stadt in Trümmer schießen lassen. Delcarretto wußte vielleicht, daß die Liberalen in jedem des halben Hundert von Gassen, die rechts und links auf den Toledo münden, geheime Waffendepots in Bereitschaft hielten, und daß sie, von den Truppen angegriffen, aus den Fenstern, von den Balkonen, den Dächern der Häuser herab eine mörderische Gegenwehr leisten würden. Aber hatte Delcarretto nicht seine Schaaren von Anhängern, von geheimen Agenten, hatte er nicht seine dreißigtausend Lazzaroni, die, bestochen, fanatisirt, auf einen Wink von ihm die Schreckensscenen des Santafedismus von 1799 erneuert hätten?

Freilich, der Eindruck, den eine solche Behandlung der Hauptstadt auf Sicilien machen mußte, auf die Provinzen, in welchen man sich anschickte auf Neapel zu marschiren — das mag den Ausschlag gegeben haben. Der König entließ Delcarretto. Auf der Treppe des Palastes traf er zwei Adjutanten des Königs und zwei Männer in Mänteln mit brennenden Laternen. Sie folgten ihm. Draußen sagten sie ihm, daß sie Befehl hätten, ihn durch die Darsena* zu geleiten; eine Fürsorge des Königs für seine persönliche Sicherheit, mochte er denken; denn diese war in der That bedroht, man hatte mit einem Stockdegen vor einigen Tagen in seinen Wagen gestoßen, als er über den Toledo fuhr; am Café del Europa hatte ein Haufen junger Leute ihn insultirt. Aber als Delcarretto die Darsena betreten, schlossen sich die Thore hinter ihm. Er hörte seinen Urtheilsspruch. Der Mann der Willkühr und des Schreckens konnte sich nicht beklagen. Er sollte auf ein Schiff geschafft werden, ohne irgend Jemand vorher zu sprechen, ohne seine Frau oder seine Kinder umarmen zu dürfen. Er dürfe keine Viertelstunde mehr bleiben, dann sey es zu spät, antwortete der König, als ihm Delcarretto's Bitte um das leztere vorgetragen wurde. Doch sandte er ihm dreitausend Dukati als Reisegeld nach. Der Kapitän des Dampfboots erhielt eine versiegelte Depesche, mit dem Befehl, sie erst auf hohem Meere zu erbrechen. Um Mitternacht lichtete der Nettuno seine Anker und schiffte mit dem dämonischen Menschen, auf dem Haß und Fluch ruhte, wie sie auf wenig Sterbliche geschleudert werden, in die dunkle Meereswüste hinaus, Niemand wußte wohin.*

Der König, der beim Diner vor der lezten Unterredung mit Delcarretto keinen Bissen genossen, athmete tief auf, als ein Kammerdiener ihm meldete, Delcarretto sey am Bord des Schiffs. Er goß ein Glas mit Malaga, den er liebt, voll, aber als er es zum Munde führte, zitterte sein Arm von innerer Bewegung. Kein Wunder! Delcarretto war nicht allein von den politisch Verdächtigten gefürchtet. Delcarretto wußte nicht allein um die Handlungen und Kunstgriffe und Geldspekulationen derer, welche er eine Beute der Gerechtigkeit werden ließ.

(Fortsetzung folgt.)

* Die Darsena, Arsenal und Kaserne, liegt zwischen dem Schloß und dem Hafen für die königliche Marine. Diese Lage macht den Bewohnern des Palastes eine unbemerkte Flucht zu Schiffe möglich.

* Seine Rückkunft, weil man ihn in Liverno und Genua nicht aussteigen lassen wollte, und seine abermalige Fortsendung nach Marseille haben die Zeitungen gemeldet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, April.

Stimmung. – Azeglio's neueste Schrift.

Ihnen ein Gesammtbild unserer hiesigen Stimmungen zu geben, möchte schwer halten. Wir wogen mit dem reißenden Strom der Ereignisse auf und nieder. Wir sind hier allmählig in einen wahren Wirbel von Danksagungsakten und kirchlichen Trauerfesten gerathen; dazu gesellen sich Straßenumgezogenheiten der Hefe des Volks und Theaterjubel. Sieht man dem Allen auf den Grund, so gewahrt man überall die Fäden, welche die ganze Bewegung Italiens geleitet haben, nach jahrelanger Vorbereitung. In diesem Moment dient sowohl das Verbrennen einer Puppe, welche Metternich vorstellt, und das brüllende Morte ai Tedeschi, ai Jesuiti, als das Tedeum und die Todtenfeier für die lombardischen Brüder zu unaufhörlicher Auf-

stachelung des Volks, auf welches durch sinnliche Eindrücke am meisten zu wirken ist. Es gemahnt mich hier an die Schellen und Flitter und an den Zündschwamm der kleinen römischen Wettrennpferdchen; nur haben meine kleinen, schmächtig gebauten Florentiner Muttersöhnchen, welche alle mit hinaus müssen, nicht die jenen angeborene Kraft, und der mit ihren übrigen geistigen Eigenschaften nicht verwachsene stolze Muth scheitert häufig an Verwöhnung und Körperschwäche des wirklich sehr entnervten Geschlechts. — Diesen eigentlichen Stadtkindern sagen nun die gedienten Offiziere viel närrisches Zeug nach, z. B. daß ein Theil derselben, der einen Zug an die modenesische Grenze mitgemacht, von welchem Alle am dritten Tage gesund heimgekehrt, sich beim Gouvernement beklagen wolle, weil sie auf dem Marsch keine Betten bekommen und ihnen gar zu Fünfzig in einem Magazin eine Streu angewiesen worden. Der Spott ist aber auch ein tief verletzender Sporn. Ein anderer Theil der Guardia ist jezt gut einexerzirt, gut uniformirt, bis auf den schönen, aber allzu schweren Helm, und ganz gerüstet; die Meisten sind bereits über der Grenze. Nur die Landleute laufen noch im Kriegsneglige etwas wild einher, halten auch mitunter die Flinte noch verkehrt, und man sieht nicht ab, wie sie dieselbe losfeuern sollen. Bedenkt man jedoch die Vertheidigung der Bürger Mailands, an welcher eine Menge Frauen thätigen Theil genommen, indem sie den Oesterreichern, welchen sie alle Häuser verschlossen, von den obern Stockwerken aus siedendes Oel und Wasser, Ziegel, Steine, ja ganze Möbeln auf die Köpfe warfen, so kann man sich auch diese Burschen sehr wohl als tüchtige Vertheidiger jedes einzelnen Borgos, jedes kleinen Städtchens denken. Den Angreifenden fehlt die große Hülfe des Feueranlegens, denn alle Häuser sind von Stein gebaut. — Den das ganze Volk durchbebenden glühenden Haß unaufhörlich anzufachen, wird nichts versäumt; die Leiter der längst vorbereiteten Regeneration zeigen einen unermüdlichen Eifer. Das schlagendste Beispiel davon liefert Azeglio's neueste, vor Kurzem erschienene Schrift. Die gewaltige Wirkung eines solchen Buches werden Sie nur dann ermessen können, wenn Sie bedenken, wie hoch geachtet Azeglio als Schriftsteller und als Mensch vor seinem Volke steht. Tomasseo's Werk ist im Beiblatt der Allgemeinen Zeitung besprochen; es hat unendlich weniger Eindruck gemacht, weil es dem Bürger zu schwer, zu philosophisch ist, und gar nicht für den stürmischen Herzschlag des Augenblicks paßt. — Azeglio's Buch heißt: I Lutti dei Lombardi, die Kämpfe der Lombarden. Die Dedikation ist etwas stark, sie lautet: „Diese Schrift, bestimmt, die Welt über die Mordthaten und Unrechtlichkeiten aufzuklären, welche vom österreichischen Gouvernement in Italien begangen worden, widme ich meinen lombardisch-venetianischen Brüdern, und insbesondere dem ehrenhaften Andenken der in den lezten Kämpfen der Lombardei von österreichischen Soldaten verrätherisch getödteten armen Bürger."

„Eine große Ungerechtigkeit," heißt es im Text, „ist in Mailand begangen worden, die größte, deren der Menschengeist fähig ist, die, gewaltsamer Weise Unbewaffneten das Leben zu rauben; eine Niederträchtigkeit gegen unvermuthet Ueberfallene, ein Verrath an Individuen, welche weder vor Gericht gezogen noch verurtheilt waren, eine Gewaltthat, von düstern Schergen ausgeübt, an Männern, welche ihre Mörder nicht angreifen konnten, von denen deßhalb nicht vorauszusetzen, daß sie dieselben herausfordern wollten; an Männern, für die ein ihnen mit Bedacht entlockter Ausruf, ein Laut, ein gellender Pfiff zum Vorwand des Todes gemacht wurde. Summiren wir das Ganze: Niederträchtigkeit, Verrath, Gewalt und List! Ziehen wir eine Parallele zwischen den Scenen in Galizien und in Mailand, so finden wir bei lezteren als Zusatz jene listige Provokation: das ist ein Fortschritt!"

(Fortsetzung folgt.)

Wiesbaden, April.

(Schluß.)

Die Reform

Den Zweck der Beruhigung verfolgen mehrere in volksthümlicher Sprache geschriebene Brochüren, von welchen ich hier nur eine hervorhebe: „die neuen politischen zehn Gebote der Nassauer." Das kleine Buch (von Schulinspektor Ebenau abgefaßt) bespricht auf 23 Seiten die wichtigsten Punkte der neuen Rechte und Pflichten des nassauischen Volks in einer meisterhaft zu nennenden Sprache, und es wäre wünschenswerth, daß sich auch anderwärts Männer, die sich dazu für befähigt halten, ähnlichen Arbeiten unterzögen. Wie wenig Anklang übrigens die republikanischen Theorien auf dem Lande finden, beweist eine Deputation von Landleuten aus dem Westerwalde, die vor etwa acht Tagen nach Wiesbaden kam. Man habe, hieß es, gehört, daß man in Wiesbaden dem Herzoge auf eine unanständige Weise begegne; wenn das wirklich der Fall sey, so seyen die Bauern des Westerwalds bereit, die Wiesbadener Mores zu lehren. Desto mehr Sinn haben die Landleute für die wirkliche Verbesserung ihrer Lage, obwohl man auch hier die Sache oft auf eine komische Weise anfängt. Am 5. März kamen aus entfernteren Gegenden des Herzogthums Bauern mit Säcken nach Wiesbaden, um zweitausend Gulden der Mann in Empfang zu nehmen; denn diese Summe, so hatten sie berechnet, sey der ihnen gebührende Antheil an den für Staatseigenthum erklärten Domänen. Ein Arbeiter beantragt, daß man den Bewohnern des Dorfs Gonsenheim verbieten solle, Gemüse und Blumen auf den Markt von Wiesbaden zu bringen. Als man sich bemüht, ihm das Unpraktische dieser Forderung klar zu machen, begreift der praktische Charakter nicht, wozu dann die Bürgerbewaffnung, wozu er dann ein Gewehr erhalten habe. In Wolfenhausen entsetzen die Bauern ihren Schultheiß, und während sie den Aktenschrank forttragen, singen sie das Lied Nr. 345 des nassauischen Gesangbuchs:

Groß wird des Sünders Elend seyn,
Unendlich schwer zu tragen!
Ach, unter des Gewissens Pein
Wird seine Seele zagen,
Wenn ihn, den Nichts zur Buße weckt,
Der Tag des Weltgerichtes erschreckt,
Zur Rechenschaft ihn fordert u. s. f.

Der Ausführung der versprochenen Reformen hat sich der Herzog bisher mit der größten Energie und Redlichkeit angenommen. Die Wahlen auf Grund einer numerischen Vertretung des Volks sind bereits vollendet. Das Zweikammersystem ist aufgehoben im Einverständniß mit den Standesherren, da für ein so kleines Land, wie Nassau, Eine Kammer hinreiche. Auch im Beamtenpersonal sind vielfache Veränderungen erfolgt. Der bisherige Präsident der zweiten Kammer, Prokurator Hergenhahn, ist provisorisch als dirigirender Staatsminister eingetreten. Hergenhahn ist durch und durch ein Mann des Volks, der Freiheit und der Ordnung, und als ein Republikaner vor einiger Zeit den Leuten begreiflich machen wollte, daß sein bisheriges Streben nur auf Erlangung der Ministerstelle gerichtet gewesen, daß Hergenhahn ein Wolf in Schafskleidern sey, antwortete man dem Republikaner, daß er — der Republikaner — ein Schaf in Wolfskleidern sey.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 113. Donnerstag den 11. Mai 1848.

King Richard. — What must the king do now? Must he submit?
The king shall do it. He must not say, no.
Shakespeare.

Briefe aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Delcarretto's Papiere ließ der König gleich nach der Entfernung desselben fortnehmen und zu sich bringen. Man spricht viel von der vollständig vorbereiteten Contrerevolution, auf welche sie sich meistentheils beziehen sollen. So erzählt man, Delcarretto habe eine große Menge Tuches wie das der Nationalgardenuniform durch einen Kaufmann, Palombo am Toledo hier, bezogen, und daraus Uniformen machen lassen, um seine Sbirren hineinzustecken, sie in die Reihen der Nationalgarde zu mischen und diese so beim Zusammenstoßen zu verderben. Palombo wurde für das Tuch mit monatlichen Abschlagsummen bezahlt, die er in einem Polizeibureau abholen mußte. Nach Delcarretto's Entfernung meldete er sich dort wegen des Restes. Man sagte ihm, er werde kein Geld mehr bekommen, man brauche seine Dienste nicht mehr. — „Dienste? welche Dienste?" — „Nun ja, Sie sind als Polizeispion erster Classe eingeschrieben, aber das jetzige System braucht Sie nicht mehr." — Man kann sich die Entrüstung des ehrlichen Tuchhändlers denken.

Am andern Tage berief der König eine Menge Leute zu sich. Es waren nicht mehr Monsignore Cocle, Don Placido, der fanatische Redner und Lenker des Pöbels, welche sein Ohr hatten. Leute wie Dupont, ein ehemaliger Generalpächter und Franzose, wie Palermo, ein entlassener Beamter und Journalist, wurden zu ihm berufen; sie sprachen von Dingen, welche bis jezt nicht im Bereiche des königlichen Ohres laut geworden. Ferdinand sah ein, daß er seinem Volke eine Genugthuung schuldig sey. Doch hörten die Berathungen darum nicht auf. Die Offiziere, die Diplomaten kamen. Von jenen hatte Oberst Bumann, der Oberste der Schweizer, keinen andern Trost, als sein: „Majestät können auf unsern Degen zählen." Desto beredter waren die Gesandten. Der österreichische Vertreter, Fürst Schwarzenberg, erinnerte daran, daß er im vorigen Sommer dem Könige Vorstellungen gemacht, wie nothwendig einige Concessionen seyen. Seine Worte seyen jedoch damals nicht beachtet worden. Jezt, in einem so kritischen Augenblick nachzugeben, würde das Geständniß der Schwäche enthalten. Der Russe Chreptowitsch rieth zu eiserem Widerstand. Der Geschäftsträger von Preußen sprach sehr lange; zu Folge der Instruktion, die bekanntlich allen Vertretern Preußens in Italien zur Pflicht macht, immer mit Oesterreich zu stimmen, trat er der Meinung Schwarzenbergs bei, bezog sich auf das schöne Heer des Königs und war gegen Concessionen. Der französische intermistische Geschäftsträger Montessu sah die Nothwendigkeit derselben ein, rieth aber, sie in den vorsichtigsten, die königliche absolute Gewalt am wenigsten compromittirenden Formen zu ertheilen. Der päpstliche Nuntius Garibaldi dagegen rieth dringend, den Frieden herbeizuführen durch alle möglichen Concessionen. — »Et vous, Mylord?« wandte der König sich endlich an Napier. — »Majesté, constitution, constitution, constitution!« versezte der englische Gesandte lächelnd mit britischem Lakonismus.

Der König entließ die Herrn. Er schwankte noch; er war noch entschlossen, sich nichts abtrotzen zu lassen: die nächste Volksdemonstration sollte vom Schloßplatz her mit Kartätschen, von St. Elmo mit

Bomben bestraft werden. Da kamen Depeschen aus Sicilien. Man verlangte dort dringend Truppenverstärkungen. Die Uebermacht der Insurgenten war nicht mehr zu läugnen. Aber wie sollte man in diesem Augenblick Truppen aus Neapel weggeben können? Es war nichts mehr zu machen. Der König ergab sich, indem er die alten Minister sammt und sonders entließ und die Regierung in die Hände der Liberalen legte, in die Hände von Männern wie Bozzelli, Bonanni, Dentice.

Diese neuen Minister durften den Palast nicht verlassen, sie mußten selbst die Nacht dort zubringen. Der 28. verging ruhig; am 29. Mittags wurde die Constitution bekannt gemacht. Am Morgen, nachdem das Constitutionsversprechen in Neapel angeschlagen und die »esultanza« ausgebrochen, sagte der König zu seinem Kammerdiener: „Die Constitution hat mir die Madonna eingegeben; es wäre sonst ein fürchterliches Blutbad entstanden!"

Neapel hat also eine Constitution. Umsonst rufen die klugen Leute: dieses Volk ist nicht reif zu einer Constitution! Sie übersehen, daß darin das einzige und lezte Hülfsmittel Ferdinands lag, daß ohne Constitution nie und nimmer Friede zwischen ihm und seinem Volke geworden wäre. Hätte der König auch durch Concessionen von geringerem Umfang die Ruhe für den Augenblick wieder herzustellen gewußt, nach wenig Wochen hätte man von Neuem begonnen, man hätte weitere Concessionen verlangt, und wenn diese errungen, abermals weitere. Es wäre ein unseliges Verhältniß geblieben: das Volk nie zufrieden mit dem was es erhalten, der Fürst ewig gepeinigt und gereizt durch ein nicht zu sättigendes Verlangen nach Mehrerem. Die Constitution allein kann bei solchen Verhältnissen zwischen Fürst und Volk helfen. Auch Karl Albert von Savoyen, der viel fester auf seinem Throne sizt, hat eingesehen, welches Glück für ihn selber in der Constitution liegt. Karl Albert aber hat schlauer den rechten Augenblick zu ergreifen gewußt, den rechten Augenblick, auf den in dieser pfeilschnell fortschießenden Zeit Alles ankommt. — Hätte Oesterreich in der Lombardei vor etwa drei Monaten den rechten Augenblick der Concessionen zu ergreifen gewußt, so wäre der Besitz des Landes ihm gesichert geblieben, das jezt wohl unrettbar verloren geht. — Hätte Preußen den rechten Augenblick zu einer aufrichtigen Constitution zu ergreifen gewußt, so würde es eine innere Wunde sich erspart haben, die sehr schwer zu heilen seyn wird.

Aber bleiben wir bei den Zuständen Neapels. Der Eindruck, den die Verfassung machte, war ein sehr verschiedener; der Adel, der Advokatenstand, die Principini, die Galantuomi und „Mezzi Galantuomini" jubelten. Das Volk war niederträchtig genug, dem eben noch so verabscheuten Ferdinand die Stiefeln zu küssen, als er, von seinem Stabe umgeben, durch den Toledo ritt, seinem Aussehen nach in den lezten Tagen um zehn Jahr älter geworden. Der Jubel hatte seine guten Gründe. Die ungeheuerste Veränderung trat mit dem kaum ausgesprochenen Wort „Verfassung" sogleich in's Leben und war, wie gesagt, aller Orten sichtbar. Ein neuer Polizeipräfekt, seit sechs Wochen selber erst aus den Kerkern Delcarrettos befreit, begann damit, die Verließe und unterirdischen Gewölbe zumauern zu lassen; die Postbeamten freuten sich, daß sie keine Briefe mehr zu unterschlagen und zu öffnen gezwungen waren. Von allen Seiten, von St. Stefano, von den ponzischen Inseln, aus Nisida, aus dem Ausland kamen die Amnestirten zurück, bleiche Gesichter, aber vor Freude strahlend, umringt von den Ihrigen, von den entgegengezogenen Freunden, von Allem was sich auf ihrem Wege fand.

(Fortsezung folgt.)

Mynheer van Tunis.

(Fortsezung.)

12.

Der Kaufherr Alard Monsen trug unter dem Speck seiner schwammigen Brust ein redliches festes Herz, das nicht so leicht aus dem Gleichgewicht zu bringen war; doch schien es der Himmel darauf anzulegen, ihn aus seiner behaglichen Ruhe mit einer ganzen Meute von Unfällen aufzusprengen.

Von Aleppo schrieb der niederländische Consul: „Vor dem Hafen von Skanderona hat sich ein seltsames Abenteuer zugetragen. Auf der Rhede lag der Amsterdamer Kauffahrer Jan Overtooren schon seit mehreren Tagen, der Erlaubniß zum Einlaufen gewärtig. Die türkischen Behörden zu Skanderona machten ihm unerwartete Schwierigkeiten, obwohl die Ladung nichts Ungewöhnliches enthielt und der Schiffer sich ohne Widerrede allen Förmlichkeiten und Abgaben zu unterwerfen bereit war. Ich schritt ernstlich für ihn ein und erhielt vom Paschah selber das Versprechen, er werde dem Uebelstand sofort abhelfen lassen. Der Bote mit dem Befehl ward auch unverzüglich abgefertigt. In der Zwischenzeit war Abends eine Galeote ausgelaufen, die schon seit einiger Zeit im Hafen lag und weder eine Ladung gelöscht noch eingenommen hatte; das Fahrzeug gehörte, so viel wir erfahren konnten, nach Tunis, und war mit mehr

Türken als Mauren bemannt. Der Tuneser legte sich während der Nacht Bord an Bord an den Jan Overtooren an, warf die Enterbrücke und setzte die Leute auf dem Kauffahrer in argen Schrecken. Sie sahen sich im Geist schon alle als Sklaven. Doch kam es nicht so schlimm, als sie fürchteten. Der Türk ließ alle Güter unberührt, und verlangte überhaupt nichts als die Auslieferung eines gewissen Jan Monsen von Amsterdam. Die Wehrlosen gestanden ihm in der ersten Bestürzung das unbillige Ansinnen zu, doch legte der Schiffer förmlich und feierlich Widerspruch ein gegen die Verletzung des Völkerrechts, die um so schreiender erscheint, als er nicht nur unter unserer Flagge segelt, sondern sein Schiff auch niederländisch Geschirr ist. Ich eilte, dem Paschah den Frevel zu klagen und ihn darauf aufmerksam zu machen, daß hier ein abgekartetes Spiel vorliegen möge. Da gab er den Bescheid: „wenn ich richten soll, bringe mir die Schuldigen; wenn ich strafen soll, beweise ihre Schuld." Nun konnte ich weder den Tuneser herbeischaffen, noch das Einverständniß der Hafenbehörden beweisen, und muß es daher den hochmögenden Staaten überlassen, die geeigneten Schritte zu thun."

Wie das Schreiben des Consuls das Vaterherz mit schweren Schlägen traf, verfehlte es auch nicht an der Börse die größte Aufregung hervorzurufen. Die Neugier des Handelsstandes war längst schon auf des Hauses Monsen geheimnißvollen Schützling gerichtet gewesen, wie denn sogar auf den Tummelplätzen des Welthandels die kleinliche Wißbegierde zu finden, welche die Unruhe im Getriebe der Landstädtchen vorstellt, so daß zu Amsterdam so gut geklatscht wird, als zu Basel oder Karlsruhe. Daß der Unbekannte ein Muhammedaner von Tunis war, hatte nicht verschwiegen bleiben können, und wenn auch bei dem verschlossenen Wesen und der häuslichen Zurückgezogenheit der Türken nicht viel vom Manne selbst zu erforschen war, so hatten Schiffer doch in Erfahrung gebracht, daß Nureddin, ein Sohn Achmet-Paschahs, spurlos verschwunden sey, die einen meinten, ermordet, die andern, in geheimer Sendung abwesend. Daß er sich freiwillig verbannt haben könne, daran schien keiner von denen zu denken, welche zu Tunis des Vorfalls je erwähnten. Anders war das zu Amsterdam, und neue Nahrung erhielt die Vermuthung, als Jan's Unfall bekannt wurde.

Alard traf sogleich Anstalten, den Sohn vor allen Dingen loszukaufen, bevor er wegen der Gefangennehmung rechtete. Noch war keine Nachricht vom Erfolge da, als schon eine neue Hiobspost anlangte: der Dei von Tunis hatte das Schiff Prinz Moriz mit Mann und Maus in Beschlag genommen. Die erste Kunde davon steigerte die Aufregung der Börse, und die Aufregung wuchs zum Sturm, als bekannt wurde, der Dei habe das Schiff im Namen der hohen Pforte und zu Handen des türkischen Paschahs weggenommen, als Eigenthum eines Ungehorsamen, dessen Vermögen der Staatsgewalt verfallen sey. Alle drängten sich zu dem niedergeschmetterten, betäubten Monsen.

„Das ist ein Casus belli," schrieen die einen, „herbeigeführt durch Eure Schuld! Krieg ist des Handels Verderben! Hättet Ihr den Türken an seinem Ort gelassen!" — Andere riefen: „Weh um unsere Schiffe, weh um unsere Güter! Wer sich versichern möchte, ist fortan ein geschlagener Mann!" — „Nein, wer versichert hat," riefen welche dagegen, die vermuthlich Sicherheitsscheine ausgestellt hatten. Wer zu Amsterdam ein Schiff gegen alle Unglücksfälle gewährleistete, gewann zwar im glücklichen Fall acht bis zehn und mehr vom Hundert, doch mußte er bei Ausfertigung des Vertrags die versicherte Summe baar hinterlegen. — „Wer kauft Sicherheiten für's Mittelmeer gegen Wind und Wetter, gegen Gottes Hand und höhere Gewalt?" fragten dazwischen hier und dort die Mäkler. Niemand wollte davon hören, obschon augenblicklich den Versicherern kein großer Schade erwachsen war, weil die Ladung nur mit zehntausend Goldgulden eingeschrieben stand, der Prinz Moriz aber als älteres Geschirr gar nicht versichert war. Ein Schiff, das durch eine gewisse Anzahl glücklicher Fahrten „sich selber bezahlt" hatte, wurde immer dem Glück unbedingt überlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Pariser deutsche Reich.

Dank dem Rauche, der aus den Pfeifen und den Cigarren
Dicht entsteiget, gehüllt in eine wärmende Wolke,
Strecken nach heimischer Art des Estaminets deutsche Besucher
Jeglichen Abend sich aus auf bequem elastischem Sopha.
Jeder germanische Stamm hat einen Gesandten im Rathe,
Den das Vergnügen auch fern vom Haus wie zu Hause zu leben,
Wenn die Sonne sich neigt, in dem rauchigen Saale vereinet.
Hier thun Einige sich zum Dominospiele zusammen,
Dort hat ein ernsteres Paar sich am Schachbrett niedergelassen;
Einer tödtet die Zeit mit halbem Schlummer, ein Andrer
Ist in das deutsche Journal mit Augen und Nase vertiefet.

Aber am eifrigsten ist die polemisirende Gruppe,
Die an dem länglichen Tisch Divan und Stühle besezt hält,
Und den heiseren Zank mit braunen Schoppen erleichtert.
Nur in Worten raufet man zwar; doch ist so gebietrisch
Kreischend der Rede Ton, so ausdrucksvoll die Geberde,
Daß von Moment zu Moment, wer nicht die Scene gewohnt ist,
Unfehlbar den Beginn handgreiflichen Streites erwartet.
Süßlich zischelt darein der Schwab', es singet der Sachse,
Wiederkäuend docirt der Stockberliner, es mäckert
Kichernd und voll Vorwitz der Republikaner aus Frankfurt.
Derb und gemüthlich zugleich fällt drauf in die Rede der Wiener,
Und ihm erwidert sogleich die schnarchende Stimme des Schweizers.
Und das Alles verbrämt mit französischen Lappen; ein iren
Fehlet in keinem Satz, es fehlet dafür der Verstand oft.
Reden sie deutsch, so entleih'n sie das Wörterbuch des Franzosen,
Während sie deutsche Syntax zu gallischer Rede gebrauchen;
Und in diesem Gemisch von Welsch und allerlei Deutsch wird
Ernsten Gemüths und Gesichts Germania's Einheit verhandelt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, April.

(Fortsetzung.)

Azeglio's neueste Schrift.

„Ein Beben des Mitleids, der Entrüstung durchzitterte bei der Kunde dieser Schandthaten ganz Italien. In den meisten Städten hat man den Seelen der Ermordeten ein Todtenamt gehalten, man wird es in allen thun, ihr Angedenken zu ehren und von Gott und Menschen Sühnung für dieses unschuldig vergossene Blut zu erflehen. Italien hat dem Schmerz und den Thränen eine Stunde gewidmet, sie war ein heiliger Tribut, den es seinen Söhnen schuldete, welche ihr Leben für dasselbe hingegeben. Allein jene haben nur ihre Schuld abgezahlt; wir alle werden gleichfalls bereit seyn, sie zu zahlen. — Jezt aber rufe ich Italien zu: freue dich, Oesterreich ist bis zum Mord fortgetrieben! Oesterreich mordet — deine Sache ist gewonnen!" — „Jezt," heißt es weiterhin, „da die Meinung Königin der Welt geworden, jezt, wo alle Stirnen, auch die stolzesten, sich ihr beugen und am Fuß ihres Thrones erzittern, ist's sehr begreiflich, daß die alte Diplomatie Alles versucht, damit wir nicht unsere Klaggründe vorbringen. Es ist begreiflich, daß um dieß zu hindern, sie alle Mittel anwendet und angewandt hat, sogar das, den lächerlich zu machen, welcher die eigene Angelegenheit mittelst der Sprache und des gesunden Menschenverstandes darzustellen sucht. — Wir sind eine Nation, welche ihre Buße vollendet, welche den schweren Cyclus von Uebeln durchlaufen, zu welchen ihrer Schuld halber der Allmächtige sie verurtheilt hatte. Wir sind eine Nation, welche ihre Vergebung erlangt hat, eine gottversöhnte Nation, eine von den Menschen und der Kultur rehabilitirte Nation, eine erlöste Nation, vom großen Stellvertreter Gottes seines Segens werth befunden; wir sind eine Nation, welche, nachdem sie unbedachte Versuche gemacht, irrige Wege eingeschlagen, um ihre Rechte wieder zu erlangen, seit zwei Jahren erkannt hat, welches der sichere Weg sey, der weise, würdige, tugendhafte Pfad, um zum großen Ziel zu gelangen. Wir sind eine Nation, die sich allgemein, offen und einmüthig erhebt, und langsam, aber sicher der Wendung ihres neuen Looses entgegen geht; eine Nation, welche zuerst das Mittel gefunden, Kraft ohne Kraft, Gewalt ohne Gewalt, List ohne List niederzuschlagen, eure Waffen waffenlos zu brechen, euch einen tödtlichen Krieg zu bieten, den furchtbarsten, ohne einen Tropfen Blutes zu vergießen. Wir sind eine Nation, welche geordnet euch entgegentritt, unter Anführung ihrer Fürsten und zu ihren Herrschern geschaart, ihnen gehorcht, ihnen folgt, mit ihnen eins ist; eine Nation, welche es vermocht hat, dieselben zu überzeugen, nicht sie zu zwingen, ihre Gegner sich zu versöhnen, ohne sie zu mißhandeln. Wir sind eine Nation, mit einem Wort, welche es verstanden, eine große, vollständige Revolution durchzuführen, ohne ein einziges Verbrechen zu begehen." — Der zweite Abschnitt des Werks behandelt ausführlich die lombardisch-venetianischen Zustände, wie sie vor den neuesten Umwälzungen waren. Nazari, Tommaseo, Manin werden genannt, und ihre vergeblichen Versuche, für das bedrückte Vaterland zu wirken, besprochen. Merkwürdig ist hiebei die große Menge authentischer Dokumente, welche als Beleg dienen. Endlich werden die Tabakskravalle erwähnt, und nun beginnt Azeglio mit steigender Leidenschaftlichkeit die einzelnen Auftritte zu erzählen, welche zu Attentaten gegen das Leben der Bürger geworden. So in der Osteria della Foppa, wo fünf-und-zwanzig Soldaten den Wirth, einen seiner Söhne, einen Bürger, Castelli Antonio, und sein siebenjähriges kleines Mädchen, einen Schneider, einen Journalisten, einen Käsehändler und einen Facchino verwunden. Es folgen mehrere ähnliche Scenen, immer mit Angabe der Namen; endlich schließt die schwere Anklage Radetzky's und der andern Oberbehörden mit der Versicherung, daß den verwundeten Gefangenen keine wundärztliche Behandlung zugestanden werden, und zwei derselben am Brande gestorben, die andern in großer Gefahr gewesen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 23.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 114. Freitag den 12. Mai 1848.

This was the noblest Roman of them all!
Shakespeare.

Mynheer van Tunis.

(Fortsetzung.)

Wie gespalten die Meinungen, wie getheilt die Aussprüche immerhin waren, auf einem Punkt trafen zuletzt alle Fragen zusammen. — „Wo ist Nureddin, der Unglückssohn, der Anstifter so vielen Unheils?“ hieß es allgemein, und Alard selber hätte gar zu gern um das gefragt, worüber ihm so stürmisch Auskunft abverlangt wurde. Wie jener Nureddin aus Tunis, war nun Mynheer van Tunis aus Amsterdam spurlos verschwunden. Seine Aufträge waren zu Antwerpen pünktlich vollzogen worden, doch nicht durch ihn selber; durch wen sonst, mochte der Himmel wissen. Die Wechsel des wankenden Hauses waren ohne Einbuße versilbert worden, weil Petitnepveu in Aussicht auf die Ladung der Frau Margrieth die äußerste Anstrengung gemacht hatte, dieselbe noch vor dem Verfalltag einzulösen. Dagegen hatte Meister Sibert, rechtzeitig gewarnt, den Wein nicht herausgegeben; und weil die Waare just hoch im Preise stand, war Petitnepveus schlauer Gläubiger für diesen eingetreten, um wenigstens die Ausgleichungssumme zu gewinnen. Ueber diese Vorgänge hatte Alard Monsen von unbekannter Hand ausführlichen Bericht erhalten, doch Tunis war und blieb verschollen und alle Erkundigungen hatten kein Ergebniß geliefert.

„Wüßt' ich nur, wo er hingerathen,“ betheuerte Monsen, „ich ließ es mich gern ein braves Stück Geld kosten.“ — „Leere Ausflüchte! Ihr habt ihn versteckt! Sendet ihn lieber nach Tunis zurück, Euern Sohn zu lösen und uns zu beruhigen.“ — Der schnöde Vorschlag brachte den würdigen Kaufherrn vollends aus dem Gleichgewicht. Die Röthe edeln Zornes flammte auf seinen feisten Wangen auf, die sonst so friedfertigen Augen schossen kriegerische Blitze, und mit lautschallender Stimme rief er aus: „Sind wir die Enkel der tapfern Niederländer, welche das spanische Joch vom Nacken schüttelten? Sind wir die kühnen Seefahrer, welche dem verwegenen Britten Furcht einjagen, vor denen der kecke Portugiese erbebt, der Berber die Flagge streicht? Wenn der grimme Türk uns böse Worte gibt, so haben wir Stückkugeln, um ihm zu antworten. Ich für mein Theil bin wohl bereit, für meinen Sohn Geld und Gut und mein Leben sogar hinzugeben, doch von der Ehre des niederländischen Namens opfr' ich nicht eines Sandkorns Größe, denn auch die geringste Beschädigung nimmt der ganzen Ehre den Werth. Vor allem das Vaterland! so sag' ich, Alard Monsen. Wer ist der Schuft, der mir Unrecht gäbe?“

Die Schreier verstummten. Der Zorn eines sonst ruhigen Mannes von gesezter Gemüthsart flößt immer achtungsvolle Scheu ein, auch waren die Enkel der tapfern Befreier nicht so entartet, daß die Mahnung an Ehre und Vaterlandsliebe ungehört verhallt wäre; wer etwa im Herzen beiden fremd war, durfte das wenigstens nicht aussprechen. Nachdem Alard den Sturm so tapfer abgeschlagen, wandte er sich auf den Heimweg. Doch wandelte er nicht siegesfreudig über das ebene Backsteinpflaster hin, sondern schwerer Sorgen voll. Zum Kummer wegen des Sohnes gesellte sich die Betrübniß über die Tochter. Aalje, stolz und spröd gegen Geerts unabläßige Bewerbung, grämte sich um den Flüchtling, der vielleicht nach der Türkei zurückgegangen war,

getrieben von sündiger Lust „nach den Fleischtöpfen Egyptens," wie der Domine sich ausdrückte.

14.

Der alte Nickels schrieb an seinen Sohn: „Geert, mein guter Junge, du liegst schon gar zu lange auf dem theuern Pflaster zu Amsterdam, verklopfst das liebe Geld, verlungerst die kostbare Zeit. Ich begreife wohl, daß du keine andere Braut am Platze finden wirst, nachdem du so offenkundig um Monsens Tochter geworben, doch gibt's der Plätze mehr. Du weißt, mein Kind, wie unsere Angelegenheiten stehen, nämlich glänzend, wenn wir in förderlicher Frist so ein Hunderttausend Gulden baar zu erhalten wissen; wo nicht, so geht's mit Nickels und Sohn zu bösen Häusern. Nun hat die Frau Hannah Lootsmann von Mecheln deinetwegen schreiben lassen; ihr Eheherr ist vor Jahr und Tag gestorben und sie erklärt sich bereit, ihr großes Vermögen in unsern Handel zu legen, wenn du sie zum Weibe nimmst. Sie zählt kaum fünf-und-vierzig Jahre und sieht noch ganz hübsch aus. Acht Tage nach Empfang dieses Schreibens hast du entweder deine Verlobung mit der Jungfer Monsen zu melden oder dich auf den Heimweg zu machen, um mir nach Mecheln zu folgen."

Dem armen Geert wurde wind und weh um's Herz. War es nicht des Ungemachs mehr als genug, wenn er die heißbegehrte runde Aalje nicht gewann? Nun sollte er auch noch zur Strafe des Mißlingens die abgehärmte Wittwe freien, ein Weib zu alt zum Lieben und doch viel zu jung für die Hoffnung, sie „in förderlicher Frist" zu begraben!

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Die Polizei war spurlos verschwunden, ja in San Carlo tanzten die Ballettänzerinnen ohne jene berüchtigten grünen Absurditäten — ein Umstand, der allein hinreichend war, die schwankenden Ansichten einer Menge von Leuten über Constitutionalismus und Verfassung auf's günstigste festzustellen. Die Presse, die vorher gar nicht dagewesen, sprang frisch und keck in die Welt und brachte für das mißhandelte Volk eine Menge des Genugthuenden, des Schmeichelnden, des Hoffnungerweckenden. Wie vor Großmogul und Mufti hatte man bisher schweigend die Stirne in den Staub beugen müssen vor jedem Polizeiinspektor; jezt liefen eine Menge Blätter um, welche für solche Demüthigungen Rache gewährten. — Die schmachvollen Lebensgeschichten eines Campobasso und Squillace waren jezt für einen Gran zu haben, und Blätter wurden ausgeboten, wie »Rimorsi e Confessione di Francesco Saverio,« d. h. Delcarrettos, dessen fingirte Beichte unsäglicher Scheußlichkeiten darin enthalten ist. Was konnte entzückender seyn als zu lesen, wie Delcarretto gleich einem Wurme sich krümmt unter den Schrecken des Gewissens, umringt von den Spuckgestalten Gemordeter! Der Neapolitaner liebt so etwas; seine Kellertheater haben diesem Hange von jeher Nahrung gegeben, und auf den Aushängeschilden vor diesen Bühnen erblickt das Auge des erstaunten Fremden eine wahre Blüthensammlung gräulicher Thaten. Und nun gar den Quälgeist Delcarretto, denselben leibhaften Delcarretto, den jede lebende Seele diesseits und jenseits des Pharus mindestens hundertmal zu allen Teufeln gewünscht, in solcher Pein zu sehen — was konnte man mehr verlangen! Viva la costitutione! schrien sie und füllten den Toledo mit dem Freudengeheul und dem Fackelqualm, welcher die Anwohner acht lange Tage hindurch beinahe in Verzweiflung sezte.

Diese Freudendemonstrationen hatten jedoch für den, welcher aus Mittelitalien kam, etwas Ueberraschendes, etwas Unbefriedigendes. Man sah, es war nicht der Ausbruch der Freude eines politisch reifen und gebildeten Volks über einen großen und schönen Sieg, den es errungen. Der gewonnene Sieg hatte eben den ungeheuren Fehler, daß man nicht selber ihn gewonnen, sondern daß ein tapfereres Brudervolk ihn geschenkt hatte. Es war oft nur wüstes Durcheinanderwogen und ein ausgelassenes, wenn auch nicht rohes Lärmen des Volks, das die ganze unermeßliche Bedeutung des Augenblicks gar nicht begriff und nicht wußte, um was es sich handelte. Die Klassen, von denen die Bewegung eigentlich ausgegangen und die allein den Freudendemonstrationen Würde und Großartigkeit hätten geben können, hielten sich davon zurück. Sie gaben Geld dazu her. Auch sah man hunderten der erschienenen Flugblätter an, wie sie von Jenen ausgegangen, um das Volk für die Constitution einzunehmen, um dasselbe über den Begriff dieses Worts aufzuklären und ihm z. B. den Glauben zu nehmen, die Religion leide bei constitutioneller Freiheit. So entstand denn auch Lärm genug, aber die Freude schlug nicht recht durch, drang nicht recht in alle Klassen. In San Carlo wurde ein Hymnus auf die Constitution ausgepfiffen, weil er schlecht war — als ob das in solchen Tagen in Betracht kommen dürfte! An den lezten Abenden schmolz der Toledojubel förmlich in den Carneval über.

Neapel, 23. Februar.

II.

Neapel hat das große Unglück, keinen Mittelstand zu besitzen. Es hat nur Adel und „Galantuomini," die mit einander auf ganz gleichem Fuße verkehren, auf der einen Seite und Pöbel auf der andern. Neapel ist die wahre Stadt des Pöbels; er ist eine Macht, die oft furchtbar geworden. Die Reichen und Gebildeten sind genöthigt ihm zu schmeicheln, der König selbst hält die Zügel seiner Pferde an, wenn er einem Haufen Lazaroni begegnet, reicht ihnen die Hand und läßt sich von ihnen den Arm, das Gesicht, die Kleider streicheln.

In welcher engen, täglichen Vertraulichkeit der Großvater des jetzigen Königs, der etikettenstrenge Ferdinand I. mit ihnen lebte, ist bekannt. Zwar ist das eigentliche Geschlecht der Lazaroni, das heißt der Menschen, die lebten, ohne bestimmte Beschäftigung und ohne Obdach zu haben, ausgestorben. Wohnungen haben sie jezt Alle, wenn es auch oft nur die Höhlen im weichen Gestein des Posilipp sind; auch einen Anlauf zur Annahme einer gewissen Garderobe haben sie gemacht. Freilich sieht man noch oft genug Bursche, deren ganzer Anzug, wenn sie volle Toilette gemacht, aus einem um die Hüfte gebundenen Sacke, einem zerlumpten Stücke Zeug, das die Schultern bedeckt, und einer Wundermedaille auf der Brust besteht. Die Meisten sind zudem stolz auf eine warme phrygische Mütze von scharlachrother Wolle: ist der Kopf so sichergestellt, so haben Füße und Beine begreiflich weiter keine Ansprüche und bleiben nackt im Winter wie im Sommer.

Was die Beschäftigung angeht, so sind, wie gesagt, auch in dieser Beziehung die guten alten Zeiten des dolce far niente. die Zeiten, wo die Lazaroni sich sorglos am Strande des Meeres in den Sand legten und sich sonnten wie die Eidechsen, längst vorüber — Viele von ihnen sind Handwerker geworden; der Handwerkerstand Neapels gehört größtentheils ursprünglich dem „Lazarismus" an. Aber auch die übrigen haben jezt alle etwas zu thun. Entweder rufen sie Fische, oder Früchte, oder Blumen, oder Flugblätter aus, oder sie putzen die Stiefeln der Vorübergehenden. Solch ein Stiefelwichser hat denn neben seinem Bürstenkasten auch gewöhnlich ein thätiges Bankiergeschäft; er hat einen alten wurmstichigen Tisch neben sich stehen, auf welchem in kleinen Haufen Tornesen und Grane aufgestapelt sind und an dem man kleine Münze einwechseln kann. Andere treiben einen Commissionshandel: sie lassen sich von einem Tischler einen neuen schön polirten Schrank, eine nothdürftig reparirte alte Wiege geben, pflanzen sich damit auf dem Largo San Spirito auf, und das Geschäft ist etablirt. Hat einer drei Orangen, einen alten Kupferstich und ein Bündel Schwefelhölzer, so breitet er ein Schnupftuch aus, arrangirt seine Schätze mit allem möglichen Geschmack, und die Firma ist fertig. Viele haben einen Freundschaftsbund mit einem Fiaker geschlossen und springen hinten auf, sobald Jemand in den Wagen steigt; sie fungiren dann als Bedienten, man mag sie wollen oder nicht, gleichviel — eure Diener zu seyn, das ist ihr Herrenrecht. — An warmen Tagen sieht man sie allerdings zahlreich am Strande liegen und sich sonnen, Sorglosigkeit um Vergangenheit und Zukunft in jeder Miene. Aber gewiß würden auch diese es sehr übel nehmen, sagte man ihnen, sie thäten nichts. Sie haben sicherlich erst in der lezten Woche einen Fischfang mitgemacht, und wer weiß, ob sie nicht übermorgen eine sehr anstrengende Arbeit bekommen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Mai.

Die große und die Leipziger Bewegung

Schneller, unaufhaltsamer, leidenschaftlicher ist, so lange die Welt steht, nie Geschichte gemacht worden. Es ist, als wäre die ungestüm, dämonisch treibende Kraft des Dampfes in die Menschen gefahren, und hetze und stachele sie, es den brausenden Maschinen noch zuvor zu thun. Wie soll man es anfangen, um in dieser rastlosen Hast nicht Grund und Boden zu verlieren, um sich einen Standpunkt zu freier Beobachtung zu erobern? Die lezten sechs Wochen haben ein so breites Band fester Verbrüderung um Länder und Völker geschlungen, daß jede tiefere Bewegung des einen alle übrigen mit durchzittert. Jede Stadt, jeder Ort, jedes kleinste Dorf nimmt daran Theil, und so steht denn alles Geschehende in eigenthümlicher Wechselwirkung unter einander. Dem zu Folge sind innere und äußere Geschichte einer einzelnen Stadt nicht mehr zusammenhanglos; sie gehören als nothwendiges Glied in die große Kette der Begebenheiten, welche dereinst die gewaltige und merkwürdige Geschichte der Wiedergeburt europäischer Staaten bilden werden.

Ich habe in meinem lezten Briefe versucht, Ihnen eine Skizze der sächsischen und speziell Leipziger Reformen zu entwerfen; ich fahre jezt darin fort, indem ich die bedeutenderen Momente heraushebe und als Ecksteine aufstelle, welche den Neubau unseres politischen Lebens künftig bezeichnen werden. — Noch war der Jubel über die hoffnungsreichen Verheißungen unseres neuen Ministeriums, der genau mit der Kunde von Wiens Erhebung zusammentraf, nicht verrauscht, als das Kar-

tätschenfeuer in den Straßen Berlins unsere Bevölkerung in eine schwer zu schildernde Aufregung versezte. Tiefer hat wohl kaum eine Begebenheit der Neuzeit die Gemüther erschüttert, als das gräßliche Blutbad in Preußens Hauptstadt nebst den unmittelbar darauf folgenden Ereignissen. Leipzigs Urtheil darüber fiel genau zusammen mit den aus Süddeutschland laut gewordenen Stimmen. So allgemein das Publikum den Heldenmuth der Berliner Kämpfer bewunderte und diese Bewunderung durch Wort und That aussprach, so allgemein empört ward es von dem Karnevalsumzuge, den der König durch die blutbesudelten Straßen hielt. War diese lebehochrufende, händeküssende Menge noch dasselbe Volk, das sich mit spartanischer Kaltblütigkeit und Todesverachtung hinter Barrikaden gegen eine verführte Soldateska schlug? Nicht bloß die republikanisch gesinnten Brauseköpfe, auch der ernst prüfende, bedächtig Sollen und Können abwägende Mann kehrte diesem unwürdigen Treiben unwillig den Rücken zu, den tiefen Spalt bedauernd, der durch jene Alfanzereien Preußen von dem übrigen Deutschland zu scheiden drohte. Glücklicherweise drängen sich die Begebenheiten in solcher Menge, daß Niemand Zeit gewinnt, über das jüngst Vergangene lange nachzugrübeln und melancholische Glossen zu machen. Die Presse bemächtigt sich der Thatsachen, hält summarisch Gericht darüber und wirft sie achtlos zu den beseitigten Dingen. Die Losreißung der Herzogthümer Schleswig-Holstein von Dänemark, die unklaren, düstern Gerüchte von dem Aufstande der Lombardei, der herannahende Volkstag zu Frankfurt am Main zogen die Aufmerksamkeit von dem unheimlichen Treiben in Preußen ab. Diese tief bewegte Zeit unterscheidet sich darin von ähnlichen Epochen politischer Umbildung, daß sie den Muth der Völker wie des Einzelnen mitten in den größten Wirren stählt, und dieß scheint mir ein unverkennbares Zeichen zu seyn, daß die Völker dießmal auf dem rechten Wege wandeln, der sie nach tausendfachen Mühen und schweren Kämpfen siegreich zur wahren und dauernden Freiheit führen muß.

Um von den sächsischen und speziell von den Zuständen unserer Stadt zu sprechen, habe ich als erstes öffentliches Zeichen der neuen Staatsgestaltung die feierliche Vereidigung des Militärs auf die Verfassung zu nennen. Sie fand statt auf dem Marktplatze unter ungeheuerem Volkszudrange. Communalgarden und Freiwillige machten dabei Spalier, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, die auch in keiner Weise gestört wurde. Die vielen mit schwarz-roth-goldenen Fahnen geschmückten Häuser boten einen neuen und eigenthümlichen Anblick; selbst vom Balkon des Rathhauses wehte neben der sächsischen die deutsche Flagge, und darunter standen Männer der Stadt, die noch wenige Wochen früher hiesige Gymnasialschüler wegen Hinneigung zu diesen Farben mit Relegation und Gott weiß was sonst noch bedroht hatten! Abends war die Stadt glänzend erleuchtet und die zu Staatsbürgern umgewandelten Soldaten genossen die neue Freiheit in vollen Zügen, fraternisirten mit Bürgern und Studenten und wurden von diesen mit Speise und Trank so reichlich traktirt, daß sehr viele nur unter Begleitung den Heimweg in die Kaserne fanden. — Von dem Rechte der freien Association macht man bei uns den weitesten Gebrauch. Noch unter der Obhut des Polizeistaates hatten sich hier einige Vereine gebildet, die jedoch nur als geschlossene Gesellschaften bestehen konnten. Wer außerdem Zutritt verlangte, mußte als Gast von einem Mitglied eingeführt seyn. Der „Redeübungsverein“ verhehlte nie seine politischen Bestrebungen, obwohl er nicht offen damit hervortreten durfte. Unter dem Vorgeben, sich im Stegreifsprechen einige Fertigkeit zu verschaffen, verbreitete er politische Meinungen, übte er auf einen nicht ganz kleinen Theil junger Männer bedeutenden Einfluß. Dieser Verein nun war es, der zuerst nach den Ereignissen im März entschiedener auftrat, seine Hallen Jedermann öffnete und wesentlich die Bewegung leitete. Blum, Wuttke, Ruge, Biedermann und Andere sprachen hier zum Volke und verbreiteten von diesem Centrum aus ihre Ideen in die Nähe und Ferne.

(Fortsetzung folgt.)

Florenz, April.

(Schluß.)

Azeglio's neueste Schrift.

Unter den aufgeführten Dokumenten befindet sich ein genaues Verzeichniß aller am 3. Januar auf diese Weise in Mailand Verwundeten; ihre Namen, Wohnung und Profession sind zugleich mit genauer Angabe der Verletzung und der Waffe, durch welche diese beigebracht worden, tabellenartig zusammengestellt. Wir finden fünfzig Opfer dieses Einen Tages. Gegen das Gewicht dieser Einzelnheiten, welche dem ungebildeten Italiener viel näher zu Herzen bringen als die Beschreibung eines Treffens, können nun die Ermahnungen zur Besonnenheit, Mäßigung und Ruhe, welche den Rest der Blätter füllen, wenig bedeuten. Besonders wird vor unnützen Festen u. s. f. gewarnt.

Die Zeit fliegt mit so riesigem Fittig, daß während des Drucks dieser kleinen Schrift die Welt eine andere Physiognomie bekommen hat. Indessen bleibt ihre Wirkung ungeschmälert; sie wurde zum Schlachtruf, als die Feindseligkeiten begannen. An und für sich fesseln Sprache und Inhalt fast gewaltsam, das Buch ist mit Flammenzügen geschrieben. In einer Nachschrift sagt Azeglio: „Es scheint, Oesterreich kann keinen Frieden haben, bis es die Herstellung unserer Freiheit, die Unabhängigkeit Italiens, die völlige Regeneration unseres Nationalcharakters und die Einheit unserer Herzen, unserer Geister und unseres Handelns herbeigeführt hat. Durch die römische Verschwörung gab es uns die Guardia civica, durch Ferrara's Einnahme rief es die Bewaffnung hervor, durch den Unbedacht und die Härte der neapolitanischen Minister schuf es das System der Constitutionen, durch die österreichisch-modenesisch-parmesische Verbindung bildete es die römisch-toskanisch-piemontesische, durch die Mordthaten in der Lombardei hat es der allgemeinen Meinung eine feste Stütze gegeben. Es wird ihr vielleicht in Bälde noch mehr geben. Ich schlage daher vor, auf allgemeine Kosten eine Medaille zu prägen, mit der Inschrift: „Der Büreaukratie Oesterreichs das dankbare Italien.“ — Das Buch wird viel gelesen und wirkt, wie gesagt, besonders auf den allmählig wie berauschten Bürger. Die Trauerfeste gehen fort, sonst ist's stille bis auf die Nächte des Sonnabends und Sonntags. Aufwiegler sind mehrere eingezogen worden; diese Machinationen werden fortwährend Oesterreich zugeschrieben. In der großen Anunziatakirche war drei Tage lang das wunderthätige Madonnenbild aufgedeckt, das nur bei Krieg, Pestilenz und andern großen Volksleiden gezeigt wird, dann aber auch unfehlbar hilft, wie jeder Florentiner weiß. Der Hof und die ganze Stadt gehen hin, davor zu beten. — Der Maler, der mit dieser Freske beauftragt worden, wünschte sehnlich, die himmlische Schönheit der Mutter Gottes würdig darzustellen. Unter heißem Gebet um ihren Beistand zu diesem Werk entschlief er, und schlief achtzehn Stunden in der Kirche vor der zu bemalenden Wand. Als die Fratres kamen und ihm schüchtern nahten, denn er war ein wilder, zorniger Mann, erwachte er, und auf seiner Tafel war das holdseligste Antlitz vollendet, das er in der Entzückung des Traums gesehen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 115. Sonnabend den 13. Mai 1848.

Then are we in order, when we are most out of order. Come, march forward!

Shakespeare.

Briefe aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Dieses Volk ist im Grunde gut und treu und anstellig, wenn man freundlich mit ihnen ist und sie für Dienste mäßig bezahlt. Aber ihre Lage hat sie ganz natürlich auf den „Communismus“ hingewiesen, über das Mein und Dein haben sich ihre Begriffe keineswegs bis zu jener strengen Sonderung der Kategorien aufgeschwungen, wie das bei uns der Fall, und man nennt Quartiere in der Stadt, Gegenden in der weiteren Umgebung, wohin man sich nicht gern allein begibt. Außerdem scheint in den Traditionen des Volks fortzuleben, daß es zu seinen Rechten gehört, bei bedeutenden politischen Veränderungen die schöne Stadt Neapel ausplündern zu dürfen. In den Jahren 1799, 1806 und 1815 haben sie in der That furchtbar gehaust, besonders in dem erstgenannten Zeitpunkt, nachdem ein thörichter Angriff des Königs Ferdinand IV. auf die französische Republik die Truppen Frankreichs unter Championnet in's Land gebracht und der König nach Sicilien entflohen. Die Anarchie, welche dadurch in Neapel entstand, wurde vom „Lazarismus“ zu den schrecklichsten Ausschweifungen benuzt.

Dasselbe geschah, als Ruffo's Siege die parthenopäische Republik stürzten und eine furchtbare Reaktion über das unglückliche Land verhängten. Die Lazaroni wütheten beidemale wie wahre Cannibalen gegen Greise und Kinder, gegen Frauen und Kranke. Es kamen dabei Scenen vor, wie sie die französische Schreckenszeit nicht aufweist. Ein unglücklicher, aller Politik fremder und nur den Wissenschaften lebender Herzog de la Torre z. B. hatte für einige Freunde ein Abendessen bereitet; sein Friseur sah darin ein großes Bankett für die heranrückenden Franzosen, verbreitete dieß unter dem Volke, und der Herzog, so wie sein Bruder Clementi, berühmt als Dichter wie der Herzog als tüchtiger Mathematiker, wurden aus ihrem Hause gerissen, unter den Augen ihrer Mutter, der Frau des Herzogs und seiner Kinder nach dem königlichen Palast geschleppt und sollten hier erschossen werden. Der Perrückenmacher fand aber diese Todesart zu schmerzlos, er schlug vor, sie bei langsamem Feuer zu verbrennen, und der Pöbel machte sich augenblicklich an's Werk. Die beiden Brüder endeten nach drei Stunden der furchtbarsten Qualen. Ihr Haus, eines der reichsten der Stadt, und prachtvolle Sammlungen umschließend, wurde geplündert und dann eine Beute der Flammen.

Am schrecklichsten wurde das Volk, als Ruffo unter den Mauern von Neapel angekommen war und die Franzosen und „Patrioten“ sich zulezt auf einen kleinen Stadttheil zusammengedrängt sahen. Ruffo hatte unter den Lazaroni verbreiten lassen, daß die Patrioten beabsichtigt, alle Lazaroni zu hängen und nur die Kinder übrig zu lassen, um diese ohne Religion zu erziehen; sie hätten eine Menge Schlingen und Stricke unter sich ausgetheilt, nach der Anzahl, welche jeder erdrosseln solle. Der heilige Antonius habe ihm, Ruffo, diesen höllischen Anschlag verrathen, und darum sey er gekommen, das arme Volk von Neapel zu retten. Um die Sache anschaulicher zu machen, hatte er einen Kupferstich verbreitet, worauf der Heilige dem Heerführer der Royalisten erschien, die Hände voll Stricke ausgestreckt, während Ruffo ihn

um die Rettung des Volkes anflehte. Das erste Opfer des so fanatisirten Volks wurde ein Fleischer, bei dem ein Lazaroni eine Anzahl Stricke entdeckte, die seine Hanthierung jenem nöthig machte. Damit begann das Blutbad und die Volkswuth steigerte sich, als man in der That eine Menge von neuen Schlingen fand, welche Ruffo ohne Wissen der Bewohner in vielen Häusern hatte verstecken lassen. Ruffo gab zehn Dukaten für den Patriotenkopf. Die edelsten Frauen wurden auf wahrhaft scheußliche Weise mißhandelt; da die Lazaroni glaubten, jeder Jakobiner oder Patriot trage einen Freiheitsbaum auf seinen Leib eingeäzt, so zogen sie die Unglücklichen, welche in ihre Hände fielen, nackt aus und trieben sie so durch die Straßen. Als der König endlich aus Sicilien zurückkam, wurden diese Scheußlichkeiten auf den höchsten Grad getrieben. Vor dem königlichen Palast wurden sieben Unglückliche, die man eben arretirt, auf einem Scheiterhaufen verbrannt, und die Lazaroni, um den lezten Unterschied zwischen sich und den Karaiben auszulöschen, aßen das Fleisch der Opfer ihrer fanatischen und wüthenden Loyalität. *

Das war die Weise, wie Ruffo und die Lazaroni am Ende des Jahres 1799 das Königthum wieder in Neapel einführten. Die Lazaroni sind natürlich immer sehr königlich gesinnt gewesen. Da sie nichts besitzen, drückt sie auch keine Abgabe — gegen jede Art von Steuer haben sie die cappadocische Einrede — eget aere Cappadocum rex. sagt Horaz — und die Könige schonen sie und schmeicheln ihnen.

Eine andere Erhebung der Lazaroni, wenn sie auch nicht von gleichen Schreckensscenen begleitet war, fand nach dem Sturze Mürats und vor dem Einrücken der Oesterreicher in Neapel statt. Die Lazaroni versammelten sich unter ihren „Capi Lazari," deren ehemals jede der zwölf Rionen einen hatte, mietheten sich Magazine für die zu machende Beute und wollten die Stadt plündern, nachdem sie sich in die einzelnen Quartiere planmäßig getheilt. Zu gleicher Zeit sollten sich die Gefangenen im Castell del Carmine befreien und mit den Lazaroni vereinigen. Die Neapolitaner trafen jedoch früh genug die nöthigen Vorkehrungen. Sie bildeten eine durch Offiziere der flüchtigen Linienregimenter verstärkte Miliz, und als die Gefangenen in del Carmine den Befreiungsversuch begannen und bereits glücklich bis in den ersten Hofraum vorgedrungen waren, wurden Haubitzen auf dem Dach des nächsten Hauses aufgepflanzt. Das Gesindel wurde damit unbarmherzig zusammengeschossen. Eben so rücksichtslos verfuhr man gegen die Lazaroni; wo einige von ihnen sich zusammenschaarten, wurde auf sie gefeuert; sie machten zwar ebenfalls Gebrauch von ihren Waffen, aber es gelang ihnen nicht, wie 1799, die Oberhand zu bekommen. Als die Oesterreicher endlich einrückten, hieben die ungarischen Husaren auf sie ein, bis sie ihre Plünderungsgelüste aufgaben. Doch war noch lange Zeit nachher Niemand vor ihren Mißhandlungen sicher, welcher nicht die Kokarde der Bourbonen oder die österreichische trug. Auch machten sie eines schönen Tages, als die Bourbons längst wieder auf ihrem Throne saßen, in großen Schaaren einen Sonntagsausflug nach Portici und verlangten, man solle ihnen das dortige, von Mürat eingerichtete Schloß zum Plündern übergeben; es sey roba di Gioachino (Waare Joachims) und deßhalb von rechtswegen ihnen verfallen. Eine Schwadron Husaren kam zu rechter Zeit dem zitternden Castellan zu Hülfe und brachte sie zum Rückzuge.

(Fortsetzung folgt.)

* Siehe die Berichte eines Augenzeugen in den Mémoires pour servir à l'histoire des dernières révolutions de Naples. Paris 1803.

Mynheer van Tunis.

(Fortsetzung.)

15.

Fröhlichen Muthes erblickte der neue Christ die alte Kaufstadt wieder, die er als ein blinder Heide verlassen. Nureddin hatte bei der heiligen Walpurgis mehr gefunden, als er je zu finden gemeint. Was er eigentlich gesucht, waren ja nur Außendinge gewesen: das Kirchlein von Barcht, die Heilige darinnen, die geweihte Kerze; und im Grunde hatte er nur den Weg betreten wollen, auf dem er, seinem Wort getreu, zum Himmel seiner Mutter wandeln möge, so daß ihm nicht der Pfad, nicht das Ziel, sondern bloß sein besonderer Zweck am Herzen lag. Aus dieser Ursach hatte der Calvin'sche Prediger umsonst seine Weisheit verschwendet. Doch wenn auch Aberglauben allein dem Jünger zum Leitstern gedient, so bewährte sich eben dadurch, daß der Einfältigen das Himmelreich. Der dunkle Aberglaube war zum hellen Glauben geworden, der Liebe gesellt und der Hoffnung, wie es dem Christen geziemt. Nureddin war nur dem Mütterlein nachgezogen, Joseph Maria aber fühlte sich durchdrungen von der Weihe des Christenthums. Im Stift des Erzengels hatte er Lehrer gefunden, die mit kluger Milde ihn aus der Finsterniß geleitet, wie Lichter der Kirche immerdar thun sollten. Zum Abschied hatte der würdige Dominik ihm gesagt: „Jezt geh zurück nach Amsterdam und löse dein Wort, wie du ohnehin schuldig, wärst du dem Kaufherrn auch sonst nicht zu

Dank verpflichtet. Wer einer Jungfrau das Herz abgewonnen und den Fund einmal angenommen hat, der muß sie zum Altar führen, denn ein Treuloser entweiht das heilige Geheimniß der Ehe."

Freudig im Vorsatz strenger Pflichterfüllung hatte Joseph Maria gelobt, Monsens Tochter zu seiner Hausfrau zu machen, und in solcher Gesinnung betrat er das wohlbekannte Haus am Damrak. Alard und Aalje saßen allein beisammen, gerade wie am Abend von Jans erster Heimkehr, nur nicht so vergnügt und unbefangen. Der Vater hatte eben der Tochter wiederholt, daß sie gut thun würde, nicht länger auf Tunis zu harren, sondern dem Rotterdamer das Jawort zu geben; der Türk habe ja ohnehin sein Bischen Vermögen eingebüßt und überhaupt, wie alle Abwesenden, in jedem Stück Unrecht. Worauf Aalje: „Morgen erst läuft die Frist zu Ende, die Ihr und Herr Nickels mir gesezt habt. Eh' der Wechsel fällig, hab' ich nicht nöthig mich über die Annahme zu erklären." — „Wohl, mein Kind, doch rath' ich dir in väterlicher Zärtlichkeit, deiner thörichten Neigung zu jenem Abenteurer zu entsagen. Ich rathe nur, mein Schatz, und will dir nichts befehlen." — „Eure Wünsche, Herr Vater, liegen schwer in der Wagschale meiner Entschlüsse. Seyd überzeugt, daß ich mir redlich Müh' gebe, meines Herzens Einbildungen zu überwinden. Ob ich's vermag, wird sich morgen zeigen. Heut aber bin ich dem Manne meiner Wahl noch mit tiefinniger Neigung zugethan."

Wie die Jungfer so sprach, kam der, von welchem die Rede war. Nun meinte der erschrockene Alard nicht anders, als seine Tochter würde aufschnellen und dem Ankömmling in die Arme fliegen. Aalje hätte es gern, vielleicht auch wohl daran gethan, aber das Gefühl für Schicklichkeit war stärker in ihr, als der Zug des Herzens. Starr und steif blieb sie sitzen, während Alard sich langsam erhob, und dem Gast die Hand reichend fragte: „Woher des Wegs, mein Herr Nureddin?" Der junge Mann runzelte die Stirn. „Ich heiße Joseph Maria," sagte er kurz und entschieden. — „Getauft?" fragte Monsen. — Joseph Maria nickte. Der Kaufherr fuhr fort: „Also katholisch getauft?" — „Ich denke so," entgegnete der neue Christ, „die hochwürdigen Väter im Stift des Erzengels zu Antwerpen müßten mich denn getäuscht haben." — „Saubere Streiche!" brummte Alard unzufrieden. Joseph Maria ließ ihn brummen und sprach weiter: „Da ich nun der großen Gemeinschaft des Christenthums angehöre, komm' ich, um geziemender Maßen mein Wort zu lösen. Ich verhieß, Eure Tochter zum Weibe zu nehmen; hier steh' ich, bereit mein Versprechen zu erfüllen."

Vor Kummer und Schrecken stumm, aber in das Unvermeidliche ergeben, deutete Alard mit der Hand zu seinem Kinde hin, daß der Freier sich dort Bescheid hole. „Sie wird Ja sagen," dachte er, „und ich muß Amen sprechen." Aalje hätte auch gar zu gerne Ja gesagt, doch gefiel ihr die Weise des Liebleins nicht halb so wohl, als der Inhalt; sie beschloß daher, den Werber ein wenig zu strafen und ihn durch Angst und Pein zur Aenderung des Tones zu zwingen. Darum sprach sie: „Mein Freund, ich fürchte Ihr kommt zu spät. Herr Geert Nickels von Rotterdam hat förmlich um mich angehalten, und ich fühle mich nicht abgeneigt, ihm den Vorzug zu geben." — Tunis hätte bei dieser Eröffnung Bestürzung und Traurigkeit zeigen sollen, aber die Jungfer hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn statt zu weinen, schmunzelte er und gab ganz vergnügt zur Antwort: „Gott Lob und Dank, daß Ihr selber mich des voreiligen Versprechens enthebt! Wir hätten ohnehin nicht zusammen getaugt. Euer Wort wälzt mir Felsen von der Seele."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Mai.

Polen und Schleswig-Holstein. — Republikaner und Constitutionelle

Für Polen und Schleswig-Holstein wird bedeutend hier gewirkt und agitirt; die Comité's, die sich für diese Zwecke gebildet haben, sind in regster Thätigkeit. — In Betreff Polens ist folgender Aufruf hier veröffentlicht worden: „Schaaren vertriebener Polen beginnen bereits durch Mainz zu ziehen; sie eilen nach Hause, um der Auferstehung ihres todten Vaterlandes beizuwohnen, oder auch, um dem Tyrannen das Heiligste aus den Klauen zu reißen, was er ihnen gestohlen hat. Mainzer, ihr habt in den Zeiten des Unglücks die Söhne Polens, die Märtyrer der Freiheit, mit herzlicher Begeisterung aufgenommen, ihr werdet

in den Tagen des Glücks und der Völkerbefreiung noch wärmere Sympathie für die Brüder Koszinsko's haben, die mit Freudigkeit die Saat der Freiheit mit ihrem Blute düngen wollen. Ihr wißt, was es heißt, kein Vaterland haben, denn der Deutsche hatte bisher selbst nur das Phantom eines Vaterlands; wir waren Leidensgefährten der Polen, glücklicher wie sie, aber nicht selbstständiger. Jezt bricht der Morgen der Freiheit herein über alle Völker. Reichen wir, bei denen es bereits getagt, den armen Vertriebenen die Bruderhand, begeüßen wir sie mit der Theilnahme, die wir dem Adel des unverschuldeten Unglücks schuldig sind; pflegen, nähren, erheitern wir die herbeieilenden Retter Polens, feuern wir ihren Muth an, stärken wir ihr Vertrauen, befestigen wir ihre Hoffnung, denn sie kämpfen nicht für sich bloß, sondern auch für uns, für die Freiheit Europa's, die ewig bedroht ist, so lange die schützende Vormauer gegen die Despotie der Knute nicht aufgerichtet ist. Nicht von Westen, wo die Freiheit ihr Banner aufgezogen, sondern von Osten, wo sich die Tyrannei mästet, droht uns Gefahr. Helfen wir Polen aus dem Grabe holen und legen wir für immer die Tyrannei hinein. Es lebe Polen!" Daß ein solcher Aufruf hier seine Früchte trug, läßt sich denken, und wir sehen jeden Abend, wenn die Polenzüge mit dem Dampfboot ankommen, die angesehensten Leute herbeieilen, um die Polen als Gäste in ihre Häuser einzuführen und sie mit Geld und Kleidern zu versehen. — In Betreff Schleswig-Holsteins ist die hiesige Unterstützung noch direkter. Wir haben alsbald eine Freischaar von 150 Mann ausgerüstet und sie nach Schleswig-Holstein abgeschickt. Die Mittel dazu wurden durch freiwillige Beiträge herbeigeschafft und unsere Freischaar ist bereits wohl equipirt auf dem Kampfplatz eingetroffen. Bevor der Zug abging, bewegten sich die Proviantwagen leer durch die Stadt und kamen angefüllt auf dem Sammelplatz wieder an; die Bäcker hatten Brod geschenkt, die Mezger Fleisch, die Krämer Taback, die Wirthe Bier, Wein und Branntwein.

Unsere Bevölkerung trennt sich jezt in zwei gesonderte Lager, in Republikaner und Constitutionelle; doch sind es glücklicherweise noch keine feindlichen Lager, und zwar wohl deßwegen nicht, weil das Lager der Republikaner klein, das Lager der Constitutionellen aber sehr groß ist. Ich glaube nicht, daß der fünfte Theil unserer Bevölkerung republikanisch gesinnt ist; dennoch setzen die Republikaner mehr durch als die Constitutionellen, denn sie haben die Arbeiter und die Schwätzer auf ihrer Seite, sie sind äußerst thätig und an ihrer Spitze steht der einflußreiche Volkstribun Zitz, und die nicht minder einflußreiche republikanische „Mainzer Zeitung" ist ihr Organ. — Zu den Constitutionellen gehören die Besitzenden und Gemäßigten, aber da dieß auch die Ruhigsten und Unthätigsten sind, so unterliegen sie meist in den Volksversammlungen, in denen jezt hier über Wohl und Weh der Stadt entschieden wird. So wurde in einer der jüngsten Volksversammlungen das Bürgercomité, das aus den vortrefflichsten Männern bestand, gestürzt, weil es nicht ganz nach dem Sinne der Republikaner zusammengesezt war. Der Hauptkampf aber steht bevor bei der Wahl des Parlamentsmitglieds für die Nationalversammlung, und die gedruckten politischen Glaubensbekenntnisse folgen rasch auf einander.

(Schluß folgt.)

Leipzig, Mai.

(Fortsetzung.)

Politische Vereine.

Mit dem Freigeben der Association erweiterte sich der Redeübungsverein und gestaltete sich zu einem „deutschen Vaterlandsvereine," der sogleich Zweigvereine in ganz Sachsen bildete, deren Gesammtmitgliederzahl sich gegenwärtig auf mehr als 11,000 Personen beläuft. Aus demokratischen, zum Theil radikal republikanischen Elementen hervorgegangen, schlossen sich ihm die Meisten von denen an, die offen oder im Stillen nach Aehnlichem strebten. Die entschieden radikale Fraktion hiesiger Bevölkerung schaarte sich um seine Fahne. Ich will nicht behaupten, daß diese Partei die überwiegende in unserer Stadt sey, sie ist aber entschieden die unternehmendste, die strebsamste, die thatenlustigste, und eben weil sie nur Partei seyn will, darum auch die mächtigste. Ihr Ruf fand Anklang im ganzen Lande, ihre Wirksamkeit, in den Sitzungen des Vereins rasch parlamentarischer Form sich fügend, mußte die weitgreifendste werden. Vor solcher Wirksamkeit bangte einem großen Theil derer, die zwar den Fortschritt wollen, nebenbei aber auch den Umsturz fürchten. Diese bildeten einen „deutschen Verein," erließen ein entschieden freisinniges Programm, sagten, daß sie den monarchischen Staat auf breitesten demokratischen Unterlagen wollten, und fanden in kürzester Zeit außerordentlichen Anhang. Der „deutsche Verein" ist, was die Kopfzahl anlangt, der ungleich stärkste bei uns, nur fürcht' ich, gibt es darunter viele hohle Köpfe. Auch dieser Verein gründete an andern Orten Zweigvereine und wird jedenfalls neben dem „Vaterlandsverein" großen Einfluß auf die Masse des Volks ausüben, wenn er etwas mehr Farbe zeigt, als dieß bisher der Fall gewesen ist. Seine Zusammensetzung wird und muß ihm auf die Dauer nachtheilig werden, da sich in unsern Tagen die politisch Wachen, unaufhaltsam Fortschreitenden mit den bedächtig Conservativen, von denen eine gute Anzahl wohl auch Reaktionsgelüste hegt, nun und nimmermehr vertragen. Diese sich widersprechenden Bestandtheile des „deutschen Vereins" haben bereits mehrfache Störungen während seiner Verhandlungen veranlaßt, da eine starke Opposition vorhanden ist, die keineswegs die zahmen politischen Gesinnungen des provisorischen Ausschusses theilt. Beide genannte Vereine nahmen die Leitung der Wahlen zur bevorstehenden Nationalversammlung in die Hand und suchten, jeder in seinem Sinne, die Bevölkerung zu bearbeiten. Schon die ausgegebenen Wahlmännerlisten zeigten die Verschiedenheit beider Vereine. Der Vaterlandsverein führte nur Männer radikaler Gesinnung auf, darunter die meisten aus dem Handwerker- und Arbeiterstand. Auf der Liste des deutschen Vereins überwog der Gelehrten- und Beamtenstand; der Arbeiter war beinahe gar nicht vertreten. Eben solche Verschiedenheit gab sich kund auf den Listen der Wahlkandidaten, welche die genannten Vereine vorschlugen: dort Männer von anerkannt radikaler Gesinnung, hier eine wunderliche Mischung von Radikalismus, gemäßigtem Liberalismus und Conservatismus. Dieses Hinsteuern auf eine neue politische rechte Mitte wird noch große Stürme, ja, wie ich überzeugt bin, eine gewaltsame Spaltung im deutschen Verein erzeugen. Der radikal gesinnte Theil seiner über 2500 Personen betragenden Mitglieder kann nicht lange mehr schweigend zusehen, wie man hier zwar vorwärts will, dort aber doch nicht rüstig auszuschreiten wagt. Ich glaube nicht an eine Verschmelzung des deutschen mit dem Vaterlandsvereine, die mehrfach in Anregung gebracht und versucht worden ist, wohl aber glaube ich an ein demnächst erfolgendes großes Schisma, das einen großen Theil der gegenwärtigen Glieder des deutschen Vereins dem entschiedeneren, jugendlich thatkräftigeren Vaterlandsvereine zuführen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 34.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 116. Montag den 15. Mai 1848.

Te fatis poscentibus adfers
Virgil.

Mynheer van Tunis.

(Schluß.)

Bleich wie die getünchte Wand, die Hölle im Herzen, rief Aalje mit belfernder Zunge: „Ich dachte nie im Ernst daran, Euch zu lieben, Ihr Undankbarer! Ich wollte Euch wohl, weil ich Euch für besser hielt, als Ihr seyd. Noch ist mir kein so eingebildeter Thor vorgekommen, wie Ihr. Meint Ihr, ich sey so wohlfeilen Kaufes zu haben um Eurer schönen Augen halber? Ich bringe meinem Zukünftigen, dem Herrn Geert Nickels, eine Tonne Geldes mit. Nicht wahr, das Geld wär' Euch recht, Ihr armer Schlucker, dem kaum der Mantel auf seiner Schulter gehört?“

Sie stürmte hinaus wie an jenem Abend nach dem Schauspiel, nur daß es ihr mit dem Zürnen dießmal bitterer Ernst war. Dem Kaufherrn behagte diese Wendung der Dinge überaus, und mit raschem Entschluß war er darauf bedacht, jede Möglichkeit der Verständigung vollends zu vereiteln. — „Mein guter Junge,“ sagte er, „thut mir den Gefallen und macht Euch sofort aus dem Staube. Ich will Euch noch tausend Gulden geben, um Euer Glück in der weiten Welt zu versuchen. Geht nach England, Frankreich oder Deutschland, nach Spanien oder Italien, werdet Soldat oder Kaufmann, mir gleich, nur laßt nichts mehr von Euch hören.“ — „Seyd Ihr toll geworden, Herr Monsen?“ fragte Joseph Maria; „wollt Ihr für tausend Gulden die Ladung meines Schiffes auskaufen?“ — „Seyd froh darum,“ entgegnete Alard, erzählte, was jener noch nicht wußte, und schloß: „Schiff und Ladung sind jedenfalls verloren, darauf kenn' ich die Türken, und mein Jan wird auch nicht ohne Lösegeld loskommen. Für alles das habe ich keinen Ersatz zu hoffen, als die zehntausend Goldgulden von der Versicherung. Nun, ich habe schon stärkere Einbußen verschmerzt, und nicht um des Geldes, sondern um meiner Tochter Ruhe willen bitt' ich Euch zu gehen. Euer Bleiben würde auch meine eigene Bequemlichkeit stören. Die Börse möchte Euch um des lieben Friedens halber nach Tunis ausgeliefert wissen, was ich nicht zugeben kann noch will. Geht also mit Gott, das macht uns die wenigsten Umstände.“

„Ich gehe,“ versetzte Joseph Maria, „doch nirgends hin als nach Tunis. Ich wäre undankbar gegen Euch, wenn ich anders handelte.“ — „Ihr wagt Euer Leben,“ warnte Alard, „und Euer Leben ist doch mehr werth, als die paar Gulden, die ich einbüße.“ — „Aber Euer Sohn?“ — „Den kauf' ich eben los.“ — „Nein, ich lös' ihn aus!“ — „Nicht doch. Aber ich verstehe: Ihr glaubt vielleicht, daß Ihr mit tausend Gulden nicht durch die Welt kommt, da Ihr im Ueberfluß erzogen seyd? Ich drückte vorhin mich übel aus. Die kleine Summe ist nur das Reisegeld. Sagt mir, wohin Ihr begehrt, daß ich Euch mit Briefen und Wechseln versehe. Es soll Euch an nichts fehlen, denn ich bin Euch Ersatz schuldig; ohne mein Zureden hättet Ihr Euer Vermögen in die Bank gelegt, statt es den Wechselfällen der Seefahrt anzuvertrauen. Die Schuld ist mein, mithin auch der Schaden.“ — Worauf Tunis: „Ihr seyd ein edler Mann und gleichsam mein zweiter Vater, so daß ich mich durchaus nicht zu schämen brauchte, Geld von Euch zu nehmen; aber da ich ein Christ wurde, geschah es wahrlich nicht, um mich irgend einer erkannten Pflicht zu

überheben. Laßt uns als Freunde scheiden und bewahrt mir ein wohlwollendes Angedenken."

16.

Ein englisches Schiff lichtete die Anker, um den Eiſtrom zu verlassen. Dem oft gesehenen Schauspiel fehlte es nicht an Zuschauern, wie es denn auf der neuen Brücke immer müssige Gaffer gab, welche sich an der Aussicht auf die Dörfer des Wasserlandes und auf das Leben des Hafens ergözten. Die Abfahrt des Engländers erregte noch besondere Theilnahme; er hatte den Abenteurer von Tunis an Bord, um ihn zur fernen Heimath zurückzubringen. Unter den Neugierigen standen auch Abraham und sein Sohn Jehuda. — „Wai geschrieen, mein Geld!" murmelte der Junge; „war uns nicht verheißen ein gebautes Safferes, wenn wir auslieferten den geschmatteten Terken? Gott, hochgelobter, jezt geht er von selber!" — Still vor sich hinlächelnd, antwortete der Alte: „Nix wai geschrieen, sondern Massel e Bruche! Der Engländer ist cheß. Als ich ihm gebe einen toffen Antheil, will er zu Tunis abliefern den neuen Gol als einen Gefangenen, gebunden an Händen und Füßen. Hast du mich verstanden, Jüngelchen?"

17.

Niemand beinahe dachte mehr an den Herrn Joseph Maria von Tunis, als die verschollene Erinnerung plötzlich aufgefrischt wurde. Der Dreimaster Prinz Moriz von Oranien lief in den Eiſtrom ein, und an seinem Bord kam Jan Monsen wohlbehalten heim. Alard gerieth vor lauter Vergnügen ganz aus der Fassung, da er seinen Sohn wieder sah, und zwar vortheilhaft verändert wieder sah. Jantje schaute frisch und munter drein und hatte das schläfrige Wesen von sich abgethan. — „Ich habe viel Prügel bekommen," sagte er; „aber ich danke Gott dafür, und wenn ich jemals wieder eine Schlafmütze seyn will, Herr Vater, so nehmt nur die Peitsche und karbatscht mich tapfer durch, bis meine Augen wacker werden. Doch wo ist Aalje?" — „Zu Rotterdam, eine glückliche Frau," antwortete der Vater.

Wie nun einer großen Freude selten der Dämpfer fehlt, so war auch hier dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Jan brachte aus Tunis einen Gruß von Achmet-Paschah nebst einer versiegelten Kiste für Alard Monsen. In der Kiste fand sich ein Tönnchen, im Tönnchen Branntwein, und im Branntwein ein Menschenhaupt. Armer Joseph Maria, so hattest du die Fahrt nach Amsterdam noch einmal machen müssen, stumm wie das erstemal, aber ohne den blonden Krull aus langem Rohr zu rauchen!

Briefe aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Seitdem ist die Macht der Lazaroni immer mehr gebrochen, wie sich bei den jüngsten Ereignissen herausgestellt hat. Ihre Erhebung gegen die Constitution am 29. Januar d. J. war ohne alle Bedeutung und hatte nur den Charakter einer vereinzelt ausbrechenden Unordnung. — Bei den großen Demonstrationen des Monats Januar hatte sich die Geistlichkeit Neapels verpflichtet geglaubt, das Volk zur Ruhe und zum Frieden zu ermahnen; man hatte ihm gepredigt, daß die Constitution, die man der Regierung abtrotzen wolle, etwas Irreligiöses, und daß es eine Sünde sey, an solchen Dingen sich zu betheiligen. Als von besonderem Einfluß und in diesem Sinne von großer Thätigkeit wird ein Don Placido genannt. Außerdem hatte Delcarretto zu öfternmalen in der lezten Zeit Geldsummen unter die Lazaroni vertheilen lassen und sie dadurch für sich gewonnen. Als nun der König am 29. Januar, nachdem er die Constitution versprochen, den Toledo hinauf ritt, sah er sich am obern Ende dieser Straße von Lazaroni umringt, die ihm zuriefen, sie würden nicht leiden, daß man ihm irgend Gewalt anthue; sie seyen sein treues Volk und wollen keine Constitution. Der König sprach beruhigende Worte zu ihnen: er habe die Constitution aus freien Stücken gegeben und sie sey eine sehr vortreffliche Einrichtung. Das beschwichtigte sie jedoch nicht; sie fielen an mehreren Orten der Stadt diejenigen an, welche dreifarbige Schleifen oder Kokarden trugen, rotteten sich zusammen, machten Anstalt, einzelne Häuser zu plündern, bis die Nationalgarde, die sich durch Auxiliaren, d. h. durch neu eingeschriebene Bürger ohne Uniform, bedeutend verstärkt hatte, eingriff und mit Kolbenstößen die Ruhe wieder herstellte. Tödtungen oder bedeutende Verwundungen sind dabei nicht vorgekommen.

Das Volk ist zwar immer noch nicht ganz ruhig, aber ein Ausbruch ist kaum mehr zu befürchten, denn es fühlt, daß eine andere Zeit gekommen und daß die „Signori" die Oberhand haben. Auch hat die Geistlichkeit jezt beruhigend auf dasselbe gewirkt. Die Klostergeistlichkeit ist der neuen Ordnung der Dinge zwar entschieden abgeneigt, aber die Weltgeistlichkeit ihr zum Theil zugethan. In den ersten Tagen der neuen Ordnung der Dinge erließ der Minister der kirchlichen Angelegenheiten an alle Bischöfe des Königreichs ein Rundschreiben, in welchem sie im Namen des Königs aufgefordert wurden, durch die Pfarrer in den einzelnen Gemeinden die unermeßlichen Vorzüge der neuen Regierungsform dem Volke klar machen zu lassen.

Ein Hirtenbrief des Kardinalbischofs von Neapel in würdiger und schöner Fassung war die unmittelbare Folge, und die Pfarrer und Kanzelredner, die Jesuiten nicht ausgenommen, haben darauf in den Kirchen die Vortheile der gewährten Constitution geschildert. Vorfälle, wie die in Gaeta, wo der Bischof Don Luigi Parisi einige Seminaristen, welche die Vorlesung des Constitutionsversprechens angehört hatten, zur Strafe einsperren ließ und jede Freudenbezeugung hinderte, bilden Ausnahmen, welche der würdigen Haltung des Clerus im Uebrigen nicht Eintrag thun.

Um das Volk zu beruhigen, wurden ferner Subscriptionen zu Geldunterstützungen gesammelt und bis jezt 30,000 Dukaten aufgebracht. Das seinige that denn auch jenes plötzlich inmitten der Wirren auftauchende populäre Rednertalent Don Michele Viscusi's, der unermüdlich ist. Wenn ein Haufen Volkes beisammen ist, gelockt durch die Ankündigung, Don Michele werde kommen und sprechen, so hat man nicht lange zu warten. In der Mitte eines Dutzends eng zusammengepackter Lazaroni steht er im Wagen, fährt mitten in den Haufen und beginnt seine der Fassungskraft der Zuhörer auf das Trefflichste angepaßte Rede, die eigentlich nur eine laute Unterhaltung mit ihnen ist.

„Meine Brüder," so beginnt er, „ein Verein von Herren und Damen hat mich beauftragt, euch zu sagen, daß sie für euch eine Kasse bilden, in welche jeder, so viel er kann, einschießen will. Es muß etwas geschehen, um das Elend zu lindern, das ihr nicht mehr ertragen könnt. Darum ist die Constitution da, damit die redlichen Leute, die bisher nicht zu Worte kommen konnten, mitreden dürfen und für das öffentliche Wohl sorgen und Mittel erfinden, daß der gemeine Mann sein Brod findet!"

»Eh,« schreit der Chorus der Lazaroni, »viva la costitutione! vivano i signori!« — „Aber," interpellirt einer aus der Schaar den Redner im Wagen „wie ist es mit den Volksfesten? Man sagt, die neuen Gesetze würden die Festtage für das Volk verbieten und abschaffen." — „Abschaffen? Nichts werden sie abschaffen, sie werden die alten Feste lassen, und neue dazu machen, Feste für die Constitution in Hülle und Fülle! Und wenn's nicht ganz anders geht, als ich voraussagen darf, Fratelli, so sollen sogar die früher verbotenen Feste wieder in Gang gebracht werden."

Die Evviva's verdoppeln sich. Dann verlangen Alle, daß ein Gesetz gegen die Habsucht und Härte der Hausvermiether gemacht werde. — „Ah, das ist just die Art von Bösewichtern, die auch mir das Leben sauer macht!" ruft Don Michele. „Sorgt nicht, ich werde mein Möglichstes thun, daß wir ein Gesetzchen gegen dieses Volk herausbringen!" — „Und die Bonafficiata? * man hat gesagt, daß sie uns jezt die Bonafficiata nehmen wollen." — „Sorgt nicht, meine Söhne, sie wird fortfahren euch zu ruiniren."

Jezt ist Alles zufrieden, und unter dem tobenden Vivatschreien sucht Don Michele fortzukommen, was ihm aber erst nach vielen Anstrengungen gelingt, denn Alle wollen ihn halten und ihn weiter hören. Das ist die Weise, wie Don Michele auf das Volk wirkt. Der König dankte ihm, als er ihn vorgestern bei der Revue unter den Auxiliaren der Nationalgarde traf, mit vieler Herzlichkeit dafür. In Rom hat Cicernacchio an die Fahne, welche er bei einer der lezten dortigen Demonstrationen trug, Micheles Bildniß befestigt und seinen neapolitanischen Kollegen dem römischen Volke präsentirt, das ihn mit stürmischen Vivats begrüßte.

(Fortsetzung folgt.)

* Das Lotto.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Mai.

(Fortsetzung.)

Politische Vereine. — Das Dienstmädchenparlament.

Neben diesen beiden Vereinen schossen noch eine Menge anderer wie Pilze auf, von denen jeder sein Publikum hat, obwohl ihre Wirksamkeit politischer Aufklärung nicht immer förderlich seyn wird. Die hier lebenden Preußen bildeten einen „Preußenklub." Handwerker und Arbeiter thaten sich als „Arbeiterverein" zusammen, der eine Menge Versammlungen der verschiedenen Gewerke, die jedes besonders über sein Interesse berieth, nicht ausschloß. Ein paar communistisch, dann socialistisch, zulezt republikanisch gesinnte Volksbeglücker bildeten einen „demokratischen Verein" und tragen einem sehr gemischten und nicht eben begriffsfähigen Publikum ihre volksfreundlichen Lehren vor. Auch die adelige Clique, und was dieser anhängt, folgte

dem gebietenden Drange der Zeit und rief den „constitutionellen Verein“ in's Leben. Troß dieser ansehnlichen Auswahl von Klubs, die, sollte man meinen, den verschiedensten politischen Ansichten ein Terrain darbieten müßten, um sich darauf üben zu können, gibt es doch noch immer Unzufriedene, die eine ganz aparte Welt für sich erbauen möchten. In dieser Hinsicht macht sich der längst verschollene Improvisator Langenschwarz, seit einiger Zeit unsere Stadt mit seiner Gegenwart beglückend, eben so bekannt als unnütz. Ein brusker Schreier der gewöhnlichsten Sorte, mehr durch Grimasse, als durch Macht der Rede auf sein Publikum wirkend, verdächtigt er alle Vereine, ja versuchte wiederholt mit seinen Prätorianern, denen er alle Tage Blut und Gut verspricht, die Vereine zu sprengen oder mindestens die Ordnung darin zu stören. Wie lange dieser Mensch sein hastiges Wesen noch treiben wird, steht dahin, da Freiheit der Rede, so lange sie nicht geradezu Umwälzung des Staats predigt, in einem freien Lande auch dann gestattet seyn muß, wenn sie bisweilen in verrückter Wort- und Gedankenfügung ausläuft. — Eine originelle Ausgeburt des Associationsgeistes war die Versammlung einer ansehnlichen Zahl hiesiger Dienstmädchen in Tannerts Salon oder Coliseum, einem vielbesuchten Tanzlokale der niedern Klassen. Die Ankündigung, welche die Männer als Zuhörer auf die Galerien einlud, verursachte einen solchen Andrang von Menschen, daß die Schaulustigen großentheils keinen Platz fanden, um Zeuge dieses ersten Weiberparlaments zu seyn. Von eigentlicher Verhandlung war natürlich keine Rede. Ein keckes, stämmiges Dienstmädchen fungirte als Präsidentin und machte ihren Genossinnen höchst unverfängliche Vorschläge, die bereitwillig acceptirt wurden. Skandal blieb natürlich nicht aus. Die Männer auf den Gallerien nahmen sich das Recht, mit darein zu reden, wodurch die Debatten fortwährend gestört wurden. Endlich brachte der Ruf, die Galerien brächen unter der Last der Hörer, einen solchen Tumult hervor, daß sich Jedermann zu retten suchte, wie es eben ging, und Jung und Alt, Vornehm und Gering durch die Fenster flüchtete. Von Seiten der Dienstherrschaften ward dieser Versuch einer Emancipation der Dienstmädchen sehr übel vermerkt; nichtsdestoweniger kam eine zweite, nur weniger zahlreiche Versammlung zu Stande, die jedoch unter männlicher Leitung abgehalten wurde. Herr de Marle, Herausgeber des hiesigen Buchhändlerbörsenblatts und neuerdings Redakteur einer „deutschen Volkszeitung,“ hatte sich zum Protektor derselben aufgeworfen und präsidirte dem Mädchenparlament. Es ward beschlossen, einen Ausschuß, zur Hälfte aus Dienstmädchen, zur Hälfte aus Hausfrauen bestehend, zu ernennen, und leztere als Ehrenmitglieder in den Verein aufzunehmen. Ob die Frauen diesem Beschlusse beitreten werden, weiß ich nicht, wie mir auch weitere Lebenszeichen dieses lustigen Parlaments nicht bekannt geworden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Mainz, Mai.

(Schluß.)

Republikanisch-demokratisch-monarchische Träume.

Um zu zeigen, daß die Republikaner sehr Unrecht haben, wenn sie die Constitutionellen als Reaktionäre und Illiberale hinstellen, will ich hier ein solches constitutionell-politisches Glaubensbekenntniß mittheilen; man wird daraus ersehen, daß keine Republik mehr Freiheiten gewähren kann, als diese Constitutionellen verlangen. „Wir wollen das höchste Maaß der Freiheit unter der Regierungsform einer republikanisch-demokratischen Monarchie, aber wir wollen keine Republik. Unter dem höchsten Maaß der Freiheit verstehen wir: unbedingte Preß- und Redefreiheit, unbedingtes Recht der Association, Gleichstellung jeden Glaubens im Staate, Entfernung aller Privilegien, freie Entwicklung und freie Berechtigung aller Anlagen, Besteurung nur des Besitzes und des Einkommens, überhaupt milde Besteurung bei höchster Sparsamkeit, gehörigen Schutz und gehörigen Lohn für die Arbeit, Beförderung der Gewerbe, der Industrie und des Handels durch Aufmunterung und Verbindung, mit Benutzung der Capitalien im Interesse der Allgemeinheit und nicht im einzelnen, egoistischen Sonderinteresse; außerdem offene, mündliche und billige Justizpflege, Geschwornengerichte und freie Selbstverwaltung der Gemeindeangelegenheiten. — Diese republikanisch-demokratische Monarchie, repräsentiet durch ein vom Parlament zu wählendes Oberhaupt, soll die oberste Autorität in Deutschland bilden und mit der ganzen Majestät und Kraft des souveränen deutschen Volks bekleidet seyn. Diese republikanisch-demokratische Monarchie kann und soll nicht erblich seyn. An Deutschlands Spitze kann nur der Liebevollste, Tüchtigste und Würdigste stehen, aber Liebe, Tüchtigkeit und Würdigkeit sind nicht erblich. — Die gegenwärtigen deutschen Fürsten stehen *unter* dieser großen, starken und einigen Monarchie, und sie regieren ihre Länder wie die ersten Präsidenten in Föderativrepubliken, sie führen den Willen und das Gesetz des Parlaments und der demokratischen Monarchie aus; ihre Souveränität bleibt unangetastet und ist einzig der obersten Souveränität der demokratischen, vereinten und einzigen Monarchie unterthan. Sie haben für ihre respektiven Länder eben so gut gesetzgebende Kammern und verantwortliche Minister, wie das deutsche Oberhaupt seine verantwortlichen Minister und sein gesetzgebendes Parlament für die Gesammtheit Deutschlands hat. — In das Bereich der obersten republikanisch-demokratischen Regierung fallen alle großen Gesammtmaßregeln, nämlich: Armee und Volksbewaffnung; allgemeine Besteurung, allgemeine Handels- und Zollgesetzgebung; allgemeines deutsches Gesetzbuch und oberster deutscher Nationalgerichtshof; deutsche Flotte und Marine; Bestimmung über Krieg und Frieden; allgemeine Vertretung bei auswärtigen Staaten; Organisation der Arbeit; Nationalbelohnungen; Sorge für den Ruhm und für die sittliche, nationale und materielle Entwicklung im Großen u. s. w. — In das Bereich der einzelnen Regierungen aber fällt die besondere Ausführung dieser Nationalmaßregeln in den respektiven Staaten nach den vom Parlament festgestellten Normen. — Die Einheit Deutschlands ist das höchste und oberste Gesetz, und dieses ist concentrirt und verkörpert in der republikanisch-demokratischen Monarchie, die auf Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gebaut ist. Sie garantirt die Person, das Eigenthum, die Entwicklung und den Sieg des Guten und des Rechts; sie ist das Herz des Volks. Die einzelnen Regierungen aber sind die ersten großen Adern der ganzen lebenden Staatsmaschine; sie holen vom Herzen ihre Lebenskräfte und führen sie dem Volke zu, und ebenso leiten sie wieder dem Herzen die Säfte des Volks zu. — Dieses in sich vereinte und gekräftigte Deutschland kennt keine andere Diplomatie, als die des Fortschritts; es hat keinen Feind, als den Rückschritt. Es knüpft Allianzen mit Allem was frei ist auf der Erde, nur freie Nationen sind seine Alliirte, und nur mit den Unfreien führt es Krieg. Da aber die Freiheit die Bestimmung aller Völker ist, so wird durch Deutschlands mächtige Vermittlung der Friede der Welt und der Sieg der Tugend und des Gesetzes herbeigeführt werden.“ — Gott gebe seinen Segen dazu!

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 117. Dienstag den 16. Mai 1848.

London, the elysian region, where every hour has its proper pleasure, where the morning always rises on a show.

Sam. Johnson.

Spaziergang durch London.

Unter den mancherlei Verschiedenheiten, welche zwischen London und selbst großen englischen Provinzialstädten bestehen, ist mir eine erst seit meiner Rückkehr nach einem längern Aufenthalte in Birmingham bemerkbar geworden. Ich weiß sie nicht kürzer zu bezeichnen als so: in Provinzialstädten spaziert man in den Straßen, bis man müde ist, in London sezt man den Spaziergang fort, obschon man längst müde war; dort wird man sich der Müdigkeit bewußt, hier nicht.

Das bunte Gemisch der in einer endlosen Reihe Verkaufshallen den Augen vorgeführten Gegenstände, das lebende, bewegliche Panorama der vollgedrängten Straßen, der Lärm, die Eile, das Durcheinander, ein steter Wechsel von Ereignissen und Begegnungen verhindern den beschäftigten Geist, an die Ermüdung des Körpers zu denken. Man empfindet sie nicht früher als bis man nach Hause gekommen. Wie die Anspannung des Geistes erschlafft, fühlt man das Zucken der angestrengten Muskeln. In Birmingham ist mir das nie geschehen, und doch hat Birmingham an 200,000 Einwohner oder mehr. Seine Straßen haben mich die Müdigkeit nie vergessen lassen. War ich die eine Seite hinauf, die andere herab gegangen, hatte ich mir den Kirchthurm besehen und die Dohlen, die auf der Spitze saßen, hatte ich zweimal die Runde um den Markt gemacht, so war ich fertig und müde, kehrte in mein Hotel zurück und las zur Erholung im Kaffeezimmer die Tageblätter. Den Eingeborenen ergeht es nicht besser. Sie treten aus ihren Häusern und blicken rechts und links; sie beabsichtigen eine Entdeckungsreise, sie wollen ausschauen, ob ihnen auf ihrer Wanderung etwas Neues vorkomme, ein Wechsel gegen gestern, ein Stoff zum Gespräch mit ihren Ehehälften nach Tisch, eine Unterbrechung der Einförmigkeit des Straßenlebens. Selten daß ihre Hoffnung sich erfüllt. Sind sie halb um den Markt und haben sie ihre Taschenuhren nach der Kirchuhr gestellt, so sind sie fertig; es gibt nichts weiter für sie zu sehen oder zu thun, und der höchste Segen bleibt das Begegnen eines Bekannten, mit welchem sich plaudern läßt. Ein Zweiter, Dritter kommt hinzu; sie sprechen vom Wetter, vom Handel, von der Zukunft Europas und stützen ihre politischen Vermuthungen auf die Zeitungsnachrichten, die der Eine mit derselben Aufmerksamkeit gelesen hat wie der Andere. Inzwischen stehen die Krämer, weil sie müßig sind, die Hände in den Taschen an ihren Gewölbthüren und lauschen dem Gespräche, bis Einer bemerkt, es sey Tischzeit, die Bekannten sich trennen und die Krämer sich zurückziehen.

In London bedarf es keiner Begegnung und keines Zwiegesprächs, um eine Stunde auf der Straße zu tödten. Es bedarf bloß zweier gesunder Augen und einiger Beobachtungs- und Auffassungsgabe, um einsam und allein den Druck einer müssigen Stunde nicht zu empfinden, und ohne jene Fähigkeit kann Einer ja von Stolpe nach Danzig reisen und wird sich doch langweilen.

Aus einem andern Grunde als weil die Königin es thut, mache ich bei freundlichem Wetter vor dem Frühstück einen Spaziergang und wähle dazu einen Theil des eleganten Westendes. Da sehe ich die Fensterladen öffnen, was häufig ganz interessant ist,

sehe die Trottoirs fegen, die Thürklopfer und Thürstufen putzen, hier vom Laufjungen, dort von der Hausmagd, und habe manchen hübschen Anblick, sehe namentlich gern die jungen Herren oder Gehülfen, wie die ehemaligen Ladendiener jezt heißen, in den Modehandlungen die Schaufenster schmücken, und dieß rathe ich Jedem zu beachten. Das Schmücken solcher Schaufenster ist eine Kunst, eine der schönen Künste, die ein sicheres Auge für die Harmonie der Farben und eine genaue Kenntniß von Licht und Schatten im Faltenwurf erheischt. Es ist deßhalb ein Kunstgenuß, dem Künstler zuzusehen, wie er im zierlichen Morgenkleide Haufen sammtener und seidener Stoffe neben und auf einander legt, dann Mantillen, Mäntel und Tücher längs dem Innern des Gewölbes ordnet, je nach Erfordern über Tische breitet, über Stühle oder aufrecht stehende Gestelle, zulezt, seiner Schöpfung Einheit zu geben, kostbare Shawls für die Zwischenräume zu Festons verwandelt. Ist das geschehen, so eilt er auf die Straße, mustert sein Gemälde, die Hand über die Augen haltend, rückt hier, verändert dort und verläßt den Schauplatz seiner Thaten erst, wenn ihm die Lockspeise in der Damenfalle unwiderstehlich dünkt. Alles dieß wiederholt er jeden Tag; das Gemälde von gestern wäre heute veraltet, und die Sache ist wichtiger als sie scheint. Sie begründet und befestigt den Ruf der Handlung, und die Inhaber, die das wissen, belohnen das Talent des Fensterschmückers mit doppeltem Gehalt.

Bin ich vor dem Frühstück am Ausgehen gehindert, so gehe ich nach dem Frühstück oft zum Morgenconcert in den St. James' Palast, wo ich eine Menge Unbeschäftigter treffe, sowohl aus den Seitengäßchen des Westende als aus dem anstoßenden, dicht bevölkerten Westminster. Das Concert ist eine musikalische Unterhaltung vom Werth der gewöhnlichen Theegartenconcerte, nur in so fern von denselben unterschieden, als das Zuhören nichts kostet. Die Gesellschaft kann zwar nicht eigentlich gewählt heißen; da sie aber hauptsächlich aus den untern Schichten besteht und beim Umschwunge unserer Zeitverhältnisse nicht abzusehen ist, wie bald diese die Creme der Gesellschaft, die Untersten die Obersten und die Obersten die Untersten seyn werden, so hüte ich mich bereits, an der Gegenwart der „ungewaschenen Menge" Anstoß zu nehmen. Das Concert findet in einem der offenen viereckigen Hofräume des Palastes statt. Der Platz dient als Parterre mit freiem Eintritt. Die Logen werden von den Fenstern, die Sperrsitze von den Gucklöchern der umstehenden Gebäude, und die Milchstraße von Schönheiten, wie unsere Zeitungen die glänzende Weiberversammlung in der italienischen Oper zu nennen pflegen, von den Dienstmädchen vertreten. Da in der Regel jede der lezteren für Einen oder Mehreren aus dem Haufen ein freundliches oder schelmisches Lächeln hat, so können auch Unbetheiligte sich daran ergötzen. Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß die Musikbande eines Fußgarderegiments das Concert gibt. Am beliebtesten scheint diejenige zu seyn, welche einen riesengroßen Neger zum Cymbelschläger hat. So oft sie spielt, zeigen sich an den Fenstern die meisten weiblichen Köpfe und tummeln sich im Hofe die meisten kleinen Jungen.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Trotzdem wird dieses Volk immer bereit seyn, sich später wieder zu erheben, wenn die Kolbenstöße der Nationalgarde vom 29. und 30. vergessen sind und wenn irgend ein Trieb, ein zündender Gedanke, der unter sie geworfen wird, mag er noch so albern seyn, sie in Bewegung sezt. Die Stimmung des Clerus, der unmittelbar auf sie einwirkt, ist deßhalb für die politischen Verhältnisse Neapels von so großer Bedeutung. In diesem Umstande liegt hauptsächlich der Schlüssel, weßhalb die Wortführer der Bewegung und alle, die sich ihr durch Handlungen und Worte anschlossen, in den ersten Tagen der plötzlich errungenen unermeßlichen Freiheit so schüchtern, so gemäßigt, so bescheiden auftraten. Man wußte die Geistlichkeit theils neutral, theils abhold. Dieß war um so drohender, als der ganze Schweif des alten Regime in der Bureaukratie und im Heere auch noch eine gewaltige Macht besaß und bis auf diese Stunde besizt, wie man daraus sieht, daß in einzelnen Orten Militärkommandanten oder Beamte bis vor wenigen Tagen die Constitution noch gar nicht hatten publiziren lassen. Ein Befehl des Kriegsministers hat ihnen diese Obliegenheit nochmals drohend einschärfen müssen. — Darum wurde auch in den Tagen der großen Demonstrationen überall verbreitet, die Constitution, welche man wolle und erhalten werde, sey die belgische. Es war das wohl eine captatio benevolentiae für den Clerus, diese Hindeutung auf die Constitution eines so eminent katholischen Landes.

Eine andere Ursache dieser Mäßigung, dieser oft anwidernden Versöhnlichkeit gegen die ehemaligen Henker, dieser kriechenden Verherrlichung des eben noch bekämpften Königs mag dann freilich im Charakter der Neapolitaner liegen, in welchem wenig männlicher Ernst und männliches Selbstbewußtseyn steckt. Die Wortführer benuzten das, sie leiteten das

Volk zu diesen Demonstrationen an, sie streuten hundert Flugblätter aus, worin die Mäßigung, die Verehrung der Kirche, der Gehorsam gegen den König, die Religiosität, die Redlichkeit als die Haupterscheinungen constitutionellen Lebens geschildert wurden. So, glaubten sie, müsse der König in seiner neuen Gesinnung bestärkt, müssen die reaktionären Elemente der Gesellschaft entweder versöhnt oder wider die neue Ordnung der Dinge waffenlos gemacht werden.

Die Furcht vor den Lazaronis und ihren Plünderungs-, vor den Oesterreichern und ihren Interventionsgelüsten that das ihrige dazu, der Physiognomie Neapels in den ersten Februartagen etwas gezwungen Lachendes, etwas Mattes zu geben, was mit dem vollen kräftigen Jubel der übrigen italienischen Städte über ihre politische Befreiung unangenehm contrastirte; denn vielen Muth rühmt man den Neapolitanern eben nicht nach. In ihrer Armee haben sie ganz besondere Vorliebe für die Artillerie, die Waffenart, mit welcher man dem Feinde aus möglichst weiter Entfernung beikommen kann. Bei jeder Gelegenheit, beim geringsten Volksauflauf wird die Artillerie requirirt, und diese greift sofort zu den Stücken vom schwersten Kaliber; gewöhnlich operirt sie mit Mörsern und Bomben. Kommt es zum Zusammenstoß, so kann es unter solchen Umständen nicht anders als ganz barbarisch hergehen.

Der Mangel an Muth hängt mit einer andern Charaktereigenthümlichkeit zusammen: jeder Neapolitaner hat etwas vom Polichinell in sich. Er ist in diesem Augenblick nur zu oft politischer Polichinell, und nachdem ihm das tapfere, ernste Inselvolk der Sicilianer die Freiheit mit seinem Blut erkämpft, macht er einen etwas lächerlichen Eindruck, wenn er sich in die Toga der Virtus civilis drapirt. Es kann auch nicht ausbleiben, daß er übermüthig wird, wenn es ihm lange Zeit noch so gut geht, wie in diesem Augenblick. Die Bescheidenheit der ersten Tage beginnt schon jezt nachzulassen, die Blätter werden immer kecker, sie beschweren sich laut über die Unthätigkeit des neuen Ministeriums, sie vertheidigen die Tricolorkokarde gegen die Aeußerung des Königs wider dieselbe, welche in den ersten Tagen des Jubels jedes roth-weiß-grüne Band entfernt hielt. Man denkt an Agitation wider das bevorstehende, wie es heißt illiberale, Wahlgesetz, wider die königliche Befugniß der Pairsernennung und vieles andere.

Eines der neuen Blätter, »la Rigeneratione,« nimmt eine entschieden radikale Farbe an, ein anderes, »Il Tempo,« welches sich an die Spitze der Journalistik zu stellen verheißt, scheint sich seiner Zwecke eben so klar bewußt zu seyn, wenn man nach dem Programm urtheilen darf. »Il Lumo a gas,« ein kleines Pfennigblatt, welches hier die römische Pallade vertritt, hat schon Artikelchen, wie das folgende: „In Konstantinopel soll eine Constitution publizirt seyn auf folgende Grundlagen hin: Die Pairs, welche der Großherr ernennt, werden unter den Serraileunuchen gewählt. — Die Presse wird frei seyn, nur die Druckereien werden verboten. — Das Weintrinken wird den Gläubigen bei den Wahlbanketten freigegeben u. s. w." — Bedeutender ist jedoch der Umstand, daß man plötzlich über den Artikel der Constitution, welcher einen „undurchdringlichen Schleier" über die Vergangenheit wirft, sich empört fühlt, daß man Offenheit von der Regierung verlangt, Offenheit über das, was mit Delcarretto geschehen, was mit den Sicilianern verhandelt wird, daß man laut zu rufen beginnt: »Si alzi il velo!«

(Schluß des zweiten Briefs.)

Epigrammatische Splitter.

An Klopstock.

1.

Mir erglüht im Busen das Herz! — Doch was gelten die Töne
Meiner Leier vor dir, der du die Telyn schlugst!
Hundert Jahr bald sind es, da sangst du in vollen Accorden:
„Müssiger Thor, was that, sage, dein Vaterland dir?
Deiner spott' ich, wenn nicht bei dieses Namens Verkündung,
Heil'ger Erinnerung voll, flammend dir aufschwillt dein Herz.
Siehe das Joch, so Deutschland getragen, das schwere, es sinkt einst;
Ein Jahrhundert nur noch, und das Vernunftrecht, es herrscht!"
Also wahrsagtest du, Sänger! Ich reiche die Hand dir zum Bunde,
Mit mir ein ganzes Volk, Fürsten und Bürger vereint!
Von der Berührung gekräftigt, erllingt meine Laute schon freier,
Neue Weisen, ich fühl's, drängen vom Herzen herauf!

2.

Schon, so sangst du, erglüht in der Fürsten Länder die Asche,
Wird von dem Funken roth, welche der Freiheit entglomm.
Doch die bedrohliche Nähe erschreckt sie nimmer, bis plötzlich,
Was eben Funke noch war, rasende Flammengluth wird.

3.

Einen Riesen nennst du das Volk, wenn solches vom Tode,
Der es umfangen, erwacht und seine Kräfte erkennt.
Denn zu nichtigem Schatten erdrückt es der Könige Allmacht,
Sezt sich selber sodann und sein Gelüst auf den Thron.

Rudolph Marggraff.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Mai.

(Schluß.)

Klemme des Buchhandels. — Die Bürgerwehr. — Der neue Bürgermeister.

Wir haben von großem Glück zu sagen, daß bei der beispiellosen Aufregung der Gemüther, bei der nicht wegzuläugnenden Agitation unruhiger Köpfe und bei dem Bestreben aller Klassen, in diesem Tumult und trübem Durcheinander egoistische Zwecke zu verfolgen, die Ruhe doch nie gestört worden ist. Ein Anlaß dazu wäre vorhanden gewesen, wenn man die Forderungen der Schriftsetzer und Drucker, womit diese die Buchdruckereibesitzer bestürmten, schroff abgewiesen hätte. Die Buchdruckereiherren waren human genug, selbst Forderungen, die auf die Dauer gewährt sie ruiniren müßten, vor der Hand zu genehmigen. Dadurch ward Einstellung der Arbeit, womit die Petirenden drohten, verhindert und aller Anlaß zu müßiggängerischem Umherschlendern, das so leicht Gelegenheit zu weiteren Schritten gibt, beseitigt. Die Druckereibesitzer befinden sich in einer schlimmen Lage, da die neueste Revolution gerade dieses Geschäft außerordentlich in's Stocken gebracht hat; denn außer Zeitungen und Flugschriften wird gegenwärtig so gut wie nichts gedruckt. Eine Menge Pressen stehen bereits still und bald werden nothgedrungen noch mehrere feiern müssen. Auf den Bücherverlag wirkt diese Zeit der Bewegung maßlos lähmend, was die dießjährige Buchhändlermesse schwer empfinden wird. Wissenschaft und Kunst können in einer Zeit, wo bereits die Herrschaft des Schwerts begonnen hat, nicht blühen, und vorerst wird Literatur und Buchhandel die mit so großen Opfern erkaufte Freiheit der Presse nicht sonderlich benützen, wenigstens nicht in lucrativem Sinne benützen können. Das geschriebene Wort reicht nicht mehr hin, die sich rasch drängenden Fragen des Tages zu erledigen. Es herrscht die freie Rede, der sich Jedermann, gut oder schlecht, bedient. Das gesprochene Wort führt schneller und eindringlicher zum Ziele. Selbst die Schriftsteller vom Fach ziehen die freie Rede dem geschriebenen Wort vor, und so geht denn nur das in Tageblätter und Zeitungen über, was eine weitere Entwicklung verlangt, um besser verstanden und gewürdigt zu werden. Alle Literatur ist Tagesliteratur, jeder Schriftsteller Zeitungsschreiber geworden. Für die Entwicklung der Literatur, die mit der neuen Zeit sich ebenfalls um- und neugestalten muß, wird dieß nur vortheilhaft seyn. Der unseligen Fabrikation ist damit auf einmal und hoffentlich für lange Zeit der Lebensnerv abgeschnitten.

Der Ausbruch des Kriegs in Schleswig-Holstein ward auch bei uns mit Begeisterung begrüßt. Die erste Niederlage der Deutschen konnte diese Begeisterung nicht dämpfen, sie steigerte vielmehr die Kampflust und veranlaßte sofort Ausrüstung eines zahlreichen Freicorps, das unter Führung des Dr. Hamm den Holsteinern zu Hülfe eilte. Seitdem sind bald kleinere, bald größere Abtheilungen diesen ersten Freiwilligen gefolgt. Außerdem sahen wir Freischaaren aus Sondershausen, Bayern und Böhmen hier durchziehen, alles kräftige junge Leute, wohl gerüstet und voll Kampfeszuversicht. Die Böhmen trugen auf dem rechten Arm ein weißes Kreuz, auf der linken Brust einen Todtenkopf, was ihnen das Ansehen einer wahren Rächerschaar gab. Der Kampf mit Dänemark, der Krieg in der Lombardei und die blutigen Metzeleien in den östlichen Grenzmarken mögen wohl beigetragen haben zur Beschleunigung unserer Volksbewaffnung, die Anfangs sehr nachlässig betrieben ward. Auch die Unruhen mitten im Lande, die Bauerntumulte und die Verbrennung des fürstlichen schönburgischen Schlosses in Waldenburg forderten dringend eine bewaffnete Volksmacht, um so mehr, da die regulären Truppen wahrscheinlich in sehr kurzer Frist zum größten Theile das Land werden verlassen müssen, um andere Striche Deutschlands decken zu helfen. So ist nun in Stadt und Land die Volksbewaffnung in vollem Gange. Wo keine Flinten oder Büchsen zu beschaffen sind, bilden sich Piken- oder Sensenträger; in Leipzig ist bei den neu Eintretenden die Büchse die beliebteste Waffe. All diese Bürgerwehren stehen unter dem Generalcommando der Communalgarden, haben gleich diesen Dienste zu thun, wenn es verlangt wird, und sind denselben Gesetzen unterworfen. Auch hat man endlich eingesehen, daß eine Communalgarde, welche nur auf beschränkten Gebrauch der Waffe angewiesen ist, eine äußerst schwierige Stellung im Augenblick wirklicher Gefahr hat, und demnach den vollen Gebrauch der Schießwaffe diesem Bürgercorps gestattet. Folge davon ist ein fortgesetztes Exercitium im Feuer und häufiges Zielschießen aus freier Hand. Wer sonst noch Lust und Zeit hat zu andern militärischen Uebungen, wie etwa Bajonettfechten, der kann auch darin Unterricht nehmen.

Leipzig ist ohne Frage in politischer und merkantiler Hinsicht die wichtigste Stadt Sachsens und bedarf schon deßhalb einer kräftigen, aber auch freisinnigen, die Zeit begreifenden obersten Leitung. Bisher, d. h. seit acht oder zehn Jahren, lag dieselbe in der Hand des geheimen Justizraths Dr. Groß, eines schon bejahrten, in allen Regierungsmaximen grau gewordenen Mannes. Gegen seine Befähigung, seinen guten Willen, seinen eisernen Fleiß hatte Niemand etwas einzuwenden, aber es fehlte ihm vom ersten Tage seiner Amtsführung an etwas, das mehr wiegt, als alles Uebrige — das Vertrauen der Bürger. Der grüne Festfrack mit den blanken Regierungsknöpfen ist hier keine gern gesehene Tracht, am wenigsten will man sie sehen bei einem Bürgermeister, der kein Regierungsbeamter seyn soll. Mit der Liebhaberei, diesen unglücklichen Frack bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen, hat Dr. Groß viel verdorben. Mit Beginn der Reformbewegung, in die er ohne Wissen und Willen mit hineingerissen wurde, sah er ein, daß es sich besser für ihn schicke, ein Amt niederzulegen, dessen Führung eine starke jugendliche Hand, einen immer wachen Geist erfordert. Dr. Groß dankte also ab, und die Bürgerschaft berief durch ihr Organ, die Stadtverordneten, den bisherigen jüngsten Stadtrath Klinger, früher Landtagsabgeordneter und als solcher einer der regsamsten Männer der Opposition, an die Spitze Leipzigs. Die Einführung dieses volksbeliebten Mannes veranlaßte einen Fackelzug, der am unzweideutigsten die Gesinnung der Bürgerschaft gegen ihr neues Oberhaupt aussprach. Alle Behörden, die Communalgarde, die Ausschüsse sämmtlicher Vereine, alle Gewerke betheiligten sich daran, so daß ein Zug zu Stande kam, der über eine Viertelstunde lang war und mit seinen zahlreich flatternden Fahnen, den schwarz-roth-goldenen Bannern, den mit gleichfarbigen Schärpen geschmückten Fackelträgern einen prächtigen Anblick gewährte. Die Stelle Klingers als Stadtrath ward durch Wahl der Stadtverordneten dem Advokaten Heimsdorf übertragen, eine Wahl, die von Vielen für nicht besonders glücklich gehalten wird.

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 118. Mittwoch den 17. Mai 1848.

Es ist des Menschen Loos, daß er entweder zu stark mit der Natur verwachsen bleibt, oder sich zu sehr von ihr losreißt, und in beiden Fällen neigt sich der Geist zu Mißbildungen.
Herder.

Bilder aus den Ostseeprovinzen.

(s. Nr. 104—108.)

II.

Je freier ein Volk und die Natur ist, welche es umgibt, desto mannigfaltiger sind die Bildungen, welche äußerlich zu Tage kommen. — Dagegen ein Druck, wie er mit geringen Ausnahmen auf allen Landbewohnern der Ostseeprovinzen lastet, ferner ein Land, welches sich in weiter Fläche neben dem Meere hinstreckt, endlich der im Petersburger Bureau entworfene maßgebende Schnitt für die ganze Nation — das Alles sind Umstände, welche der Entfaltung von Eigenthümlichkeiten wenig förderlich sind.

Aber die für die polnischen Juden gegebene Kleiderordnung hat man noch nicht in verwandter Weise auf das hiesige Landvolk auszudehnen beliebt. Daher trotz alledem eine distriktweise wechselnde Mannigfaltigkeit der Trachten, die wir bei dem Mangel aller sonstigen Freiheit als Ergebniß eines in sich selber reflektirenden und so in gewisser Weise doch frei werdenden Geistes begrüßen. Denn auch das Kleid ist ein Ausdruck des Innern, die Mannigfaltigkeit desselben zeugt von der Beweglichkeit des Geistes, welcher nie still steht und bald in dieser, bald in jener Form erscheint. — Je feiner und innerlicher er auftritt, in der Natur wie im Menschen, desto wechselvoller sind seine äußeren Offenbarungen.

Die tausend Blumengeschlechter, zumal in den tropischen Zonen — welch ein Reichthum von Farbentönen, in denen sich der monotone Begriff der Blume erspaltet! Und in jedem Monat, ja an jedem Tage eine neue Abwechslung, als käme hier eine innere, reflektirende Seele in's Spiel, welche das Blatt der Blume wie eine Wange bald erröthen, bald erbleichen läßt. — Und nun die Thierwelt! Ist es doch, als ob der Flamingo, wenn er sein weißes Gefieder erst in Purpur und dann in Scharlachroth verwandelt, gleich einem Vogelstutzer absichtlich verschiedene Gewänder anziehen wollte. — In der Menschenwelt wird der Geist so fein und beweglich, daß er die hartnäckigsten Stoffe bezwingt und sie zu Formen für seine Innerlichkeit benutzt. Stein, Gold, Feder, die ganze Natur tritt als Spenderin für den auf Wechsel sinnenden Geist auf und verwandelt sich, indem Alles, was in die Nähe des Gedankens tritt, höhere Bedeutung erhält, in eine Allegorie, in eine beziehungsreiche Folie. Wir spüren, hier waltet Freiheit.

Aber nur zu oft artet diese in Willkühr aus. Die Formen, welche uns ein Pariser Modejournal zeigt, sind meist weiter nichts als der Einfall eines Leithammels, welchem eine ganze Heerde gedankenlos nachtanzt. Aus der ungeheuren Masse von Formen erfolgt am Ende eine Formlosigkeit, in der man vergeblich nach einer Norm forscht, aus der sich diese Vereinzelungen erklären ließen. — Am meisten treffen wir diese Erscheinung in der höhern Gesellschaft an, in welcher der Geist völlig losgerissen ist von seiner Naturwüchsigkeit. Kommt nun noch, wie in nördlichen Landen, die Feindseligkeit der Natur hinzu, gegen die man sich den größten Theil des Jahrs über kastellähnlich durch dicke Mauern und künstliche Ofenwärme sichern muß, so verfällt der Geist, wenn er nicht durch ernstliche Zwecke Beruhigung findet, in fabelhafte Launenhaftigkeit.

Es ist bekannt, daß nirgends mehr als in Rußland Toilette gemacht wird, und namentlich in Petersburg, wo man nicht allein gegen ein rauhes Klima, sondern auch gegen einen Sumpf zu kämpfen hat, herrscht die Modelaune ganz grenzenlos, so daß in der Eile, mit welcher Kleider, Möbeln, ja selbst die Sprachen (russisch, deutsch, französisch, englisch, italienisch 2c.) mit einander abwechseln, an gar keine Solidität und Stetigkeit zu denken ist. Alles hat in dieser Hinsicht einen sich überstürzenden und revolutionären Anstrich, und es wäre die Frage, ob nicht diese sogenannte höhere Gesellschaft, wenn ihr die Mittel zu diesen Umwandlungen entzogen würden, urplötzlich und eben so eifrig politische als bloße Kleiderwechsel verfolgte, obwohl sie sich gegen erstere im Einverständnisse mit den Regierungsgewalten dermalen auf's eifrigste erklärt.

Naturgemäßer sind die äußern Erscheinungsformen auf derjenigen Stufe der Menschheit, wo der Geist mit der ihn umgebenden Natur in steter Wechselbeziehung bleibt, so daß die Dauer und Beständigkeit derselben auf ihn übergeht. Ein Tiroler, welcher am Gebirge emporsteigt und Felsspalten überspringt, schürzt sich so knapp als möglich und deutet die physischen Höhen, nach welchen er strebt, durch eine Feder am Hute an.

Sobald in diesem Verhältnisse von Geist und Natur leztere überwiegt, erscheint sie in einem Volkscharakter oft so vereinzelt, daß sie wie in der Thierwelt Affen- und Bärenmerkmale annimmt. — So gibt es leider noch in Deutschland Bezirke, wo die Einwohner einen so häßlichen und dermaßen naturwüchsigen Dialekt handhaben, daß sie jeden, der mit reiner, allgemeindeutscher Sprache an sie herantritt, für einen Ausländer halten und sich deßhalb berechtigt glauben, ihn aus ihrer egoistischen Abgeschlossenheit zu behandeln, d. h. zu betrügen und zu übervortheilen. — Unsere Zeit scheint solche Uebelstände durch einen Anlauf nach dem Allgemeinmenschlichen beseitigen zu wollen, obwohl man hierin auch zu weit gehen kann. Dampfschiffe und Eisenbahnen ziehen Provinzen und Völker wie ein Compendium zusammen, nur daß wir in diesem am Ende mehr Begriffe als charakteristische Eigenthümlichkeiten lesen.

Die spinnende Industrie hat mit ihrem Netze diese seitabliegenden Ostseeländer noch nicht überzogen und ihre Besonderheiten erstickt. Rußland mit seiner Staatsmechanik möchte das, aber das geht doch nicht gleich so schnell. Der Arm, welcher von Petersburg in die Provinzen hinein ragt, ist so lang, daß das Auge des Kabinets, troz seiner Scharfsichtigkeit, die Faust nicht mehr entdeckt. Sicher wäre es der rationalistischen Intelligenz in der Nähe möglich gewesen, wenn dieselbe, um zu absorbiren, sich dem unentwickelten Volksgemüth genähert hätte. Aber seit Deutschthum und Lettenthum neben einander bestehen, fand keine Annäherung durch das Mittel der Bildung statt. Der dominirende Künstler bediente sich zu seinem Zwecke bloß der rohen Menschenkraft, wie sie nach der Außenwelt hin durch handgreifliche Arbeiten zu Tage kommt, und überließ dem Volksgeiste die überlieferte Sitte, welche sich gewohnheitsmäßig fortpflanzte, ohne durch fremdartige Einflüsse Veränderungen zu erleiden.

(Fortsetzung folgt.)

Spaziergang durch London.

(Fortsetzung.)

Wen nach dem Concert nach anderweitigem militärischem Spektakel gelüstet, der braucht nicht weit zu gehen, um im Hofe des Kriegsministeriums Zeuge der täglichen Ablösung der Wache zu seyn. Sie kommt aus der Kaserne, über Charingcroß, Whitehall herab und nimmt sich gut aus. Voran ein Trompeter, der sonderbar genug mich stets an den Lordkanzler erinnert, und zwar weil es keine größere Aehnlichkeit gibt als die der goldenen Quaste an seiner Trompete mit der goldenen Troddel an dem Netzbeutel, worin Lezterer das große Siegel verwahrt; dann die Vedetten, den Karabiner auf dem rechten weißledernen Schenkel, kampfgerüstet, gleich als erwarteten sie einen Angriff von dem Einzigen, der Lust bezeigt sie anzugreifen, von dem Löwen mit ausgestrecktem Schweif, der auf dem Palaste des Herzogs von Northumberland Wache hält. Ihnen folgen zwei oder drei Offiziere, halb verschwindend in ihren steifen Stiefeln, glänzenden Panzern und funkelnden Helmen, jedenfalls hoch überragt von den riesigen, breitschulterigen Reitern, die zwei und zwei in gemessenem Schritte einherziehen auf ihren schönen, schweren, schwarzen, langschweifigen Rossen mit goldenem Zaumschmuck und weißen Vließen zu Satteldecken. Es ist ein kriegerischer Anblick, wenn Panzer, Helme und Schwerter im Sonnenschein blitzen. Rasselt eine solche Schaar in den Feind, so müssen seine Donner schweigen. Für jezt ist es bloß eine friedliche Ablösung. Zwei Mann hoch ist die Wache im Hofraum aufgeritten, die Ablösung ordnet sich ihr gegenüber; mit einer Fanfare grüßen die Trompeten; in demselben Moment erheben die gegenseitigen Offiziere ihre Schwerter, neigen sie bis zum Steigbügel und erheben sie wieder; die Standarten senken sich, auf's Neue schmettern die Trompeten, und die Ceremonie ist zu Ende.

Von nun an bis zur Tischzeit hat Niemand Langeweile zu fürchten. Auf Trafalgarsquare oder Charingcroß am Fuße der Nationalgalerie ist Tag für Tag — Sonntags ausgenommen — gegen beliebige Gabe „die glückliche Familie" zu sehen, ein zu freundschaftlichem Zusammenleben vermochter Verein feindlich gesinnter Thiere, eine Katze, die sich ruhig von einer Maus necken läßt, eine Taube, die furchtlos neben einem Geier, ein Iltis, der neben einer Henne sitzt. Welcher Stoff zu Betrachtungen über die Gewalt der Civilisation! Er ist mehr goldene Guineen werth als der Thierzähmer kupferne Pence erhält, für deren jeden er demüthig dankt. Ein anderer Triumph des Menschenwitzes rollt vorüber. Batty, der Reitkünstler und Rossebändiger, lenkt vierzehn muthige Pferde vom Bocke. Hinter ihm im Wagen sitzen fünf oder sechs Mitglieder seiner Truppe, seines corps dramatique. Die Frauen lächeln, die Männer scherzen. In ihren Seelen, in ihren Zügen ist keine Ahndung von Gefahr. Batty hält ja die Zügel und zwei Vorreiter sind ihm genügender Schutz gegen Zufälligkeiten aller Art. — Der Wanderer kommt zur St. Jamesstraße. Zwanzig Schritte von ihm vor einer Schenkwirthschaft steht eine Barutsche mit Doppelgespann; der Kutscher fehlt. Er und wahrscheinlich auch der Lakai sind in's Haus gegangen, um einen Schluck zu thun. Die Zügel hängen locker an der Wagenlaterne; ein neuer Beweis tüchtiger Schule. Doch nein, die Pferde fühlen die Abwesenheit des Führers, beißen auf's Gebiß, setzen sich in Trab, fallen mit der Schnelligkeit der Freiheitsempfindung in Galopp, sprengen davon, daß Funken sprühen, und just vor Crockfords Clubhaus stürzen sie nieder. Der Laternenpfahl hat das Hinterrad gefaßt, der Ruck den Wagen um, die Pferde zu Boden geworfen. Kein Zweifel, die Pferde sind todt, der Wagen zersplittert. Der Spaziergänger beschleunigt den Schritt; aber schon ehe er naht, stehen die Clubbisten von Crockfords an der Thür, die Mitglieder von Brookes gegenüber in ihrem weiten Bogenfester und rothbewestete Diener bei den gefallenen Pferden. Jeder greift zu; zwei fassen die Zügel, andere hängen die Stränge aus, andere lüften den Pferden die Köpfe. Sie springen auf, schnauben, schütteln sich; der Freiheitsschwindel ist verflogen und glücklicherweise ohne Gliederbruch. Auch der Wagen ist nur wenig beschädigt und der Wanderer, der von alledem Augenzeuge war, hat am nächsten Morgen beim Lesen der Zeitung Gelegenheit, die Phantasie eines Zwölfpfennigzeilenschreibers zu bewundern.

In Piccadilly, nicht weit von der St. James' Straße, wohnen reiche Leute und Herzoge. An der Schwelle eines ihrer Häuser bricht ein armer Mann zusammen. Der Spaziergänger sieht ihn sinken. Er sinkt, er fällt nicht, wie betrügerische Bettler thun, denen dann künstliches Blut aus Mund und Nase tropft. Krankheit oder Hunger hat ihn übermannt; die Augen sind halb geschlossen, die Lippen todtenbleich und Schweiß bedeckt die Stirn. Ein oder zwei Gesichter erscheinen am Fenster des Hauses und ziehen sich schnell zurück. Nicht lange, so geht die Hausthür auf; ein gepuderter Diener in stattlicher Livree tritt einen Schritt vor und forscht rechts und links, ob kein Polizeidiener komme, der für Fortschaffung des Mannes sorgen werde. Wohlgekleidete Herrn und Damen gehen vorüber; sie beachten den Mann nicht. Aber ein Herr in staubfarbenen Kamaschen, einen seidenen Regenschirm unter'm Arm, bleibt stehen, fühlt dem Manne den Puls, schüttelt den Kopf und entfernt sich. Das Kopfschütteln soll sagen, der Mann sey ein heuchlerischer Bettler. Die Hausmagd hat von der in die Küche führenden Straßentreppe das Kopfschütteln bemerkt; sie glaubt ihm nicht und reicht durch die Stäbe des Eisengitters einem gaffenden Jungen ein Glas Wasser, es dem armen Manne zu geben. Da führt der Heimweg zum Mittagessen einen Trupp Männer herbei. In leinenen oder wollenen Jacken kommen sie eben von der Arbeit, plaudern und pfeifen. Wie sie den Mann gewahren, umringen sie ihn, heben ihn auf, setzen ihn bequemer; einer ist fortgesprungen und kehrt im Nu zurück; aus der nächsten Schenkwirthschaft bringt er einen Krug heißes Ale mit Ingwer. Er läßt den armen Mann trinken, und dankend schlägt dieser die Augen auf.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Altona, Mai.

Schleswig-holsteinische Zustände.

Was zu erwarten stand, ist eingetroffen: die Bundestruppen brauchten sich kaum zu zeigen, um gleich dem Kampf in den Herzogthümern ein Ende zu machen; nicht einmal einer großen Schlacht bedurfte es, die Sache war schon mit Gefechten abgethan. So groß war der Schrecken der Dänen, den ihnen der bloße Anblick der Bundestruppen einjagte, daß die von ihnen vor Schleswig und zwischen diesem und Flensburg eingenommenen, sehr festen Positionen augenblicklich verlassen wurden, als die Preußen mit einem Hurrah heranstürmten. Durch dieses völlig unerwartete Aufgeben einer Stellung, die so lange vor-

her, doch gewiß zum Behuf der Behauptung, vorbereitet worden war, mißlang sogar der vom General Wrangel entworfene Kriegsplan, nach dem dieser mit den Preußen das Centrum bildend, die das Danewirke genannte Verschanzung angreifen und wo möglich erobern sollte, während die Truppen der Herzogthümer die Dänen zur Rechten, die Hannoveraner und andere Bundestruppen zur Linken umgingen und so den Feind gleichsam in den Sack nahmen. Durch die eilige Flucht der Dänen gewann man aber nicht die erforderliche Zeit, um die Umgehung bewerkstelligen zu können, und so rettete dießmal die Feigheit eine Armee vom gänzlichen Untergange. Es muß bei dieser Gelegenheit bemerkt werden, daß einzelne dänische Corps mit großer Tapferkeit fochten und den ihnen gegenüberstehenden Bundestruppen empfindliche Verluste beibrachten. Durch diesen fast zu schnellen Sieg der Preußen entstand sogar einige Spannung zwischen den verschiedenen Armeecorps, und es sollen namentlich die Hannoveraner unter dem General Halkett sehr aufgebracht darüber gewesen seyn, daß die Preußen den Ruhm des Tages für sich allein in Anspruch genommen. Die Schuld der Flucht und Niederlage sonst braver und wohleingeübter Truppen trägt aber ganz allein die dänische Regierung, die von vorn herein die ganze Nation, und somit auch die Truppen, mit einem Gewebe von Trug und Lüge umspann und sie über ihre wirkliche Stellung dem gesammten übrigen Europa gegenüber schmählich täuschte. Es liegt wohl kaum in der Geschichte das Beispiel eines so groben, und trotz seiner Handgreiflichkeit gelungenen Betrugs von Seiten einer Regierung vor, als der, den die dänische Regierung sich gegen ihre armen Unterthanen erlaubte. Nicht nur wurden durch die Geschichte und geschlossene Traktate beglaubigte Thatsachen in Bezug auf die gerechten Forderungen der Herzogthümer entstellt, sondern die fanatische dänische Propaganda nahm zu offenbaren Unwahrheiten ihre Zuflucht. So verkündete sie den Dänen bald von den Russen, bald von den Engländern, bald von ihrem Erbfeinde, den Schweden, ja sogar von den Preußen Hülfe und Unterstützung, und um die armen Soldaten in's Feuer zu jagen, wurde ihnen erst gesagt: die Preußen kämen gar nicht; dann, als diese trotzdem in die Herzogthümer eingerückt waren, hieß es: es wären nicht wirkliche Preußen, sondern Freischärler, die sich in preußische Uniform gesteckt, um sie zu täuschen; und um der frechen Lüge die Krone aufzusetzen, wurde sogar in dänischen Blättern die Behauptung aufgestellt: die Preußen wären zwar nun wirklich da, aber nur gekommen, dem Könige von Dänemark behülflich zu seyn, das in die Herzogthümer eingedrungene Gesindel (die Freischaaren) zu vernichten — Als diese Lügen nicht mehr fruchten wollten, nachdem die Bundestruppen, die für die Dänen alle Preußen heißen, in manchen kleinen Gefechten sich als wirkliche Feinde dargethan hatten, suchte man die armen Soldaten durch die Furcht zu einem Kampfe der Verzweiflung anzuspornen, indem man ihnen vorspiegelte: die Preußen gäben keinen Pardon, sondern ließen alle Kriegsgefangenen unter Martern hinrichten. Man stelle sich also das Erstaunen und die Freude der armen Bursche vor, als sie sich, in Gefangenschaft gerathen, mit Milde und Güte behandelt sahen. Als das Großartigste im Punkte der Lügen muß aber die bekannte Antwort des dänischen Kriegsministers Tscherning an den kommandirenden General Hedemann, auf dessen Rapport über die völlige Niederlage seiner Armee am Ostersonntag vor Schleswig, angesehen werden. Der dänische Heerführer hatte natürlich den Kriegsminister nicht täuschen können noch wollen, er hatte diesem die Niederlage der Armee vor Schleswig, die Räumung dieser Stadt und Flensburgs, die wildeste Flucht und gänzliche Auflösung seines Heers der Wahrheit gemäß gemeldet. Und auf eine Meldung der Art erließ der Herr Kriegsminister die ewig denkwürdige Antwort, die mit den Worten beginnt: „Herr General, Ihr gestriger Rapport war mir im höchsten Grade willkommen und beruhigend. Ich und alle Bewohner der Hauptstadt theilen uns in die allgemeine Freude über Ihre und Ihres braven Armeecorps glückliche Ankunft auf der Insel Alsen."

Indem ich dieses schreibe, gibt es, außer auf der Insel Alsen, wohin sich die Trümmer der dänischen Armee mit Hülfe ihrer Flotte geflüchtet, keinen dänischen Soldaten unter Waffen in den Herzogthümern mehr, und die Bundestruppen haben bereits die jütländische Grenze, die Königsaue, überschritten. Sie stehen bei Kolding auf wirklich dänischem Boden, was den Beweis liefert, daß man in Feindesland den Frieden erzwingen und durch die Einnahme Jütlands bis zum Iseford und bis nach Skagen, der nördlichsten Spitze hinauf, den Krieg fortsetzen will, woran bis jezt immer gezweifelt wurde. Zugleich werden von dem hannöverschen General Halkett Anstalten getroffen, die Dänen von der, etwa nur eine halbe Stunde vom Festlande entfernten Insel Alsen, dem Stammsitz der Augustenburger, wieder zu vertreiben, was wohl, der bei der Insel stationirenden Kriegsschiffe wegen, das schwierigste und zugleich gefährlichste Unternehmen in diesem Kriege seyn dürfte, was auch der deutsche Heerführer weder sich noch seinen braven Truppen verhehlt. Indeß kann man den Dänen diese Insel nicht lassen, man muß sie, ihrer Lage wegen, ihnen um jeden Preis abzunehmen suchen. Von dort aus könnten sie, von ihrer Flotte unterstüzt, die ganze Ostküste im Schach halten und täglich Raubzüge unternehmen. Bei dem gänzlichen Mangel an Seeschiffen würde dieses Unternehmen vielleicht unmöglich seyn, wenn die Bundestruppen nicht so wacker von den Bewohnern der Herzogthümer unterstüzt würden, wovon die, welche an der Küste leben, die vortrefflichsten, kühnsten und erfahrensten Schiffer sind. Man wird auf den kleinen Küstenschiffen die Ueberfahrt nach Alsen unternehmen und das Uebrige der Tapferkeit der deutschen Truppen überlassen müssen. — Indeß ist bereits Aussicht zu einem nahen Friedensschlusse und zum Sturz der Partei in Kopenhagen vorhanden, die König und Volk in dieses für das Land unabsehbare Elend gestürzt hat. Das Haupt dieser Partei ist Orla Lehmann, dessen Muth jezt, nach seinen erfolglosen Bemühungen in England, so wie durch die gänzliche Niederlage der Armee, gebrochen seyn wird. Wenn man in den Herzogthümern wiederholt die Behauptung aufstellte, daß der König nicht frei sey, daß er, in sich machtlos, sich zum blinden Werkzeug der dänischen Propaganda habe herleihen müssen, so ist diese Behauptung auf Wahrheit begründet. Zuerst suchte man den König über die Stimmung in den Herzogthümern zu täuschen; als er aber seinen Einzug in die Stadt Schleswig hielt, den man ihm als einen ihm bevorstehenden Triumphzug geschildert hatte, und durch leere Gassen, durch Reihen fest verschlossener Hausthüren hinritt; als kein Freudenruf, kein Gruß ihn bewillkommte, als Todtenstille ihn umgab, brach er in Thränen aus und beklagte sich bitter über die Täuschung, die man sich gegen ihn erlaubt habe. Ja, sein Schmerz und sein Unwille waren so groß, daß er die Stadt augenblicklich und zwar krank wieder verließ und sich nach Jütland zurückzog, statt sich, wie er gewollt, an die Spitze seines damals noch siegreichen Heeres zu stellen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 9. Mittwoch den 17. Mai 1848.

[59] **System**
der
Physiologie.
Von
K. G. Carus.
Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.
Erster Theil.
Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Mit dem so eben ausgegebenen **vierten Hefte** ist der **erste Theil** dieses trefflichen Werks in der neuen Auflage **vollständig**; der zweite Theil wird ebenfalls vier Hefte umfassen, die in rascher Folge geliefert werden sollen.

Leipzig, im Februar 1848.
F. A. Brockhaus.

---

[41] Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck.
Neuestes Werk von H. C. Andersen.
Ahasverus.
2 Bde. A. u. d. Titel:
Gesammelte Werke 29. und 30. Band.
Preis à 30 Ngr. = 1 fl. C.-M. = 1 fl. 12 kr. rhein.

---

[108] In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Politische Denkwürdigkeiten
aus Oelsner Schriften
herausgegeben von Dr. G. Oelsner-Monmerqué.
gr. 8. fein Velinpap. geh. Preis $1\frac{1}{6}$ Thlr.
Bremen, April 1848.
Franz Schlodtmann.

---

[111] Im Verlage von Alexander Duncker, königl. Hofbuchhändler in Berlin, ist so eben erschienen:
Emil Frensdorff,
Männer und Frauen des Auslandes,
2te Lieferung. **Lamartine. Töpfer.**
gr. 8. eleg. geh. 8 Sgr.

Brommy, R., Fregatten-Capitain. DIE MARINE. Mit 12 Abbildungen, 1 Flaggenkarte und 9 Tabellen. gr. 8. geh. 1 Thlr. 24 Sgr.

DAS NIBELUNGEN LIED. Translated into english verse after Professor Lachmann's collated and corrected text by **Jonathan Birch.** Ausgabe Nr. I. gr. Lexicon. geh. 2 Thlr. 20 Sgr. No. II. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Geibel, Emanuel, Gedichte. 11te Auflage. 16. eleg. geh. 1 Thlr. 24 Sgr. Eleg. geb. mit Goldschnitt $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Kopisch, A., Allerlei Geister. Mährchenlieder, Sagen und Schwänke. 16. eleg. geh. 1 Thlr. 6 Sgr.

Morajn, L. von, Gedichte. 8. eleg. geh. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Feldmarschall Derfflinger. Ein soldatisches National-Lustspiel auf historischem Boden. 8. eleg. geh. 18 Sgr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Gräfin Faustine. 3te Auflage. 8. eleg. geh. 2 Thlr.

---

[60] So eben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Guy von Waleis der Ritter mit dem Rade, von Wirnt von Gravenberg. Uebersetzt von Wolf Graf von Baudissin. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Februar 1848.
F. A. Brockhaus.

---

[112] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Sechs theologisch-politische
Volksreden
von
David Friedrich Strauß.
gr. 8. geh. Preis $7\frac{1}{2}$ Ngr. oder 24 kr.
Stuttgart und Tübingen, den 10. Mai 1847.
J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[110] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:
Dinglers
Polytechnisches Journal.
Neunundzwanzigster Jahrgang.
Der aus 24 Heften bestehende Jahrgang dieses Journals kostet 9 Rthlr. 10 Ngr. oder 16 fl.
Erstes Aprilheft.

Inhalt: Wasserstandszeiger für Dampfkessel, von Newton in London. Mit Abbild. — Verbesserungen an Eisenbahnwägen, von Lowe und Simpson zu Manchester. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Konstruktion der Eisenbahnwagen von Berger in London. Mit Abbild. — Selbstwirkender Oelapparat für Eisenbahnwagen, Dampfschiffe und Maschinen aller Art, von R. Busse. Mit Abbild. — Ueber die Konstruktion der zu Allans Schornsteinkappe gehörigen archimedischen Schraube, von Schöpveler. Mit Abbild. — Vorrichtung zum Füllen der Getreidesäcke, von Gilbert. Mit Abb. — Ueber eine neue Lampe von Carrau. Bericht von Silvestre. Mit Abbild. — Ueber die Konstruktion eines allgemeinen Elektrophor-Apparates, von Winter. — Ueber die Anwendung der Gutta-percha zur elektrischen Isolirung, von Faraday. — Ueber

[88] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefwechsel zweier Deutschen

herausgegeben
von

Paul Pfizer

im Jahr 1832.
Zweite Auflage.
8. Preis 1 Rthlr. 15 Ngr. oder 2 fl. 24 kr.

Inhaltsübersicht:

I.

1ster und 2ter Brief.	Werth und Bedeutung der deutschen Philosophie.
3ter und 4ter Brief.	Das Absolute und die Welt als Probe deutscher Realphilosophie.
5ter und 6ter Brief.	Freiheit und Nothwendigkeit.
7ter und 8ter Brief.	Religion und Unsterblichkeit.
9ter und 10ter Brief.	Offenbarung und Christenthum.
11ter und 12ter Brief.	Verhältniß der Philosophie zur Poesie und Bedeutung der Kunst im Allgemeinen, sowie Dichtkunst in'sbesondere.

II.

13ter und 14ter Brief.	Gegenwärtiger Zustand Deutschlands in Beziehung auf Literatur, Kunst, Staat und Leben.
15ter und 16ter Brief.	Kosmopolitismus und Nationalität.
17ter und 18ter Brief.	Stellung von Oesterreich und Preußen gegen das übrige Deutschland.
19ter bis 21ster Brief.	Blicke in Deutschlands Zukunft mit Gründen für und wider die Hoffnung einer festeren Vereinigung der deutschen Staaten. — Poetischer Anhang.

Wir wollen das vorstehende Werk nicht empfehlen, weil es einer Empfehlung nicht bedarf, nachdem das Urtheil der Nation sich seit bald zwei Decennien über dasselbe ausgesprochen hat.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Humboldt's Kosmos zweiter Band.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kosmos.

Entwurf
einer physischen Weltbeschreibung
von
Alexander von Humboldt.
Zweiter Band.
gr. 8. broch. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

Allgemeine Uebersicht des Inhalts:

A. Anregungsmittel zum Naturstudium. 1) Dichterische Naturbeschreibung. — 2) Landschaftmalerei. — 3) Cultur exotischer Gewächse. B. Geschichte der physischen Weltanschauung. 1) Das Mittelmeer als Ausgangspunkt der Versuche ferner Schifffahrt gegen Nordost, Süden und Westen. — 2) Feldzüge der Macedonier unter Alexander dem Großen. — 3) Zunahme der Weltanschauung unter den Lagiden. — 4) Römische Weltherrschaft. — 5) Einbruch des arabischen Volksstammes. — 6) Zeit der großen oceanischen Entdeckungen. — 7) Zeit der großen Entdeckungen in den Himmelsräumen durch Anwendung des Fernrohrs. — 8) Vielseitigkeit und innigere Verkettung der wissenschaftlichen Bestrebungen in der neuesten Zeit. — Anmerkungen und Inhalts-Uebersicht der Bände I und II des Kosmos.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Anton Klein
Militärkarte von Deutschland
in 25 Blatt

herabgesetzter Preis 25 fl. oder 15 Rthlr.
jedes Blatt einzeln 2 fl. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

Diese Militärkarte ist notorisch eine der besten, welche Deutschland besitzt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Geschichtliche Darstellung
des

Galvanismus

von

Otto Ernst Julius Seyffer,

Philos. Doctor.

8. brochirt Preis fl. 5. oder Rthlr. 3.

Durch die Entdeckung des Galvanismus trat das gesammte Gebiet der Physik in eine neue Aera ein, es wurde eine ganz neue Welt von Erscheinungen aufgeschlossen, welche nicht allein für die Wissenschaften von der grössten Wichtigkeit waren, sondern auch für das praktische Leben unendlichen Nutzen stifteten. Was diese Lehre für die Zukunft noch werden dürfte, kann kaum geahnt werden, wenn man bedenkt, wie viele neue merkwürdige Erscheinungen und Räthsel jedes Jahr noch daraus hervorgehen. Der Herr Verfasser hat es unternommen, eine Geschichte dieser wichtigen Lehre, welche vor allen andern Theilen der Physik ein schönes Beispiel der Entwicklung der Wissenschaften in diesem Jahrhundert abgibt, zu bearbeiten, um einestheils ein klares Bild des Gegenstandes zu geben, anderntheils um aus der Unzahl von Thatsachen das festzustellen und zu begründen, was in der Sache bis jetzt geleistet wurde. Die streng wissenschaftliche Haltung des Ganzen, die umfassende Uebersicht über die gesammte galvanische Lehre, ohne das kleinste Detail derselben zu übergehen, und die genaue Literaturgeschichte macht es zu einem für jeden Physiker auch wegen der darin vorkommenden ausführlichen Geschichte der Elektrochemie für den Chemiker unentbehrlichen Handbuche, während z. B. die Geschichte der elektrischen Telegraphen, der technischen Anwendung der Elektrochemie u. s. w. für Laien und Techniker von grossem Interesse ist.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[113] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat April 1848.

Grössere Aufsätze.

Skizzen aus Tumale in Centralafrika. Anhang: Tomlong. — Die Regentschaft Tripoli. — Polen. — Die Verlegenheiten Englands. — Die Höhlen und die unterirdischen Seen bei Kurmanajewa im G. Orenburg. — Die Entwicklung Nordamerikas. — Literarisches aus Neapel. — Die Sklavenhandelspolitik Englands. — Einige Sitten der Fidschi-Insulaner. — Ein Besuch der Höhlen des Tschatyrdag in der Krim. — Aus Apulien. 1. Leece, Spoleto, Castro, die große Stalaktitengrotte Zinzinnusa, Otranto. — Der Hudson und der Rhein. — Das Christusgrab und Golgatha. (Von Titus Tobler.) — England und Italien. — Bestandtheile der Bevölkerung Nordschottlands. Erster Abschnitt. Zweiter Abschnitt. — Die Klöster in Jerusalem. (Von Titus Tobler.) — Alexander Dumas. — Die Furcht vor den Indiern in Meriko. — Bericht über den gegenwärtigen Zustand der Bevölkerung der Provinz Matto Grosso. — Die ethnologische Gesellschaft in Amerika. — Jerusalems Handel und Gewerbe. (Von Titus Tobler.) — Die Florentiner Zeitungen. — Sittlicher Zustand in Jerusalem. (Von Titus Tobler.) — Louis Blanc. — Ueber die Gebirgszüge und die deutsch-lombardischen Seitenthäler im Süden und Osten Tirols. — Der Katechismus der Ansarier.

Chronik der Reisen.

Castrens Reise in Sibirien. — Reisen und Forschungen in Aegypten und Nubien. (Von Ampère.) VIII. Oberägypten: Silsilis, Ombos, Syene, Philä.

Kleinere Mittheilungen.

Ethnographische Nachrichten aus Rußland. — Die Lage der Theater in Paris. — Ein Schreiben Abdelkaders. — Nachrichten über die serbische Literatur. — Die Minen von Cerro de Pasco. — Die Kupferausfuhr aus Arica. — Erzeugnisse der peruanischen Provinz Carabaya. — Der Runkelrübenzucker in Frankreich. — Berangers Lied an Manuel. — Englische Nachrichten über assyrische Denkmäler. — Verdienter Sturz. — Eine Guanomine in England. — Die Ureinwohner des Subhimalaya. — Zurückgehen der Insel Portoriko. — Chloroform in den Manufakturen. — Der Fall des Jordan. — Ertrag der Paris-Orleans-Eisenbahn. — Ueber die buddhistische Architektur Indiens. — Getreideausfuhr aus Rußland im vorigen Jahre. — Klima von Fu-tschou-fu. — Racenkampf in Südamerika. — Die Bürgerinnen in Frankreich. — Die Fluth im irischen Meere. — Die Regierung von Majo. — Layards Werk über Ninive. — Die römische Zeitungspresse. — Betrieb des Sklavenhandels. — Der Rückkauf der Eisenbahnen in Frankreich. — Die langerwartete chinesische Dschunke in England angelegt. — Ueber die Einwohner von Fu-tschou-fu. — Die Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek. — Eine neue Art galvanischer Batterie.

* * *

Preis des Jahrgangs 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Einleitung

in die Schriften des neuen Testaments.

Von

Dr. Joh. Leonhard Hug.

Vierte Auflage.

Durch Abänderungen, Zusätze und Citate des seligen Verfassers verbessert und vermehrt.

2 Thle. gr. 8. broch. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr. 6 Ngr.

Die seltene Anerkennung, welche Hug's Einleitungswerk bei den gelehrten Theologen aller Confessionen in und außerhalb Deutschland gefunden, gibt uns das zuversichtliche Vertrauen, es werde eine neue Auflage, die wir hiermit anbieten, als eine höchst erfreuliche Erscheinung begrüßt werden. Das Bedürfniß einer neuen Edition schien den Männern vom Fache um so dringender geworden zu seyn, je mehr die neutestamentliche Kritik in jüngster Zeit theilweise von dem ihr zugehörigen Standpunkte abgekommen ist. Der kritische Standpunkt Hug's ist, was Grundlage und leitendes Prinzip betrifft, der historische, welcher bei Fragen geschichtlicher Natur, wie es die der biblischen Kritik durchweg sind, der allein richtige ist und einzig zu wahren Resultaten führen kann. Indem sich seine kritischen Forschungen auf einer historischen Basis bewegen, so ist er eben dadurch zum biblischen Apologeten geworden, und dieß bezeichnet weiter den Standpunkt seiner Kritik in Anbetracht ihres Zieles und ihrer Resultate, daß sie einen apologetischen Charakter hat. Diese vierte Auflage seines Einleitungswerkes ist noch von ihm selbst zum Drucke vorbereitet worden. Die Abänderungen und Zusätze, welche im Titel angezeigt sind, fallen größtentheils dem ersten Theile zu; aber es sind hier, wie im zweiten Theile, die Grundansichten der früheren Auflagen ohne irgendwelche Modifikationen festgehalten, indem sie der selige Verfasser auch nach wiederholter sorgfältiger Prüfung noch als sichere Ergebnisse anerkannte.

(Ausführlicheren Bericht über dieses Werk in der Freiburger Zeitschr. für Theologie, Jahrg. 1847. Heft 1.)

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 119. Donnerstag den 18. Mai 1848.

Adspicimus varios hominumque urbisque labores.
Virgil.

Spaziergang durch London.

(Schluß.)

Inzwischen haben die Andern freundlich zu dem armen Manne gesprochen. Jetzt fragt Einer, wo er wohne; ein schmerzliches Zucken fliegt über seine Züge; er flüstert, daß er keine Wohnung habe, keine Stätte, seine Haupt hinzulegen. „Nun denn!“ ruft einer der Jackenmänner, nimmt den Hut vom Kopfe und hält ihn im Kreise des versammelten Haufens Jedem vor; „dem armen Teufel hier geht's schlecht, er hat keine Wohnung, nichts zu nagen und zu beißen; gebt ein paar Pence, ein Cab zu bezahlen; Keiner wird sie vermissen.“ Wer einen Penny in der Tasche hat, schämt sich ihn zu verweigern; es fallen auch Silberstücke in den Hut. Ein Cab wird geholt. „Ich wohne dem Marylebone-Arbeitshause am nächsten,“ sagt einer der Arbeiter und steigt nach dem armen Manne ein.

Auf der andern Seite des Holbornhügels, welche unser Spaziergänger gewählt, geht ein ältlicher Herr. Ein schönes seidenes Tuch hängt ihm aus der Rocktasche; es scheint zu fragen, wer will mich? Ein Mensch mit schnellen Fingern hat bereits sich genannt und nimmt die Gelegenheit wahr; aber zwei mitteljunge Frauen haben ihn im Auge behalten, und so wie er das Verbrechen begangen, rufen sie: „Dieb! Dieb!“ Der Schuldige benuzt den Wink, wirft den Kopf zurück, rennt mit der Schnelligkeit eines Hasens den Hügel hinab, springt um einen Kohlenwagen, verliert sich unter der Menschenmenge und verschwindet in einem Gäßchen, wo er Zuflucht und einen Markt für das Taschentuch findet. Dießmal ist er gerettet. Nach wiederholtem Vergreifen an fremdem Eigenthume kann es geschehen, daß der Spaziergänger ihm begegnet, die Hände gebunden, inmitten zweier Polizeidiener, gefolgt von drei oder vier schluchzenden Kindern, den Theilnehmern seiner Verbrechen und seines Elends, und umringt von einem Haufen Volks, das neugierig und unverschämt ihm in's Gesicht schaut, während er störrisch und mit dem Ausdrucke mißhandelter Unschuld dem Gefängnisse zuschreitet.

Auf dem Strande, einer der Schlagadern des Londoner Verkehrs, ist es immer lebhaft und mit oder ohne Absicht wird nicht selten an einem Kaufladen eine der großen Spiegelglasscheiben eingestoßen. Kling — kling rasselt's auf das breite Trottoir, und im nächsten Momente hat sich ein Menschenknäuel gebildet. Die Inhaber der angrenzenden Laden stürzen erschrocken aus den Thüren. Sobald sie aber erfahren, daß es Prim's Schaufenster sey, kehren sie um, reiben sich die Hände und lachen. Prim hingegen lacht nicht; mit gerunzelter Stirn und zornigem Blicke tritt er vor die Menge, mustert sie mit scharfem, argwöhnischem Auge und erhält von allen Seiten die Antwort, die Macbeth Banquo gab: „Du kannst nicht sagen, daß ich's gethan.“ Der Ernst wird sogar komisch, wenn Prim in seiner Aufregung einem herbeigeeilten Polizeimann zuschreit: „Wofür bezahle ich Steuern und Gaben?“ und dieser ruhig erwidert: „Das weiß ich nicht.“ Der immer für das Komische empfängliche Volkssinn bricht in lautes Gelächter aus. Prim zieht sich zurück, und schnell, wie er sich aufgewickelt, wickelt der Menschenknäuel sich ab.

Aus einem der stillen Seitengäßchen erschallt das eigenthümliche Gekreisch, wodurch Hanswurst, auf

englisch Punch, der Unsterbliche, seine Ankunft verkündet, nahe genug, sich dem lachlustigen Publikum hörbar zu machen, und nicht so nahe, um den Verkehr zu stören, die Menschenfluth zu dämmen. Kaum hat die Trommel gewirbelt und die Pfeife gequickt, so strömt die kleine Bevölkerung der Nachbarschaft zusammen. Staffelförmig umkreist der Halbmond die Bude, und wer sich schämt oder die Zeit nicht hat, stehen zu bleiben, verzögert wenigstens den Schritt. Selbst der Savoyardenknabe läßt seinen Leierkasten ruhen und lacht um die Wette mit dem Affen auf seiner Schulter, wenn Punch, vom Gespenste geprügelt, unter Ach und Weh nach dem Schüreisen schreit. Der Spaziergänger muß ein Murrkopf oder kein Engländer seyn, stimmt er dem Savoyarden nicht bei.

Hat er noch Muße, seine Wanderung zu verlängern, so begegnet er vielleicht, weil es in den Londoner Straßen nie an Kontrasten fehlt, einem Trupp frisch geworbener Rekruten, geführt von einem sonngebräunten Korporal mit ernsten, eisernen Zügen und bunten, am Tschako flatternden Bändern. Es ist unschwer zu errathen, was seinem Gefolge den Schilling in die Hand gedrückt. Der Mann, unter dessen buschigen Brauen ein wildes Feuer leuchtet, hat muthmaßlich mit der Gerechtigkeit einen Vertrag geschlossen und den Schilling angenommen, um dem Kerker oder der Deportation zu entgehen; sein Aeußeres charakterisirt den Wilddieb. Der Mann neben ihm ist ein verabschiedeter Reitknecht; das bezeugt die Livreeweste. Jener, der sich abgesondert hält, aus Schaam über sich und seine Genossen, ist ein Bruder Liederlich aus anständiger Familie, ein Thunichtgut, die Plage seines Vaters, das Herzeleid seiner Mutter, mit dem Alles versucht worden, an dem jeder Versuch gescheitert und der nun seinem Schicksal, den Wehen seines Leichtsinns verfallen ist. Ein Vierter oder Fünfter, in schwarzem, fadenscheinigem Rocke, die Augen gesenkt und Verzweiflung in der krampfhaft geballten Faust, er hat manchen Lebenspfad eingeschlagen und keiner hat ihn an's Ziel geführt. Zu arm, um Gönner zu haben, zu stolz, um zu betteln, ist er Soldat geworden. Was die Uebrigen dazu getrieben, zweigt sich in viele Ursachen ab — Verlust im Spiele, Betrug in der Liebe, Haß einer Stiefmutter, Geiz eines Stiefvaters, Arbeitslosigkeit, Todesfall und plötzlicher Entschluß aufwallender Leidenschaft: dieß mögen die Namen der meisten Quellen seyn, welche das englische Heer ergänzen, obschon ihre Ergiebigkeit es nicht ist, was England befähigt, nach allen Richtungen und bis an die äußersten Pole sein Gewicht fühlbar zu machen. Noch gestern selbstständige Menschen, sind jene Angeworbenen schon heute integrirende Theile einer großen Maschine. Ihr Wille, jede ihrer Handlungen und Bewegungen geht in dem einzigen Worte Mannszucht auf. Sie müssen sich begnügen, ihre Führer zum Tempel des Ruhms zu tragen. Sie selbst werden nur in den Listen der Todten, Verwundeten und Fehlenden genannt, oder retten sie sich aus tausendfacher Gefahr und kehren am Abende ihres Lebens heim, so ist es seltener die Heimath als ein fremdes Land, was sie finden.

Bilder aus den Ostseeprovinzen.

(Fortsetzung.)

Der Grundtypus der Trachten des hiesigen Landvolkes steht im Einklange mit der es umgebenden Natur. Das Langhingestreckte, Weite, Wallende derselben erscheint vorbildend in der Kleidung wieder. Der Name Kurland wenigstens, welches man von Kauras, Teppich, ableitet, deutet darauf hin. Die Männer mit ihren Schlapphüten und langen weißen Oberröcken, die unterhalb des Gürtels in Falten auslaufen, sehen in der Ferne wie Tempelherrn aus. Auf einem so großen Stück Toilette kann nun die Mode im Einzelnen ihre Abwechslungen verfolgen, und das geschieht auch, indem der Slave einen anscheinend natürlichen Nachahmungstrieb besitzt, der aber zunächst wieder aus geistigen Verhältnissen erklärt werden muß. Die Tracht eines Schweizers, der auf festem, ihm zugehörigen Grund und Boden steht, ist bis in die kleinsten Züge originell, indem sie langsam aus der Zeit hervorging, und nicht an einem Tage erfunden und weiter verbreitet, auf diese Weise historische Berechtigung erhielt. Der Slave dagegen hat eigentlich keine Geschichte, wenn das Geschichte heißt, was sich aus der bewußten und freien Persönlichkeit eines Volkes dramatisch entwickelt. Die Unsicherheit des physischen Bodens, der jeden Augenblick nach dem willkührlichen Beschlusse eines Gebietsherrn unter den Füßen entschwinden kann, theilt sich dem Gemüthe des Slaven als moralische Unsicherheit mit. Er kopirt daher, indem er selbst keine Existenz ausmacht, in wechselnder Begehrlichkeit von fremden Existenzen und nimmt aus deren äußerer Erscheinung zunächst das am meisten in's Auge fallende, das Blanke, Glitzernde, Bewegliche, was am wohlfeilsten darzustellen und am schnellsten zu vertauschen ist. In ähnlicher Weise sind Völker, die aus ihrer ursprünglichen Naturwüchsigkeit losgerissen wurden, wie die Zigeuner, an willkührlich zusammengesezter und mit wechselnden Schmucksachen bunt überladener Kleidung leicht zu erkennen. Selbst die Juden haben eine nicht unbeträchtliche Neigung dahin, welche noch stärker seyn würde, wenn

hier nicht der complicirte und fesselnde Mechanismus ihrer religiösen Gebräuche, welche keine Seitensprünge gestatten, hemmend dagegen wirkte.

Und so hat denn die lettische Braut, wenn sie zum Altare geführt wird, ihre gläserne Krone, bestehend aus beweglichen, auf Draht befestigten Glaskorallen, offenbar der freiherrlichen Krone abgesehen, die sie leicht auf irgend einer Kalesche oder einer Reisetasche in der Wohnung ihrer Gebietsherrinnen beobachten konnte. Eine gläserne Krone, deren Perlen für ein paar Kopeken von einem Juden gekauft wurden! und daneben der Myrtenkranz, welcher, in diesem Augenblick vor so viel Hoheit zurückweichend, in den Grund des Nackens zurücksinkt, wo er in der That während des Kirchgangs aufgebunden ruht! Welch ein schneller Wechsel der Empfindung! — die arme, unterthänige, das ganze Leben hindurch geplagte Lettin schraubt sich in diesem Momente nicht etwa zu einer geistigen Königin der Liebe, sondern zu einer wirklichen Herrscherin vermittelst jenes symbolischen Beiwerkes empor. Sie will auch einmal was rechtes seyn. Ich bleibe dabei: dieses Volk, so sehr es äußerlich nicht den Anschein hat, denkt im tiefsten Grunde an Revolution.

Die Ebene scheint zwar die Uniformität zu begünstigen, während ein Gebirgsstock, ein von Höhen umschlossener Kessel das natürliche Versteck bildet, in welchem Volksstämme ihre Toilette in eigenthümlicher Weise entfalten. Hier aber vertreten verhüllende Fichtenwälder jene Gebirgshinterhalte, und die troß der Aufhebung der Leibeigenschaft noch immer fortbestehende, durch keine Freizügigkeit vermittelte Bodenangehörigkeit, ferner die Mangelhaftigkeit der Verkehrswege, die oft vor einem Sumpfe oder einem undurchdringlichen Dickichte abbrechen, setzen dem natürlichen Nachahmungstriebe Schranken.

Frauen und Mädchen werfen Sonntags ein weißes wollenes Tuch in der Gestalt eines Parallelogramms um. Die beiden obern Enden sind auf der Brust durch eine Brosche (Breeze) zusammen gehalten, die nach und nach, um sie mehr in die Augen fallen zu lassen, zu einer ungeheuren Größe gedieh, so daß sie einem Teller an Umfang wenig nachgibt. Sie besteht aus drei concentrischen aus Silber oder Messing verfertigten Ringen, die durch Querstäbe aus demselben Metall mit einander verbunden und nebst diesen mit gefärbtem Glas oder böhmischen Steinen besetzt sind. Letztere ragen mit ihren Messing- oder Silberfolien, die sie cylinderartig umgeben, so strotzend hervor, daß man sie, zumal auf so schwellenden Unterlagen, mit ähnlichen Gebilden der organischen Natur vergleichen und für Sinnbilder der Fruchtbarkeit halten möchte. Ueber dieser großen Brosche erscheint dann noch eine kleinere, welche den Leibrock, und endlich eine dritte, die kleinste, welche das Hemd zusammenhält. Während das Tuch, von den Schultern herunterfallend, nach beiden Seiten etwas zurücktritt, wird der auf blauer oder grüner Unterlage buntgestreifte Rock sichtbar. Um das Schimmernde zu vervollständigen, müssen sich noch Töne damit verbinden, indem der untere Saum des Tuches mit Schellen oder Glöckchen besetzt ist, welche zu läuten anfangen, wenn die Bäuerin in ihrer sonntäglichen Würde mit strammem Bein daher schreitet. Der Fuß steht auf einer durch Bänder befestigten Sandale, der man die Aehnlichkeit eines Schuhs zu geben suchte. Man durchbohrt zu diesem Zwecke ein länglich viereckiges Leder an den Rändern und zieht durch die Löcher vermittelst eines doppelt gedrehten Bindfadens die Fläche zusammen, so daß eine Höhlung entsteht. Der vordere Theil des Leders ist etwas zurückgeschlagen und in krausen Falten zusammengelegt, um dem Leder seine viereckige Gestalt zu nehmen, die sich so dem formenden Fuße bequemt. Dieser wird nun recht plastisch sichtbar, indem er, obwohl gezwungen, doch frei über die Brüstung des Leders hervorragt. Dicke Ringe aus rothgefärbter Wolle umgeben dicht neben einander etwa acht Zoll am Bein hinauf den weißen Strumpf. Warum nahm die Bäuerin in Uebereinstimmung mit den lauten Glöckchen nicht lieber Ringe von Horn, die, beim starken Auftreten aneinander rasselnd, nach Art einer Klapperschlange den allzukühnen Liebhaber zurückgeschreckt hätten, um den Vogel nach Ueberwindung seiner ersten Furcht durch das zugleich einfallende Tönen der Glöckchen um so stärker an sich zu locken? — Ein etwa zwei Finger breiter, mit böhmischen Steinen oder gefärbten Glaskorallen besetzter Reif aus Messing umgibt die Stirn und läßt auf den Rücken herab bunte Bänder flattern. — Man wird in andern Gegenden desselben Landes mit leichter Mühe andere Trachten auffinden können; ich hielt diese fest.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Die literarischen Kandidaten zur Nationalversammlung.

Die fünfzig Klubs, welche seit zwei Monaten in Paris wie Pilze emporgeschossen sind, haben, seit die Volksrepräsentanten gewählt sind, ein großes Geschäft weniger. Vor diesen Wahlen hatten sie eine gewisse Macht; sie luden die Kandidaten vor, einige sogar mit dem Bedeuten, sich gegen Beschuldigungen, die wider sie vorgebracht worden, zu rechtfertigen. Mehreren

Kandidaten ist es sehr sauer geworden; sie mußten in einigen zwanzig Klubs erscheinen und reden; eine vortreffliche Vorübung zu der Nationalversammlung! Wenn überhaupt die Franzosen jezt nicht alle Redner werden, so liegt die Schuld wahrlich nicht am Mangel an Gelegenheit, öffentlich aufzutreten. In allen Winkeln stehen Rednerbühnen zu ihrer Verfügung. Die Besucher der Klubs haben nicht immer viel Geduld, und wenn ein Redner das Unglück hat, ihnen Langeweile zu verursachen, so nehmen sie nicht den mindesten Anstand, es ihn so deutlich merken zu lassen, daß er sich über die Wirkung seiner Beredtsamkeit nicht im mindesten täuschen kann. So steht zu hoffen, daß die Bildung der politischen Redner bedeutend gewinnen, und man künftig von den Rednerbühnen der gesetzgebenden Versammlung keine langen und schleppenden Reden mehr vernehmen wird. Schon in der Deputirtenkammer war man nicht sehr zurückhaltend in den Aeußerungen der Ungeduld bei dergleichen Sermonen, und überhaupt ist Langeweile für den Franzosen eine große Marter; aber in den Klubs äußert sich die Ungeduld vollends rücksichtslos, und manchmal ist der Redner genöthigt, mit der Hälfte seiner Rede im Halse abzutreten, so schöne Sachen er auch noch vorzutragen hatte. Die Literaten hatten gemeint, da die Handwerker ihre Repräsentanten in der Nationalversammlung haben wollten, verstehe es sich von selbst, daß auch die Schöngeister daselbst vertreten würden. Mithin hatte ein Gelehrten- oder vielmehr Schöngeisterverein vier Kandidaten aufgestellt, nämlich Alexander Dumas, Viktor Hugo, Balzac und Eugen Sue. Die Literatur im engern Sinne wäre so allerdings vertreten gewesen, denn es kam ja noch Lamartine dazu, aber alle andern Fächer der Gelehrsamkeit und der Schriftstellerei keineswegs. Indessen ist keiner der vier Kandidaten gewählt worden, und ein Tageblatt bemerkt mit Bedauern, daß Bellu, ein Zimmermann, mehr Stimmen bekommen habe als Viktor Hugo, der Verfasser Hernanis und so mancher großer Dichtungen, den die vorige Regierung zum Pair de France erhoben hatte, der es aber unter der Republik, troz seines politischen Glaubensbekenntnisses, das sehr hübsch, das heißt sehr republikanisch lautete, nicht dahin bringen konnte, einer der neunhundert Volksrepräsentanten Frankreichs zu werden. Bellu, der Zimmermann, ist nun freilich ebenfalls nicht gewählt worden, aber er hat doch mehr Stimmen erhalten, als der berühmte Dichter, und andere Handwerker, deren Namen man seither gar nicht gehört hatte, sind in die Nationalversammlung berufen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Altona, Mai.

(Fortsetzung.)

Schleswig-holsteinische Zustände.

Nach der Genesung des Königs kehrte derselbe nach Kopenhagen zurück, und ein schweres Gericht dürfte derer warten, die ihn und die ganze Nation so bitter getäuscht, die das Land in ein so namenloses Elend gestürzt, ja es dem Abgrund zugeführt haben. Denn wenn sich der König, wie mit Sicherheit zu erwarten steht, durch die Einnahme Jütlands zum Frieden gezwungen sieht, wird er sich allen an ihn gestellten Bedingungen fügen müssen. Als solche nennt man: Herausgabe der halben Flotte, die größtentheils auf Kosten der Herzogthümer erbaut worden, und auf der man unsererseits um so hartnäckiger bestehen wird, da man dadurch in den Besitz des Anfangs einer deutschen Flotte gelangt; Wiederherausgabe der schändlicherweise den Herzogthümern geraubten schleswig-holsteinschen Bank; Ersetzung aller Kriegskosten; Wiederherausgabe der weggeführten Landeskassen u. s. w. Die Herzogthümer selbst sind überdieß fest entschlossen, unter keiner Bedingung wieder unter die dänische Oberherrschaft zurückzukehren und sich nicht damit zu begnügen, bloß als Theile des deutschen Bundes betrachtet zu werden. Dieses durch die eingetretenen Umstände an sich gerechtfertigte Verlangen dürfte aber große Verwicklungen herbeiführen und sowohl Rußland als England dagegen Einspruch thun; man müßte denn in Erwägung ziehen, daß, da in den Herzogthümern das salische Gesetz gilt, der dänische Mannsstamm aber im Erlöschen ist, weil weder der jetzige König noch der Thronfolger, Prinz Ferdinand, Gemahl der ältesten Tochter Friedrichs des Sechsten, beerbt ist, die Sache sich von selbst lösen und den Herzogthümern doch über kurz oder lang ihre Selbstständigkeit wiedergegeben wird. Diesen aber ist es gewiß nicht zu verdenken, daß sie sich selbst für eine Spanne Zeit nicht wieder unter eine ihnen jezt doppelt verhaßte Oberherrschaft zurückbegeben, nicht einem Könige gehorchen wollen, der ihr Blut in einem höchst ungerechten Kriege vergossen. Die Lösung dieser schwierigen Frage muß aber der Zeit überlassen bleiben, und es ist durchaus nicht vorherzusehen, wie sie gelöst werden wird. Denn sollten die Herzogthümer selbst ihre Freiheit durch Aufgeben ihrer Ansprüche an die halbe dänische Flotte erkaufen wollen, so würde Deutschland das nicht dulden können, indem der Besitz einer solchen von der äußersten Wichtigkeit für uns ist. Durch diese Verhältnisse im Norden unseres Vaterlandes, wie durch die polnischen, sind der Diplomatie unserer Zeit ein paar Nüsse auf die Zähne gelegt worden, die schwer zu zerbeißen seyn dürften.

Innig muß es den Deutschen freuen, dem Heere wie den Freischaaren nicht nur das Lob der größten Tapferkeit und einer wahrhaft musterhaften Disciplin aller Orten ertheilen, sondern auch die Menschlichkeit und den Edelsinn der beiden Truppengattungen mit Begeisterung rühmen zu hören. Nach den Vorgängen in dem zum Theil dänisch gesinnten Flensburg, aus dessen gegen Norden gelegenen Fenstern auf die bei Bau überfallenen deutschen Freischaaren auf ihrer Flucht durch die Stadt geschossen wurde, war die Erbitterung gegen die Einwohner allgemein eben so groß als gerecht, und mancher feurige Jüngling mochte den gefallenen, gleich Missethätern zu den Füßen getödteter Dänen ohne Sang und Klang eingescharrten Brüdern blutige Rache angelobt haben; ja man sprach von einer Vertilgung der Stadt und ihrer treulosen Bewohner durch Feuer und Schwert; aber obgleich die Dänen sie in wilder Flucht, zum Theil unbekleidet, verließen, und die Sieger noch in der Aufregung und Trunkenheit des Siegs sie sogleich in Besitz nahmen, ist doch nicht die mindeste Unordnung, nicht ein einziger Exceß verübt, an den Schuldigsten selbst keine andere Rache genommen worden, als daß man ihre Wohnungen besonders schwer mit Einquartierungen belastete, daß man mit Verachtung auf ihre jetzige Unterwürfigkeit und die schnell aus allen Häusern flatternden, an die Stelle des Danebrogs getretenen Fahnen blickte. Auch an den gefangenen Dänen selbst, obgleich sie wie Kannibalen gegen unsere in ihre Hände gefallenen Brüder durch Ermordung der Gefangenen gewüthet, ist keine Rache genommen, sondern dem deutschen Edelmuthe volle Genüge geleistet worden. Herrlich bestätigt sich auch in diesem Kriege der Segen der Civilisation; wir haben selbst inmitten eines blutigen und höchst erbitterten Kampfes unsere Würde als Deutsche aufrecht zu erhalten, unsern Ruhm als ein großes, edles Volk zu wahren gewußt.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 24.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 120. Freitag den 19. Mai 1848.

— A royal train, believe me! —
Their coronets say so: these are stars, indeed,
And sometimes falling ones.

Shakespeare.

Briefe aus Neapel.

III.

Neapel, 28. Februar 1848.

Auf die constitutionelle Bürgschaft, welche der König für sein zukünftiges Betragen gegeben, ist das lezte Siegel gedrückt — der feierliche Schwur. Daß dieses Ereigniß nicht ohne glänzende Festfeier vorübergehen würde, ließ sich voraussehen. Mehrere Tage vorher begannen die Vorbereitungen. Am Vorabende hielt der König Heerschau über acht Bataillone der Nationalgarde. Am Morgen des vier-und-zwanzigsten, in aller Frühe, flatterte zum erstenmal die weiße Bourbonenflagge im friedlichen Verein mit der italienischen Tricolore von den hohen malerischen Castellen in die Lüfte, die Salven der schweren Hafengeschütze begrüßten sie und rollten an den Felsenufern des Posilipp hinab. Es war ein wunderbar schöner Morgen. Der Golf hatte sich zum Spiegel geglättet, als fange der Meergott freudig die Bilder der Freiheitsfahnen und der stolzen Flaggen Englands auf, die von den Masten der Linienschiffe Parkers wehten; der Vesuv warf seine Rauchsäulen senkrecht in die Höhe, und weit hinaus, bis an die Campanella blizten die schneebedeckten Gipfel der Kette des Monte Santangelo. Das Meer, die Alpenwelt, die weiße Zauberstadt Neapel, der dunkelblaue Himmel des Südens, alles war Licht und sonnige Klarheit.

Vor der Hauptfronte des königlichen Palastes ist ein großer Platz, welcher, dem Schloß gegenüber, durch die dem römischen Pantheon nachgeahmte Kirche San Francesko de Paula und ihren, die Säulenhallen vor Sankt Peter vorstellenden Portikus geschlossen wird. Hinter diesem Bau erhebt sich die mit hohen Häusern bedeckte Felsenhöhe von Monte di Dio und Pozzo-Falcone. Aus fernerer, größerer Höhe blickt Castell Sant Elmo auf den Platz nieder. Nach der einen Seite stößt der Largo di San Carlo an diesen Platz, nach der andern öffnet sich die Aussicht auf Meer und Hafen, im Hintergrunde die malerischen Linien der Insel Capri zeigend.

Dieser Platz von San Francesko di Paula, die Balcone, die Säulenhallen, die flachen Dächer, die Höhen, alles füllte sich am frühen Morgen dicht mit Menschen, welche des kommenden Schauspiels harrten. Die Nationalgarden bildeten Spalier vom Schloß zur Kirche, von jedem Regimente der Truppen aller Waffengattungen zu Land und zu Meer zogen die Musikbanden, der Stab und eine Compagnie auf, eine vollständige, in glänzendster Galla herausgepuzte Musterkarte des ganzen Heers. Um jede Fahne waren dreifarbige Bänder geschlungen, selbst um das weiße Kreuz der Eidgenossenschaft flatterten die italienischen Farben.

Um eilf kam der königliche Zug. Voran ein leerer Staatswagen von alterthümlicher Pracht: la carozza di gala di rispetto — was dieser Respektswagen bedeute, wußte Niemand zu sagen — dann das ganze Gepränge, wie es seit der Erfindung der Etikette durch den reichen burgundischen Hof und seit den Tagen der spanischen Weltmacht überall üblich ist — Stallmeister, Pagen, Hartschiere, Hofdamen, Kammerherrn, Edelsteine und Federn, Kronen und Sterne — ein Wesen, wie pomphafte, schwülstige Phrasen ohne Sinn, prunkende Rodomontaden in

Gold gestickt, ein „Wir von Gottes Gnaden" in rothem Lederzeug mit silbernen Scheuklappen. Wenn man Pius den Neunten in solcher Umgebung sah, kann man darin Ferdinando Secondo und seine Maria Theresia nicht mehr sehen, ohne Empfindungen und Anwandlungen mannigfacher Art. Im Gefolge des königlichen Paares waren der Kronprinz, Herzog von Calabrien, ein Knabe von zehn Jahren etwa, sein Brüderchen, das Gräflein von Trani, ebenfalls allein im goldenen Staatswagen, der Bruder des Königs, Graf von Aquila, mit seiner brasilischen Gemahlin, ein anderer Bruder, der Graf von Trapani, endlich der Oheim, der Prinz von Salerno, dessen Gemahlin jedoch, eine österreichische Prinzessin, sich von der Feier dispensirt hatte. Die Königin war nicht in so glücklicher Lage; sie ließ denn auch die Sache avec beaucoup de mauvaise grace über sich ergehen.

Die Carossen waren des etwas beschränkten Raumes wegen, da die Entfernung der Kirche vom Schloß ohnehin nicht die Länge des Zuges betrug, nur mit zwei Pferden bespannt, seltsamerweise Miethpferden, denn König Ferdinand hat als sparsamer pater patriae die tägliche Stellung der für den Hof nöthigen Pferde einem hiesigen Spekulanten in Pacht gegeben.

An der Kirche wurde der König von der Geistlichkeit, den Oberhofkaplan und Heerbischof an der Spitze, empfangen und zu seinem Throne geleitet. Der Hof wurde zu seiner Rechten und Linken, das „Geblüt" in Fauteuils gruppirt. Ein Fauteuil wurde von Sr. weißbärtigen egyptischen Hoheit, dem Pascha Ibrahim eingenommen, der eine höchst glänzende Uniform mit einer Menge diamantener Dekorationen zur Schau trug, aber mit seiner gemeinen Figur und dem brutalen Gesicht an jenes Goethe'sche erinnerte:

„Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Setz' dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Du bleibst doch immer was du bist."

Hinter dem Stuhl der Königin Mutter stand ihr stattlicher Gemahl, der Oberst Balzow. Das Volk beschuldigt ihn mit seiner Gattin, daß sie gemeinschaftlich Kornspekulationen machen, die nicht zur Verminderung der Brodpreise dienen. Doch wird sie als wohlwollende Frau gepriesen und ist beliebt, trotz ihrer früheren Aufführung, welche ohnehin wohl nicht mehr viel verdorben. Seit Karl III. trägt keiner der neapolitanischen Könige mehr eine Spur vom bourbonischen Typus. — Vor allem glänzend und schön zeigte sich die Uniform der Hof- und Palastdamen. Diese Uniform ist erst in neuerer Zeit, vielleicht zum Anschluß an die Sitte des befreundeten Russenhofes, verordnet; sie besteht in einem himmelblauen, mit Gold gestickten Spenser und einer scharlachrothen Robe, auf welcher die breite Goldstickerei, vom Gürtel nach unten verlaufend, die Hälfte des Stoffes bedeckt.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus den Ostseeprovinzen.

(Schluß.)

O weh! ein großer Wald, der bis auf niedrige Baumtrümmer abgehauen ist! Und für dießmal, so weit ich sehen mag, nur Gebüsch und einzelne Baumpartien. Was wird daraus werden, wenn das so fortgeht? Vom kultivirten Rußland im großen Ganzen kann man wohl behaupten, daß es das holzreichste und holzarmste Land zu gleicher Zeit ist. Das heißt, in der Nähe von Städten (wie theuer ist das Holz in Petersburg!) und Gütern ist man mit den Waldungen oft so schonungslos verfahren, daß man, um zu den Plätzen zu gelangen, wo der Wald noch unberührt steht, schon eine längere Fahrt machen muß. Zieht man nun von dem reichlichen Gewinn, den man hier am Holz macht, die Kosten ab, welche bei der Mangelhaftigkeit und Länge der Verbindungswege Menschen, Pferde und Fuhrwerk außer dem Zeitverlust verursachen, so wird man daraus ermessen können, wie theuer das Brennmaterial trotz dem stellenweisen großen Waldreichthum seyn muß. Es kam eben auf eine richtige Vertheilung an; aber die Forstkultur ist hier noch nicht zu der Stufe wie in Deutschland gediehen. Die sogenannten Förster auf den Krondomänen haben meist weiter nichts als den Namen vom Forst, verstehen aber sehr wenig von Vegetationskraft, Bodeneigenthümlichkeit und mathematischer Vertheilung des Waldraums zum Zwecke der Ergänzung. Ich lernte Förster kennen, welche plötzlich aus der Kanzlei eines Justizbeamten in den Wald versezt worden waren, wo sie betroffen so viele unclassificirte Bäume anstaunten und ganz verwundert auf die Stimme eines Kukuks horchten. Andere spazierten mir nichts dir nichts mit Pinsel und Palette bewaffnet aus dem Heiligthum des Waldes in das Heiligthum der Kunst hinein, indem sie sich auf's Porträtiren legten, was sie für ein einträglicheres Geschäft hielten. Man sieht, daß man, um Förster zu werden, keine großen Umstände macht. Rußland ist auch in dieser Beziehung das große romantische Land, wo man, um zum Ziele zu gelangen, plötzliche und unverhoffte Sprünge macht.

Nun sucht man zwar aus Rücksicht auf Holzschonung die Bedürfnisse des Krondomänenpächters durch Anweisungen auf entferntere Waldungen zu befriedigen. Diese sind aber leichter auf dem Papiere

als in der Wirklichkeit zu erreichen, und der Pächter kommt auf diese Weise oft in eine seltsame Klemme, indem ihm der Wald vor der Nase winkt, während der andere, welcher ihm Holz liefern soll, in eine fabelhafte Ferne hinausrückt.

Noch schlimmer als auf den Krondomänen ist der Wald auf den Gütern der Edelleute bestellt. Man nennt die Leute, welche die Kultur desselben besorgen, auch wohl mit einem erhabeneren Ausdrucke Förster, sie sind aber nichts weiter als was der übliche Name aussagt, Buschwächter, die darüber wachen, daß kein Holz gestohlen wird. Mit der Flinte auf dem Nacken, durchstreifen sie von ihrer Wohnung aus, die ihnen in tiefer Einsamkeit nebst einem daran stoßenden kulturbaren Lande zum Unterhalte angewiesen ist, den Wald und suchen gelegentlich ein Birkhuhn oder Waldhuhn zu schießen, von welchen sie jährlich eine Partie als Gehorch, wie man die vorgeschriebene Abgabe nennt, an die herrschaftliche Küche abzuliefern haben. Der Wald blüht inzwischen, wächst und stirbt, wie's ihm einfällt, oder wird plötzlich auf den Befehl eines Gebietsherrn umgehauen, auf ein Schiff verpackt und nach England befördert. Dieß geschieht meist dann, wenn in Folge einiger unergiebigen Jahre die gewöhnlichen Einkünfte des Gutes zur Bestreitung des üblichen Luxus in Kleidung, Equipage, Soireen ꝛc. nicht mehr hinreichen. Ich weiß, daß auf diese Weise mancher Edelmann aus seiner Waldung auf einmal an hunderttausend Gulden gewonnen hat. Die einzelnen Gutsbesitzer pflegen dann aus Mangel an hinlänglicher Menschenkraft sich gegenseitig die Bauern zu leihen, welche schaarenweise mit Axt und Säge ausrücken und von einer Partie Bauernältesten begleitet werden, welche den Fleiß der Leute überwachen, der sich in der Dunkelheit des Waldes leicht der Kontrole entziehen könnte. Welch nachtheilige Folgen für Klima, Bewässerung und Winterbehaglichkeit auf die Dauer aus einer solchen radikalen Verfahrungsweise entspringen müssen, leuchtet jedem, nur nicht dem egoistischen Gutsautokraten und nicht dem sonst in Alles so gerne sich mischenden Petersburger Kabinette ein. Vielleicht aber läßt dieses aus überfeiner Politik die Sache gewähren, um die auf solche Weise unter immer stärker werdendem Zittern und Zähneklappern eingefrorenen Gelüste nach südlichen Gebietserweiterungen gelegentlich aufthauen zu lassen. Ich sah einen Russen, welcher mitten im Winter eine Apfelsine verzehrte und bei dem Genusse dieser für ihn ungewohnten und seltsamen Frucht ganz eigenthümliche Ansichten über den Süden kund gab. Vielleicht wär' es im Interesse Deutschlands, wenn man nach Rußland, welches dergleichen Leute noch nicht für Contrebande ansieht, eine Legion Förster und Pyrotechniker schickte, die durch eine harmonische Verbreitung des Holzes und der Wärme den Hyperboräern das Sitzenbleiben hinter dem Ofen plausibel machten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Altona, Mai.

(Fortsetzung.)

Schleswig-holsteinische Zustände.

Man darf jezt, wo der vaterländische Boden von den Feinden fast gänzlich gesäubert ist, an die neue innere Organisation der Herzogthümer denken und geht mit Eifer daran. Die Wahlen für das deutsche Parlament, wohin wir zunächst unsere Augen zu richten haben, sind überall im Gange. Olshausen, Professor Dahlmann in Bonn, Hanssen und Franke, lezterer nicht ohne Widerspruch, da er gegen die Dänen nicht energisch genug aufgetreten, werden wohl sicher zum Parlament deputirt werden; über Andere ist man noch im Zweifel. Zugleich fängt man an, die dänisch gesinnten oder nur als solche verdächtigten Beamten durch reine Patrioten zu ersetzen, eine Maßregel, die man sogar bei dem seitherigen dänischen Postamt in Hamburg, dessen Chef ein geborener Däne, Graf Holck, war, in Anwendung brachte. Es fragt sich nun freilich, ob man das Recht hatte, das dänische Postamt in der freien Nachbarstadt aufzuheben, es in ein schleswig-holsteinisches umzuwandeln und den dänischen Postmeister durch einen deutschen zu ersetzen. Auf eine so gestellte Frage wurde mir aber die Antwort: das bis jezt dänisch genannte Postamt in Hamburg sey ursprünglich ein holstein-gottorpisches gewesen und nur der Name von den Dänen, gleich vielem Andern, usurpirt worden. Die Richtigkeit dieser Behauptung muß ich aber dahingestellt seyn lassen; indeß steht anzunehmen, daß Hamburg, in dessen Schooße dem Geldbeutel zu Liebe noch so viele dänische Sympathien genährt werden, sich eine solche Umwandlung nicht gefallen lassen würde, wenn die Herzogthümer nicht ein unbezweifelbares Recht in Anspruch zu nehmen hätten.

Indem ich von den dänischen Sympathien Hamburgs rede, muß ich noch bemerken, daß, obgleich das zehnte Bundescorps Truppen in die Herzogthümer hatte schicken müssen, doch kein einziger Hanseat — mit Ausnahme der Freischaaren — mobil gemacht, ja, die Aengstlichkeit so weit getrieben wurde, daß, als ein Offizier der Garnison einen Trupp Freiwilliger nach Rendsburg begleitete, er augenblicklich zurückberufen wurde, damit die Dänen ja keine hanseatische Uniform in den Reihen der

deutschen Kämpfer erblickten. Auf eine Bittschrift des Offiziercorps in Hamburg, das sich seiner Unthätigkeit schämend, um Marschordre bat, ertheilte der Senat den Bescheid: sie sollten nur Geduld haben und hübsch ruhig zu Haus bleiben, wo man ihrer vielleicht zur Beschützung der Elbe bedürfen würde. Allein die Dänen sollen es übel genommen haben, daß Hamburg den aus allen Gegenden Deutschlands zuströmenden Freischaaren nicht auch noch den Durchgang verwehrte. Die guten vorsichtigen Leute werden also trotz dem das Unglück erleben, das eine oder andere ihrer Schiffe von den beutelustigen Dänen aufgebracht zu sehen, und dann, ich zweifle nicht daran, dann wird sich ihre engherzige Krämerpolitik urplötzlich in den feurigsten Enthusiasmus für die große, heilige und gerechte Sache der deutschen Herzogthümer verwandeln.

Doch werfen wir den Blick von dieser Erbärmlichkeit ab auf erfreulichere Gegenstände. Als man den Bewohnern der kleinen Insel Fehmarn zur Vertheidigung ihres Eilands, das, eines der kleinsten in der Ostsee, dem nördlichsten Punkte Holsteins gegenüber liegt, Hülfe anbot, gaben sie die Antwort: man werde die Truppen schon anderweitig nöthig haben; sie wollten sich schon selbst vertheidigen und hofften es, alle für einen Mann stehend, mit Gottes Hülfe auch zu können. — Um zu zeigen, wie ernstlich sie es meinten, wie wenig sie sich den Dänen gegenüber fürchteten, nahmen sie bei einer von diesen versuchten Landung einen dänischen Schiffsbefehlshaber, den berüchtigten Kapitän Dirking-Holmfeldt, gefangen und brachten ihn, der großen Haß von Seiten der Herzogthümer auf sich geladen, gebunden nach Rendsburg. Und solche Brüder sollten wir von uns abtrennen, solche Männer der dänischen Knechtschaft wieder verfallen lassen? Nimmermehr! — Der von einigen wackern Männern gemachte Vorschlag, den Dänen ihre Orden und Titel zurückzusenden, kurz, sich gänzlich von ihnen zu emancipiren, findet allgemeinen Beifall. Es wäre in der That auch eben so lächerlich als kläglich, sich jezt noch mit dem Danebrogsbande schmücken zu wollen, nachdem man der Danebrogsfahne feindlich gegenüber gestanden, oder sich mit den oft für sehr schlechte Dienste verliehenen Titeln zu brüsten. Dergleichen kommt überdieß jezt, Gott sey gedankt! in Deutschland überall in Mißkredit, und sich in den Herzogthümern noch mit den Farben der Dänen schmücken zu wollen, dürfte mit Recht als ein Verrath angesehen werden.

(Schluß folgt.)

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

A. Dumas als Kandidat zur Nationalversammlung.

Wer sich aber unter allen Literaten wohl die meiste Hoffnung gemacht hatte, das war Alexander Dumas. Seine Romane werden ja von Hunderttausenden gelesen, seine Schauspiele werden auf seiner eigenen Bühne aufgeführt, und seit mehreren Jahren läßt er alle Trompeten der Fama zu seinen Gunsten ertönen; sogar im Justizpalast wird häufig sein Name genannt und irgend eine seiner schriftstellerischen Angelegenheiten gerichtlich verhandelt, so daß wenige Leute so berühmt oder doch so allgemein bekannt sind als er. Zudem hat er ein neues Journal, la liberté, zu seiner Verfügung, und er trug auch kein Bedenken, in den Klubs aufzutreten und den Leuten, die seine politischen Grundsätze noch nicht kannten, dieselben auseinanderzusetzen. Einer fragte ihn: Ist unsere Revolution eine sociale oder eine politische? Antwort: Eine politische als Mittel, eine sociale als Zweck. Frage: Welche Verbindung glauben Sie, daß zwischen dem öffentlichen und dem Privatleben besteht? Antwort: Keine. Rousseau, der den Contract social geschrieben, hat seine fünf Kinder in's Findelhaus geschickt. Mirabeau, der wegen der Entführung der Madame Lemonnier zum Tode verurtheilt worden war, hat sehr viel zur Verfassung vom Jahr 1791 beigetragen. Robespierre war sittenrein und im Geldpunkte unbefleckt, hat aber zehntausend Köpfe abhauen lassen. Mir sind Rousseau's Unmoralität und Mirabeau's Laster lieber als Robespierre's Tugenden. Frage: Was halten Sie vom Communismus? Antwort: Es ist ein Diebstahl. Frage: Was halten Sie von der Organisation der Arbeit? Antwort: Es ist eine Träumerei. Frage: Welches Mittel würden Sie anwenden, um Geld in die französische Bank zu bringen? Antwort: Wir haben heute den fünften April; ich würde alle Bürger, welche am achten und am fünfzehnten d. Mts. den ersten dießjährigen Termin ihres Miethzinses zu entrichten haben, auffordern, ihr Geld an der Bank gegen Bankzettel umzutauschen und mit diesen die Eigenthümer zu bezahlen. Gesezt, diesem Aufrufe würde Folge geleistet, so würde dieß eine fast unzählbare Masse baaren Geldes einbringen. Frage: Was meinen Sie, daß man mit den zu 320 Millionen angeschlagenen Privatgütern Ludwig Philipps in Frankreich machen soll? Antwort: Ich will sagen, nicht was ich glaube daß man damit thun sollte, sondern was ich schon damit gethan hätte, wenn ich die Macht in Händen hätte. Als man bemerkte, daß von 367 Millionen Francs, welche in die Sparkasse niedergelegt worden, nur noch 50 bis 55 Millionen vorhanden waren, so hätte ich für 365 Millionen Francs Hypothekscheine auf die Güter des Exkönigs ausgegeben und ihnen, wie den Banknoten, einen Zwangscours gegeben. Diesen Scheinen nun hätte ich 55 Millionen Francs in Geld beigefügt, die ich von der Bank gegen denselben Werth an Scheinen eingetauscht hätte; mit sieben aus der Kasse genommenen Millionen hätte ich die Summe vervollständigt. Dann hätte ich den Leuten ihr Spargeld zurückerstattet, die Sparkasse geschlossen und gesagt: nun wird nichts mehr angenommen. Von dreien wäre dann eines geschehen. Entweder hätten die Arbeiter ihr Geld zu den Notarien gebracht, um es auf Hypothek zu legen, oder ihren Meistern, um fortan sich mit ihnen zu associiren und Antheil an ihrem Profit zu nehmen; oder das Ausbezahlen hätte ihnen Zutrauen auf die Zukunft eingeflößt, und sie hätten Staatsrenten gekauft. Eine dritte Partie hätte wohl ihr Geld sofort durchgebracht, vertrunken u. s. w. Jedenfalls hätte man 367 Millionen in den Kleinhandel von Paris geworfen. Frage: Da dieß nun aber nicht geschehen ist, meint der Kandidat wohl, daß es ein Mittel gebe, Frankreich aus der gegenwärtigen finanziellen Verlegenheit zu reißen? Antwort: Ich bin kein großer Oekonomist, und habe niemals andere als meine eigenen Finanzen verwaltet, und zwar sehr schlecht. Wenn ich aber über die Frage nachdenke, welche Sie mir vorlegen, so stellt sich mir folgendes Mittel dar: Es gibt in Frankreich ungefähr für 16 Milliarden Hypothekforderungen. Ich würde jedem Gläubiger ein Viertel seiner Forderung abnehmen, daraus eine Staatsforderung machen, und zu diesem Zweck für vier Milliarden Hypothekscheine, die ich in Coupons zu 10, 20, 30, 40, 50 Francs und darüber abtheilte, ausgeben. Da dieser Papiere Werth auf Grund und Boden beruhte, so würden sie auch nicht im Werthe sinken. Auf diese Art träte die Regierung an die Stelle der Gläubiger und schaffte sich ein jährliches Einkommen von 200 Millionen Renten, das ihr nicht einen Sou gekostet, und in Folge dieser Vermehrung des Einkommens würde ich die Salz- und Fleischsteuer, so wie die Steuern auf alle andern nothwendigen Lebensmittel herabsetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 121. Sonnabend den 20. Mai 1848.

Here is a mourning Rome, a dangerous Rome!
Shakespeare.

Patriae trepidantis imago.
Lucan:

Aus Berlin.

Mai, 1848.

Ich soll Ihnen ein Bild der hiesigen Zustände entwerfen? Längst haben Sie mich darum gebeten; aber die Scheu vor einer unlösbaren Aufgabe hat bis jezt meine Feder gehemmt. Es ist so Ungeheures vorgegangen seit einigen Wochen, daß ich nicht weiß, wie ich den gigantischen Stoff in die engen Spalten drängen soll, die ich für meine Worte in Anspruch nehmen darf. Und sind Blut und Tod, die Entfesselung aller Leidenschaften, Angst und Sorge, sind dieß Gegenstände, deren Schilderung in die Blätter gehört, die nur die friedliche, die heitere Seite des Lebens auffassen sollen, nur die Bestrebungen, die ihm seinen Schmuck und seine Blüthen verleihen? Von dem Allen kann jezt nicht die Rede seyn! Wer liest jezt etwas anderes als die Zeitungen? und kaum diese sind zu gewältigen; wer sieht ein Kunstwerk an, ein Schauspiel? Wo wäre die Zeit dazu, die Ruhe? — Wenn ich mich dennoch zum Schreiben entschließe, so geschieht es eigentlich nur, damit Sie erfahren, daß Ihr Mitarbeiter noch lebt, daß er den Kugeln entgangen ist, die nicht den Barrikaden allein und ihren Kämpfern galten, die auch in den Häusern ihre meist schuldlosen Opfer suchten.

Ich habe nicht mitgekämpft an den Barrikaden, ich habe nicht Steine von den Dächern geworfen, ich habe die fünfzehn bis achtzehn Stunden, während welcher der Kampf in den Straßen tobte, in Todespein in meinem Zimmer verlebt, in der Pein, die ein passives Verhalten unter allen Umständen mit sich führt, und dazu gehört auch ein gewisser Muth. So sehr ich den Fortschritt geliebt, für ihn gewirkt, gekämpft habe mein Lebenlang, dennoch hätte ich blutige Thränen weinen mögen, daß wir nur über von Wunden entstellte Leichen an das Ziel gelangen durften, dessen Erreichung auf friedlichem Wege durch die jezt fabelhaft erscheinende Verblendung der Fürsten und derer, die in ihrem Rathe saßen, verhindert wurde. Es war eben ein Reich der Lüge, der Täuschungen, welches gefallen ist, um hoffentlich nie wieder aufzustehen. Lüge war, was sie uns von Liebe und väterlicher Sorgfalt vorgeheuchelt; nichts, keine Liebe, keine Sorgfalt für das Wohl derer, die sie ihre Kinder nannten, hat sie vermocht, die Bande zu lösen, unter denen diese darnieder lagen. Aber die Furcht hat es vermocht, die Angst um eine armselige Existenz, um die Krone von Rauschgold, die noch ihre Scheitel deckt. Und dennoch war es zu spät; es mußte Blut fließen, der Tod mußte seine Opfer haben, Unheil und Verwirrung mußten Europa überziehen; die Gaben, welche die Furcht abgepreßt, vermochten nun nicht mehr das Schwert in der Scheide zurückzuhalten, die zum Kampf gehobene Hand niedersinken zu machen! — Wieder hat die Nemesis gewaltet, gewaltet schon auf dieser Erde! Hoffe Keiner, der zürnenden Göttin zu entgehen, die leisen Schrittes naht, daß Keiner ihr Kommen höre! Desto sicherer wird er von ihr getroffen.

Jezt aber gilt es, das Errungene festzuhalten, nicht wie wir es errungen, sondern was wir errungen, scharf in's Auge zu fassen, es zu vertheidigen nach allen Seiten, nach oben wie nach unten. Dafür habe auch ich die schwere Muskete ergriffen, von deren Führung mir die Hand zittert;

dafür bin ich unverdrossen beim Exercieren, beim Patrulliren, im Wachtdienst, auf der Schießstätte. Daß diese Uebungen und der sonstige Dienst in der Bürgerwehr, der neben dem, was jeder Tag an Arbeit bringt, abgethan seyn will, viel Anstrengung kosten, liegt am Tage. Wer aber wollte solche Opfer scheuen, wenn es gilt, die neugewonnene Freiheit zu wahren gegen jeden Angriff, und daneben die Ruhe, die Ordnung! Das aber thut Noth; denn die Stimmung hier ist noch immer keine ruhige. Die Furcht vor kommenden, noch entsetzlicheren Dingen lastet schwer auf den Gemüthern. Sie ist's, die jeden Aufschwung lähmt, die Handel und Gewerbe niederhält, die Stadt von den Besitzenden entvölkert, die, welche bleiben, ihre Schätze verbergen läßt.

Was fürchtet man? — Neue Unruhen, die Uebermacht des Proletariats, die Volksversammlungen, einzelne aufregende Proklamationen, die man ängstlich von den Straßenecken abreißt, daß sie so wenig wie möglich gelesen werden mögen, und die doch, ließe man sie hängen, wirkungslos bleiben, vom Regen abgewaschen, von immer neuen Aufrufen, die sich Tag für Tag folgen, überdeckt würden. Man fürchtet die Machinationen des politischen Clubs, an dessen Spitze sich ein Assessor Jung hervorthut. Die Furcht vor einer „Monstre-Demonstration," die ihr Entstehen einer der Volksversammlungen vor den Zelten verdankte und die gegen die indirekten Wahlen gerichtet seyn sollte, war es, was am Donnerstag vor Ostern die Bürgerwehr unter die Waffen rief und die Gegend um das Schloß, gegen welches sich die friedliche Demonstration richten sollte, von Bajonetten starren machte. Furcht überall, Furcht diktirt die Ansprachen an Bürger und Arbeiter, die der Magistrat ausgehen läßt, der Furcht verdanken die unsinnigsten Gerüchte ihr Entstehen, ihre blitzesschnelle Verbreitung, die fabelhafteste Vergrößerung. Jeder aber spricht von Vertrauen, das sich herstellen solle, werde, diesem peinvollen Zustande ein Ende zu machen; jeder verlangt vom Andern, daß er vertraue, aber er selbst traut nicht; er wird es schon, wenn der Andere nur erst das Beispiel gegeben hat.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Das diplomatische Corps füllte ziemlich vollständig seine Tribüne. Rußland und Oesterreich fehlten natürlich; Herr v. Schulenburg jedoch, der interimistische Geschäftsträger von Preußen, war anwesend; wohl zufolge erhaltenen Rathes von einem benachbarten aufgeklärten und tiefer blickenden Diplomaten unserer Nation. *

Nachdem die kirchliche Ceremonie, bestehend in einer sogenannten spanischen (sehr abgekürzten) Messe vorüber, trat der Oberhofkaplan mit dem Evangelienbuch an den Thron des Königs, dieser erhob sich und las mit lauter Stimme die Schwurformel: „Ich Ferdinand der zweite, König des Königreichs beider Sicilien, von Jerusalem und so weiter, verspreche und schwöre vor Gott und seinen heiligen Evangelien zu bekennen und bekennen zu machen, und zu vertheidigen und zu erhalten im Königreiche beider Sicilien die römisch-katholisch-apostolische Religion als einzige Religion des Staates. — Verspreche und schwöre als unverletzlich zu beobachten und beobachten zu machen die von Uns am 10. Februar 1848 für dasselbe Königreich promulgirte und als unwiderruflich sanctionirte Constitution der Monarchie. — Verspreche und schwöre zu beobachten und beobachten zu machen alle gegenwärtig in Kraft bestehenden Gesetze oder diejenigen, welche späterhin nach Maßgabe der erwähnten Constitution in Kraft treten werden. — Verspreche und schwöre auch, niemals irgend etwas gegen die Constitution und die Gesetze, welche Personen oder Eigenthum unserer geliebtesten Unterthanen betreffen, zu thun oder zu unternehmen, so wahr mir Gott helfe und mich in seinem heiligen Schutze halte."

Der König hielt die Hand auf das Evangelienbuch, während er diese Formel las, und dann sprach er ein lautes, die Kirche füllendes »Lo giuro.« Eine Kanonensalve rollte über Stadt und Meer.

Trotz all dieser Feierlichkeit, womit so das Siegel auf die erste große Freiheitsurkunde Italiens gedrückt ist, schütteln bedenkliche Leute zweifelnd das Haupt. Gerade so war es 1820 auch, gerade so schwur der König! rufen sie aus. Sie vergessen dabei, daß zwischen 1820 und 1848 ein Zeitraum liegt, in welchem die Völker vorangeschritten sind und die Herren von Laibach den Cours ihrer Papiere bedeutend haben weichen sehen müssen. Man bricht heute einem Volke nicht mehr so leicht einen feierlichen Schwur. Freilich, Herr von der Schulenburg hier hat einen Protest dagegen unterschrieben, aber ich glaube kaum, daß dieser Schritt die Neapolitaner schlaflose Nächte kostet. Der protestirenden Diplomatie würde es auch schwer werden, anzugeben, was der König Ferdinand hätte anders thun sollen als eine Consti-

* Ich sehe mit Verwunderung in der Allgemeinen Zeitung von Rom aus der Angabe widersprochen, es habe Preußen gegen die Constitution Neapels einen Protest unterschrieben. Und doch ist dieß eine hier von Niemand in Abrede gestellte Thatsache: die Ueberreichung des Protestes freilich hat Napier zu hintertreiben gewußt.

tution geben. Man kann ganz mit ihr einverstanden seyn, daß die Neapolitaner noch nicht für ein constitutionelles Leben vorgebildet sind, und daß eine unruhige Zukunft diesem Lande droht. Es ist unstreitig, daß in Neapel ein absoluter, aber weiser und wohlwollender Regent das ist, was eigentlich noth thut. Aber eben so wahr ist es auch, daß unter den hiesigen Umständen die Constitution das Unvermeibliche war, daß sie troß allem, was sie noch kosten wird, das bei weitem kleinere Uebel ist, wenn man sie mit der furchtbaren Regierung vor dem 28sten Januar 1848 vergleicht.

Aber kehren wir zu unserem Fest zurück. Nachdem der König die Schwurformel noch unterschrieben und dem Minister der Justiz übergeben, schwuren — kleinlauter als er — die Prinzen, die Minister, der Mayordomo des königlichen Hauses mit den „Capi di Corte“ oder Hofchargen, dann die Generale, welche mit der Spitze ihrer gezogenen Degen das Evangelienbuch berührten. — Alle Sicilianer, welche unter diese Kategorie gehören, hatten sich unter verschiedenen Vorwänden entschuldigt. Unter den Schwörenden war kein einziger geborener Insulaner.

Der Hof zog sich in derselben Weise zurück, wie er gekommen; der König wartete seine Entfernung ab und dann verließ er mit dem Militärgefolge die Kirche, um sich zu Pferde zu setzen und den harrenden Truppen den Eid abnehmen zu lassen. Dieß geschah mit Hurrahs für den König, und ein Parademarsch endete die Feier. Auf dem Largo di Castello schwur gleich nachher die Nationalgarde, auf der Chiaja leisteten am Nachmittag die Schweizerregimenter den Eid.

Mit der Beschreibung der Illuminationen und Freudenfeuer und des furchtbaren Volksgewoges am Abend, des Innern des erleuchteten Riesentheaters San Carlo u. s. w. will ich Sie verschonen. Es war eine wahrhaft großartige, durch die Lage Neapels unendlich begünstigte, aber durch ihre Größe ermüdende, nicht endende Demonstration. Die Neapolitaner sind kindisch. Wie die Kinder wissen sie das Ende nicht zu finden. Am folgenden Abende begann die Sache von Neuem. Dießmal waren es Studenten der Universität, welche einen besondern, etwas extravaganten Einfall ausführten. Sie hatten ein transparentes Gehäuse aufgebaut, an dessen Wänden allegorische Darstellungen der Amnestie, der Constitutionsverleihung prangten, während Medaillons die Porträts berühmter Neapolitaner wie Cuoco, Filangieri, Cirillo zeigten. Das ganze ruhte auf einem von acht Ochsen gezogenen Wagen. Fackeln- und Windlichterzüge, Musikbanden und Sängerchöre schlossen sich an. Der Toledo, durch welchen dieses leichte, wackelige Constitutionsgebäude langsam wie im Trauergeleite heranschwankte, war wieder erleuchtet, vor dem Schlosse wurden Hymnen aufgeführt, der König aber nahm keine Notiz davon, wie er am vorherigen Abend auch von der großen Illumination keine Notiz genommen.

An einer andern Stelle der Stadt hatte unterdeß ein Aufzug ganz anderer Art statt. Es waren etwa zweitausend Menschen, meist Sicilianer, deren hier viele leben, welche über die Chiaja zu den Wohnungen der Minister strömten und Abasso il Ministero! Pace colla Sicilia! schrien.

Am 27. begann der Carneval, aber der Toledo war ungewöhnlich leer, im Theater San Carlo auf dem Maskenball fast Niemand. Es war auf gestern Abend eine neue Demonstration der Sicilianer angekündigt; die starken Patrouillen scheinen sie verhindert zu haben. Die Neapolitaner haben seit einigen Tagen vollständig vergessen, was sie den Sicilianern verdanken. Sie schimpfen jezt einstimmig auf dieses „hochmüthige“ Volk und vermessen sich hoch und theuer, mit einigen hinüberzuschickenden Regimentern ihren Uebermuth bald dämpfen zu wollen. Gerüchte, als hätten die Franzosen den Palermitanern ein mit Waffen und Mannschaft nach Messina beladenes Dampfschiff unter sicilischer Flagge weggenommen, als wollte Parker, der mit seinen Linienschiffen hier im Golf liegt, die Truppen des Königs nach Sicilien bringen, werden ausgestreut und geglaubt. Die Messinesen haben unterdeß das neue Bombardement überstanden, welches sie erwarteten. Am 24. d. M. begann es und dauerte 42 Stunden. Der Schaden war nicht groß. Die Stadt hat sich durch ihre Bauart gegen Erdbeben geschüzt, und das nüzt ihr jezt auch bei den politischen Erschütterungen.

(Schluß des dritten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Die literarischen Kandidaten z. Nationalversammlung. Schneiderassociation.

Ein Naseweiser oder ein Spaßvogel in der Versammlung drang aber auch in Alexander Dumas' Privatleben ein, falls etwas bei diesem Manne privat ist, und fragte, was der Kandidat mit der Million Francs gethan habe, die ihm von der vorigen Regierung zu seiner Reise nach Algerien gegeben worden sey. Der Dichter antwortete: „Ich bin ein ziemlich mittelmäßiger Rechner, und wenn man mir das Facit einer Multiplikation vorlegt, so verlange ich gewöhnlich die Probe. Nicht eine Million, sondern bloß 10,000 Francs habe ich erhalten. Der Befehl liegt beim Ministerium des öffentlichen Unterrichts und kann als Beleg meiner Versicherung dienen. Frage: Nun

wohl, können Sie uns sagen, was Sie mit diesen 10,000 Francs gemacht haben? Antwort: Dieß ist nicht schwer. Da ich fünf Freunde mit mir nahm, und wir mit 10,000 Francs nicht das Viertel der Reise gemacht hätten, so verkaufte ich durch die Vermittlung eines Wechselagenten für 50,000 Francs Aktien der Lyoner Eisenbahn, und bekam 40,000 Francs dafür. Zu diesen legte ich die 10,000 Francs, welche mir der Minister bewilligt hatte, und mit diesen 50,000 Francs habe ich meine Reise ehrenvoll vollendet. Frage: Welchen Zweck hatte diese Reise? Antwort: Einen Kolonisationszweck. Auf dem Lande erzogen und im Landbau nicht ganz unerfahren, wollte ich die Striche Algeriens, welche mir zur Kolonisation am geeignetsten scheinen würden, bevölkern. So hätte ich 3 — 400,000 Arbeitern, welche ohne Arbeit und ohne Brod in Frankreich leben, nicht allein Brod und Arbeit, sondern auch noch Landeigenthum in Algerien verschaffen können. — Daß Alexander Dumas eine Kolonie anlegen wollte, wußte bisher Niemand. Der witzige Dichter hat wohl in die Faust gelacht, als er jene Antwort gefunden hatte, welche ihn plötzlich zu einem neuen Cecrops erhebt. Doch hat all dieses auf die Pariser Wähler keinen großen Eindruck gemacht. Von Eugen Sue und Balzac hat vollends gar nichts verlautet, und sie müssen bei den Wahlen nur wenige Stimmen bekommen haben. Aber auch die Handwerker haben nicht alles durchgesetzt, was sie im Kopfe hatten. Anfangs war von nicht weniger als zwanzig Arbeitern die Rede, welche in die Liste der vier-und-dreißig Pariser Repräsentanten kommen sollten; sie haben jedoch nur drei oder vier hinein gebracht; von diesen ist noch dazu einer, Corbon, ein Bildhauergesell, mehr Journalist als Handwerker, da er ein Blatt, »l'Atelier,« herausgibt.

Mit der vielberufenen Association der Arbeiter ist ein Versuch gemacht worden, welcher freilich durch besondere Umstände begünstigt wird, und also für Louis Blancs thörichte Theorie nichts beweist, wenn auch seine Gegner den Nutzen der Arbeiterassociationen an sich keineswegs in Zweifel ziehen. Da nämlich jezt fast alle männlichen Bewohner von Paris zur Nationalgarde gehören, die armen aber nicht im Stande sind, sich die Montur anzuschaffen, so hat die Stadtbehörde es übernommen, ihnen diese zu liefern. Es kam also darauf an in Zeit von sechs Wochen hunderttausend Tuniken oder Monturröcke zu verfertigen. Zu diesem Zwecke hat man alle Schneidergesellen, welche Arbeit suchten, zusammenberufen. Diese haben sich verbunden, um auf ihre Rechnung zu arbeiten und den Gewinn zu theilen, nach Abzug des jedem zukommenden Tagelohns, der nach der Louis Blanc'schen Theorie derselbe für alle Gesellen ist, gleichviel, ob sie schnell oder langsam, gut oder mittelmäßig arbeiten. Man hat ihnen das große Gebäude in der Straße Clichy, das zur Schuldnerhaft diente und seit Aufhebung dieser Haft durch die republikanische Regierung leer stand, eingeräumt. Hier arbeiten sie in großen Sälen zusammen, oder einzeln in kleinen Kammern. Man liefert ihnen das Tuch und das übrige Material; am 15. Mai muß die erforderliche Quantität von Monturröcken fertig seyn. Die bedungene Summe wird ihnen dann, nach Abzug der Vorschüsse, vollends ausbezahlt, und jeder Theilnehmer bekommt seinen Antheil am Gewinnst.

(Fortsetzung folgt.)

Altona, Mai.

(Schluß.)

Schleswig-holsteinische Zustände

Einem von den norddeutschen Zeitungen verbreiteten Gerüchte, als hätten die Schleswiger die Leichen der am Ostersonntag Gefallenen rein ausgeplündert, wird mit dem größten Unwillen von ihnen widersprochen. Solche Leichenschändungen mögen vorgekommen seyn, wurden aber von den Nachzüglern der Armee, auf Mord und Raub ausgehendem Gesindel, nicht aber von den Bewohnern eines Landes und einer Stadt verübt, die durch ihre Ehrenhaftigkeit vor vielen andern Deutschen bekannt und ausgezeichnet sind. Es konnte nicht fehlen, daß bei dem Aufrufe, Freischaaren für die Herzogthümer zu bilden, auch Gesindel aller Art und aus allen Orten herbeiströmte, daß namentlich die großen Städte Berlin und Hamburg sich auf diese Weise des Abhubs ihrer Bevölkerung entledigten, und daß dieser dahin strömte, wo es Aussicht auf Beute und ungebundenes Leben gab. Auch hielt man es bald für nöthig, den Freischaaren eine eigene Gerichtsbarkeit und zwar dahin einzuräumen, daß sie selbst ihre Reihen von diesem Gesindel durch Ausstoßung desselben reinigen konnten, welche Befugniß vielfältig von ihnen benützt, und so ein Corps hergestellt wurde, das an Muth, Tapferkeit und Begeisterung Seinesgleichen wohl vergeblich suchen würde. Darüber ist sowohl in den Herzogthümern als bei den regulären Truppen nur Eine Stimme, daß unsere Jünglinge sich wie Helden geschlagen, wie auf der Höhe der Bildung stehende Männer benommen haben; auch trugen sie bedeutende Siege davon, selbst da, wo ihnen eine zwei- bis dreimal so starke feindliche Macht gegenüber stand. — Jezt, wo die Hauptsache, die Reinigung der Herzogthümer von den Dänen, gethan ist, sieht man es gern, wenn die Freischaaren wieder nach Hause zu ihren gewohnten Beschäftigungen zurückkehren, und willig wird Jedem, der es wünscht, der Abschied ertheilt, nicht in undankbarer Verkennung der von diesen Tapfern geleisteten Dienste, sondern weil so edles Blut möglichst zu schonen ist, und eben diese Jünglinge die Träger der künftigen Größe und Intelligenz des Gesammtvaterlandes sind. Wir können demnach nur bitten, daß keine Freischaaren sich mehr hieher bewegen wollen, da reguläre Truppen genug am Platze sind, um den lezten Strauß mit den Dänen siegreich bestehen und Deutschland einen ehrenvollen Frieden erkämpfen zu können.

Ueber die Behandlung unserer kriegsgefangenen Studenten und Turner auf den rasirten dänischen Linienschiffen bei Kopenhagen waren höchst beunruhigende Gerüchte verbreitet, die sich zum Glück als unwahr herausgestellt haben. Nur zu Anfang haben die Dänen durch grausame Behandlung dieser Jünglinge Schmach auf sich geladen, bald aber der Stimme der Billigkeit Gehör gegeben, und jezt soll das Loos der Gefangenen ein ganz erträgliches seyn. Auch sieht man ihrer baldigen Auswechslung um so gewisser entgegen, da wir dänische Gefangene genug besitzen, um jeden von ihnen mit fünf bis sechs auslösen zu können. — Eltern also, die Söhne unter den Gefangenen haben, dürfen sich vollkommen beruhigen. Schreiber dieses ist durch Briefe vom Bord der „DrowningMaria“ von dem Zustande der Gefangenen genau unterrichtet und kann die Versicherung geben, daß es den Jünglingen, den Umständen nach, ganz gut geht. — Durch einige Worte muß auch der Madame Louise Aston, bekanntlich eine sogenannte Emancipirte, Erwähnung geschehen. Diese war in der Schlacht am 23. April bei Schleswig zugegen und leistete die wackersten Dienste, indem sie sich der Verwundeten auf dem Schlachtfelde liebevoll annahm und bei dem Verbinden ihrer Wunden, inmitten des Kugelregens, unerschrocken behülflich war. Man glaubt diese Dame nicht genug loben zu können; auch scheint ihr Beispiel andere Frauen zu gleicher Hülfeleistung, wenn auch nur in den Lazarethen, begeistert zu haben.

Beilage: Literaturblatt Nr. 36.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 122. Montag den 22. Mai 1848.

— The world, too saucy with the gods,
Incenses them to send destruction.
Shakespeare.

— Ut mihi saepe
Bilem, saepe jocum vestri movere tumultus!
Horaz.

Skizzen aus Baden und Rheinhessen.

Der Mai hat wie immer, ja noch mehr als in manchen andern Jahren seine liebliche Herrschaft über das schöne Badener Land ausgebreitet, es grünt und blüht überall so prächtig in den Thälern und auf den Bergen und den weiten, fruchtbaren Matten, es quillt ein köstliches Aroma aus den tausenden leise sich öffnender Blüthenkelche in die heitere sonnige Maienluft empor, und die Nachtigall läßt mit gleicher Innigkeit wie immer ihr süßes Liebeslied ertönen. Sonst aber ist der Eindruck, den jezt eine Fahrt durch die Gauen Badens und Rheinhessens macht, ein ganz anderer als in gewöhnlichen Jahren. Man fühlt es, der innere Frieden ist aus diesen schönen Landstrichen gewichen. Die Ruhe und Milde der Natur sticht oft schneidend ab von der Aufgeregtheit der Menschen.

Daß ein unnatürlicher, ein künstlich hervorgerufener Zustand jezt hier herrscht, erkennt der Reisende gleich auf den ersten Blick; unwillkührlich wird er in die allgemeine Spannung hineingezogen, und sind politische Wirren mit dem unendlich widerlichen Gefolge von Parteihaß, persönlicher Gereiztheit, absichtlicher Entstellung der Thatsachen und Verleumdung aller Art, das sie stets begleitet, ihm zuwider, so fühlt er sich, troz aller Schönheit der Natur, sehr bald unbehaglich. Mit dem besten Willen kann man als Reisender diesen Bedingungen aufgeregter Zustände nicht entgehen. Ueberall, bis in die einsamsten Hütten, in die fernsten Thäler drängen sie sich einem auf.

Es ist etwas Schönes um politische Regsamkeit, um die geistige Theilnahme eines Volks an seinen Schicksalen, aber das Uebermaß, die Leidenschaftlichkeit, der wirklich oft lächerliche Unverstand, wie es einem gegenwärtig in Baden und Rheinhessen entgegentritt, kann einem das öffentliche Leben leicht ganz und gar unerträglich machen und Jeden, der nicht nothwendig dort weilen muß, alsbald in die Flucht jagen. In den Eilwagen, in den Gastzimmern, auf den Eisenbahnen, auf den Dampfbooten, wo nur drei Menschen sich zusammenfinden, kann man sicher seyn, daß immer und immer wieder von Politik gesprochen wird und sich oft sehr extreme Parteien bilden, die gewöhnlich mit weit mehr Leidenschaftlichkeit als Verstand ihre politischen Ansichten zu verfechten und Jünger dafür zu werben suchen.

Man ist endlich dieses ewigen Haderns und Streitens überdrüßig geworden, will wenigstens auf Stunden von diesen Kammersitzungen und Kaiserwahlen und constitutionellen Monarchien und republikanischen Institutionen nichts mehr hören, man flüchtet sich Schutz suchend in die Einsamkeit seines Wirthszimmers. Aber vergebens: die dünnen Wände des Gasthauses sind für so leidenschaftlich laute Gespräche, wie sie jezt an der Tagesordnung sind, nicht eingerichtet; nothgedrungen muß man es mit anhören, wie zwei in Wein oder Tabak machende Handlungsbeflissene sich über die Vorzüge der Republik oder Monarchie streiten, und über die Frage nicht einig werden, ob Georg Herwegh unter Umständen ein Napoleon werden könnte. Man kann sicher seyn, daß einem kein Jota des Gesprächs entgeht, so laut sind die Stimmen, so eifrig versuchen Beide sich zu überschreien.

Eilt man in's Freie, will man Erholung suchen am Busen der schönen Natur — auch dieß ist vergebens.

Bis in einsame Thäler wird man vom Plagegeist des Augenblicks verfolgt. Knüpft man mit einem gleiches Weges ziehenden Landmann ein Gespräch an, so darf man darauf rechnen, daß er nach den ersten Worten auf Politik kommt und, wie mir's wiederholt geschehen, fragt, ob es denn wahr sey, daß man in der „Publik" gar keine Steuern mehr zu bezahlen brauche und der Großherzog die Russen und Kosaken holen wolle. Man lache nicht, leider ist es kein Scherz: diese und andere Lügen ähnlicher Art wurden täglich von der republikanischen Propaganda, die wie ein dichtes Netz das ganze Land mit ihrem Gewebe umzogen hatte, ausgesprengt und fanden nur zu oft willige Ohren, wie man denn überhaupt annehmen kann, daß je größer und abenteuerlicher eine Unwahrheit ist, sie in den Volkskreisen desto lieber geglaubt wird. In Baden ist in lezter Zeit wahrhaft Unerhörtes gelogen und geglaubt worden; ganz unglaubliche Abgeschmacktheiten werden einem oft von äußerlich ganz anständigen Männern, die man zu den gebildeteren Ständen zählen muß, mit so ernsthafter Miene vorgetragen, daß man wirklich oft Mühe hat, ihnen nicht in's Gesicht zu lachen. Der badische Volkscharakter ist lebhaft, mittheilend, geschwätzig und leichtgläubig, wenn das Ding nur mit gewandter Zunge und äußern Scheingründen vorgetragen wird. Der Badener ist in allem diesem gerade das Gegentheil seines Nachbars, des Schwaben. Man kann, ohne weiter einen nachtheiligen Nebenbegriff damit zu verbinden, den Badener den Gascogner Deutschlands nennen; er ist ebenso zungengewandt, so sehr zu Excentricitäten aller Art geneigt wie jener. Daher denn auch zum Theil die jetzige übermäßige Aufregung, die übrigens troz alles Schürens, woran es eine gewisse Partei wahrlich nicht fehlen lassen wird, voraussichtlich bald wieder vorüber geht. So wenigstens, wie jezt noch theilweise die Spannung besteht, kann es unmöglich lange fortgehen. Jeder, der nur einigermaßen geistige Ruhe liebt und braucht, müßte sonst dieses schöne Land fliehen.

Aber nicht allein durch diese innere Aufgeregtheit wird man an allen Orten in Baden daran erinnert, daß jezt ein außergewöhnlicher Zustand dort herrscht; schon der äußere Anblick verkündet denselben fast überall. Gleich in der ersten badischen Stadt gegen Württemberg, in Pforzheim, in die uns von Stuttgart aus der Eilwagen mit anbrechender Morgendämmerung brachte, sah ich Außergewöhnliches. Im Rathhaus auf dem Marktplatz war eine starke Abtheilung badischer Infanterie einquartiert. In ihre weißgrauen Mäntel gehüllt, die marschfertig gepackten Tornister neben sich auf dem Boden, waren sie dort aufgestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Berlin.

(Schluß.)

Man ist eben der Freiheit noch nicht gewöhnt; man erzittert noch in ihrer Umarmung, man sieht nur, daß sie noch drohend ihre Locken schüttelt, die holdlächelnde Miene sieht man nicht. Man bedenkt nicht, daß noch vieles ausgesprochen werden muß, daß die verschiedenartigsten Richtungen und Bestrebungen sich begegnen müssen, um sich endlich gegenseitig aufzuheben, und daß, je mehr sich jezt die Leidenschaften austoben, desto eher der Zustand eintritt, wo man anerkennt, daß sie neben einander bestehen können, daß sie es müssen, damit ein Ferment in der trägen, theilnahmlosen Masse bleibe. Man bedenkt ferner nicht, daß einige der Gesinnungsäußerungen der Ultras, die so viel Unwillen und Besorgniß erregten, ihren Urhebern von selbst das Urtheil sprechen, wie auch die Anklage, die der politische Klub an den Straßenecken gegen den Commandanten der Bürgerwehr richtete, von dem er behauptete, daß er die verhaßten Garden wieder in die Stadt ziehen, daß er das Militär mit Umgehung der Bürgerwehr gegen das Volk führen wolle, und die durch eine Gegenerklärung der Hauptleute, vor denen der General sich gerechtfertigt, in ihr Nichts zerfiel. Der politische Klub und der Verfasser dieses Plakats, die zusammen zu gehören scheinen, haben durch die unehrlichen Waffen, mit denen sie zu kämpfen begannen, sich selbst die gefährlichsten Wunden geschlagen. Sie haben auch einen argen politischen Fehler gemacht. Zwei solchen Niederlagen dürften sie sich nicht aussetzen. Der gesunde Sinn des Volks ist doch noch überwiegend genug, um sich mit Abscheu und Ekel von solchem Treiben abzuwenden. Dem möge man vertrauen!

Der gesunde Sinn des Volks hat sich geltend gemacht, als an dem fürchterlichen 19. März nach dem Rückzuge des Militärs die Stadt wehrlos war, als in den nächsten Tagen darauf, wo das Blut noch in den Adern kochte, die Demolirung des Palastes des Prinzen von Preußen, der den allgemeinen Haß auf sich geladen, durch einige beschwichtigende Worte, durch ein paar Kreidezüge, die das Haus als Eigenthum der Nation bezeichneten, verhindert wurde. Er hat sich bewährt beim Begräbniß der Gefallenen, das neben der Trauer neue Rachegefühle erwecken konnte, und an welchem Tage nicht die geringste Störung, ja nur Unordnung vorkam. Vielmehr herrschte eine Todtenstille; es war wirklich schauerlich, ja es war ein Gefühl tiefer Nacht, was mich überkam, troz des hellen Frühlingssonnenscheins, der die Straßen durchleuchtete, als wir durch die Menschenmassen zogen,

die entblößten Hauptes eine weite Gasse öffneten, und man doch jeden Schritt der Dahinziehenden dröhnend auf dem Pflaster hörte.

Dem gesunden Sinne des Volkes also möge man vertrauen. Es beginnt sich zu fühlen, es fängt an einzusehen, daß jeder, der ihm angehört, verpflichtet ist mitzuwirken, daß die neue Schöpfung sich befestige. Wenn einzelne Agitatoren bewußtlose Massen aufzuregen suchen, um durch sie gehoben sich auf die Stelle zu schwingen, wohin ungezügelter Ehrgeiz sie treibt, bis jezt ist es ihnen nicht gelungen, so viel Raum zu gewinnen, daß sie festen Fuß zu fassen vermöchten.

Noch eine andere Furcht ist es, die viele Gemüther bewegt: die vor der Reaktion. Berlin und die Berliner sind nicht geliebt in den Provinzen. Man haßt dort ihren Wiz, man höhnt ihre Aufschneiderei. Es ist eben ein Vorurtheil, welches vielleicht erst in Decennien schwinden wird. Aber jezt ist es noch da und der Berliner ist sich dessen bewußt. Nun sind heftige Anklagen von dort aus laut geworden, ja sie sind unmittelbar in unsere Zeitungen übergegangen, alle gegen die Anmaßung Berlins gerichtet, Preußen eine andere Gestaltung geben zu wollen. Als ob es in der Macht weniger Unruhestifter der Residenz hätte liegen können, eine Bewegung, über welche die Weltgeschichte einst ihr einzig gültiges Urtheil fällen wird, zu machen, oder auch zu beschleunigen! Lasset das Fatum gelten! Es sollte so kommen, wie es gekommen ist. Welche menschliche Macht wäre im Stande gewesen, hemmend oder beschleunigend in das Rollen des Weltenrads einzugreifen! — Diese Anklagen und Beschuldigungen haben aber die Furcht geweckt vor Verschwörungen, die zum Zweck haben könnten das alte Regime zurückzuführen. Diese Furcht dürfte grundlos seyn; die reaktionäre Partei steht doch zu vereinzelt da, als daß sie consistenten Anhang gewinnen könnte; sie ist zu wenig zahlreich im Verhältniß zu der überwiegenden Mehrheit, die sich auch in den Provinzen der neuen Ordnung der Dinge angeschlossen hat, und sie besizt zu wenig bedeutende Köpfe, als daß sie die Massen zu beherrschen, sie mit sich fortzureißen vermöchte.

Die Wahlschlacht des 1. Mai ist vorüber; diejenigen, welche die Abgeordneten zum preußischen und zum deutschen Parlament erwählen sollen, sind gewählt, bekanntlich an diesem Einen Tage zugleich in allen preußischen Landen. Mit banger Sorge blickte man diesem Tag entgegen wegen der drohenden Umtriebe und Bewegungen der Ultra's beider Seiten. Auch diese Furcht ist in ihr Nichts zerfallen. Die äußere Ordnung ist nicht gestört worden, obgleich Berlin an diesem Tage nur von den jungen Leuten unter vier-und-zwanzig Jahren bewacht werden konnte. Die Wahlen aber sind zum überwiegenden Theile befriedigend ausgefallen. Der gesunde Sinn des Volks hat sich auch hier bewährt, troz aller Bestrebungen, ihn irre zu leiten. Der Bürger-, der Arbeiterstand sind dabei genügend vertreten; man hat Persönlichkeiten, besonders in dem leztern, herauszufinden gewußt, die auch in der deutschen Reichsversammlung ihre Stelle ehrenvoll für das Land, das sie sendet, für die Wähler, die sie gewählt, einnehmen würden. Aber auch der so vielfach verdächtigte Beamtenstand ist zu seinem Recht gelangt. Man hat aus den niedern wie den höhern Schichten desselben Wahlmänner hingestellt, die das vom Volk in sie gesezte Vertrauen nicht täuschen werden. Es sind anerkannte Ehrenmänner darunter. — In den Vorversammlungen wie bei den Wahlen selbst hat sich ein erstaunlicher Fortschritt in der politischen Bildung, zu der das Volk hier doch wahrlich nicht erzogen ist, überzeugend dargethan. Man will das Neue, Bessere, aber man will es auf besonnenem Wege. Die Ultras haben nach den Erfahrungen, die ich während dieser Wochen gemacht, wenig Aussicht auf Erfolg, wenn es ihnen auch gelungen ist, einige ihrer Repräsentanten den Wahlmännern einzureihen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Elberfeld, Mai.

Politische Klubs.

Die große Bewegung der Zeit hat natürlich auch uns im politischen Leben die überraschendsten Fortschritte machen lassen. Was vor einem Vierteljahr als eine Unmöglichkeit erschienen wäre, kommt uns bereits ganz natürlich vor: wir haben politische Klubs, denen es mit ihrer Thätigkeit voller Ernst ist. Dem gleich Anfangs gebildeten „politischen Klub" ist nun noch ein „constitutioneller Verein" gefolgt, der sich, gleich jenem, die Entwicklung der politischen Tagesfragen zur Aufgabe macht. Beide Klubs wollen, ihren beiderseitigen Programmen zufolge, so ziemlich dasselbe: ein einiges Deutschland unter constitutionell-monarchischer Regierungsform. Troz dieser scheinbaren Gleichheit ihrer Bestrebungen sind sie ihrem eigentlichsten Wesen nach doch ziemlich verschieden. Im politischen Klub macht sich mehr ein demokratisch-constitutionelles, im constitutionellen Verein dagegen ein aristokratisch-constitutionelles Element geltend. Die Mitglieder des erstgenannten sind großentheils jüngere Leute,

Handlungsgehülfen, Kaufmannssöhne, sodann Männer aus dem Handwerkerstande, kurz, es ist hier besonders die mittlere und geringere Bourgeoisie zu treffen, während die höhere, die Geldaristokratie mehr dem constitutionellen Verein angehört. Die hauptsächlichsten Redner des politischen Klubs sind Juristen, theils Advokaten, theils Landgerichtsbeamte. Die Summe der Intelligenz scheint einstweilen im politischen Klub stärker zu seyn als im andern Verein, wo sich bis jezt nur ein einziger Hauptredner gezeigt hat, gleichfalls ein Advokat, der zugleich dort präsidirt. Dem politischen Klub hat man republikanische Tendenzen unterschieben wollen; keinenfalls kann dieß mit größerem Rechte geschehen, als womit man andererseits den Gegenklub reaktionärer Tendenzen beschuldigt. — Auf die Wahlen der Landesvertreter, sowohl für Frankfurt zur Nationalversammlung als für Berlin zur preußischen Verfassungsberathung, hatte der politische Klub nach Kräften einzuwirken gesucht; er stellte Kandidaten auf, die er als Wahlmänner durchzusetzen trachtete, wobei er offen und ehrlich, vielleicht zu offen zu Werke ging. Das Publikum wollte indeß darin eine Bevormundung erblicken, und die Folge davon war, daß man sich in manchen Bezirken förmlich gegen diese vom Klub aufgestellten Kandidaten verschwor und dieselben bloß aus dem Grunde nicht wählte, weil sie das Unglück hatten, von dorther vorgeschlagen zu seyn. Gewiß ein kräftiger Protest gegen Bevormundungsversuche, nur leider ein bischen spießbürgerlich und unverständig, denn es fielen auf diese Weise Männer durch, die vor vielen andern würdig waren gewählt zu werden. Bei der Wahl der Abgeordneten selbst traf den Klub dasselbe Schicksal: der Kandidat, den er für Berlin aufgestellt hatte, war troz aller Mühe nicht durchzubringen; Geldaristokratie und Pietismus hatten sich vereinigt, um dagegen zu operiren, und wer diese beiden Mächte gegen sich hat, der mag nur gleich die Waffen strecken, selbst wenn er weniger persönliche Feinde hat, als gedachter, durch rücksichtslosen Freimuth ausgezeichneter, nur sein Ich etwas zu sehr hervorkehrender Mann, der dem Kaufmannsstand angehört. Gewählt wurden statt dessen (für den ganzen Kreis Elberfeld, der mit Barmen und den Landgemeinden zusammen drei Abgeordnete nach Berlin sendet) zwei Regierungsbeamte und ein Kaufmann aus Langenberg, der zu den „Stillen im Lande" gehört, übrigens ein tüchtiger Charakter seyn soll. — Was dem politischen Klub am meisten geschadet hat, war unstreitig, daß er zu entschieden gegen den Pietismus auftrat, daß er z. B. einige in Vorschlag gebrachte Wahlmänner in seiner Sitzung lärmend und tobend verwarf, eben weil sie sich zum Pietismus neigten; dergleichen erbittert und möchte auch eben so wenig gerecht als klug zu nennen seyn, da selbst unter den Pietisten manche als politisch sehr freigesinnte, ja ächt demokratisch gestimmte Männer bekannt sind. Wenn, wie gesagt, die Berliner Wahl nicht im Sinne des Klubs ausfiel, so ist er dagegen mit der Wahl des Frankfurter Abgeordneten ganz einverstanden, da diese auf den Mann fiel, den auch er im Auge gehabt: es ist dieß der praktische Arzt Dr. Pagenstecher, der dem Vorparlament beigewohnt hat und Mitglied des Fünfzigerausschusses war. Obschon dieser sehr talentvolle und freisinnige Mann fast einstimmig aus der Wahl hervorging, hatte es doch Tags vor der Wahl noch den Anschein, als würde er durchfallen; man wollte nämlich in einem von ihm öffentlich (auf deßfallsige Anfrage) abgelegten politischen Glaubensbekenntniß alle Position vermissen, und glaubte deßhalb schier zweifelhaft werden zu müssen, ob er auch die „rechte Gesinnung" habe, d. h. gegen die Republik und für constitutionelle Monarchie, sowie für die Hegemonie Preußens sey.

(Schluß folgt.)

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Der Schneiderverein — Die Republik und die Kunst

Mit dem Schneiderverein sieht es bereits schlimm aus. Jeder verläßt sich auf seinen Nachbar und arbeitet so wenig als möglich; daraus erhellt, daß eine Montur, welche für drei Francs verfertigt werden könnte, da ein fleißiger Geselle nur einen Tag dazu braucht, auf neunzehn bis zwanzig Francs zu stehen kommt, weil die Gesellen, da sie mit ihrem Fleiße doch keinen höhern Lohn erlangen, sich das Geschäft sehr bequem machen. Gegen diese in den Journalen aufgestellte, sehr wahrscheinliche Behauptung haben nun die associirten Schneider in einem Anschlagzettel feierlich protestirt. Sie behaupten, das alles sey eine schändliche Verleumdung; Anfangs habe zwar einige Unordnung in der Anstalt geherrscht, weil viel darin zu reguliren gewesen; aber nach und nach habe sich jeder mit seinem Tagewerk abgegeben; die eingegangene Verbindlichkeit werden sie redlich erfüllen, und sie befinden sich sehr wohl bei der Ausübung von Louis Blancs Theorie. Was beweist aber die Anstalt in der Straße Clichy? Allerdings, daß die Gesellen dabei gewinnen, wenn sie eine so bedeutende Bestellung selbst übernehmen, ohne von den Meistern abzuhängen, welche den größten Theil des Profits für sich behalten. Aber würde die Anstalt eben so gut bestehen, wenn sie vom Ungefähr abhinge und auf keine sichere Bestellung rechnen könnte? Schwerlich. Bei einem Meister, der ihnen bloß ihren Tagelohn zahlt, beziehen sie vielleicht nicht so viel Geld auf einmal, aber dieser Lohn wird ihnen regelmäßig zu Theil, und sie haben gar kein Wagniß dabei, dieses hat einzig der Meister zu bestehen. Dennoch wird in manchen Fällen die Verbindung der Arbeiter gute Folgen haben, besonders wenn pünktlich ein Theil des Gewinnstes bei Seite gelegt wird zur Unterstützung der Kranken und Bejahrten unter ihnen. Offenbar hat man die Sorge für die Invaliden der Handwerke bisher zu sehr vernachläßigt; für diese scheint nunmehr eine bessere Zeit zu beginnen. In Paris herrscht jezt auch ein großer Eifer für die Bildung der Handwerker, um sie in Stand zu setzen, mit mehr Verstand ihre Pflichten als Bürger und Wähler, auch wohl als Gewählte, zu erfüllen. Mehrere Lehrer an den öffentlichen Unterrichtsanstalten haben abendliche Vorträge über Literatur, Geschichte, Mathematik und Naturlehre, und einige Professoren der Rechtsfakultät Vorträge über Recht und Staatsverfassung für Arbeiter angekündigt, natürlich alles unentgeldlich. Auch heißt es, daß künftig die Bibliotheken sämmtlich Abends geöffnet seyn sollen, damit Jeder, dem es nicht möglich ist sie am Tage zu benützen, wenigstens die Abendstunden dort zubringen kann, wenn er eine geistige Unterhaltung den materiellen Genüssen in der Schenke und anderswo vorzieht.

Welchen Einfluß die Einführung der Republik auf Kunst und Künstler haben wird, läßt sich noch nicht absehen. Ludwig Philipp ließ viel, aber wohlfeil für seine großen Versailler Galerien arbeiten, und auch die jungen Prinzen bestellten und kauften ziemlich viele Kunstsachen. Andererseits bestellten die Minister mit den von den Kammern bewilligten Geldern manche Gemälde und Statuen; allein es wurde ihnen nicht mit Unrecht vorgeworfen, daß sie die Arbeit nicht immer unter die Würdigsten vertheilten, sondern sich häufig von politischen Rücksichten leiten ließen und namentlich der Fürsprache einflußreicher Deputirten zu sehr nachgaben. Die Künstler mußten daher Höflinge werden, wenn sie beschäftigt werden wollten. Da der Hof verschwunden ist, haben die Künstler von dieser Seite nichts mehr zu erwarten; aber die Republik wird ohne Zweifel große Kunstwerke verfertigen lassen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 123. Dienstag den 23. Mai 1848.

London, the needy villain's gen'ral home,
With eager thirst, by folly or by fate,
Sucks in the dregs of each corrupted state.

Sam. Johnson.

Reform der Londoner Nachthäuser.

Jede große Stadt Englands hat mehr oder weniger Nachtherbergen für arme Reisende und obdachlose Menschen, im Allgemeinen Karavansereien des Elends und des Lasters an der Heerstraße zu Schlimmern. Täglich entsendet das platte Land seine unerfahrenen Söhne und Töchter, um in den großen Städten Unterkommen und Versorgung zu suchen, und in Austausch geben die Städte lockere Dirnen und abgeriebene Spitzbuben. Die Ströme begegnen sich, aber der kleine Bach ländlicher Einfalt und Unschuld verschwindet in jenem serbonischen Moraste, „wo ganze Armeen versunken sind."

Moräste solcher Art finden sich in Birmingham, Manchester, Liverpool, der weiteste und gefährlichste im riesigen London. Wer Hogarths Kupplerin kennt, das schlaue, zuthuliche Weib, die „fromme Needham," wie Pope sie genannt, die vor'm Wirthshause zur Glocke den hier wöchentlich einkehrenden Wagen aus Yorkshire erwartet, wo die schönen Mädchen wachsen, und von den Angekommenen eine anredet, nach Lichtenbergs Beschreibung „eine derbe, reinliche, brave Dorfmamsell, aus der sich was machen ließe — und das geschieht auch," dem muß es klar seyn, wie weich und schlüpfrig schon damals der Boden in London war. Auch in dieser Beziehung ist die Zeit fortgeschritten. Was sonst vereinzelt die Landkutschen brachten, das bringen jezt in Masse die Eisenbahnen, und an die Stelle kleiner Gasthöfe sind die Nachthäuser getreten. Sie mögen nicht immer gleich schlecht gewesen seyn; doch lag der Unterschied stets mehr auf der physischen als auf der moralischen Seite. In jedem drohte Gefahr, denn jeder Wirth hütete sich, unnöthige Fragen zu thun und einen Zwang aufzulegen, der seine Einnahme schmälern konnte. Außerdem haben sie fortwährend das mit einander gemein, daß alle „gute Herberge" versprechen.

Ein junger Bauer kommt nach London, sich irgendwie sein Brod ehrlich zu verdienen, fragt nach einer Herberge und wird in die Entengasse, nach St. Giles, dem Saffranhügel, Spitalfields oder Whitechapel gewiesen. Durch ein Gewirr von Gassen und Gäßchen voll Häringen und Picklingen, voll Kohl und sauren Gurken, voll bleicher Kinder und schmutziger Wäsche erreicht er sein Ziel, schmale, niedrige, vom Rauch geschwärzte Häuser, die sämmtlich aussehen, als könnten sie keine zweite Woche erleben, aber mit geheuchelter Freundlichkeit „gutes Nachtquartier für Ledige" anbieten. Er tritt in eines der größten. Es hat sieben Zimmer von mittlerer Räumlichkeit und er zählt darin, die Kinder ungerechnet, ein-und-sechzig erwachsene Männer und Frauen. Das Haus ist übervoll; er geht in ein anderes. Die Unterstube mißt achtzehn Fuß in der Tiefe, zehn in der Breite. Längs der Wände stehen Betten mit klaffenden Strohsäcken und zerrissenen Decken, übrigens geordnet, nur nicht nach apostolischer Vorschrift. Sie enthalten sieben-und-zwanzig Männer und Frauen, ein-und-dreißig Kinder, ein halbes oder ganzes Dutzend Hunde, acht-und-fünfzig menschliche Wesen in einem engen, gegen Licht und Luft systematisch verwahrten Raume. Der junge Bauer steigt zur Oberstube hinan. Sie faßt bei zwölf Fuß in der Breite und zehn in der Tiefe sechs Betten, worin zwei-und-dreißig Menschen liegen, keiner gleich Alexander dem Großen, Cajus dem

Rechtsgelehrten oder Herbert, Lord von Cherbury, Wohlgeruch ausdünstend. Reinere Luft im zweiten Stock erwartend, klettert der Landmann eine Stiege hinauf, die weniger einer Treppe als einer Leiter mit ausgebrochenen Sprossen gleicht. Breite und und Tiefe sind in vier Gemächer zerschnitten und nur in einem ist noch Platz für ihn. Er schaudert ob der Gemeinschaft mit Männern, Weibern und Säuglingen; aber die Nacht ist dunkel, der Regen schlägt an die Fenster; um im Trockenen zu rasten, streckt er sich auf die Diele. Seine Haus- und Schlafgenossen sind Bettler, Straßenkehrer, Höcker, Musikanten, Verkäufer von Schwefelhölzern, Akteurs und Aktricen der Pfennigtheater, Kanalarbeiter, Schleußenräumer und Ziegelstreicher, dazwischen Gruppen gefallener Mädchen, Diebe, sogenannte Hochflieger oder Bettelbriefschreiber, Taschensondirer oder Knaben, die an den Taschen der Damen sich in Beutelschneiderei üben, allerhand in Verfall gekommene Menschen, Verlorene, die sich nicht beschreiben lassen.

Die Meisten dieses bunten Gemisches lieben späte Stunden, legen sich spät schlafen und stehen spät auf. Reinlichkeit gehört nicht zu ihren Lebensbedürfnissen. Den Körper, ihr Leinenzeug und ihre Kleider zu waschen, dünkt ihnen entbehrlicher Luxus, um so entbehrlicher, weil sie das Wasser holen müssen; das Haus hat keines. Und dann sind sie in so fern zu entschuldigen, als jedes solches Haus nur Einen Raum besitzt, wo gemeinschaftlich gewaschen, gekocht und zwanzig andern Zwecken gedient werden muß.

Fragt man, was Menschen, welche das Innere dieser Nachthäuser einmal erprobt, zur Rückkehr veranlaßt, ob Instinkt, Wahl oder Armuth, so hat man allerdings die Ursachen genannt. Die ganz Dürftigen kommen wieder, weil sie für drei Pence oder neun Kreuzer ein nächtliches Obdach erhalten, so schlecht es immer seyn mag, und wenn sie an den sechs Werkeltagen dort geschlafen, den Sonntag frei haben. Andere treibt die Sparsamkeit her; sie bekommen für achtzehn Pence wöchentlich, was ihnen in eigenen vier Pfählen, freilich bequemer und reinlicher, das Doppelte oder Dreifache kosten würde. Noch Andere besuchen solche Häuser, wie Vornehme und Reiche Badeorte besuchen, um des Reizes der Geselligkeit willen. Wenn auch niedriger, wird dort nicht weniger gespielt als in Spaa oder Wiesbaden und dabei nach Möglichkeit gezecht. Würfel und Karten, Zank und Schlägerei, Erzählung heroischer Thaten und Plane zu neuen Diebereien sind die Nachtordnung. In manchen Häusern wird Sonntags getanzt. Ein Geiger spielt auf und die Person zahlt drei Kreuzer. Die unvermeidlichen Folgen bedürfen keiner Erwähnung. Was die Erwachsenen thun, ahmen Knaben und Mädchen in Häusern nach, welche eigens für sie bestimmt sind. Sie thun nichts Schlechteres, aber die Jugend erhöht den Greuel.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Baden und Rheinhessen.

(Fortsetzung.)

Ein hier einsteigender Einwohner von Pforzheim erzählte, die Stadt habe schon seit einigen Wochen eine Besatzung von mehreren Kompagnien Infanterie, was man für nothwendig gehalten, um dem Ausbruch von Tumulten aller Art, die längere Zeit täglich zu befürchten gewesen, vorzubeugen. Nicht bloß politische Aufgeregtheit könnte hier dazu treiben, des materiellen Nothstands ist mehr als genug. Der hauptsächlichste Erwerbszweig von Pforzheim, die Fabrikation goldener Schmuckwaaren, die hier in großen Fabriken verfertigt und in die ganze Welt versandt werden, liegt völlig darnieder, fast alle Anstalten der Art sind geschlossen und an 800 Arbeiter feiern in gezwungenem Müssiggang. Und wann ist gerade in diesem Zweige eine Besserung wieder zu hoffen? wann werden diese goldenen und silbernen Kettlein, Ringe, Armbänder u. s. w., bloß dem unnöthigsten Luxus dienend, wieder in solcher Menge verlangt werden, um die Tausende von Arbeitern, die bloß auf die Anfertigung dieser Waare angewiesen sind, nur nothdürftig zu ernähren? Wahrscheinlich sehr lange nicht; der Luxus, der sich in kostbaren Geschmeiden gefällt, dürfte wohl für viele Jahre aus Deutschland verbannt seyn. Jetzt noch sucht man in Pforzheim die unbeschäftigten Arbeiter aus öffentlichen Mitteln zu ernähren und einzelne größere Fabrikanten zahlen zu diesem Zwecke mehrere hundert Gulden wöchentlich in die Gemeindekassen. Wenn das aber aufhört, da es unmöglich immer so fortgehen kann, wie dann?

Und nicht allein Pforzheim, alle Städte der Art in ganz Deutschland, die ihren Erwerb größtentheils nur in der Verfertigung von überflüssigen, oft selbst lästigen und durch die Mode gebotenen Luxusartikeln finden — wie soll es mit diesen werden? Wer wird ferner alle die unzähligen Schmucksachen, Nippen und Spielereien aller Art, wer wird künstliche Blumen, theure Stoffe, elegante Wagen u. dgl. kaufen wollen, wer wird sie bezahlen können? Wahrlich, unsern künstlichen Industrieverhältnissen steht noch manche Veränderung bevor, bis nur einigermaßen das rechte Gleichgewicht von Produktion und Consumtion wieder hergestellt ist. Wohl denen, die diese Schwankungen zu ertragen vermögen, ohne gänzlich dabei zu Grunde zu gehen.

In politischer Hinsicht ist Pforzheim, wie jezt jede badische Stadt, in die verschiedensten, sich schroff gegenüber stehenden Parteien getheilt. Alle welche Ruhe und Ordnung lieben und noch etwas zu verlieren haben, hängen dem jetzigen Ministerium, von dem sie allein kräftige Haltung und Schutz gegen die wildeste Anarchie erwarten, mit Leib und Seele an, die andern, welche bei der Unordnung nichts zu verlieren haben, wohl aber gewinnen können, sind Republikaner der hitzigsten Art. Glücklicherweise ist hier wie in ganz Baden diese Partei die bei weitem kleinste, obgleich sie ihre innere Schwäche und Gehaltlosigkeit durch wildes Gelärme und Umsichwerfen mit Phrasen aller Art zu verdecken sucht. Von dieser Partei ging auch in Pforzheim die mit 400 Namen versehene Petition aus, welche der Abgeordnete Brentano in diesen Tagen der badischen Kammer überreichte, in der um völlige Amnestie aller bei den lezten Aufruhrversuchen im badischen Oberland Betheiligten und jezt Gefangenen gebeten ward. Ein sehr naives Ansinnen! Eben mit den Waffen in der Hand gefangen, mit denen sie viel des edelsten Blutes vergossen, des Bundes mit bewaffneten Fremden überführt, sofort gefangen, und gleich darauf wieder amnestirt! Das übrige Deutschland hätte also nichts zu thun, als stets Truppen bereit zu halten, um Gesetzmäßigkeit und Ordnung in Baden wieder herzustellen, und wenn dieß dann mit Aufopferung des Blutes seiner Söhne und schwerer Geldsummen aus dem Beutel aller Steuerpflichtigen gelungen wäre und man die Haupträdelsführer in Haft gebracht und unschädlich gemacht hätte, so ließe man sie ohne weiteres straflos wieder laufen, damit sie so bald als möglich ihr altes Treiben wieder beginnen können! Es ist wirklich merkwürdig, mit welcher Unverschämtheit die anarchische Partei, trotz der großen Niederlage, die sie in der fast einstimmigen Meinung von ganz Deutschland erlitten hat, immer noch aufzutreten wagt.

Welch neues Schauspiel zeigte aber Karlsruhe! Der hier Unbekannte hätte glauben müssen, in eine preußische Garnisonsstadt und nicht in die Kapitale des badischen Landes einzufahren. Gleich am Thore glänzten uns die preußischen Pickelhauben entgegen, sahen wir lange Grenadiere in den bekannten preußischen Waffenröcken. Eine starke Garnison churhessischer Infanterie liegt hier, und in Kleidung, Armirung, Haltung und Kommando ist diese, bis auf die Wappen an den Pickelhauben, dem preußischen Militär völlig gleich und von demselben nicht zu unterscheiden. Schöne, kräftige Leute von hohem Wuchs und festem Gang sind diese hessischen Soldaten, und man sieht es ihnen auf den ersten Blick an, daß das alte kriegerische Blut, das von jeher dem Hessenstamme eigen war, auch in ihnen noch nicht versiegt ist und sie mannhaft zu jedem Kampf mit Deutschlands innern wie äußern Feinden bereit sind.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Schluß.)

Die Revolution und die Kunst.

Ein sich Paul Justus unterzeichnender Künstler, welcher in einem Anschlagzeitel seine Kunstgenossen anredet, scheint von der Republik ganz begeistert und verspricht sich von derselben die herrlichsten Früchte für die Kunst. Große republikanische Feste, meint er, werden die prächtigsten Kunstwerke veranlassen, und alle Künstler müssen sich vereinen, um diese Feste zu verherrlichen. Geräumige Amphitheater, Triumphbögen, Versammlungshäuser werden errichtet, große musikalische Compositionen aufgeführt, theatralische Darstellungen mit Chören und Tänzen gegeben werden. Hier ist Arbeit für Poesie, Musik, Malerei, Bildhauerei und Choreographie. Paul Justus sagt: Bei einer Geldnoth wendet man sich an die Bankiers, bei einer Hungersnoth an die Kornspekulanten, bei einer Seuche an die Aerzte. Eben so soll der Staat jezt nach der großen Revolution einen Aufruf an die Künstler erlassen, damit alle herbeieilen, und ihr Genie der Verherrlichung der Republik widmen. Er selbst, Paul Justus (wahrscheinlich ein angenommener Name), ruft sie dazu auf im Namen der Republik, im Namen der Kunst und „im Namen Gottes" Auch Theophile Gautier spricht in seinen Feuilletons von den Künstlerverbindungen, welche unermeßliche Werke ausführen könnten. Das alles ist nun ganz gut, aber man stößt immer auf eine kleine Schwierigkeit: wo sollen die ungeheuern Fonds herkommen, welche so unermeßliche Werke erfordern? In Zukunft wird die Sorge für die von ihrer kümmerlichen Handarbeit lebenden Familien einen großen Theil der Staatseinkünfte verschlingen, zumal die Steuern auf nöthige Lebensmittel herabgesezt werden, mithin jene Einkünfte sich nothwendig verringern. Daß aber die neue Republik die Absicht wirklich habe, große Kunstwerke zu unternehmen, sieht man bereits aus zwei Dekreten, von denen eines Wandmalereien im Pantheon, das andere den

Ausbau des Louvre und dessen Verbindung mit den Tuilerien anordnet. Allein letzteres ist ein so ungeheures Unternehmen in jetziger Zeit, daß gewiß nichts daraus wird. Die vorige Regierung konnte nicht dazu kommen, obschon sie die Absicht hatte, und damals die Finanzen noch besser standen als jezt. Ein weiterer Erlaß der Regierung fordert die Künstler, Maler und Bildhauer, auf, eine symbolische Figur der Freiheit zu entwerfen. Nahe an siebenhundert Künstler haben ihre Figur eingeschickt, beinahe fünfhundert eine gemalte oder skizzirte, die übrigen eine in Thon oder Gyps gebildete. Es laufen da sonderbare Gestalten mit unter, und manche erregen bei den Zuschauern schallendes Gelächter. — Bei der großen Kunstausstellung im Louvre war dießmal von keiner Jury die Rede; das Schlechte fand so gut Platz, wie das Schöne, und nur das Publikum richtet über die viertausend ausgestellten Kunstgegenstände aller Art. Es ist dadurch eine Art von Kritik entstanden, wie man sie bisher im Louvre, dem weiland königlichen Palast, nicht kannte. Das ganz Schlechte wird mit Hohngelächter betrachtet, oder gar mit Heu- und Strohkränzen, oder auch mit beißenden Inschriften versehen. Einige Stümper sind dadurch bewogen worden, ihre elenden Leistungen schnell zurückzunehmen. Es erscheinen noch immer eine Menge Spottbilder auf Ludwig Philipp und Guizot. Auf einem derselben spielt Ludwig Philipp Karten mit Metternich. Letzterer sagt: »Vous laissez aller les coeurs, et vous vous entourez trop de valets.« — „Ach," antwortet Ludwig Philipp, „wir sind beide kaput!" Witz und Geist werden auf diesen Blättern meist vermißt. Dg.

Elberfeld, Mai.

(Schluß.)

Die Wahlen. — Nothstand

Glücklicherweise kam Dr. Pagenstecher am entscheidenden Tag von Frankfurt hier selbst an, und eine vor den versammelten Wahlmännern von ihm gehaltene Rede schlug alle gegen gegen ihn erhobenen Bedenken zu Boden, so daß man ihn, wie gesagt, beinahe einstimmig wählte. Jedenfalls trug zu dieser Wendung der Dinge auch der Umstand wesentlich bei, daß v. Beckerath, der gefeierte Deputirte des seligen preußischen Landtags, den man statt Pagenstechers hatte wählen wollen, in der Voraussetzung, Crefeld wähle ihn nicht, nun doch in seiner Vaterstadt einen glänzenden Sieg davongetragen, was kurz vor dem entscheidenden Augenblick hier bekannt wurde. Allgemein ist man nun der Ansicht, daß Elberfeld und Barmen (die gemeinschaftlich wählen mußten) in der Person des Dr. Pagenstecher einen Mann gefunden, der als geborener Süddeutscher mehr wie mancher Andere dazu gemacht seyn dürfte, zur Aussöhnung des Südens mit dem Norden in Frankfurt beizutragen. — Unser früherer Abgeordneter, der eine Reihe von Jahren den Provinziallandtagen und zulezt im vorigen Jahr dem preußischen Landtag beiwohnte, August von der Heydt, soll, Zeitungsberichten zufolge, ein Portefeuille erhalten, und zwar entweder das des Handels oder der Finanzen. Von der Heydt zeichnet sich nicht gerade als Redner aus, er ist aber ein Mann von seltenem hellem Verstand, ausgedehnten praktischen Kenntnissen und anerkannter Charakterfestigkeit, dabei gewohnt, eine wahrhaft großartige Thätigkeit zu entwickeln, Eigenschaften, die ihn einer so hohen Stellung im Staate gewiß so würdig als fähig machen. Er ist Chef eines der angesehensten Bankhäuser unserer Provinz, von der Heydt, Kirsten und Söhne, dabei seit Jahren mit den mannigfachsten öffentlichen Aemtern betraut; er wird nicht über 45 bis 48 Jahre alt seyn. Wie man sich lezten Winter erzählte, soll der damalige absolute Herrscher von Preußen ihm einer freien Aeußerung auf dem Landtage wegen schwer gegrollt haben; dieses Grolls gegen den Deputirten wird der constitutionelle König nun wohl seinem Finanz- oder Handelsminister gegenüber sich nicht weiter erinnern — tempora mutantur! — Die Befürchtungen, die man hier wegen etwaiger Unruhen, die am ersten Mai, dem Tage des Wohnungswechsels, ausbrechen möchten, gehegt hatte, sind glücklicherweise nicht in Erfüllung gegangen; die Stadt blieb ruhig. Uebrigens liegen hier noch fortwährend etwa fünfhundert Mann Truppen, die man in den unruhigen Märztagen hatte kommen lassen, und deren baldigste Entfernung gegenwärtig von vielen Seiten gewünscht wird, da solche der Stadt täglich an zweihundert Thaler kosten, welche Gelder, wie richtig bemerkt wird, weit füglicher zur Unterstützung der sich täglich mehrenden Brodlosen verwendet werden könnten. Die Geschäftslosigkeit ist noch täglich in trauriger Zunahme begriffen; was daraus werden soll, weiß Niemand. In der übelsten Lage von allen Bürgern des sogenannten Mittelstandes sind gegenwärtig bei uns die Häuservermiether, sofern sie von diesem Geschäftszweig leben müssen. Es ist klar, daß bei den Fabrikarbeitern und kleinen Handwerkern von einem Zahlen der Miethe keine Rede seyn konnte; manche hatten gar nichts, andere höchstens fünf- und -zwanzig Prozent des Miethbetrags. Durch milde Spenden war zwar ein Betrag von etlichen tausend Thalern zusammengebracht, aus welchem Fond die dürftigsten Miethsschuldner, respektive deren Miethsherren unterstüzt werden sollten; dieß macht jedoch so wenig aus, daß auf vierzig Thaler kaum acht gezahlt werden konnten. Die Vermiether, meistens Leute, die schwere Hypothek auf ihren Häusern lasten haben, sind nun zusammengetreten, um den Kapitalisten gegenüber Schritte zu thun, das heißt, diese zum Nachlassen eines Theils der Zinsen zu bewegen, was auch offenbar der Billigkeit gemäß erscheint. Die Herren vom Geldsack sollen indeß einstweilen noch wenig Lust bezeigen, einen Akt der Großmuth zu üben. Thun sie es nicht, so ist der Ruin eines großen Theils der Mittelbürger vollends unvermeidlich und die Haifischrachen werden Alles verschlingen, bis sie, vielleicht bald, gezwungen werden, den „nach Gesetz und Recht" verschlungenen Raub wieder von sich zu geben. Hoffentlich besinnen sie sich und zeigen sich aus Klugheit menschenfreundlich, während es noch Zeit ist. — Dieser Tage waren einige berühmte „Wühler" hier, die seit einiger Zeit ihr Hauptquartier aus Brüssel nach Köln verlegt haben und dort eine „neue rheinische Zeitung" zu gründen im Begriff sind, wozu sie, da es ein Aktienunternehmen ist, auch hier Theilnehmer suchten. Im politischen Klub zogen sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, namentlich Marx, der Bekämpfer Bruno Bauers, und Prudhomme, der an der Spitze der neuen Zeitung stehen wird. Daß der politische Klub keine besonders gefährlichen und „wühlerischen" Tendenzen verfolgt, mag aus dem Umstand erhellen, daß die ehrsamen Mitglieder, bis auf einige Wenige, nicht nur jenen Tisch, an dem die gedachten kölnischen Wühler Platz genommen, auf's Sorgfältigste vermieden, sondern sogar einzelne Stimmen laut wurden, die meinten, man müsse diesen gefährlichen Menschen die Thüre weisen. Und die Weltumwälzer saßen so ruhig da, ihr Butterbrod mit Schinken verzehrend und Weißbier dazu trinkend, während die Redner des Klubs von hoher Tribüne herab Oesterreich für einen modernden Leichnam erklärten und den König von Preußen zum deutschen Kaiser ausriefen. — Doch genug der Politik und dessen, was daran hängt! Mit nächstem einmal wieder von andern Dingen, so Gott will und wir leben.

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 124. Mittwoch den 24. Mai 1848.

— Gentes,
Quam variae linguis, habitu tam vestis et armis.
Virgil:

Skizzen aus Baden und Rheinhessen.

(Fortsetzung.)

Die hübsche, einfache und dabei zweckmäßige Bekleidung der kurhessischen Soldaten gefällt hier zu Lande allgemein, über ihre musterhafte Disciplin, durch welche auch der kleinste Exceß vermieden wird, ist nur Eine Stimme, und doch stehen sie ihren Karlsruher Wirthen weit ferner, haben sich lange nicht so schnell die Anhänglichkeit derselben erworben, als die vor ihnen hier liegenden hessendarmstädtischen Soldaten. Der Grund davon ist, daß bei jenen der norddeutsche Typus bereits durchgängig vorherrscht, während die Darmstädter noch ganz den süddeutschen Charakter zeigen. Recht auffallend machte sich bei dieser Gelegenheit wieder die große Kluft bemerkbar, die in Sitte und Neigung des Volkes noch immer zwischen Nord- und Süddeutschland besteht, und die bei den untern Ständen noch lange nicht so ausgefüllt ist, wie Viele glauben. Stets wird sich der Norddeutsche mehr zum Norddeutschen, der Süddeutsche mehr zum Süddeutschen halten, und eine aufrichtige Annäherung zwischen beiden Hälften wird in der großen Masse nur äußerst schwer zu Stande kommen. So mußte denn in Baden der Kurhesse dem Darmstädter weit nachstehen; dagegen wird ersterer in Sachsen oder Braunschweig weit mehr wie lezterer gefallen.

Ich unterhielt mich mit einigen kurhessischen Soldaten über ihre Lage und wie ihnen das Badener Land gefalle. Viel Freude sey gerade nicht dabei, den bunten Rock zu tragen, aber es müsse einmal so seyn und da müsse denn auch Jeder seine Schuldigkeit thun und wacker darauf losschlagen, wenn es befohlen wäre. Und das würden sie gewiß Alle, so meinte Einer in seiner breiten, dem Niederdeutschen schon so sehr ähnelnden Mundart. Auch das Land gefiel ihnen sehr wohl; es sey viel fruchtbarer als das ihrige, und Wein gebe es hier so viel und so guten, wie sie in ihrem Leben nicht gesehen; aber die Menschen könnten gar nicht mit Sprechen fertig werden und schwazten unaufhörlich. Gleiches versicherten mir später Kurhessen in Heidelberg und Mannheim, wo gleichfalls eine starke Besatzung derselben liegt.

Seit zwei Tagen war auch das Bataillon des Leibregiments, das bei Kandern mitgefochten hatte, wieder nach Karlsruhe heimgekehrt und versah mit den Hessen vereint den Garnisonsdienst. Mit Jubel war es wieder in Karlsruhe empfangen worden, feierlich hatte die Bürgerwehr es eingeholt, wie denn überhaupt Karlsruhe die badische Stadt ist, welche sich durch Liebe zur Ordnung und Gesetzmäßigkeit und durch kräftige Energie ihrer Bürger für Erhaltung derselben vor allen rühmlichst auszeichnet.

Viele interessante Einzelnheiten über den Kampf bei Kandern hörten wir von den Theilnehmern an demselben. Daß Gagern beim Parlamentiren erschossen wurde, daß von Seiten der Truppen noch kein Schuß gefallen war, als die Aufrührer die erste Salve gaben, durch welche Gagern und ein Offiziersbedienter fielen und das Pferd eines badischen Majors tödtlich verlezt wurde, das ist die übereinstimmende Aussage Aller, die ich darüber gesprochen. Heckers wiederholte Erklärungen, durch welche er dieses schwere Verbrechen von seiner Schaar abzuwälzen sucht, galten allgemein für durch und durch unwahr, und außer seinen

wenigen exaltirten Anhängern glaubt auch in ganz Karlsruhe kein Mensch daran. Auch die Angabe, daß man nur hessische Truppen in den Kampf geschickt und die badischen zurückgehalten habe, weil man ihnen nicht recht getraut, ist durchaus falsch, was der Verlust an Todten und Verwundeten, den leztere bei Kandern gehabt, am besten beweist. Im Gegentheil waren gerade die Badener am erbittertsten gegen das ganze Freischaarenunwesen, das ihr Land verdarb, und zwei Soldaten, die bei Kandern desertiren wollten, wurden von ihren eigenen Kameraden sogleich niedergehauen.

Ein hübsches Schauspiel war es, als die vier Kanonen, welche den Freischaaren bei Freiburg von den stürmenden Truppen abgenommen worden, auf der Eisenbahn in Karlsruhe ankamen, um im dortigen Zeughaus vorläufig aufbewahrt zu bleiben. Ein starker Trupp hessischer und badischer Soldaten, in Parade aufgestellt, das treffliche Musikcorps ersterer an der Spitze, empfing dieselben am Bahnhof und geleitete sie im Triumph, von einer großen jubelnden Menschenmenge gefolgt, durch die Straßen; Ehrenabtheilungen aller Truppentheile, die bei Freiburg gefochten, umgaben die Geschütze, und so sah man denn badische, hessendarmstädtische, kurhessische und nassauische Soldaten vereint. Die Kanonen selbst sahen gut und zum tüchtigen Gebrauch wohl geeignet aus; an einer bemerkte man Spuren von Beschädigung durch feindliche Schüsse. Erst vor wenigen Jahren hatte der Großherzog dieselben der Stadt Freiburg geschenkt, auf daß sie damit bei Festlichkeiten sich hören lasse und nöthigenfalls auch ihre Mauern vertheidige. Jezt hatte die muthlose Bürgerwehr dieselben in einem Stalle verborgen und gab ohne den geringsten Widerstand zu, daß einige wenige Tumultanten sich derselben bemächtigten und deutsches Bruderblut damit vergossen. Wahrlich, das Benehmen eines großen Theils der Freiburger Bürgerschaft bei dieser Gelegenheit war ein nicht sehr ehrenhaftes und die allgemeine Stimme in Deutschland findet die ihr gewordene Strafe nur gerecht.

In Baden hat man jezt mehr als irgend anderswo Gelegenheit zu der interessanten, aber nichts weniger als erfreulichen Beobachtung, wie bunt zusammengewürfelt immer noch Bekleidung und Bewaffnung der verschiedenen deutschen Truppentheile sind. Es befinden sich jezt daselbst nur Soldaten vom siebten, achten und neunten deutschen Armeecorps, aber das Ganze erscheint so buntscheckig, als wenn alle Armeen Europas hier vertreten wären. Das Ganze gleicht fast einem Wallensteinschen Lager. Da sind zuerst die Bayern im Seekreise und in Mannheim, tüchtige, feste Leute, in Monturen, die von denen aller übrigen Truppen sehr abweichen. Die Infanterie fällt durch ihre kleinen, niedrigen Helme besonders auf. Die Offiziere zeichnen sich dadurch aus, daß sie allein in ganz Deutschland noch den sogenannten Ringkragen und keine Schärpen als Zeichen des Dienstes tragen. Ihre Reiterei, immer noch mit dem lächerlichen Namen „Chevaurlegers" bezeichnet, ist tüchtig beritten und nicht übel bekleidet. Die Infanterie des achten Armeecorps, aus Badnern, Württembergern und Hessendarmstädtern bestehend, ähnelt sich in der äußern Erscheinung so ziemlich, nur ihre Kopfbedeckungen weichen in der Form bedeutend von einander ab. Die Badener und Hessen tragen sehr häßliche Tschakos, die Württemberger sehr leichte, aber schlecht gegen den Hieb schützende Käppis nach französischem Schnitt. Gleich ist bei diesem Armeecorps wenigstens die Bezeichnung der Grade, und es ist das einzige in Deutschland, welches nach französischer Sitte die Unterscheidung der Hauptleute durch eine volle Epaulette auf der einen und eine kleine, sogenannte Contreepaulette auf der andern Schulter beibehalten hat. Eine häßlichere, aller Symmetrie mehr Hohn sprechende Bezeichnung kann wohl nicht gedacht werden, und unwillkührlich glaubt Jeder, der an den Anblick nicht gewöhnt ist, der Träger habe eine große Epaulette verloren und als augenblicklichen Ersatz eine kleine auf der andern Schulter aufgesteckt. Sehr verschiedenartig in ihrer äußern Erscheinung ist die Kavallerie dieses Armeecorps.

(Fortsetzung folgt.)

Reform der Londoner Nachthäuser.

(Fortsetzung.)

Hiemit ist das „System" angedeutet, dessen Sturz der vor einigen Jahren gebildete „Verein zur Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Klassen" zu einem seiner verschiedenen Zwecke gemacht hat. Der praktische Engländer nimmt in solchem Falle eine Erfahrung des täglichen Lebens zur Richtschnur, und das hat auch der Verein gethan. Sein Prinzip liegt in der Antwort, welche Jemand erhielt, der darüber klagte, daß ihm bisweilen ein Faß Bier diebischerweise angezapft werde, und zu wissen wünschte, wie er das verhindern könne. „Legen Sie ein Faß Wein daneben," war die Antwort. Darauf hat der Verein die Reform der Londoner Nachthäuser gegründet.

Zuerst schritt er versuchsweise vor und fing klein an, indem er sich auf Verbesserung zweier, schon bestehender Häuser beschränkte, die er in den liederlichsten Stadttheilen auswählte. Was er zu erreichen strebte, war schickliches Betragen, Reinlichkeit und

Comfort in wesentlichen Dingen, die Beobachtung strenger, doch nicht drückender Ordnungsregeln, Beibehaltung der früheren Preise und Erhebung zu einem Institute, das nicht unentgeltliches Obdach, sondern Deckung seiner Kosten und wo möglich einen Ueberschuß gewähre. Der arme Mann sollte, statt die Wohlthat als Almosen zu empfangen, sie sich selbst zu danken haben, deßhalb auch der Ueberschuß keineswegs in die Taschen der Vereinsmitglieder fließen, vielmehr zu Erweiterung des Wirkungskreises und namentlich zur Aufmunterung für Bauunternehmer und Spekulanten dienen, ihre Kapitale in dieser Richtung anzulegen.

Jene zwei von der Gesellschaft in die Hand genommenen Häuser stehen in der Königs- und der Karlsstraße, im Distrikt Drurylane. Das eine hat Raum für vier-und-zwanzig, das andere für drei-und-achtzig Personen. Die Zimmer von verschiedener Größe halten zwischen drei und eilf Betten. Die Gegend konnte nicht passender gewählt werden. Sie ist eine der verworfensten in London und nahe bei einer Menge der fraglichen Herbergen, welche der Verein fortschaffen möchte. Die Aufsicht über jedes der beiden Häuser führt ein Mann und dessen Frau. Sie sind unbedingt ermächtigt, Zahlungen anzunehmen, Eintretende zuzulassen oder abzuweisen und Ordnung zu gebieten. Alles Hauseigenthum ist ihrer Sorge anvertraut. Sie sind dafür verantwortlich und haben dem Gesellschaftscomité von Zeit zu Zeit Bericht zu erstatten. Ein Mitglied desselben hat die Inspektion. Für die neun Kreuzer, welcher jeder sich Anmeldende sofort bezahlen muß, erhält er ein reinliches Bett für sich allein in einem nicht überfüllten Zimmer, einen Platz in dem gemeinsamen, mit Tischen und Bänken versehenen, bei kaltem Wetter gut geheizten und bis zur Schlafstunde geöffneten Saale, der Reihe nach eine Stelle am Küchenheerde, um sein Mittags- oder Abendbrod zu bereiten, endlich Wasser vollauf zum Waschen, außerdem für drei Kreuzer ein warmes Bad. Die Hausregeln beschützen gegen Beleidigung und Zudringlichkeit; kein Lärmen wird geduldet, Branntweintrinken ist streng verboten, und wie im Parlament und in den Klubs ein eigenes Zimmer zum Tabakrauchen bestimmt.

Alle Stimmen vereinigen sich zum Lobe der beiden Häuser. Die aufgenommenen Armen — ich bin wiederholt Zeuge gewesen — rühmen dankbar die dortige Ruhe und Schicklichkeit und schaudern, wenn sie an ihren Aufenthalt in andern Nachthäusern zurückdenken. Also kein Wunder, daß es an Zuspruch nicht fehlt. Wären die Häuser zehnmal größer, sie würden stets voll seyn. Unordnungen sind höchst selten und ein Einschreiten der Polizei hat sich noch nie nöthig gemacht. Nach und nach haben die Habitués selbst ihre socialen Beziehungen durch Gesetze festgestellt, laut welchen, wer sich in Wort oder That vergeht, „nach Coventry geschickt," auf deutsch aus dem Hause gewiesen wird.

Um auch in Kleinigkeiten, die aber gerade von den Armen oft zu hoch angeschlagen werden, gegen die gewöhnlichen Herbergen nicht zurückstehen, hat die Gesellschaft den in mehreren derselben üblichen Gebrauch, ihren regelmäßigen Kunden zu Weihnachten ein Mittagessen zu geben, ebenfalls eingeführt. Der Bericht des Inspektors an den Ausschuß über das Diner in der Königsstraße an verflossenen Weihnachten enthält Einiges, das nicht unbemerkenswerth erscheint, so Folgendes: „Am Weihnachtstage traktirten wir sieben-und-zwanzig unserer Kunden mit einer tüchtigen Tracht Rinderbraten und Plumpudding. Ich saß oben an und konnte mich nicht genug wundern, welche enorme Massen etliche dieser armen Menschen in sich aufnahmen. Aber den ganzen Nachmittag und den ganzen Abend war ihr Betragen und Gespräch untadelhaft. Sie hatten sich auch auf's Beste gekleidet und man konnte nicht zweifeln, daß die Meisten bessere Tage gesehen. Nach Tisch hielt ich eine Rede und schloß mit der Bitte, mir zu sagen, ob und warum sie unsere Anstalt ähnlichen Häusern vorzögen. Der Erste, welcher mir antwortete, gab einen Theil seiner Lebensgeschichte. Er hatte in Orford studirt und Geistlicher werden wollen; er erzählte, was seine Aussichten zerstört und daß er seit seiner Ankunft in London fast nur in Nachthäusern gewohnt, und versicherte, daß er in unserer Anstalt zum erstenmal eine Häuslichkeit gefunden. — Demnächst äußerte sich ein junger Mann ungefähr so: „Mein ganzes Leben lang bin ich hier in der Stadt umhergeworfen worden, habe in mancherlei Nachthäusern geschlafen und muß sagen, dieß hier ist die beste Bude auf dem Markte." Ein Dritter bekannte, daß er erst in unserem Hause sich an Mäßigkeit und Sparsamkeit gewöhnt, daß es ihn höchlich überrascht, die Leute so klug und verständig reden zu hören, und daß er das Haus recht eigentlich für eine Schule halte, in welcher viel Gutes und nichts Schlechtes gelernt werden könne."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambéry, Mai.

Der Einfall der Arbeiter aus Frankreich.

Wer Acht gegeben hat, dem konnte es nicht entgehen, daß in den ersten Tagen des vorigen Monats unsere Hochalpen stark ihre alten weißen Häupter schüttelten über das Wunderliche, ja Unbegreifliche, was in unsern sonst so stillen, ruhigen und frommen Thälern vorging, über das unbändige Toben und die grell über den See hinschallenden Schreie, über die Verwilderung des jungen Savevervolks im Nachbarland. Freilich wanderten sie auch ehemals dahin, kehrten aber gewöhnlich nach Jahren voll Liebe und Anhänglichkeit an väterliche Art und Sitte in die Heimath zurück; sie fanden im stillen, dürftigen Vaterland Alles besser, als in den glänzenden, geräuschvollen Hauptstädten, wo sie sich durch Treue und unermüdeten Fleiß ein kleines Vermögen erworben hatten, mit dem sie dann bei ihren Dörfern etwas Grund und Boden kauften, Mädchen des Landes heiratheten und in beschränkter, oft kümmerlicher, aber frommer Einfalt fortlebten. Die alten Herren da oben hatten Recht, die Häupter zu schütteln, so daß darüber mächtige Lawinen niedergingen, denn jenes Geschlecht, das sie seit Jahrhunderten aus diesen Thälern wandern und einfach und fromm wieder heimkehren sahen, schien erloschen, und an seiner Statt kamen die Voraces. — Voraces — das Wort bezeichnet trefflich die Leute, die sich selbst so heißen, hungrige, gefräßige, wilde Kreaturen, ein Geschlecht, das erst in unserer hungrigen Zeit erstehen konnte, darin aber unter verschiedenen Namen eine bedeutende Rolle spielt. Die, welche vor zehn Jahren als sanfte, fromme und arbeitsame Knaben nach Frankreich gegangen, um sich da das Stückchen Brod zu verdienen, das ihnen der rauhe Boden ihres armen Vaterlands versagt, drangen kürzlich als Voraces mit Waffen und wildem Geschrei wieder in ihre Heimath, wo sie von den Ihrigen niedergeschlagen und gebändigt werden mußten.

Es war uns wohl bekannt, wie schon seit mehreren Jahren von Paris und dem nahen Lyon her daran gearbeitet wurde, Savoyen darüber unzufrieden zu machen, daß es einer italienischen Krone angehöre, von Italien aus regieet werde und dabei viel von seiner französischen Sprache und Sitte einbüßen müsse. Man meinte, es solle eingedenk des von 1792 bis 1815 genossenen Glücks eine würdigere Stellung einnehmen und in den Schooß des alleinseligmachenden Frankreichs zurückkehren. Diese Sirenenstimmen hatten hie und da Anklang gefunden, zumal noch voriges Jahr im Lande lange nicht Alles war, wie es seyn sollte. Manches Gute aus der französischen Zeit war abgeschafft und durch nichts Aehnliches ersezt worden, Adel und Geistlichkeit hatten halb durch das Gesetz, halb durch Anmaßung eine herrschende Stellung; die Ausgaben für die Geistlichkeit, für Advokaten und Justiz, die Salzsteuer und die Douane liegen hart auf den unbemittelten Einwohnern. Die von Turin geschickten Beamten und Excellenzen mißfielen allgemein. Mit Sprech- und Preßfreiheit sah es vollends bedenklich aus. Und doch nahm Savoyen 1821 bei der politischen Bewegung in Tuein, wo Prinz Karl Albert von Carignan zum erstenmal die Rolle eines Verräthers spielte, und 1834 bei dem Einfall der Polen, Jungdeutschen und Jungitalienern, keinen Antheil, sondern blieb seiner gewiß nicht liberalen Regierung unter König Karl Felix getreu. Unter seinem Nachfolger wurde es in mancher Hinsicht besser. Die Regierung that wenigstens in Beziehung auf Industrie, Handel, Land- und Wasserstraßen viel Gutes. Die Jesuiten und die übrige Geistlichkeit behielten jedoch mächtigen Einfluß in Turin. Als sich aber König Karl Albert von den Piemontesen, besonders von Genua, immer mehr gedrängt sah, war er als Spada d' Italia so klug, zur rechten Zeit nachzugeben, so verdrießlich es ihm auch nach seinen Regierungsgrundsätzen seyn mußte. Er ließ sogar seine lieben Jesuiten aus Sardinien, Genua, Turin und aus dem ganzen Lande treiben, weil er wohl wußte, daß ihm der geringste Widerstand seine Krone kosten würde. Er gab in den ersten Monaten d. J. seinem Königreich und damit auch Savoyen eine Verfassung, welche die kühnsten Hoffnungen Savoyens weit übertraf, so daß das Land auf einmal und mit einem Sprung aus einem sehr gedrückten bürgerlichen Zustand in die freie, frische Luft einer sehr liberalen Verfassung übersprang. Allerdings fehlte es da nicht an Jubel und Versicherungen der Treue in allen Gemeinden des Landes; eine Festlichkeit, eine Beleuchtung mit obligatem Beiwerk von Aufzügen, Dankadressen und Reden folgte der andern, das ganze Land gerieth darüber in einen carnevalesken Zustand, der eigentlich noch nicht ganz aufgehört hatte, als das Erdbeben vom 24. Februar in Paris den unredlichen Julinsthron umstürzte und an seiner Stelle die seit 1804 sorgfältig versteckte, nun aber wieder aufgefrischte Fahne der Republick erschien. — Ein so entscheidendes Ereigniß konnte nicht ohne Einfluß auf die Nachbarländer bleiben. In Savoyen hätte man sich vernünftigerweise über die eigenen, eben gewonnenen glücklichen Veränderungen unter einer liberalen Krone freuen und allen störenden Einfluß von Westen sorgfältig abhalten sollen. Es war aber anders. Die Erinnerungen an die französische Zeit unter der Republik und dem Kaiserreich wurden bei Vielen wieder wach, ohne daß sich gerade ein entschiedener Wunsch daran knüpfte. Man vergaß den vielfachen Druck und das Elend jener Zeit, wo für Ackerbau, Industrie und Handel durchaus nichts geschah, wo sich die jungen Savoyer auf hundert Schlachtfeldern für französisches Interesse todt oder zu Krüppeln schießen lassen mußten, wo das arme Land unter direkten und indirekten Abgaben seufzte; man erinnerte sich aber lebhaft daran, daß es doch gleichsam eine nationale Regierung gewesen sey, das heißt eine französisch sprechende, mit französischen Sitten und Manieren, keine piemontesische. — Im Gefolge der Pariser, größtentheils von Arbeitern ausgegangenen Revolution konnte die Herrschaft dieser Leute über die neue provisorische Regierung nicht wohl ausbleiben, und damit die Härte der Massen gegen die fremden Arbeiter in Frankreich. Die provisorische Regierung wollte die Schlaue spielen und die aufgeregte Stimmung der Leute für ihre politischen Zwecke benutzen. Die Haufen ausgetriebener englischer, belgischer, deutscher, savoischer und italienischer Arbeiter konnten, wenn sie, klug mit Franzosen untermischt, in ihre Heimath zurückkehrten, dorthin schnell die französische Revolution nebst der indirekten Arbeiterherrschaft verbreiten und dadurch diese Länder kneten und zurichten, bis zum Augenblick, wo ihnen etwas später die französische Republik in den Falten ihrer Fahnen das Glück ihrer Herrschaft brächte.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 125. Donnerstag den 25. Mai 1848.

— inopem solantur et aegrum
Horat.

Reform der Londoner Nachthäuser.

(Schluß.)

„Ein Vierter, Fünfter und Sechster betheuerten, daß sie seit Monaten das Haus besuchten und noch nicht einen Betrunkenen getroffen hätten, während das in andern Nachthäusern unter zehn Anwesenden wenigstens mit Einem der Fall zu seyn pflege. — Ein Siebenter, seines Zeichens Lehrer der Mathematik und ein sehr gebildeter Mann, sprach ausführlich über die Vorzüge unserer Anstalt und hob namentlich heraus, daß, weil die Mehrzahl der Besucher anständige Menschen seyen, das Gesindel von selbst wegbleibe und deßhalb jeder Fremde es wohlthuend empfinde, wie er nicht sowohl in ein öffentliches Haus, als in einen gesitteten Familienkreis eintrete."

Eine glückliche Wirkung dieser Anstalten, und welche der erwähnte Bericht nicht erwähnt, besteht darin, daß dieselben gleichsam Ausgangspunkt einer gesunden Ansteckung sind, daß die Besucher anderer Herbergen höhere Ansprüche machen, für ihr Geld bessere Valuta fordern. So erzählte neulich ein Inspektor, wie der Besitzer eines großen Nachthauses zu ihm gekommen sey und ihn mit Vorwürfen überschüttet habe, weil die Gesellschaft, zu welcher jener gehöre, ihn und sein Gewerbe ruinire. „Seit Sie das verwünschte Haus in der Karlsstraße geöffnet haben," rief er, „habe ich über vierhundert Pfund in dem meinigen verwenden müssen auf Reinigung, Bemalen der Wände, Geschirr, Treppen, Betten, und was weiß ich. Und dieß kommt Alles daher, daß Sie die Leute verwöhnen und Jeder nun Wunder denkt, was Unsereiner dabei verdient."

Indessen hat die Gesellschaft, anstatt hiedurch sich irren zu lassen, in den günstigen Resultaten ihres ersten Versuchs eine Aufmunterung zu einem zweiten und größern Schritte erblickt und ein von Grund aus neues Haus errichtet, das als Musteranstalt gelten soll. Es steht in der Georgenstraße, Distrikt Bloomsbury, in der durchaus nicht elysäischen Nähe der kleinen Kirchgasse und ähnlicher schmutziger Schlupfwinkel. Es ist zu bequemer Aufnahme von hundert Personen berechnet. Verwaltungssystem und Hausordnung sind so ziemlich dieselben wie in den zwei ersten Häusern. Der Hauptunterschied besteht in zweckmäßigerer und besserer innerer Einrichtung. Außer den Küchen im Souterrain hat das Haus fünf Stockwerke mit breiten, hellen, steinernen Treppen. Bei einbrechendem Abend brennt überall Gas bis zum Morgen. Keine Schlafstube hat über dreizehn einzelne Betten und jedes Bett ist mit einem hohen Bretterverschlag umgeben, wodurch es von seinem Nachbar getrennt wird. Ein Gang scheidet das Zimmer in zwei Hälften. Rechts und links sind die Bettzellen, jede mit einer Thür, einem reinlichen, warmen Lager, einem Stuhl und einer Kiste zu Aufbewahrung der Kleider und Wäsche. Wer ausnahmsweise mehr Raum für Gepäck bedarf, findet ihn im Erdgeschoß in einem der dort aufgestellten Schränke mit einzelnen verschließbaren Schubfächern. Jedes Stockwerk hat eigene Waschzimmer. Alle Geschirre sind von Zink und die Wasserkonsumtion unbeschränkt. Doch wird hier nur körperliche Reinigung gestattet. Zum Reinigen der Wäsche und Kleider dient ein Gewölbe mit Wannen, kochendem Wasser in eingemauerten Kesseln und Trockenräumen. Für alle diese

Bequemlichkeiten und freien Gebrauch von Salz, Seife, Handtüchern und einer kleinen Büchersammlung bezahlt die Person für die Nacht zwölf Kreuzer. Da der Sonntag nicht, wie in den alten Nachthäusern, frei ist, so steigert dieß den Wochenaufwand um ein Siebentel, gewiß sehr wenig im Verhältniß zu den gebotenen Vortheilen. Auch beweist der Besuch, daß Niemand darin eine Unbilligkeit findet. Fremde, die nach London kommen und für dergleichen das Beste der untern Stände bezweckende und fördernde Anstalten sich interessiren — und wer thäte das nicht in einer Zeit, wo die Proletarierfrage Europa in Bewegung sezt? — werden einen Gang nach jenem Hause und Besichtigung seines Innern sich nicht gereuen lassen. Wollen sie die Einrichtung in Thätigkeit sehen, so müssen sie dazu natürlich den Abend wählen, und dann ist zwischen acht und neun Uhr die geeignetste Stunde. Der Zulaß wird nicht verweigert.

Da die nicht unbedeutenden Kosten für das Haus zum großen Theil aus dem Ertragsüberschusse der zwei ersten Anstalten gedeckt worden sind, so folgt von selbst, welch reichen Gewinn die gewöhnlichen Herbergen abwerfen müssen. Es fehlt aber auch nicht an Thatsachen, die dieß beweisen. Der Inhaber einer solchen Herberge mit achtzehn Doppelbetten bezahlt jährlich eilf Pfund vierzehn Schillinge Hauszins; Steuern und Erhaltungsaufwand betragen ungefähr dreizehn Pfund, die Jahreseinnahme im Durchschnitt 124 Pfund, so daß ein Reinertrag von etwa hundert Pfund bleibt. Ein Anderer, welcher vor Jahren ein Nachthaus auf Kredit übernahm, hat sich mit einem daselbst erworbenen Kapitale von zehntausend Pfund zur Ruhe gesezt, und es gibt nicht wenige Männer in London, die ihren großen Aufwand lediglich von dem bestreiten, was ein ganzes oder halbes Duzend für ihre Rechnung verwaltete Nachthäuser ihnen einbringt. Diesem nach und nach dem Vorgang oftgedachter Gesellschaft dürfte man hoffen, das von lezterer gegebene Beispiel ihrem Wunsche gemäß nachgeahmt zu sehen, wenn diese Hoffnung nicht bereits in Erfüllung gegangen wäre. Nach dem Vorbilde der Vereinshäuser eingerichtete Anstalten finden sich unter Anderm in St. Peters, in Westminster und in der Newtonstraße des Distrikts Holborn. Allein auch über London hinaus erstreckt sich die Nachahmung des wohlthätigen Systems. Birkenhead, Glasgow und Edinburg waren die ersten und sind gewiß nicht die lezten Städte, die es angenommen haben.

Skizzen aus Baden und Rheinhessen.

(Fortsetzung.)

Wieder ganz abweichend von denen des achten Corps und unter sich selbst erscheinen die einzelnen Truppentheile des neunten Armeecorps. Die nassauische Infanterie in ihren grünen Röcken mit gelbem Lederzeug gleicht viel mehr den russischen Sappeurs als andern deutschen Soldaten. Die Kurhessen sind, wie schon bemerkt, ganz preußisch uniformirt und weichen deßhalb sehr von allen andern gegenwärtig in Baden befindlichen Truppen ab. Ihre Pickelhauben haben sich übrigens bei mehrfacher Gelegenheit, namentlich als Schuz gegen Hieb und Schlag, so trefflich bewährt und sind dabei so leicht zu tragen, daß man auch in Baden beabsichtigt dieselben anzunehmen.

Absichtlich bin ich hier in's Detail gegangen, weil Baden jezt das einzige Land ist, wo man seit langen Jahren eine solche Masse von Truppen aus verschiedenen deutschen Staaten beisammen sah. Hier hatte man volle Gelegenheit, sich über diese Buntscheckigkeit zu ärgern und auf die vielen Nachtheile derselben im Fall eines gemeinsamen Krieges, dem wir Deutsche jezt näher sind als je, aufmerksam zu werden. Hoffentlich siegt auch in unserem Kriegswesen in der nächsten Zeit das Prinzip größerer Einheit und Gleichheit. Wozu z. B. die kostspieligen und nuzlosen Spielereien mit Husaren, „Chevauxlegers“ u. s. w., deren undeutsche Benennung für deutsche Soldaten im höchsten Grade lächerlich ist? Die Reiterei in zwei Abtheilungen, leichte und schwere Reiter, eingetheilt, und diese auch verschieden beritten, gekleidet und bewaffnet — dieß genügt für den Gebrauch im Kriege vollkommen; alles Uebrige ist nuzloser und dabei oft sehr theurer Plunder, bloß zum Zweck bunter Paraden erfunden. Die schwere Reiterei mit Panzer, Helm, einem geraden, zum Stoß eingerichteten Schwert, und vielleicht im ersten Gliede mit einer kurzen Lanze, die leichte Reiterei im einfachen Waffenrock, in der Pickelhaube, auf leichten, raschen Pferden, mit dem krummen Säbel und zum Theil mit der Lanze, zum Theil mit einem kurzen gezogenen Karabiner bewaffnet, was braucht es mehr? Einzelne Staaten sind wenigstens einigermaßen mit gutem Beispiele hierin vorangegangen; so hat Württemberg nur einfache „Reiterregimenter,“ ebenso Sachsen, andere aber, z. B. Hannover und Kurhessen, haben Husaren und Garde du Corps und Küraffiere, und Gott weiß was noch Alles. Eben so auch bei der Infanterie, wo Linieninfanterie und Büchsenschüzen vollkommen genügen, die sonstigen Abtheilungen aber mit den undeutschen Namen „Musquetiere, Füseliere, Grenadiere,“ ganz unnüz sind.

Man kommt bei einer Reise in Baden jezt fast unwillkührlich auf dergleichen militärische Gedanken; fast überall und besonders in den Bahnhöfen und Eisenbahnwagen sieht man mehr Soldaten als sonstige Reisende. Wie lebhaft war es sonst hier schon im Mai! welche Schaaren von Vergnügungsreisenden aus allen Theilen der Welt zogen schon um diese Zeit hier vorüber, und wie still und öde ist es jezt noch überall, und wird wahrscheinlich das ganze Jahr so bleiben! Sieben Personen waren in der zweiten Wagenklasse eines langen Zuges von Karlsruhe nach Heidelberg. Dagegen kamen durch Karlsruhe mehrere Züge mit bei Freiburg und Dossenbach gefangenen Freischärlern, die nach Bruchsal in das dortige neu erbaute Strafgefängniß gebracht wurden; wilde, trotzige Gesichter, zum Theil ganz geeignet, dem friedlichen Bürger Schrecken einzujagen. Mehrere Franzosen und Schweizer waren darunter, wie es denn bekannt ist, daß eine Schaar Schweizer Scharfschützen zu vier Franks täglichen Solds gewonnen war, um besonders die Offiziere wegzuschießen. Manche der Freischärler, besonders die Ausländer, waren frech und übermüthig und sangen und trieben in den Wagen allerlei Unfug, andere, besonders einzelne gefangene Bauern und Handwerker aus den badischen Ortschaften, sahen sehr niedergeschlagen und beschämt aus, ja mehrere weinten und verbargen ihr Gesicht in den Händen. Die Kleidung war bei vielen gut und ordentlich, bei manchen aber im hohen Grade zerlumpt und schmutzig; die Mehrzahl trug blaue oder graue Blusen mit einem Ledergürtel, viele auch einen hellgrauen Turnerhut. Sichtbar war darunter viel Gesindel aller Art, das schon vorher mit dem Zucht- und Arbeitshause Bekanntschaft gemacht hatte, wie denn überhaupt auf zwanzig Meilen in der Runde jeder Vagabund zu den Heckerschen und mehr noch den Herweghschen Schaaren gegangen war.

Sehr verändert sieht auch Heidelberg aus. Statt Zöglingen der Musen erfüllen Söhne des Mars die Gassen, und hessische Infanterie empfängt den Reisenden gleich am Bahnhofe. Die Zahl der Studenten hat sich für dieses Sommersemester über die Hälfte vermindert und wird sicher für die nächste Zeit weit geringer als früher bleiben. Namentlich sind wenige Norddeutsche mehr hier, die sonst so zahlreich waren. Viel trägt die jetzige Geldnoth und die Unsicherheit aller Verhältnisse zu dieser Verminderung bei, manches aber auch das ungünstige Licht, das durch die vielen unruhigen Auftritte der lezten Zeit auf Baden und somit auch auf Heidelberg fällt. In Folge davon bemerkt man bereits auf einigen norddeutschen Universitäten eine Zunahme der Frequenz, namentlich in Göttingen. Ich fürchte, Heidelberg hat für lange Zeit einen harten Schlag erlitten, und besonders die vielen wohlhabenden Studenten aus den altpreußischen Provinzen, die viel Geld hier ausgaben, werden wieder mehr nach Göttingen oder Bonn gehen. Schade um den schönen Ort! Es kann keinen lieblicheren Sitz der Musen geben, als diese Neckarstadt. Wie schön, wie wunderbar schön war es eben jezt wieder auf dem Schlosse, wo man leichter als irgendwo auf eine Stunde all den Zank und Hader ringsum vergessen mochte!

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

Die Zeitbewegung — Die Presse.

Schon seit einiger Zeit ist in Deutschland der Sinn für Vereine zu nützlichen Zwecken zu immer größerer Regsamkeit gelangt. Auch unsere Stadt hat die Stiftung solcher Anstalten als ein Hauptmittel zur Verbesserung des ganzen gesellschaftlichen Zustands betrachtet und nach Kräften zu befördern gesucht. So eifrig aber als während der beiden verflossenen Monate hat man sich noch nie mit diesem Gegenstand beschäftigt, nur daß der Natur der Umstände nach die Aufmerksamkeit fast ausschließend der Politik sich zukehrte. So gibt es außer mehreren auf Unterstützung arbeitlos gewordener Arbeiter gerichteten Instituten unter den Namen des deutschen und des Vaterlandsvereins zwei dergleichen Anstalten, welche sich zur Pflicht machen, das so lange durch innere Haltlosigkeit und Spaltung immer mehr heruntergekommene Deutschland zu einer einigen unbezwinglichen Schanze umschaffen zu helfen. Die Frage, ob es nicht besser wäre, wenn beide Institute sich zu einem einzigen constituirten, ist so eben der Hauptgegenstand des allgemeinen Stadtgesprächs. Meines Erachtens möchten sie auch abgesondert fortwirken, wenn sie, wie zu hoffen steht, mit redlicher Gesinnung und nöthiger Umsicht am schönen Ziele festhalten, um das es beiden zu thun scheint. Der Augenblick könnte ja kaum größer sich denken lassen. Möchte nicht nur Sachsen, möchten alle Provinzen des an Geist und Kraft den andern Nationen der gebildeten Welt vollkommen ebenbürtigen Deutschlands einmüthig darauf hinarbeiten, auf daß es vom Jahr 1848 nicht wieder wie vom Revolutionsjahr 1789 künftig einmal heiße:

„Aber der große Moment fand nur ein kleines Geschlecht."

Und hat der Schluß von den hiesigen rühmlichen Bestrebungen auf die im übrigen Deutschland seine Richtigkeit, so wird die jetzige Zeit keine Schmach solcher Art auf sich laden. Es ist ohne Zweifel sehr tröstlich, wahrzunehmen, wie hier bei Gelegenheit der Wahl zu Wahlmännern für die deutsche National-

vertretung fast Jedermann beeifert war, seine Stimme nicht fehlen zu lassen, und wie eifrig das Volk sich Notizen über die Fähigkeit und Rechtlichkeit der Wählbaren zu verschaffen suchte. Die meisten hatten in den zu Einreichung ihrer Stimmzettel festgesetzten drei Tagen gar keinen Sinn für andere Gegenstände als das Wahlgeschäft. Sind auch die Seufzer der Unbemittelten über die durch die außerordentlichen Umstände herbeigeführten starken Mehrabgaben bedeutend, so hörte man doch häufig den Beisatz, daß wenn dadurch der gesellschaftlichen Ordnung ein dauerhafter Halt gegeben werden könne, man die schwere Last ohne Murren ertrage. Und statt die Schuld des Mehrs der Abgaben auf das neue Ministerium zu werfen, sahen die meisten die Nothwendigkeit der Sache ein und beklagten die würdigen Männer wegen der auf ihnen ruhenden Geschäftsüberlast, die vielleicht sie veranlassen könnte, sich von derselben ganz loszumachen, was in dieser verhängnißvollen Zeit allgemein für ein großes Unglück angesehen würde — Die mit dem 22. März hier im Allgemeinen eingetretene Beruhigung der Gemüther hat indessen leider noch immer keine feste Wurzel zu fassen vermocht. Zwar schien das große Werk in Frankfurt auf das Erwünschteste vorwärts zu schreiten, desto störender griffen aber theils der im Süden ausgebrochene unheilvolle Zusammenstoß des Republikanismus mit den Anhängern der constitutionellen Monarchie, theils die immer drohender sich gestaltenden Demonstrationen von Seiten der Handwerksgenossen und des Proletariats in sehr vielen Gegenden dazwischen, um der vor Allem nöthigen Einheit entgegenzutreten. Nicht zu gedenken, daß der hiedurch entstandene fast gänzliche Stillstand aller Gewerbe letzteren kaum die nothwendigste Nahrung übrig ließ, brachten die absolut herrschenden politischen Zeitungen Tag für Tag Gerüchte, die, wenn auch meist grundlos, in den meisten Lesern ein wahrhaftes Grauen vor der Zukunft erregten. — Seit Einführung der so lange fruchtlos ersehnten Preßfreiheit hat sich in den hiesigen, der Politik sonst ganz aus dem Wege gelegenen öffentlichen Blättern diese dergestalt in's Breite gelegt, daß darin alle andern Gegenstände sich mit einem sogenannten Pfeifertischchen behelfen müssen, wenn sie ferner geduldet seyn wollen. Dabei scheinen übrigens diese Blätter gut fortzukommen. Vom Dresdner Tageblatt, jetzt „Journal" umgetauft, das in der kurzen Zeit seiner Existenz sich ein verhältnißmäßig ungemein großes Publikum erworben hatte, ist der bisherige Redakteur, dessen umsichtigem Verfahren es solches verdankt, zurückgetreten, aber schon der Name des jetzigen Herausgebers, Biedermann, bürgt dafür, daß es in tüchtiger Weise fortgeführt wird. Die vor einigen Jahren von einem Verbot betroffenen „Vaterlandsblätter" haben im Vertrauen auf die alte Gunst des Publikums sich ebenfalls wieder eingestellt und dabei gut ihre Rechnung gefunden. Ein Gleiches läßt sich von dem Blatte, der Dresdner Korrespondent, behaupten, welches jetzt, wenn ich nicht irre, unter der Firma des „Vaterlandsfreundes" erscheint. Sogar dem uralten ex officio etwas philiströs aussehenden Dresdner Anzeiger greift seit Einführung der Preßfreiheit die Politik nicht selten wirksam unter die Arme. Besonders förderlich hat sich aber die neue Preßfreiheit dem erst mit Anfang dieses Jahrs begonnenen „Dresdner Morgenblatt" erwiesen.

(Schluß folgt.)

Chambéry, Mai.

(Fortsetzung.)

Der Einfall der Arbeiter aus Frankreich.

Durch diese Emissarien war ohne Schwertstreich die kürzeste, leichteste und wohlfeilste Art gefunden, Belgien, die Rheinlande, Savoyen und Italien wieder für Frankreich zu gewinnen. Die Arbeiter aus jenen Ländern mußten also erst wohl instruirt und mit Franzosen gemischt auf ihre Heimath losgelassen werden, sie mußten bereits von Paris und aus den andern Fabrikstädten abgegangen seyn, ehe die provisorische Regierung andern Sinnes wurde und ihren Leuten mit scheinheiligen Honigworten empfahl, die fremden Arbeiter in Schutz zu nehmen. — So hieß es denn auch bei uns in Savoyen, unsere Landsleute, deren bekanntlich in Paris und Lyon sehr viele sind, würden bald zurückkommen, eine Nachricht, die an sich schon beunruhigend war, da es schwer ist, diesen Leuten in ihrer Heimath Arbeit und Brod zu verschaffen. Es mußte um so bedenklicher in dem Augenblick seyn, wo der König die ganze bisherige Garnison aus Chambéry zu seiner Armee in Italien hatte stoßen lassen. Zu Ende März wurden jene Nachrichten aus Frankreich noch dringender, und es hieß sogar, die vielen savoyischen in Paris bearbeiteten Arbeiter kämen in Begleitung von mehreren tausend bewaffneten Franzosen, die ihnen helfen sollten in Savoyen die Republik einzuführen. Die städtischen und Regierungsbehörden, die noch vor wenig Wochen dem König in aufgeschwollenen italienischen Phrasen ihren innigsten Dank für die gegebene Verfassung und ihre unzerstörbare Anhänglichkeit, Treue und Verehrung ausgesprochen hatten, verloren so schnell Gedächtniß, Besinnung und Pflichtgefühl, daß sie Hals über Kopf die Stadt verließen, selbst die Polizeiwache und die Douaniers, und in die Festung Montmelian flohen. Um nun bei der Ankunft so bedenklicher Gäste die Hauptstadt des Landes, Archive, Münze u. s. w. nicht ohne Schutz zu lassen, bildete sich schnell aus den achtungswerthesten und muthigsten Männern der Stadt eine provisorische Regierung, die den Namen Conseil général annahm. Von dieser improvisirten Behörde ging am 31. März eine Proklamation aus, worin zwar mit Schonung und Maaß vom König Karl Albert, von der provisorischen Regierung in Frankreich, von ihren Maßregeln gegen die Arbeiter und von diesen selbst gesprochen wurde, aber auch von einer Veränderung, die in der Bestimmung des Landes vor sich gehen könnte. Denn in Savoyen, besonders in den Kreisen Faucigny, Genevois, Carouge und Chablais war vielfältig der Wunsch laut geworden, sich an die Schweiz anzuschließen, worüber diese Kreise sogar Genf, als dem nächsten Schweizerkanton, Anträge gemacht. Andere hätten nur wenig gegen die Republikanisirung Savoyens und dessen Anschluß an Frankreich einzuwenden gehabt, wäre ihnen nicht bange gewesen vor dem großen Abgabendruck, der auf den Einwohnern jenes Landes lastet. — Am 31. März wußte man noch nichts Bestimmtes über die Absichten der heranziehenden Arbeiter. Man war geneigt, sie freundlich als Landsleute aufzunehmen, wenn sie in friedlicher Absicht kämen und keine Unordnung herbeiführen wollten; bei feindlichen, wühlerischen Absichten aber wollte man sie nach Belgiens Beispiel zurückweisen. Die Stadtmiliz wollte ihnen am 1. April an die Grenze entgegenziehen, um sie da zu empfangen, kalt, aber ohne Gereiztheit, mit der Zusicherung, daß ihnen der ruhige und friedliche Durchzug durch Chambéry erlaubt seyn solle, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie sich da keinerlei politische Umtriebe, zumal keine Versuche zum Umsturz der Regierung erlaubten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 126. Freitag den 26. Mai 1848.

— Si tantus amor casus cognoscere nostros,
Quamquam animus meminisse horret, luctuque refugit,
Incipiam.

Virgil.

Die republikanische Bewegung im badischen Oberrheinkreis.

Von der Höhe des Berges wird die Landschaft zur Landkarte, wie der Berg selber von weitem zum massenhaften Block; die Schluchten des Gebirges, die Einzelheiten der Gegend lassen sich bei der Uebersicht im Allgemeinen nicht nach ihrer Eigenthümlichkeit erkennen. Wie mit den Landschaften, ist's auch mit der Geschichte; noch stehen wir nicht hoch oder fern genug, um die Ereignisse der jüngsten Zeit in ihrem großen Zusammenhang zu überblicken, dagegen haben wir, je von unserem Standpunkt aus, gewisse Einzelheiten im Auge. Wenn nun ein jeder die Wahrnehmungen aus seiner Nähe aufzeichnet, so werden die Einzelheiten nicht verloren gehen und die künftige Uebersicht des Ganzen nur um so klarer und verständlicher seyn. Zu diesem Zwecke sollen die nachfolgenden Zeilen dienen, deren Verfasser noch mitten im Getümmel steht, nicht hoch zwar, aber doch gefaßten Gemüthes — gefaßt, nachdem er die heftigsten Aufregungen mit empfunden.

Freiburg ist die Hauptstadt des Oberrheinkreises, nicht nur dem Namen nach. Ihre naturwüchsige Bedeutsamkeit schreibt sich von Jahrhunderten her und ist unter verschiedenartigen Herrschaften stets dieselbe geblieben. Der Wechsel der Herrschaft war hier so buntscheckig, daß der altehrwürdige Münsterthurm zweifelsohne sich zuweilen für einen Abenteurer gehalten hat. Doch ob nun Zähringen, Urach-Fürstenberg, Habsburg-Oesterreich, Schweden, Frankreich, Modena oder Baden sein Banner wehen ließ, die Landbewohner des ganzen Gaues fanden sich stets hier zusammen, als im Brennpunkt des Verkehrs. So ist's noch bis zum heutigen Tag. Wo der Bauer die Erzeugnisse des Bodens verkauft, wo er sich anschafft, wessen er zum Leben oder zu überflüssigem Genuß bedarf, von da nimmt er auch die Einwirkung auf seine Gedankenrichtung her, die Anregungen mindestens zu den Vorstellungen, die sich in ihm entwickeln sollen. So trug der Landmann noch im Spätling des Jahres 1847 den „Kalender für Zeit und Ewigkeit" mit sich von dannen, um sich den Weg zur himmlischen Glückseligkeit weisen zu lassen; im Frühling 1848 nahm er das Wort Republik nach Hause. Ich sage mit Vorbedacht: das Wort; Freistaat war ihm nicht der geordnete Staat ohne gekröntes Oberhaupt, sondern gleichbedeutend mit Freiheit; seine Freiheit aber hieß: Aufhebung jeglicher Abgabe, mit Inbegriff der Zinsen von entlehnten Hauptsummen, Lohn ohne Arbeit, Genuß ohne Entgelt, schrankenlose Willkür in gleichem Thun und Lassen. Darum fragte die Bäuerin von Denzlingen ihren Mann, der von einer Volksversammlung heimkehrte: „Ist schon Freiheit oder noch Ordnung?"

Vor dem Eintritt der umgestaltenden Bewegung dieser Zeit waren zu Freiburg die Gesinnungen um verschiedene Fahnen geschaart, wenn die Leute auch im Ganzen einander nicht so feindselig schroff gegenüberstanden, als anderwärts im badischen Heimathland. Zu Mannheim, zu Constanz sprach die örtliche Presse ganz im Geist ihrer Leser; die Oberrheinische Zeitung sank selten nur zur Stufe der Abendzeitung, um vom Inbegriff aller Pöbelhaftigkeit, den Seeblättern, zu schweigen, und dennoch war die Oberrheinische Zeitung immer noch zu schroff, nämlich gegenüber der Gesinnung

ihrer Abnehmer in der Stadt. Die Freiburger Zeitung hatte, wie noch jezt, gar keine Farbe, doch stets eine Fülle neuer und wohlgeordneter Nachrichten; die Süddeutsche dagegen nur Farbe, aber keine Zeichnung, so daß eine aufgesteckte Fahne ungefähr dieselben Dienste geleistet hätte. — Was viele Spaltungen vermittelte, das war ein Gedanke, der in Freiburg schon zum lebendigsten Bewußtseyn gediehen war, als er anderwärts noch träumerisch keimte: der Gedanke des einen deutschen Vaterlandes. Als Bassermann in der badischen Kammer das große Wort vom deutschen „Parlament" sprach, fanden sich nirgends die Gemüther so vorbereitet, wie hier. Der heimische Adel, erfüllt noch von den Erinnerungen oder den Ueberlieferungen der österreichischen Zeit, dachte sich Oesterreich nicht anders als im Schmuck der Krone Karls des Großen. Die geschichtliche Richtung, welche sich aus den burschenschaftlichen Bestrebungen entwickelt, hatte in Gfrörer einen beredten Dolmetsch gefunden. Die Männer der kirchlichen Gesinnung begannen sich zu trennen; eine kleine Minderheit wollte katholischer seyn als der Papst selber, die andern erkannten die hohe Aufgabe der Kirche als Beschützerin aller Freiheit sowohl nach oben wie nach unten zu. Die Ersteren stammten aus der verschollenen Schule der Jesuiten. Loyolas Jünger haben bereits seit zwei Jahrhunderten vergessen, daß sie berufen waren, das Christenvolk frei zu machen im Geist und in der Wahrheit; nur noch dem Namen nach die Wehrmannschaft der streitenden Kirche, sind sie gewaltthätige Schergen der Finsterniß geworden. Zwischen den Jesuiten von früher und später ist ein Unterschied, wie zwischen dem Heer Friedrichs des Zweiten und den Preußen von Jena.

Bassermann gewann demnach auch diejenigen für sich, welche nach der gewöhnlichen Eintheilung der Begriffe für seine Gegner galten, und als die französische Umwälzung ausbrach, fand sie bei uns eine neue Eintheilung vorbereitet, welche sich seitdem vollständiger entwickelt hat. Die alten Benennungen: „conservativ," „liberal" und „radikal" waren schon im Beginn der Bewegung abgethan, und es schien darum nicht mehr der Mühe werth, die Leichname noch mit deutschen Namen zu taufen. Das Verlangen nach deutscher Einheit vereinigte alle unter dem Banner der Freisinnigkeit, bis auf jenen Bruchtheil der äußersten Linken, wovon später die Rede seyn wird. Auch die starrsten Stillstandsmänner begriffen, daß von Stillstand keine Rede mehr seyn könne, und gaben ihre Ansicht freudigen Herzens auf, sobald sie inne wurden, daß Sturm und Drang in des Volkes Herzen dem einen Brennpunkt zustrebten, wohin zu gehen auch sie nur für rühmlich und nützlich halten konnten. So waren alte Gegner plötzlich zu Waffenbrüdern geworden. Diese Vereinigung war namentlich bei denjenigen ganz natürlich, welchen es von jeher nicht um die eigene Rechthaberei oder um Sonderzwecke zu thun gewesen, sondern um das Wohl der Menschheit.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Baden und Rheinhessen.

(Schluß.)

Noch mehr als Heidelberg ist das nahe Mannheim mit Soldaten aller Waffengattungen erfüllt, und bayrische, badische, hessische, nassauische Uniformen beleben die sonst so stillen Straßen. An 7000 Mann hielten die Stadt besezt, und die Kosten, welche derselben daraus erwuchsen, beliefen sich auf mehrere tausend Gulden täglich, da die Bürgerschaft sämmtliche Truppen frei in's Quartier nehmen und beköstigen mußte. Eine harte, aber wohl nicht ungerechte Strafe für das Benehmen der Stadt in der lezten Zeit. Hier war der Centralsitz der ganzen republikanischen Bewegung, von hier liefen all die Fäden aus, welche das Oberland umgarnten. Sehnlichst wartete man nur auf die Kunde von günstigem Erfolg der dortigen Freischaarenzüge, um auch hier loszuschlagen und Mannheim zur Republik zu erklären. Selbst als die Siegesnachrichten ausblieben und das ganze Hecker-Struvesche abenteuerliche Unternehmen so kläglich endete, konnte man den Unmuth nicht zügeln und verhöhnte die hier in Besatzung liegenden Nassauer auf alle Weise, nachdem man vorher vergebens versucht hatte sie zu verführen. Dieß führte denn zu den bekannten Tumulten, in deren Folge die Stadt militärisch besezt, die Bürgerwehr aufgelöst, alle Waffen abgefordert und mehrere Hauptheтzer, namentlich der Buchhändler Hoff, Dr. Grohe, Hammer u. a. verhaftet wurden. Die bei diesen gefundenen Papiere sollen auf eine weit verzweigte, und namentlich in Frankreich verbreitete Verschwörung hindeuten.

Man würde aber Mannheim Unrecht thun, wenn man glaubte, ein großer Theil der Bürgerschaft sey bei diesen anarchischen Wühlereien betheiligt gewesen. Die wenigen Häupter hatten nur einen 5 bis 600 Mann starken Anhang, zum größten Theil bestehend aus der Hefe des Volkes und fremdem, arbeitsscheuem Gesindel, das gern geplündert hätte. Diese zu einem förmlichen Freicorps im Schooße der Bürgerwehr vereinigt, terrorisirten wochenlang die Stadt, und mehrere sehr geachtete Männer haben mir erzählt, man habe während dieser Zeit kaum sein Haus verlassen können, ohne groben Beleidigungen ausgesezt zu seyn, man habe stündlich wildem Aufruhr und völliger Anarchie entgegen sehen müssen. Ueberhaupt erfährt man in

Mannheim und an andern Orten gar viele nähere Details, auf welch empörende Weise die anarchische Partei gehaust hat und was von ihr zu erwarten gewesen wäre, wenn sie die Oberhand erhalten hätte. Sie versuchte im Namen der Freiheit einen Terrorismus auszuüben, wie er in einem despotisch regierten Lande kaum möglich ist, und scheute kein Mittel, weder Lüge und Verleumdung der niedrigsten Art, noch die brutalste Gewalt, wenn es galt ihren Zweck zu erreichen. Sehr schlimm ist es nur, daß der bessere Theil der Bürgerschaft in Mannheim wie in Freiburg dieser anarchischen Rotte nicht gleich anfangs kräftig entgegen trat, sondern sich ohne Widerstand ganz unter ihre Herrschaft beugte.

Auf dem Dampfboot zwischen Mannheim und Mainz waren die ersten Plätze fast ganz leer und der Kapitän sagte mir, es würden jezt kaum die Kosten für die Kohlen eingenommen. Und wie überfüllt waren sonst schon um diese Zeit die großen Rheindampfschiffe! Auch in Mainz waren gleich die Quais viel weniger belebt als sonst, und namentlich sah man nur wenige der großen beladenen Rheinkähne, die sonst in ganzen Reihen hier liegen. Aber in den engen Straßen der Stadt selbst herrschte reges Leben unter der eigenen Bevölkerung, die gerade durch die Wahl eines Abgeordneten zum deutschen Parlament in große Thätigkeit gesezt war. An allen Straßenecken fiel der in riesigen Lettern gedruckte Name „Zitz“ schon von Ferne in die Augen, damit ja Keiner diesen vielen Mainzern so werthen Mann bei der Wahl vergesse.

Mainz ist jezt wohl die am meisten republikanisch gesinnte Stadt in Deutschland, jedenfalls die, welche von ihrem Republikanismus die meisten Worte macht. Man muß indessen die Fanfaronaden, die man hier hört, und das wahrhaft kindische Treiben, dem ein Theil der Mainzer Bevölkerung sich jezt ergibt, derselben nicht zu hoch anrechnen. Sie wollen nur ihren Fasching nachholen, den sie zur gewöhnlichen Zeit nicht feiern konnten. So werden hier von erwachsenen, vernünftig seyn wollenden Menschen eigene große Prozessionen angestellt, um die Heidelberger „deutsche Zeitung“ und die Kölner und Frankfurter Zeitungen auf einer Kuhhaut durch die Straßen zu schleifen und dann zu verbrennen. Diesen Blättern soll damit feierlich die Verachtung des Volks zu erkennen gegeben werden, weil sie in die republikanischen Ideen nicht genug eingehen. Dieß sind nur Narrenpossen, und ernster aussehende Demonstrationen, die dort vorkommen, sind nicht viel mehr. Die Mainzer sind von jeher dafür bekannt, daß sie sich zu Extremen aller Art neigen und Allem was sie thun einen etwas theatralischen Anstrich geben. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts öffneten sie den Franzosen unter Custine die Thore, trugen mit Wonne rothe Jakobinermützen, tanzten die Carmagnole um einen Freiheitsbaum und trieben es im Kleinen wie man es in Paris im Großen trieb. Später ward Mainz die Stadt, welche Napoleon am leidenschaftlichsten vergötterte und sich in Schmeicheleien gegen denselben erschöpfte. Jezt ist ein bedeutender Theil der Einwohnerschaft leider wieder republikanisch-französisch gesinnt und möchte Alles, was in Paris geschieht, möglichst nachmachen. Aber dieses ganze Treiben der Mainzer Republikaner ist sicherlich sehr wenig gefährlich. Daß die Anarchie nicht zu weit um sich greife, dafür sorgt das Festungscommando, welches über eine Garnison von 12 bis 14,000 Mann zu verfügen hat. Diese Böhmen und Pommern, aus denen die preußischen und österreichischen Regimenter größtentheils zusammengesezt sind, verstehen, wenn man sie zu sehr reizt, keinen Spaß, und das wissen auch die Mainzer recht wohl; so läßt man sie wenigstens äußerlich in Ruhe, und daher besteht fortwährend ein ganz gutes Einvernehmen zwischen der Garnison und der Einwohnerschaft, hie und da kleine Reibereien abgerechnet.

Im Uebrigen hat Mainz jezt ein sehr kriegerisches Ansehen, die Festung wird vollständig bewaffnet und auf den Kriegsfuß gesezt und die zuvor schon sehr starke Garnison ist in der lezten Zeit noch bedeutend verstärkt worden. Wollten die Franzosen sich jezt wieder an der Festung versuchen, so möchten sie einen harten Stein des Anstoßes finden und bald inne werden, daß das Deutschland vom Jahr 1848 ein anderes ist als das vom Jahr 1793. J. v. W.

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambéry, Mai.

(Fortsetzung.)

Der Einfall der Arbeiter aus Frankreich.

Man wußte, daß die Kolonne von Savoyern angeführt wurde von den beiden Guillerme Vater und Sohn und von Burnet, daß sie aber nicht allein komme, sondern mit ihr eine Compagnie Lyonischer Voraces. Am 1. April waren sie bei der Balmebrücke über die Grenze gegangen. Hier trafen sie auf die Deputirten und einen Theil der Stadtmiliz von Chambéry, die sie über ihren Irrthum hinsichtlich der Stimmung Savoyens und der Stadt aufklären wollten. Diesen wiederholten Versicherungen sezten jedoch die Anführer nur lächelnde Zweifel an der

Wahrheit des Gesagten entgegen, mit der Behauptung, daß sie durchaus nicht zurückgehen könnten, ohne unter den Dolchen des sie sendenden Comité's zu fallen. Sie versprachen jedoch auf ihr Ehrenwort, sich auf dem Lande und in der Stadt ruhig zu verhalten. Die Haufen schritten über die Savoyer Grenze und verbreiteten da folgende Proklamation: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Mitbürger! stellet euch aufrichtig auf die Seite der republikanischen Regierung, vermeidet allen Versuch zum Widerstand und wisset, daß jeder Versuch dieser Art gegen unsere Brüder, die mit uns gekommen sind, sogleich die Niedermetzelung aller noch in Frankreich befindlichen Savoyer zur Folge haben könnte, und daß ihr euch selbst dadurch einer gewissen Rache aussetzen würdet. Peyssard." — Die Nacht vom zweiten auf den dritten April brachte der Haufe noch im Freien bei Bourget, zwei Stunden von Chambéry zu. Der Einzug in die Stadt war ihnen, wie gesagt, gegen das Versprechen zugestanden worden, daß sie weder Staats- noch Privateigenthum angreifen, noch den Bewohnern irgend ein Leid zufügen wollten. Statt schnell in Chambéry und auf dem Land Maßregeln zum rüstigen Widerstand zu ergreifen, Sturm läuten zu lassen, sich in starken Massen auf der Hauptstraße aufzustellen und die Insurgenten nicht weiter zu lassen, schämte man sich nicht, mit ihnen, wie mit einer Macht, zu parlamentiren. Die Behörden wollten dieß hinterher durch Mißverständnisse beschönigen. Es wäre ehrlicher zu gestehen: da wir ohne alles Militär waren, da uns alle königlichen Behörden bei der ersten Nachricht von dem Anrücken der Arbeiter aus Lyon Hals über Kopf verlassen hatten, da die Insurgenten keck auftraten und immer von starken, ihnen nachrückenden Massen sprachen, da uns auch im Grunde nicht viel an Karl Albert und seiner Regierung gelegen, da wir auch auf die Zusage der Insurgenten rechneten, so ließen wir es Anfangs gehen, wie es gehen wollte. — Am Morgen des 3. April sezten sie sich unter Trommelschlag und von drei Häuptlingen geführt in Bewegung und rückten über die Brücke du Reclus in die Stadt ein, ungefähr zweitausend Mann stark, und verbreiteten überall obige Proklamation und noch eine andere, welche die Republik förmlich verkündigte.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, Mai.

(Schluß.)

Wohlthätigkeit. — Die österreichischen Freiwilligen. — Theater.

Seit mehr als vier Wochen liegen die glanzvollen grünen Saaten, stehen die blühenden Bäume um uns herum. Abgerechnet einige Fröste, welche in den ersten Tagen dieses Monats dem Weine wohl hie und da nachtheilig geworden seyn mögen, steht ein Jahr zu hoffen, das durch überreichen Erntesegen die durch die lezte Theurung geschlagenen, noch immer offenen Wunden vollends heilt. Aber kann der Reiz des selten so frühzeitigen Lenzes wohl zur Sprache kommen vor den Schauern der so vielfach aufgeregten Zeit? Wer bürgt dafür, daß nicht all diese Naturpracht und Hoffnungsfülle nächstens unter Rossehufen zermalmt und die so einladend umhergelagerten freundlichen Wohnungen mit ihrem lebenvollen Innern gänzlicher Zerstörung und Verödung preisgegeben werden? Dergleichen Möglichkeiten verbittern der Mehrheit der Menschen häufig allen Genuß und machen die übrigen beim bloßen Gedanken hieran zu jeder ruhigen Würdigung der Umstände unfähig. Dazu kommt noch der wirklich eingetretene Hungertyphus, der von Böhmen herüber in einigen sächsischen Grenzorten wüthete, und bei der dort herrschenden Nahrungslosigkeit weiter in's Land gedrungen wäre, hätte nicht die Regierung durch Absendung von Aerzten und sonst kräftig dagegen einzuwirken gesucht. Auch der unermüdlichen Neigung des Publikums zum Wohlthun ist in dieser Hinsicht viel zu verdanken. So beeifern sich namentlich in Dresden selbst solche, welche in jetziger Zeit selber Mühe haben sich durchzubringen, den Nothleidenden das Leben möglichst zu erleichtern. Wessen Geldkräfte zu diesem edeln Zweck nicht zu knapp sind, der sinnt häufig darauf, ihn auf andere Weise zu erreichen. So werden fortdauernd Bälle und andere Lustbarkeiten veranstaltet, deren Ertrag unsern armen Fabrikgegenden gewidmet ist. Am rühmlichsten wirkt in dieser Beziehung die Tonkunst. Unsere zahlreichen Musikvereine hören nicht auf, ihre zum Theil ausgezeichneten Kunstkräfte uneigennützig zum Besten ihrer nothleidenden Mitmenschen zu verwenden. — Uebrigens ist die ganze jetzige Zeit weit weniger eine Zeit der Muse als der Muße. Unter den hiesigen Literaten ist mir ein einziger vorgekommen, der seinen fortdauernden Verkehr mit den Musen zu rühmen vermochte, die andern, die mit mir zusammentrafen, klagten insgesammt, daß seit Herwegh die Flinte, keineswegs in's Korn geworfen, sondern solche vielmehr statt der Feder zur Hand genommen, auch ihre Federn die gehörigen Buchstaben nicht finden könnten. — Den in den Kampf ziehenden Freiwilligen aus Oesterreich, welche vor Kurzem hier durchkamen, strömte eine große Volksmenge beider Geschlechter und aller Stände mit lautem, aufrichtigem Wohlwollen entgegen. Ihr unverkennbarer Feuereifer für die Sache des deutschen Volks stiftete zwischen den Ankömmlingen und den sie Bewillkommenden, worunter sich auch unsere Communalgarde befand, auf der Stelle einen Bund von einer Herzlichkeit, wie sie gewöhnlich nur erst nach Jahren zu reifen pflegt. — Eine in hiesigen öffentlichen Blättern zur Entschuldigung des in Schleswig vergossenen Blutes erschollene Stimme empörte so allgemein, daß es aussah, als wollte die ganze hiesige Jugend plötzlich bewaffnet aufbrechen, um Rache an Dänemark zu nehmen. Ueberhaupt schien die Mehrheit der Einwohner eine gefahrvolle kriegerische Thätigkeit zu Beschleunigung der Umgestaltung und Befestigung des deutschen Vaterlands dem stillen Abwarten blutiger Möglichkeiten vorzuziehen. Solche Stimmung ist allerdings wenig geeignet zur lebendigen Theilnahme an Wissenschaft und Kunst. Namentlich leidet das Theater darunter, dessen Besuch in der Regel sehr vernachlässigt wird, so wenig es auch versäumt, durch interessante Neuigkeiten den verlorenen Appetit der Zuschauer zu reizen. Nur Einem Stück gelang es sich Aufmerksamkeit zu gewinnen, dem Schauspiel: „die Valentine," von dem hier lebenden Dichter Freitag. Das übervolle Haus verkündigte im Voraus die Erwartungen, welche die Zuschauer vom Stücke hegten, und der ungemeine Beifall, mit dem es dreimal bald nach einander aufgenommen wurde, rechtfertigte solche um so mehr, da es ungewöhnlich lang ist. Auch Waldemar, ein neues Werk des Verfassers, ist auf andern Bühnen sehr gut aufgenommen worden, und das deutsche Theater dürfte in Freitag einen Dichter zu hoffen haben, dem es wie wenigen gelingt, die Wünsche des Bühnenpublikums zu befriedigen. Außerdem fanden noch zwei Opern: „Stadt und Land, oder der Onkel Sebastian," und „Prinz Eugen, der edle Ritter," verdiente Anerkennung. Besonders erfreut war das gebildete Publikum über das Wiedererscheinen des auf dem Petersburger Hoftheater einheimischen, vorzüglich als Gastspieler in Deutschland bekannten Wallner in der Hauptrolle des ersten dieser Singstücke. Vor Kurzem hieß es, daß der sehr betriebsame Theaterunternehmer Mathes Willens sey, seinen Sommer der Bühne auf Reisewiezens wieder zu widmen. Es ist aber solches unterblieben, ohne Zweifel in Berücksichtigung der dem Bühnenwesen überhaupt sehr ungünstigen politischen Umstände.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 127. Sonnabend den 27. Mai 1848.

Mendici, mimae, balatrones, hoc genus omne
Moestum ac sollicitum est.

Horaz.

Die Revolution und das Theater.

Paris, Mai.

Unter die Glücklichen, welche bis jezt die französische Republik gemacht hat, können sich die Künstler oder Arbeiter der Kunst und der Phantasie, wie man sie jezt zu nennen beliebt, wahrhaftig nicht zählen, am wenigsten diejenigen, welche nicht irgend eine feste Anstellung bei einem der größern Theater oder Nationalinstitut, wie beim Theater der Nation (die ehemalige Akademie royale oder große Oper), beim Theater der Republik (aux français), der komischen Oper oder dem Conservatoire haben, und selbst die Lage dieser ist keineswegs mehr sehr glänzend. Ueber alle Maßen unglücklich sind aber diejenigen, welche bisher ihre Existenz durch ihre musikalischen Vorträge in den Soireen und den Salons der reichen und bemittelten Privatleute, Bankiers, Parvenüs u. s. w. fanden, und sich sowohl hiedurch als durch ein oder zwei Concerte, die sie immer gegen das Ende der Wintersaison gaben, und für die sie sicher waren unter ihren Protektoren und durch diese 500 bis 1000 und mehr Billets zu 8, 10 bis 15 Franken abzusetzen, sich ein gutes Auskommen verschafften.

Alles dieses haben die drei Februartage vernichtet, zunächst die erwartete Ernte für dieses Jahr und vielleicht noch für manches folgende unmöglich gemacht. „Hätten sie doch nur bis zum Mai mit ihrer Revolution gewartet!“ hörte man schon mehr als einen dieser Unglücklichen rufen; „die Republik will auch gar nichts für uns „Arbeiter der Kunst“ thun.“ — Aber die Republik, oder vielmehr deren Führer sprechen: „Wie könnt ihr verlangen, daß man etwas für euch thue? Habt ihr etwa die Waffen ergriffen, um die Freiheit erringen zu helfen, deren wir jezt Alle theilhaftig sind und die euch wider euern Willen, gleich dem ganzen Volk, beglückt? Ihr habt nichts gethan als in vergoldeten Salons geleiert, gedudelt und gekräht, und dafür Gold eingestrichen. Hättet ihr Barrikaden mit euern Geigen, Bässen, Violoncells, Pianos u. s. w. gemacht, dann wäre es etwas anderes.“ — Solche und ähnliche Worte müssen die Armen hören, die in ihrer Einfalt mehrere provisorische Minister der provisorischen Regierung um Unterstützung angegangen haben.

Während diese unstäten, vacirenden Jünger der Kunst sich in so hochpeinlichen Nöthen befinden, sind die in aktiven Diensten Melpomenes, Thalias, Eratos, Euterpes und Terpsichores stehenden, und namentlich ihre Direktoren nicht viel besser daran, besonders die der Bühnen, welche keine Subvention von der Regierung beziehen. Sie leben von der Hand in den Mund, spielen vor leeren Bänken und leeren Logen und müssen jeden Augenblick der Schließung ihres Kunsttempels gewärtig seyn. Die Schauspieler und andere Angestellte dieser Theater werden nicht bezahlt und haben ungeheure Rückstände zu fordern. Die Schauspielhäuser bleiben unbesucht, obgleich man die Eintrittskarten um einen Spottpreis verschleudert und fabelhaft wohlfeile Abonnements ausbietet. So kündigt das Gymnase dramatique in allen Journalen sogenannte Familienabonnements an, wobei man für fünfzig Franken sich nach Belieben zehn der besten Logen auswählen oder persönlichen Eintritt auf jeden beliebigen Platz für ein ganzes Jahr erhalten kann, also die Vorstellung — es wird täglich gespielt —

auf kaum zwei und einen halben Sous oder nicht vier Kreuzer für den ersten Platz zu stehen kommt. Freilich muß man jeden Tag gewärtig seyn, daß das Theater nach wenigen Vorstellungen sich bankerott erklärt und geschlossen wird. Bis jezt scheinen auch sehr wenige Personen Gebrauch von diesem billigen Offerte gemacht zu haben, ja es gelingt nicht einmal, mit Freibilletten die Schauspielhäuser voll zu machen. Nichts desto weniger hatte man dem Direktor der großen Oper ein Privilegium für ein neues Theater in den elysäischen Feldern gegeben, und ihm sogar ein Stück Land, welches der Stadt gehört, dazu angewiesen. Dieses neue Unternehmen ist jedoch als für jezt unausführbar wieder aufgegeben worden. Dagegen ist es im Vorschlag, daß künftig die Theater eben so frei seyn sollen wie die Presse, d. h. daß es einem Jeden erlaubt seyn soll, ein neues Theater auf seine Kosten und seine Gefahr zu errichten; auch soll die Theatercensur ganz abgeschafft werden, aber wie bei der Presse wird für jeden Mißbrauch die Direktion verantwortlich gemacht und zur Strafe gezogen, wenn sie unmoralische oder der bestehenden Ordnung der Dinge feindliche Stücke aufführen läßt; über schuldig oder nicht schuldig soll auch hier die Jury entscheiden.

Neben den bestehenden Theatern, sie seyen reine Privatunternehmungen oder von der Regierung unterstüzt, hat man vorgeschlagen, mehrere öffentliche Nationalbühnen, ungeheure Kreisplätze (Circus) zu errichten, in welchen das Volk jeden Tag patriotischen Festen unentgeltlich beiwohnen, sich bilden und im Anblick von Heroismus und Tugend sich in seinen patriotischen Gefühlen und nobeln Gesinnungen stärken könnte. Da der Eintritt völlig frei wäre, da der Staat alle Kosten bestreiten würde, so könnten diese Anstalten niemals zu Privatspekulationen herabsinken und würden eine Menge Künstler jeder Art, Schauspieler, Sänger, Tänzer, Taschenspieler, Musiker, Acrobaten, Kunstreiter rc. fortwährend beschäftigen und ernähren.

Einen Anfang hiezu haben bereits die Gratisvorstellungen im Theater der Republik gemacht, wo man dem guten Volk ein ziemlich buntes Schauspiel vorgeführt hat. Man begann mit einem Prolog von George Sand: „der König wartet;“ es folgte die Tragödie Horace von Corneille, dann Molières Malade imaginaire; darauf wurde der Chant de départ, „die junge Republik“ und die Marseillaise gesungen, und endlich ein sich auf die Tagesbegebenheiten beziehendes Sprüchwort aufgeführt. Mademoiselle Rachel glänzte als republikanische Muse im Corneilleschen Stück, wurde aber, so wie das Stück selbst, von einem großen Theil dieses republikanischen Publikums wenig begriffen.

(Schluß folgt.)

Die republikanische Bewegung im badischen Oberrheinkreis.

(Fortsetzung.)

Der gewaltige Stoß, der von Westen nach Osten ging, fand in Baden schon Alles vorbereitet, von oben bis unten; seine ersten Wirkungen waren die eines Blitzes, welcher den aufgeschichteten Meiler in Brand sezt und dem Köhler die Mühe spart, erst Feuer zu schlagen. Viele unnütze Reden und weitläuftige Schreibereien sind dadurch gespart worden. Wir hatten zum voraus gewußt, daß die Censur den versammelten Landtag nicht überleben sollte; nun wurde sie nicht säuberlich beseitigt, sondern kurz und gut zu den alten Mondscheinen geworfen, wohin sie längst gehört hätte nach dem einstimmigen Ausspruch aller Parteien. Manche andere Dinge mußten noch fallen, die bei ruhigerer Ueberlegung etwa stehen geblieben wären, wie zu Freiburg die Gemeindeverwaltung, bei deren Umsturz die ersten Regungen einer Partei an's Licht traten, welche noch so vieles Unheil über unsere gesegnete Heimath bringen sollte. Im Schooße der bürgerlichen Lesegesellschaft begann sich ein republikanischer Klub zu bilden, vor der Hand wohl noch ohne ausgesprochene Satzungen. Für die geistigen Urheber galten die Anwälte Karl v. Rotteck und Weißegger von Weißenegg nebst dem Buchhändler Emmerling, Eigenthümer der Oberrheinischen Zeitung. Die genannten Männer sind gegenwärtig in eine schwere Untersuchung verstrickt, und es scheint darum nicht wohl gethan, sie noch weiter zu belasten, weßhalb ich eigens hier bemerke: die Untersuchung gegen sie befaßt sich mit dem, was sie etwa dem Gesetze gegenüber straffällig machen könnte, worüber die gerichtlichen Beweise zu erheben seyn werden; was ich sage, kann keinen Beweis gegen sie liefern, und ist nicht mehr, als was die Richter schon selber wissen, denn sonst wäre ja die Klage nicht erhoben. Vor der öffentlichen Meinung sind die Angeklagten schuldig, ob das Gesetz sie verdamme oder losspreche; doch die Meinung des Volkes, welches sich in meiner Darstellung wiederspiegelt, gibt keinen rechtlichen Grund zur Verurtheilung. Ich wünsche aufrichtig, daß die Strenge des Gesetzes sie nicht ereile, denn was sie gegen die heilige Sache des deutschen Vaterlandes gefrevelt, das sind Verirrungen, die nur die bessere Erkenntniß sühnt, nicht aber der Kerker, noch weniger das Blutgerüst.

Der Klub fing seine Thätigkeit damit an, gegen den Bürgermeister Sturm zu laufen. Der Erfolg konnte nicht zweifelhaft seyn. Wäre zur Stunde der Erzengel Gabriel selber Bürgermeister gewesen, hätten

ihn lauter Seraphim als Gemeinderäthe umgeben, ein Kinderspiel wär's gewesen, die aufgeregten Massen zu Aeußerungen der Unzufriedenheit zu reizen. Auch in friedlichen Zeiten hat jeder Bürgermeister viele Feinde, und sie fehlten dem Herrn Wagner keineswegs, der, bereits zum zweitenmal gewählt, seit neun Jahren mit Einsicht, Kraft und unermüdlicher Thätigkeit seines Amtes waltete. Eine Gesellschaft wohlgesinnter Bürger suchte eine Gegenäußerung zu Gunsten des Angegriffenen zu veranlassen, doch blieb sie damit in der Minderzahl; ihr Unternehmen scheiterte an der Trägheit, welche dem ruhigen Bürgerthum so eigenthümlich ist, und zum Theil wohl auch an der Furcht vor der aufgereizten Menge. Dem trunkenen Mann weicht ja sogar ein Heuwagen aus, und der Pöbel taumelte vom hastigen Einnehmen unvergohrener Vorstellungen. Bürgermeister und Rath gaben ihre Entlassung, bevor es zu gewaltsamen Auftritten kam. Natürlich war dieser erste Erfolg nicht geeignet, die Wühler zu beschwichtigen; der Tiger hatte Blut geleckt und wurde jezt erst recht begierig nach weiterer Beute. Der Staat glich einem erkrankenden Mann; schwer wurde das Haupt, blöde das Auge, kraftlos jedes Glied, während das siedende Blut durch die Adern tobte. Dem Bürgerthum wurde nachgerade bang um Habe und Haut, und weil es thatsächlich keine Polizei mehr gab, so traten die Einwohner zu einer Sicherheitswache zusammen. Diese Stadtwehr bot einen erfreulichen Anblick in ihrer Zusammensetzung dar. Grafen und Herren sahen im schlichtesten Handwerker nur den Waffenbruder, so daß für die Zeit des Dienstes kein Unterschied galt, nicht der Bildung, um so weniger also des Standes. Schade, daß es dem Bösen gelang, so schnell sein Unkraut hier in den Weizen zu säen; aber er war auch, wie immer, rastlos thätig, während die zuversichtliche Gemüthlichkeit schlummerte.

Heutzutage merkt auch der Kurzsichtigste, weßhalb Hecker und die Seinen mit solchem Ungestüm die Bewaffnung des Volks forderten. Sie wollten sich ein Werkzeug schaffen. Im Anfang des Märzmonats aber waren die Leute noch viel zu arglos, um den angelegten Plan zu merken, wiewohl die Republikaner im Seekreis sich schon ganz unumwunden aussprachen. Die Stadtwehr von Freiburg ließ sich einreden, sie habe ihre Führer selber erkoren, obschon im Grunde Niemand gewählt worden, als eine Anzahl Obmänner und Rottenführer. Den Stab und den Obersten hatte die Partei gemacht; der Oberst war ein Strohmann, eben so wie einige Mitglieder des Stabs, die eigentliche Führung lag in den Händen Karls von Rotteck und seiner Freunde. Die Stütze dieser Partei bildeten die Turner, aus deren Mitte vor allen drei junge Leute zu nennen sind, die zusammengehören wie Don Juan und Leporello: Hägele, Langsdorff und Wehrle. Hägele zeichnete sich durch eine wilde Beredtsamkeit und große Schreibseligkeit aus; Langsdorff, bekannt durch eine gewisse Ueberspannung in allem Reden und Thun, übte als Vorstand der Turngemeinde bedeutenden Einfluß; Wehrle, ein ungerathener Bube, zeichnete sich durch seine blinde Ergebenheit und durch sein entschlossenes Wesen aus. Die Turner, zu einer eigenen Schaar zusammengetreten, wurden vorzugsweise mit den besten Waffen versehen, übten sich fleißig, wie das schon ihre Bestimmung als Turner erheischte, und entwickelten eine erstaunliche Thätigkeit in Bearbeitung der Soldaten, wovon jedoch vor dem Tag von Offenburg (19. März) nichts verlautete. Ueberhaupt hielt sich die Partei zu Freiburg vor der Offenburger Versammlung ziemlich vorsichtig. Nur einmal hätte sie sich schier verrathen. Der Befehlshaber der Stadtwehr schrieb an zwei adelige Obmänner: „Ihre Wahl ist vom Stab nicht bestätigt worden;“ die Mannschaft ließ zurücksagen: „die Wahl bedarf keiner Bestätigung,“ und die Republikaner beruhigten sich dabei, indem die Zuschrift des Obersten als ein „Versehen“ erklärt wurde. Argwöhnische Leute würden aus diesem Versuch das Bestreben erkannt haben, die Bürgerwehr zum blindergebenen Werkzeug geheimer Plane zu machen; doch war noch kein Fünklein Mißtrauen in die Gemüther gefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Epigrammatische Splitter.

Gesinnungsfreiheit.

Freigegeben habt ihr die Presse, vielleicht auch die Zunge;
Ist die Gesinnung auch frei? — Leider für's Erste noch nicht!

Exekution.

Noch liegt unbewilligt gar manches; ihr batet um Stundung.
Merkt euch die Frist, denn sonst holt man die Zahlung sich selbst.

Offenheit.

Rasch, wie vom Sturmwind erfaßt, zerstoben sind die Verträge,
Welche sonst insgeheim Fürsten mit Fürsten gemacht.
Doch die Zerrüttung kehret zurück in's Geleise, das richt'ge,
Seit mit den Völkern ihr jezt, Fürsten, nur offen vertagt!

Deutschheit.

Fehlt euch, was Gesinnung man nennt, nichts hat es zu sagen,
Hängt nur die Fahne heraus, steckt nur die Schleife euch an!
Farbig sey diese wie jene, denn Farben wünscht ja die Menge.
Daß ich deutsch gesinnt, zeigt die Cocarde am Hut.

Rudolph Marggraff.

Korrespondenz-Nachrichten.

Chambéry, Mai.

(Fortsetzung.)

Der Einfall der Arbeiter aus Frankreich.

Bei diesem Einzug zeigten sich nur hie und da kleine Gruppen ohne Theilnahme. Alle rechtlichen und friedlichen Einwohner blieben in den Häusern. Die Bande forderte nun die Stadt auf, eine provisorische Regierung zu bilden. Obgleich die Aufstellung einer solchen ein Losreißen von der bisherigen Regierung bedeuten konnte, so trat doch dieses Provisorium auf dem Stadthaus zusammen; der Insurgentenchef Peyssard stellte sich als Maire an die Spitze der improvisirten Behörde, deren Bildung sich besonders aus dem Wunsch erklären läßt, mögliche Plünderung und Brand in einem Augenblick von der Stadt abzuwenden, wo alle königlichen Behörden, sogar die Polizeisoldaten und Douaniers die Stadt in feiger Eile verlassen hatten. — Die Insurgenten fingen nun gleich an, das Rauhe herauszukehren, ganz gegen das ausdrückliche Versprechen ihrer Häupter. Sie bezogen die Wachposten, besezten die Kasernen und entrissen sogar der Stadtmiliz ihre Waffen, was sich diese auch gefallen ließ. Dann wurden überall die königlichen Wappen und alle hier zu Lande sehr häufigen Abzeichen des Königthums abgerissen oder unscheinbar gemacht. Es ist nicht zu läugnen, daß dabei Manche geholfen haben, die nicht mit den Insurgenten gekommen waren. Im Münzgebäude nahmen sie alles vorhandene Geld, dreitausend Franken, weg, als Reisekosten. — Indessen war es Nachmittag und Abend geworden. Hatten die Einwohner beim Einzug der Insurgenten und den ganzen Tag über nicht nur keine Theilnahme, sondern sogar häufig Unwillen über das Aufgedrungene gezeigt, hatten sie die Vivats für die Republik und für Frankreich, für die Vereinigung mit diesem Lande unerwidert gelassen, waren sie auf das vielfache Zureden und Drängen nicht eingegangen, so herrschte nun allgemeiner Unwille über das rohe, anmaßende und drohende Betragen dieser Leute. Die Stimmung der Einwohner war gegen Abend noch gereizter, entschiedener und feindlicher geworden; man fürchtete für die Nacht Brand und Plünderung. Die Entwaffnung der Stadtmiliz und der Wachposten war von böser Vorbedeutung, und da das von den Insurgenten angekündigte französische Militär den ganzen Tag nicht kam, so fürchtete man die Insurgenten weniger als vorher, zumal man anfing zu überlegen, daß Chambéry auch ohne Militär mit seinen 17,000 Einwohnern leicht über die Insurgenten Herr werden und sie gefangen nehmen könnte. Nun wollte man sie noch vor Nacht angreifen, gefangen nehmen, oder aus der Stadt werfen. Die entwaffneten Stadtmilizen verlangten Waffen und Anführer. Auch auf dem Lande waren schon Haufen von Bauern in Bewegung. Es wäre noch Abends zum Angriff gekommen; da sich aber Viele nach der Drohung der Insurgenten, daß sie im Fall eines Angriffs Feuer an allen Ecken der Stadt anlegen würden, vor großem Unglück in der Dunkelheit fürchteten, so that man Alles, um die Leute vom Angriff zurückzuhalten. Für den folgenden Morgen aber war der allgemeine Sturm beschlossen. — So verging die Nacht vom dritten auf den vierten April ohne Kampf, aber nicht ohne den größten Unwillen der Einwohner über die Orgien der Insurgenten, die betrunken in den Straßen herumtaumelten. Am vierten gegen Morgen wurde es ruhiger auf den Straßen; da, um 3/4 auf 6 Uhr brach plötzlich der Sturm los. Die Insurgenten dachten nicht daran, daß sie von allen Seiten zugleich angegriffen werden würden. Auf einmal schrie es in allen Straßen: „Zu den Waffen! Fort mit den Räubern und ihrer Republik! Es lebe der König!“ Blitzschnell waren die Leute auf den Glockenthürmen, in einem Augenblick ertönten in der ganzen Stadt die Sturmglocken, um Bürger und Landleute zusammenzurufen. Leztere, die sich schon in der Nähe bereit hielten, kamen auch gleich mit Sicheln, Haken, Aexten, Sensen und Rechen, ja sogar mit Pflugschaaren herbei, nicht bloß Männer, sondern auch Knaben, Weiber und Mädchen mit Stricken. — Das weiße Kreuz, die Fahne Savoyens, flattert hoch in den Händen der Bürgergarde und der Pompiers, zu denen die Arbeiter stehen, die sich mit allem bewaffnen, was ihnen gerade in die Hände fällt, mit Holzscheiten, losgebrochenen Eisenstangen, Thürriegeln, großen Steinen u. s. w. So stürzen sie sich auf die nächsten feindlichen Posten. Diese geben Feuer und der Kampf beginnt. Am heftigsten wird er bei der Infanteriekaserne und am Eingange der Vorstadt Montmelian. Der Anstürmenden aber werden mit jedem Augenblick mehr, und damit steigt ihr Muth. Die Posten und Wachen werden genommen, wieder verloren und abermals erobert; immer dichter werden die Massen der herbeiströmenden Landleute. Die Amazonen, häufig etwas alt und häßlich, aber voll Kraft durch die tägliche harte Feldarbeit, waren am erbostesten gegen die Insurgenten. So dauerte der Kampf zwei Stunden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 26.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 128. Montag den 29. Mai 1848.

What should the people do with these bald tribunes?
Shakespeare.

Ihr spürt von dem Gewitter, das aufsteigt, eine erbärmliche Mattigkeit in den Gliedern, scheint's.
Goethe.

Die republikanische Bewegung im badischen Oberrheinkreis.

(Fortsetzung.)

Die republikanischen Bestrebungen im Seekreis erregten mehr Erstaunen als Besorgniß, zustimmende Aeußerungen in Freiburg wurden von der Mehrzahl mit mitleidsvoller Geringschätzung abgefertigt, bis kurz vor dem 19. März sich die Sachen bedenklicher gestalteten. Die Oberrheinische Zeitung begann dem Freistaat ohne Haupt das Wort zu reden, die Freiburger schwieg wie eine blöde Magd; ihre Furchtsamkeit rührte augenscheinlich von der Sorge um ihr bedrohtes Daseyn her. Diese Zeitung, der Stadt zugehörig, steht zunächst unter dem Gemeinderath; nun sollte Emmerling bei der nächsten Wahl mit einem Gleichgesinnten in den Rath kommen, und man setzte voraus, daß dann sein Blatt, die Oberrheinische, die Stelle der Freiburger Zeitung einnehmen würde.

Das Gerücht wurde ausgesprengt: aus dem Seekreis würden bewaffnete Schaaren einherziehen, um vereint mit andern Theilnehmern der Offenburger Versammlung sich auf Karlsruhe zu werfen und von dort aus das badische Land für einen Freistaat zu erklären. Etwas dergleichen mag allerdings im Werk gewesen seyn. Nicht in's Blaue hinein mahnte Welcker das Volk von solchem Beginnen ab, nicht umsonst zog die Regierung ihre Truppenmacht zusammen. Was die Truppen betrifft, so meinten zwar viele Leute, die Soldaten seyen schon so verdorben, daß sie einem etwaigen Aufruhr keinen ernsten Widerstand entgegensetzen würden, aber der spätere Erfolg hat bewiesen, daß die Verführer die Rechnung ohne den Wirth gemacht. In Bezug auf die Offenburger Versammlung dürfte es übrigens gut gewesen seyn, daß die Nachrichten vom Umsturz der Dinge zu Wien nicht schon Tags zuvor bekannt geworden, sonst würde „Vater Itzstein“ schwerlich vermocht haben die republikanischen Gelüste der Menge zu bändigen und Hecker und Struve im Zaum zu halten, die offenbar nur mit Widerwillen sich darein fügten, die Entscheidung in die Hände des Reichstages zu legen. Der Zwiespalt im Lager der Führer war unverkennbar, abgesehen vom Ausbleiben Bassermanns, Welckers und Mathys, die in der Meinung des Volkes immer noch zu ihnen gehörten.

Für den Zweck dieses Aufsatzes genügt es, von der Offenburger Versammlung zu sagen, daß sie sich nicht unbedingt für den Freistaat aussprach, sondern die deutsche Einheit für die maßgebende Hauptsache erklärte. Wie übrigens eine Volksversammlung bei uns sich ausspricht und erklärt, ist hinlänglich bekannt; sie ist ein Schauspiel, wobei die Rollen zum voraus vertheilt sind und sicherlich keiner zum Sprechen kommt, welcher den Anführern nicht genehm, es müßte denn seyn, daß der Widerspruch von einer geordneten zahlreichen Partei ausginge. Die Versammlung von Offenburg, mehr noch aber die zu Freiburg am 26. März, war dessen ein lebendiges Beispiel. Zu Offenburg wurden die bekannten Beschlüsse gefaßt und die sechzehn Mitglieder des Landesausschusses ernannt, vier für jeden Kreis; der siebzehnte, Hecker, sollte Obmann seyn, und in dieser Eigenschaft trat er späterhin in die traurige Abtheilung seiner Berühmtheit. Wie übrigens jedes Ding zwei Seiten hat, so

auch die Offenburger Versammlung; ihre (ich möchte sagen amtlichen) Beschlüsse sprachen allerdings für eine gesetzliche Form des Umschwunges, aber mittelbar lauteten alle Stimmen der Redner für den Freistaat; selbst Itzstein schien zu beklagen, daß Baden für den Augenblick sich noch nicht zu solchem gestalten könne. Es fehlt darum auch im Lande nicht an solchen, welche geradezu behaupten, Hecker und Struve hätten zu Offenburg aus Itzsteins Seele geredet, später gerade nur in seinem Sinn gehandelt, und seine Zurückhaltung sey Maske gewesen, um im Fall des Mißlingens nicht das Feld zu verlieren. Ich aber sage: wer eine solche Beschuldigung glaubhaft machen wollte, der müßte vor allem darthun, daß Vater Itzstein das Feuer vom 3. April 1833 angeschürt habe, und darüber wird Niemand besser Auskunft zu geben vermögen, als Georg Fein. Er thue es, und die Versicherung dieses redlichen Mannes wird hinreichen, die dunkle Sache in Beziehung auf Itzstein und den verstorbenen Rotteck aufzuklären.

In Freiburg drängten sich die Entwicklungen. Die Volksversammlung, die Bürgermeisterwahl, die Errichtung der Freischaar, die Bildung des Ortsvereins fallen in den Zeitraum weniger Tage. Die Versammlung vom 26. März war von schlagender Wirkung, wenn schon nicht von so vielen Hunderten besucht, als Tausende anzunehmen zur Zeit für einen Glaubenssatz galt. Struve, der unbändige Schwärmer, sprach vom Söller des Wirthshauses zum Geist in eindringlicher Rede für die Republik. Er ist ein Redner wie es wenige gibt, voll Kraft, Feuer und Verständlichkeit des Ausdrucks, mit einer Löwenstimme begabt. Er sprach so hinreißend zum bethörten Volk, daß es kaum des Beistandes seiner Mitverschworenen und ihres zahlreichen Anhanges bedurft hätte, um den Sturm des Beifalls und der Zustimmung hervorzurufen, wie er nun losbrach.

Die Bürgerschaft von Freiburg war, bis auf wenige Ausnahmen, keineswegs damit einverstanden; dennoch vermochte ihr Widerspruch nicht zum Wort zu kommen, geschweige denn durchzudringen. Einzelne wohlgesinnte Männer hatten sich schon mehrere Tage vorher vergebens bemüht den Widerstand einzurichten; ihre Vorhersagungen dessen, was geschehen könnte und in der That hernach geschah, waren als Träume verlacht worden, ihr Streben an der trägen Thatlosigkeit des Spießburgerthums gescheitert. Ein einziger Mann, der Cichorienfabrikant Kuenzer, hatte den Muth, inmitten des Sturms seine Stimme zu erheben, um den Schreiern zu widersprechen. Die ihm zunächst standen, waren in dichtgeschlossenen Reihen Struves Anhänger; die Verkündiger der Freiheit gönnten dem mißliebigen Einspruch nicht ein Wort, schimpften und drohten, brüllten und pfiffen, zuckten Dolche und Hirschfänger, und zwangen endlich durch eine erhobene Schußwaffe Kuenzer zum Rückzug.

(Fortsetzung folgt.)

Die Revolution und das Theater.

(Schluß.)

Der Saal bot einen sehr seltsamen Anblick. Allenthalben waren Trophäen mit dreifarbigen Fahnen angebracht, die mobilen Nationalgarden mit rothen Schärpen um den Hals versahen den Dienst und hielten Ordnung. Es waren genau so viel Eintrittskarten durch die Polizeipräfektur und die Maires vertheilt worden, als Plätze im Hause vorhanden sind. Das Prinzip der Gleichheit schien hier zur vollen Geltung gelangt; die Löwen in Blousen saßen vom ersten bis zum letzten Platz zwischen den Löwen mit gelb glacirten Handschuhen, und bunt durcheinander sah man die Federhüte schön geputzter Löwinnen und weiße Hauben jedes Alters. Der Putz der Erbprinzessinnen, Herzoginnen, Marquisinnen, Gräfinnen und Baronessen kam da und dort unter den Toiletten der Fischweiber der Halle, der bescheidenen Grisetten und frechen Loretten zum Vorschein. In der ehemals königlichen Avantscene prunkten runde Mützen, Lederkappen, sogar schwarze und weiße Schlafmützen. Die Mitglieder der provisorischen Regierung hatten sich in das Orchester verloren, und unter ihnen machte sich besonders Ledru Rollin durch sehr lebhafte Gestikulationen bemerkbar. Gestehen muß man indessen, daß dieses Theater wohl noch nie ein aufmerksameres Publikum hatte. Sobald die Musik das Zeichen gab, war Alles todtenstill und ganz Auge und Ohr; nur als die patriotischen Gesänge begannen, nahm Jedermann aktiven Antheil an der Vorstellung und trug das seinige nach Kräften zum gewaltigen Chorus bei.

Die zweite Gratisvorstellung dieser Art hatte aber schon einen ganz andern Charakter. Hier bestand das Publikum nicht mehr aus dem eigentlichen Volk, oder es war nur in der Minderzahl vorhanden. Es hatten sich sehr viele eingefunden, die keiner Gratiskomödie bedürfen, um das Theater der Republik besuchen zu können, alte gute Bekannte der Billetabnehmer. Sie waren nicht wegen der Vorstellung gekommen; das Benehmen des Volks in diesem weiland aristokratischen Hause war das Schauspiel, dem sie nachgingen. Daneben wollten sie Demoiselle Rachel die Marseillaise singen hören. Es war eine Unterhaltung für sie wie jede andere. Man bemerkte namentlich, daß die Freunde mehrerer republikanischen Minister die besten Plätze und Logen mit

ihren Freundinnen besezt hatten. Dabei war am Eingang des Saals ein Billethandel gegen baares Geld im Gang, der weit widerlicher war als der gewöhnliche, und die Eintrittskarten wurden oft doppelt so hoch bezahlt, als sie bei einer Nichtgratisvorstellung kosten. Die Blousen waren selten und die Glacéhandschuhe in ungeheurer Mehrzahl. So sind auch diese Gratisvorstellungen schnell ein Gegenstand der Spekulation geworden und das Gratis zur Ironie. Freilich ist den meisten von denen, an die Billets verschenkt werden, weit mehr mit einem zwölfpfündigen Brod als mit einer theatralischen Vorstellung gedient, selbst wenn die Rachel die Marseillaise singt und die Phädra noch so meisterhaft darstellt.

Auch die italienische Oper hat ein trauriges Ende genommen. Der bisherige Direktor Vatel hat sich für die fernere Leitung dieser Bühne bedankt, obgleich er sie nach seinem Vertrag noch zwei Jahre hätte fortführen sollen; er hat aber einen Ersatzmann Namens Dupin vorgeschoben. Alle Sänger und Sängerinnen dieser Bühne haben sich beeilt Paris zu verlassen und über den Kanal zu segeln, um fortan englische Ohren zu kitzeln. Mario und die Grisi sind sogar noch vor Schließung des Theaters verschwunden, auch steht sehr dahin, ob sie je wieder kommen und ob nicht das Institut überhaupt ganz eingeht.

Auch im Theater der Nation fanden schon Gratisvorstellungen statt. Man gab die Stumme von Portici und die Marseillaise wurde mit Aktion gesungen. An die Stelle Duponchels ist Leo Pillet als Direktor dieses großen Instituts eingetreten, welches Amt er schon einmal in seinen unkünstlerischen Händen gehabt hat. C'est toujours bonnet blanc et blanc bonnet. Eine merkwürdige Komödie wurde aber vor Kurzem im Hof des großen Opernhauses aufgeführt. Es war eine ganz außerordentliche Vorstellung an einem Sonntag Nachmittag. Die provisorische Regierung hatte befohlen, daß ein Freiheitsbaum in diesem Hof gepflanzt werden sollte, und Monsieur Ledru Rollin fand sich zur bestimmten Stunde nebst dem Polizeipräfekten Caussidière zu diesem Zweck im Opernhofe ein. Das Orchester war am Garderobemagazin aufgestellt. Der Pfarrer der Kirche St. Roch weihte das Bäumchen und sagte dann: „Bürger! die Fahne unseres Herrn Jesus Christus, die Standarte des Kreuzes muß sich wundern, sich hier zu sehen. (Der Herr Pfarrer und die ganze ihn begleitende Geistlichkeit waren von den Tänzerinnen und Choristinnen der Oper umgeben.) Doch nein, es ist ja das Haus der Harmonie, und Gott ist der Vater aller Harmonie, er ist die Harmonie selbst." — Hierauf hielt auch Ledru-Rollin eine Rede, in der er von der glücklichen Zukunft der Republik und der Oper sprach; er lobte die Chöre und Gesänge der Jüdin, ja, die Gegenwart der katholischen Geistlichkeit ganz vergessend, erwähnte er sogar der Hugenotten und Luthers lobend. Er versicherte, daß die Oper nun endlich auch den Propheten Meyerbeers erhalten werde; derselbe solle noch vor Ablauf des Theaterjahrs auf die Bühne gebracht werden. Diese erhabene, noch unbekannte Schöpfung, von den ersten Sängern und Tänzern Europas aufgeführt, müsse ganz Europa herlocken, um sie zu bewundern. Nach ihm sprach noch der Polizeipräfekt, donnerte gegen die Aristokraten der körperlichen Stärke, gab den jungen Republikanern die Weisung, sich zu mäßigen, keine unnöthigen Unruhen zu veranlassen und keine Böller zur Unzeit zu lösen, damit die armen Reichen wieder ruhiger schlafen könnten. „Laßt uns Republikaner ohne Lärmen seyn!" schloß er, und das ganze Opernpersonal sammt der Geistlichkeit schrie im Chor: »vive la République, vive Caussidière!« und klatschte lezterem Beifall zu.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Literatur.

Wir Deutsche haben einen großen Verlust erlitten — Freiligrath ist abgereist. Der Ritter Bunsen hat die Güte gehabt, nachdem ihm die schlagendsten Beweise vorgelegt worden, daß Freiligrath ein Preuße sey, ihm einen Paß auszustellen. Kein Wunder, daß er zweifelte. Es konnte ja ein anderer Mann seyn, als der weltbekannte preußische Dichter, der Deutschland in jetziger Zeit zu besuchen wünschte, und somit war die Vorsicht löblich. — Doch zu etwas Anderem. Man wird es übersatt, von nichts als »Poor laws« und »Organisation of labour« zu hören; in einer Zeit, wo Alles auf das Praktische und Materielle hindrängt, muß man doppelt darauf bedacht seyn, die ideale Seite der Dinge nicht ganz aus dem Auge zu verlieren und neben dem Nützlichen auch das Schöne zu suchen. Darum wollen wir uns jezt einmal von Bunsen und Metternich, von dem Prinzen von Preußen und Louis Philippe, von Chartisten und Repeal zu den schönen Künsten wenden, und uns nach den wenigen ästhetischen Früchten umsehen, die im allgemeinen Miß-

wachs der Kunst fortgekommen sind. Daß Albion nicht das Vaterland aller Musen ist, weiß die Welt lange. Doch flüchten sie alle sich gerne von ihrem Parnaß hieher, die goldenen Früchte zu genießen, die dieses gewerbfleißige Land vorzugsweise hervorbringt, und da bleibt denn freilich manche sichtbare Spur dieser edeln Gäste zurück. In diesem Jahr nun ist die Einwanderung besonders reich gewesen. Louis Blancs industrielle Plane haben alle Göttersöhne aus Paris vertrieben, und auch Rom hat sein Contingent hergegeben, den englischen Markt zu füllen. Die ersten Talente der Welt sind demnach versammelt, den kurzen Frühling der Londoner Saison zu schmücken und zu verherrlichen. — Es ist aber nicht billig, mit den fremden Produkten anzufangen, so lange auch der heimische Markt etwas zu bieten hat. Da muß man denn freilich bei der Romanliteratur anfangen, auf welchem Feld englisches Talent stets den Preis davonträgt. Und in diesem Jahr hat es ein Werk hervorgebracht, auf das die ganze literarische Welt mit Stolz blickt, und dem seit Wochen jedes Blatt und jeder Autor ihr Scherflein Lob zu spenden beflissen gewesen sind. Dieses Werk ist ein Roman, betitelt: „die Halbschwestern von Miß Jewsbury.“ Wir haben früher diese Dame als die Verfasserin eines Romans, „Zoe,“ anerkennend genannt; in dem gegenwärtigen Buche aber hat sich ihr Talent auf einer weit bedeutenderen Stufe geltend gemacht, und Styl und Anlage zeugen von großem Fortschritt. Miß Jewsbury gehört nicht der fashionablen Welt an; Mode, Politik und die ganze Horde der Optimaten sind ihr fremd; dafür aber sieht sie tief in das Wesen der Dinge und zerlegt die verborgensten Triebe der Seele mit großer Feinheit und Schärfe. Der Gegenstand, den sie eigentlich im Auge hat, ist die sociale Stellung der Frauen, und sie hat dieses Thema äußerst glücklich behandelt. Miß Jewsbury denkt nicht daran, Berliner Emancipation zu predigen; sie will keine Mannweiber machen und auch keine Amazonen. Sie spricht sich nur im Allgemeinen darüber aus, was dem weiblichen Geschlechte zu seinem Glück fehle, und dieß ist nach ihr der Mangel einer Sphäre, in der es seine Kräfte entwickeln und sich ein Feld nützlicher Thätigkeit schaffen könnte. — Daß Langeweile der Grund aller Frivolität und jedes sündlichen Thuns ist, gilt ihr als oberster Grundsatz, und zwar mit Recht. Dieses „Ennui“ nun ist besonders unter den gebildeten Klassen Englands zu Hause. Die Frauen bekümmern sich um den Haushalt weiter nicht, als daß sie ihren Köchinnen am Morgen Befehle ertheilen, die Bücher des Fleischers, Bäckers rc. nachsehen, ob alles richtig eingetragen ist, und sehr ordentlich Rechnung über die Ausgaben führen, damit sie ihren Männern die Bücher stets vorlegen können. Dabei geht alles so ordentlich, methodisch und planmäßig zu, daß der Haushalt einem Uhrwerk gleicht, das einmal aufgezogen seinen ruhigen Gang fortgeht. Die Frau desselben aber sizt in ihrem Gemache und denkt darauf, was sie thun wolle, um den ganzen langen Tag auszufüllen. Der Mann verläßt sie nach dem Frühstück und kehrt nicht vor dem Mittagessen zurück, das frühestens um sechs Uhr stattfindet; sie ist daher ganz sich selbst überlassen und hat für sich allein ein Tagewerk zu suchen, das sie beschäftige und vergnüge. — Die Schwierigkeit, sich eine genügende Sphäre zu schaffen, hat Miß Jewsbury sehr getreu und auf eine bezeichnende Weise geschildert. Der Mann ganz den praktischen Lebenszwecken zugewendet, mit wenig Sinn und Interesse für etwas Anderes; die Frau unbewußt dem Idealen zugekehrt und an dem prosaischen Einerlei ihres Lebens zu Grunde gehend — dieser Fall kommt in England leider sehr häufig vor.

(Fortsezung folgt.)

Chambéry, Mai.

(Schluß.)

Der Einfall der Arbeiter aus Frankreich.

Um acht Uhr waren alle Stellungen genommen, die Stadt war wieder in den Händen der Einwohner, an 930 Insurgenten und Voraces waren mit ihren Anführern gefangen. Leztere wurden in's Stadtgefängniß gebracht, die andern in die Kirchen, die Verwundeten in's Hotel Dieu. Fast tausend Insurgenten flohen aus der Stadt. Sie kamen aber nicht weit; die Landleute schlugen sie todt, oder brachten sie haufenweise ein. Auch hier waren die Bauernweiber entsetzlich. Eine, deren Tochter von einem Vorace unsäuberlich angegriffen worden war, hieb ihn mit der Sichel so tief in den Kopf, daß er gleich niederstürzte, und wiewohl er noch nicht ganz todt war, schnitt sie ihm doch mit derselben Sichel den Kopf ab. — Abends war Alles abgethan und wieder ruhig, als in Chambéry fünfzehnhundert Mann von dem früher hier garnisonirenden Linienregiment eintrafen, das über den Mont-Cenis hatte gehen sollen, aber zurückgerufen worden war. Die Soldaten schienen sehr ärgerlich darüber, daß sie zu spät kamen, und daß die Bürger und Landleute ohne ihre Hülfe mit den Insurgenten fertig geworden waren und so trefflich aufgeräumt hatten.

Neben dem Muth der Einwohner muß ihre Milde gegen die Insurgenten gerühmt werden, als diese einmal gefangen waren. Man dachte nur daran, daß es großentheils in Frankreich ausgeartete Landsleute waren. „Schonung den Gefangenen! Keine Mißhandlung gegen die, so sich ergeben!“ hörte man überall. Kein Tropfen Blut ist außer dem Kampf vergossen worden. — Am 5. April früh wurde eine Proklamation des Herzogs Eugen von Savoyen, Generallieutenants des Königreichs in Abwesenheit der „Spada,“ angeschlagen, worin er den Savoyern für ihre treue Anhänglichkeit an das Königshaus dankt. Diese Proklamation aus Turin vom 3. April ist ein sehr merkwürdiges, fast komisches Aktenstück, denn sie wurde gerade an dem Tag erlassen, wo die Insurgenten und Voraces mit Bewilligung der entmuthigten Einwohner in Chambéry eingezogen waren, wo diese sogar eine provisorische Regierung unter Vorsitz des Insurgentenchefs Peyssard gebildet hatten und die königliche Münze plündern ließen. In dieser Proklamation hieß es: „Brave Savoyer! Das Nahen der Gefahr hat glänzend eure treue Hingebung an die Sache der Nation und des Königs, des Gründers unserer Freiheiten, dargethan. Ich wünsche euch dazu Glück im Namen des Souverains und des Vaterlands. Wirksame Maßregeln sollen sogleich getroffen werden, um das Herzogthum Savoyen, diese alte Wiege unserer Familie, gegen allen Angriff der Fremden zu schützen, und um zugleich unsern von Außen kommenden Brüdern Nahrung und Unterhalt zu verschaffen. Rechnet auf uns, wie wir auf euch rechnen. Eure Brüder diesseits der Berge, der König, die ganze Nation, eure Brüder in der Armee blicken auf euch! Unsere Bande werden in schlimmen Augenblicken immer fester. Es lebe der König! Es lebe die Constitution!“ — Am folgenden Tag kam der Finanzminister Des Ambrois nach Chambéry, um wegen Unterhalt und Beschäftigung der gefangenen Savoyer Maßregeln zu ergreifen. Den Lyoner Voraces gab man zu essen und ließ sie dann an die französische Grenze führen. — Seitdem begann, wie es in Savoyen Sitte ist, abermals ein wahrhaft lächerliches Wettrennen aller Behörden, Korporationen und Gemeinden der Stadt und des Landes, indem sie sich in Versicherung unerschütterlicher Treue und Ergebenheit an König Karl Albert überboten. Bien sot qui s'y fie.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 129. Dienstag den 30. Mai 1848.

— Mylords, remember where you are!
If they perceive dissensions in our looks,
And that within ourselves we disagree,
What infamy will there arise!

Shakespeare.

Aus der Reichsversammlung. Mai 1848.

Der Fünfzigerausschuß hatte die lezten Blitze entsendet, welche in die Masse fuhren und zündeten. Der Verrath hatte ihm ein unbedeutendes Papier in die Hände gespielt, und dieß genügte, um Verdacht und Argwohn, Besorgniß und Angst zu erregen. Dem alten dahinsterbenden Körper des Bundestages, mit dem man die längst verschollene Kur der Blutinfusion vorgenommen, wurde der Stab für immer gebrochen. Auch das junge frische Blut, welches man seinen Adern zugeführt, zersezte und verderbte die hektische Lunge der Diplomatie; auch jene leuchtenden Namen, die man an den morschen, verdunkelten Schild geheftet, drohten ihren Glanz zu verlieren; Männer wie Welcker, Bassermann, Jordan, Uhland irrten — nach der Meinung der Leute — in den finstern Irrgängen dieses Malepartus der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt umher und konnten den rechten Ausgang nicht mehr finden. Das Gewitter entlud sich in nächtlichen Krawallen; Fenster klirrten, Trommeln wirbelten, wildes Geschrei ertönte; die fünzig Männer saßen im Römersaal zum leztenmale und harrten der Botschaft aus der nahen Paulskirche, daß ihrem Wirken ein Ziel gesezt sey.

Zum leztenmal blickte die lange Reihe der deutschen Kaiser auf diese Umgestaltung der Dinge. Hinter dem Sitze des Präsidenten Soiron leuchteten des guten Josephs II. mildblaue Augen herab; seitwärts sah man die ernsten, unfreundlichen Züge jenes Kaisers, der während seines Lebens nur der Gute genannt wurde und jezt nicht mehr so genannt wird. An dieser Wand schreitet Karl V. in spanischer Tracht finster vorüber; hier strahlt der ritterliche Max, der kriegerische Ferdinand steht straff und ernst da; die Allongeperrücken, die Lothringer Unterlippen — wir nähern uns der Neuzeit. Aber drüben prangen die großen Kaiser, Conrad, Heinrich, Otto. Den großen Rothbart kann ich von meinem Platze kaum noch wahrnehmen; er scheint abwärts zu schreiten. Da schlägt es vier Uhr; das Geschütz donnert, die Militärmusik spielt den Hochzeitsmarsch aus der französischen Oper „Maurer und Schlosser,“ das Volk ruft — der große Moment ist eingetreten, die Mitglieder der constituirenden Versammlung begeben sich aus dem Römer in die Paulskirche, das deutsche Parlamentshaus.

Es war ein erhebender Augenblick, in dessen Feier mich nichts störte als die Verwünschung, die ich gegen mich selbst ausstieß über meine theatralische Vielwisserei, die mir bei den Klängen dieses Marsches die Situation einer komischen Oper in das Gedächtniß ruft, die Jedermann kennt. Ich sah umher, allein Niemand von Allen, die mein Auge erreichen konnte, theilte meine Wissenschaft; ich enthielt mich auch wohlweislich, damit prahlen zu wollen. Vielmehr beschwichtigte ich mich selbst und dachte: was Maurer und Schlosser zu Wege bringen, ist fest und sicher, ich nehm's als günstige Vorbedeutung. Was das Uebrige betrifft, so darf man's für jezt noch nicht so genau nehmen. Die deutschen Krieger zogen bisher ja immer nach wälschen Opernmelodien auf die Wache; die Zeit wird schon kommen, wo die Regimentsmusiken etwas Besseres werden aufzuspielen wissen.

Das Innere der Paulskirche bietet einen runden Raum, der mit den deutschen Farben geschmückt ist. Unter der Kanzel stehen die Präsidentenstühle, hinter welchen rothschwarzgoldene Behänge die Kanzel verdecken. Eine Germania mit der Fahne und Inschriften zu beiden Seiten, Kränze und ein Schild mit dem Reichsadler vollenden die einfache Verzierung. Zwei alte Herren nehmen die Stühle ein; es sind die sogenannten Alterspräsidenten. Der eigentlich Aelteste in der Versammlung, der wegen seiner langjährigen Einkerkerung bekannte bayrische Hofrath Behr hatte die Ehre abgelehnt; der ihm an Jahren zunächst stehende Syndikus Lang aus Hannover nahm sie bereitwillig an. An seiner Seite sizt der ehemalige sächsische Staatsminister Lindenau als Vicepräsident. Vier Männer von überaus jugendlichem Ansehen, die jüngsten in der Versammlung, nehmen die zunächst stehenden Stühle ein, das Schriftführeramt zu üben. Mehr als die vorsitzenden Greise nahmen diese jugendlichen Schriftführer meine Aufmerksamkeit in Anspruch. So jung noch, dachte ich, und unter 50,000 die hervorragendsten, die das Vertrauen Aller besitzen, die sie zu solcher Mission erwählen — welch eine Zeit!

Während der Präsident einige wohlgemeinte Phrasen zum besten gibt, begehrt Einer, daß sich die Versammlung für constituirt erkläre. Der Präsident kommt diesem Wunsche nach und Alles erhebt sich von den Sitzen und aus dem untern Raum der Kirche wie von den Emporkirchen, die eine dicht gedrängte Masse erfüllt, erschallt dreimal ein donnerndes Hoch, als Antwort auf diese erhebende Verkündigung.

Hiemit war jedoch alle Erhebung für den Rest der Sitzung verbannt. Die Versammlung zeigte ein Bild, wie es der verrufene polnische Reichstag einst geliefert haben soll. Man läuft zu der Rednerbühne; wer sie zuerst einnimmt, wendet sich laut schreiend an die Menge. Wer lauter schreit, verdrängt den Andern; von beiden Seiten stürzen Sprecher hinzu und die Debatte erweckt Besorgnisse. Von den Sitzen wird ungestüm mitgesprochen, gelacht, gehöhnt; mancher Redner muß sich ungehört entfernen, da es stürmisch verlangt wird. Vergebens schallt der Ruf nach Ordnung dazwischen, vergebens tönt die Klingel des Präsidenten; nur Wenigen, von der Menge gekannten Männern gelingt es, ruhiges Gehör zu erlangen. So Robert Blum aus Leipzig, Stedtmann aus Coblenz, Raveaux aus Cöln, Mohl aus Heidelberg. Es handelt sich darum, eine vorläufige Geschäftsordnung anzunehmen und zur Wahl eines Präsidenten zu schreiten, da der Alterspräsident sich durchaus unfähig erweist, die Verhandlung zu leiten und Ordnung zu erhalten. Man erklärt sich endlich bereit, einen von einigen Mitgliedern vorgelegten Entwurf über die Feststellung einer Geschäftsordnung einer Commission zu überweisen und einen Präsidenten auf die Dauer von vier Wochen zu wählen, bis wohin man alle hier versammelten Capacitäten gehörig kennen werde, um eine definitive Wahl zu treffen.

„Und es ward Abend und Morgen — der erste Tag" — wie es im ersten Buch Mosis heißt. Der zweite begann unter denselben Unordnungen. Ein Durcheinander von Geschrei, schon bei den gleichgültigsten Vorfragen eine Leidenschaftlichkeit, die an Erbitterung und Hohn streifte. Ein kleiner Greis mit silbernem Haar tritt auf die Bühne, um das Wort zu nehmen. Vergebens! er kann nicht dazu kommen. Seine Stimme vermag nicht durchzudringen, allein seine lebhaften Gesten verrathen die innere Ungeduld. Man findet das komisch und lacht, und der alte Mann verläßt achselzuckend den Platz. Uns, die wir den Mann kannten, erschien die Sache betrübend und unerklärlich: es war Ernst Moritz Arndt, den man höhnte und nicht sprechen ließ. Der Mann, dessen begeisternde Worte in dieser Zeit von allen Lippen tönen, dessen Namen jeder Deutsche im Herzen trägt, ist so wenig von seinen Landsleuten gekannt, daß man ihm ein Recht bestreiten kann, welches jedem unberufenen Schreier mit guter Lunge eingeräumt wird. Später wurde dem wackern Arndt jedoch die Genugthuung, daß Venedey die Versammlung darauf aufmerksam machte, was am Vormittag einem der Besten unter ihnen widerfahren sey; man rief nun Arndt auf die Bühne und begrüßte ihn mit einstimmigem Zuruf. — Dieser schöne Akt begab sich aber erst am Nachmittage, als schon der neugewählte Präsident den Vorsitz führte.

(Schluß folgt.)

Die republikanische Bewegung im badischen Oberrheinkreis.

(Fortsetzung.)

Gleich darauf wurde zufällig eine Trommel gerührt; die Zuchthauswache zog durch die Kaiserstraße zur Ablösung, zwanzig Mann stark, harmlos und fern vom Münsterplatz. Ein panischer Schrecken ergriff diejenigen, welche den Wehrlosen eben noch mit Mord und Todtschlag bedroht; sie wollten fliehen und brachten die Menge in die furchtbarste Unordnung. Hätte die Wache ihr Weg durch die Münstergasse geführt, so würde zweifelsohne die ganze Versammlung auseinander gelaufen seyn. — Nach Struve traten noch einige Redner in seinem Sinne auf, unter denen der Anwalt Reich durch die Rücksichtslosigkeit seiner Ausdrücke sich auszeichnete; es war alles Mögliche,

daß er nicht unsern Herrgott selber herunterschimpfte, wie einen Schulbuben. Er hatte eben mit den irdischen Mächten allzuviel zu schaffen, und begnügte sich in Hinsicht auf den Himmel mit Herweghs berüchtigtem Verslein: „Reißt die Kreuze aus der Erde."

Die Beschlüsse waren gefaßt, die Versammlung verabschiedet, da erschien unerwartet noch ein Mann auf der Rednerbühne, der allerdings vor vielen andern ein Recht hat seine Stimme zu erheben: Gfrörer. Er besitzt auch die natürlichen Mittel und die geistige Ueberlegenheit, die zum Redner gehören, doch fehlt bis jetzt noch dem deutschen Hochlehrer die Uebung des Vortrags aus dem Stegreif. Als Gfrörer erschien, erwarteten wir zu allererst von seiner mächtigen Stimme Lob und Preis des großen deutschen Vaterlandes zu vernehmen, und in kecken Umrissen erzählt zu hören, wie und was dasselbe einst gewesen, stark in seiner Einigkeit. Wie leicht hätte sich dann der Uebergang gemacht, um, wie Antonius den Brutus, die Partei „Hecker-Struwwelpeter" mit spottender Anerkennung Zoll für Zoll in die Pfanne zu hauen. Statt dessen fiel er mit der Thüre in's Haus und wurde eben so ohne Umstände hinausgeworfen. Gfrörer hat durch die Weise, wie er sich zum Handeln anschickte, der guten Sache nichts genützt, sich selber aber in Gefahr gestürzt. Bei einem Ausflug zu seiner Erholung wäre er beinah von zusammengerottetem Gesindel in Forchheim (am Kaiserstuhl) erschlagen worden, und die Sage geht, daß die Forchheimer zu solchem Beginnen die Weisung von Freiburg aus erhalten hätten. Für den Haß der badischen Republikaner ist Gfrörer durch die Ehinger Wahl glänzend entschädigt und die Scharte vom Münsterplatz wird er hoffentlich zu Frankfurt genügend auswetzen. Den Muth hat er bewiesen, die Begabung besitzt er, den Rest bringen Ueberlegung und Erfahrung.

Für den abgetretenen Bürgermeister mußte die Stadt einen neuen erwählen, und das war für die Wähler ein schwieriges Stück Arbeit. Beim Straßenauflauf kann jeder Lump eine Rolle übernehmen, in der Volksversammlung wird nicht erst gefragt, wer mitgebrüllt hat, wenn nur tapfer gebrüllt wurde, aber bei einer geordneten Wahl haben bloß die Berechtigten eine Stimme, und die Berechtigten waren eben nichts weniger als Republikaner. Die entscheidende Mehrheit der Stimmen vereinigte sich nach einigen Schwankungen auf Joseph v. Rotteck, Amtmann zu Breisach, der schon früher einmal das Bürgermeisteramt bekleidet hatte. Hier wird, um Verwechslungen vorzubeugen, zu bemerken seyn, daß Joseph v. Rotteck ein Neffe, Karl v. Rotteck aber ein Sohn des berühmten Geschichtschreibers ist, und die Vornamen daher nicht zu vergessen sind, wo einer der beiden Vettern erwähnt wird. Joseph sprach sich sofort entschieden gegen die republikanischen Bestrebungen aus, das ist Thatsache; nicht minder aber steht fest, daß bei wichtigern Anlässen sein Vetter Karl ihm gewöhnlich zur Seite stand.

Die Errichtung des Ortsvereins, die Errichtung der Freischaar sind zwei Sprößlinge aus Einer Wurzel. Laut den Offenburger Beschlüssen zerfiel der allgemeine Landesverein in Abtheilungen nach den Kreisen, und jeder Kreisverein wiederum nach Gemeinden. Die Bürger Freiburgs wurden dringend ermahnt, in Masse dem Verein beizutreten, damit sich in seinen Aeußerungen die Gesinnung der Stadt kundgebe. Sie waren nicht dazu zu bewegen, und so fügte sich's, daß Handwerksgesellen und dergleichen Leute die Mehrheit bildeten, und der Verein, welcher sich für Freiburg aussprechen sollte, nur der republikanischen Partei zum Werkzeug diente. Reden wurden gehalten, doch fürwahr nicht zur Erörterung und Verständigung, denn wer gegen die Ansichten der Führer sich erklären wollte, der wurde mit roher Gewalt ohne weiteres zum Schweigen gebracht. Die wenigen Wohlgesinnten, die sich in diesen Pfuhl gewagt hatten, mußten sich zurückziehen, weil ihre Partei sie im Stiche ließ, und sofort war es geradezu ein republikanischer Klub, der im Saal der bürgerlichen Lesegesellschaft seine Versammlungen hielt. Aus denselben Grundstoffen bildete sich die Freischaar, unabhängig vom Befehl der Bürgerwehr, welcher Befehl doch thatsächlich in den Händen der republikanischen Führer lag. Die Freischaar wurde mit Sensenspießen bewaffnet, obschon ganz einfache Piken zweckmäßiger und wohlfeiler gewesen wären. Vermuthlich hatten die Führer noch die halbverklungene Erinnerung an die polnischen Sensenmänner im Sinn, und bildeten sich ein, ihre Schneidergesellen, Schuhknechte und Leimsieder würden mit der geschichtlichen Wehr um so besser fechten. Die Entwaffnung dieser sogenannten „Sensualisten" wurde später verfügt, doch nicht auf Einschreiten des Stabes, sondern der Mannschaft der Bürgerwache.

Die Verführung der Soldaten wurde im Großen betrieben. Die Einzelnen waren schon bearbeitet, namentlich in der Turnerkneipe „beim Raub" mit Bier bewirthet, mit „guten" Lehren erfüllt worden. Jetzt wurden die Bierspenden in der Schaich'schen Brauerei ausgetheilt; die Soldaten tranken wie die Schwämme und unterzeichneten eine Vorstellung an die Kammer, um gewisse Bürger- und Menschenrechte zu fordern, die ihnen vorenthalten würden. Sie wollten „Sie" genannt seyn und den Vorgesetzten das Recht abgesprochen wissen, sie für jede Dummheit oder Ungeschicklichkeit gleich Ochsen oder Esel zu schimpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Auf der andern Seite läßt Miß Jewsbury die Schauspielerin auftreten und schildert das ungerechte Vorurtheil, das eine Frau trifft, deren Energie ein Feld selbstständiger Handlung sucht, und die ein solches für sich schafft. Alice und Bianca sind Halbschwestern. Erstere ist ihres Vaters rechtmäßiges Kind, wird sorgfältig erzogen, wird geliebt und gepflegt, und heirathet einen begüterten Eisenfabrikanten, an dessen Seite sie in der Einsamkeit des Landlebens jenes Ennui findet, das ihr die Thränen in die Augen treibt, ohne daß sie selbst begreift, was ihr eigentlich fehlt. Sie ist schön, liebenswürdig, gut, aber schwach; sie muß immer gelenkt werden, weil sie nie gelernt hat selbstständig für sich zu handeln und zu denken, und dieser Mangel an Charakterfestigkeit verhindert sie, je etwas Ganzes zu leisten, und die erste Versuchung, die sich in ihren Weg stellt, findet sie ein schwaches Rohr, das sich biegt und erliegt. Bianca, das uneheliche Kind, geht indessen allein ihren Weg, zieht durch Länder und Städte mit ihrer geistesschwachen Mutter, verdient kümmerlich ihr Brod, wird aus Zufall Mitglied einer herumziehenden Schauspielertruppe, bleibt aus Wahl bei dem einmal ergriffenen Erwerbszweig, bringt es endlich durch Ausdauer und Fleiß zu der höchsten Vollkommenheit in ihrer Kunst, und bewahrt sich bei dem allem ein reines, unbeflecktes Herz, dem Versuchungen allerdings nicht fremd geblieben sind, das aber gewußt hat sich gegen dieselben zu stählen und ihnen zu widerstehen. Der Contrast zwischen den beiden Schwestern ist sehr schön gehalten, und das wechselnde Abspringen von der einen zur andern bringt den angenehmsten Effekt hervor, wie das Spiel zwischen Licht und Schatten. — Bianca begegnet gleich Anfangs einem jungen Engländer, der ihr durch eine Empfehlung das erste Engagement bei einer Truppe verschafft und sie durch eine kleine Geldsumme von augenblicklicher großer Noth befreit. Die Dankbarkeit gegen diesen Beschützer wird zu heißer Liebe, und als sie ihm später wieder begegnet und er dieselbe Empfindung hegt, verspricht sie ihm sein zu werden, sobald sie in ihrer Kunst jene Höhe erreicht, wo es keine Schande für den geborenen Gentleman mehr sey, ihr seine Hand zu reichen. Er geht auf Reisen, vergißt sie und läuft andern Mädchen nach. Bei seiner Rückkehr findet er sie als Prima Donna in London wieder, und seine Eitelkeit führt ihn zu der allgefeierten Künstlerin zurück. Bianca hat während dieser Jahre nur an ihn gedacht, nur für ihn gelebt, gestrebt und gerungen; jezt ist der Moment da, wo sie sich für Alles belohnt finden soll — und er schweigt. Sie wartet und grämt sich — und er schweigt. Endlich gibt sie einem Freunde den Auftrag ihn auszuforschen. Liebt er sie nicht mehr, so will sie ihn freigeben; aber das Schwankende seiner Gefühle ist mehr als Höllenqual für sie, und irgend eine Gewißheit, selbst die schlimmste, ist diesem Zustande vorzuziehen. Bei dieser Gelegenheit werden die laufenden Ansichten der englischen Männerwelt von Frauenwerth, und in wie weit eine Frau eine unabhängige Stellung behaupten könne, vortrefflich entwickelt. Der nicht mehr liebende Geliebte sagt unter anderm: „Die Frau, die ich mir als Gattin wünsche, ist durchaus das Gegentheil von Bianca. Sie muß einen raisonnabeln, aber nicht besonders großen Verstand haben, nur gerade so viel, um mir in Allem, was ich thue, hülfreich seyn zu können. Sie muß überall meiner Hülfe, meiner Leitung bedürfen; eine liebenswürdige Schüchternheit soll sie abhalten ihre Talente zu zeigen, ein Gefühl zarter Schicklichkeit sie verhindern je mit einer excentrischen Idee hervorzutreten; sie muß weder in Gedanken noch in Thaten originell seyn wollen; ihr reines Gemüth muß sie vor allem Uebel bewahren, und das mehr aus Liebe zu allem Schönen, als aus Kenntniß der rohen Wirklichkeit des Lebens. Vor jedem Unrecht muß sie zurückbeben — aus Instinkt. Man muß das gebrechliche Gefäß vor jedem rauhen Contakt mit der äußern Welt bewahren, eben weil man weiß, daß es die Berührung nicht ertragen könnte. In der Hülflosigkeit einer Frau liegt etwas ungemein Rührendes; ihre reizenden Vorurtheile und ihr Widerwillen gegen Alles, was zu »prononcé« ist, sprechen mich an. Sie soll der sanfte Widerschein der Meinungen ihres Gatten seyn; sie selbst muß nie für sich ein Ganzes leisten. Die Frau, die ich lieben soll, muß zu zart seyn, um ihre Talente bewundern lassen zu wollen; sie darf religiös seyn, weil das von selbst kommt, aber mit philosophischen Zweifeln und enthusiastischer Bigotterie darf sie nichts zu thun haben. Eine Frau muß zu viel Geschmack besitzen, um skeptisch oder eine Heilige seyn zu wollen. Vor ihrem Kaminfeuer soll sie ruhig vor Anker liegen, sanft, mit leiser Stimme, liebevoll und vertrauend zu ihrem Gatten reden. Das ist **mein** Ideal einer Frau, und ganz gewiß ist jede Frau, die einen selbstständigen Wirkungskreis hat, weit entfernt diesem Bilde zu gleichen.“ — Diese Beschreibung ist eine getreue Schilderung einer Klasse englischer Frauen, wie sie von Frau von Staëls Lucie an immer hier existirt haben und auch wohl ferner existiren werden, und es ist nicht zu läugnen, daß alle die Männer, die diesen Typus bewundern, große Abneigung gegen Frauen empfinden, die durch Wahl oder Neigung dazu gekommen sind, von ihren Talenten einen Gebrauch zu machen, der pecuniär sich lohnt. Man hat hiefür den allgemeinen Namen »professional.« Miß Jewsbury beweist nun sehr gut, sowohl durch das Raisonnement im Verlauf ihres Buchs als durch den Charakter der Alice selbst, wie wenig ein solches Ideal werth sey, so zu heißen, da es eigentlich nichts ist als die personificirte Hülflosigkeit, Mittelmäßigkeit und Unvollkommenheit. Daß man in den Frauen von Kindesbeinen an jedes Talent, jedes geistige Streben sorgfältig unterdrücken solle, damit später, wenn ein Mann sie wählt, ja keine Gefahr sey, daß sie etwas anderes seyn wolle als ein Mond seines Geisteslichts, das sey eine so anmaßende als gotteslästerliche Idee. Ein Wesen absichtlich an der Entwicklung seiner Kräfte verhindern, heiße einen Kampf gegen die Natur beginnen, die diese Kräfte in dasselbe gelegt, und dieser Kampf endige gewöhnlich mit einer »grande passion,« weil sich ein solcher Charakter zu nichts anderem zu flüchten wisse.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 3[illegible]

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 130. Mittwoch den 31. Mai 1848.

— On s'imagine
Guérir un mal si grand sans couper la racine.
Employer la douceur à cette guerison,
C'est en fermant la plaie y verser du poison.

Corneille.

Die republikanische Bewegung im badischen Oberrheinkreis.

(Fortsetzung.)

Sobald der Soldat einmal solche Begehren stellt, sey es auch aus fremdem Antrieb, dann ist es offenbar an der Zeit, ihm zu willfahren; so geschah es auch. Der Gemeine wird seitdem mit Sie angeredet, und wenn er fehlt, bestraft, doch nicht gescholten. Ochs und Esel heißen jezt: „auf zwölf Stunden in's Loch." — Nachdem die Soldaten unterschrieben, verhießen sie (immer beim Freibier) in keinem Falle jemals auf Bürger zu schießen und überhaupt sich zu Republikanern auszubilden. Auch fielen verschiedene kleinere Unordnungen vor, nur darum von Bedeutung, weil sie für Zeichen einreißender Verderbniß galten. Natürlich mußte ein solches Benehmen ihrer Mannschaft zunächst die Unteroffiziere kränken, und diese allerdings gerechte Entrüstung riß einige dieser wackern Krieger zu einem Schritte hin, der besser unterblieben wäre. Den Soldaten war der Besuch des Schaich'schen Brauhauses untersagt worden; die Leute kehrten sich nicht daran, und da erschien denn eine Anzahl von Unteroffizieren, um die Ungehorsamen mit Gewalt wegzujagen. Das Verfahren dabei war das stürmischste; es gab flache und scharfe Klingenhiebe, wodurch auch ein paar Bürger Wunden erhielten; im Zimmer blieb kein Tisch, kein Stuhl, kein Glas ganz. Der Vorgang rief die größte Aufregung hervor, das Volk rottete sich vor der Kaserne zusammen, die Turner drohten mit Sturm. Das Versprechen strengster Untersuchung unter Beiziehung bürgerlicher Urkundspersonen stellte die Ruhe wieder her. Einige Tage später zog das Regiment ab, und ein Ergebniß der Untersuchung ist bisher nicht bekannt geworden.

Einen bemerkenswerthen Zwischenfall bildete während dieser Entwicklungen der sogenannte Franzosenlärm. Plötzlich verbreitete sich nämlich das Gerücht, Haufen deutscher Arbeiter seyen über den Rhein in's Land gebrochen. Ueberall heulten die Sturmglocken, die Bürger traten unter das Gewehr, die Landleute flüchteten ihre Habe zur Stadt, und die Aufregung dauerte mehrere Tage. Sobald der Lärm als ein blinder erkannt worden, beuteten die Parteien das Ereigniß aus; jede warf der andern vor, sie habe um ihrer besondern Zwecke willen das Mährchen ersonnen. Vermuthlich aber hat sich der Lärm allein durch die Umstände so zu sagen von selber gemacht; er ist nicht durch die Regierung erregt worden, um das Einrücken fremder Truppen zu beschönigen, nicht durch die Republikaner, um die Bürgerwehr verdrießlich und dadurch nachlässig zu machen. Aber gewiß ist, daß die Bezeichnung unserer Brüder aus benachbarten deutschen Landen als Fremdlinge von den Republikanern ausgegangen ist, deren Plane durch das Erscheinen von Bundestruppen gekreuzt wurden; das hat der Erfolg nur allzu deutlich an den Tag gelegt.

Die Bewegungen im Seekreis gestalteten sich immer drohender. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so bestand eine Verabredung zwischen Hecker, Struve, Herwegh und andern Häuptern des Aufruhrs, nach einem vorgezeichneten Plane gleichzeitig an verschiedenen Punkten loszuschlagen. Ficklers Verhaftung in Karlsruhe verrieth zu früh die Verschworenen. Hecker und Struve eilten in den Seekreis, um wo möglich

noch zu retten und zu erringen, was sich retten und erringen ließ. Zu den stets angewandten Mitteln ihrer Partei gehörte auch die frechste Entstellung der Wahrheit, und Gerüchte wurden ausgesprengt, als ob Tausende von Freischärlern über den Wald herabrückten. Unter dem Einfluß dieser Gerüchte hielt Joseph Rotteck die bekannte Gemeindeversammlung vom 11. April, deren Beschlüsse den Freiburgern so vielfach zum Vorwurf gereichen müssen. Der Bürgermeister äußert sich darüber in seiner öffentlichen Rechtfertigung: man habe sich nicht denken können, daß Hecker und Struve ihr hochverrätherisches Vorhaben fortsetzen würden, wenn nicht die Bevölkerung des Seekreises in ihrer Mehrheit sich ihnen anschlöße, in welchem Falle Freiburg, die offene Stadt, entblößt von Kriegsvolk, freilich nicht im Stande gewesen wäre sich zu wehren; daraus sey der Gemeindebeschluß zu erklären, „sich nicht mit Gewalt der Empörung zu widersetzen und nicht die Einzelnen abzuhalten, die sich etwa derselben anschließen wollten." Mit diesen leztern mochte man wohl die Turner und die Freischaar im Sinne haben, etwa fünfhundert Leute, zu denen man sich eines solchen Verfahrens versah. Die Gegner des Bürgermeisters behaupten, er habe am 11. April schon wissen können, daß die Erhebung im Seekreis der Zahl nach höchst unbedeutend sey und das württembergische Kriegsvolk den Empörern auf den Fersen folgen würde, weßhalb es seine Pflicht gewesen wäre, nicht die Gefahr größer vorzustellen, oder nicht zu dulden, daß sie größer vorgestellt werde, als sie wirklich gewesen sey. Er habe, heißt es, den Republikanern hierin zu sehr freie Hand gelassen, und diese hätten nun, da sie nicht im Stande gewesen die Mehrheit der Bürgerschaft für sich zu gewinnen, wenigstens die Lust und die Kraft zum Widerstand geschwächt. Wenn ich meine persönliche Ansicht aussprechen soll, so glaube ich bis zur Stunde, daß Joseph Rotteck sich täuschen ließ, doch am Verrath keinen Theil hatte; ich glaube nicht einmal, daß er mit der Republik geliebäugelt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Reichsversammlung. Mai 1848.

(Schluß.)

Am Morgen des zweiten Tages hatte sich eine zahlreiche Versammlung auf der Mainlust eingefunden, um über die Wahl des Präsidenten sich zu berathen. Dahlmann hatte hier schöne, begeisterte und den Weg zum Herzen findende Worte für Heinrich Gagern gesprochen. Er hatte die Verdienste dieses deutschen Mannes treffend hervorgehoben und den Wahn glücklich zerstört, als ob er troz seiner trefflichen persönlichen Eigenschaften nicht gewählt werden könnte, weil er zufällig Minister eines deutschen Duodezstaates sey. Was Dahlmann sagte, brachte allgemeine Rührung hervor; beredter habe ich nie glänzende Vorzüge in das rechte Licht setzen hören. Der Erfolg entsprach dem. Ungefähr Dreiviertel der Stimmen fielen auf Gagern als ersten Präsidenten; Soiron wurde zum zweiten erwählt. — Und wahrlich, die Wahl konnte auf keinen Würdigeren fallen. Nicht nur durch den mächtigen moralischen Einfluß, sondern auch durch die Gewalt einer diesen bekräftigenden Persönlichkeit, die in jedem Zoll den Mann im edelsten Sinne zeigt, übte Gagern auf die ganze Versammlung eine unverkennbare Wirkung. Die Worte, mit welchen er sein Amt antrat, das Bewußtseyn, welches sich in ihnen aussprach, das Gelöbniß, welches er ablegte, bis auf den markigen Brustton, der den weiten Raum ausfüllte — Alles trug dazu bei, der Versammlung das Gefühl einzupflanzen, daß sie sich dieser Leitung vertrauensvoll überlassen dürfe. Als er es berührte, daß, wenn ihm dieses, ihm nur provisorisch übertragene Amt für eine längere Dauer zufallen sollte, er noch einen andern Akt sich vorbehalten müsse, indem das Amt, welches er in seinem Lande bekleide, mit dem, welches ihm hier geworden, auf die Dauer unvereinbar wäre, erschallte ihm ein lauter Zuruf des Beifalls.

Während nun nach Vorschrift der Geschäftsordnung die Versammlung in fünfzehn Sektionen abgetheilt wurde, aus denen wieder die Commissionen gebildet werden sollen, hatte ich Muße genug, mit ruhigem Blicke die hervorragendsten Persönlichkeiten zu überschauen. Noch hatten sich die Gleichgesinnten nicht zusammengefunden; sie saßen rechts und links und in der Mitte, alle Schattirungen bunt durcheinander. Dort der hochgewachsene Mann mit der kalten diplomatischen Miene ist der preußische Graf Arnim, ein verständiger Redner, der seine Worte geschickt zu setzen weiß, ein klarer politischer Verstand, der jedoch leidenschaftlichen Gemüthern, offenen Männern gegenüber schwerlich siegen dürfte. Unweit von ihm eine gedrungene kräftige Gestalt, ein hübscher Kopf mit schwarzem Barte, feinen aristokratischen Ausdruck in den Zügen: der bekannte Fürst Felix Lichnowsky. Ein kräftiger großer Mann mit röthlich blonden Haaren und gefärbtem Gesicht ist der Graf Wartensleben aus Pommern, der ziemlich heftig als Agitator für die dynastische Frage in Preußen auftritt. Jener lange, krankhaft aussehende Mann, mit tiefen schwarzen Augen und schwarzem Barte, dessen Züge die fremde Abkunft deutlich verrathen, ist Raveaux aus Cöln, feurig und besonnen dabei, mit Leidenschaft die Frei-

heit liebend, beredt ohne Schwulst, ohne Schulweisheit einsichtsvoll. Der Andere dort mit dem kohlschwarzen Kinnbarte, über dem sich um Mund und Nase ein kalter stolzer Hohn lagert, der jugendliche Ausdruck durch einen von Innen hervorbrechenden Gram beeinträchtigt, ist Heinrich Simon aus Breslau. Der bewegliche Alte, im Talar und schwarzen Käppchen, mit dem langen weißen Barte, das eiserne Kreuz und die Denkmünze von 1813 auf der Brust, wer kann es wohl anders seyn als Friedrich Ludwig Jahn? Der jugendlich blonde Kopf mit langen Haaren und dichtem Barte ist Venedey, der lange unter schwerer Verurtheilung in der Fremde lebte. Der kleine Greis mit dem Silberhaar ist Arndt; der große Mann mit den strengen Zügen und dem scharf ausgeprägten Profil ist Dahlmann; jener alte, weiche in der Perrücke ist Professor Schubert aus Königsberg.

Dieß waren Preußen. Ich sehe mich nach einer andern Landsmannschaft um und hier begrüße ich vor Allen die geistreichen Züge des schönen männlichen Kopfes, dessen Mund unter seinem Schnurrbarte seinem Nachbar zulächelt. Es ist Fallmerayer, der Morgenländer, der in der Paulskirche zu Frankfurt den Himmel von Damaskus nicht vergessen kann. Der rothe, noch jugendliche Kopf mit den langen Haaren, der sich aus großen Vatermördern emporhebt, ist Lassaulx aus München. Ihm zur Seite sitzt Phillips, klein und breitschulterig, ein bleiches Gesicht, dem man die englische Abkunft kaum mehr ansieht. Jener schon etwas gebeugte Greis, dem oft eine fliegende Röthe die gehöhlten Wangen färbt, ist der schwergeprüfte Behr; der noch kräftiger umblickende dort, in dem schwarzen altdeutschen Sammtrock, ist sein Leidensgefährte Eisenmann; hier, der an Krücken einherschleicht, ist Schüler — alle drei Märtyrer ihres politischen Glaubens.

Die Schwaben zeigen in ihren Reihen einen Fürsten, den von Zeil-Wurzach, eine schöne männliche Gestalt, ohne jenen Schliff und Schnitt im Aeußern, den man aristokratisch zu nennen pflegt, was hier gerade vortheilhaft wirkt. Aber auch Namen von größerer Bedeutung treten uns hier entgegen: vor Allem Uhland, mit der gemüthlich bürgerlichen Miene, dessen Auge wohl nur den großen Dichter verräth; dann Paul Pfizer, der Edle, in dessen tief ernsten Zügen ich mit Bekümmerniß noch Spuren der jüngst überstandenen Krankheit entdecke; der kräftige Römer, dessen Gesicht Geist, dessen Wesen die entschlossenste Entschiedenheit ausdrückt.

Die benachbarten Badener schickten Gervinus, stark und derb in seinem Aeußern; Mathy, der trotz des Muthes, der sich im starken Knochenbau seines Gesichts ausdrückt, doch in den vollen Muskeln der Wangen und um den Mund Weichheit verräth; Bassermann, mit der kalten Ruhe des Staatsmanns, Welcker mit dem sanguinischen Ausdruck, dem glänzenden schwärmerischen Auge und dem beredten Munde; endlich Soiron, ein Bild mannhafter Kräftigkeit.

Unter den Oesterreichern tritt mir der edle Dichter Auersperg entgegen, schlicht wie das Volk der Berge, unter welchem er lebt; daneben der jugendlich schöne Kopf Schuselka's, mit den hellen milden Augen, und die strengeren Züge des Freiherrn von Andrian.

Von diesen Gruppen schweife ich zu Einzelnen, und da gewahre ich mitten in der Menge einen kleinen schwarzgekleideten Schwarzkopf mit scharfgeprägten Zügen, Detmold aus Hannover, der mit zwei oder drei kleinen Schriften von wenigen Bogen sich den Ruf des treffendsten Satirikers unter uns erworben hat. Hier Robert Blum, der kräftige Vertreter des vierten Standes, dem er selbst entsprossen; dort Heckscher aus Hamburg und Gevekoht aus Bremen. — Doch genug! Meine Aufmerksamkeit wird auf die Rednerbühne hingelenkt, die eben Raveaux betritt, um einen Antrag zu stellen wegen des zugleich mit der deutschen Reichsversammlung zusammentretenden preußischen Landtags in Berlin.

Es ist spät und die Sitzung wird geschlossen. Wenn Sie mir erlauben werde ich meine Skizzen fortsetzen, und verspreche, nicht bei den physiognomischen Umrissen stehen zu bleiben.

Korrespondenz-Nachrichten.

*** Dresden**, Mai.

Parteien. — Literatur.

Nach Eröffnung des deutschen Parlaments in Frankfurt berichte ich Ihnen kurz über unsere Zustände. Die Wahlen dazu sind in Sachsen fast durchweg auf Radikale gefallen. Diese Partei hat in den lezten Wochen eine große Energie entwickelt. Auch in Dresden hat sie einen Kandidaten durchgesezt, den Stenographen Professor Wigard, dem auch mehrere Wahlmänner, die nicht jener Partei angehören, ihre Stimme gegeben haben. Bei der zweiten Wahl mußte der Advokat Blide dem der gemäßigt liberalen Partei angehörigen Stadtrichter Hensel in Camenz weichen, für welchen die mit zur Stadt geschlagene Landschaft stimmte. — Die Rührigkeit der Radikalen hat endlich auch bei uns die seither politisch zu gleichgültigen Feuillants angetrieben, sich aufzuraffen und sich in einem Klub, dem deutschen Vereine, zu verbinden. Auf die Wahlen konnte dieser Verein natürlich bis jezt noch keinen Einfluß üben, denn die Radikalen, im Vaterlandsverein hatten in ihrer compakten Organisation

in der parlamentarischen Uebung ihrer Führer und in ihrer durch die Zeitverhältnisse bedingten Popularität große Vortheile voraus. Dazu kamen noch die ungerechten Verdächtigungen des deutschen Vereins, als verfolge er reaktionäre Zwecke, weil viele Adelige und viele höhere Beamte sich demselben angeschlossen hatten. Doch schon in der kurzen Zeit hat sich in diesem Verein ein ziemlich reges Leben entwickelt und die Bereitwilligkeit, mit welcher die Radikalen dem vielfach laut gewordenen Wunsche entgegengekommen sind, sich mit der Gegenpartei auf Unterhandlungen wegen einer Verschmelzung beider Vereine einzulassen, beweist am besten, daß die Mitglieder beider, wenn auch auf verschiedene Weise, nach Einem Ziele streben. Gelingt diese Vereinigung, so werden die ultraradikalen Elemente des Vaterlandsvereins zersezt werden und die reaktionären Philister, die sich dem deutschen Vereine angeschlossen, können sich dann mit dem Bewußtseyn zurückziehen, sich, wenn auch still und stumm, eine Zeitlang am öffentlichen Leben betheiligt zu haben. Neben diesen beiden Vereinen, welche die allgemeinen deutschen und sächsischen Verhältnisse in's Auge fassen, wird in einem Bürgerverein über städtische Angelegenheiten gesprochen und gegen das städtische Regiment agitirt, das allerdings in Folge der traurigen finanziellen Verhältnisse der Gemeinde nicht sehr populär ist. Doch auch hierbei soll es ganz manierlich zugehen. Die äußere Physiognomie der Stadt ist dabei ganz ruhig, und der Fremde, der aus Berlin und Breslau oder vom Rhein zu uns kommt, fühlt sich hier ganz behaglich. — Unsere Minister sind ungemein thätig und genießen allgemeines Vertrauen. Eine Aufforderung des deutschen Vereins, die Regierung mit Geldspenden und freiwilliger Vorausbezahlung eines Theils der erst von den Ständen zu genehmigenden Einkommenssteuer zu unterstützen, hat den schönsten Erfolg gehabt: in vier Tagen sind hier schon über zehntausend Thaler eingezahlt worden. Möge uns Deutschen das Parlament nur recht bald eine gedeihliche Einheit verschaffen! Da werden die Besorgnisse vor Anarchie oder Reaktion bald schwinden und mit solcher Zuversicht wird auch der Verkehr wieder belebt werden, dessen Hemmung wir in unserm fabrikreichen Lande besonders schmerzlich fühlen. — Der literarische Verkehr beschränkt sich hier jezt, wie wohl überall, fast ganz auf politische Broschüren und Zeitschriften. Von lezteren haben wir jezt hier vier Blätter, von denen seither drei Organe der Radikalen waren. Darunter war auch das am meisten verbreitete Tageblatt, welches seit dem Umschlag der Dinge unter Biedermanns Firma als Dresdner Journal zumeist von den hiesigen Radikalen versorgt wurde. Die Sympathien für Polen traten hier in einer Weise hervor, die jeden deutschen Patrioten empören mußte. Seit Kurzem ist dieß anders geworden, denn Biedermann hat bei seiner kurzen Anwesenheit in Dresden vor der Rückkehr nach Frankfurt den Dr. Schletter in Leipzig interimistisch mit der Redaktion beauftragt, wodurch dieses Blatt eine etwas andere Farbe bekommen hat. — Die interessanteste literarische Erscheinung war Eduard Devrients Geschichte der deutschen Schauspielkunst, ein vortreffliches, mit Geist und Gesinnung geschriebenes Werk, das jezt freilich nicht die verdiente Beachtung finden kann, aber später, ganz abgesehen von den vielen neuen Aufschlüssen über unser Bühnenwesen, zur Verständigung über die Frage, wie wir zu einem Nationaltheater gelangen können, beitragen muß. Bis dahin mögen sich die im Stillen daran erfreuen, welche sich jezt zu einem solchen Genuß zu sammeln vermögen. — Freitag ist wieder hier; seine Valentine hat, wenn sie gleich zu spät kam, doch mehrmals das jezt immer leere Haus gefüllt. Keudell ist auch seit längerer Zeit zurück, wird aber bald in seine Heimath nach Ostpreußen zurückkehren. Noch vor unserer Revolution hat er ein Stück der englischen Revolution in einem Drama: Strafford, bearbeitet, das wir vielleicht im Laufe des Sommers auf unserer Bühne zu sehen bekommen.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

K u n s t.

Von der Literatur wenden wir uns nun für's Erste zur Kunst, und widmen der Ausstellung dieses Jahrs einige Augenblicke. Dieselbe ist nicht reich ausgefallen, was die Quantität betrifft; aber sie hat Einiges aufzuweisen, das an Werth sehr viele Nummern aufwiegt. Als die beiden besten Stücke der ganzen Sammlung muß man zwei Compositionen von Landseer aufführen, die darum besonders Aufmerksamkeit verdienen, weil neben gelungener technischer Ausführung auch eine Idee darin hervortritt, die den Beschauer anzieht und beschäftigt. Das eine dieser Bilder, das Kleinod der ganzen Sammlung, ist ein großes Stück, »a random shot« betitelt.

»Full many a shot at random sent,
Finds mark the archer little meant,
And many a word at random spoken,
May hurt or heal a heart half broken.«

Es stellt ein weites Schneegefilde des hohen Nordens vor, von kleinen Fernblicken auf das Meer unterbrochen. Ueber das Ganze wölbt sich der reine blasse Himmel der nordischen Zone, dessen durchsichtige Klarheit schon unwillkührliches Frösteln erregt. Die Färbung des Schnee's ist wunderbar schön. Das wollige Röthlichweiß desselben preist jeder Kunstkenner als unvergleichlich und unnachahmlich; denn der Schnee ist troßdem doch so weiß, daß man sich nur durch das Dagegenhalten eines weißen Blattes überzeugt, wie rosig die Färbung dieser unendlich weiten Einöde ist, auf der sich nichts Lebendes zeigt, nichts, das an das Wirken der ewig regen Kräfte der Natur mahnte, als ein kleiner Hirsch, der an seiner Mutter zu saugen bemüht ist, die todt auf der Anhöhe hingestreckt liegt, ohne daß die Hand, durch die sie gefallen, sichtbar wäre. Nur die dem Schnee eingeprägten tiefrothen Blutspuren verrathen die That, die das Junge in endloser Oede des Schutzes der Mutter beraubte, und das ängstliche Trampeln des kleinen Thiers zeigt, wie es mit ahnendem Instinkte sein Unglück erräth. Es liegt in der Verlassenheit des jungen Geschöpfs Etwas, das die Sympathie des Menschen erregt, so daß, während das Auge die herrliche Ausführung des Künstlers bewundert, das Herz sich inmitten dieser kalten Region von warmem Mitgefühl festgehalten fühlt. Man könnte lange vor diesem Bilde weilen. Man möchte es sehen, wieder sehen und sich nimmer davon trennen. — Das andere Stück von Landseer stellt die bekannte Scene zwischen Diogenes und Alexander vor, wo der Erstere spricht: „Geh mir aus der Sonne!" aber Hunde bilden diese Scene. Diogenes, ein schwarzer zottiger Pudel, sizt in seiner Tonne und schielt listig und verächtlich zu einem großen, fetten, weißen Mops empor, der mit einem glänzenden Halsbande geziert ist, und der seine Nase mit dem herrlichsten Ausdruck stolzen Eigendünkels in die Luft streckt. Hinter ihm befindet sich eine Gruppe von Hunden, seine Hofleute vorstellend, die aber zu wenig bezeichnend sind, um sie mit Kaulbachs illustrirtem Reineke vergleichen zu können. Diogenes hat seine Lampe und sonstigen Attribute neben sich. Das Bild ist vielsagend und mit Landseers gewohnter Meisterhand ausgeführt.

(Schluß folgt.)

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 10. und Monatsregister Mai.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 10. Mittwoch den 31. Mai 1848.

[61] So eben erschien in neuer Auflage bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist jetzt wieder in allen Buchhandlungen zu haben:

Briefe
von
Wilhelm von Humboldt
an eine Freundin.

Zweite unveränderte Auflage.

Zwei Theile.
Mit einem Facsimile.
Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

Die erste Auflage dieses anziehenden Werks war einige Monate nach dem Erscheinen vergriffen.

---

[117] Neue Musikalien im Verlage von Friedrich Hofmeister in Leipzig:

Croisez, Op. 42. Petite Fantaisie sur Haydée. Opéra d'Auber p. Pfte. $12\frac{1}{2}$ Ngr.
— Op. 43. Duo enfantin sur Haydée, p. Pfte. à 4 Mains. 15 Ngr.
— Op. 44. Impromptu héroique, sur la Marseillaise et le Chant du Depart p. Pfte. 10 Ngr.
Donizetti, Matiné musicale. Recueil d'Ariettes italiens av. Pfte. No. 3, Il Cavallo arabo ($12\frac{1}{2}$ Ngr.) No. 4, Il tuo Pensiero e il mio ($7\frac{1}{2}$ Ngr.) No. 5, La Negra ($7\frac{1}{2}$ Ngr.) No. 8, La Corrispondenza amorosa ($12\frac{1}{2}$ Ngr.) 1 Thlr. 10 Ngr.
Duvernoy, Op. 178. 2 Fantaisies sur Haydée, p. Pfte. No. 1, Barcarolle. No. 2, Cavatine à 15 Ngr. 1 Thlr.
— Op. 179. Petite Fantaisie sur Haydée p. Pfte. à 4 Mains. 15 Ngr.
Reichardt, Was ist des Deutschen Vaterland. Volkslied f. Pfte. arr. 5 Ngr.
Reinecke, Op. 16. Quartett f. 2 Viol., Alt u. Vclle. 1 Thlr. 20 Ngr.

---

[116] In der Löffler'schen Buchhandlung (C. Hingst) in Stralsund ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mühlbach, C. A. v., Gedichte. geh. 2 fl.

---

[118] So eben erschien:

Fährmann, hol über!
Bilder in festen Umrissen.

kl. 8. eleg. geh. Preis 24 Sgr.

Mit Eigenthümlichkeit und großer Wärme des Gefühls hat der Verfasser in diesen Bildern das Verhältniß der Reichen und Vornehmen zu den Armen geschildert und so sein Scherflein zur Annäherung der Stände an einander beizutragen sich verpflichtet gefühlt.

Berlin.

Wilhelm Hertz
(Besser'sche Buchhandlung.)

---

[62] Durch alle Buchhandlungen ist von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen:

Gulat und Dschadra.
Gemälde aus Tscherkessien in vier Gesängen von
Hugo vom Meer.
8. Geh. 1 Thlr.

Italiens Zukunft.
Beiträge zu Berechnung
der Erfolge der gegenwärtigen Bewegung
von
Fr. Kölle.

8. broch. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

Der Verfasser legt hier die Erfahrungen eines siebzehnjährigen Aufenthalts in Italien dem deutschen Publikum vor, um die Urtheile über ein vielbeschriebenes, aber in seiner Wesenheit nicht gehörig erkanntes und gewürdigtes Nachbarvolk zu begründen. Der Zeitpunkt, in welchem dieß geschieht, dürfte um so geeigneter seyn, je reicher der Inhalt dieser Schrift ist, welchen wir hiemit nach den Kapitel-Ueberschriften anführen:

Vorwort. — 1) Urbestandtheile der romanischen Völker. 2) Spuren der Alterung. 3) Zusammenhang der romanischen Völker. 4) Spuren vorrömischer Zustände. 5) Einfluß der Gestalt des Landes. 6) Vereinzelung. 7) Wie die Revolution Italien gefunden hat. 8) Die Franzosen in Italien. 9) Die Restauration. 10) Die Städte. 11) Handel und Schifffahrt. 12) Der Adel. 13) Das Landvolk. 14) Die Neuzeit. 15) Befähigung zum Kriegführen. 16) Die Kirche. 17) Mönche, Bettelorden und Regulare. 18) Die Jesuiten. 19) Möglichkeit kirchlicher Reformen. 20) Einfluß des Auslandes. 21) Geistiges Leben und wissenschaftliches Streben. 22) Interessen des Auslandes den gegenwärtigen Bewegungen gegenüber. 23) Mögliches und Wünschenswerthes. 24) Andrang und Widerstand. 25) Horoskop im Falle einer Revolution 26) Mazzini. 27) S. Marino. 28) Lega doganale.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[114] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers
Polytechnisches Journal.
Neunundzwanzigster Jahrgang.

Der aus 24 Heften bestehende Jahrgang dieses Journals kostet 9 Rthlr. 10 Ngr. oder 16 fl.

Zweites Aprilheft.

Inhalt: Ueber eine sehr einfache und zweckmäßige Konstruktion der Dampfmahlmühlen, von Dr. Ernst Alban in Plau (Mecklenburg). Mit Abbild. — Verbesserungen in der Konstruktion der Kolben, von Richards. Mit Abbild. — Verbesserungen an Wagenfedern, insbesondere für Eisenbahnen, von Woods, Ingenieur in London. Mit Abbild. — Tilke's ver-

besserter Bade-Apparat. Mit Abbild. — Blochmanns Gaslaternen. Mit Abbild. — Beschreibung eines neuen Pyrometers, von Al. Miller. Mit Abbild. — Verbesserung an elektrischen Telegraphen, von Mapple und Brown. Mit Abbild. — Ueber den Einfluß der Gewitter auf die Drähte elektromagnetischer Telegraphen, von Dr. Casselmann. — Verfahren den Gyps zu galvanoplastischen Zwecken mit Phosphor- und Silberauflösung zu metallisiren, von A. Brandely. — Ueber die Verkupferung gläserner und porzellaner Gefäße auf galvanischem Wege, von Dr. Elsner. — Verfahren Stabeisen mit Gußeisen, Stahl mit Gußeisen ꝛc. zu vereinigen, von J. Perlbach. — Verfahren wasserfreie und rauchende Schwefelsäure zu fabriciren, von G. Preller in Paris. — Ueber die Anwendung der Chromsäure als Bleichmittel für Fette und Oele, von Ch. Watt. — Ueber die Anwendungsweise der Schießbaumwolle zum Sprengen in Bergwerken, von Combes. — Die grünen Arsenikfarben und ihre Surrogate, von A. Beringer. — Miscellen. Verzeichniß der vom 30. Nov. 1847 bis 23. Febr. 1848 in England ertheilten Patente. — Ueber die Anwendung von Messingdrahtstricken zu Blitzableitern. — Verfahren die Knochenasche der Kapellen, auf welchen Silber abgetrieben wurde, wieder brauchbar zu machen, von Johnson. — Redwoods und Soubeirans Tinten zum Zeichnen der Wäsche. — Einfacher Apparat zur Bereitung des Chloroforms im Kleinen, von Godefrin. — Vergiftungen beim Vergolden auf galvanischem Wege. — Ueber den Einfluß der Temperatur und des Klima auf den flüssigen und festen Zustand der Fette und Oele. — Ceals und Beaes Verbesserung in der Cigarrenfabrikation. — Anbau der Oxalis crenata. — Ueber Düngung durch städtische Abfälle.

Bei gegenwärtiger Reise-Saison erlauben wir uns auf nachstehendes Handbuch wiederholt aufmerksam zu machen:

Der Bodensee

nebst dem Rheinthale

von St. Luziensteig bis Rheinegg.

Von

Gustav Schwab.

Zweite, verm. und verbesserte Auflage.

Mit 2 Stahlstichen und 2 Charten.

8. Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 7½ Ngr.

Die Brauchbarkeit dieses Handbuchs ist durch den vollständigen Verschluß der ersten Auflage bewährt worden. Der Verfasser hat es nun durch sorgfältige Durchsicht, Umarbeitung ganzer Artikel, wie z. B. des Abschnittes über die Dampfschifffahrt, über die Flora des Bodensee's, über die denselben betreffenden Kunstwerke, und durch sehr bedeutende Zusätze in topographischer Beziehung noch praktischer, so wie durch die Trennung in zwei Abtheilungen für den Bedarf des Reisenden, namentlich des Fußwanderers, zweckmäßiger einzurichten unternommen und die unterzeichnete Verlagshandlung hat das Aeußere des Werkes durch Druck und Papier und zwei von Meisterhand gezeichnete und in Stahl gestochene Ansichten, so wie durch zwei vortreffliche Karten vom Bodensee und vom Rheinthale aufs Einladendste ausgestattet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

J. Ch. Freiherrn von Zedlitz.

Vierte vermehrte Auflage.

Elegante Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt und zwei Stahlstichen.

Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

Wenn sich die deutsche Lyrik namentlich seit Rückert in so manchen neuen Formen versuchte, um die Heroen einer früheren Glanzperiode in Betreff der Technik noch zu überflügeln, so kehrt man doch immer gern zu den Quellen der Poesie zurück, die jenes von Goethe gemeinte „urkräftige Behagen“ erzeugen, welches der ganze moderne künstlichere Typus weniger emporkommen läßt. Unter den Dichtern, die uns ächten castalischen Trank kredenzen, nimmt Zedlitz eine der ersten Stellen ein. Wer kennt nicht Zedlitz' „Todtenkränze,“ seine „nächtliche Heerschau,“ seine Elegie auf „Goethe's Tod,“ seine wundervollen Zeilen über Beethoven und so manches Andere, was ihm in den Annalen der deutschen Lyrik einen dauernden Namen sichert? Wir übergeben hier dem Publikum eine neue vermehrte Ausgabe dieses südliche Weichheit mit nordischer Kraft vereinenden, Lord Byron geistverwandten Dichters, in der Hoffnung, daß dieselbe bei elegantester äußerer Ausstattung abermals eine recht weite Verbreitung finden werde.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Shakspere

als

Vermittler zweier Nationen.

Von

Karl Simrock.

Probeband:

Macbeth.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 24 kr. oder 26 Ngr.

Von dieser neuen Uebersetzung des Macbeth urtheilt Hinke (Shakspeare's Macbeth erläutert und gewürdigt von Robert Heinrich Hinke, Merseburg 1846. S. 147.)

„Einen großen Vorzug hat sie gewiß: sie ist sprachbar, sie ist eine Bühnenmöglichkeit, was ich von Tiecks Uebersetzung bezweifeln muß; namentlich ist die Beachtung der Forderung eines dramatischen Verses, worüber man die sehr gegründeten Bemerkungen in der Vorrede bei Simrock nachsehe, der Deutlichkeit und Wohlbewegung sehr förderlich gewesen. Ich glaube also, daß sich für die Bühne mehr als Schiller und mehr als Tieck Simrock empfehlen würde.“ Und S. XVI: „In der Schlußscene des dritten Akts hat meiner Ansicht nach Simrock durch seine Erklärung die Schwierigkeit, welche Tieck zu seinen gewaltsamen Aenderungen veranlaßte, gelöst, und ich bin deßhalb dort jenen gefolgt“ u. s. w.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Reiseleben

in Südfrankreich und Spanien

von

Aug. Ludw. von Rochau.

2 Thle. gr. 8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr.

Touristen von Profession und Militärs von der karlistischen Partei oder von der Fremdenlegion haben sich in der letzten Zeit in die Schilderung Spaniens getheilt, wobei häufig entweder der Enthusiasmus oder die Geringschätzung übertrieben wurden und zuweilen die interessante Persönlichkeit des Verfassers im Vordergrunde die Beschreibung des fremden Landes ganz in den Hintergrund drängte. Von allen diesen Mängeln ist das vorliegende Buch freizusprechen, der Verfasser sieht mit gesundem unbestochenem Auge tief und fein in die fremde Welt hinein: er bringt noch jenes ehrliche Wahrheitsgefühl mit, was uns Deutsche so lange ausgezeichnete, und er vergißt im fremden Lande nie die eigene Nationalität und Pietät, die er ihr schuldet. Diese Eigenschaften, gepaart mit der feinsten Bildung und edelsten Anspruchslosigkeit, machen uns mit dem liebenswürdigsten Charakter bekannt, der nur immer berufen seyn kann, uns fremde Länder und Sitten zu schildern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vierteljahrs-Schrift 1848.

Drittes Heft erste Abtheilung.

[115] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die erste Abtheilung des dritten Hefts der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1848.

Juli — September.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 15 Ngr.

Inhalt:

Sechs theologisch-politische Volksreden von David Friedrich Strauß. — Die Anfänge der Prager Universität mit Bezug auf den Entwicklungsgang der deutschen Universitäten. — Die italienische Bewegung und ihr wahrscheinlicher Einfluß auf Deutschland. — Nationalökonomische Ansichten über deutsche Auswanderung. — Die Gegenwart der Astronomie und die Nebelfrage. — Die württembergische Eisenbahn und das Postregal.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Mozin

vollständiges Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften.

Dritte Auflage aufs Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

ordentl. Professor an der Universität Tübingen.

Vier Bände. Lexikon-Oktav. Subscriptionspreis 14 fl. oder 8 Rthlr. 10 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Mittelitalien

von den Zeiten römischer Herrschaft,

nach seinen Denkmalen

dargestellt von

Dr. Wilhelm Abeken,

Sekretär des archäologischen Instituts zu Rom 2c.

Mit eilf Tafeln.

gr. 8. Velinpapier. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 7½ Ngr.

Inhalt: Einleitung. Das älteste mittlere Italien chorographisch und historisch. 1) Etrusker und Umbrer. 2) Latiner. 3) Die Sabiner und die Sabellinischen Stämme. Die Denkmale des ältesten Italien. — Die ältesten Städtebauer und die ältesten Burgen. — Anlage und Bildung der Städte. — Mauerbau. — Die Bogen- und Gewölbekonstruktion. — Die Befestigungen alter Städte. — Hydraulische Anlagen. — Straßen und Brücken. — Privaten und öffentliche Bauten des Gerichts und des Verkehrs. Nachträgliches über Brunnenhäuser und Cisternen. — Anlagen der Volkslustbarkeit. — Die Tempel. — Die Gräber. — Plastik und Malerei. — Etrurien und Umbrien. — Latium und die Sabina. — Campanien, mit Anschluß von Samnium und dem nördlichen Lucanien; die Länder des adiatischen Meeres. — Uebersicht der in Italien geübten Künste in ihrer Technik und ihren Leistungen. 1) Thonarbeit. 2) Metallarbeit. — Die Glas- und Schmelzarbeit. — Die Steinarbeit. — Die Arbeit in Holz, Elfenbein, Bernstein. — Die Malerei.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Hebel's Schatzkästlein mit Holzschnitten.

Im Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schatzkästlein

des rheinischen Hausfreundes

von

J. P. Hebel.

Mit 60 Holzschnitten.



8. broch. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Der Name des unübertroffenen Volksdichters und einfachen zum Herzen redenden Erzählers überhebt uns jeden Lobes dieses ebenso zweckmäßig bearbeiteten, als körnigen-inhaltreichen Lesebuches, das durch seine schöne Ausstattung zu Geschenken sich ganz besonders eignen dürfte.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das Nibelungenlied.

Uebersetzt

von

Dr. Karl Simrock.

Sechste Auflage.

8. brochirt. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Das Nibelungenlied hat sich, seit seiner Wiedererweckung, welche mit der Wiedererweckung unserer Nationalität zusammenfällt, immer mehr als unser Nationalepos, der größte Hort unseres Volkes geltend gemacht, und den frühen, gleichsam prophetischen Ausspruch Johannes von Müllers, daß es die deutsche Ilias sey, bewährt.

Die Uebersetzung folgt dem Originale Zeile für Zeile und gibt es in einer Sprache wieder, die vollkommen neuhochdeutsch, doch allen modernen Anklang vermeidet, wodurch die Täuschung entsteht, als läsen wir, der sprachlichen Hindernisse, die uns dieß bisheran verwehrten, überhoben, das Original selbst; diese Eigenthümlichkeit aller Uebersetzungen K. Simrocks aus dem Mittelhochdeutschen hat Goethe treffend bezeichnet. Er sagt (Nachgelassene Werke V. S. 209), indem er dessen Uebersetzung der Nibelungen in der ersten Ausgabe als eine höchst willkommene begrüßt: „Es sind die alten Bilder, aber nur erhellt. Eben als wenn man einen verdunkelten Firniß von einem Gemälde weggenommen hätte und die Farben in ihrer Frische uns wieder ansprächen."

Gedichte

von

August von Platen.

Neue elegante Octav-Ausgabe mit dem Bildniß des Verfassers.

Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 24 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, durch welche Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Ueberſichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Zweiundvierzigster Jahrgang.

1848.

Juni.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensfarmen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Farmen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der varherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der sazialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, sa daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 131. Donnerstag den 1. Juni 1848.

Gerücht ist eine Pfeife,
Die Argwohn, Eifersucht, Vermuthung bläst,
Und von so leichtem Griffe, daß sogar
Das Ungeheuer mit zahllosen Köpfen,
Die immer streit'ge wandelbare Menge,
Drauf spielen kann.

Shakespeare.

Federzeichnungen aus Frankfurt. *

Es war ein lebhafter, heller, freundlicher Montag in der dritten Meßwoche, der 8. Mai, der sogenannte Nickelchestag, der Tag, an dem schon seit langen Jahren das Landvolk der Umgegend, Männer, Weiber, Kind und Kegel, herkömmlich in die Stadt pilgert, um die Einkäufe für das kommende halbe Jahr zu machen. Er ist die Freude der benachbarten Ortschaften, die Ernte der Kleinhändler, der Segen der Neunkreuzerbuden. Es war mir immer ein Fest, mich an diesem Tage unter die hellen Haufen zu mischen, zu hören, zu sehen, zu erlauschen, zu beobachten. Wie viele bunte, wechselnde Seiten bietet das Volksleben! Je seltener ein solches Schauspiel jezt ist, desto eifriger sollte man jede Gelegenheit ergreifen, wo es sich der Beobachtung bietet. Wahrlich, es belehrt mehr als alle jene wissenschaftlichen Deduktionen, die in der Studirstube über das Volk, seine Bildung, seine Erziehung, sein Fortschreiten, seine Würde, seine Stufe, seine Basis, und wie alle Modewörter der Jeztzeit heißen mögen, ausgeheckt und durch Schriften, Journale und Volksblätter in alle Theile der Welt verbreitet werden.

Das Volksleben! — aber wo ist es jezt? Wo ist es hingeschwunden mit seiner Herzlichkeit, seiner Traulichkeit, seiner Kindlichkeit, seinem Lachen, seinem Witz, seinem Humor, seiner Ironie? Wo sind seine Nüancen, seine Schattirungen? Wo ist sein Licht, wo seine Schatten? Wo sind die Abstufungen der Nationalitäten, das bunte Gemisch ihrer Farben? Wo sind die Contraste, die das Auge erfreuten und die Phantasie belebten? Ein trauriges Einerlei, eine lähmende Monotonie hat sich wie ein grauer Schleier über Alles und Alle gelegt. Die Kultur macht alles äußerlich gleich und verwischt alle Eigenthümlichkeiten, alle Verschiedenheiten, die der Phantasie den Stoff zu ihren Geweben liefern. Der Ernst des Lebens hat seine Furchen in jede Stirn gegraben; die Jugend scherzt und schwärmt nicht mehr; sie ist vor der Zeit alt geworden. Die frohe Zeit der Kindheit ist längst vorüber; die Reife des Mannes ist gekommen mit ihren Sorgen, ihren Leiden, mit ihrem Ringen und ihrem Streben, mit ihren Interessen und ihren Spaltungen, und ach! mit jener Selbstsucht, die sich allein auf den Thron sezt, die alle Anmuth und Grazie verscheucht und sich heuchlerisch mit dem Namen der Humanität, des Gemeinwohls brüstet.

Ich mischte mich unter das zur Stadt gekommene Volk. Was hörte ich in allen Gruppen? Die allgemein ausgesprochene Verwunderung, daß es in unserem Frankfurt so ruhig, so friedlich aussehe. Wo sind denn die Runden, welche die Stadt durchziehen? die Wachen, die doppelt, ja dreifach besezt sind? die Kanonen, die an allen Straßenecken aufgepflanzt

* Gestern wurde ein Artikel aus Frankfurt geschlossen, heute reiht sich ein zweiter von einem andern Mitarbeiter an. Dieß widerspricht dem Grundsaz der Abwechslung, an dem die Redaktion sonst festhält; es erklärt und entschuldigt sich aber wohl von selbst. Wir gehorchen, wie Jedermann gegenwärtig, der geschichtlichen Nothwendigkeit. Es versteht sich von selbst, daß wir einen gewissen Theil des Raumes Stoffen aus der Zeitgeschichte widmen; es ist aber unmöglich, dieselben im Wirbel der Begebenheiten planmäßig zu gruppiren.

Anm. d. Red.

seyn sollen? die Bewaffneten, Bürger und Soldaten, bestimmt das Parlament zu schützen? — Nichts von alle dem, was man dem guten Volk weiß gemacht oder was es sich selbst aus den Zeitungen herausgelesen und mit dem Vergrößerungsglase seiner eigenen Einbildungskraft betrachtet hatte. Jeder ging ruhig seinen Geschäften nach; sogar die Republikaner hatten sich versteckt, keiner wollte sich auf der Straße zeigen, und die Haufen Volks standen nur vor den Meßbuden auf dem Roßmarkte und vor dem mächtigen Circus der Kunstreiter. Nichts von der geringsten Unordnung, von der kleinsten Emeute, nichts von Allem, das tagtäglich in allen Blättern steht, zu Hause etwas erzählen zu können — es war zum verzweifeln!

Und hat denn das Landvolk so unrecht, wenn ich meine lieben Mitbürger selbst betrachte? — Heute Abend soll es losgehen; morgen gibt es einen fürchterlichen Tumult, oder wie das Modewort jezt heißt, Krawall; auf Sonntag ist eine Arbeiterversammlung in der Reitbahn angesagt; wenn das ruhig abgeht, will ich's loben! Montag versammeln sich alle Turner in der Turnanstalt; hört ihr das Jauchzen? sie proklamiren schon die Republik. Zu Bornheim erzählt man sich, die reichen Frankfurter vergraben ihr Geld, ihre Kleinodien. In Frankfurt flüstert man ängstlich, heute Nacht sey es sehr unruhig in Bornheim gewesen; in Hanau sollen wieder Barrikaden errichtet seyn; dort will man den nach Baden marschirenden Truppen den Durchzug nicht gestatten. Von Seckbach her hat man heute Nacht starkes Schießen gehört. — Einer steckt mit seiner Furcht den Andern an; die einmal entfesselte Phantasie ist mit dem Erlebten nicht zufrieden; sie will tagtäglich neue, stärkere Nahrung. Der Morgen vergeht, der Abend kommt; ein paar Scheiben werden eingeschlagen, ein paar Katzenmusiken gebracht; ein Schwarm Gassenbuben durchzieht jauchzend und lärmend die Straßen. Unsere Sicherheitswachen suchen nach Mitternacht den heimischen Herd und die willkommene Ruhe wieder. Alles zerstiebt in Nichts; die Republik ist noch nicht proklamirt, die Paulskirche noch nicht erstürmt; selbst die Deputirten kommen allmählig an und fragen auf den Straßen ganz ruhig und gemüthlich nach dem Einweisungsbureau.

Und soll ich meinen lieben Mitbürgern Unrecht geben, wenn ich die fieberhafte Aufregung des geliebten Vaterlands, ja beinahe des ganzen civilisirten Europas betrachte? Kann ich die aufgeregte Phantasie ruhiger, für ihr Haus, für die Ihren besorgten Väter anklagen, wenn ich die Rede eines nordischen Ministers in der zweiten Kammer über Frankfurt, über den Fünfzigerausschuß und über die Nationalversammlung lese, die Erklärung eines Mannes, den das Volk früher als eine seiner festesten Stützen zu betrachten gewohnt war? Wann hat je der Senat unserer Stadt dem Bunde erklärt, daß er für die Ruhe der Stadt nicht mehr einstehen könne? hätte er das je gethan, es wären längst schon ganz andere Maßregeln ergriffen worden. Der Bund ist nie bedroht worden. Daß er mit Mißtrauen betrachtet wird, wer möchte das dem so oft getäuschten Volke verargen! Daß die constituirende Versammlung einzig und allein aus dem Willen des Volks hervorgegangen sey und die Fürsten darin eingewilligt haben, geht doch wahrhaftig aus dem Gang der Begebenheiten, aus den Verhandlungen des Vorparlaments zu deutlich hervor, als daß jezt noch ein Mensch, oder gar ein Minister darüber erstaunen sollte. Nein, der erst kürzlich zu seiner Würde erhobene Staatsmann möge sich nur immer beruhigen. Die Dinge in Frankfurt sind bis jezt noch nicht auf eine solche Spitze getrieben, daß der Fünfzigerausschuß sich zur provisorischen Regierung Deutschlands erklärt hätte. Weder die Turnergesellschaft noch eine andere beherrschte diese Versammlung. Ich habe ihren Sitzungen mit Liebe und Theilnahme beigewohnt und kann jenem Staatsminister die tröstliche Versicherung geben, daß der Weg des Rechts und des Gesetzes, den er für sich und seine Kammer ausschließlich in Anspruch nimmt, auch der Pfad des Fünfzigerausschusses gewesen ist, der gerade an dem Tage, an welchem der Minister ihn beschuldigte sich zur provisorischen Regierung constituirt zu haben, seine lezte Sitzung hielt. Die erste Periode der neuen Gestaltung unseres großen Vaterlandes ist geschlossen; es hieße die Wichtigkeit des Vorparlaments, die angestrengte Thätigkeit und die Ausdauer der Fünfziger verkennen, wollte man den deutschen Männern, die unter so schwierigen Verhältnissen zu diesem Ausschusse aus dem Schooße des Vorparlaments zusammen traten, nicht die vollste Anerkennung, nicht die gerechteste Würdigung ihres eifrigen Strebens zollen.

(Fortsetzung folgt.)

Die republikanische Bewegung im badischen Oberrheinkreis.

(Fortsetzung.)

Der Bürgermeister fährt in seiner Rechtfertigung fort: „Als Hecker und Struve troz der geringen Theilnahme, welche ihr Aufruf gefunden, ihr Vorhaben dennoch in Vollzug sezten und es plötzlich hieß, daß Hecker mit einer Schaar sich der Stadt nähere, da war ich der erste, der zum entschiedensten Widerstand aufforderte." Diese Behauptung ist richtig.

Die Bürgerwehr wurde berufen, doch kam es nicht zum Ausrücken, weil sofort die Nachricht eintraf, daß Hecker durch die Württemberger vom Höllenthal abgeschnitten worden. Freiwillige, meistentheils Studenten, erboten sich, zur Unterstützung der Soldaten auszuziehen; zum Dank für diese Bereitwilligkeit wurden sie von Mitgliedern des Stabs Rückschrittsmänner geheißen. So hoch war schon die Frechheit dieser Republikaner gestiegen, daß sie laut und ohne Scheu jeden anklagten, der nicht ihrem Machtspruch gehorchen wollte. Männer des Rückschrittes oder nur des Stillstandes gibt es ja gar nicht mehr (?), wenn nicht etwa noch hinter dem Ofen ihrer etliche stecken; das Vaterland ist in zwei Lager getheilt, über deren jeglichem das gleiche Banner weht, roth-gold-schwarz mit dem Doppeladler, hier mit der Krone, dort ohne sie. Beide Lager begehren nichts anderes, als mit den Waffen der Ueberzeugung zu kämpfen; in beiden leben und wirken aufrichtige Vaterlandsfreunde, bereit, für die Einheit des Vaterlandes auch ihre liebsten Ueberzeugungen zum Opfer zu bringen; und beide Lager stehen wie Ein Mann gegen die Verblendeten, welche sich der Sache des Vaterlandes entziehen. Heißt das dem Rückschritt huldigen? Oder ist es ein Fortschritt, wenn Badener sich bestreben, ihre Heimath der französischen Republik in die Arme zu werfen, Badener, die täglich des Wasgaus blaue Berge vor Augen haben? Der deutsche Bruder im Elsaß drüben muß in wälscher Sprache Recht nehmen, sich auf Französisch taufen, verheirathen und begraben lassen; versteht ihr nun die unverjährbare Pflicht der Wiedervereinigung so, daß auch ihr der fremden Rede gehorchen möchtet?

Zu den Gegenständen, welche vorzugsweise die Thätigkeit des Klubs in Anspruch nahmen, gehörte auch die Vorbereitungswahl zum Reichstag. Der Umtriebe kamen mancherlei zum Vorschein dabei, die vor allem dahin zielten, das Stimmrecht selbst bis auf wandernde Handwerksburschen auszudehnen. Der Klub stellte auch eine Liste von solchen auf, die er zu Wahlmännern vorschlug. Die Deutschgesinnten beriefen eine Versammlung zur Berathung der Gegenliste, und hier sahen wir wieder einmal recht deutlich, wie unsere Republikaner die Freiheit verstehen. Sie versuchten geradezu die Versammlung zu sprengen. Zuerst brachten sie vor: es hieße Uneinigkeit säen, wenn man eine andere Liste der schon berathenen entgegensetze, besonders da von der Berathung in der Lesegesellschaft Niemand ausgeschlossen gewesen. Dem Wortlaut nach war das allerdings wahr, jeder hatte erscheinen dürfen, doch wehe dem, welcher anders gesprochen hätte, als die Anführer es begehrten. Der Einwurf wurde zunächst dahin beantwortet, daß, wenn man unbedingt die vorgeschlagenen Wahlmänner erkiesen müßte, jede fernere Wahl nur ein eitles Possenspiel wäre. Weißegger von Weißenegg führte das lauteste Wort, und ermahnte vorzüglich das Auge auf gesinnungstüchtige Männer zu richten, die nicht mit ihren Ueberzeugungen zu wechseln pflegten. Nun weiß zu Freiburg Jedermann, daß dieser Weißegger schon häufiger die Farbe gewechselt, als ein Wiesel, und seine Rede richtete sich hauptsächlich gegen einen Mann, der zu den Freisinnigen zählte, als es noch gefährlich schien dafür zu gelten; die Ansprache erregte deßhalb Hohngelächter. Der lezte Versuch der Republikaner, durch Lärm die Versammlung auseinander zu bringen, scheiterte ebenfalls, und die Störenfriede zogen ab, worauf die Berathung ihren ruhigen Fortgang nahm.

Die Republikaner schrieben auf den 22. April (Ostersamstag) eine Volksversammlung aus, angeblich um die Beschränkung des Wahlrechts zu bekämpfen. Es sey die schreiendste Ungerechtigkeit, sagten sie, daß so viele Deutsche über ein-und-zwanzig Jahre alt in der Welt umherführen und nicht wählen dürften. Daß diese Redensarten gerade nur einen Vorwand gaben, hat die Folge bewiesen. Freiburg war schon längst zum Hauptlager der Empörung ausersehen, und offenbar bestand zwischen den Verschworenen die Abrede, zu Ostern in Freiburg zusammenzutreffen, Hecker mit den Seinen vom Wald,* Herwegh mit der Schaar aus Frankreich. Ob sich das Bestehen einer solchen Verabredung und die Mitwissenschaft der Freiburger Häupter gerichtlich nachweisen lassen oder nicht, das wird die Zukunft lehren; Geschworene von hier würden schwerlich eine andere Wahl haben, als die Frage zu bejahen oder der Wahrheit Zwang anzuthun. — Die Partei sorgte nach Kräften dafür, die Einwohner durch Einschüchterungen aller Art theils auf ihre Seite zu bringen, theils zur Unthätigkeit zu zwingen. Ihren Aussagen zufolge standen der Seekreis und der Wald in Waffen; wer es besser wissen wollte, hieß ein „Volksrebell." Das bewaffnete Geleit der Empörer war in der That nicht gering an Zahl, schwach jedoch an aufrichtiger Theilnahme.

(Schluß folgt.)

* Der Schwarzwald heißt hierlands kurzweg: Wald.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Schluß.)

K u n s t.

Außer diesen beiden ausgezeichneten Bildern hat der Künstler mehrere weniger bedeutende Leistungen eingesandt, von denen wir nur ein Porträt seines Vaters erwähnen, das den alten Mann so lebensgetreu als vortrefflich darstellt. — Sein jüngerer Bruder, C. Landseer, hat auch mehrere recht hübsche Sachen eingesandt, ein zweiter Landseer hat aber einen schlimmen Stand, und man möchte ihm einen andern Namen wünschen, um dem Verdienste, auf das er Anspruch machen kann, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. — Turner ist ganz abgetreten. »The hero of a hundred fights« ist wirklich sein Schwanenlied gewesen, mit dem er seine Künstlerlaufbahn beschlossen. Einer seiner Nachahmer, Etty, vertritt jezt seine Stelle, aber ohne Turners Talent mitgebracht zu haben. Etty fleckst die Farben so dick auf, daß seine Bilder schon durch die Verschwendung dieses Materials theuer werden müssen. Seine Figuren sind große vierschrötige Massen, mit derben stierenden Gesichtern, in buntfarbige Gewänder gekleidet, an die sich ein tiefblauer oder grellrother Hintergrund in seltsamem Contraste anschließt. Es ist erheiternd, diese Bilder zu sehen. Sie treffen das Auge in weitester Ferne und halten es fest, während der Sinn den seltsamen Eindruck belächelt. Die Engländer aber lieben das Seltsame, Barocke, Excentrische, eben weil es ihnen an ächtem Kunstgeschmack fehlt, und deßhalb verkaufen sich Etty's Bilder. Ein niedliches kleines Stück von P. Williams ist bemerkenswerth. Es heißt »the artist's portfolio« und stellt eine Landschaft bei Olevano in der Nachbarschaft Roms vor. Der Künstler sizt auf einer Anhöhe und zeichnet; während dessen haben sich einige Frauen und ein Kind seiner Mappe bemächtigt, die er am Fuße des Hügels liegen lassen, und mustern den Inhalt nun mit gespannter Neugierde. Der Effekt dieses kleinen Bildes ist sehr gut. — Stanfield hat einige treffliche Landschaften geliefert; unter anderm eine sehr hübsche Ansicht von Amalfi, der er aber sonderbarerweise, wahrscheinlich zur Erbauung des Publikums, die Bemerkung beigefügt, daß an diesem Orte der Seecompaß erfunden worden sey. — Danby gibt Cajus Marius auf den Trümmern von Carthago; ein hübsches Bild mit schöner Beleuchtung, nur daß man vor dem Feuerschein den Helden des Stücks kaum entdecken kann und ihn endlich mit vieler Mühe in einer Ecke in der Tiefe sitzen sieht, wo die kleine gekrümmte Figur gerade wie ein Grashüpfer aussieht. — An Porträts fehlt es, wie gewöhnlich, nicht; nur fällt es auf, daß sich unter diesen so wenig königliche Häupter befinden, und daß sogar nur Eine Victoria in griechischem Kostüm, und nur schuhhoch, in der Sammlung vorhanden ist. Von den vornehmen Flüchtlingen ist nur Guizot da. Von sonstigen Notabilitäten kann man Sir Moses Montefiore von Hertz anführen, ein lebensgroßes Bild und so vortrefflich gekleidet, daß kein Schneider es ohne Neid sehen kann, indem die rothe Uniform auch nicht Eine Falte, viel weniger das kleinste Fältchen wirft; ferner Monckton Milnes, den Dichter, an dem der Maler Crabb sich versucht hat. — Chalons macht sich immer um die ländliche Scenerie Englands verdient und hat auch dießmal diverse Bäume, Kornfelder und Wiesen mit lustig fressenden Schäfchen dargestellt; aber woran es fehlt, wie immer, das ist schöpferische Kraft. Das Nachahmende, der Natur Nachspürende besitzen die englischen Künstler in hohem Grade, wo es aber gilt eine Idee auszuführen, da sind sie schwach und man sieht kaum den guten Willen. Es finden sich daher nur sehr wenige Bilder in der Sammlung, die eine Idee zum Gegenstand haben, und vor diesen weilt man daher der Seltenheit halber doppelt gerne. Unter denselben muß man als besonders gut „den Robber" anführen, ein kleines Bild, auf dem vier Männer Karten spielend vor dem Fenster sitzen, durch welches das Licht auf sie in die Stube fällt und den verschiedenen Ausdruck ihrer Gesichter, je nachdem Furcht oder Hoffnung des Verlusts oder Gewinns sie bewegt, schlagend hervortreten läßt. Die Beleuchtung ist vortrefflich und das Ganze wie das Einzelne kunstvoll durchgeführt. Webster sollte sich öfter an solchen Gegenständen versuchen. Ein Bild von Redgrave, »the country cousins« betitelt, ist auch nicht übel, obgleich der Stoff wenig ansprechend, da man schon lange weiß, welche Airs die reichen Stadtbewohner sich gegen ihre armen Vettern vom Lande geben. Ganz mißlungen ist „Johannes der Täufer vor Herodes" von Herbert. Der Künstler hat toller Weise die böse Herodias unendlich viel größer als die Männer gemacht, um ihren Charakter zu bezeichnen. Die erste Bedingung in der Kunst bleibt die Form, zu der sich nachher die Idee gesellen mag, wenn sie kann, denn glückliche Ehen sind selten, so auch diese. — Auf den Bildern, die Scenen aus Italien darstellen, bemerkt man immer eine gewisse Familienähnlichkeit, die ihren Grund darin hat, daß die fremden Künstler, die in Rom studiren, größtentheils dieselben Modelle benützen, und daher ein und derselbe Kopf auf Dutzenden von Scenerien wiederzufinden ist. Die Religion hat in diesem Jahr wunderbar wenig Stoff abgegeben. Wenn ich nicht irre, so ist nicht ein einziger Christus in der Sammlung. Saul und die Hexe von Endor kommen freilich vor, und die vielbeliebte Königin Esther; aber viel weiter versteigt sich der biblische Sinn dießmal nicht. — Das kleine dreieckige Zimmerchen, in dem die Bildhauer Englands ihre Produkte aufstapeln dürfen, ist auch in diesem Jahr, wie immer, ganz gefüllt; es wird aber den Leuten bei dem jetzigen heißen Wetter so unwohl darin, daß sie nur sagen können, sie haben es besucht, aber den Inhalt weiter nicht zu prüfen vermögen. Eine Neuigkeit in der Skulptur ist die Anwendung leichter Färbung auf den Figuren, was einen sehr seltsamen Effekt macht. Vielleicht führt dieß dahin, daß wir mit der Zeit ganz bemalte Statuen bekommen, eine Neuerung, gegen die sich jezt noch der Sinn sträubt, der gewohnt ist, die Natur in schlichtem weißem Marmor nachgeahmt zu sehen, während ihn die getreue Darstellung des wirklichen Lebens auf Skulpturen entschieden abstößt. — Im Allgemeinen hat die Kunst ein sehr schlechtes Jahr, nicht sowohl in Bezug auf die Qualität der Produktionen, als weil das Heer von Künstlern, die alle beschäftigt seyn wollen, das Publikum gänzlich in Politik vergraben findet. Niemand hat für den Augenblick Zeit und Muße, sich dem Schönen zuzuwenden, und die Künste, wie gerne sie auch möchten, können sich doch nicht in die Politik mengen. Sie stehen daher trauernd und verlassen da und sehnen sich nach Zeiten, wo keine Guizots und Metterniche die Welt regieren wollen, und wo Friede und Ruhe auf der Erde herrschen, Arbeit und Genuß wechseln, und der Mensch sich gerne an dem freut, was der Mensch hervorbringen kann. Aber wann wird dieser Tag anbrechen? Geduld, Geduld!

Beilage: Kunstblatt Nr. 27.

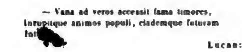
Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 132. Freitag den 2. Juni 1848.



— Vana ad veros accessit fama timores,
Inrupitque animos populi, clademque futuram
Int

Lucan:

Die republikanische Bewegung im badischen Oberrheinkreis.

(Schluß.)

Die größere Hälfte der Zuzüger hatte das Handgeld von der Furcht genommen, um nicht ihre Dörfer in Flammen aufgehen zu sehen und um nicht das eigene Leben dem Mordstahl auszusetzen. Wieder andere, die freiwillig mitgezogen, glaubten nichts dabei zu wagen; wo sie hinkämen, hieß es, würde der Soldat ihnen brüderlich die Hand reichen. Auch Hecker scheint dieses Vorurtheil gehegt zu haben. Doch um von den Freischärlern zu reden, so waren dieser Wahn und jene Furcht leicht erklärlich. Seit längerer Zeit gewohnt, den Weltlauf durch die Brille der Abendzeitung und der Seeblätter zu betrachten, wußten die guten einfältigen Leute von den Begebenheiten nichts, als was die Lügenblätter ihnen mittheilten, und um zu begreifen, wie großartig in diesen ehrlosen Zeitungen gelogen wurde, muß einer sie selber gelesen haben. Die einzelnen Gemeinden bildeten sich ein, alle andern seyen aufgestanden, und wenn sie sich weigerten, ein Gleiches zu thun, so würden sie das ganze Land gegen sich haben. Diese vorgefaßte Meinung gab den Drohungen mit Feuer und Schwert gegen die Ungehorsamen einen grausenvollen Nachdruck. Natürlich fehlte es auch nicht an den wunderlichsten Vorstellungen in den Köpfen. Ein Bauer, den sein Weib nicht wollte ziehen lassen, sagte: „Du wirst froh seyn, wenn wir ein Haus in Freiburg haben." — „Ja," sagte sie darauf, „fang' uns aber eins ohne Garten heraus; ich hab' jezt g'nug gegärtelt." — Eine andere befahl dem Mann, ihr ein Kanape mitzubringen; sie wolle jezt auch einmal wissen, wie sich's auf einem solchen Ding sitze.

Heckers Niederlage bei Kandern war für die Republikaner ein harter Schlag, vorzüglich weil sie daraus lernten, wie thöricht sie sich in den Soldaten verrechnet hatten. Das Kriegsvolk that seine Pflicht, und wo vielleicht noch ein Herz unter dem blauen Rock insgeheim Mitgefühl für die Empörung gehegt, war dasselbe durch Gagerns Fall in sein Gegentheil verkehrt worden. Der Soldat sah vom ersten Augenblick an in des Feldherrn Tod einen Meuchelmord; wir haben erst seit Kurzem durch unverwerfliche Zeugnisse die Ueberzeugung gewonnen, daß der Soldat gleich von Anbeginn vollkommen richtig über die Thatsache dachte. Der edle Gagern ist auf verrätherische Weise um's Leben gekommen.

Die erste einigermaßen zuverlässige Nachricht vom Gefecht bei Kandern und Steinen kam am 20. April Abends mit dem lezten Bahnzug; das Gerücht davon war schon im Laufe des Tages verbreitet gewesen. Ein Mann, der mit angehört, wie der Zugführer dem Postmeister Bericht erstattet, eilte zur Stadt, um seinen Freunden die Kunde mitzutheilen. Unterwegs hatte er Gelegenheit, verschiedene Parteigänger zu bemerken, wie sie den Gruppen begegnender Leute verkündeten: Hecker habe gesiegt, die Soldaten seyen zu ihm übergegangen und hätten ihre eigenen Führer erschossen. — In die Kaiserstraße gelangt, nahm der Mann einen Zusammenlauf des Volkes vor dem Wirthshaus zum römischen Kaiser wahr, und überzeugte sich nähertretend, daß die Zusammengerotteten größtentheils aus Handwerksgesellen und Taglöhnern

bestanden, mit Turnern untermischt. Sie sprachen von Heckers Sieg und wiesen den wiederholten Versuch einer Belehrung mit rohen Worten zurück. „Wir holen unsere Sensen," hieß es, „und ziehen dem Hecker entgegen." Der Hörer hielt es als Wehrmann für seine Pflicht, in die Lesegesellschaft zu gehen, um den Stab von diesen Vorgängen zu unterrichten und um zugleich die wahren Nachrichten über das Gefecht den verfälschten entgegenzustellen. In der Lesegesellschaft hatte nämlich der Stab sein Standlager, vermuthlich um unter den Augen der Klubs zu bleiben. Die Grünwäldergasse, worin das Haus der Lesegesellschaft steht, war ziemlich belebt, und vor der Einfahrt des genannten Gebäudes fanden sich Angehörige der Freiburger Freischaar aufgestellt, die ihre Sensenspieße heraus verlangten. Der Ankömmling theilte draußen den Freischärlern, drinnen den eben anwesenden Wehrmännern die eingelaufenen Neuigkeiten mit. Draußen wurde ihm widersprochen, drinnen fand er wenig Theilnahme, da die Mehrzahl der Hörer aus Turnern bestand. Er wollte in das Befehlshaberzimmer treten, nachdem er sich laut genug geäußert, der angedrohten Gewalt von außen müsse Gewalt entgegen gestellt werden, was um so thunlicher sey, da die zum Nachtdienst befehligten Rotten gleich eintreffen müßten; es war ihm nicht möglich bis zum Befehlshaber durchzudringen, nicht etwa weil ihm der Eintritt verboten worden, sondern weil ein Haufe jüngerer Leute sich an die Thüre und auf die Staffeln stellte, welche zu dieser emporführen; die lebendige Verrammelung ließ sich nicht durchbrechen und hörte auf keine Vorstellung. Der Auftritt beweist, wie der angebliche Führer der Bürgerwache unter Vormundschaft gehalten ward. Darum wurde auch die Wehrmannschaft nicht berufen, um das Haus gegen die Freischaar zu vertheidigen, sondern dem ungestümen Verlangen wurde willfahrt; man verhieß die Herausgabe der Sensen, und dieselbe erfolgte in der That am nächsten Morgen, so daß ein bewaffneter Pöbelhaufe schon am Charfreitag zur Verfügung der Verschworenen stand. Dieses Zeichen von Schwäche der einen, von Verrath der andern Behörden und Befehlshaber entschied das Mißgeschick der Stadt Freiburg. Abends brannte die Lärmstange auf dem Schloßberg, unzweifelhaft ein Zeichen für die Ortschaften der Umgegend, daß die Stadt in der Gewalt der Republikaner sey. Tags darauf zogen von allen Seiten die bewaffneten Landleute herbei, die meisten davon in gutem Glauben, sich mit den Bürgern der Stadt und mit dem siegreichen Hecker zu vereinigen.

Diese Versammlung und die Besetzung der Kreishauptstadt war der Höhepunkt der republikanischen Bewegung im Oberrheinkreis. Die Herrlichkeit dauerte freilich nicht lange und die Niederlage folgte ihr auf dem Fuß; doch lieber hätten wir diese Niederlage ein paar Tage früher gesehen, wo sie mit weniger Blutvergießen und in jeder Hinsicht wohlfeiler hätte ablaufen können. Manche indessen behaupten, es sey heilsam gewesen, daß die Empörung sich dermaßen auf einen Punkt zusammengezogen habe, um dann ihren Todesstoß mit einemmal zu empfangen. Heilsam, möglich, grausam, gewiß.

Federzeichnungen aus Frankfurt.

(Fortsetzung.)

Hervorgegangen aus der von der Majorität nicht angenommenen, doch nur modificirten Permanenzerklärung des Vorparlaments, trat der Ausschuß der Fünfziger gleich mit Muth und Entschlossenheit auf und nahm die Angelegenheiten des deutschen Vaterlandes mit Energie in seine Hand. Der erste Schritt, den er auf seiner Bahn that, war eine kräftige Abwehr gegen die preußische Regierung, als diese die Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung durch die in Berlin versammelten Landstände wählen ließ. Gewiß ist es, daß dieser Sieg des Ausschusses über das preußische Kabinet seine moralische Kraft und Wirksamkeit zuerst begründet hat. Kräftig trat er dann sowohl der Anarchie von unten, als Reactionsgelüsten von oben entgegen. Die Zerstörung der Eisenbahn bei Kastel, die Hemmung der Rheinschifffahrt, der beklagenswerthe Aufstand im badischen Seekreise, das Einhauen der Garde du Corps in Kassel, das leidige Bundestagsprotokoll vom 4. Mai gaben ihm Gelegenheit seine Kräfte zu bewähren. In die Augen fallend ist es, daß es die Regierungen früher nicht wagten der Anarchie entgegen zu treten. Erst nachdem sie in dem Fünfzigerausschuß in diesem Bestreben eine kräftige Stütze erkannten, konnten sie wieder zum Handeln schreiten. Der Ausschuß hat in die Entwicklung unseres Vaterlandes rühmlich eingegriffen; die Geschichte wird ihm dieses Zeugniß nicht vorenthalten.

Das ist der Segen dieser vielfach bewegten Zeit, daß des deutschen Volks Bedeutung nicht mehr bloß in Schulen bewiesen wird, sondern sich im Leben bewähren soll. Das Volk reift schnell zum Bewußtseyn seiner selbst und fordert nach so langen gedrückten Jahren schmählicher Täuschung die reine und volle Wahrheit. Es war mir ein erhebender Anblick, bei den Sitzungen der Fünfziger im Kaisersaal die buntgemischten Zuhörer zu betrachten, auf welche die alten Kaiserbilder ernst hernieder schauten. Die alte und

die neue Zeit schienen sich versöhnt hier die Hand zu reichen. Das Volk, früher willenlose Maschine, ist sich des eigen[illegible]ien Willens bewußt geworden. Möchte sein Bl[illegible] für Herrschsucht, Intrigue und Wahn auf [illegible]feldern vergeudet, von nun an sein Herz und seine Adern nur für große und edle Zwecke schwellen!

Es ist nicht zu verkennen, wie das Prinzip der Oeffentlichkeit in dieser kurzen Zeit schon die Menge erwärmend durchdrungen hat. Es ist nicht zu läugnen, daß im Volke ein Instinkt lebt, der es richtiger leitet als der grübelnde Verstand der Verständigen. Ein volksthümlicher Antrag belebte sogleich alle Gesichtszüge, und trotz allen Ermahnungen des Vorsitzenden ließ es sich seine Beifallsbezeugungen nicht nehmen. Sogar das schöne Geschlecht nahm unermüdet Antheil an den Verhandlungen, interessirte sich mit entschiedener Vorliebe für die ausgezeichnetsten Redner, und die blonden, blauäugigen deutschen Mädchen verhandelten in ihren Kränzchen, indem sie für die Verwundeten in Schleswig Charpie zupften, die wichtigsten Fragen des Tages.

Auch der fleißige, vom Morgen bis zum Abend an das Comptoir gefesselte Frankfurter ist ein Anderer geworden. Die Geldaristokratie hat durch die Ungunst der Zeiten so schwere Wunden erhalten, daß sie nun wohl einsieht, es regiere noch etwas mehr als Geld die Welt. Der Zusammenfluß so vieler bedeutender, ausgezeichneter Männer, das freie Wort, das jezt aus ungehemmter Brust quillt, hat die engen Grenzen des alten reichsstädtischen Philisterthums überfluthet, den Blick wie den Horizont erweitert. Die Coterien, in welche sich ehedem unsere Gesellschaft ängstlich zersplitterte, die Kreise und Cirkel, in die sich jede Kaste vorsichtig, um sich ja nichts zu vergeben, bannte und von den andern abschloß, haben einem neuen, frischen Volksleben Platz gemacht. Der Mensch gilt für das, was er ist.

Ein erfreuliches Zeichen der Zeit ist der hier seit einigen Wochen in's Leben getretene Bürgerverein. Er ist nach dem großartigsten Maßstabe gegründet und bestimmt, alle die verschiedenartigen Collegien, Klubs, Zirkel, Reunionen, Ressourcen in sich aufgehen zu lassen. Jeder unbescholtene, selbstständige Bürger kann gegen einen mäßigen jährlichen Beitrag die Aufnahme in denselben verlangen. Schon zählt er über fünfhundert Mitglieder. Ein großes, in der Mitte der Stadt gelegenes Haus ist bereits auf zwei Jahre gemiethet. Die Aktien sind so gestellt, daß auch der Minderbegüterte daran Theil nehmen kann. Mit dem 1. Juni denkt dieser großartige Verein in's Leben zu treten.

Es war am 17. Mai, Abends zwischen sieben und acht Uhr, während diese Gesellschaft vorläufig über ihre Statuten berathschlagte, als unser Abgeordneter zur constituirenden Versammlung, Dr. Jucho, in freudiger Aufregung in den Saal trat und uns verkündete, daß heute Mittag im Kaisersaale sich eine hinreichende Menge Deputirter eingefunden, um sofort morgen Mittag vier Uhr die feierliche Eröffnung des Parlaments vornehmen zu können. Ein rauschender Beifallssturm begleitete die willkommene Nachricht. Mit Blitzesschnelle verbreitete sie sich durch die ganze Stadt, in freudiger Aufregung durchwogte die Menge die Straßen; aber auch nicht die geringste Unordnung störte die allgemeine Zufriedenheit. Es war als ob jeder Einzelne von dem Ernste des morgenden Tags durchdrungen wäre.

Am frühesten Morgen des 18. Mai schmückte sich die Stadt mit ihren Fahnen, die in den werthen drei Farben von allen Fenstern niederwallten. Viele Triumphpforten waren noch von der Feier des Vorparlaments stehen geblieben und änderten nur ihre Inschriften. Der Morgen war hell und heiter; der Mittag brachte uns aber einen Gewitterregenguß, der indessen nicht lange anhielt und bald wieder den muntern Strahlen der Frühlingssonne Platz machte. Gegen drei Uhr strömte Jung und Alt der Paulskirche zu. Zu den Tribünen gelangt man ohne Karten. Der ganze untere Raum der Kirche wird von den Sitzen der Abgeordneten eingenommen, die weit bequemer als früher eingerichtet und des Nachschreibens wegen mit zierlichen grünen Pulten versehen sind. Die Kuppel der Kirche, in welcher die Stimme des Sprechenden früher so unangenehm verhallte, ist durch eine Unterdachung verschwunden, die nur aus Holz und Leinwand, mit einer zu schließenden Oeffnung in der Mitte versehen, die Verrichtung eines Resonanzbodens hat. Die Tribüne des Präsidenten ist größer und bequemer eingerichtet, eben so die Rednerbühne, zu der man mehrere Stufen hinauf steigt. Zwischen derselben und dem Sitze des Präsidenten befindet sich ein freier Raum.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Weibliche Klubs. — Die Schauspiele.

Der tolle, einen Augenblick gelungene Versuch der Klubisten, die Nationalversammlung zu sprengen, hat auf die höhern Klassen hier einen unbeschreiblichen Eindruck gemacht. Derselbe beginnt aber bereits sich wieder zu verwischen und alles ist jezt nur mit dem großen Feste beschäftigt, das am 14. d. Mts. den Tag vor jenem Aufruhr hätte stattfinden sollen und dessen Aufschub so böses Blut gemacht hatte. Heute, bei gutem Wetter, geht nun die gewaltige Ceremonie vor sich, und im Augenblick, wo ich dieses schreibe, hat sie bereits begonnen. — Während des Aufruhrs am 15. Mai sah man ein dickes Weib in schwarzseidener Kleidung am Fenster eines Restaurants auf dem Platze vor der Nationalversammlung eine Fahne an ihr Herz drücken, wie die Rachel thut, wenn sie auf der Bühne des Théâtre français die Marseillaise singt, und in der höchsten Begeisterung mit blutrothem Gesichte zum Volk sprechen. Dieß war die berühmte George Sand, oder eigentlich Madame Dudevant, welche jezt einstweilen die Romane bei Seite legt, ein Volksblatt schreibt und ganz in Politik versunken ist. Sie soll bei Ledru-Rollin in großem Ansehen stehen und täglich mehrere Volksrepräsentanten um sich versammeln. Sie ist bis jezt die einzige Frau von Namen, welche sich mit Leib und Seele in den Strudel der Republik geworfen. Zwar hat sich auch ein weiblicher Klub gebildet, dieser verlangt aber vor der Hand nichts als die Sicherung der weiblichen Rechte. Dann besteht noch ein weiblicher Verein, der der sogenannten Vesuviennes, ein Name, dessen Bedeutung nicht sehr klar ist. Dieser Verein scheint aus Arbeiterinnen zu bestehen, welche nichts zu thun haben und von der Republik verlangen, daß sie ihnen, nach ihrem feierlichen Versprechen in den ersten Tagen der Revolution, Arbeit und Unterhalt verschaffe. Man hat versichert, der Minister des Seewesens schicke fünfzig dieser Vesuviennes nach den Kolonien, wo man wahrscheinlich tüchtiger Arbeiterinnen bedarf. Auch hat man große Werkstätten anlegen müssen, um die vielen Frauenzimmer, welche Arbeit und Brod verlangten, zu beschäftigen. Die Republik hat es einmal übernommen, die Leute nicht darben zu lassen; sie muß Wort halten, in Paris wenigstens, so gut und so lange als es gehen will. Dieß führt freilich zu Ausgaben, die zu ungeheuern Summen anschwellen. Jezt schon fallen über 100,000 Arbeiter bloß in und um Paris dem Staate zur Last. Er muß sie ernähren und wo möglich beschäftigen; aber diese Leute gehören zu allerlei Handwerken und können nur die Handthierung treiben, die sie erlernt haben; der Staat müßte also ebenso viele Werkstätten anlegen, als es Handwerke gibt. Wie ließe sich dieses aber ausführen, und was sollte man mit den gelieferten Arbeiten anfangen? — Der Bildhauer Eter schlägt vor, aus dem Marsfelde ein ungeheures Amphitheater zu machen, in welchem die gesammte Pariser Bevölkerung großen dramatischen Vorstellungen beiwohnen könnte. Ein anderer, Theophile Gautier, ist der Meinung, man solle die zwanzig Pariser Theater auf vier reduziren, nämlich auf eine Oper, eine Bühne für Lust- und Trauerspiele, eine dritte für's Vaudeville, eine vierte für das Melodram oder das Volksschauspiel; aber diese vier Schauspielsäle sollen so groß seyn, daß viele tausend Zuschauer in denselben Platz fänden. Wenn die Häuser einmal ständen, so wäre der Vorschlag nicht übel; sicher hätten die vier oder fünf [illegible] Direktionen bei solcher Vereinigung weniger Kosten und [illegible] bessere Einnahme. Die französische und die italienische Oper und die Operette gewännen ebenfalls bei einer einzigen Direktion und einem gemeinschaftlichen Schauspielhaus. Aber in jetziger Zeit, wo die einzelnen Anstalten kaum ihre täglichen Kosten herausschlagen, kann man nicht daran denken, in Erwartung künftiger Vortheile große Theater zu bauen. Mehrere haben zu einem verzweifelten Mittel gegriffen, um sich einstweilen aus der Noth zu helfen: sie haben die übertriebenen Gehalte der Hauptschauspieler herabgesezt und die Eintrittspreise vermindert. Die große Oper, welche sonst das theuerste Schauspiel von allen war, hat alle ihre Preise heruntergesezt, und wenn nur die Zeit nicht so schlimm wäre, so könnten jezt viele Familien, denen dieses Schauspiel sonst zu theuer war, sich dieses Vergnügen verschaffen. In der That ist es klug, das Schauspiel den wenig Bemittelten zugänglich zu machen, denn dieser gibt es sehr viele, der Reichen aber weniger als früher. Ein Klub, welcher sich, ich weiß nicht warum, le club généralisateur nennt, ruft in einem Anschlagzettel seinen Mitbürgern zu: „O Volk, du bist Alles; Alles für dich und durch dich! Mithin ist es auch billig, daß jede Bühne, die eine Unterstützung vom Staat erhält, dafür den Zutritt dem Volk erleichtert.“ Aber dabei können freilich so ungeheure Gehalte, wie einige Schauspieler sie bisher bezogen, nicht mehr bestehen; es gab Vaudevilletheater, wo der erste Komiker 40,000 Francs bezog; beim Théâtre français und der Oper hatten die ersten Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen beinahe das Doppelte. Demoiselle Rachel ist ihnen mit gutem Beispiel vorangegangen, indem sie sich künftig mit 12,000 Francs begnügen will, wobei sie sich jedoch einen jährlichen Urlaub vorbehält, der sie in Stand sezt diesen Gehalt wenigstens zu verdoppeln, wo nicht zu verdreifachen. Ich habe schon früher erwähnt, daß die Klubs ein großes Hinderniß des Schauspielbesuchs geworden sind. So lange die Politik in allen Haushaltungen das Alpha und Omega der Unterhaltung ist, so lange man zu befürchten hat, daß ein Barbes oder Blanqui, oder eine andere Rotte sich der Gewalt bemächtigt und mittelst eines durchs Fenster des Rathhauses geworfenen Zettels dem versammelten Volke ankündigt, daß sie die Regierung über den Haufen geworfen haben, und daß nun erst volle Demokratie herrschen werde, ist es sehr natürlich, daß man für Thalia's Spiele sehr wenig Sinn hat. Zwei dieser Klubs, und zwar die einzigen wirklich gefährlichen, der Blanquische im Musikconservatorium, und der Barbesische im Palais royal (jezt Palais national) sind nun geschlossen, seitdem der Vorstand des einen verhaftet und der des andern flüchtig geworden ist; die andern verhandeln ruhig und mit mehr Anstand als früher Materien von allgemeinem Interesse; auch sind von den vielen vor den Wahlen entstandenen Klubs mehrere wieder eingegangen, seit die Wahlen, wegen welcher sie sich gebildet, vollendet sind. Es kann aber jeden Augenblick ein Umstand eintreten, welcher den Klubs neues Leben gibt und damit den Schauspielen vollends den Todesstoß versezt. Es kann in der That noch dazu kommen, daß der Staat die Schauspiele übernehmen muß, wie er jezt sämmtliche Eisenbahnen übernimmt, sie dann auf einige große reduzirt, wie Th. Gautier vorschlägt, und sie dem Volk unentgeldlich öffnet.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt



für

gebildete Leser.

Nr. 133. Sonnabend den 3. Juni 1848.

> Es hieß —
> Der Herr, so weit des Lemans Fluthen wallten,
> Voll sanfter Anmuth, voll erhabner Pracht,
> Sich zauberisch ein Paradies entfalten.
>
> Matthisson.

Briefe aus Savoyen.

(s. Nr. 177. 178. — 181. 182. — 185. 186. d. J. 1847.)

Nach langer Unterbrechung erhalten Sie hier die Fortsetzung meiner Briefe aus Savoyen und der Schweiz. Die Säumniß wurde durch Umstände herbeigeführt, deren ich nicht Herr war.

Erinnern Sie sich gefälligst, daß Sie mir bis an die Ufer des schönen Leman gefolgt waren, oder noch weiter, denn ich schrieb meinen lezten Brief aus Morner, einem savoyischen Dörfchen, etwa drei Stunden von Genf, auf der Höhe des Gebirgszugs gelegen, der auf dieser Seite von den Hochalpen in die altburgundische Ebene hinabsteigt und der Salève heißt. Von Genf aus gesehen erscheint der Salève wie eine riesige, hie und da eingezackte Mauer, die, aus südlicher Richtung kommend, niedriger wird, je mehr sie sich nähert, und endlich nach einem tiefen Einschnitt, der ein besonderes Hochthal bildet und den großen vom kleinen Salèven scheidet, sich hinabsenkt zu dem breiten Thal der Arve.

Etwas über dreitausend Fuß erhebt sich der Salève und er berührt nirgends die Schweizer Grenze, sondern bleibt ein treuer Sohn Savoyens von Anfang bis zu Ende; auf keinem Punkt tritt er der Stadt Calvins näher als anderthalb Stunden. Dennoch gehört er zum Leben von Genf, er wird betrachtet wie ein Pertinenzstück, wie eine Domäne der Stadt; man spricht von ihm wie von einem Eigenthum, das unmittelbar vor den Thoren zu liegen scheint; man nennt seine Dörfer als Ortschaften, die stolz darauf seyn müßten Genfer zu empfangen. Von Genf aus wird der Salève benuzt, besucht, bestiegen, geliebt; Genf ist der eigentliche Gebieter, der in seinen Chalets und Sennhütten herrscht, und es fragt sich sehr, ob sein wirklicher legitimer in Turin etwas von seiner Existenz weiß. Wenigstens trank dieser wohl nie die fette Milch von Monetier oder Morner und sein Auge schweifte nie von den Höhen des troize arbres über das majestätische Panorama, das sich hier aufrollt, mit einem Gebirge und See, in Europa ohne Gleichen an Größe und Herrlichkeit.

Nach Morner mit seinen wohleingerichteten Hotels, Pensionen, Omnibusfahrten, Maulthieren und Eseln ziehen die Reichen, oder doch solche, die nicht zu ängstlich zu rechnen haben; wer sparsam ist und wen die Einfachheit ländlicher Wohnungen nicht schreckt, zieht Monetier vor, das trauliche Savoyardendörfchen in der Thalschlucht zwischen dem großen und kleinen Salève, das, von der Höhe eines dieser Berge gesehen, in der Tiefe liegt, doch noch hoch über der schönen und reichgeschmückten Ebene erhaben, die mit ihrem Spiegel, dem See, heraufleuchtet. Mir war Morner zu einem kurzen Aufenthalt empfohlen, und so reiste ich denn eines schönen Morgens von Genf aus dahin ab.

Das Sichhingeben in Pension, wie es in der Schweiz und den nahen Berggegenden so üblich ist, hat manches Angenehme und ist ohne Zweifel englischen Ursprungs, weil es eine Art von Häuslichkeit, von Familienleben bietet, was unsere Nachbarn jenseits des Kanals zu ihrer Ehre so leidenschaftlich lieben. Man kommt an und nach abgeschlossenem Contrakt über die tägliche Summe, die der Fremde zu entrichten hat, ist er Mitglied der großen Familie, die sich hier

unter der Aegide von Monsieur und Madame zusammen gefunden hat. Die Ordnung des Hauses wird ihm bekannt gemacht und durch seinen Eintritt in dasselbe verpflichtet er sich sie zu beobachten und darnach zu leben. Um acht Uhr z. B. Frühstück im Salon, Diner um zwei Uhr, Souper um neun Uhr. Geraucht wird nirgends im Hause. Das ist recht schön; wenn nun aber einmal einen die Sehnsucht nach einer Cigarre anwandelt? Wie würden sie die Nasen rümpfen und davonlaufen, diese prüden, tugendstolzen brittischen Frauen, wenn ein ehrliches deutsches Gemüth in einer Pension auch einmal nach seiner Weise comfortabel seyn wollte und auf der Terrasse oder im Salon oder sonst wo fünfzig Schritte im Umkreis des Hauses Feuer schlüge, Schwamm anzündete und diesen auf den Meerschaumkopf legte! Wegwerfende Blicke, fast so namenlos verächtlich wie der Berliner Ausdruck „Aesel!" was den Esel in höchster Potenz, im Quadrat bedeutet, wären die geringsten Folgen eines solchen Unternehmens; Sturm würde geläutet werden in der Pension, die Dame des Hauses würde sich bis zu einem gefährlichen Grad exaltiren, es gäbe keinen Ausdruck, die Mißachtung des deutschen Tölpels zu bezeichnen, der immerhin ein Kant oder dergleichen seyn dürfte; sein Pfeifenkopf in der Pension bräche ihm den Stab.

Darum liebe ich, aufrichtig gesagt, die Pensionen nicht. Man ist da recht traulich, lebt im Familienkreis, bewundert jeden Morgen das Album und die bereitwillig vorgezeigten Skizzen dieser oder jener Miß, hört die Orakelsprüche des Wortführers an — ein solcher findet sich immer, und man stößt ihn im glücklichsten Fall vom Throne — trinkt Thee schon aus Aerger mehr als gewöhnlich, und findet das Alles bis zu einem gewissen Grad liebenswürdig. Ich für mein bescheidenes Theil lobe mir die Freiheit, meinetwegen bei trockenem Brode. So kam es, daß ich mir eigentlich in der Pension der Dame N. N. auf Bellevue nicht sehr gefiel, obgleich ich sie jeden Morgen, wenn sie mich fragte, wie es mir in ihrem Hause gefalle, erwiderte: Sehr wohl, Madame!

Das benachbarte, sehr reizend gelegene Dorf Monetier oder Monti, wie es hier zu Lande heißt, ist weniger städtisch als Morner und hat vielmehr den Charakter eines savoyischen Alpendorfs; es besitzt nicht vier, fünf Hotels mit vornehm tönenden Namen und Pensionen, sondern ein einziges Wirthshaus, von Weinlaub umrankt, wo allerdings auch Pensionärs zu finden sind, aber weit anspruchslosere als die haute volée, und ich habe nicht gehört, daß das Rauchen hier je verpönt gewesen wäre. Aeußerst gemüthlich sitzt es sich auf der Galerie, die nach Schweizer Sitte um den ersten Stock des Hauses läuft, und vorzüglich sind die Eierkuchen, welche die Wirthin zu bereiten versteht.

Von hier aus erstieg ich den großen Salève. Ein gut gebahnter Weg, d. h. was man in den Alpen so nennt, ersteigbar für Fußgänger, Esel und Maulthiere, führt von Monti aus aufwärts. Schon bei der ersten Biegung schweift der Blick über ein unermeßliches Gefilde, und daraus leuchtet ein mächtiger Wasserspiegel golden herauf, der zehn Meilen lange See mit seinen Städten und Dörfern. Schon jetzt befindet man sich so hoch, daß man geringe Hügel und Berge mit zur Ebene rechnet. Ueber diese schweift das Auge hinweg, und es findet eine Schranke nur im Westen und Norden, am hohen, langgestreckten Jura, womit sich Frankreich gleichsam gegen die Schweiz abschließt. An siebzehn Stunden läuft der Jura, der hier an der Rhone beginnt, die Grenzmauer bildend, an der Schweiz hin. Auch seine Gipfel behalten, wie die Alpen, bis in den hohen Sommer Schnee, und zuweilen verlieren sie die weiße Haube gar nicht. Der Jura, von der Höhe des Salève gesehen, schließt den Horizont so malerisch gegen Westen und Norden, daß das Auge sich vollkommen daran befriedigte, wenn es nicht auf der andern Seite so eben noch das Montblancgebirge mit seinen unvergleichlichen Linien und seiner Eiswelt gesehen hätte und mit jedem Schritt aufwärts wieder ansichtig würde.

(Fortsetzung folgt.)

Federzeichnungen aus Frankfurt.

(Schluß.)

Das Bild der Germania über der Tribüne des Vorsitzenden ist geblieben; zu ihren Füßen kreuzen sich zwei schwarzrothgoldene Fahnen. Eine reiche dunkelrothe Draperie senkt ihre Falten malerisch herunter und zeigt über dem Präsidenten den alten doppelköpfigen Reichsadler. Die Kirche wimmelt von Menschen; auch das schöne Geschlecht hat links vom Präsidenten eine bestimmte Anzahl von Sitzen, zu denen man nur durch Einführungskarten gelangt, eingeräumt bekommen. Zur Rechten erstrecken sich die Sitze der Journalisten. Im freien Raume zwischen der Rednerbühne und den ersten Sitzen der Abgeordneten befinden sich die Sitze der Protokollführer und Stenographen.

Endlich um Dreiviertel auf vier Uhr verkündet uns das Geläute aller Glocken, der Donner der Kanonen, die rauschende Musik der Stadtwehr und das donnernde Hoch der draußen wogenden Menge, daß

sich der Zug der Volksrepräsentanten (etwa 400 an der Zahl) vom Kaisersaal über den Römerberg, durch die Neuekräme nach der Paulskirche in Bewegung sezt. Von der Römerhalle bis zu der Paulskirche schützen Spaliere der Stadtwache den feierlichen Zug vor dem Zudrang der Menge. Er tritt paarweise zu der Thüre herein, die sich der Tribüne des Präsidenten gegenüber befindet. Alle Zuhörer fliegen von ihren Sitzen auf, schwenken die Hüte und ein dreifaches donnerndes Lebehoch empfängt bei ihrem Eintritt die Vertreter des edeln deutschen Volkes, das mit gläubiger Zuversicht von ihren Berathungen eine glücklichere, seiner würdige Zukunft erwartet.

Der Alterspräsident Syndikus Lang aus Hannover nebst dem Vicealterspräsidenten von Lindenau nehmen die Tribüne ein. Zu ihren Seiten schaaren sich die Festordner mit dem deutschen Banner; der Präsident erklärt unter dem rauschenden Jubel der Anwesenden den verfassunggebenden Reichstag für Deutschland eröffnet. Auf Freudentheils Antrag erheben sich sämmtliche Abgeordnete mit emporgehobener Rechte und erklären sich für constituirt. Die Wahl eines provisorischen Präsidenten wird der folgenden Sitzung vorbehalten. Die Wahl, die am 19. Mai stattfand, konnte nicht würdiger ausfallen. Unter 397 Stimmen erhält Heinrich v. Gagern 305, v. Soiron, der mit eben so viel Kraft als Würde die Verhandlungen der Fünfziger geleitet, wird mit 341 unter 392 Stimmen Vicepräsident. Dann folgt die Bildung der Abtheilungen, welchen die Prüfung der Vollmachten und die Wahl der Ausschüsse obliegt.

So wäre denn der erste und wichtigste Schritt für die künftige Gestaltung unseres Vaterlandes geschehen. Kein Unfall hat die ersten festlichen Tage getrübt; kein Unfall möge von innen oder außen störend auf die großartige Versammlung wirken. Die Physiognomie der Stadt ist inmitten der Belebung durch die Ankunft so vieler Fremden eine durchaus heitere und friedliche. Samstag den 21. Mai gab unser Theater, auf welches die politische Erregung der jüngsten Zeit höchst ungünstig eingewirkt hatte, zur Feier der eröffneten Nationalversammlung uns zum erstenmale Uhlands Ernst Herzog von Schwaben, festlich eingeleitet durch Webers herrliche Jubelouvertüre und durch einen den Zeitumständen angemessenen Prolog von Ludwig Uhland, den Fräulein Janauschek mit hoher Begeisterung sprach. Ein donnernder Beifallssturm krönte sein Ende. Alle Stimmen riefen den gefeierten Namen Uhland, aber der große Sänger entzog sich bescheiden seinem Triumphe. Alle Mitspielenden schienen heute von einer höheren Weihe ergriffen. Alle Anspielungen wurden mit Feuer aufgegriffen, mit Begeisterung beklatscht. Es war ein genußreicher Abend und in den Mienen der zahlreich anwesenden Abgeordneten las man den Ausdruck der reinsten Befriedigung.

Möchte es mir vergönnt seyn, den freundlichen Lesern aus meinem Frankfurt ferner nur Erfreuliches zu berichten. Möchten aber auch die Wogen der empörten Zeit allmählig ebben und es vergönnen, den Blick wieder den Regionen der Kunst und Wissenschaft zuzuwenden, wo ewiger Friede und nie bedrohte Freiheit wohnen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

Plötzlicher Patriotismus. — Versuch eines Preßgesetzes.

Die Blokade der Flüsse und Meere durch die Dänen, ein Ereigniß, dem man hier als Folge des ausgebrochenen Kriegs mit Angst und Schrecken entgegensah, hat die Nothwendigkeit einer deutschen Flotte auf's neue bewiesen. Man hat es wahrlich als ein schimpfliches Ereigniß anzusehen, daß eine so kleine Macht wie Dänemark durch seine verhältnißmäßig auch nur geringe Seemacht dem großen Deutschland Schach bieten und seinen Handel unterbrechen durfte. Im Besitze mehrerer trefflicher Häfen hatten wir dem Feinde auch nicht ein einziges Kriegsschiff, ja nicht einmal ein Kanonenboot entgegenzustellen, unsere Küsten sind der Raubsucht der Dänen preisgegeben. — Die Nachricht, daß ein feindliches Schiff vor der Elbe kreuze, daß es die unter der neutralen Flagge fahrenden Schiffe zurückgewiesen und die unsrigen aufgebracht, rief hier plötzlich zugleich eine große Entrüstung und eine Begeisterung hervor, von denen wir früher nichts verspürt hatten. Man fand es über alle Maßen schändlich, daß die Dänen es uns nicht in Rechnung gebracht, daß wir unser Contingent nicht zum Bundesheer entsandt; daß wie den Schleswig-Holsteinern beim Beginn des Krieges, wo es ihnen an jeglichem Kriegsmaterial gebrach, die dringend erbetenen Geschütze verweigert und sie dadurch dem Feinde preisgegeben hatten; daß wir dem hanseatischen Offiziers-corps auf seine Bitte, Theil am Kriege nehmen zu dürfen, einen abschlägigen Bescheid ertheilt; ja, daß wir auf Reklamation des noch hier weilenden dänischen Gesandten eiligst den Lieutenant Brinkmann zurück beriefen, als er es sich unterfangen hatte eine Freischaar nach Rendsburg zu begleiten. Alle diese Concessionen waren also vergeblich gemacht worden; vergeblich hatte man sich also in den Augen des gesammten Vaterlands mit Schmach beladen; das forderte Rache, das rief urplötzlich eine Begeisterung für die „gute Sache“ und einen grimmigen Dänenhaß hervor. Wir

schämten uns zugleich unserer Blöße zur See und dachten dem zu Folge an ein Feigenblatt. Patrioten wuchsen über Nacht aus der Erde; Demosthene aus dem Handelsstande redeten nicht nur auf der Börse, sondern sogar in Volksversammlungen die große Masse an und forderten zu reichlichen Beiträgen auf. Schiffe und Geld wurden angeboten, und wäre es nur möglich zu machen gewesen, so hätten wir gleich dem undankbaren Dänen seine Hauptstadt bombardirt, ihm die Flotte zerstört; zerstört er doch unsern Handel! Dieser löbliche Eifer scheint aber schon wieder nachzulassen. Die Elbe ist, wahrscheinlich auf Reklamation der Engländer, von der Blokade befreit und wir athmen neu auf. Indeß mußten wir trotzdem in den sauern Apfel beißen, unser Truppencontingent für den Krieg in den Herzogthümern zu stellen, und dieses ist endlich abmarschirt. General Wrangel, ein tapferer, unerbittlicher Mann, befahl und man mußte gehorchen. Außerdem wird die Bürgerschaft in den nächsten Tagen zusammen kommen und eine Kriegssteuer von zwei Millionen bewilligen müssen.

Die erste Frucht der uns in der Angst der Märztage verheißenen liberalen Verfassung sollte ein Preßgesetz seyn, womit man uns beglücken wollte, wohl schon deßhalb, weil die Preßfreiheit auch die erste dem Senat abgetrozte Gabe gewesen war. Als Vorläuferin desselben durfte man einen wahrscheinlich auf Bestellung gemachten fulminanten Artikel gegen den Preßunfug in einem öffentlichen Blatte betrachten. Dieser Aufsatz, so dumm, gemein und zugleich ungeschickt er auch verfaßt war, gefiel den Gewalthabern über alle Maßen, und man hoffte „einem allgemeinen Bedürfnisse" durch ein recht strenges Preßgesetz abzuhelfen. Man sah sich demnach nach dem rechten Mann dafür um, und glaubte ihn in dem ehemaligen Kriminalaktuar, Dr. Ascher, zu finden. Zwar hatte dieser seitdem seine Aktuarsstelle gegen eine lukrativere bei der Eisenbahnverwaltung vertauscht und wohnte in Berlin; allein mit Geld kann man Alles möglich machen, und so sahen wir den frühern Kriminalaktuar hier eintreffen und rasch an die ihm übertragene Arbeit gehen. Er lieferte in unglaublich kurzer Zeit ein Meisterwerk, wofür ein Metternich ihn mit Gold überhäuft haben würde, das in allen seinen Theilen durchaus nach dem Kriminalaktuar schmeckte und der willkührlichen Deutung bei jedem Artikel ein Hinterthürchen offen ließ, so daß keiner, der die Feder führte, selbst bei der größten Vorsicht, vor den schwersten Geld- und Leibesstrafen sicher gewesen wäre. Zwar berief man, aber nur zum Schein, einige Buchhändler und Buchdrucker zu einer Begutachtung, auf ihre Einwendungen wurde indeß nicht gehört und wir würden mit unserem Preßgesetz der Spott des gesammten Vaterlands geworden seyn, wenn der Bundestag nicht einen Strich über dasselbe gezogen und es sich vorbehalten hätte, ein allgemein gültiges Preßgesetz zu erlassen. Wir haben uns also umsonst so beeilt, haben umsonst den Herrn Dr. Ascher — der übrigens, wenn gleich ein starr conservativer, doch ein durchaus unbescholtener Mann ist — von Berlin hieher bemüht, und endlich wieder umsonst bedeutende Summen aus dem Staatsseckel verschwendet, da Herr Ascher für die lukrative Stelle in Berlin nothwendig entschädigt werden muß. Es hieß, man wolle ihn für die gehabte Mühe zum Fiscal ernennen.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Eisenbahnen.

Mit den Eisenbahnen geht es beinahe wie mit den Theatern. Auch diese Unternehmungen leiden sehr, und die Eigenthümer mehrerer müssen froh seyn, daß ihnen der Staat die Mühe der Leitung abnehmen will, freilich nur gegen Papiergeld. Dazu kommt, daß die Eisenbahnen beim Landvolk und auch bei den Arbeitern verhaßt sind, und daß man einige sogar gegen ihre Feindseligkeiten schützen muß. Nahe bei Paris kann man noch die Verheerungen sehen, welche ein wüthender Pöbel an der so sinnreich angelegten sogenannten atmosphärischen Eisenbahn angerichtet, und diese Unternehmung, welche ihre Auslagen noch bei weitem nicht eingebracht, in einen kläglichen Zustand versezt hat. Das Landvolk legte Feuer an die Brücke von Chatou, und ließ dieselbe unter Frohlocken auflodern, und damit noch nicht zufrieden, zerstörte es auch mehrere Dampfmaschinen. Einige haben freilich sogleich ihre Strafe erhalten, indem sie mit der Brücke in's Wasser stürzten und ertranken; aber die Rädelsführer sind entkommen und das Pariser Kriminalgericht hat nur einige zur Haft verurtheilt. Diese Bahn war die einzige dieser Art in Frankreich und konnte als Muster einer Eisenbahn mit starker Steigung dienen; sie brachte jedoch wenig ein, da sie nur für die Fahrt nach St. Germain hinauf diente. Müßten die Unternehmer die Brücke wieder herstellen, so gingen sie vollends zu Grunde. Jezt aber, da der Staat alle Eisenbahnen übernehmen will, läßt sich hoffen, daß die Brücke zu Chatou bald wieder hergestellt wird; einstweilen wird sie durch eine Schiffbrücke ersezt, über welche aber keine Schienen gelegt werden konnten; die Reisenden steigen vor der Brücke aus, gehen zu Fuß über dieselbe und finden am andern Ende einen zweiten Wagenzug bereit sie aufzunehmen. Die große und schöne Nordbahn, welche von Paris nach Belgien einerseits und nach England andererseits führt, wurde in den lezten Tagen mit Zerstörung bedroht, und zwar von den dabei angestellten Arbeitern und Mechanikern, welche eine Erhöhung des Arbeitslohns forderten, und da diese verweigert wurde, Miene machten sich an der Eisenbahn zu rächen. Man mußte Truppen hinsenden. Dergleichen Ansprüche und Drohungen werden noch oft vorkommen, und da der Haß des Landvolks dazu kommt, so werden die Eisenbahnen auch für den Staat eine große Last seyn, und das Publikum wird sich auf bisher unbekannte Unterbrechungen der Reise gefaßt machen müssen. In dem vom Finanzminister der Nationalversammlung vorgelegten Dekrete werden andere, noch größere Gefahren hervorgehoben, wenn die Eisenbahnen ferner Privatspekulationen bleiben. Die Compagnien können Bündnisse unter einander schließen, nach Belieben den Transport der Waaren, besonders der Lebensmittel, erschweren oder erleichtern, somit große Städte aushungern, gewisse Industrieprodukte auf Kosten anderer begünstigen, kurz sich zu Herrn und Meistern des gesammten Verkehrs aufwerfen und dadurch eine Macht im Staate werden, mächtiger als der Staat selbst. Hauptsächlich auf diese Rücksicht stüzt sich der Finanzminister, wenn er verlangt, daß der Gesetzgeber dem Staat das Recht zusprechen soll, alle großen Eisenbahnen in Frankreich an sich zu bringen. Von vielen dieser Unternehmungen, welche bisher keine so guten Geschäfte machten, daß der Umtausch ihrer Aktien gegen Staatsrenten ein Verlust für die Theilnehmer wäre, ist keine Einsprache zu besorgen, und da sich so vieles ändert, so vieles zusammenstürzt, so scheinen sie sich auch in die Umwandlung ihrer Aktien zu fügen. Wie aber der Staat, der jezt für so vieles zu sorgen hat, auch noch das gesammte Eisenbahnwesen wird leiten können, ist eine andere Frage, welche nebst vielen, gleich schwierigen, nicht sobald eine Lösung erhalten wird.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage. Literaturblatt Nr. 39.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 134. Montag den 5. Juni 1848.

Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag,
Und ist so wunderlich als wie am ersten Tag.

Goethe.

Messieurs und Citoyens.

Paris, Mai.

Wem von uns, wenn er mit einem Freunde, den er lange Zeit Sie geheißen, endlich auf Du zu stehen kommt, ist es nicht vorgekommen, daß eine Zeitlang nach dem Abschluß der Brüderschaft ihm im nachlässigen Verlauf und den raschen Aufwallungen des geselligen Miteinanderseyns statt des Du das alte Sie manchmal über die Zunge fuhr? Etwas Aehnliches ist seit den Februarereignissen gar vielen Leuten widerfahren, die zwar gut republikanisch gesinnt oder doch beflissen sind es zu scheinen, aber doch nur mit Mühe sich in die neuen Namen und Formeln finden.

Es wurde nämlich in den Benennungen von Straßen und öffentlichen Gebäuden, so wie in einer Anzahl von andern öffentlichen Bezeichnungen, welche an die Monarchie erinnerten, jedesmal das an die gestürzte Regierung mahnende Wort durch einen republikanischen Ausdruck ersezt. Allein da es leichter ist, ein paar gemalte Buchstaben an der Grenze zweier Gassen oder über einem Kutschenthor, als uralte Gewohnheiten einer ganzen Bevölkerung zu verändern, so bleiben die früheren Namen noch immer in dem Munde der Massen, und so republikanisch auch die Herzen seyn mögen, die Zungen sind Royalistinnen nach wie zuvor. So sagt fast alle Welt Palais royal und nicht Palais national, Messageries royales und nicht Messageries nationales, königliche Bibliothek und nicht Nationalbibliothek.

Viele meinen daher, es wäre besser gewesen, die alten Bezeichnungen zu lassen; sie haben einen geschichtlichen Sinn und seyen in dem großen Buch der Zeit die Signatur und das Siegel einer Epoche. Und, fahren sie fort, sind für den, der in der Vorzeit hie und da sich umzusehen liebt, die adeligen Straßennamen in den bürgerlichen Quartieren zwischen der Straße St. Martin und dem Bastilleplatze nicht eine lehrreiche Begegnung und wie ein lebendiges Zeugniß der Riesenschritte, welche im Lauf zweier Jahrhunderte die Macht der Plebejer gethan? Schleift ein Ritterschloß und baut eine Villa nach heutigem Geschmack auf der Stätte, ihr habt ein nichtssagendes Modeprodukt an die Stelle einer bedeutungsvollen Ruine gesezt; aber laßt die Zinnen, die Thürme, die Fenster wie sie waren, bringt aber in den romantischen Säien und Gewölben Spinnmaschinen und Dampfwerkzeuge unter, so wird man euch wohl mit einigem Recht der Barbarei bezüchtigen können; allein ihr habt doch die Geschichte nicht getödtet, ihr habt im Gegentheil ihren Fortgang doppelt anschaulich gemacht und regt durch die Vermengung von Dingen, die zwei so grundverschiedenen Epochen angehören, den Kenner der Vergangenheit zu reichen Betrachtungen und selbst den Unwissenden vielleicht zu mancher Frage an.

So sprechen die Einen; Andere dagegen sind der Meinung, man habe recht wohl daran gethan, die Namen zu wechseln; so sey doch etwas neu, denn im Uebrigen sey in der Hauptsache Alles beim Alten geblieben. Habe man auch dieß und jenes abgeschafft oder umgemodelt, und sogar das allgemeine Stimmrecht eingeführt, so scheine es doch nicht, als ob die Zahl der armen Leute kleiner werden solle und die der gescheidten Köpfe größer. Zeit und Geld werden verschwendet heute wie gestern, in den Tag hinein rede

man so viel wie je, die Polizei, ob sie nun durch die Bürgergarde oder durch besoldete Diener geübt werde, sey roh und gewaltsam wie immer und wisse Unfug nur mit Unrecht abzutreiben, der Utopist schwärme noch immer für seine Hirngespinnste, der Krämer zittere wie sonst für seine Hausaltäre, der Poet bewundere vor Allem, ganz wie vor Alters, seine eigenen Verse, und da die Leidenschaften, da die Bedürfnisse, da mit Einem Wort die Menschen dieselben geblieben seyen, so habe mit zehn Millionen Wählern eben dasselbe Facit wie mit zweimalhunderttausend herauskommen müssen.

Wie dem nun auch sey, die neuen Namen wollen dem Publikum nicht geläufig werden, und selbst in den Klubs, wo nur Stockrepublikaner hausen, war ich Zeuge der köstlichsten Mißgriffe. Seit bald fünfzig Jahren sagt man wieder „meine Herrn,“ und jezt soll man plötzlich „Citoyens“ sagen, wie man nur ein paar Jahre sagte. Es ist also ganz verzeihlich, daß mancher Redner, der sonst ein ziemlich rasches Mundwerk hat, über den so lang gebrauchten und plötzlich verpönten Ausdruck stolpert, und um so verzeihlicher ist es, da man im täglichen Umgang nach wie vor Monsieur sagt. Das „Citoyen,“ und besonders das „Citoyenne“ wird bereits von spöttischen Geistern ironisch angewendet; das stolze Wort fällt nachgerade in's Lächerliche.

Diese schnelle Entwerthung schnell aufgekommener Ausdrücke ist in Frankreich nicht selten und bei einem so leidenschaftlichen Volk auch sehr natürlich. Die Franzosen übertreiben den Ernst mit ihrer sprüchwörtlichen Furie und nützen durch tägliche Wiederholung das stärkste Pathos in wenigen Wochen ab. Dann schlägt das emphatische Hosianna plötzlich in lautes Lachen um, und wenn der Weihrauch, den sie vorräthig hatten, verbrannt ist, werfen sie den Götzen mit Brodkugeln oder Kletten.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Der Weg nach dem sogenannten Chalet des treize arbres ist ziemlich beschwerlich. Endlich habe ich die Höhe erstiegen. Eine unermeßliche Aussicht thut sich zu beiden Seiten des Gebirges vor mir auf. Man darf den Salève wohl den Rigi von Savoyen nennen; obgleich aber die Gebirge hier noch höher und majestätischer sind als die man vom Rigi überblickt, obgleich hier Alles großartiger ist als dort, so fehlt doch der unaussprechliche Liebreiz der Formen, die überwältigende Schönheit, das Schwellende in der Natur, was auf dem Rigi den Kältesten hinreißen muß. Dort ist Alles heimathliche, liebe Schweiz, die mit süßen Stimmen an's Herz redet. Dort tönt der Kuhreihen, das Sennhorn ruft durch das Gebirge, die Lawine donnert, der Gletscher leuchtet. Jeder Fels hat dort eine Sage, die Tellsgeschichte blickt überall mit blauen Augen hervor. Das fehlt auf dem Salève; er ist nicht romantisch genug, wie man es nennt. Mehrere alte Ritterburgen kleben an seinen Abhängen, aber nur die Chroniken kennen ihre Geschichten, das Volk nicht. Auch hängt sich Romantik nur an kleinere Gegenstände. Ein Fluß, ein See mit seinen Ufern kann romantisch seyn, alte verfallene Schlösser auf schön gelegenen Punkten sind es immer, die Hochalpen sind es nicht; der Montblanc in seiner Einsamkeit, in seiner unzugänglichen Erhabenheit ist es eben so wenig wie das Meer in seiner Unendlichkeit und Tiefe.

Beim Chalet wird man alsbald gewahr, daß man sich noch nicht auf dem höchsten Punkt des Berges befindet, aber es scheint, als ob dieser nur wenige Schritte von der Hütte entfernt seyn müßte. Man steigt und kommt allerdings um Weniges höher als das Sennhaus, aber man könnte noch weit fortgehen, Stunden weit in südlicher Richtung, und sich immer noch nicht auf dem höchsten Punkt des Gebirges glauben. Zwar befindet man sich auf seinem Kamm, aber die Oberfläche desselben senkt sich und steigt abwechselnd und wehrt dem Blick, der gerade nach Süden gerichtet ist, die freie Aussicht. Desto prachtvoller ist dieselbe nach allen andern Richtungen. Dort die Montblanckette, hier die Gipfel und Zacken des Wallisergebirges; zwischen jenen mächtigen Gletschern birgt sich der Simplon mit seinem italischen Bergpaß und strömt die Rhone aus ihrer hohen Quelle am Fuß der Furca herab. Die hohen Felsen dort dicht am Ufer des Sees, die Häupter alle mit Schnee bedeckt, sie hängen über Rousseaus Meillerie, Lausanne gegenüber. Nun schließen sich die Waadtgebirge an, diesen der Jura bis ganz im Westen zum Fort l'Ecluse, dem merkwürdigen Punkt, wo die Rhone sich zwischen himmelragenden Bergen Bahn bricht nach Frankreich hinein. Man sieht die französische Festung auf ihrer Felsenterrasse thronen; scheinbar könnte sie mit der Hand hinüber reichen zum Nachbarberge; aber dieser liegt auf unserer Seite in Savoyen und zwischen beiden brüllt und schäumt wie eine gefangene Löwin in ihrem Käfig die Rhone. Etwas weiter hin wird sie so schmal, so zusammengedrängt zwischen Felsen, daß ein Hirtenknabe darüber hinwegspringen kann; endlich verliert sie sich gänzlich in dem Gewölbe, welches die Felsen bilden, indem sie einander mit ihren Stirnen berühren. Dieß ist die berühmte »Perte du Rhone«

bei Bellegarde. Buchstäblich küssen sich da Frankreich und Savoyen; sie neigen sich einander zu, während sie ihr beiderseitiges Kind vergessen zu haben scheinen, welches unter dieser Umarmung stöhnt.

Nur der kleinste Theil der Länderstrecke, den man bei den **treize arbres** überschaut, ist Schweiz, den bei weitem größten Theil bilden Savoyen und Frankreich. Wie klein und unscheinbar das menschengefüllte, denkende, werkthätige Genf von hier aus erscheint! Man erkennt zwar noch die einzelnen Theile der Stadt, ja selbst Gebäude, wie z. B. das weithinleuchtende Hotel des Bergues, die Brücken, die Quais; aber Alles ist klein, unbedeutend, und eben so erscheint das Treiben der Menschen da unten. Diese vielen Wohnungen, so weit der See fluthet — wie viele Sorgen schließen sie ein, wie viele Wünsche, wie viele edle und schlimme Leidenschaften! Und was fragt darnach der Wolkenzug, der eben darüber hinstreicht, was fragen darnach die Berge, die darauf herabschauen? was fragt die große Natur darnach, ob dieses kleine Geschlecht da ist oder nicht? Es denkt! antworten wir stolz, folglich Achtung vor ihm! Wer sagt denn, daß diese Gebirge nicht denken? daß sie nicht die Hauptsache sind von Allem, was ich hier sehe? Wer beweist, daß der Mensch mit seinem Pygmäendaseyn mehr ist als ein Staub des Planeten? Das Besteigen hoher Stellen, von wo man auf viele Wohnstätten auf einmal herabschauen kann, lehrt Bescheidenheit und Demuth. Wir sagen alle Augenblicke: der Beschluß dieses Kabinets, dieser Regierung gibt Europa eine andere Gestalt, oder: die Schweiz erhebt sich. Beides ist sehr poetisch gesprochen. Europas Gestalt bleibt wie es der Natur gefällt, und die Schweiz erhebt sich um keinen Hügel höher als sie schon ist, trotz aller Tagsatzungsbeschlüsse oder Sonderbundskriege. Wie wandeln die Geschlechter mit allen ihren Ansprüchen und Leidenschaften zuletzt so spurlos vorüber! Zwei Minuten lang setzen sie sich nieder an die Tafel, die Leben heißt, und dann räumen sie andern Kommenden den Platz. Nicht um eine Welle fluthet der See höher, als er vor tausend Jahren gethan, da unsere Ahnen ihn zu besitzen glaubten.

Ich steige auf demselben Weg wieder abwärts, den ich gekommen bin. Nach einer halben Stunde bin ich wieder in der Thalschlucht von Monetier, und anstatt gleich den Rückweg nach Morner zu nehmen, wende ich mich links dem Fußpfad zu, der zum Pas de l'Echelle und so weiter an den Fuß des Gebirges führt. Der Pas de l'Echelle ist ein in den senkrechten Fels gehauener Weg, der früher nur mittelst Leitern passirt werden konnte, daher sein Name. Er beginnt mit dem nördlichen Absturz des Berges, zwischen Klippen, wo an einer schönen Felsenquelle Bänke zum Ruhen angebracht sind. Hier öffnet sich ein schwindelnder Blick in die Tiefe, die in der That gefährlich erscheint, weil man nicht weiß, worauf ein Weg an dieser glatten, mehr als tausend Fuß hohen Felswand sich stützen soll. Auch gibt es Beispiele, daß Leute von dem kleinen runden Platz an der Quelle entweder im Schwindel, im Schrecken oder in sonst einer Anwandlung hinabgestürzt sind. Gleich an der Quelle beginnt nun der Leiterpfad mittelst mehrerer Stufen, die in den Granit gehauen steil abwärts führen. Sie sind von der einen Seite mit einer Brüstung versehen, aber trotz dieser kann es einen schwindeln, blickt man zwischen den Eisenstäben in die ungeheure Tiefe hinab, die senkrecht sich öffnet.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Die bewaffnete Bürgermacht.

Alles geht drunter und drüber. Am sonderbarsten aber sah es in den ersten Monaten nach der Revolution mit der bewaffneten Macht aus. Soldaten wollte man Anfangs gar nicht mehr, und die Partei, welche die Demokratie auf's Aeußerste treibt, drang darauf, daß künftig keine besoldete Macht mehr die Hauptstadt besetzen sollte. Jeder Bürger, sagte sie, ist Soldat, wir bedürfen keiner Söldlinge, um uns zu bewachen. Nun mußte aber die Nationalgarde bedeutend verstärkt werden, denn die ganze Last des Bewachens von Paris ruhte auf ihr; auch lag es in dem Plane der Demagogen, die Proletarier zu bewaffnen wie bisher die Bürger, und sämmtliche Bewohner, Reiche wie Arme, in die Liste der Vertheidiger des Vaterlands einzutragen. Man erinnert sich, daß die wohlhabenderen Bürger, welche die Grenadiercompagnien bildeten und stattliche Bärenmützen trugen, einen Versuch machten ihre alte Formation festzuhalten und also von den Proletariern getrennt zu bleiben, daß aber dieser Versuch sehr schlecht ausfiel, daß ihre Compagnien aufgelöst und die Bärenmützen abgeschafft wurden, weßhalb eine Karrikatur erschien, auf der eine Deputation der Bären der Menagerie im Pflanzengarten der provisorischen Regierung für jenen Beschluß feierlich ihren Dank abstattet, da sie, die Bären, nun nicht mehr zu befürchten haben, daß man ihnen das Fell über die Ohren ziehe, um daraus Mützen für die **bourgeois grena-**

diers zu machen. Durch die Einreihung aller männlichen Einwohner der Hauptstadt in die Bürgergarde wurde diese zu einem wahrhaft furchtbaren Heer, gegen welches kein König und kein Prätendent mit Erfolg kämpfen könnte, und das am 15. Mai bewiesen hat, daß trotz des Eintritts der Proletarier ein allgemeiner Geist der Ordnung die Gesammtheit beseelt, und daß alle den Bestand der neuen Einrichtungen, und nichts weiter verlangen. Aber neben der neuen Nationalgarde haben sich im anfänglichen Wirrwarr und auch später unter dem Einfluß der provisorischen Regierung, oder wenigstens Ledru-Rollins, besondere Corps gebildet, welche bald durch ihr Benehmen Besorgniß erregten. In jedem der großen Hauptgebäude, welche in den Februartagen erobert worden waren, hatten sich bewaffnete Leute aus dem Volk eingenistet, welche nachher darin blieben und sich gütlich thaten. Die in den Tuilerien Einquartierten bewog man nach vierzehn Tagen zum Ausziehen, ohne Zweifel gegen eine Geldsumme, oder gegen die Zusicherung anderwärtiger Beschäftigung. Die Bursche hatten in den Tuilerien geschwelgt, als ob sie von Geburt ein Recht dazu hätten; Küche und Keller des Palasts standen ihnen zu Gebot, und die prächtigen Gemächer waren ihnen nicht zu gut für ihre tägliche Hanthierung. Im Hotel de Ville hatte sich ebenfalls ein Volkshaufen angesiedelt und sich selbst mit der Vertheidigung des Rathhauses beauftragt.

(Schluß folgt.)

Hamburg, Mai.

(Fortsetzung.)

Das Verfassungswerk.

Dieses Zuspätkommen mit der uns zugedachten Preßgesetzbeglückung hat aber auf einmal ein neues Leben in unsere Verfassungscommission gebracht, deren Zögern und Zaudern alle Freunde des Fortschritts seither fast in Verzweiflung brachte. Dieses Zögern hatte seinen guten Grund darin, daß man sich die aufgeregten Gemüther erst etwas abkühlen, die Masse in öffentlichen Blättern durch die Conservativen bearbeiten lassen und ihr die Glückseligkeit der frühern Zustände recht anschaulich machen wollte, und an feilen Federn war kein Mangel zu befürchten. Die Reaktion trat mit jedem Tage kecker hervor und war immer wieder da, wenn man sie auch noch so nachdrücklich abgeführt. Nach diesen Leuten zu urtheilen, waren wir die glücklichsten, am besten regierten Menschen, unser Staatshaushalt der vollkommenste gewesen; über alle Sünden der Vergangenheit, über alle Verschleuderungen und Unrechtfertigkeiten wurde ein dichter Schleier gebreitet, und es sollte uns bewiesen werden, daß wir früher nur mit großem Unrecht Klage über dieses und jenes erhoben. Besonders breit machte sich ein sich „ein Bürgersmann" Unterzeichnender; er war der unermüdliche Verfechter des „guten Alten," er ließ sich durch keine Gegenrede und Gegenbeweise abschrecken, ja nicht einmal dadurch, daß man ihm deutlich zeigte, daß er sich durch sein Gewäsch in den Augen jedes Denkenden lächerlich machte. Außer ihm traten noch einige studirte Reaktionäre auf, deren Muth man bewundern mußte, indem sie ihren Namen in einer solchen Sache preisgaben. Um allen diesen willkommenen Leuten Zeit und Raum zu gewähren, verzögerte man den Verfassungsentwurf auf alle nur erdenkliche Weise, und vierzehn bis fünfzehn Sitzungsprotokolle liegen vor, aus denen hervorgeht, daß man noch nicht um Einen Schritt weiter gekommen. Diese künstliche Verzögerung mußte besonders deßhalb den Reaktionären sehr erwünscht seyn, weil es ihnen bereits gelungen, einige früher dem Fortschritt mit Eifer und Geschick huldigende Männer auf ihre Seite hinüberzuziehen, was ihnen ja auch noch bei andern glücken konnte. Wie eine Bombe fiel indeß der Erlaß der Fünfziger in Frankfurt, der das herrliche Preßgesetz vernichtete, in den Ameisenhaufen der Reaktionäre und mit Entsetzen wurden sie inne, daß vielleicht alle ihre Gesetze von demselben Schicksal betroffen werden dürften, wenn sie damit nicht schnell zu Ende kämen und der Reichsversammlung antworten könnten: wir sind schon fertig und dießmal kommt ihr post festum. Auf diese Weise äußerte sich wenigstens ein Mitglied der Verfassungscommission, was zwar recht naiv und aufrichtig, aber, wie es uns bedünken mag, im Sinn und Geist dieser Leute wenig klug war. Auch blieben die bösen Folgen nicht aus. Die vielen hiesigen politischen Klubs ballten sich plötzlich zu einem großen Ganzen zusammen, beschlossen wie Ein Mann der Reaktion entgegen zu treten, und entwarfen eine Bitt an den Senat, die Verfassungscommission so lange außer Thätigkeit zu setzen, bis man von Frankfurt her eine für das gesammte Vaterland gültige Gesetzgebung und Verfassung erlangt haben werde. — Ob diese verständigen Männer damit durchdringen werden, steht sehr dahin, da der hier herrschende Geist kein solcher ist, zu dem man Vertrauen haben dürfte. Von der einen Seite hat der Senat durch seine seitherige Stellung, durch das Heer der von ihm abhängenden Unterbeamten, durch Ansehen, Reichthum und Verschwägerungen noch eine große, durch die Gewohnheit geheiligte Macht, von der andern weiß man hier von wahrhaftem Patriotismus nur sehr wenig, auch ist die Bildung im Ganzen noch weit hinter der Zeit zurück. Der Kaufmann, der hier herrscht, kennt keine höheren Bedürfnisse und ist ein grober Egoist. Wenn es ihm nur wohlergeht, wenn nur dem Handel keine Fesseln auferlegt werden, wenn man seinen Säckel nicht ungebührlich in Anspruch nimmt, wenn man seinen Ansprüchen an materielles Wohlergehen nur nicht hindernd in den Weg tritt, kümmert er sich um die großen Zeitfragen durchaus nicht. Tritt ihm Armuth und Elend zu schroff entgegen, so greift er gutmüthig in seinen Beutel und findet sich mit seinem Herzen und Gewissen ab, ohne jemals den Wunsch in sich aufkommen zu lassen, daß es dahin kommen möge, daß solche Armuth, solches Elend für den Fleißigen und Sittlichen nicht mehr möglich sey. Einen großen Hemmschuh für den Fortschritt bilden auch die sogenannten „Erbgesessenen." So nennt man hier diejenigen, die Großbürger sind und in ihrem Erbe in der Stadt dreitausend, in den Vorstädten aber sechstausend Mark freies Geld heben. Ein Mann, der diese Bedingungen erfüllt, darf in die Bürgerconvente gehen und seine Stimme bei den Vorschlägen des Senats in dem von ihm bewohnten Kirchspiele abgeben; er nimmt also Theil an der Verwaltung und Gesetzgebung des Staats, was Andere nicht dürfen, sie müßten denn etwa Hauptleute in der Bürgergarde seyn, zu deren Gunsten eine Ausnahme stattfindet. Zwischen dem Senat und der Bürgerschaft stehen die sogenannten Kollegien, denen der erstere alle neuen Vorschläge zur Begutachtung vorlegen muß, ehe sie an die Erbgesessenen gebracht werden dürfen. Alle diese Bevorrechteten müssen nun, soll irgend ein Fortschritt erzielt werden, ihren seit Jahrhunderten geübten Vorrechten entsagen, und dagegen kämpfen sie, in denen keine höhere Idee aufgegangen, natürlich mit aller ihnen zu Gebot stehenden Macht an. Sie wollen die Volkssouveränität nicht anerkennen, sie wollen die seither ausschließlich ihnen zustehende Gewalt nicht mit ihren Mitbürgern theilen, und sind in diesem starren Egoismus die festesten Stützen der Rückschrittsmänner. Auch erwarte man im übrigen Deutschland von hier aus weder Gutes noch Großes.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 135. Dienstag den 6. Juni 1848.

— Every mountain hath a tongue,
And Jura answers, through her misty shroud,
Back to the joyous Alps, who call to her aloud.

Byron.

Briefe aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Man braucht in der That von Genf aus keine weitere Reise zu machen als auf den Salève, und man hat alle Fahrnisse und alle Schönheiten einer Alpenfahrt gekostet. Was kann es im wildesten Hochgebirg Malerischeres geben, als diesen Pas de l'Echelle? Links hat der Herabsteigende die nackte furchtbare Klippenwand, rechts die blühende Ebene, die mit tausend süßen menschlichen Lockungen zu ihm hinaufblickt. Mit jeder Stufe, mit jedem Schritt abwärts wechselt das großartige Bild, das wohl da am schönsten ist, wo man ziemlich in gleicher Höhe mit der alten Ritterburg steht, die hier auf den Klippen des Salève hängt und wo einst savoyische Ritter hausten. Es gibt solcher Burgen mehrere, ja viele in hiesiger Gegend; der gute Leman mußte an seinen Ufern diese unzugänglichen Felsennester dulden. Ihre Zahl ist genau betrachtet Legio, und seltsam ist es, daß die auf der Schweizer Seite, also gegenüber dem savoyischen Ufer, meist erhalten oder in ursprünglichen Formen wieder hergestellt sind, während die Savoyens in Trümmern liegen wie die deutschen. Ich erinnere nur an Chillon, Blonay, Wufflens, Nyon, Coppet und andere, und dagegen an die alten Salèveburgen bis St. Julian, an den Thurm von Lanzin, und an so viele Trümmer gefallener Feudalsitze in den Landschaften Faucigny und Chablais. Nicht daß hier das Feudalsystem mehr im Verfall wäre als bei dem klugen Helvetier; im Gegentheil, aber dieser läßt so leicht nichts ungenützt und die alten Raubschlösser seines Adels konnten seiner Meinung nach friedliche, heitere Wohnsitze werden, statt sie zerfallen zu lassen, und sie sind es geworden.

Wahrscheinlich bediente man sich da, wo jezt die Stufen eingehauen sind, früher der Leitern auf diesem Bergpfad. Ich steige ihn ganz hinab. Ungefähr auf der Hälfte sieht man links über sich Vertiefungen in Felsen, welche als Höhlen bekannt sind, die früher bewohnt gewesen seyn sollen; der Zugang zu ihnen ist aber nur denkbar mittelst Stricken, an denen der nach diesen Höhlen Verlangende von oben herab bis zu ihrer Mündung herabgelassen werden mußte. — Je näher dem Fuß des Gebirges, desto gangbarer wird der Pas de l'Echelle und zulezt wird er ein recht hübscher, glatter, nicht zu steiler Weg, der in eine hüglige Gegend ausläuft, in welcher bedeutende Steinbrüche sind. Diese Steinbrüche bilden eine Art von Labyrinth mit reicher Zerklüftung, Grotten und Vertiefungen überall, in denen man sich verirren könnte, wie ein Schiff im Hafen zuweilen noch scheitert. Der Hafen ist hier das schöne Dorf Very mit seinem einladenden Kirchthurm, seinen hübschen Häusern und Villen. Es liegt bereits auf Schweizer Gebiet; bevor man aber die Grenze überschreitet, welche eine streng katholische Monarchie und eine ketzerische Republik trennt — in der That zwei starke Gegensätze — kommt man noch an dem Sorgenfrei eines Genfer Künstlers vorüber, an der freundlichen Villa des ausgezeichneten Landschafters Diday, der auch außerhalb Genf berühmt ist.

Auf einem freundlichen Hügel, den der Weinstock rings umgrünt, liegt die Villa, unmittelbar am Fuß der Felsen des Salève. Es reizte den Künstler, im

katholischen Reich sich anzusiedeln. Ich kenne dieses Gefühl; auch ich lagere gar gern im süßen Schatten katholischer Dome, das Herz voll, nicht gerade von protestantischer Freiheit, sondern von der Freiheit des Denkens überhaupt. Es ist mir dann, als fühle ich inniger das göttliche Geschenk Vernunft, so nahe bei den goldenen Ketten des Glaubens. Mein Verstand verdammt die phantastischen Auswüchse des katholischen Ritus, meine Einbildungskraft liebt sie. Ich liebe sie, weil sie den Schönheitssinn im Menschen achten, nähren, pflegen und diesen so zu einem poetischeren Wesen machen, als dem nüchternen Protestantismus möglich ist. Ein Crucifix bezeichnet die Grenze zwischen Sardinien und dem calvinistischen Kanton. In der That, was die religiösen Begriffe anbelangt, so liegen diese beiden Staaten, räumlich einander so nahe, in der Zeit unendlich weit auseinander. Hier in den Bergen herrscht noch ein gewisses Mittelalter, hier wandern Mönche, hier übt der Grundherr ein patriarchalisches Regiment über seine Dorfunterthanen, hier gibt es noch Seigneurs, Schlösser, Klöster. Jenseits der Arve von dem Allem nichts. Da regiert der Gewerbfleiß, die Spekulation, das Nachdenken, die Intelligenz, Freiheit, Unglauben, und von Zeit zu Zeit Revolution.

Wir steigen so rasch wir können den Pas de l'Echelle wieder hinauf. Ehe wir in Monti anlangen, machen wir einen Abstecher auf den kleinen Salève und besuchen das alte Ritterschloß, das hier auf einer freistehenden Klippe hängt. Seinen Namen habe ich nicht erfahren können, aber gewiß hat es eine wichtige Rolle in den Kriegen der Herzoge von Savoyen mit ihrer untreu gewordenen Stadt am Ufer des großen Sees gespielt. Die Aussicht aus den Fensteröffnungen ist schwindelnd und von gewaltigem Umfang, doch nur nach Norden und Westen hin, nach der Schweiz und Frankreich. Der Süden ist hier durch den Salève selbst verdeckt. Vom Schloß aus führt ein sehr eigenthümlicher Weg, in den Felsen gehauen wie der Pas de l'Echelle, doch nicht abwärts steigend wie dieser, sondern parallel mit der Grundlage der Burg unter dem Kamm des kleinen Salève fort, mit Grotten, Ruheplätzen, Höhlen. Immer hängt der Fels wie ein Dach, wie eine halbe Wölbung über dem Gang. Zahllose Inschriften mit Griffel und Kohle bedecken das Gestein. Möglich, daß sich darunter manche alte, interessante ausfinden ließen; ich gab mir nicht die Mühe, darnach zu suchen, und kann nicht einmal dafür stehen, ob nicht der Name Goethes sich hier befindet, wie auf dem Münster zu Straßburg. Ein eben so würdiger Platz wäre hier wohl dazu, ja für ein deutsches Dichterherz, das auf dem Straßburger Münster bluten muß, ein viel schönerer. Hier braucht es nicht über die Ohnmacht und Zerrissenheit seines einst großen Volks zu weinen, das Denkmäler, wie der Münster, für seine unwürdigen Enkel baute, die ihn sich wegnehmen ließen ohne Schwertstreich, die ohne Murren, einer verrätherischen Diplomatie nachgebend, die schönste Provinz ihres Landes dem übermüthigen Nachbar abtraten. — Ich gestehe, so oft ich in Straßburg war, konnte ich mich dieses peinlichen Gedankens nicht erwehren, und immer tönte mir das französirte Deutsch des gemeinen Mannes dort wie eine zürnende Wehklage gegen das ehemalige Heimathland. Hat Deutschland noch mehrere Elsaße? Ich glaube fast. Es wird der Rolle nicht müde, nach allen Himmelsstrichen seines großen Gebietes sich berauben zu lassen. Was verschlägt das seinen drei Dutzend Monarchen? Je schwächer Deutschland, desto mächtiger sie.

(Fortsetzung folgt.)

Messieurs und Citoyens.

(Schluß.)

Freilich sind nicht alle Franzosen so; es gibt Viele unter ihnen, die nie aus ihrem Charakter fallen und im Tragischen verharren unter allen Umständen. Einen von diesen hörte ich im Klub für die Emancipation der Völker wenigstens zehnmal an einem Abend das Wort nehmen und jedesmal mit einer Salbung und einem Feuereifer peroriren, denen man eine stille Bewunderung nicht versagen konnte. Es war vor den Wahlen und der begeisterte Redner schlug den Citoyen Cabet als Kandidaten des Klubs für die Nationalversammlung vor. Da die Kandidatur dieses Socialisten von manchen Seiten angefochten wurde, so erhob sich unser Demosthenes zu verschiedenen malen, um seinen Schützling zu vertheidigen und, da jede Apologie sehr leicht in eine Lobrede überspringt, alle schönen Eigenschaften und unvergleichlichen Verdienste des icarischen Reisenden hervorzuheben. Der gute Mann hatte aber das Unglück, daß er jede neue Anrede, sogar jeden neuen Ansatz mit „meine Herrn" begann, eine Formel, die den Statuten des Klubs zuwider lief. Nun wurde er zwar deßhalb weder von dem Präsidenten noch von irgend einem Mitglied der Versammlung zurecht gewiesen, allein kaum war ihm das Wort entfahren, so merkte er jedesmal selbst den Irrthum und verbesserte ihn in aller Eile. „Meine Herrn, Sie werden wohl wissen — Citoyens wollte ich sagen" — „Meine Herrn, es kann Ihnen nicht entgangen seyn. Ich habe mich versprochen, meine Herrn — Citoyens also." — „Wir sind alle Republikaner, meine Herrn,

verzeihen Sie, Citoyens." Man kann sich leicht denken, daß diese gewissenhafte und hastige Correktur eines beständig wiederkehrenden Erratums in dem Saal eine bedenkliche Heiterkeit erzeugen mußte, die allerdings nie beleidigend laut, aber doch so merklich wurde, daß ein minder patriotischer, ein minder von seinem Gegenstand fortgerissener Redner durch dieselbe hätte gestört werden können.

Das war aber noch nichts. Der begeisterte Redner ließ sich noch viel schwerere Vergehen zu schulden kommen. Er wollte einen Begriff von der hohen, weltbekannten Ehrlichkeit seines Helden geben, nachdem er erst ausdrücklich erklärt hatte, daß er dessen Schriften nie gelesen habe. Er warf sich daher in die Brust und rief mit erschütternder Stimme aus: „Cabet ist ein braver, ein unbescholtener Mann, das weiß Jedermann, denn Jedermann kennt ihn von einem Ende des Königreichs zum andern." Da brach im ganzen Saal ein wüthendes Gewitter los; von allen Seiten ließen krächzende und ächzende, dumpfe und kreischende, dünne und donnernde Stimmen sich vernehmen. „Es gibt kein Königreich mehr!" hieß es. „Es gibt kein Königreich mehr!" — „Sie haben Recht, meine Herrn — Citoyens will ich sagen," entgegnete begütigend der erschrockene Redner. Nachdem er diese Versicherung drei- oder viermal, aber vergebens wiederholt hatte, legte sich der Präsident des Klubs mit beherrschendem Organ und gebieterischem Ton darein und verschaffte dem armen Unterbrochenen wieder das Wort. Dieser griff den Faden seines Vortrags höchst würdevoll auf und nahm sich fünf Minuten lang ganz außerordentlich zusammen. Es entfuhr ihm während dieser Zeit nicht die kleinste anstößige Sylbe.

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten.

Mit einemmal kam ihm das unselige „Königreich" wieder in den Mund. „Hat nicht, meine Herrn, am 25. Februar das ganze Königreich" — Nun war der Saal nicht mehr zu halten. „Fort mit ihm, fort mit ihm!" tönte es rechts und links, hinten und vorn. „Es ist ein Carlist, die royalistischen Ideen stecken ihm zu sehr im Kopf, darum kann er nicht ordentlich republikanisch reden. So sind sie Alle, sie wollen die Cabets, die Blanquis und ähnliche Brauseköpfe an's Ruder bringen, damit Alles drunter und drüber geht und sie dann im Trüben fischen können." — Der unglückliche Freund Cabets, ein Erzrepublikaner, wie ich später erfuhr, der es mit Niemand bös meint als mit den Königen, stammelte einige Worte der Entschuldigung, allein wüthendes Geschrei übertäubte ihn, er mußte die Rednerbühne verlassen und Cabet wurde in dem Klub nicht als Kandidat zur Nationalversammlung angenommen.

Groß ohne Zweifel ist der Umschwung dieses Jahrs; die Ereignisse sind zu schrecklich ernst, um harmlose Rosenlaune oder bedeutungsloses Possenspiel in ihrer Nähe zu vertragen, und in Frankreich zumal griff das Schicksal mit so räthselhafter Macht und verwirrender Schnelligkeit in die Berechnungen der Klügsten und die Gewohnheiten der Gleichgültigsten ein, daß selbst den leichtsinnigen Parisern die Lust an ihren liebsten Vergnügungen verging. Aber wie wahrhaftig auch und tief, diesen furchtbaren Offenbarungen eines ewigen Willens gegenüber, die Andacht und Zerknirschung des Einzelnen sey, mit welcher Ergebung er die Pflichten, die von den neuen Verhältnissen ihm aufgelegt werden, erfülle, und wie methodisch gewissenhaft er jedes Belächeln so außerordentlicher Begebenheiten sich untersage, er darf denselben nur unbefangen in's Gesicht schauen, und bald wird er erkennen, daß dem Riesendrama die komische Seite nicht abgeht, daß es nicht nöthig ist über dergleichen Ereignisse zu scherzen, um sie in's Groteske zu ziehen, daß sie selber schon an Fratzen und Harlekinaden einen hinlänglichen Vorrath haben, und daß, gleich den Königen des Mittelalters, das Verhängniß seine Narren im Gefolge hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Wahlen für Frankfurt. — Zeitungswesen.

Was man hier schon wieder sich erlauben zu dürfen glaubt, zeigt die erst vor Kurzem erfolgte Ausweisung dreier Schriftsteller, Fischel, Kleinpaul und Ludwigh, gegen die nichts vorliegt, als daß sie nicht so glücklich waren, in Hamburg geboren zu werden, und daß sie mißliebige Dinge drucken ließen. Mißliebig ist aber Alles, was dem Fortschritt huldigt und sich der Reaktion entgegenstemmt; auch haben diese drei Männer sich weder gegen die Behörden, noch gegen Privatpersonen wirklich vergangen, sondern redeten und schrieben nur so, wie man es jezt überall thut. Sie haben sich, wie es heißt, über diese Unbill beim Bundestag beschwert, und wir hoffen mit Zuversicht, daß ihnen Genugthuung werden wird. — Das traurigste Zeugniß für unsere politische Unmündigkeit legten wir aber durch unsere Wahl für Frankfurt ab. Dr. Heckscher konnten wir zum Glück nicht umgehen und so wurde er gewählt, neben ihm aber die Herrn Edgar Roß und Ernst Merk, beide unbescholtene, sehr geachtete Männer, aber sonst keineswegs zu einer solchen Mission geeignet. Man bot alle nur erdenklichen Mittel auf, ihre Wahl durchzusetzen, einmal weil beide reich, Kaufleute und

keine sogenannten „Schreier“ sind, wie man hier die Männer des Fortschritts nennt, vorzüglich aber, damit von hier „keine Advokaten in's Parlament kämen!“ Vor den Advokaten fürchtet man sich am meisten, eben weil man mit Recht eine größere Bildung bei ihnen voraussezt. Troz dem veranlaßte man die Herren Roß und Merk an der Börse, eine Art von politischem Glaubensbekenntniß abzulegen, wozu beide, ihrer Rednergaben sich wahrscheinlich bewußt, auch sogleich willig und bereit waren. Die Reden der Herren — obschon man die des Herrn Roß, der, ein geborner Engländer, etwas undeutlich sprach, nicht verstehen konnte — ernteten einen wahrhaft rauschenden Beifall von Seiten der Versammlung, und ein donnerndes: »Ross and Merk for ever!« hallte in allen Herzen wider. Was aber sagte Merk? „Er sey ein entschiedener Feind des Communismus und Socialismus, und gelobe, beide beim deutschen Parlament mit allen seinen Kräften zu bekämpfen; ob ihm das aber gelingen werde, das wisse Gott!“ — Nach dieser Probe sind wir sehr begierig auf die ferneren Reden beider Herren in Frankfurt. Wir vergaßen noch zu sagen, daß man für die Wahl Merks auch den Umstand geltend machte, „daß er eine Frankfurterin geheirathet habe, folglich dort besser Bescheid wisse, als mancher Andere, der nie dahin gekommen.“ Daß man ihn vorzüglich deßhalb gewählt zu sehen wünschte, weil er der Sohn eines reichen Senators ist, verschwieg man.

Die Zahl der Journale wird mit jeder Woche ansehnlicher und fast ohne Ausnahme sind die neuentstehenden im Geiste des Fortschritts redigirt. Unter den Volksblättern nimmt unbedingt der „Freischütz“ die erste Stelle, vielleicht in ganz Deutschland, ein. Wir kennen wenigstens kein Blatt der Art, das ihm an die Seite zu stellen wäre. Er ist durchaus anständig, frisch, selbst oft humoristisch, und fast immer in seinen Nachrichten zuverlässig; auch soll er täglich an Ausbreitung gewinnen. Der „Mephistopheles“ des Herrn Marr, welcher früher für die Schärfe seines Witzes mit Gefängniß büßen mußte, ist wieder auferstanden und geißelt jezt doppelt scharf. Man hoffte den Vielen so lästigen durch den ihm auferlegten Stempel zu unterdrücken; aber sein Pathe, Julius Campe, war klug genug, sein Adoptivkind gegen dieses kostbare Stigma dadurch zu bewahren, daß er seine Wiege nach dem kaum eine halbe Stunde entfernten Wandsbeck transportirte, wo jezt völlige Preß- und Verlagsfreiheit herrscht. Da zwischen Hamburg und Wandsbeck jede halbe Stunde ein Omnibus fährt, macht es durchaus keine Beschwerde, dort ein Blatt drucken zu lassen, und wir begreifen nicht, weßhalb unsere andern, unter dem Stempel fast erliegenden Blätter nicht längst denselben Ausweg ergriffen haben. Die Zahl ihrer Abonnenten würde sich nicht nur verdoppeln, sondern wohl gar verdreifachen, wenn sie mehreremal in der Woche erscheinen könnten, was jezt des Stempels wegen unterbleiben muß. Die Herausgeber solcher Blätter sollten sich einigen, in Altona oder Wandsbeck ein großes Lokal miethen, jeder seine Presse in einem besondern Raum aufschlagen, um sich gegenseitig nicht zu hindern, und von da aus ihre Blätter mit dem Omnibus nach Hamburg schicken. Dadurch würde nicht nur die lästige Stempelabgabe, die bei vielen Blättern fünf-und-zwanzig Prozent beträgt, erspart, sondern man könnte auch der Concurrenz begünstigter, wider Recht vom Stempel befreiter Blätter begegnen, und überdieß Intelligenznachrichten bringen, was man hier der sogenannten „privilegirten Blätter“ wegen nicht darf. Früher wäre das nicht möglich gewesen; seit aber die Herzogthümer vom dänischen Joche befreit sind, steht dem nichts mehr im Wege, da es dort weder Concessionen und Stempel, noch Privilegien mehr gibt. Unter den neuesten Blättern zeichnet sich der „Republikaner“ durch seine freimüthige Sprache und seinen zeitgemäßen, höchst interessanten Inhalt besonders aus. Er wird schnell emporkommen. Uns wurde erzählt, daß der Redakteur des „Republikaners,“ ein Herr Prinz, gleichfalls ein von hier Ausgewiesener sey; seine sehr scharfe Sprache läßt auf einen mächtigen Haß gegen die hiesigen Gewalthaber schließen. So binden sich diese Herren selbst die Ruthen, womit man sie geißelt.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Mai.

(Schluß.)

Garden aus dem Stegreif.

Ein anderer Trupp hatte das Hotel der Polizeipräfektur besezt und sich daselbst häuslich niedergelassen. Dieser Haufen wurde gleichsam die Leibwache des ersten republikanischen Polizeipräfekten Caussidière, und in der lezten Zeit kostete es Mühe, die Nationalgarde in den Besitz des Hotels zu setzen und diese sonderbare Garde in gewöhnliche Gensdarmerie, oder wie man jezt sagt, in eine garde républicaine zu verwandeln. Erst als Caussidière seine Entlassung gefordert hatte, wurde dieß möglich. Eine eigene Bewandtniß hatte es mit den sogenannten Montagnards, von denen in der lezten Zeit viel die Rede gewesen ist, und deren Haupt nun als Mitverschworner gefangen sizt. In den ersten Tagen der Revolution wurde die Polizei von zweien, von Caussidière und Sobrier, verwaltet; dann hieß es, Sobrier ziehe sich zurück, in der That aber bezog er ein Haus neben den Tuilerien, das Kroneigenthum gewesen war, hatte daselbst auch seine eigene Leibwache, und fing in diesem Hause ein neues Journal, la commune de Paris, an, das über die Verhandlungen der Klubs berichten sollte. Diese Leibwache versah auch den Polizeidienst, sicher im Einverständniß der neuen Regierung. Aber bei dem gewaltsamen Auftritt am 15. Mai schlug sich Sobrier mit seiner Leibwache so entschieden zu der Rotte der Aufrührer, daß man nothgedrungen ihm zu Leibe gehen mußte. Die Nationalgarde brach in sein Haus ein, vertrieb seine Montagnards, nahm Sobrier gefangen und bemächtigte sich seiner Papiere. Die Truppe der Montagnards ist nun aufgelöst, wie Caussidière's Leibwache; man wird die Leute in andere Corps stecken. Mich wundert, daß Barbes und Blanqui nicht auch jeder seine Leibwache errichtet hatten. Der erstere hatte sein Hauptquartier und seinen Klub im Palais royal; hier ließ er es sich wohl seyn, und als man am 15. Mai nach seiner Verhaftung seine Zimmer im Palast untersuchte, fand man einen Tisch mit fünf-und-zwanzig Gedecken, vermuthlich zu einem Gastmahl, bei dem seine Erhebung zum Diktator von ihm und seinen Mitverschwornen gefeiert werden sollte. Solche wunderliche Dinge erlebt man unter den Geburtswehen der neuen Republik. Zum leider nur allzu Wahren gesellt sich aber auch allerlei falsches und albernes Gerücht. So wird jezt auf den Gassen ein gedruckter Bogen feil geboten mit Berichten, welche angeblich nach der Erstürmung der Tuilerien in den Zimmern der Herzogin v. Orleans gefunden worden sind. Diese Prinzessin soll einen Spion gehalten haben, der ihr berichtete, was beim König vorging. Dieser Spion nun berichtet in den ersten Wochen dieses Jahres, Ludwig Philipp sey zur Zeit als man ihn in Paris für unpäßlich ausgab, gestorben, und der Hof habe seitdem einen gemeinen Mann, der ihm sehr ähnlich sah, für Ludwig Philipp ausgegeben, dessen Leichnam der Spion Nachts in die Gewölbe des Schlosses zu St. Cloud will haben bringen sehen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 136. Mittwoch den 7. Juni 1848.

Ecce, Deus excelsus in fortitudine sua, et nullus ei similis in legislatoribus!
Quis poterit scrutari vias ejus? aut quis potest dicere: operatus es iniquitatem?

Job.

Armuth und Christenthum.

Zur Kirchengeschichte des Armenwesens.

I.

Gestürzte Größen sind Festtagsschmauße für die Haus-, Staats- und Reichshistoriographen (seligen Angedenkens). Nachdem in der ersten französischen Umstürzung Robespierre le bon dieu in Abgang hatte dekretiren lassen, mußte, wenn auch etwas spät, Didron eine histoire de dieu schreiben. Nachdem in Folge des jüngsten Pariser Umsturzes mit einem napoleonischen: „das Haus Braunschweig und Hannover hat aufgehört zu regieren," l'aborton de Robespierre, der kleine Arbeitergeneral Louis Blanc, la misère aus der Welt hinaus beschlossen, muß der Wunsch ganz in der Ordnung seyn, die Geschichte der Armuth und ihrer mit ihr des Todes verbleichenden Tröfterin, der Wohlthätigkeit, geschrieben zu sehen.

Heute ist freilich keine Zeit dazu, wir haben Alle vollauf mit Wichtigerem und Handgreiflicherem zu thun. Dennoch mag es, so lange die Geschichte noch nicht ihre Professur verloren hat, von Belang seyn, sie um Rath zu fragen, um guten Rath zur That, welch leztere bekanntlich überall leicht wird, wo ersterer nicht zu theuer ist: sie zu fragen, nicht bloß wie sie's vor Alters machten in der guten alten Zeit, die uns so schlechtes Erbtheil hinterließ, sondern welche Fäden sich aus ihrem Gewebe in die neue Zeit und in die Zukunft fortspinnen wollen, fortspinnen lassen, um an dem großen Webstuhle der Menschheit nicht bloß Bettlermäntel, wenn auch nicht mehr so viele Purpurmäntel zu wirken.

Man schreibt dicke Bände, man hält meilenlange Reden, man erfindet dem babylonischen Thurmbau ähnliche Weltbeglückungsplane, und die schriftstellernden Musterreiter der Gegenwart sind gewohnt, in nichts, selbst nicht in dem Artikel vom deutschen Kaiser ohne Land und Bart, mehr zu „machen" als im Artikel von der gründlichen Ausrottung des übelsten Wildschadens dieser Welt, der Armuth und des Elends durch gewisse untrügliche Pulver, zu deren Verdauung die liebe Menschheit eben einen bessern Magen haben sollte, als sie dermalen und beinahe seit Erschaffung der Welt besizt. Seit die Büchse der Pandora geöffnet, seit das Gartenthor von Eden zugeschlossen und mit so guter Schildwache verwahrt ist, seit die Arbeit eine Sache des Schweißes ist und der Acker Dornen und Disteln trägt, wenn nicht der edle Schweißtropfen vom Angesicht des Fleißigen ihn befruchtet, seitdem ist es allerdings eine eigene Sache um die Menschenbeglückung. Nur ein Narr oder ein Gott kann's unternehmen. Narren zu Tausenden haben's versucht und das Vollbringen natürlich nicht gefunden. Der Gottmensch, der sich des Menschen Sohn, den Ersten der Menschheit, ein wenig anders nannte als Louis Blanc sich den ersten Arbeiter Frankreichs nennt, hat die übermenschliche Arbeit begonnen und troz der Menschheit fortgeführt bis heute, und er wird es, wenn auch noch nicht heute und morgen, vollenden.

Louis Blanc nun erhält für den Band unsterblicher Werke 20,000 Franken, und für seine unsterblicheren Reden einen Schemel unter die Füße. Jener Menschensohn hatte nicht wo er sein müdes Haupt hinlegte und unter seine todesmatten Füße bekam er am Stamm des Kreuzes das harte, schmale Fußbrett,

das nur dürftig den erlahmenden, ausgespannten Armen die Last des Körpers tragen half. Der Erlöser des Geschlechtes mußte in fremden Windeln in der Krippe liegen und in einem fremden Grabe schlafen. Wie er, so waren alle großen Wohlthäter der Menschheit arm. Sokrates war arm, Paulus war arm, Luther war arm, Schiller war arm — wer will sie alle aufzählen die großen Armen, die es waren oder wurden, um Viele reich zu machen! Das gibt zu denken und zu fragen.

Ob wohl diese Männer worden wären, was sie wurden, wenn sie reicher Leute reiche Erben gewesen wären? Diese Frage ist wohl ziemlich müßig. Daß die Noth in der Regel dem Menschen seine Antriebe geben muß, ist gewiß, so wenig schmeichelhaft es für die nichtsnutzige Menschheit ist, daß ihr Erzieher immer mit der Haselruthe hinter dem ungerathenen Zögling stehen muß. Wie aber ein wackerer Schulherr immer ein ganzes Büschel Haselstauden im Vorrath hat, dick und dünn, lang und kurz, so daß der Same nicht ausgeht, auch wenn die bösen Buben hinterrücks ihm die alten Stöcke dutzendweise ringeln oder knicken, eben so liegt in dem Pulte des Oberpädagogen der Uebel Menge in reicher Auswahl, und ist's Hunger nicht, so ist's doch Kummer verschiedenster Art, als stets bereites Exekutionsmittel. Goethe war nicht arm, aber dieser, doch gewiß einer der glücklichsten Sterblichen, bekannte schließlich, die Hand auf dem Herzen, er habe in seinem ganzen Leben nicht zwei glückliche Tage nacheinander gehabt.

Aber eine ganz besonders probate Haselruthe muß doch die Armuth und das mit ihr insonderheit verbundene Elend seyn, sonst wäre sie nicht so verbreitet, und zumal in solchen Zeiten und Landen, wo der Hochmuth auf das „wie wir's so herrlich weit gebracht“ auf's Höchste steigt. So entstand ein tödtlicher Gegensatz zwischen Armen und Reichen, der erstere mit letzteren verschlang, im israelitischen Volk unmittelbar vor seinem Untergange und im römischen zur Kaiserzeit; so war's in der Reformationszeit, wo der Bauernkrieg folgte; so ist nun wieder auf den Hochmuth der Fall in eine weltgeschichtliche Armuthszeit gekommen.

Ohne ein gewisses Maß von Gütern verliert das Leben seinen Reiz, ohne ein wenigstes über das Bedürfniß hinaus und über die nackte Leibesnothdurft ist das Leben nicht lebenswerth. Mit gütiger Hand hat sich daher auch die Vorsehung das Gesetz vorgeschrieben, jedem Menschenkinde so viel zuzutheilen, daß es damit sein Leben sich verschönern und genießen kann. Aber da kommt der Satan und weiß mit dem erdwärts ziehenden Metall aus dem frei- und geistgeschaffenen Menschen einen Erdenwurm, einen Sklaven seiner selbst zu machen. Nichts in der Welt, nicht Lust und Ehre nährt also die angeborene Selbstsucht, wie das bleiche Gold und das kalte Silber. Der Herr der Welt hat aber seinen Austheiler offenbar für eine Welt der Liebe und nicht der Selbstsucht entworfen; er gibt ihr stetig eine gewisse, für Alle ausreichende Summe und sagt: so, jetzt haltet Haus damit und theilt euch drein nach Recht und Liebe. Will nun ein Jahrhundert den Mammon als Gewicht in seine Uhr einhängen, so mag es zusehen wie und wohin das geht. Je mehr die Selbstsucht ihre Schätze häuft, desto ärmer macht sie die Welt. Nicht nur leiblich durch Wucher und Zinse und Steuern, durch Placken und Zwacken, durch Geiz und Hartherzigkeit saugt sie den geringen Mann aus, sondern noch mehr sittlich entblößt sie ihn, indem sie auch ihm die lähmende, tödtende, entleerende Selbstsucht nicht bloß durch das Beispiel, sondern eben auch durch die künstlich erzeugte und herzlos übersehene Noth als Gift und Tod in's Herz senkt. Ein Jeder entzieht sich dem Andern, Keiner liebt den Nächsten als sich selbst, und dann wär's aus mit der Menschheit im Kriege Aller gegen Alle, wenn nicht derselbe Herr der Welt das große Naturgesetz in sie gelegt hätte, daß jedes Uebermaß die Heilung im eigenen Ueberstürze trägt. Daß die Menschheit nicht auf Gold sich gründen und nicht mit Silber sich zusammenhalten kann, sondern daß der Glaube an die ewigen Güter ihr Grund und daß die Liebe zum Bruder ihr Kitt ist, das geht als zukunftfrohes Licht den Herzen eben aus der Nacht einer in Brutalität des Reichthums und der Armuth sich vollendenden Zeit der Selbstsucht auf. Der Schöpfer und Regent der Menschheit ist ein entschiedener Homöopath in einem Stücke: Selbstsucht treibt er durch Selbstsucht aus, den Geldhunger durch Brodhunger, und wenn's nicht anders geht, den Golddurst durch den Blutdurst. Ja wohl, unser Generalarzt muß doch seine guten Gründe zu seiner wiederholten Hungerkurverordnung haben! Sie ist ein vorzügliches Hausmittel und wird sich, weil noch immer probat, auch dießmal bewähren. So sind wir am Ende selber noch froh daran, und für die Menschheit müßten wir's bitter beklagen, wenn der kleine Louis Blanc so groß wäre, daß ihm die dermalige Weltplage nicht über den Kopf wachsen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Die Byse, der für die Genfer so unangenehme Nordwind, der von Lausanne, Freiburg und den

Berner Eisgebirgen kommt, hatte sich aufgemacht und wehte stark, so stark, daß der Aufenthalt im Freien, obgleich im Frühsommer, für die nächsten Tage unangenehm war. Wenn gleich Morner durch den Salève selbst bedeutend geschützt ist, so konnte man doch keinen Ausflug machen, ohne von dem scharfen Winde zu leiden. Was blieb unter solchen Umständen übrig, als andere Unterhaltung zu suchen? und hätte es mit dem kalten schweigsamen Engländer seyn sollen, der jeden Morgen mit Zeitungen unter dem Arm — Gott weiß, wo er ihrer habhaft wurde — in den Salon trat, leicht grüßte, eine Brille hervorholte, dieselbe sorgfältig abwischte und dann sich niedersetzte vor den Theelisch, trank und las, las und trank. Doch war das Antlitz des ältlichen Herrn nicht uneben, und wenn er lächelte, sogar angenehm.

An einem der Bysemorgen also wagte ich es, den Schweigsamen anzureden, und es gehört in der That Muth dazu, einen Engländer, der lesen will, anzusprechen, und noch dazu französisch, auch war ich auf meinen Rückzug schon vorbereitet. Aber siehe da, Wunder über Wunder! anstatt des unwirschen Geknurres, anstatt des gefrorenen yes oder no, welches ich erwartet, kam eine recht hübsche, artige Antwort zu Tage. Dieselbe lautete ungefähr dahin, auch er freue sich der schönen Erntehoffnungen, zu denen ein beispiellos schöner Frühling berechtige, wie er überall höre; übrigens habe er schon einer Ernte beigewohnt in diesem Sommer, und die zweite habe sich durch herrliche, bereits in der Blüthe stehende Saaten auch sehr glückverheißend angekündigt in dem Lande, woher er komme und wo er sich Monate lang aufgehalten. — Auf meine Frage, was denn das für ein Land sey, nannte er Egypten.

So kommen diese Britten überall herum, sind überall zu Haus, trinken überall ihren Thee, lesen überall ihre Times und sind überall Engländer, d. h. Söhne einer mächtigen, auf dem ganzen Erdball nicht allein gekannten und geachteten, sondern auch gefürchteten Nation. Es muß doch schön seyn! Was hilft die Liebe, die Sympathie unter Nationen? Eine Nation, die nicht gefürchtet wird, darf auf Liebe nicht rechnen, und eine gefürchtete entbehrt leicht die schwankende Stütze der leztern. Sey dem wie ihm wolle, mein stiller Zeitungsleser hatte den Winter in Alexandrien zugebracht, war dann ganz ruhig und gleichmüthig, als ginge er aus einer Stube in die andere, über Marseille nach Genf gekommen und wollte ein paar Wochen hier in der reinen Bergluft von Morner zubringen, bevor er wieder nach England ging. Das geht Alles so leicht, so sicher, so ruhig; ein gewaltiger Schutz umgibt den fahrenden Britten überall, und darum ist er überall zu Haus.

Ich gewann eine Art von Zuneigung zum Zeitungsleser, die er zu erwiedern schien; denn er blieb von da an stets freundlich gegen mich und schien nicht ungern seine Zeitung manchmal bei Seite zu legen, um mit mir zu plaudern. Daß mir übrigens zu einem Britten noch Vieles, ja Alles fehlte, bemerkte ich an meiner stillen Abneigung gegen die Riesenblätter, in die mein alter Freund sich täglich einzuhüllen pflegte, und an meiner geheimen Freude darüber, daß ich nicht verbunden war, dieses Zeug alles zu lesen. Viel Unnatur liegt bei alledem doch auch im gewöhnlichen Leben des civilisirtesten Volks. Was muß in England nicht jeden Morgen gelesen werden! Welche Mägen gehören dazu, all diese ungeschlachte Kost zu verschlingen, welche die Tagespresse während der Nacht bereitet! Was mich betrifft, so habe ich vollkommen genug für Augen und Seele und Nerven, wenn ich jeden Morgen die Allgemeine Zeitung nebst ihren Beilagen gelesen habe. Sie schon spannt mich zuweilen ab, oder ermüdet mich, nicht durch ihren Inhalt an sich, der meist in wissenschaftlicher Beziehung trefflich ist, aber durch seine Mannigfaltigkeit und Menge. Völlig unfähig wäre ich drei oder vier englische Riesenzeitungen zu lesen, selbst mit dem regsten Interesse für die englische Politik oder Politik überhaupt.

Mehrere Tage später — die Byse hatte sich indessen völlig gelegt — kam ich in Annemace an, dem eine Stunde von Morner entfernten Grenzzolldorf, um mit der Journalière von Genf nach Salanches und dem Chamounythal zu fahren. — Da stand ich denn vor den gestrengen Zöllnern, den mitleidlosen, und den Paßvisitatoren, umgeben von Gensdarmen und andern uniformirten Menschen. Alles, was im sardinischen Staat uniformirt ist, sieht übrigens recht stattlich und militärisch hübsch aus. Eine wahre Freude war es zu sehen, wenn dann und wann in den glanzlosen Volkshaufen Genfs, mitten in der Herrschaft der Blouse und des schlichten Bürgerrocks, die zierlichen Rittergestalten sardinischer Militärs zu Fuß oder zu Roß sich zeigten. Sie sind da gerade nichts allzu Seltenes und eben so wenig Phänomene als eine gallische Rothhose; denn St. Julien, der erste sardinische, und St. Genis, der erste französische Soldatenposten, sind beide nur einige Stunden von der Hauptstadt des Cantons entfernt, doch immer etwas Auffälliges, Bemerktes, und gar manchem Auge Gefälliges, denn eine hübsche, im Waffenschmuck prangende Jünglingsgestalt übersieht und haßt auch eine Republikanerin nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

(Fortsetzung.)

Ein tragischer Fall. — Die Reichen in der Noth der Zeit.

Was früher als eine, wenn gleich nicht würdige, doch wirksame Maßregel zur Unterdrückung eines lästigen Organs angesehen werden durfte, ist bei dem jetzigen Stand der Verhältnisse durchaus verkehrt und bewirkt gerade das Gegentheil von dem, was man bezwecken wollte. Daß auch die Presse, gänzlich freigegeben, hie und da mißbraucht werden würde, steht nicht zu läugnen; allein wer würde das Feuer verbannen wollen, wenn er's könnte, weil auch einmal ein Gebäude dadurch in Asche gelegt wird? Es gibt Nichts in der Welt, das nicht schädlich, nicht mißbraucht werden könnte. — Eine wahrhaft tragische Begebenheit beschäftigt in diesem Augenblick viele Gemüther. Wir würden sie aus Schonung für den Schwerbetroffenen hier nicht berühren, wenn dieser selbst sie nicht durch den Druck der Oeffentlichkeit übergeben hätte. Ein Theil der Leser wird sich wohl noch erinnern, daß ein damals noch sehr junger Mann, der Dr. H. Scherer, eines am Münch'schen literarischen Nachlasse begangenen Plagiats angeklagt und überführt wurde. Seit dieser unglücklichen Begebenheit hörte und sah man nichts weiter von ihm, bis er vor etwa einem Jahre plötzlich hier auftauchte und im Verein mit der geachteten buchhändlerischen Firma Perthes, Besser und Mauke ein dem Freihandelssystem geweihtes Blatt, den „Freihafen," begründete. Dieses schien, nachdem es mancherlei Anfechtungen und Verfolgungen von Seiten der hiesigen privilegirten Zeitungen erfahren hatte, den Sieg davontragen und dem Redakteur eine gute Zukunft versprechen zu wollen, als ein mit Dr. François Wille angeknüpfter Streit endlich dahin gedieh, daß Dr. Scherer seinen Gegner fordern zu müssen glaubte, um seine von diesem angegriffene Ehre wieder rein zu waschen. Dr. Wille aber, obschon als ein Mann bekannt, der schon vielfältige Proben des zu einem Duell nöthigen persönlichen Muthes abgelegt, lehnte ein solches entschieden und unter harten Ausdrücken ab, was Dr. Scherer bewog, die Sache der Oeffentlichkeit zu übergeben und auf ein Ehrengericht zu dringen, das entscheiden sollte, ob Dr. Wille ihm die verlangte Satisfaktion zu geben habe oder nicht. In dem diese Angelegenheit zur allgemeinen Kunde bringenden Aufsatze bekannte sich Dr. Scherer mit edlem Freimuthe zu der Verirrung seiner Jugend und wies zugleich darauf hin, daß er sie durch ein siebenjähriges tadelloses Leben und ächte Reue gesühnt zu haben glaube. Die Sache ruhte dann einige Zeit, bis am 20. Mai Dr. Scherer in einem langen Aufsatze in unsern „wöchentlichen gemeinnützigen Nachrichten" anzeigte, daß, ganz wider sein Erwarten, das Ehrengericht gegen ihn entschieden habe und somit das Verdammungsurtheil über ihn ausgesprochen sey, welches ihn zwinge, seine seitherige gute Stellung und zugleich Hamburg augenblicklich zu verlassen. Dieser Aufsatz hat dem bedauernswerthen Mann das innigste Mitleid und die aufrichtigste Theilnahme Vieler erworben, und eine um so größere, da das Ehrengericht die Gründe für einen so harten Ausspruch weder dem davon Betroffenen selbst, noch dem darnach natürlich begierigen Publikum mittheilen wollte.

Auch bei uns, wie in andern großen Städten, haben die Gesellen gewisser Gewerke sich durch Forderung höhern Lohns gegen ihre Meister aufgelehnt und wahrscheinlich einen solchen auch erlangt, obgleich im Grunde der Arbeitslohn hier zu keiner gerechten Klage Anlaß geben konnte, da wohl kaum irgendwo — London ausgenommen, wo aber das Leben auch am theuersten ist — die arbeitende Klasse besser gestellt ist, als eben in Hamburg. Auch die Buchdruckergehülfen traten, wie in Berlin, hier zusammen, jedoch ist dieß ohne Störung für das Geschäft abgegangen, da unsere Blätter nicht einen Tag aufgehört haben zu erscheinen, während in Berlin eine solche Stockung über eine Woche hinaus dauerte, was in dieser ernsten, wichtigen Zeit besonders beschwerlich fiel. — Daß Handel und Gewerbe unter den obwaltenden Umständen sehr leiden, ist begreiflich; auch hört man Klagen aus dem Munde fast Aller. Nicht zu entschuldigen ist es aber, daß wirklich sehr Reiche, darunter Millionäre, sich jezt in ihren Ausgaben so auffallend einschränken, daß für den sogenannten kleinen Mann, der von der Hand in den Mund lebt, jeglicher Verdienst wegfällt und er mit den Seinigen an den Bettelstab gebracht wird. Daß der spart, welcher nur ein mäßiges, vielleicht gar ungewisses Einkommen hat, ist höchst vernünftig; allein wenn der Reiche in einer Zeit wie diese allem Ueberfluß entsagt und seine großen Kapitalien im Kasten behält, ruft er durch Vergrößerung des Proletariats Zustände hervor, die ihn früher oder später selbst am schwersten treffen werden. Die bei der lezten, zwar verunglückten, aber lehrreichen Revolution in Paris begehrte Milliarde möge den Reichen zeigen, daß sie auf einem Vulkan stehen und Alles verlieren müssen, wenn sie sich nicht zeitig zu Opfern verstehen. Immer besser ist es gewiß, der arbeitenden Klasse durch Arbeitgeben den nöthigen Lebensunterhalt zu gewähren, als die Masse durch Arbeitsverweigerung zum Almosenempfangen zu nöthigen, schon weil lezteres in der Regel die Moral untergräbt, indem es das Ehrgefühl unterdrückt. Den Regierungen wird es, selbst bei dem besten Willen, nicht möglich seyn, Allen, die sie fordern, Beschäftigung und dadurch Lebensunterhalt zu gewähren; aber die Reichen könnten es, wenn sie, statt sich in ihren Luxusausgaben einzuschränken, gerade jezt etwas mehr dafür aufgehen ließen. Durch diese weise und gerechte Handlungsweise allein wäre unabsehbares Elend vom Vaterland abzuwenden, wäre einer Revolution vorzubeugen, die eben sie in ihren Folgen am schwersten treffen wird. Mit Recht tadelt man es daher hier auch allgemein, daß einige sehr Reiche sich gerade jezt fast ärmlich einschränken, daß sie einen Theil ihrer Dienerschaft entlassen, ihre Equipage abschaffen, ihr Comtoirpersonal bis zur Hälfte verringern und dadurch eine Menge an Wohlleben gewöhnter Personen auf die Straße setzen. Eine so unsinnige wie ungerechte Handlungsweise lassen sich selbst unsere Millionäre zu Schulden kommen, und wir könnten Beispiele mit Namensbezeichnung anführen, wenn wir es uns nicht zum Gesetz gemacht hätten, uns, so weit es irgend möglich ist, der Persönlichkeiten zu enthalten. Wir geben aber denen, die so unvernünftig handeln, zu bedenken, welcher Gefahr sie sich selbst und alle Besitzenden aussetzen, wenn sie so fortfahren in einer Zeit, wo fast alles baare Geld aus dem Verkehr verschwunden ist, weil die Furcht vor Verlusten es in unserer Bank aufgestapelt hat, in deren Gewölben die enorme Summe von siebzig Millionen harter Thaler lagern soll.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 137. Donnerstag den 8. Juni 1848.

Ecce multi publicani et peccatores venientes.
Matthaeus.

Briefe aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Was Zierlichkeit, Eleganz, ja Geschmack der Uniformirung betrifft, tragen die Sardinier über die Franzosen den Sieg davon. Die lezteren sind, man muß das zugeben, die tapferſten, aber die am wenigsten geschniegelten und gebügelten Soldaten; ihre rothen Hosen sind meist geradezu häßlich, eben so ihre Tschakos, aus der Taille machen sie sich wenig, genug, sie sind gänzlich entfernt von dem, was man unter Borussicismus verstehen könnte. Der Sardinier hat schon etwas mehr davon und man sieht es ihm an, daß er viel Zeit auf seinen Anzug verwendet, gern und oft Parade macht und dafür weniger auf den Schlachtfeldern zu thun hat. — Bei den Franzosen ist nur der Kavallerist schön, die ihrer Natur nach am meisten martialische Truppengattung, und ein französischer Küraſſier oder Dragoner mit seinem vom Helm hinten herabwehenden Roßschweife darf sich überall sehen lassen und dürfte auch im Putzzimmer der Grazien sich seinen Platz zu erobern verstehen.

Genug, die Sergeanten von Annemace sind recht hübsche Leute, Preußen in der Tournure, Südländer im Typus ihrer Erscheinung und nur mit dem Fehler sehr großer Neugierde behaftet, die jedoch an allen Grenzen zu den legitimen Untugenden gehört. Da ist kein Koffer, kein Mantel- und Reisesack, den sie nicht öffnen, kein Kleidungs- und Wäschestück, in welches ihre unheilige Hand nicht hineindringt. Man hat mir gesagt, daß selbst Damen der strengsten Untersuchung hier nicht entgehen, welcher Akt in einem besondern Kabinet, und zwar durch eigens dazu angestellte Weiber ausgeübt wird. An dem der Douane entgegengesezten Ende des Dorfes mit seinem hübschen Kirchthurm befindet sich das Paßbureau, diejenige Behörde, welche den freundlichen Beruf hat, vorauszusetzen, Jeder der passirt sey ein Spitzbube, wenn er nicht schwarz auf weiß darthun kann, dem sey durchaus nicht so. Auch hier geht es ziemlich streng zu, aber man hat doch nur eine Art von moralischem Examen zu bestehen. Stand und Charakter und sonstige Eigenschaften der Seele werden erforscht. Um in Annemace die Erlaubniß zum weitern Eintritt in den sardinischen Staat zu erhalten, ist es unumgänglich nöthig, daß der Paß beim sardinischen Konsul in Genf das Visa erhalten habe, was eine Kleinigkeit von vier Franken, aber diese Kleinigkeit unabwendbar kostet, der Paß mag ausgestellt und bereits visirt seyn von wem er will. Selbst die Unterschrift des sardinischen Gesandten in der Schweiz, der der angenehmen Nähe wegen in Lausanne residirt, nicht wie die übrigen fremden Diplomaten im Vorort, würde von dieser kleinen schuldlosen Ceremonie in der Rue Verdaine zu Genf nicht befreien. Denn vier Franken, obgleich für sich eben kein Kapital, bilden im Lauf des Jahrs ein solches, und zwar ein sehr großes bei dem so regen Verkehr der Republik mit dem italienischen Königreich. Und nur für den Bemittelten sind vier Franken eine Kleinigkeit, der unbemittelte Reisende mag sie oft seufzend und mit einem stillen Fluche entrichten, der das schöne Italien nicht treffen möge. Aber auch hierin verkündet Savoyen, daß es bereits Italien sey, denn es ist zur Sicherheit und Bequemlichkeit der zahllosen Reisenden, die dieses Land

fortwährend überfluthen, hergebracht, daß in jedem Grenzgebiet, und deren hat Italien in seinem Innern fast so viele als Deutschland, der Paß des Reisenden abgeliefert, visirt und dann diese Mühe der freundlichen Behörden vom Fremdling gehörig honorirt werde, und diese Vergütung ist meist auf englische Lords berechnet und nach englischem Maßstab tarifirt.

Die Journalière, die jeden Morgen um neun Uhr Genf verläßt, war ziemlich besezt und ich war froh, nach Beseitigung der Grenzweitläuftigkeiten noch einen Platz oben auf der Imperiale zu erhalten, obwohl ich mein Billet von Genf aus genommen hatte. Aber ich bin nie sehr streng mit dem Platzrecht und kann überall sitzen, wenn ich nur mit der Um- und Aussicht nicht allzu beengt bin. Die beiden schon oben befindlichen Passagiere hatten, da der Morgen schön war, das Halbverdeck der Imperiale zurückgeschlagen und ruhten weit ausgestreckt und bequem wie Götter auf ihrem niedrigen Sitz. Ich erkannte den Einen; es war der Sohn eines Genfer Geistlichen, ein sehr schöner Jüngling von zwanzig Jahren, Student und von eben so heiterem, aufgewecktem Temperament als liebenswürdigen Sitten. Ich grüßte den jungen Mann; er erwiderte den Gruß schweigend, mit ernster, ja trüber Miene. Dieß fiel mir auf, und nach einer Weile, als ich bemerkte, daß ihm von Zeit zu Zeit ein Seufzer entschlüpfte, fragte ich ihn nach dem Grunde seiner ungewöhnlichen Stimmung. Er erwiderte, es sey ihm lieb, daß ich ihm Anlaß gebe, über die Ursache seiner Schwermuth zu sprechen, da ihn dieß vielleicht zerstreue. Ein schauerlicher Eindruck, dessen seine Einbildungskraft nicht los werden könne, beschäftige ihn auf's peinlichste. Wir werden von dem gräßlichen Unfall gehört haben, der Genf dieser Tage in Schrecken und Trauer versezt, vom Tod von vier Kindern, vier Geschwistern, in den Fluthen der Arve. Er sey Zeuge davon gewesen, wie sein Vater, der Prediger, den unglückseligen Eltern die entsetzliche Kunde nach und nach beigebracht. Und so schilderte er uns denn mit der Beredtsamkeit eines tief ergriffenen Herzens und mit strömenden Augen einen Auftritt, wie ich bei keinem Dichter einen ergreifenderen kenne. Noch fühle ich mich in der Erinnerung von Schauder ergriffen, und ich wäre nicht im Stande hier die Geschichte nachzuerzählen, so merkwürdig sie auch ist. Hinweg damit! lieber führe ich dem Leser ein groteskes Bild vor, das sich auf meiner Fahrt nach Chamouny unmittelbar an jenes Schauergemälde anreihte.

Mein zweiter Reisegefährte auf der Imperiale war ein alter martialischer Schnurrbart, ein französischer Kapitän vom Fort de l'Ecluse, wie ich später hörte. Außer ihm war noch eine Dame bei uns in den obern Regionen des Wagens, die hinter dem Verdeck der Imperiale Platz gefunden hatte, dort auf Paketen und sonstigen Poststücken saß so gut sie konnte, und für ihren nicht sehr comfortabeln Platz entweder sehr wenig oder gar nichts bezahlt hatte, wie das bei französischen und Schweizer Diligencen wohl vorkommt. Wie der Regen das unterirdische Gewürm, so hatte sie des Studenten Erzählung und sein rhetorischer Ton hervorgelockt an das Tageslicht, und da zeigte sie sich nun, mit flatternder, bänderreicher Haube plötzlich hinter dem jungen Mann auftauchend. Ihr Mund sah aus als rede er gern, doch hielt er einige Zeit an sich, gleichfalls überwältigt von der Macht eines ungeheuern Schicksals, dessen Verkündiger der Jüngling für uns geworden war.

(Fortsetzung folgt.)

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Kurzum, die Armuth im Einzelnen und die Verarmung im Ganzen ist auch etwas Gutes, und daher wird's bei dem Spruche Christi bleiben: „Arme habt ihr allezeit bei euch." Die Armuth soll seyn nicht bloß eine mächtige Triebkraft des Schaffens und Wirkens, nicht bloß ein glühender Stachel zu sich selbst aufraffender Thätigkeit, sondern auch ein Saatfeld der größten weil stillsten Tugenden, der Selbsthingabe im Glauben an Gott und Menschheit, der Selbstaufopferung in duldender, rettender Liebe. „Selig sind die Armen, denn das Himmelreich ist ihr," wäre ein veralteter Spruch für eine verdiesseitigte Welt, wenn nicht das Himmelreich schon hier seyn könnte, ja wenigstens hier schon beginnen müßte oder nirgends. Und daß „Geben seliger ist denn Nehmen," das hat der Aermste dieser Erde nicht bloß jener armen Wittwe angesehen, welche aus der zitternden Hand das Scherflein in den Gotteskasten gleiten ließ. So ist die Urkunde des Christenthums voll goldener Sprüche für die Armen, voll glühenden Zorns gegen die bloß Reichen. Schon das mosaische Gesetz nahm sich auf's menschlichste wiederholt mit strengem Worte der Armen, der Wittwen und Waisen, der Kranken und Fremdlinge an. Und wie donnern die Propheten gegen die schlechten Reichen ihrer sinkenden Zeit, welche nicht bloß sich an die Quelle drängen, sondern auch dem weiter unten am Bächlein eine Labung suchenden Geringen wollüstig und muthwillig das Wasser trüben! Das neue Testament, das selber nichts als eine einzige große Liebesthat ist, reiht an den

goldenen Faden des Glaubens nichts als Worte und Werke und Zeichen und Lehren der Liebe vom Anfang bis zum Ende. „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth, und wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen.“ Das bewies ein Paulus thatsächlich, indem er Nächte hindurch am Teppichwebstuhl saß, um des Tags lehren und schreiben zu können, ohne seinen Gemeinden durch Kosten beschwerlich zu fallen. Mit stillem Fleiße zu arbeiten, daß man habe sein eigen Brod zu essen und noch übrig, um zu geben den Dürftigen, ist eine rechte Hauptlehre der Apostel. Wohlzuthun und mitzutheilen vergessen sie nicht und heißen es nicht vergessen.

Es weist das Christenthum freilich hinaus in eine schönere, seligere Welt, aber völlig falsch ist die Behauptung, als ob es lediglich darauf vertröste. Das Arbeiten im Glauben und das Geben in Liebe sind die zwei Angelpunkte christlicher Tugend, und darnach erst kommt das Hoffen und hoffen lassen, das selbst wieder nie in ein faul Zusammenlegen oder hartes Zusammenhalten der Hände, sondern leztlich in ein Falten der Hände zu freudigem Gebet um's tägliche Brod und um Erlösung von dem Uebel ausgehen soll.

In den Bildersälen begegnen uns hin und wieder, namentlich aus der Hand späterer italienischer Maler, Bilder der heiligen Familie, auf denen nicht bloß für das nach Egypten flüchtende Jesuskind durch Engel Früchte von den Bäumen gepflückt werden, sondern auch durch solche geflügelte Gesellen dem alten Giuseppo im Hobeln, Sägen, Werkstattsäubern auf's freundlichste geholfen wird. Amicus Raffael, amicus selbst Albani, der süßeste der Süßen, doch magis amica veritas. Und wem ist's da nicht ein im Innersten bezwingender Anblick, den Erlöser der Welt zu sehen, wie er selbst bis zum dreißigsten Jahr mit dem ledernen Schurzfell angethan, das scharfe Beil auf der Schulter, auf den Zimmerplatz eilt und im Schweiße seines Angesichts sich und den Seinen das Brod verdient, damit er nach Feierabend oder am Ruhetag desto ungestörter in seinen Jesaias sich vertiefen, und lernend und betend zu seinem göttlichen Berufe sich bereiten konnte! Demnach erkor er seine Jünger auch nicht in der Könige Häusern, wo man weiche Kleider anzieht, sondern dort am schönen tiefblauen galiläischen Alpensee, vornehmlich aus der Mitte der Fischer und Schiffer, Gewerbsleute und Tagelöhner, alle aus der Rangstufe, da man keine buttergelben Handschuhe für die schwielenvollen Hände braucht. Von Armen sollte das Evangelium den Armen gepredigt werden.

Höchst anziehend ist dann das Bild des zwischen Hören und Lehren, Arbeiten und Zubereiten getheilten Lebens in dem Jüngerkreise, den Jesus um sich bildete. Kein Wunder, wenn Manche es nur einfach als ein Nachbild der in ihrem stillen Wirken gottseligen Herrnhuter der alten Welt, der Essäer und Therapeuten, nehmen wollen. Während ihr Herr das einemal seine Hörer auf den bauen heißt, welcher die Sperlinge auf dem Dache nährt und die Lilien auf dem Felde kleidet, das anderemal aber den Sabbath um des Menschen, den Menschen nicht um des Sabbaths willen vorhanden, also es für ganz recht erklärt, den am heiligen Tag in den Brunnen gefallenen Ochsen am selben Tag herauszuziehen, raufen die Jünger am Sabbath durch die Felder gehend ohne Umstände Aehren aus, gehen sie auf den See und fischen ganze Nächte durch oft wenig und gar nichts, oder hanthieren, handeln und wandeln sie sonst, kaufen für sich und die hungrige Menge Brod im Flecken, oder bereiten sie endlich das Ostermahl mit dem erworbenen und ersammelten Geld, das in den gemeinsamen Beutel floß. Den Beutel aber führte wer? und der den Beutel führte, war was? O weh, der erste christliche Finanzminister war ein — Jude! Judas, welch schlimmes Beispiel gabst du der Welt! Auch das ist ja ein allerchristlichstes Vorbild; für das Departement des Kriegs mußte er wohl oder übel wenigstens zum Einkauf von zwei Schwertern den Beutel öffnen; gegenüber dem Ministerium des Kultus aber war ihm das einzige Gläschen köstlichen Nardenöles, womit jene Glückliche ihren Herrn auf sein Begräbniß salben wollte, schon zu viel. „Warum ist diese Salbe nicht verkauft um dreihundert Groschen und den Armen gegeben?“ Das sagte er aber nicht, daß er nach den Armen fragte. Und flugs wurden auch einige andere Volks- und Armenfreunde zu Helden des Budgets, und waren gar unwillig und sprachen: was soll doch dieser Unrath? dieses Wasser „hätte mögen theuer verkauft und den Armen gegeben werden.“ Wie ächt! O ihr Joseph Hume, o ihr Politiker der Wohlfeilheit, die ihr mit Fürstenkronen und Wittwengehalten den Schlund der Armuth wollt verstopfen! „Arme habt ihr allezeit bei euch, und wann ihr wollet, könnet ihr ihnen Gutes thun; mich aber habt ihr nicht allezeit“ — Fürstenkronen und selbst Kirchenglocken habt ihr nicht allezeit zum Einschmelzen; eines aber habt ihr immer: Arme um euch; und eines habt ihr selten oder nie: die Liebe, die zum eigenen Opfer für sie zwingt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

(Schluß.)

Selbsthülfe. — Zustand der Literatur. — Die Freicorps.

Ein Akt der Selbsthülfe von Seiten der Bewohner des Stadtdeichs, eines Theils einer unserer Vorstädte, hat Viele ergözt. Die Deiche sind bekanntlich zum Schutze gegen die fast regelmäßig im Herbst und Frühling eintretenden hohen Elbfluthen angelegt, und da sie sehr breit sind, baute man sich mit zum Theil stattlichen Gebäulichkeiten daran an. Dieß geschah besonders von den Holzhändlern, Fabrikanten u. s. w., weil die Lage hart am Wasser zu Geschäften der Art sehr bequem ist. Nun zieht sich nach der Landseite, hinter den am Deiche angebauten Häusern, ein breiter Graben, „die Wetterung" genannt, hin, der, wenn ihm kein Abfluß gewährt wird, die Luft mit mephilischen Dünsten erfüllt und dadurch der Gesundheit der Anwohnenden gefährlich wird. Früher war für den Abfluß und die Erneuerung dieser Gewässer in und durch die Elbe durch Oeffnung einer Schleuse gesorgt worden; bei den Umwälzungen aber, die man nach dem System des englischen Ingenieurs Lindley mit der ganzen Gegend vorgenommen, verstopfte man diesen Ab- und Zufluß, so daß für die Deichbewohner ein wirklich lebensgefährlicher Zustand herbeigeführt wurde. Lange supplicirten sie beim Senat um Abhülfe, erhielten aber weder diese, noch selbst einen Bescheid. Da erschien denn plötzlich in unsern öffentlichen Blättern eine von allen Deichbewohnern unterzeichnete sehr energische Erklärung an den Senat, die dahin lautete: daß, wenn nicht innerhalb acht Tagen die verlangte Abhülfe in's Leben gerufen seyn würde, die Deicher sich selbst an's Werk machen und den Deich durchstechen würden, um sich frisches Wasser für ihre „Wetterungen" zu verschaffen, und da durch eine solche Maßregel die Stadt sehr gefährdet worden wäre, man auch die braven Deicher als worthaltende Leute kennt, machte man sich sofort an die nothwendige Arbeit, die sonst wohl noch Jahre lang unterblieben wäre. Auf gleiche Weise schafften die Deicher das sie und die ganze Stadt mit der größten Gefahr bedrohende Theermagazin nach dem großen Brande aus ihrer unmittelbaren Nähe nach einer der Elbinseln hinüber, nachdem sie lang vergebliche Vorstellungen deßhalb gemacht hatten. Dieses Theermagazin umfaßt nämlich nicht nur große Massen von Theer, sondern auch von Vitriol, Pech und Schwefel, so daß es, wenn es 1842 mit in Brand gerathen wäre, wogegen es nur durch die staunenswerthen Anstrengungen der Deicher selbst geschüzt werden konnte, die ganze Stadt nebst den Deichen dem sichern Untergange geweiht haben würde. Der Herr Senator, mit dem man dießmal über die „Wetterungen" verkehren mußte, weil dieß in sein Departement gehört, äußerte sich, wie erzählt wird, gegen den an ihn deputirten Deicher, er habe jezt so viele Arbeit wie nie zuvor, und hege den lebhaften Wunsch abdanken zu können. „Thun Sie das, Herr Senator," war die freimüthige Antwort, „daran wird Sie Keiner hindern; so lange Sie aber im Amt sind, müssen Sie Ihre Pflichten erfüllen."

Daß die Kunst unter den obwaltenden Umständen auch hier nicht floriren kann, wird Jeder begreifen. Unsere beiden Haupttheater bieten, mit nur seltenen Ausnahmen, den Anblick einer traurigen Oede dar, und die Direktoren haben sich mit dem Personal dahin vereinigen müssen, vom 1. Mai an auf ein Jahr auf gemeinschaftliche Kosten zu spielen, wobei denn wohl nur an eine Lebensfristung für die Mitglieder zu denken ist. Gleichmäßig haben alle andern Künstler jezt eine sorgenvolle, bedrängte Existenz, da einestheils Niemand sogenannte unnütze Ausgaben machen will, anderntheils das Interesse für die Politik jedes andere verwischt. Auch die Literatur, in sofern sie nicht Bezug auf die neuesten Begebenheiten hat, liegt gänzlich darnieder, und somit werden wir auch für den Buchhandel traurigen Erfahrungen entgegenzusehen haben. Nur Karrikaturen, deren täglich einige erscheinen, finden noch Absatz, deßgleichen Streitschriften und Zeitungen, welch leztere jezt häufig von Extrablättern begleitet sind, um die man sich an den öffentlichen Plätzen, wo sie ausgeboten werden, reißt, ja sie oft theuer bezahlt, wenn der Vorrath für das Bedürfniß nicht ausreicht. So wie die Bahnzüge neue Nachrichten mitbringen, wird ein Extrablatt gedruckt und vertheilt, und selbst die Abendblätter bringen solche noch.

Unsere Freischaaren kehren nach und nach aus den Herzogthümern, wo man sie scheinbar sämmtlich entläßt, zurück, und werden im nahen Altona festlich empfangen und gut bewirthet, um vergnügt in die Heimath zurückzukehren. Indeß darf man diese Entlassung nur als eine Epurationsmaßregel betrachten. Es hatte sich nämlich so viel Gesindel in den Herzogthümern eingefunden, daß dieselben auf's Aeußerste dadurch bedroht waren. Eine versuchte Ausscheidung dieser unreinen Elemente wollte nicht gelingen. Man ertheilte den verschiedenen Corps die Befugniß, diejenigen auszustoßen, mit denen sie nicht länger zusammen dienen mochten; allein dieß war wegen der überwiegenden Menge schlechter Subjekte nicht in's Werk zu setzen. Deßhalb entließ man alle Freicorps, ertheilte aber den wirklich Brauchbaren und Gesinnungsvollen nur einen Urlaub auf acht Tage, und sie werden auf den Kriegsschauplatz zurückkehren, sobald man ihrer dort noch bedürfen sollte. Alles hofft hier auf den nahen Frieden; allein da Dänemark noch in den lezten Tagen von Rußland mit Geld, von Schweden, wenn auch nur scheinbar, mit Truppen unterstüzt worden, dürfte die Erfüllung dieser Hoffnungen nicht in nächster Aussicht stehen, besonders da die Herzogthümer sich entschieden gegen eine Personalunion erklärt haben und jezt gänzlich frei und unabhängig von Dänemark werden wollen. Eine Personalunion dürfte aber allein die Basis der Friedensverhandlungen bilden, da die jezt unumschränkt herrschenden dänischen Minister nicht ohne Gefahr für ihren Kopf in eine gänzliche Abtrennung der Herzogthümer willigen könnten.

— * —

Beilage: Kunstblatt Nr. 28.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 138. Freitag den 9. Juni 1848.

— Nun ist zu seinem Wohle
Der Weg durchs Meer dem Menschen kund,
Die sichre heilige Bussole,
Die Liebe gab der neue Bund.

Lenau

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Wo ist der Sinn, mit welchem Jesus den Jüngern die Füße wusch und für die Welt sein Leben gab? — Dieser Sinn ist freilich so völlig vernunftentsprechend, so groß und herrlich, daß es kein Wunder nehmen darf, wenn er sich in dieser unserer, zwar auf ihre Vernunft mit Recht so stolzen, aber in ihrem Thun und Lassen so unvernünftigen Menschheit entweder gar nicht oder nicht in großen Strecken und nicht auf lange Dauer ansäen lassen will. Wäre das Einkammersystem von Kopf und Herz so leicht durchgeführt als zur Noth eine Adelskammer volksfreiherrlich abgeschafft, so würden wir das vor 1800 Jahren mit Himmelsglanz den Staub der Erde adelnde Urbild höchster Größe in tiefster Demuth, mächtigster Eroberung in völligster Hingebung in seinen Ausstrahlungen durch die achtzehn Jahrhunderte ganz anders verfolgen können, als es sich in Wahrheit thun läßt.

Nur eine kurze Zeit blühte die Christusliebe in dem engeren Vereine der ersten Christenheit. Ihr hohes reines Bild glänzt durch die neutestamentlichen Berichte in allerdings wechselndem Farbenspiele zu uns herüber. Im morgenfrischen Wehen des Christusgeistes, im Angesichte des größten Opfers, das die Welt gesehen und der Welt gegolten, im lebendigen Verkehr mit Männern, welche wie Paulus arm seyn wollen, um Viele reich zu machen, und in der Kraft ihres Glaubens sich nicht fürchten vor Gefährlichkeit, Hunger, Schwert, Hohem und Tiefem, Gegenwärtigem und Zukünftigem, alles ausstehen zu Wasser und zu Land, in Frost und Hitze, von schlechten Menschen und wilden Thieren; im täglichen Umgang mit Männern wie Johannes, dem Jünger der Liebe, der nahe dem hundertsten Lebensjahre sich noch in die Gemeindeversammlung tragen ließ, um nur die Eine Ermahnung zu wiederholen, in der Alles befaßt sey: „Kindlein, liebet euch!" — da konnte es ja nicht anders seyn, denn Feuer muß sich an Feuer anzünden, Liebe muß an Liebe entbrennen, als daß „die Menge der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele, und war große Gnade von Gott bei ihnen Allen." Beweis davon war, daß kein Armer unter ihnen war. Diese wunderbare Gottesgnade, welche die Herzen so bezwingt, beseligt und vereinigt, trieb alle Wohlhabenden zur Milde an. „Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen Alles gemein." „Es war keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wie viele ihrer waren, die da Aecker oder Häuser hatten, verkauften sie dieselben und brachten das Geld des verkauften Gutes und legten es zu der Apostel Füßen, und man gab einem jeglichen was ihm noth war."

Dieß ist das ewig denkwürdige Beispiel des wirklichen, weil christlichen Communismus. So unsinnig waren diese ersten Christen nicht, daß sie eine völlige Gütergemeinschaft unter Aufhebung alles Eigenthums eingeführt hätten, so unvernünftig waren sie nicht, daß sie den Besitz nicht als Recht und Pflicht zugleich betrachtet, so unfrei waren sie nicht, daß sie zwangsweise das Eigenthum aufheben und den Reichen arm und damit den Armen nothwendig nicht reich hätten machen wollen. Jeder gab nach Möglichkeit, veräußerte nach Nothdurft zu Gunsten der Gemeindekasse,

das Uebrige behielt er, aber allerdings mit dem Sinn des Glaubens und der Bereitschaft der Liebe, daß Alles von Gott und Alles für die Brüder sey. Als von Gott gesezte Haushalter sich ansehend, suchten sie im Geben und Nehmen eben auch einfach Haus zu halten.

Es war hiemit nicht bloß ein Gedanke oder Grundsatz, sondern eine Thatsache aufgestellt, welche nicht einer kurzen Vergangenheit, sondern einer ganzen Zukunft angehört. Und waren auch die engern Verhältnisse jenes ersten Gemeindelebens zu Durchführung einer so vernunftgemäßen und eben darum so sehr gegen das menschliche natürliche Herz, wie eben das ganze Christenthum, streitenden Thatsache geeigneter, brachte es auch bald die Erweiterung der ersten Christenkreise in größern Gemeinden mit sich, daß zu viel wilde Wasser zuflossen, als daß solche Einmüthigkeit der Gesinnung sich hätte fortdauernd erhalten können, so blieb doch das Senfkorn dieses Glaubens und das stille Feuer dieser Liebe als Grund und Kitt der Christusgemeinde unverloren und zog sich als goldener Faden mitten durch das Rettungsseil der Menschheit, das durch die Jahrhunderte sich vom Himmel zur Erde und von der Erde zum Himmel spinnt.

Groß und weit war das Aufsehen, das solch ein neuer Glaube in thätiger Liebe erregte. „Sie hatten Gnade bei dem ganzen Volk.“ „Seht,“ so sprachen die heidnischen Nachbarn, „wie haben die Leute sich so lieb!“ Die Schriftsteller erwähnen wiederholt, wie die Kraft dieses Lebens und die Macht dieser Liebe dem ersten Christenthum die wichtigsten Missionsdienste durch ihren stillen Zauber leistete. Die Gegner der jungen Lehre finden dagegen nicht Worte genug zur Klage, daß diese Liebeserweisungen als Köder zur Proselytenwerbung dienen.

Im Anfang waren die Apostel die nächsten Werkzeuge und einzigen Träger der thätigen Gemeindeliebe. Die Sorge für Arme, Wittwen und Waisen hinderte sie aber bald zu sehr an ihrem geistlichen Berufe, da jene Sorge nicht im todten, kalten Geldvertheilen, sondern in Darreichung von Speise, oder noch genauer, noch brüderlicher, noch christlicher, im „zu Tische dienen“ bestand, so daß die Apostel bei den täglichen Liebesmahlen die Hauswirthe machten. Darum ließen sie zunächst sieben Männer „von gutem Gerüchte und voll heiligen Geistes und Weisheit zu dieser Nothdurft“ erwählen. Diese hießen Diakonen (Almosenpfleger, Armenväter, Krankenwärter). Unter den sieben gewählten Gemeindebedienern war Stephanus, der erste Märtyrer. Dieses Diakonenamt war von höchster Bedeutung für das Urchristenthum und für die ganze Urkirche. In ihm war die Bruderliebe nicht bloß vorübergehende Thatsache oder todter Grundsatz und blendende Aufschrift, sondern Leben, Körper, Anstalt. Es war das Herzblatt des Gedeihens, der feste Kern, die sichere Handhabe, das selbstredende Zeugniß, das anziehende und fesselnde Beispiel. Einheit, Gleichheit, Bruderliebe waren in ihm verwirklicht. In der Mitte zwischen Reichen und Armen, Gläubigen und Ungläubigen, Geistlichen und Weltlichen vermittelte es auch wahrhaft Leben mit Leben, Liebe mit Liebe, Geben und Nehmen. Die Hauptsache bei aller Wirkung auf Menschen, die Persönlichkeit, kam zu vollster Geltung; der todte Buchstabe, die kalte Zahl, die trennende Ferne fiel weg. Aug in Aug, Herz in Herz, Hand in Hand war der Geschäftsgang.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

„Schrecklich! schrecklich!“ rief die Dame. „Arme Eltern! arme Mutter!“ Unter diesen Worten kletterte sie über das Verdeck, drängte sich von hinten zwischen den Studenten und den Offizier und nahm ohne Umstände Platz, so daß ich zu Dreiviertheilen aus meiner Ecke gedrängt wurde. „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, meine Herrn,“ fuhr sie mit geläufiger Junge fort. „Ich bin überwältigt, hingerissen, man müßte ein Barbar seyn, wenn man es nicht wäre! Die unglückliche Mutter! Doch auch ich bin im Stande Ihnen mit einer gräßlichen Geschichte zu dienen, mit einer Geschichte, die in allen Journalen, selbst in den Parisern, gestanden hat und deren Heldin zu seyn ich die Ehre habe. Sie werden davon gelesen haben, Messieurs, von dem seltsamen Rencontre in der Caverne de Balme, die wir in wenigen Stunden erreichen, und wo ich genöthigt seyn werde mich von Ihnen zu verabschieden.“ — „Gott sey Dank!“ sagte der alte Krieger leise. — „Denn ich wohne dort, ich bin die Cafetière von Balme und die Hüterin jener Höhle, welche neugierigen Fremden zu zeigen ich mir gegen eine Kleinigkeit zum Vergnügen mache. O die Herrn Fremden sind immer zufrieden. Entweder meine Tochter führt sie, oder ich; führt sie Manon, so schieße ich die Kanonen ab, führe ich sie, so schießt Manon. Das Pulver war uns ausgegangen und ich habe neues mitgebracht aus Genf.“

„Pulver! Kanonen!“ rief der Franzose. »Sacre dieu, Madame! was wird das? Was aber mich betrifft, ich fürchte mich nicht. Sie sehen in mir einen alten Capitaine d'Artillerie vom Fort l'Ecluse,

der von der Muskete auf gedient hat und mit dem Kaiser in Rußland gewesen ist, einen Mann, der vermuthlich General wäre, wenn des Kaisers Stern nicht erloschen. Mit dieser elenden Restauration waren ja jedes wackern Soldaten Aussichten vernichtet bis zum Feldzug in Afrika. Aber bei Algier im Jahr dreißig ward ich zum Krüppel geschossen und kam als Invalide in jenes Felsennest an der Grenze. Nun kennen Sie meine Geschichte, ich bin begierig auf die Ihrige, Madame."

„O mein Herr, diese hat durchaus nichts Glänzendes, außer daß ich die Ehre habe Ihre Landsmännin, und zwar eine Pariserin zu seyn. Nun werden Sie fragen, wie ich in dieses schlechte Savoyen komme? Großer Gott! wie! Ich hatte das Unglück einen Essenkehrer zu heirathen, der durch den Schlot in mein Zimmer gefallen war; und die Essenkehrer, wie Sie wissen, mein Herr, sind meist aus diesem Land. Er war ein wenig jünger als ich, doch dieß war sein geringster Fehler. Nachdem ich ihm eine Tochter geboren, starb er sanft, indem er eines Tages von den hohen Klippen bei Balme, die Sie sehen werden und in denen sich die Höhle befindet, herabstürzte. Er hatte Wein getrunken und man sagte — Doch was sagt man nicht Alles? Ich betrauerte ihn christlich und führe seitdem die Wirthschaft fort, das Kaffeehaus nämlich am Fuß des Berges, das von meinem Geld gekauft war."

„Die Geschichte! die Geschichte!" rief der Kapitän ungeduldig, „die Kanone will ich hören, das Uebrige erlasse ich." — „Es ist des Echo's wegen, mein Herr. Es war eine Idee von mir, und ich schmeichle mir, daß die Idee gut ist. Der steilen Klippenwand von Balme stehen sie gegenüber, zwei kleine, liebe, unschuldige Kanonen, deren Knall Sie in einer Ebene wohl kaum hören würden, die aber dort einen furchtbaren Donner wecken, der majestätisch durch die Gebirge hinrollt. Es kostet nur einen Franc und die Herren Reisenden haben sich nie geweigert ihn zu zahlen. Geben sie Acht, ich kenne meine Manon: kaum wird sie der Journalière ansichtig, so senkt sie die brennende Lunte, die sie in der Hand führt, wie der beste Artillerist, und die Explosion erfolgt. Die Pferde sind daran gewöhnt und zucken nicht."

»Parbleu, Madame,« sagte der Soldat lachend, „ich erkenne Mademoiselle Manon als meine Kamerädin, und will meinen Franc einstweilen zurechtlegen." — „Sehr verbunden, mein Herr. Ja, Sie sind ein Veteran der Kaiserzeit, immer galant gegen Damen, immer soldatenhaft, ritterlich. Hätte ich zu Ihrer Zeit gelebt, ich stehe nicht dafür, daß ich mich nicht in einen Kapitän des Kaisers verliebt hätte." — „Je nun, Madame, sollten wir nicht Contemporains seyn? Ich dächte doch —" — „Mein Gott, ich war fast noch ein Kind zur Zeit der Schlacht von Waterloo." — „Fast — bei vielen Menschen dauert freilich die holde Kindheit lange. Aber nun endlich zu Ihrer Geschichte, Madame!"

„Richtig. Also stellen Sie sich vor — — Ich bin keine Freundin vom Zählen der Jahre, kann Ihnen daher nicht genau angeben, wie lange es seyn mag; nehmen wir etwa ein halb Dutzend an." — „Thut wenig zur Sache," sagte der Kapitän, seinen Schnurrbart streichend. — „Manon war noch ein Kind," fuhr die Cafetière fort, „doch führte sie zuweilen schon Fremde in die Höhle, wenn ich eben Abhaltung hatte. Man muß, um zum Eingang der Höhle zu gelangen, auf sehr schmalen, in den Stein gehauenen Pfaden wohl tausend Fuß hoch emporklimmen. Oben an der Höhle befindet sich eine kleine Terrasse mit niedriger Brüstung für die Schwindelnden. In der Höhle selbst gibt es furchtbare Abgründe, in die selten ein Bergmann hinabsteigt, weßwegen es sehr gefährlich wäre ohne Führer und Laterne hineinzugehen. Den vordern Raum aber habe ich gastlich eingerichtet wie einen Café der Boulevards. Wir Pariser thun das nicht anders, wie Sie wissen, mein Herr; aus einer Wüste schaffen wir ein Elysium, und mit Einem Wort, vorne in der furchtbaren Höhle, deren Hintergrund von Schrecknissen und abenteuerlichen Steinbildern starrt, finden Sie Divans, einen Tisch mit einem eleganten Fremdenbuch, Schreibzeug, Cigarren, und Mademoiselle Manon wird Ihnen eine Tasse Kaffee serviren."

„Ich brenne vor Begierde sie zu trinken und die Cigarren zu rauchen, wenn sie gut sind," sagte der Soldat. — „Vom Platz Bel-air in Genf, drei Sous das Stück," warf die Dame flüchtig hin (dort ist nämlich ein trefflicher Tabakladen). „Eines Tages nun," fuhr sie fort, „kamen zwei Reisende nach Balme, welche die Höhle sehen wollten. Ich schickte sie unter des Kindes Führung hinauf, bedauerte übrigens, daß ich sie, durch ein häusliches Geschäft abgehalten, nicht selbst begleiten konnte, denn es waren schöne junge Leute und in ihrem ganzen Thun und Wesen gaben sie sich als Franzosen zu erkennen, als Pariser; jenes liebenswürdige je ne sais quoi war ihnen eigen, das uns vor aller Welt auszuzeichnen pflegt. Sind Sie nicht der Meinung, mein Kapitän?" — „Hm! Hm! Ja doch!"

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

*** Paris, Mai.**

Literatur und Zeitungswesen.

Man kann mit Recht behaupten, daß seit dem 24. Februar dieses Jahrs die ganze französische Literatur, mit Ausnahme des Zeitungswesens und der politischen Broschüren, völlig in's Stocken gekommen ist. Lamartines historisches Werk, die Girondisten, ist beinahe das einzige Buch, das jezt noch gekauft und gelesen wird. Mit belletristischen Werken, mit der Poesie, und besonders mit dem Romanwesen ist es ganz aus. Gar zu gerne möchten die Journale, welche Verbindlichkeiten gegen Eugen Sue, George Sand und Alexander Dumas eingegangen haben, um ihre Feuilletons mit deren Fabrikaten zu füllen, dieselben aufheben, da abgesehen von den großen Honoraren, die dafür bezahlt werden müssen, sie ihnen nur den Plaz für die so reichhaltigen Tagesbegebenheiten versperren und wenig oder keine Leser mehr anziehen. Dagegen blüht die politische Literatur und vorzüglich das Journalwesen wie noch nie. Die ältern Zeitungen haben fast alle ihre Abonnenten verdoppelt, ja verdreifacht, die Presse Emil Girardins sezt über sechzigtausend Exemplare ab, und von den drei- bis vierhundert in Paris und in den Departements neu entstandenen Journalen haben sehr viele, wie die Assemblée nationale, die Republik, die Repräsentation du Peuple, die Commune de Paris und andere, eine bedeutende Anzahl Abnehmer, und unter der Hand werden hunderttausende von Exemplaren täglich in allen Städten Frankreichs zu zwei, drei, vier und fünf Sous durch die Ausrufer verkauft. Man kann die Ankunft der Pariser Post kaum erwarten, um die Zeitungen den Verkäufern aus den Händen zu reißen. — Alexander Dumas, der jezt wohl eingesehen hat, daß seiner großen Romanfabrik dasselbe Schicksal wie andern Fabriken bevorsteht, hat schnell umgesattelt und sich auf die politische Literatur geworfen. Er gibt eine Zeitschrift unter dem Titel: »Le mois,« in Lieferungen, und zu dem fabelhaft billigen Preis von vier Franken für den ganzen Jahrgang, heraus, der den Inhalt von zwölf gewöhnlichen Bänden faßt. Dieses Journal ist eine historische und statistische Uebersicht aller Begebenheiten, die sich in den verschiedenen Staaten der alten und neuen Welt Tag für Tag und Stunde für Stunde zutragen, und wird ganz allein von seinem Herausgeber, wie derselbe versichert, verfaßt. Alexander Dumas sagt darüber in seinem Prospektus: „Es ist ein Gemälde von Paris, ein Gemälde von Europa, ein Gemälde der Welt, das wir uns vorgenommen haben jeden Monat der Neugierde unserer Leser zu überliefern. Wir werden Tag für Tag erzählen, was sich zu Paris, in Europa, in der Welt zugetragen. Unser Journal wird das merkwürdigste Buch seyn, das man sich nicht nur in Paris, nicht nur in Europa, sondern in der ganzen Welt verschaffen kann. Uebrigens ist unsere Aufgabe leicht: die Vorsehung zeichnet sie uns vor, Gott selbst diktirt und wir schreiben." In solchen und ähnlichen schwülstigen Phrasen ist die ganze Anzeige des Ex-Marquis de la Pailleterie und großen Romanfabrikanten geschrieben, der übrigens durch seinen frühern Charlatanismus längst selbst in Paris zum Gespötte geworden ist und zu unzähligen Karrikaturen, in denen allen seine Persönlichkeit unverkennbar hervortritt, Stoff gegeben hat. Viel Glück machen jezt die Blätter, welche politische Karrikaturen enthalten, namentlich das Journal pour rire und einige andere. Besonders sind es die Communisten und Socialisten, die arg mitgenommen werden, so wie die Vesuviennes, Frauen und Mädchen, die eine weibliche bewaffnete Nationalgarde zu bilden gesonnen sind; aber auch die Barbès, Blanqui, Louis Blanc, Albert, Huber, Raspail und andere Ultrarevolutionäre müssen herhalten, und selbst die Polenfreunde werden nicht verschont. — Unter den Tausenden von Flugschriften, die seit dem 28. Februar in Paris erschienen sind, ist eine kleine vor ein paar Tagen ausgegebene, welche den Titel führt: „Briefe, die in einer Kassette der Herzogin von Orleans in den Tuilerien gefunden worden," und unter mehreren anonymen Briefen auch einige angeblich von der Herzogin und von Guizot unterzeichnete mittheilt. Einer dieser Briefe enthält die Ihnen wohl schon bekannte Fabel vom unterschobenen Louis Philippe. In einem ihrer Schreiben an Guizot sagt die Herzogin von Orleans dem Exminister die derbsten, beleidigendsten Wahrheiten; Guizot nimmt dieselben nicht nur in aller Demuth hin, sondern fleht, sein pater peccavi anstimmend, kläglich um Vergebung. — So plump dieser Betrug auch ist, so machen die Briefe dennoch großen Eindruck auf das Volk, das nicht zu denken gewohnt ist; für solche Leser sind sie auch berechnet und für diese ist die Sache auch plausibel genug hingestellt; das Machwerk war ihnen auch sehr zugänglich gemacht; es wurde für zwei Sous verkauft. — Ein anderes literarisches Unternehmen, das ziemlich ergiebig zu werden verspricht, gibt die Biographien sämmtlicher Mitglieder der Nationalversammlung; es sind bereits ein paar Lieferungen erschienen. Viele dieser Herren wollten gegen eine solche Veröffentlichung ihrer Privathandlungen protestiren; aber dieß half nichts, wir haben die vollkommenste Preßfreiheit, und es blieb ihnen nichts anderes übrig, als der Aufforderung der Redaktion des Werks, die Notizen zu ihren Lebensbeschreibungen selbst zu liefern, Genüge zu leisten, wenn sie sich nicht dem Aergerniß aussetzen wollten, ihnen höchst unangenehme Dinge veröffentlicht zu sehen. — Zahllose französische Schriftsteller und Dichter sehen sich seit drei Monaten in die schlimmste Lage versezt; sie haben ihre Portefeuille's mit Manuscripten angefüllt, für die sie weder Verleger noch Abnehmer finden, da auch die neuen Journale es höchst überflüssig finden, sich mit Feuilletons zu befassen, welche ihnen keinen einzigen Abonnenten weiter verschaffen würden. Wie es unter solchen Umständen mit dem Pariser Buchhandel steht, kann man sich leicht vorstellen. Außer Schulbüchern und religiösen Schriften wird fast gar nichts verkauft, und selbst von diesen nur sehr wenig und nur das Nothdürftigste. In den Provinzen ist es noch schlimmer; höchstens daß neben Lamartines Girondisten und noch hie und da ein Exemplar von Berangers Gedichten verlangt wird. Die Broschüren werden größtentheils in den Straßen und auf Rechnung der Verfasser verkauft. Unter der Unzahl von Journalen ist auch nicht ein einziges, selbst die Presse und die Debats nicht ausgenommen, welches die deutschen und überhaupt die auswärtigen Zustände auch nur mit einiger Sachkenntniß und Wahrheitsliebe bespräche. Aus allen Artikeln der Art leuchtet entweder die krasseste Ignoranz mit lächerlichen Vorurtheilen gepaart hervor, oder man sieht aus der Einseitigkeit und den Entstellungen, daß sie von irgend einem parteiischen und mißvergnügten Deutschen oder Fremden der Redaktion eingeblasen worden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

# Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 139. Sonnabend den 10. Juni 1848.

— Tali me opponere monstro!
Virgil.

Briefe aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

„Eine Viertelstunde mochte Manon weg seyn mit den Fremden, die in einer leichten Postberline gekommen waren, als ein anderer Reisewagen vor meinem Wirthshaus hielt und ein Herr ausstieg, der ebenfalls die berühmte Höhle besichtigen wollte. Es schien ein vornehmer, reicher Herr zu seyn, ein Engländer obenein, und solche bediene ich, wenn es möglich ist, selbst. Ich schob daher meine Arbeit, so nöthig sie war, bei Seite, ordnete meinen Kopfputz und den übrigen Anzug ein wenig und war bereit, Mylord als Führer zu dienen. Er hatte einen Mohren bei sich, der ihm bei der mühsamen Ersteigung des in den Fels gebrochenen Pfades behülflich seyn mußte. Mylord war ein langer, magerer, gelber Herr, nichts weniger als schön, auch keineswegs mehr jung. Er sprach nur wenig und mit fremdem Accent; sein Blick war unstät, seine heruntergezogenen Mundwinkel hatten etwas mit sich und der Welt Unzufriedenes und Böses. Als wir nach langem Steigen, wobei er mehrmals ein Goddam fluchte, auf der Terrasse in der Höhe ankamen, lud ich ihn zum Sitzen ein, schob ihm das Tischchen mit dem Fremdenbuch nahe und präsentirte ihm mit einer Verneigung die Feder, indem ich ihn höflichst um die Gewogenheit bat seinen Namen einzuzeichnen. Er nahm die Feder, warf einen Blick auf das Buch, wurde aufmerksam, streckte seine langen Glieder auf den Divan und fing an zu lesen. Dabei funkelten seine Augen und die Falten seines grüngelben Antlitzes wurden noch tiefer. Er strich nun mit der Feder über das letzte Blatt hin, worauf er selbst einige Worte schrieb, jedoch englische, die ich leider nicht lesen konnte. Mylord hatte gerade die letzte Strophe, die neueste im Fremdenbuch, durchstrichen; diese Strophe sah aus wie ein Vers, und ich erkannte darin die Worte: Kaiser, Ruhm, großer Todter und Aehnliches, was sich wohl auf unsern großen Kaiser bezog."

»Morbleu!« unterbrach hier der Invalide vom Fort l'Ecluse die Erzählerin, „jetzt merke ich, Ihre Geschichte ist eine bekannte, Madame — doch fahren Sie fort." — „Genug, über diese Strophe ging Mylords kreuzweiser Federzug, und drunter schrieb er seine englischen Worte und mit einigen raschen Zügen seinen Namen, worauf er das Buch verächtlich zurückschob, ein höhnisches Lachen aufschlug und dann eine Unterhaltung mit seinem schwarzen Diener begann, von der ich nichts verstand, wobei aber auch viel gelacht wurde von beiden Seiten. Vermuthlich erzählte er, was er im Buche gefunden und dann gethan. Hierauf wandte er sich wieder zu mir mit dem Befehl, ihn nun in das Innere der Höhle zu führen. Ich gestehe, meine Herrn, es schauderte mir; ich bin sonst nicht ängstlich, aber ich fürchtete mich ordentlich, mit diesen beiden Menschen in die gefährlichen Grüfte mich zu vertiefen und in ihrer Gesellschaft an den Rand bodenloser Abgründe zu treten. Die Fackel anzündend, die gewöhnlich dabei gebraucht wird, schritt ich indessen in das Innere der Naturgewölbe voran. Ungefähr in der Mitte, da wo das Tageslicht nur noch einen schwachen Schein hinein wirft, begegnete uns Manon mit ihren beiden Fremden, die

sie ihrerseits in's Reich der Schatten und der Nacht begleitet hatte. — „Sie reden sehr poetisch, Madame," bemerkte der Kapitän. — „Verzeihung, das ist mein Fehler; wenn man aber einmal eine poetische Natur hat — — Doch, ich will mich mäßigen. Welch ein Contrast, mein Herr, dieses Kind mit seinen beiden Gefährten, und ich mit den meinigen! Es war nicht anders, als ziehe die Unschuld, gefolgt von den Freuden und dem Leben, dem Licht entgegen, und begegne auf ihrem Pfade der Schuld und dem Tode auf ihrem Wege zur Nacht." — „Schon wieder, schon wieder, Madame!" fiel der Invalide ein. „Sie versprachen so eben gütigst, Ihre poetische Natur in Schranken halten zu wollen." — „Sie haben Recht; bitte tausendmal um Entschuldigung, mein Herr. Ach, es ist so schwer, alte Fehler abzulegen! — Wir verweilten gegenseitig einige Augenblicke und ich fragte Manon dieß und jenes, worauf wir unsern Weg fortsetzten. Dabei bemerkte ich, daß die beiden schönen jungen Leute, die das Kind führte, Mylord betrachteten, was um so leichter war, da der Schein meiner Fackel auf sein häßliches Antlitz fiel. Er aber ging schnaubend an ihnen vorüber, ohne sie eines Blicks zu würdigen. — Etwa nach einer halben Stunde, die ich unter Angst und Grauen mit meinem unheimlichen Begleiter verlebt, kehrten wir aus dem Innern der Höhle in den Salon zurück. Hier trafen wir zu meiner Verwunderung noch die beiden jungen Herrn, die ich längst wieder unten in der Auberge glaubte. Sie standen beide über den Tisch mit dem Fremdenbuch gebeugt, und blickten mit düstern Mienen hinein. Jezt vernahmen sie unsere Ankunft, fuhren empor, und indem einer das Buch heftig aufraffte, traten sie uns entgegen. Ihre zornigen Blicke suchten den gelben Lord."

„Sind Sie es," redete ihn einer der jungen Leute an, „sind Sie es, der zulezt nach uns hier gewesen, unsere Schrift durchstrichen und dieß hier geschrieben hat?" — Mylord gab statt der Antwort ein kurzes höhnisches Lachen von sich. — „Und dieß ist Ihr Name?" fuhr der junge Mann fort. „Ja, du Elender, du Ungeheuer, dieß ist dein von allen Guten verwünschter Name! der Name des ehrlosen Kerkermeisters, unter dessen schändlicher Tyrannei der Held des Jahrhunderts seinen Athem aushauchte! Und nicht einmal den Nachruhm willst du ihm gönnen, nicht einmal den Zoll der Liebe, der Ehrfurcht, des ewigen Mitleids, von treuem Herzen seinem Andenken dargebracht! Du wagst, so nahe an Frankreich, das seinen Helden zürnend beweint, auszulöschen, was wir hingeschrieben und was Frankreichs Stimme ist von einer seiner Grenzen zur andern, um statt dessen eine Infamie darunter zu setzen! Ehrloser! die Schande deiner Verhöhnung fällt auf dich zurück! Wer ist meiner Ausforderung in London ausgewichen? wer hat es mir durch tausend Ränke unmöglich gemacht ihn zu finden? Jezt habe ich dich gefunden, und du sollst mir büßen für die Leiden des großen Mannes unter deiner Zuchtruthe, für meines Vaters Kummer, für die Thränen meiner Mutter!"

(Fortsetzung folgt.)

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Auf demselben Glaubensgrunde reihten sich nun im Fortgange der Gemeindeentwicklung durch die nimmer rastende, stets erfinderische, sich selbst verzehrende Liebe um den Grundstock des Diakonats andere dauernde Einrichtungen der Fürsorge und Theilnahme für Arme, Wittwen, Waisen, Fremdlinge, Reisende, Kranke, die man in Spitälern, Siechenhäusern, Herbergen, Familien zu verpflegen suchte, aber überall nicht büreau- und comité- und statuten- und polizeimäßig, sondern in freier, selbstloser, lebendiger, persönlicher Weise. „Der größeste unter euch soll seyn wie der jüngste, und der vornehmste wie ein Diener;" dieses Wort des seinen Jüngern die Füße waschenden Meisters schallte demüthigend und erhebend durch die erste Kirche. An die Spitze der Gemeinden, auf die Stufen ihrer Ehren schwangen sich die Glieder derselben nur eben in dem Maaße, als sie nicht bloß wohl „gedient" hatten, sondern fortwährend den Schurz zu nehmen und sich zu umgürten wußten. So schon der Apostel Paulus, dem wir wiederholt als Almosensammler und Collektenträger zwischen Jerusalem und der fernen Heidenwelt zu Wasser und zu Land begegnen.

Der arme Jesus warf durch Arme nach Armen die Netze aus, und siehe, vom stattlichen Rathsherrn Joseph von Arimathia an bis zum Beherrscher der Welt mußten sie dem großen Zug der Liebe folgen. Wir haben von der Hingebung, von der Aufopferungsfähigkeit der alten Christenheit keinen Begriff mehr in unserer Zeit der Pfennigliteratur und der Sechsersammlungen. Mag des Herzens Tücke von jenem Ananias und seiner Frau Sapphira an auch fort und fort Unlauterkeit mit eingemischt haben in den Liebesstrom, der als lebendiges Wasser von dem Gekreuzigten her durch die erste Christenheit floß, es war und bleibt jene Zeit die schöne Zeit der ersten Liebe. Niemals zuvor und nicht wieder nachher hat die Erde ein solches Schauspiel von Glaube und Liebe, That und Wahrheit geboten, und waren auch des Geistes Gaben noch so mannigfaltig, die Glaubensrichtungen

bald noch so sehr verschieden, die Liebe war gemeinsam und war die Friedensbotin, die Vermittlerin der Geister und Völker. „Unter den Idealen und Irrthümern des christlichen Lebens blieb Bruderliebe und Todesfreudigkeit das Merkmal, daran Christi Jünger erkannt wurden," wie der Vater der Kirchengeschichte, Eusebius, berichtet.

Aus der Menge begannen bald Heldengestalten der Armuth und der Armenliebe hervorzutauchen, mit allen Tugenden und Mängeln ihrer Zeit behaftet. Da ist der h. Antonius (lebte um 270 nach Chr.), durch der Eltern frühen Tod ein reicher und unabhängiger junger Mann. Er tritt in den Tempel und hört das Wort des Herrn zum reichen Jünglinge. Es war Gottes Stimme, welche über sein Leben entschied. Er verschenkte seine Güter bis auf weniges zum Unterhalt der unmündigen Schwester. Wieder hörte er das Evangelium: „Sorget nicht für den andern Morgen!" und er verschenkte auch das Lezte. Jünger um Jünger folgten ihm in die Wüste; er gebot ihnen Gebet und Handarbeit, sie flochten Matten aus Palmen für ihren Unterhalt und für die Armen; er selbst aß nur Brod und Salz, oft erst am dritten Tag. Dem Kaiser Constantin empfahl er Demuth vor dem einzigen Richter und König, und: „sey menschenfreundlich, sorge für Gerechtigkeit und für die Armen." — Der große Origenes, von demantenem Charakter und eisernem Fleiße, wurde, ein achtzehnjähriger Jüngling, Vorsteher der alexandrinischen Schule; arm wie er war, verschmähte er die Belohnungen seiner Schüler zu Gunsten der Armen und lebte — ein Wort, ein Mann — in strenger Enthaltsamkeit. — Der gewaltige Athanasius, vierzig Jahre Bischof und davon zwanzig Jahre lang verfolgt und verbannt, aber immer treu bis in den Tod, war vom egyptischen Volke geliebt als sein treuster Freund, angebetet als ein Heiliger um seines unerschütterlichen Glaubens, seiner unerschöpflichen Liebe willen. Und wie war jener Johannes, den die Nachwelt Chrysostomus, den Mann mit dem goldenen Munde nannte, arm für sich selbst, reich für die Armen, mild im Herzen und gegen die Ausschweifungen des Hofs so furchtbar beredt! Welche Schüler und Schülerinnen, welche Söhne und Töchter wußten solche Männer sich zu bilden für ihr Werk der Liebe!

Als Julian der Abtrünnige dem Christenthum das Ende und den alten Heidengöttern neue Lebenstage zugeschworen, hatte es ihn längst geärgert, daß die Christen so für Arme und für Kranke sorgten. Gerade wie Seeräuber mit Kuchen die Kinder an die Küsten locken, um sie auf's Schiff zu rauben und in die Sklaverei zu verkaufen, so, schmähte er, hätten es die Christen gemacht und durch Wohlthaten die Armen zum Atheismus verlockt. Julian erkannte, welchen Vorsprung das junge Christenthum über das alte Heidenthum durch solche Werke und Anstalten der Liebe sich errungen, von welchen der alte wie der moderne Paganismus nichts weiß, nichts will und kann. So ließ er auf Staatskosten allenthalben ähnliche heidnische Anstalten gründen, warf Summen aus, stellte Beamte an, that und hatte Alles zum Zweck, nur die Liebe nicht, von der der Apostel sagt, daß wenn einer Berge versetzen könnte und hätte der Liebe nicht, so wäre er nichts; und wenn er all seine Habe den Armen gäbe, und ließe seinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wär' es ihm nichts nütze." Julian fiel und seine Götter und Spitäler mit ihm, ein Vorbild einer spätern, noch schlimmern Zeit, der unsrigen.

Das Armenwesen spiegelt auf eigenthümliche Weise die Entwicklungsgeschichte des Christenthums in sich ab. Der erste Ablauf des leztern mit Constantin dem Großen bildet auch für ersteres einen Wendepunkt. Die Urzeit als Saatzeit des Christenthums und der Kirche bietet im Ganzen das eben umrissene reine und schöne Bild der brüderlich dienenden, willig und völlig sich hingebenden Liebe zu den armen und kranken Gliedern des heranwachsenden Leibes des Herrn. Den Mittelpunkt und die Grundlage bildet das frei gewählte, frei übernommene, frei geübte Diakonat, an das sich noch nichts Gemachtes, Unpersönliches, Versteinerndes gehängt hatte, wobei der ewig praktische Grundsatz: not measures but men, das persönliche Thun, der thätige, lebendige Wechselverkehr Gut und Blut in gedeihlichen Fluß brachte, noch keine „todte Hand" die nur im Persönlichen lebens- und wirkungsfähige Liebe zu begraben begann.

Auf die Urzeit, die den Geist des Herrn am treuesten in reine Gefäße der Demuth und Liebe zu fassen wußte, auf die Zeit des Christianismus folgt mit Constantin, der die Kirche zur Hof- und Staatsanstalt, zur Sache der Politik, also der Lüge und des Vortheils machte, die Zeit des sich immer mehr petrificirenden Katholicismus, mit ihm auf die Christokratie des ersten Zeitablaufs die lange, verhängnißvolle, eben so segens- als fluchreiche Klerokratie.

Möge es mir erlaubt seyn, in einem folgenden Abschnitt in ähnlicher Weise auch das hierarchische Zeitalter zu besprechen und sofort die Geschichte der Armuth und der Wohlthätigkeit bis auf unsere Tage fortzuführen.

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Mai.

Verkümmerung des Volks.

Es ist unmöglich in diesen so ernstbewegten Tagen die Straßen von Florenz zu durchwandern, ohne daß schmerzliche Betrachtungen sich uns aufdrängen und zum peinlichen Zwiespalt sich gestalten, durch Wünsche für und wachsendem Unglauben an dieses liebenswürdigen Volkes nächste Zukunft. Die römischen Ereignisse der neuesten Zeit haben große Unruhe in den Gemüthern hervorgebracht, und kaum ist bei so beweglichem Sinn der Einwohner die ununterbrochene Ruhe der Stadt zu begreifen; nur die große Aufmerksamkeit der Guardia civica erhält dieselbe. — Wir fragen uns unwillkührlich: wie hat der Kern dieser Nationalität, deren einstige Gestalt in tausendfältiger Erinnerung uns überall entgegentritt, aus so kraftvollen Keimen so viel fruchtlose Blüthen entwickelt? Jeder Schritt auf dem Boden der ehemaligen Republik ruft einen geschichtlichen Moment gemeinsamen Wirkens oder individuell charakteristischer Handlung uns zurück; ein unübersehbarer Reichthum geistiger Schätze an Willenskraft, an Vaterlandsgefühl, an schöpferischem Geist und Talent breitet sich vor uns aus. Betreten wir eine Kirche: welche Namen tragen die ernsten Grabmonumente uns entgegen, Namen, die wie mit Posaunentönen die Jeztwelt aufrufen! Da ist kein Opfer für das Vaterland, das nicht seinen freudigen Helden gefunden, keine Wissenschaft, keine Kunst, die nicht die edelsten Vertreter gehabt, kein noch so schwieriges Problem, das nicht seinen Arbeiter zu dessen philosophischer oder empirischer Lösung gestellt Uns überkommt eine tiefe Wehmuth, wir wenden uns von den großen weltgeschichtlich gewordenen Räumen, von den Kirchen und Plätzen zur Stille kleiner entlegener Gäßchen. Da wollen wir allein seyn mit unsern Gedanken und unserer Theilnahme; an der persönlich so oft erprobten Freundlichkeit des Florentiner Bürgers, an seiner oft kindlichen Gutmüthigkeit wollen wir uns erfreuen, nur seinem jetzigen Streben den Blick zuwenden. Allein das ist schwer; in jedem noch so einsamen Gäßchen erhebt sich irgend ein zum Haus umgeschaffener viereckiger Thurm, von dem aus sich vor Jahrhunderten die Florentiner Familien befehdeten, und über den niedrigen Handwerkerwohnungen schauen allenthalben die dreigezackten oder viereckigen Zinnen der Ghibellinen und Guelphen herüber, als wollten sie die Schlaffheit und Kraftlosigkeit ihrer Urenkel bedrohen.

Wir haben viertausend Mann in den Freiheitskrieg gesendet; wir erschöpfen uns in Geldopfern für die bedürftigen Familien der Guardia civica, allein jedem Unbefangenen ist klar, daß, so grimmig ein von den Häusern und Palästen aus geführter Vertheidigungskampf bei deren festem Steinbau werden müßte, wie sehr er in jedem einzelnen Berge, in jeder toskanischen Stadt dem mailändischen gliche, von den verzärtelten, kraftlos geborenen Florentiner Muttersöhnchen in offener Schlacht wenig zu erwarten steht. — Man begegnet hier auf Schritt und Tritt nur bleichen, magern Knabengestalten, schmalen hohlwangigen Gesichtern selbst unter den niedern Klassen; der Anblick thut einem weh. Luxus, Trägheit des Geistes, mangelhafte Erziehung und übertriebener sinnlicher Genuß jeder Art haben längst die Jugendblüthe der höhern Gesellschaftskreise zerstört, Faulheit, und besonders durchgehender Mangel an kräftiger Nahrung die des geringeren Bürgerstandes. Brod und Fleisch sind dem Armen zu theuer, dagegen bietet ihm jeder Schritt Mittel, den hungrigen Magen wenigstens wohlfeil zu füllen, und die Gewohnheit erzeugt Wohlgefallen an der unkräftigen Kost. Mit Tagesanbruch beginnt das wirklich brüllende Geschrei der Verkäufer auf den Straßen, die mit bombastischen Lobpreisungen einander überbietend, ihre Waaren ausrufen: kleine, unverhältnißmäßig wohlfeile Kuchen, in Oel gebacken, Kastanienmehltorten, die ganz heiß verschlungen werden, weißer Quarkkäse, gedörrte Oliven und Feigen, Nüsse, gebratene Aepfel und Birnen, abgekochte gelbe Bohnen, Backobst aller Art und grüne unreife Mandeln, welche mit der Schaale verzehrt werden, Rettige, Kürbiskerne, Johannisbrodschoten, schlechte Mehlbonbons und unzählige Gattungen Salat. Dazu kommen gegen Abend gedörrte und gesalzene Fische, welche einen Haupttheil der Volksnahrung ausmachen. Unzählige dieser Leute essen vielleicht niemals ordentlich warm zu Mittag. Die vielen unten in den Häusern aneinander gereihten Buden mit Eßwaaren liefern den Wohlhabenderen den Tagesbedarf; die Ausrufer sind für die eigentlichen Gassenwanderer, Eckensteher, Handlanger u. s. f. — Das dem Florentiner eigene geschäftslose Umhertreiben entwickelt die ihm angeborene Neugier und Schaulust bis in's Fabelhafte. Brodlose Lungerer bilden einen nicht geringen Theil der Bevölkerung, und ihre Zahl fällt besonders beim Auszug der Nationalgarde zu ihren Wachposten in's Auge. Zu mehreren Hunderten folgen sie alle Morgen der Regimentsmusik, um darüber zu richten, welche der zwei Banden am besten gespielt hat. Der heftigste Regen hält sie nicht ab. Diesen wichtigen Augenblick, dessen stets ungestörten Einfluß ich den Winter hindurch beobachtete, benutzen mit eben so unerschütterlicher Beharrlichkeit die umherfahrenden Sorbetverkäufer für Kinder. Sogar im Spätherbst und gleich wieder in den ersten Tagen des Februars schieben sie den grünen Karren umher, der eine sehr einfache Eisfabrik von Straße zu Straße bringt, besonders aber an den Ecken derjenigen hält, welche die Soldaten durchziehen. Hier werden den Gassenbuben, Lehrburschen und Schulkindern Fingerhut große Blechkelche mit roth- oder gelbgefärbtem Schnee verkauft, für einen Quatrino (etwa ein Pfennig unserer Münze), und die kleinen Kostgänger sind auf diesen Genuß so versessen, wie die lieben Eltern auf den des Weins. Branntwein wird hier viel weniger getrunken als in Rom. Um nun die nöthigen Sorbetquatrini zu erschwingen, wird gebettelt, oft auch betrogen. Die Eltern lassen es gehen, denn von klein auf wird dem Schulknaben die Kupfermünze mit auf den Weg gegeben, für welche er sein Frühstück sich erhandelt, das ihn seiner Wahl nach freilich oft mit leerem Magen die Klassen betreten läßt. Ich habe oft in einer halben Stunde über sechzig zerlumpte Kinder gezählt, die in die Hände des Sorbetverkäufers fielen; reihenweis umringten sie seinen Karren, und mit der den Toskanern eigenen Gutmüthigkeit hielten die größern Bursche die kleinen abgemergelten Würmchen, welche nicht hinaufreichten, in den Armen, bis ihr bunter Schnee fertig war. — Wie nothwendig eine Aenderung dieser das Volk schwächenden Sitten, wie dringend die Erweiterung industrieller Unternehmungen ist, tritt schon in so kleinen Zügen aus dem täglichen Leben hervor.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 41

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 140. Montag den 12. Juni 1848.

Alte Rechte sitzen dem Volke so bequem als dem Menschen alte Kleider, und die Neuerung, wäre sie noch so vernünftig und nothwendig — was sie nicht immer ist — drückt wie ein neuer Schuh. W. Scott.

Steirische Erinnerungen.

Neulich sah ich, den Lauf der Gewässer beobachtend, eine kleine Ente durch alle hindurch schwimmen. Der besagte Wasservogel gehörte wohl zum Geschlecht der Klingenten, welche Linnäus als Anas clangula bezeichnet; doch kannte der große Naturforscher diese besondere Art nicht, welche heutzutag Zeitungsenten heißt. Die Klingenten gehören zu den Tauchern, deren eigenthümliche Weise darin besteht, an einer Stelle unterzutauchen, um eine Strecke weiter wieder zum Vorschein zu kommen. — „Die Freifrau von Brandhof ist eine Wirthstochter aus Tirol," schnatterte das schwimmende Federvieh bei jedem Auftauchen. Genau genommen hat es wohl nichts zu bedeuten, ob die Mutter des Grafen von Meran eine Tirolerin und eine Wirthstochter ist oder nicht; doch ist sie keines von beiden, sondern die Tochter eines steirischen Postmeisters, und die Ente mahnt mich an die alte Bekanntschaft.

Die Leute sprechen mehr denn je zuvor wieder vom Erzherzog Johann. Aus einem österreichischen ist er in unsern Tagen ein deutscher Mann des Volkes geworden. Zu den vielen Vorzügen, die ihm eigenthümlich angehören, rechnet die Menge ihm auch zum Verdienst an, daß er des Erzherzogs Stephan Oheim ist. Umgekehrt würde es vernünftiger lauten, doch was fragt die Zuneigung nach der Folgerichtigkeit? Ich wünsche dem jungen Prinzen aufrichtig Glück, der Neffe eines solchen Ohms zu seyn, doch theile ich nicht die Meinung derjenigen, welche im Palatinus von Ungarn zum voraus den künftigen Kaiser begrüßen. Wenn ihm je eine Krone bestimmt ist, so wird es die seines Namensvetters, des heiligen Istevan seyn, und nicht das Erbe des großen Rothbarts, der im Untersberge sitzt. Doch das nur beiläufig, denn ich will ja nicht weissagen, sondern der angeregten Erinnerung freien Lauf lassen. Vergönnt daß ich's thue wie ich eben kann. Jetzt wo die Welt sich im Kreise dreht, hat jeglicher das Recht, etwas wirblig zu seyn. Die großen Geschicke befangen Verstand und Einbildungskraft, das tägliche Leben ist aus den Fugen gerückt, die Hand, welche die Feder führt, ist schwer vom Gewicht der Muskete, das Auge übernächtig noch vom jüngsten Wachdienst her, der Sinn verwirrt vom Drang des Augenblickes. Ihr im Lande drinnen liegt nicht auf Rosen, ich weiß es wohl, auch ihr mögt für die Erhaltung der Zucht und Ordnung nicht ohne Sorge seyn; doch wir an der Rheingrenze sehen in unserer nächsten Nähe schon die völlige Auflösung aller Zustände, und sind von Augenblick zu Augenblick aller Greuel eines Bürgerkriegs gewärtig.*

Ueber zwanzig Jahre sind vergangen, seit ich Aussee zum erstenmal besuchte. Der Ort ist ein sogenannter Markt, mit welchem Ausdruck in Oesterreich, wie auch in Bayern, ein Mittelding zwischen Dorf und Stadt, ein Städtchen ohne vollkommenes Stadtrecht bezeichnet wird. Der Unterschied ist ein Ueberbleibsel aus den Tagen, in welchen die bürgerliche Freiheit, die Unabhängigkeit der Gemeindeverwaltung ein Vorrecht der Städte war. Aussee liegt in der obern Steiermark in tiefem Thalkessel am Fuß der Pötschen, deren Wasserscheide die Gaugrenze

* Diese Worte, im April niedergeschrieben, mögen zum Andenken stehen bleiben.

zwischen dem Erzherzogthum Oesterreich ob der Ens und den steirischen Landen bildet; nach der Verwaltungseintheilung gehört der Markt um seiner Salzwerke willen zum k. k. Salzkammergut und steht somit unter dem Salzoberamt zu Gmunden am Traunsee. Die besondern Einrichtungen des Kammergutes, längst veraltet, thatsächlich zum großen Theil außer Uebung, schreiben sich aus Zeiten her, wo es an Händen im Gebirg fehlte, um die Salzwerke auszubeuten. Damals waren den Ansiedlern allerhand Vorrechte verliehen worden, Freiheiten und Begünstigungen, die bei zunehmender Bevölkerung zur Last für den Staatshaushalt werden mußten. Das steigende Mißverhältniß der überflüssigen Arbeitskräfte zum laufenden Bedürfniß war drückend fühlbar geworden, als ich jene Gegenden kennen lernte; ob es sich seitdem ausgeglichen, weiß ich nicht, doch wird billig daran zu zweifeln seyn. Die Kammergütler meinten in ihrem kindlichen Sinn, die Salzerzeugung sey eben nur um ihretwillen da; sie wollten im Berg, im Wald, in den Sudhäusern, beim Verpacken wie bei der Versendung des Salzes unausgesezt und ohne Ausnahme Beschäftigung finden und dafür bezahlt seyn, so viele ihrer auch wurden; sie weigerten sich, ihre Söhne zum Heerbann zu stellen, gerade als ob es noch, wie zur Zeit des Kaisers Max, im Gebirg an arbeitsfähigen Händen fehlte; sie schrieen und klagten, weil mit dem Zuwachs der Mäuler das Brod nicht größer werden wollte. In manchem Stück hatten sie übrigens auch Recht zur Beschwerde. Vor allem gab das allgemeine Uebel unserer Zustände, der Schwarm unnützer Schreiber und Schreibersschreiber, den triftigsten Grund dazu. In frühern Zeiten hatten schlichte Leute, aus dem Stand der Arbeiter hervorgegangen, in Gewohnheiten und Ansprüchen demselben angehörig, größtentheils diejenigen Geschäfte besorgt, wozu jezt vornehmthuende Herrlein berufen wurden, deren geringstes kaum für sich allein an dem genug hatte, wovon der am besten gestellte Arbeiter mit Weib und Kind leben mußte und noch ganz vergnügt zu leben verstand.

Ueberhaupt ist die Welt viel zu vornehm geworden. Ich für mein Theil sehe gar nicht ein, warum Bildung und feine Sitte nicht bestehen sollten ohne den übermäßigen Aufwand in des Daseyns laufenden Bedürfnissen. Wir verwechseln eben Reichthum mit Gesittung und werden von Kindesbeinen auf an Dinge gewöhnt, die wir für unbedingt nothwendig halten, weil wir sie ungern entbehren würden. Muß denn der Hochschüler unumgänglich ein Junker seyn oder einen vorstellen, um etwas Rechtes zu lernen? Ich denke nein. Des Bauern Sohn würde im ländlichen Tschopen nicht weniger ausrichten, als im Rock von städtischem Zuschnitt, und der rothe Brustfleck ihm nicht nur die Brust, sondern auch das Herz besser verwahren, als die modische Weste. In Westen geht mancher Thaler unter, gerade wie die Sonne, nur daß die Sonne immer von selber wieder kommt, der Thaler aber wegbleibt.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

„Brav, brav, junger Mann!“ rief hier der Invalide. „O ich kenne dich, an dieser Sprache erkenne ich dich!“ — „Du kannst,“ fuhr die Dame fort, „mit nichts die Manen des großen Mannes versöhnen als mit deinem elenden Leben! Aber du hast nichts weiter, also gib es her!“ So rief der junge Franzose und seine Mienen verriethen, daß er nicht zum Scherz so sprach, daß er bittern Ernst machen wollte. Meine Herren, möge mich Fluch treffen, wenn ich ein unwahres Wort rede! Ein entsetzlicher Auftritt begann nun. Zuerst bei seiner eigenen Kraft, die aber äußerst gering war, suchte Mylord Hülfe; er wollte sich losreißen von der Hand, die ihn gepackt hielt, und als dieß nicht ging, blickte er nach seinem schwarzen Diener um, der sicher Niemand anders als der Teufel selbst war und mit einem gezückten Dolch dem Franzosen in den Rücken schlich. Aber er hatte in seinem Eifer die Anwesenheit des zweiten Jünglings nicht beachtet, der ihn im Auge behalten, und jezt rasch dazwischen springend seinen Freund rettete. Er wurde zu Boden geschmettert und entwaffnet; mit einem Tuch, von Manons unschuldiger Brust gerissen, fesselte ihm sein Sieger die Hände auf den Rücken. Er lag auf den Knien, um sein Leben flehend, und auch Mylord sank allmählig in eine flehende Stellung herab, wobei er mit widerlichen Tönen mich und das Kind aufforderte, ihm zu helfen oder uns der Rache von ganz Britannien gewiß zu halten. In der That wirkte dieses leztere Argument auf mich. Mein Gott! es kommen so viele Mylords und Myladies hierher, sie geben Einem doch etwas, genug ich hatte meine diplomatischen Gründe, es mit England nicht zu verderben. Sie begreifen das, meine Herrn. Der Bezwinger des Mohren hatte jezt dessen entfallenen Dolch seinem Freund in die Rechte gedrückt und dieser zückte ihn über dem Unglücklichen zu seinen Füßen; sein Auge sprühte Tod und Rache, Mylords lezter Augenblick wäre in der That da gewesen ohne mich. Manon an mich reißend und auch sie niederziehend auf ihre kleinen unschuldigen Knie, umschlang ich den Engländer und flehte um Gnade

für ihn. Ich machte meinen Körper zu seinem Schild und ließ es an Wehklagen und Thränen nicht fehlen, wobei ich vor Allem hervorhob, wie der zürnende junge Mann auch mich und das Kind unglücklich mache, wenn er Mylord hier tödte, wie Englands Rache nicht auf ihn allein, sondern auf mich fallen müßte; mein Verdienst, mein Lebensunterhalt werde durch ihn gefährdet, vielleicht vernichtet."

„Und das Lezte rührte ihn, wie man weiß," warf der Invalide dazwischen; „ja, sie haben Herzen wie Butter, diese unsere Söhne!" — „Er warf den Stahl weg und ein Goldstück auf den Tisch, nahm den Arm seines Gefährten und schritt mit ihm dem Ausgang des Salons zu. Bevor er ihn aber verließ, wandte er sich noch einmal zu mir. — „Madame," sagte er, „es scheint, dieser Ort wird viel besucht." — „Sehr viel, mein Herr," war meine Antwort; „fast alle Reisende, die nach Chamounix gehen oder von da kommen —" — „Gut," unterbrach er mich, „so sagen Sie Allen, die Sie besuchen, daß Sie Hudson Lowe zu den Füßen des Sohnes von Bertrand gesehen und daß dieser ihm das Leben geschenkt. Adieu!"

„Damit ging er fort, stolz wie ein König. Ich sehe ihn noch — er war ein großer, schöner junger Mann von etwa vier-und-zwanzig Jahren. Auch sein Freund trug einen berühmten Namen. Ich bewahre diese Namen noch oben im Fremdenbuch des Salons, und wenn die Herren mir die Ehre erzeigen — Zwar diese verwünschte Journalière hält nie lange genug an in Balme, daß die Herren Fremden —"

„Schon gut, schon gut, Madame; ein anderesmal, wenn wir mit Post kommen. In der That, nach Allem, was man von dieser Geschichte gehört und gelesen hat, glaube ich, daß Sie Ihrem Mylord das Leben gerettet." — „Nicht anders, mein Herr. Ich habe großes Unglück verhütet für Mylord, für mich, für den jungen Mann selbst." — „Und von Einem bin ich überzeugt, Madame, davon, daß Sie nicht ermangelt haben, die Weisung zu befolgen, die er Ihnen im Fortgehen gegeben." — „Welche Weisung?" — „Aller Welt diese Begebenheit zu erzählen."

(Schluß des ersten Briefs.)

Ein deutsches Schiff.

In dunkelgrüner Waldesnacht
Da blizt und dröhnt das Beil;
Bei jedem Schlag, der weithin kracht
Und tief den Stamm erbeben macht,
Denkt sich der Forst sein Theil:
Du stolzer Baum, nimm hin dein Loos,
Stürz' nieder in das weiche Moos,
Sollst wieder aufwärts ragen!
Sollst blank geschält und ohne Ast,
Vom Schaum geküßt, vom Sturm erfaßt,
Als eines Schiffes schlanker Mast
Die deutsche Flagge tragen!

An seinem Stuhl der Weber webt:
Mein Schifflein fliege, flieg'!
Und wie er's wirft und wieder hebt,
Und wie es auf- und niederschwebt,
Singt er vom Dänenkrieg.
O guter Faden stark und schwer,
Netz' dich dereinst das weite Meer,
Das Meer mit seinen Wellen!
Du alter Gott, schlag auf dein Buch,
Merz aus den langen Völkerfluch
Und laß dieß deutsche Segeltuch
Von deinem Hauche schwellen!

Im tiefen Schacht beim Grubenlicht
Pocht nimmermüde Kraft:
Der Hammer ruht und rastet nicht,
Bis er die Felsenwand zerbricht
Und Erz zu Tage schafft.
Was Bergesadern still genährt,
Wird in des Feuers Glut geklärt,
Geformt und wohl geschliffen,
Zum Dienst, nach Nord und Süd, im Meer,
Als Wand und Band und scharfe Wehr,
Als krummer Stahl, als grader Speer,
Den stolzen deutschen Schiffen.

Den Säugling in dem treuen Schooß
Sieht sich die Mutter an:
Mein Söhnlein, werde stark und groß
Für Wogenbraus und Sturmgetos
Der ächte, rechte Mann.
Besteige kühn den leichten Kiel
Und steure nach dem fernsten Ziel,
Nach jedem Strich der Rose.
Mit sich'rem Blick und fester Hand
Schau von des höchsten Mastkorbs Rand;
Matrosen braucht das deutsche Land:
Mein Söhnlein wird Matrose!

Du deutscher Adler, horste keck
Auf hohem Flaggenstab!
Flieg' stolz empor vom breiten Deck
Und flattre zu der Feinde Schreck
In Schwarz-Gold-Roth herab!
Der lange Traum wird endlich wahr,
Hinauf zur Sonne, freier Aar!
Mein Schiff, wir wollen „Februar"
Mit Dänenblut dich taufen!

Feodor Löwe.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Mai.

(Schluß.)

Patriotische Literatur.

Alle Handwerke, welche sich mit Luxusartikeln beschäftigen, mit Ausnahme der Goldschmiede, sind in den Händen der Franzosen und Schweizer, die nach und nach eingewandert. Sogar die ehemals so berühmten Seidenfabriken sind gesunken; nur schwarze Zeuge werden noch gut gewoben, die Florentinerinnen aber tragen nur französische Stoffe. — Auch der Gebrauch, fast alle Handelsartikel und Fabrikwaaren in Baumwolle, Seide, Porzellan, Glas, Stahl, ja selbst Papier und Federn und gedruckte Bücher auszurufen, obschon alle Hauptstraßen dieselben Gegenstände in Boutiken und auf Tischen darbieten, mehrt den Müssiggang, vermindert die eigene Arbeit und begünstigt den Diebstahl. Ich hörte drei Stunden lang einen Zündholzverkäufer zwei Krystallflaschen feilbieten, welche Jedermann betrachtete, ohne sie zu kaufen; sie mußten dem Preise nach gestohlen seyn. Der Ausrufer begriff am Ende, daß er sie in eine Winkelgasse tragen müsse, wo nicht Jeder den Kauf beobachten könne, und wird sie dort wohl losgeworden seyn. — Daß die klarsten Köpfe, die bedeutendsten Männer aus allen Fächern, besonders aber Schriftsteller und Journalisten, an einer allgemeinen Verbesserung dieser Zustände arbeiten, ist ehrenwerth. Ich habe Ihnen bereits von dem unermüdlichen Bestreben, eine moralische Volkserhebung herbeizuführen, geschrieben. Die Oesterreicher sind dabei natürlich immer der gescholtene böse Bube, welcher die Guten verführt hat, und der Nationalhaß wird zum geistigen Gebot und zum Hoffnungsanker. Leider können indessen nur lange Jahre moralischer Entwicklung die Genesung für kommende Geschlechter vorbereiten. — Unter den neuerdings auf diesen Zweck hinwirkenden Schriften nenne ich heute nur zwei. — Mit Angabe Philadelphia's als Druckort und der falschen Jahreszahl 1840 erschien vor einigen Monaten in Mailand ein Buch von Melchiorre Gioja. Kaum hier angelangt, änderte es seinen Namen; es hieß nicht mehr, wie bei seiner Einführung, Cenni statistici, sondern ein ihm beigelegter Einzelbogen, vom 4. Juli 1847 datirt, brachte mit einer Wiederholung der Vorrede den wirklichen Titel: L'Austria e la Lombardia. Nach einer kurzen Uebersicht der allgemeinen europäischen Zustände seit 1798 beginnt das Buch mit einer Darlegung der speziellen Verhältnisse, unter denen Oesterreich die Lombardei in Besitz nahm. Alle Zweige des Regierungswesens, die Verwaltung der Finanzen, die Schulen, die Abgaben, die Zölle werden besprochen und in ihren theilweise allmählig veränderten Formen betrachtet. Dann geht der Verfasser zu einer eben so genauen Darstellung der Mängel, zulezt der Mißbräuche über. Er spricht sich ruhig, doch mit schneidendem Ernst über eine lange Reihe immer schmerzlicherer Erfahrungen aus. — Der Sprung unserer Zeit hat für den Augenblick das Buch unnüz gemacht, es könnte jedoch später, bei einem möglichen Friedensschluß, sich bedeutender zeigen als Azeglio's, Guerrazzi's und Tomaseo's Werke, denn es behandelt seinen Stoff empirisch gründlich, und gibt ein sehr faßliches Bild der allmählig bis zum Unerträglichen gesteigerten Leiden des überall gehemmten, geistig noch weit mehr als materiell niedergedrückten Volks. Man fühlt sich unwiderstehlich hingerissen, die Ansicht zu theilen, welche am Schluß der Vorrede ausgesprochen wird: „Der diese Blätter schrieb, hat lange angestanden, wie auch das Volk lange gezögert hat, das Urtheil auszusprechen, daß das österreichische Gouvernement unter allen Umständen uns feindlich ist; feindlich seiner Natur nach, feindlich durch eigene Wahl, feindlich aus unvermeidlicher Nothwendigkeit; ein um so unwiderruflicheres Urtheil, als es ein spätes ist, und als es ganz unwillkührlich im Volk zur schmerzlichen Ueberzeugung sich gestaltet hat, daß der gegenwärtige Frieden ihm mehr kostet als ein zerstörender Krieg, und es dennoch einem furchtbaren Kriege entgegenführt, dessen Ausgang nur der Gott voraussehen kann, dem wir unser unglückseliges Vaterland empfehlen."

Aufmerksamkeit verdient ferner ein kürzlich erschienenes Schriftchen: Predica pel Venerdi Santo, di F. D. Guerrazzi, einem in Deutschland längst gekannten und mehrfach übersezten Schriftsteller. Zwei Romane von ihm: L' assedio di Firenze, und la disfida di Barletta, sind schon vor einer Reihe von Jahren erschienen, als er noch mit den Carbonari in Verbindung stand, als Haupt einer Verschwörung gegen Oesterreich. In demselben Sinn führt er noch jezt die Feder, voll glühenden Hasses gegen die Unterdrücker seines Volks, und um seine Mitbürger durch ein glänzendes Bild ihrer ruhmvollen, mächtigen Vergangenheit, wie durch das ihres Elends unter der Herrschaft der Medicäer aufzustacheln aus ihrer Ruhe, aus ihrem unthätigen Dulden. Damals, wie jezt, war er im Herzen Republikaner, und jedes Mittel, das zum Ziel seiner Wünsche führen konnte, schien ihm geheiligt durch den Zweck. Ich kenne mehrere seiner Freunde, welche die Unerschütterlichkeit seiner politischen Grundsäze ebenso enthusiastisch preisen, als seine Widersacher ihn jezt leidenschaftlich anfeinden; diese werfen ihm Atheismus, Geiz, Halsstarrigkeit und viele einzelne Handlungen vor, welche seinen wucherischen Eigennuz beweisen sollen. Guerrazzi war es auch, welcher vor einigen Monaten in Livorno die Republik zu proklamiren versuchte. In Folge der dadurch entstandenen Tumulte ward er eingekerkert, und während seiner Gefangenschaft, welche vor Kurzem glänzend mit seiner abermaligen Erwählung zum Deputirten endete, schrieb er — der angebliche Gottesläugner — eine Predigt. Dieselbe strozt von Christlichkeit, läuft aber natürlich darauf hinaus, daß der Prediger Oesterreich verflucht und zum Kampf wider dasselbe aufruft. „Fort," heißt es am Schlusse, „fort mit diesen reißenden Wölfen aus diesen schönen Ländern! Fort mit den Barbaren voll räuberischen Sinns, mit blutigen Händen! — „Fort mit den Barbaren!" war Julius II. Ruf, es sey jezt der Pius IX.! Erhebt euch! das Maaß göttlichen Zorns ward von Blut und Thränen überfüllt befunden. Erhebt euch, Brüder! Eure Prüfungen werden enden, der Tag der Erlösung ist nahe. Ehre sey dem Erlöser Christus, dem Vater der freien und glücklichen Menschen!"

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 141. Dienstag den 13. Juni 1848.

— Dann widmest du dem Werke, wie's entsteht,
Gesammte Landsgefälle, Zehnten, Zinsen, Beed,
Für ewig. Viel bedarf's zu würdiger Unterhaltung,
Und schwere Kosten macht die sorgliche Erhaltung.
Die Fuhren thut das Volk, vom Predigtstuhl belehrt,
Die Kirche segnet den, der ihr zu Diensten fährt.

Goethe.

Armuth und Christenthum.

II.

Wir betreten in unserer Geschichte der Armuth und der Liebe die Zeit, wo das Christenthum Staatsreligion im römischen Reiche geworden war. Damit wurde nicht mehr Christus, sondern der Priester und Geistliche Herr der Herzen, also der Welt. Die Kirche focht für Menschen- und Volksrechte, namentlich anfangs, herrliche Kämpfe. Kaiser und Staatsbeamte mußten sich unter ihre milderen Gesetze beugen. Dem Wüthen eines Statthalters wagte einst niemand sich entgegenzustellen als der Bischof Synesius. Als Theodosius der Erste eine Stadt seinem Zorne geopfert, verschloß ihm Ambrosius die Kirche. „So wurde die Kirche zum Horte der Volksfreiheit, und Heilige übernahmen die Rolle von Volkstribunen.“ Die Fürbitte für Unglückliche und Verbrecher, eine gewisse Vormundschaft über personae miserabiles ward dem Klerus zugestanden. In Landesnöthen vermochte mehrmals nur er durch seine Würde oder Hingebung zu retten. Kein Wunder denn, daß bald das Priesterthum sich höher dünkte und gelten ließ als das Königthum. So ward folgerichtig das Reich Christi von dieser Welt und trat als Erbe des alten Römerthums in das Erbe der Weltherrschaft mit dem vollen beneficium inventarii.

Sogleich nach ihrer öffentlichen Anerkennung suchte denn nun die Kirche ihr Vermögen in Grundstücken zu begründen. Staatsmittel reichten Unterstützung, das alte Tempelgut, selbst Ketzervermögen war willkommen für's Kirchengut. Das göttliche Recht der Erstlinge und Zehnten, lezte Willen zu Gunsten der Kirche wurden unerschöpfliche Quellen des Reichthums. „Bald,“ sagt ein geistreicher Geschichtschreiber, „war kaum erlaubt zu sterben, ohne der Kirche zu gedenken.“ Was die todte Hand an Reichthum zu Macht und Freiheit des Klerus sammelte, war übrigens dem Volke keineswegs entzogen, sondern als „das Erbtheil der Armen“ erklärt und volksbeliebt. Alle Wohlthätigkeitsanstalten gingen von der Kirche aus.

In welchem Umfange, mit welcher Großartigkeit Bischofsitze und Pfarrhöfe, Orden und Klöster, Stifte und Spitäler, Armen- und Siechenhäuser die christliche Welt bedeckten, womit diese gegen das ganze Heidenthum in denselben Contrast sich setzte, in dem der karge griechische Tempel zum überwuchernden gothischen Dome steht, sey hier nur angedeutet. Unter'm Krummstabe ward gut wohnen. Wie die Kirche im Meßopfer ihr größtes Mysterium genoß, so feierte sie sich selbst als vollendete Organisation des Wohlthuns und der Opferung. Sie machte die freiherrliche Austheilerin der „allein ihr gebührenden“ Gaben und Güter Gottes. Nicht sowohl mehr die Armen, als die Armenhäuser, die Armenorden, die Armenstiftungen, die Armenheiligen, kurz die Armenanstalten waren ihr Ruhm und ihr Glanz, und weil das Nehmen und Sammeln sie selbst keine Opfer und kaum eine wesentliche Mühe kostete, verlor auch das Geben seine unmittelbare Seligkeit. Nicht das Geben, sondern das Haben, nicht der Blick auf die Armen, sondern auf die allerdings wesentlich für die Armen bestimmten Güter und Schätze war die Wonne der reich und weltlich gewordenen Hierarchie. Diese lebte nicht selbst

mit den Armen, sondern von den Armen. Sie diente nicht mehr selber, sondern bestellte, beorderte, bezahlte und canonisirte bloß diejenigen, welche den Drang oder keine andere Wahl hatten, als die Schürze umzugürten, die Kutte anzuziehen, den Bettelsack umzuhängen, und selber arm Diener und Freunde der Armen und Kranken zu werden.

Davon, wie durch diese Behandlung des Armenwesens die Armuth in Faulenzerei selber gesäet und gehegt wurde, schweige ich. Die Schattenseite liegt für unsern Gesichtspunkt hauptsächlich in dem sich lösenden Verhältnisse des persönlichen Wechselverkehrs der dienenden, gebenden und nehmenden Liebe. Zwischen die gebenden Besitzenden und die nehmenden Armen stellte sich ein durch seine Heiligkeit innerlich wie durch seine Chorschranken, Klostermauern, Abteithore und Stiftszellen äußerlich von beiden sich abschließender, über beide sich stellender Stand. Mithin wurden Empfängerdank und Geberliebe auseinander gerückt. Allerdings sollten leztere um Gotteswillen geben, erstere in Gottes Namen („vergelt's Gott") danken. Den höhern, allerdings herrlichsten Einigungspunkt sollte die Gottheit bilden, aber das Geben wie das Nehmen hatte durch die kirchliche Vermittlung nicht sowohl eine Liebesthat als eine Glaubensäußerung und ein Bußakt zu werden. Die sich selbst verläugnende, frei und voll sich hingebende Liebe mußte dagegen weichen. Man gab Geld und Gut und Leben auf Ersatz, Lohn und Tausch. Gute Werke erlösten von der geistlichen und ewigen Strafe: sie wurden Sache des Kaufs und Handels bei der unermeßlichen Mehrzahl.

Wo wirklich die Liebe waltet, da muß sie dem Geliebten in's Auge blicken und mit eigenem leisen Finger die Thränen trocknen. Sie kann keine Stellvertretung, keine Ferne, keine Fremde, keine Kälte dulden. Sie kann sich's nicht bequem machen und machen lassen, sie muß selber kommen, gehen, handeln, und ohne Lohn, ohne Dank, ohne Ersatz ihr Alles, sich selber einsetzen in dem was sie nicht lassen kann. Um diese Liebe brachte der Klerus, indem er sich allein damit privilegirte, die ganze reiche und arme Welt. Die Eigensucht trat an die Stelle: im kirchengläubigen Geber als Lohnsucht, im kirchengläubigen Empfänger als faulenzende Scheelsucht, welche Hand und Herz dem eigenen Fleisch entzieht und nicht daran denkt, in ehrlicher Arbeit sich selbst, geschweige andern zu helfen, da ihm von Gottes wegen geholfen werden mußte. In die geistlichen Anstalten selber trat man nicht aus Liebe zu den Andern wie in's Diakonat, sondern aus Liebe zu sich selbst, sey's geradezu aus Arbeitsscheu und Genußsucht, oder aus höherer Selbstliebe, aus Sorge für das eigene Seelenheil. Das Gelübde der Armuth selber ward zum Zwang und tödtete damit die freie frische Liebeshingabe. Sie ward nicht zur süßen Pflicht der täglichen Selbstverläugnung, sondern der Eintritt in die Anstalt war zwischen der Hand, die an das Pförtlein klopfte, und zwischen der Armuth draußen Bund und Riß auf Lebenszeit in Einem; denn hinter den Gittern und im heiligen Stande war sie gegen die gemeine Noth des Lebens ziemlich wohl geborgen. Mit dem einen ersten Opfer war Alles gethan, und wie der Meßpriester leichtlich den einmal für allemal am Kreuze geopferten Gott täglich wieder auf dem Altar dem ewigen Vater als „Opfer" darbrachte, so war's keine Kunst, kein Opfer mehr, in die volleren oder leereren Klostertruhen und Fleischtöpfe für die hungernden und nackten Armen zu greifen. So machte der Katholicismus im Ganzen einen gewaltigen Rückschritt hinter den im Christianismus der Urkirche sich ausprägenden Geist der dienenden Liebe, so wichtig und bedeutungsvoll als Fortschritt es in seiner Weise zu preisen ist, wie die Hierarchie über die Welt ein unermeßliches Netz des Wohlthuns spannte und die Armen- und Krankensorge, von der als öffentlicher Thatsache das Heidenthum kaum wußte, zur Weltthatsache machte, zum wesentlichen Ring in der Kette der menschlichen Gesellschaft. War ja doch in Wahrheit bei tieferer Betrachtung die Aufgabe der katholischen Kirche weniger die Welt christlich, als nur erst menschlich zu machen, so weit sie eben das werden kann, ehe sie zugleich christlich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Steirische Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Wenn Rechtskundige, Gottesgelehrte, Heilkünstler und alle solche, die sich dem öffentlichen Dienste überhaupt widmen, nur durch höhere Bildung vom gewöhnlichen Handwerksmann und Landbauer sich unterschieden, nicht aber durch unnützen Aufwand, so würde die große Masse nicht nur an Wohlstand gewinnen, sondern, was noch besser wäre, auch an wahrer Bildung. Doch um einen solchen Zustand herbeizuführen, müßten die gekrönten Häupter mit dem guten Beispiel der Einfachheit und Anspruchslosigkeit vorangehen, um ihre Würde in etwas Besserem zu suchen als im Glanz des Hofstaats, als im Prunk der äußern Erscheinung. Kurzum, der Einsiedler von Gauting ist ein weiser Mann, und Recht hatte der badische Staatsrath Winter, der, als des Landes höchster Beamter, seine Würde durchaus nicht

gefährdet glaubte, wenn statt eines betreßten Lungerers die Hausmagd dem Besucher die Thüre öffnete und ihn nicht einmal erst meldete, sondern ohne weiteres eintreten hieß. „Der Herr ist daheim, spazieren Sie nur hinein," sagte sie. Drinnen saß er richtig, angethan mit dem Hausrock, die Pfeife im Mund, und es schien ihm ganz einerlei, ob der Eintretende aufgeputzt war oder nicht; das gestickte Dienerhäß,* der schwarze Frack galten ihm nicht mehr wie die kurze Jacke.

Aussee ist ein vortheilhaft gelegener Platz für den Fremdling, der hier sein Hauptlager aufschlägt, um einen bedeutenden anziehenden Theil der Alpenwelt kennen zu lernen. Für des Leibes Nothdurft ist trefflich gesorgt, nicht minder für sonstige Annehmlichkeit des Lebens. Die Oesterreicher und Steiermärker sind ein munteres, leutseliges Volk, zuvorkommend gegen Reisende, anspruchslos und gebildet; der Gast ist sofort bei ihnen daheim, und wenn er sich nur ein wenig leidlich zu benehmen weiß, wird er sich bald beim Vornamen rufen hören. Die Gewohnheit, die Leute so zu nennen wie sie getauft wurden, ist in Ländern deutscher Zunge seltener als bei den Stämmen romanischer Abstammung, doch der Fremdling findet sich nicht nur schnell hinein, sondern fühlt sich dadurch angenehm berührt. Es hat damit eine ganz andere Bewandtniß, als mit weiland dem traulichen Du, berüchtigten Angedenkens.

Woher wir den Postmeister von Aussee kannten? Der Himmel mag's wissen, ich hab's vergessen. So viel ist gewiß, die Posthalterei war kein Wirthshaus, doch nahm sie uns gastlich auf. Heutzutag besteht die halbe Welt aus Reisenden, und die Gastfreundschaft beschränkt sich auf die nächsten Freunde, aber damals galt es für eine ganz gewöhnliche Höflichkeit, seine Bekannten nicht im Wirthshaus zu lassen. Der Postmeister war ein Mann von reifen Jahren, zum zweitenmal verheirathet mit einer jüngern Frau; im Hause lebte von den Kindern erster Ehe eine Tochter, ein hübsches kernhaftes Mädchen von etwa zwanzig Jahren, mit prachtvollen schwarzen Augen, voll Leben und Lustigkeit. Fanny hätte mir leicht das Herz abgewonnen, wenn ich statt des eigenen nicht ein eingetauschtes in der Brust getragen, und das war ein Glück, denn auch sie hatte nicht mehr über ihre Neigung zu verfügen; um so unbefangener wurden wir gute Freunde, sie, mein Bruder, der Maler, und ich. Fanny besorgte das Innere des großen Hauswesens, ihre Stiefmutter den Laden, der Vater die Feldwirthschaft und den Viehstand, ein sogenannter Expeditor die Post. — Hier ist zu wissen, daß in Oesterreich die Posthaltereien eine Art von Erblehen sind, die immer zu einem gewissen Hause gehören und welche der Eigenthümer durch einen Angestellten nach eigener Wahl kann verwalten lassen. Sehr häufig ist die Posthalterei zugleich ein Wirthshaus, doch hier war das Geschäft mit einer Eisenwaarenhandlung verbunden.

Der Postmeister, einer der angesehensten Einwohner des Orts, gehörte seit langen Jahren zu den nähern Bekannten des Erzherzogs — den Namen Johann hinzuzufügen, ist von Ueberfluß in der Steiermark. Der Prinz sah sich oft veranlaßt, Aussee zu besuchen; von hier aus pflegte er vielfach Ausflüge in die reizenden Umgebungen zu machen; zudem war er ein eifriger Waidmann, „ein Gemsensteiger," wie Kaiser Max; dann hatte er auch als Gönner der Landwirthschaft, und selber ein Landwirth im umfassendsten Sinn, allerhand in Wald und Feld nachzuschauen. So hatte denn der hohe Herr im Lauf der Jahre bei seinen regelmäßig wiederholten Besuchen auch zu Aussee den Nachwuchs der weiblichen Bevölkerung gedeihen sehen, und von jeher ein niedliches seines Dirnd'l vor allen Kindern besonders lieb gehabt. Als die „Postmeister-Nani" zur Jungfrau erblüht, war allmählig die schier väterliche Zuneigung zur flammenden Liebe, zur erwiderten Leidenschaft geworden.

(Fortsetzung folgt.)

* Häß: Gewand. Dienerhäß sagt das Volk für Civiluniform, wie das Ding in der Amtssprache auf Chinesisch heißt.

Epigramme.

1.

Die Gleichheit lebe! rufet Jedermann,
Die Gleichheit soll der Völker Scepter fassen,
Wir sollen jeden Unterschied verlassen,
Und wer's nicht thut, wird in Verruf gethan.
Nur nicht so rasch! Ich kenne Demagogen —
Die Throne nieder! ist ihr Feldgeschrei;
Doch sagen sie euch gerne nebenbei,
Aristokratisch seyen sie erzogen.
Ihr seht, das Spiel ist lange noch nicht aus,
Noch klingt ein Titel schmeichelnd in den Ohren;
Wir Alle sind zum Vornehmthun geboren,
Und die Natur wirft Niemand aus dem Haus.

2.

Von Fortschritt hör' ich reden weit und breit,
Der Fortschritt ist der Heiland dieser Zeit.
In Süd und Nord verfolgt mich dieser Klang,
Vor lauter Fortschritt wird mir angst und bang,
Und mich bedünkt, es müßt' ein Fortschritt seyn,
Fiel' endlich Einem etwas Andres ein.

3.

Zu einem Zweck ward von Gottes Macht
Ein jedes Volk auf die Welt gebracht;

Die Britten für Handel und Politik,
Die Deutschen für die Metaphysik,
Die Italiener für die Grimassen,
Die Polen, um sich theilen zu lassen,
Die Spanier zu ewiger Rauferei,
Und die Zigeuner zur Dieberei,
Doch die Franzosen, die sind auf Erden,
Damit sie zum Narren gehalten werden.

4.

Was deine Meinung ist, was schert mich das?
Willst du mein Freund seyn, theile meinen Haß.

5.

Die Menschen zu leiten, das ist die Kunst,
Das ist der Götter erhabenste Gunst;
Die Herren aber, die uns regieren,
Die wissen uns meist nur zu verirren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juni.

Politischer Zustand. — Bettelei. — Theater.

Seitdem auch in der Politik Jedermann sprechen darf, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, kommen allerdings eine Menge seither verborgen gebliebener Schnäbel zum Vorschein, welche sich keines sonderlichen Wuchses zu rühmen haben. Ihre Aussprüche bringen es aber auch selten zur Gültigkeit, während die neuerrungene Preßfreiheit sich durch vernünftige Rede und Gegenrede im Ganzen immer mehr als das unschätzbarste Kleinod bewährt. Welche Unzahl von Aufrufen in unsern öffentlichen Blättern zu Berathungen der durch die allgemeine Noth am meisten betroffenen Innungen und Korporationen, die großentheils sehr schöne Früchte tragen! Besonders scheinen die bedrängten Arbeiter sich immer mehr zu überzeugen, daß die Geschäftsstockung, unter der sie seufzen, einzig durch Geduld erträglich zu machen ist, und daß Gewaltthätigkeiten zu ihrem völligen Ruin führen müßten. Einige wenige Unordnungen dieser Art abgerechnet, ist es auch in Sachsen bis jezt ganz ruhig geblieben. — Sehr erfreulich war das Interesse, das Vornehm und Gering an den Wahlen der Abgeordneten zur Nationalversammlung bewies. Erstreckte es sich doch zum Theil selbst auf die untersten Schichten des Militärs. Offenbar hatte das neuerdings eingeführte zeitgemäßere Verhältniß zwischen Soldaten und Offizieren hierauf eingewirkt, indem es auch in jenen das Gefühl, Staatsbürger zu seyn, weckte. Mehreren zu Abgeordneten Gewählten wurde bei ihrem Abgang nach Frankfurt von großen Menschenschaaren unter wohlwollenden Zurufen das Geleit bis zum hiesigen Eisenbahnhofe gegeben. Unter andern ward den Professoren Wigard von hier und Roßmäßler aus Tharand diese Auszeichnung zu Theil. — Hatten schon die lezten Landtage die allgemeine Aufmerksamkeit ungemein angezogen, so war solches mit dem am 18. v. Mts. zusammengetretenen außerordentlichen noch weit mehr der Fall. Derselbe zeichnete sich vor allen früheren schon dadurch aus, daß der König ihn nicht vom Schloß aus, sondern im Ständehause selbst eröffnete. Die Hauptgegenstände der Verhandlungen greifen auf's Tiefste in das Mark des Volkslebens ein und sollen demselben die durch die Gewalt der außerordentlichen Umstände erschütterte Kraft und Elasticität wiedergeben. Alle Stände und Klassen sind auf den Tribünen der Ständeversammlung vertreten; auch wird jezt das weibliche Geschlecht zugelassen, und es bestrebt sich durch fleißigen Besuch diese Anerkennung zu würdigen. — Die Frage, ob nicht das Einkammersystem der Zeitrichtung angemessener sey, als eine auf zwei Kammern basirte Verfassung, kam schon in den ersten Sitzungen zur Sprache. Auch deutet Alles auf ein allgemeines Bestreben der Ständeversammlung hin, den Staatsausgaben zum Besten des Ganzen thunlichst Grenzen zu setzen. — Die Nachwehen vom ungemein schlechten Ausfall der nun abgelaufenen Leipziger Ostermesse werden in einer fortdauernd sich steigernden Anzahl bettelnder Fabrik- und Tagearbeiter auf der Landstraße, wie in den Straßen und Häusern der Stadt, immer sichtbarer. Daß die einheimische Arbeitlosigkeit mitunter denselben Weg einschlägt, liegt in der Natur der Sache, und die Polizei hat große Mühe, die Verordnungen gegen die Bettelei aufrecht zu halten, da nicht selten das Mitleid der Angebettelten die Bettler gegen die einschreitenden Gensdarmen thätig in Schutz nimmt. Auf diese Weise kam es erst vor wenigen Tagen zu einem nächtlichen Auflaufe, der übrigens bei der Achtung, in die sich unsere Kommunalgarde zu setzen wußte, keine Folgen hatte.

Seit vielen Jahren erinnert man sich keines so reizenden Lenzes. Der in unserm Klima so häufig fast ganz vermißte Wonnemonat ist dießmal schon im April eingetreten und hat sich bis an's Ende des Mai in vollem Glanze fortbehauptet. Hätten nur die fortwährend sich häufenden politischen und gesellschaftlichen Verwicklungen die große Mehrheit nicht unempfänglich für allen Genuß gemacht! Fruchtlos sind alle Bestrebungen von Natur und Kunst, unsern Sinn über die jetzigen Wirren hinauszuheben. So nahm sich auch die hiesige Bühne gewaltig zusammen, um möglichst die vielen Neuigkeiten nachzuholen, welche sie nach dem vielfach in der Gesellschaft und in der Presse erhobenen Geschrei bisher zu geben unterlassen hatte, dergestalt, daß mancher Abend zwei Lustspiele oder possenartige Produkte mit Sang und Klang auf Einmal brachte. Mochte sich aber die arme Bühnenkunst noch so sehr mit Spielen, wie die Zuhörerschaft mit Händeklatschen abmühen, das Haus wurde dadurch so wenig voll wie die Theaterkasse. Man machte nun den Versuch, ob vielleicht die dramatische Kunst in der unlängst nothdürftig renovirten Theaterbude am Linkeschen Bade mehr Anziehungskraft äußern werde, als in den stattlichen Räumen der Dresdner Bühne, aber der Erfolg oder vielmehr Nichterfolg war so ziemlich derselbe.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 42.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 142. Mittwoch den 14. Juni 1848.

Der zwar an Stärk' und Kraft der Ruhm ist dieser Zeit,
Und aller Fürsten Fürst, doch mehr an Freundligkeit,
Die Gott am nechsten kömmt.

M. Opitz

Ne sit ancillae tibi amor pudori.

Horat:

Steirische Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Der Mann von reifen Jahren war wiederum ein Jüngling. Ihm keimte und sproßte ein neuer Lenz, doch nicht ohne die heftigsten Stürme. Ihr habt gewiß schon davon vernommen, welch schwere Kämpfe der Erzherzog mit seinem Bruder, dem Kaiser Franz, und mit des Kaisers Räthen von jeher durchzumachen hatte. Der Prinz suchte seine Größe nicht im kalten Prunk; zu Hause in seinen Bergen trug er den grauen Tschopen mit grünen Aufschlägen und Schnüren, die kurze Hose von Gemsenleder, den grünen Hut mit Gamsbart und Schildhahnfedern, grüne Wadenstrümpfe und die kleidsamen Bundschuhe, des Berglandes Jägertracht. Das war den Perrücken zu Wien ein Dorn im Auge, schon an und für sich, abgesehen von der Eifersucht auf Johanns Volksthümlichkeit. Nun konnten sie dem Erzherzog freilich nicht vorschreiben, wie er sich zu kleiden habe, doch kränkten sie ihn mittelbar durch einen Erlaß, wodurch allen Beamten und Angestellten auf's Strengste untersagt ward, sich „in der gemeinen bäuerischen Tracht" zu zeigen, die eines anständigen Mannes durchaus unwürdig sey. Eine aufgeklärte Verwaltung würde sich gefreut haben, ihre Beamten sich auf diese Weise dem Volke nähern zu sehen. Die steirische Tracht war im Gebirg dermaßen Mode geworden, daß jeder, der irgend durfte, sie anlegte, und die Beamten wenigstens auf der Jagd sich ihrer bedienten; ohne das Verbot würde man kaum ein anderes Gewand erblickt haben. Auch Fremde, wie wir, kleideten sich gern nach der Landesweise. Die Liebe des Kaisersohnes zur Bürgerstochter war in den Augen der Zopfträger natürlich ein noch viel schwereres Verbrechen als die grünen Strümpfe. Die Erlaubniß zur Heirath wurde ihm mit Härte verweigert, und Nanni zog in Gottes Namen als Haushälterin zu ihrem fürstlichen Geliebten. Man behauptete damals vielfach, die Beiden seyen insgeheim vermählt; gewiß aber bleibt, daß die öffentliche Vermählung erst nach dem Tode des Kaisers Franz erfolgte, und daß der Graf von Meran ein Sprößling dieser anerkannten gesetzmäßigen Verbindung ist.

Als wir unsern Stab weiter setzten, gab uns Fanny ein Brieflein an ihre Schwester mit. — Zu Fuße durchwanderten wir nun das herrliche Land, kreuz und quer, wie die Laune uns eben trieb. Hier zog ein Schloß, dort ein Berg den Maler an, und mir war kein Aufenthalt zu viel. Wo jener stundenlang saß und zeichnete, lag ich mit Wohlbehagen stundenlang im grünen Gras, die Wonne des Nichtsthuns in vollen Zügen genießend. Ich habe damals viele Lieder auf meiner Holdschaft blaue Augen und aschblonde Haare gedichtet. Das Dichten in gebundener Rede war keine Arbeit für mich, und von der Leichtigkeit des Schaffens verblendet, hielt ich es für meinen Beruf; viel später erst lernte ich erkennen, daß ich auf einen andern Weg der heitern Wissenschaft gewiesen sey. Dennoch reut die verlorene Zeit mich nicht. Wer Verse macht, ist nicht minder glücklich, als wer sich etwas vorspielt, und der schlechteste Fiedler wird bekanntlich nicht müde sich zu hören. In der Jugend schaffen wir für uns selber, dann erst für andere.

Im Stift zu Admont hielten wir lange Rast. Das Kloster hatte damals keinen Prälaten, um durch Ersparung des Aufwandes für einen solchen sein zerrüttetes Vermögen wieder herzustellen. Der vorige Abt, ein gewissenloser Verschwender, war abgesezt worden. Die Einschränkungen des Haushaltes erstreckten sich indessen nicht auf die Gastfreundlichkeit. An Essen und Trinken fehlte es nicht. Heerden, Kornfelder, Wildbahn, Fischwasser spendeten reichliche Gaben, die besten Weinberge in Niedersteier füllten mit ihrem Segen die Fässer im Keller. In des Landlebens Eintönigkeit bringt der Gast immerdar eine willkommene Abwechslung, und da nun ein paar solcher wie wir durchaus keinen Anlaß gaben, die vorgeschriebenen Einschränkungen des Haushaltes zu überschreiten, so läßt sich denken, daß die freundlichen Benediktiner uns kein böses Gesicht zeigten, außer wenn wir vom Fortgehen redeten. Heitere Tage benuzten wir zu Streifzügen durch die herrliche Gegend, und beim Regenwetter verging die Zeit auch nicht übel, ohne daß es nöthig gewesen wäre, in müssiger Langeweile die geistlichen Herrn in ihren Beschäftigungen zu stören. Der Bücherschatz war nicht arm, obschon der prachtvolle Saal, der ihn bewahrte, für seinen Inhalt zu kostbar erschien. Die Nachmittage verkürzten das Billard in der Hofmeisterei und Besuche aus dem Markt. Die Abende waren das Vergnüglichste, was sich denken läßt; da versammelten sich die hochwürdigen Väter zum traulichen Verkehr beim Abendtrunk, und es ging so lustig zu wie im Wirthshaus, nur daß sich Niemand betrank. Ein paar Morgengesellschaften waren auch heiter genug, und zwar Morgengesellschaften in des Wortes eigentlichem Verstand, von sieben bis acht Uhr in der Frühe. Wenn der Namenstag eines Paters kam, so gab er ein Kaffeefrühstück zum Besten, wozu er seine Bekannten aus dem Ort einlud, Frauen und Mädchen nicht ausgenommen — im Gegentheil, sie waren die Hauptsache dabei. Ueberhaupt herrschte ein angenehm freundschaftliches Verhältniß zwischen den Ordensherrn und den Einwohnern der Gegend; und die geselligen Beziehungen gestalteten sich um so anmuthiger, als, wie bekannt, Landwirthe, Bürger und Beamte in der Steiermark wie in den Erzherzogthümern sich eines weit höhern Grades von Bildung erfreuen, als wir vorauszusetzen pflegen. Nordländer und Westdeutsche wachsen mit dem Vorurtheil auf, die Oesterreicher seyen beschränkten Geistes; das Vorurtheil war übrigens bisher ganz natürlich, da ein Licht nicht leuchten kann, so lang es unter dem Scheffel steht, und nur von denen gesehen wird, welche unter den besagten Scheffel kriechen.

(Fortsetzung folgt.)

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Im Ganzen, sage ich, ließ die Kirche Christi Geist und Liebe so weit hinter sich zurück, als sie die Menschheit vor sich brachte. Im Einzelnen aber, wo finde ich Farben, um jene glühende Liebe und jenen brennenden Eifer, und jenen sich selbst verzehrenden, ja sich selbst entmenschenden Drang zu schildern, womit eine Reihe wahrhafter Helden und Heldinnen der Entsagung in die Fußstapfen eines Hieronymus, Chrysostomus, Augustinus traten! Mitten aus der Genußsucht und dem Parteihader, dicht neben den seit dem fünften Jahrhundert entflammenden Scheiterhaufen für die Ketzer, da die Bruderliebe aufhörte ein Erkennungszeichen zu seyn und der im Ganzen wohldenkende heidnische Ammianus Marcellinus bemerken mußte, daß wilde Thiere nicht ärger als die Christen gegen einander wütheten, mitten aus diesem Tod der Christusliebe heraus flammen Herzen auf in Liebe zu den Brüdern um Gotteswillen, wie sie ewig die Glorie der katholischen Kirche seyn werden.

Von Gregor dem Großen (590—604), diesem strengen Mönche, der auch noch im bischöflichen Glanze hart gegen sich selbst und hart in kirchlichen Forderungen gegen seine Untergebenen war, aber dabei freigebig bis zur Verschwendung gegen die Armen und Müßigen, bis zur lezten barmherzigen Schwester, welche heute der herzlose Radikalismus noch duldet, nachdem er selbst die Mönche auf dem St. Bernhard vertrieben, zieht sich eine oft bewundernswürdige, immer merkwürdige Perlenschnur katholischer Selbstaufopferung. Franz von Assisi, Elisabetha von Thüringen, Vincenz von Paula, Karl Borromeo — und wer nennt sie alle, die großen Herzen, die hohen Heiligen, die selbst jenem wunderlichsten der wunderlichen Heiligen den Zutritt nicht verwehren, der sich heranschleicht, den Reichen schlau das Leder stiehlt und fromm den Armen Schuhe daraus macht. Heiliger Crispinus, bitt' für uns!

Wunderbare Mischung von Natur und Unnatur, von Geist und Fleisch, Wahrheit und Täuschung, Stolz und Demuth, Uebermenschlichkeit und Untermenschlichkeit in dieser katholischen Wunderwelt! Angezogen und abgestoßen, ja angeglüht und angeeckelt zugleich von so manchen Erscheinungen, begreifen wir es immerhin, wie diese Kirche eine Welt erobern und die eroberte in Bann schlagen konnte, und möchten wohl bezweifeln, ob auch jezt ihre Stunde geschlagen, nachdem ihre bedeutsamste Stütze, der Jesuitismus wohl nicht, aber doch der Jesuite selbst aus der heiligen Stadt entweichen mußte und ihn die Dankbarkeit des Volkes für seine Opfer in Pest und theurer Zeit nicht

länger als einige Wochen vor der Verbannung schützen konnte. Die Franz von Assisi, selbst die Franz von Sales sind nicht mehr möglich in dieser heutigen Welt, geschweige die Ignatius von Loyola. Sie sind alle nur Theile vom Menschen und haben nur Theile der Menschheit ergriffen; ein Bruchstück aber, obwohl auf's Höchste gesteigert, Naturnothwendiges zur Unnatur verschraubt, ist immer nur eine Weile lebensfähig und hat kein Theil an einer Zeit, welche Natur und Geist als lebensvolles Ganzes will.

Als vor sechshundert Jahren die gewöhnlichen kirchlichen und Ordensanstalten meist in Reichthum und Weltlichkeit ihren Zweck verloren, hörte Francesko von Assisi in der Marienkirche von Portiuncula das Evangelium von der Aussendung der Jünger ohne Silber und Gold, ohne Stab und Tasche vorlesen. Alsbald durchzuckte ihn mit der stürmischen Sehnsucht seiner Jugend der Gedanke an eine Welterneuerung durch Buße, Liebe, Demuth, Einfalt, Armuth und Freudigkeit in Christus. Er beschloß die Gründung eines Vereins, der auf apostolischem Wege Buße predigend durch die Welt ginge, und jedes Eigenthum und Eigenseyn verachtend, Leibesnahrung und Nothdurft erbettelte. Francesco, Anfangs von seinen Mitbürgern verachtet, von seinem reichen Vater verflucht, auf seiner Wanderung durch's Abendland und Egypten bald als ein Wahnsinniger verspottet, bald als ein Heiliger angebetet, versammelte durch seine kühne Weltverachtung, seine aufrichtige Demuth, seine feurige Gottesliebe und seine Nachahmung Jesu in glänzenden Aeußerlichkeiten Jünger zu Tausenden. So entstand die mächtigste militia Christi, der erste Bettelorden der Minoriten, dem sich zu gleicher Zeit der Orden des heiligen Dominikus anschloß, zur Aufopferung für den alleinseligmachenden Glauben des Nächsten durch gelehrte Bildung, heilige Beredtsamkeit und Zurückführung des Priesterthums auf seine welterobernde Armuth. Ihr Tisch war überall gedeckt, ihre Wirkung unermeßlich, und — viele Klöster bettelten sich unermeßlich reich! Doch verstanden sie die Armen satt zu machen und neben höchster geistlicher Leistung war auch für sonstigen Zauber und Bann der gläubigen Welt, mitunter auch wohl für ihre Unterhaltung wohl gesorgt, wie durch den großen Verfasser des **Stabat mater**, der im Anziehen und Abstoßen, Anglühen und Anekeln so ziemlich das Aeußerste leistete.

Wer betrachtet nicht mit den gemischtesten Gefühlen diesen wunderbaren Jakobus de Benediktis, der als Rechtsgelehrter weltlich, aber ehrbar in glücklichster Ehe lebte mit einer der besten und frömmsten Edelfrauen! Einem Schauspiel anwohnend, wurde sie mit vielen andern vom brechenden Gerüste erschlagen. Bei ihrer Entkleidung fand sich auf ihrem bloßen Leibe ein Haargürtel als Zeichen eines im Verborgenen Gott gelobten Lebens. Das machte auf den Mann solchen Eindruck, daß er plötzlich der Welt entsagte, alle bürgerlichen Ehren dahinten ließ, sein Vermögen unter die Armen theilte und im Jahr 1268 in ein Franziskanerbettelkloster ging. In Lumpen gehüllt ging er einher, das spottende Volk nannte ihn den großen Jakob, „Jacopano.“ Einst kam der fromme Mann, von seinem Wahnsinn ergriffen, völlig entkleidet, einen Sattel auf dem Rücken und einen Zaum im Munde, auf Händen und Füßen laufend, unter das versammelte Volk, das von solchem Anblick wie niedergedonnert, stumm vor Schrecken den Markt verließ. Ein andermal bei einer Hochzeitfeier, die sein Bruder seiner Tochter veranstaltete und zu der er ihn mit der Bitte, doch ja das Fest nicht zu stören, geladen hatte, wälzte er sich mit seinem in Oel getauchten Leib zuvor in verschiedenfarbigen Federn umher und erschien dann in diesem entsetzlichen Aufzug im Hochzeitsaal. Auf solcherlei Stücke hin wurde er für wahnsinnig erklärt; da erschien ein Buch von ihm, „von der Verachtung der Welt,“ und überzeugte die Brüder Minoriten, daß ihn zu solchen Thaten nur seine hohe Glut, in aller Vollkommenheit christlicher Demuth sich zu üben, antreibe. Die Liebe zu Gott verbrannte sein Herz. Dem Papste Bonifacius VIII. hielt er furchtbar seine und der Geistlichkeit Unsittlichkeit vor und büßte das bei Wasser und Brod im Gefängniß. Drei Jahre vor seinem Tode ward er wieder frei, bis er in der Geburtsnacht Christi unter dem Gloria in excelsis Deo, entbrannt von heiliger Liebe, den schönen Gesang: »Jesu nostra fidenza, del cuor summa speranza« singend verhauchte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Germanien, Juni.

Die Mission der deutschen Bildung.

Am Orte, wo ich lebe, ereignet sich jezt freilich weit mehr und Wichtigeres als früher, da ich nur selten etwas zu berichten hatte, was die Aufmerksamkeit eines größeren Publikums verdiente. Aber in den gewaltigen Bewegungen der Zeit ist, was hier Neues vorgeht, noch viel weniger der Rede werth, als dereinst unsere kleinen bürgerlichen Reibungen, unsere bescheidenen Bestrebungen und unschuldigen Verirrungen in Literatur und Kunst. Statt zu berichten, wie der Sturm der Zeit das kleine

Becken unseres Thals aufrührt, möchte ich Ihnen lieber einige allgemeine Betrachtungen vorlegen. Wer sie ungelesen läßt, hätte sich auch mit einem Lokalbericht aus meiner Feder nicht abgegeben, und unter denen, die sich damit beschäftigen mögen, ist doch wohl hie und da einer, dem sie Anlaß und Stoff zu weitern Gedanken geben.

Es sind nun nahe an sechzig Jahre verflossen, seit in Frankreich die erste Revolution ausbrach, und bald darauf der sechzehnte Ludwig vom Throne seiner Väter gestoßen und zum Blutgerüste geführt wurde. Schon vor seiner Entsetzung hatten die Franzosen die von der Natur überkommene Ordnung des alten Frankreichs über den Haufen geworfen, selbst ihren König aus einem König von Frankreich in einen König der Franzosen umgewandelt, und damit eine Anschauungsweise aus der Urzeit der Völker heraufbeschworen, aus jener Zeit, in der die Völker noch in ungegliederten Horden nach dem Süden und Westen Europa's drangen, ohne Herd und ohne Heimath, zusammengehalten durch die Lust des Kriegs und der Eroberung. Die katalaunischen Felder, auf welchen einst die ungezählten Schaaren der Hunnen geschlagen worden waren, und von welchen die ersten Kulturanfänge der germanischen Völker ihren Ausgangspunkt genommen haben, sie sollten an der Neige des achtzehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung einen gleichen Kampf, aber mit entgegengesetztem Ausgang sehen, und der junge Goethe, der damals im Gefolge des Herzogs von Weimar diesen Ausgang in nächster Nähe angesehen hatte, ahnte in prophetischer Weise, daß sich an die Umgegend von Chalons eine neue Periode der Weltgeschichte knüpfen werde. Die modernen Hunnen erhielten einen modernen Hunnenkönig, der an der Spitze seiner Schaaren eine neue Ordnung der Dinge zu begründen suchte, die nicht geworden, sondern gemacht, nicht auf den natürlichen Geist der Völker, sondern auf die Energie eines abstrakten Denkens sich gründete. Die Folge war ein zweites Römerreich, das die Länder und Völker von den Säulen des Herkules bis zu den Fluthen der Moskwa, ja, den ganzen Erdkreis in sich fassen sollte. Was aber einst die Römer beim Einfalle der Cimbern und Teutonen erkannt hatten, daß mit den Völkern des Nordens um den Bestand, nicht um den Ruhm zu kämpfen sey,* das erfuhren und erkannten die neuen Römer an der Moskwa. Und zugleich erhoben sich auch die germanischen Völker, Deutsche und Engländer, zogen nach Paris, und legten mit den Waffen in der Hand Zeugniß ab, daß sie besondere Völkerpersönlichkeiten seyen und zu bleiben gedächten, wie es Gott, die Natur und die Geschichte angeordnet habe. Da regte sich auch in den Franzosen das Gedächtniß, und gleich jenem Greise, der einen Hügel ersteigt, um noch einmal sein Auge zu weiden an der sinkenden Sonne, und dem es nun plötzlich als lichter Gedanke durch's Gehirn zuckt, daß er schon einmal auf dieselbe Weise und von demselben Hügel aus dem Untergang der Sonne zugesehen, nämlich in den Tagen seiner Jugend, — gleich einem solchen Greise tauchte auch Frankreichs Bewohnern die Erinnerung an die Vergangenheit auf, an die Zeit, als ihre Anlagen noch nicht verbraucht waren, die Erinnerung an die ehemalige Gliederung des Volks, an Adel, an Königthum. Aber auch nur einen Augenblick währte dieselbe: bald fiel wieder der dunkle Vorhang, und heraufbeschworen wurde wieder der Rousseau'sche Naturstaat. Und Deutschland? Es beginnt nicht nur keinen Krieg gegen Frankreich, was höchst thöricht wäre, es verlangt nicht nur die Erfüllung seiner verbrieften Forderungen, worüber wir uns nur freuen könnten, nein, es handelt, wie es schon oft gehandelt hat: es übergibt sich auf Leben und Tod dem Besiegten.*

(Fortsetzung folgt.)

* Sallust, Jug. 114.

* Das gegenwärtige Gerede eines großen Theils der Presse von Verfassungen aus dem „ureigenen" Geiste des deutschen Volks, wovon namentlich die Kölnische Zeitung täglich zehrt, ist eben nur ein Gerede. Selbst der Verfassungsentwurf der Siebzehner trägt französische Färbung.

Dresden, Juni.

(Schluß.)

Der Palaisgarten.

An Gastspielern von Belange fehlte es nicht; wie sehr aber auch manche davon gefielen, sie gefielen immer nur Wenigen, weil sie überhaupt nur Wenige ansahen. Direktor Matthes ist trotz der schlimmen Zeit wieder mit Sack und Pack auf Reisewitzens eingezogen, und zwar im Gefolge so vieler Theaterneuigkeiten, als er nur hatte habhaft werden können. Aber seinem kleinen Theater ergeht es meist noch schlimmer als den städtischen Bühnen. Ist doch schon der Weg auf Reisewitzens in der jetzigen Verstimmung dem Fußgänger viel zu weit. Daneben mögen wohl auch die Neuigkeiten wenig taugen. Einiges Glück machte nur die Berliner Posse: „Einmalhunderttausend Thaler," die durch eingelegte Improvisationen noch anziehender gemacht wurde. Das Stück ist bereits fünfmal bald nacheinander zur Aufführung gekommen. — Es wäre merkwürdig, wenn in einer Zeit von so finsterm Ernst wie die jetzige eine längst vergeblich gewünschte gesellschaftliche Annehmlichkeit in's Leben träte. Die berühmte Elbterrasse in unserer Altstadt gewährt bekanntlich schon seit langen Jahren für Fremde und Einheimische den schönsten Punkt zum Naturgenuße, selbst an Tagen, die wegen unzuverläßiger Witterung die Ausflüge aus den Stadtthoren widerrathen. Die in Neustadt Wohnenden sind aber bei ungünstigem Wetter von der Terrasse so gut wie abgeschnitten. In Neustadt selbst hätte ein Ort gleich der Terrasse seyn müssen; und ein solcher lag auch im reizenden englischen Garten am sogenannten japanischen Palais wirklich zur Hand. Die wundervolle Aussicht von da über den ganzen Elbstrom auf die benachbarten Weingebirge und Waldstücke gibt dem Platz sogar in mancher Beziehung den Vorrang noch vor der Terrasse. Eine Kleinigkeit fehlt ihm, ein gegen Sturm und Regen schützendes Gebäude. Aber wie oft das auch mündlich und schriftlich immer von Neuem zur Sprache gekommen war, so hatte das Wort sich doch nie zur That zu gestalten vermocht. Es gehörte zu den Mirakeln, wenn die jetzige, so ganz incomfortable Zeit es dahin bringen sollte; und wirklich war vor wenigen Tagen einiger Anschein dazu vorhanden. Ein musikalischer Verein hatte zu Gunsten der Armuth ein öffentliches Morgenconzert im Palaisgarten angekündigt. Im Palaisgarten! das war etwas Unerhörtes; um so zahlreicher fand sich eben deßhalb ein großer Theil der eleganten Welt zu diesem lobenswerthen Akt der Wohlthätigkeit ein. Und siehe da, seit Monaten hatten sich in Dresden nicht so viel freundliche Gesichter und frohe Leute zusammengefunden als an diesem Morgen im Palaisgarten. Es vereinte sich auch Alles, der azurblaue Himmel, das blühende Strauchwerk und die großartige Umgebung, die mancherlei Bürden und Unheimlichkeiten der drohenden Zeit in Vergessenheit zu bringen. Eine sehr angemessene improvisirte Einrichtung für gesellige Bedürfniße und Bequemlichkeiten kam dazu, so daß dieser Morgen bei den meisten Betheiligten in gutem Andenken sich erhalten wird. Auch der wohlthätige Zweck soll über alles Erwarten erreicht worden seyn, und die verhältnißmäßig sehr ansehnliche Summe beweist, daß viele Theilnehmer mit ihrem Beitrage über den geringen Eintrittspreis weit hinausgegangen seyn müssen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 143. Donnerstag den 15. Juni 1848.

Ich seh' hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesstreitern
Uhland.

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Wie ungeheuer hat sich das menschliche Geschlecht, die Christenheit in sechs Jahrhunderten verändert in Vernunft und Unvernunft! — Werfen wir auch einen Blick auf ein weibliches Gegenbild des Sängers von Stabat mater dolorosa. — In Marburg steht eine Kirche, die zu den schönsten Deutschlands gehört. In einfacher, jungfräulicher Würde, in herber Schönheit der sich eben öffnenden Knospe, keusch und rein, holdselig wie keine erhebt sie sich mit ihren zwei starken, spitzen Thürmen, mit ihren drei fast gleich hohen, auf kühnen Säulen, denen am Haupte wie aus Frühknospen einfache Blätter entsprossen, ruhenden Schiffgewölben, trotz ihrem wohl größern, aber nicht ursprünglichern und gleich alten Vetter zu Köln, zu einem Muster zumal für die gleichhochschiffigen Kirchen Norddeutschlands. Welcher hohe Geist wölbte dieses hehre Denkmal ächtdeutscher Baukunst in die Lüfte? Sieh dort im hohen Chore den alten Altar und das Gebilde an seiner steinernen vordern Gewandung. Links und rechts auf Krücken und Stöcken, auf alten Knien und jungen Mutterarmen Kinder und Greise, Arme und Preßhafte, Krüppel und Pestkranke, und in der Mitte als ihre Trösterin und Retterin die Heilige, deren verklärter Geist den Tempel über dem Grabaltare baute, in welchem ihre schon fünf Jahre nach ihrem Tode heilig gesprochenen Reste schlummern. Elisabetha, eines Königs (Andreas II. von Ungarn) Tochter, Gemahlin des Landgrafen Ludwig von Thüringen und Hessen, legte schon als Kind beim Eintritt in die Kirche die Krone ab, die sie trug, und als Fürstin wollte sie ungern mit der Krone erscheinen. Sie lebte von ihrer Hände Arbeit; die Wartburg, kurz vorher so von Welt erglänzend und von Liedern tönend, wurde zum Spittel, ihr heiliger Gemahl und ihr Beichtvater selbst, Konrad von Marburg, mußten ihre fromme Verschwendung beschränken. Nach ihres Gemahls Tode in Palästina durch Heinrich Raspe, ihren Schwager, aus der Wartburg gestoßen, freute sie sich, mit ihren Kindern von Haus zu Haus zu betteln; doch bald in ihr fürstliches Witthum zu Marburg eingesezt, entsagt sie feierlich dem eigenen Willen und Besitz, gründet ein Hospital, in dem sie den Aussätzigen dient und von dem Wasser, womit sie die Eckelvollen wascht, in unnatürlicher Demuth trinkt. Noch in Jugendschönheit blühend, starb sie 1231 an der Glut ihrer heiligen Liebe und an den Mißhandlungen des harten Priesters, der freudig, ihr Irdisches getödtet zu haben, ihre Frömmigkeit, ihr im Gebet strahlendes Antlitz und ihre Wunder mit den beschworenen Zeugnissen der durch ihr Gebet oder an ihrem Grabe Geheilten nach Rom berichtete, dem Ort der Wunder und der Wiege der Heiligen. Der Papst stellte sie in die Reihe der Himmlischen, der Kaiser (Friedrich II.) stellte eine kostbare Krone auf ihr Grab.

Und noch im vollen Abnehmen des Katholicismus, als er im dreißigjährigen Kriege selbst kein Vorrecht und keine Uebermacht, geschweige ein Alleinrecht mehr erringen konnte weltlicherweise, wie behielt er sich die Liebe und Liebesthat vor als unentreißbares Vorrecht, und stiftete Theatiner und Oratorianer, Ursulinerinnen und Piaristen für Volksunterricht,

fromme Wissenschaft und Werke der Barmherzigkeit; er gründete durch den armen Spanier Dio in Deutschland zur Krankenpflege der Armen ohne Unterschied des Glaubens die barmherzigen Brüder, und durch die Wittwe Legras die filles de la charité, die barmherzigen Schwestern, in deren milde Hände das französische Volk seine Kranken und Armen legte, und die durch Pest und Eckel, Noth und Tod, Hunger und Kummer als Heldinnen des Glaubens von Tausenden angebetet, von Jedermann bewundert, nur in einzelnen Fällen und in der Regel nur vom brutalen Unglauben verhöhnt, verwünscht und verjagt worden sind.

Alle Strahlen der Liebe aber, welche den modernern Katholicismus verklären und deren die moderne Welt fähig, obschon nicht würdig war, sammeln sich wie in einem Herde in dem wunderbaren Bilde jenes Mannes aus dem Volke, der einst Sklave in Tunis alle geistige und leibliche Noth der Menschheit auf dem Herzen trug und unmittelbar die Lazaristen, mittelbar die barmherzigen Schwestern stiftete. Man braucht kein Katholik zu seyn, nur ein Herz für das Große und für das Volk zu haben, um sich zu beugen vor Vincent de Paula. Er ist eine mächtige Bewährung des Satzes, daß sich allein in der Persönlichkeit einzelner Gottbegabter das göttliche Geheimniß lebensvoller und lebenschaffender That aller Welt erkennbar darstellt. Der Sohn eines Hirten in der Gascogne, selbst Hirtenknabe, fand in einem Franziskanerkloster den Weg zu Höherem und in Toulouse die Priesterweihe (1600). Sechs Jahre später ward er von Seeräubern verwundet in Ketten nach Tunis gebracht und verkauft, zuletzt als Sklave eines Renegaten. Erst bekehrte Vincenz die Frau desselben, dann durch sie den Abtrünnigen, daß derselbe mit dem Retter seiner Seele glücklich entfloh. Nun begann er in Frankreich das große Werk der Liebe als Seelsorger und Armenvater des halben Landes. Seine Predigten wirkten unerhört, sein Beispiel Wunder. Vor Allem stiftete er Vereine wohlthätiger Frauen als Schwesterschaften zu geordneter Armenpflege. Bald gab es keine Stätte menschlichen Jammers und menschlichen Elends mehr, die ihm unbekannt geblieben wäre. Wiederholt theilte er alle seine Habe aus. Sein Blick fiel auf die Galeeren, er sah den Jammer, und alsbald stand er im Werk als aumônier royal des galères de France (1619). Für einen Gefangenen ließ er einmal sich selber längere Zeit anschmieden, bis das Herz des Verhärteten brach. In der Stadt Macon sah er die Straßen von Bettlern wimmeln: Grund genug, dort zu verweilen. Durch Unterricht, Ermahnung, Unterstützung des Gesindels, durch Stiftung von Bruderschaften und Schwesterschaften, deren Glieder sich nach bestimmten Grundsätzen in die Fürsorge für Kranke und Gesunde beiderlei Geschlechts theilten, brachte er's bald dahin, daß kein Bettler mehr auf den Straßen gesehen wurde. Ganz unglaublich ist die Thätigkeit, die dieser Mann selbst entwickelte und überall, wohin er kam, elektrisch wirkte. — Ich darf mich nicht weiter in Leben und Thaten dieses außerordentlichen Mannes, des Stifters des Priesterordens der Mission, verlieren, ich muß vielleicht für das Bisherige schon um Verzeihung bitten.

(Fortsetzung folgt.)

Steirische Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Die hochwürdigen Herrn gaben uns drei Tage Urlaub zu einem Abstecher nach Vordernberg und boten uns dazu Roß und Wagen an, um uns nach Hieflau zu führen. Wohlfeile Höflichkeit! Wir zogen dem bequemen Wagen auf gebahntem Weg die Wanderung durch das „G'säus" (Gesäuse) vor. Das G'säus ist eine wundersame Wildniß, von eigenthümlichem Reiz noch sogar inmitten des Hochgebirges mit aller seiner Herrlichkeit; und diese Herrlichkeit ist fürwahr reich genug an Wundern.

Wenn du von Aussee emporsteigend den Thalkessel nach der steirischen Seite zu verläßst, scheinen die Riesen rings umher in dem Verhältniß zu wachsen, als du wähntest, deine Blicke müßten ihren Scheiteln näher kommen, bis endlich vor dir ein neuer Riese auftaucht, der dir wilder vorkommt und gewaltiger wie alle andern, ein ungeheurer Block von grauem Kalkstein, eigensinnig gezackt und ausgeeckt, mit silberblanken Streifen besezt, wo in tiefen Klumsen ewiger Schnee liegt. Das ist der Grimming, ein wahrhaft grimmiger Berg. Hinter Mitterndorf gelangst du an seine Flanke; du meinst freilich an seinen Fuß, doch das ist ein gewaltiger Irrthum, denn tief, überaus tief geht's hinab zum Thal der Enns. Zur Linken braust und stürzt in schauerlichem Abgrund ein Wildbach über Felsenhänge demselben Ziele zu, wohin des Heerwegs Zickzack strebt. Die Straße ist das eingespannte Roß, der Wildbach daneben ein tolles Fohlen, das mit halsbrecherischen Sprüngen über Stock und Stein sezt. Drüben öffnet sich das Ennsthal in breiter Pracht, bewacht von Neuhaus, dem wohnlichen Schloß auf vereinzeltem Hügel. Das Gebäude, an und für sich nicht besonders groß, macht durch seine eigenthümliche Stellung den Eindruck der Größe, etwa wie ein vornehmer Herr, der in der Nähe betrachtet nicht mehr bedeutet, als viele andere, von welchen keine Rede ist.

Eine besondere Eigenthümlichkeit des Ennsthales ist sein ausgebreiteter Anbau; seine Flanken zeigen bis zu schier fabelhafter Höhe bestelltes Feld und bewohnte Hofraithen, deren oberste höher stehen als anderwärts im Gebirg die „Voralmen," nämlich die niedrigeren Alpenweiden, welche vor dem Jakobstag und nach Bartholomäus befahren werden. Bei Lietzen trifft die Salzburger Straße, auf welcher du gekommen, auf die von Linz, und vereint biegen die beiden von der Enns ab, um sich Gratz zuzuwenden. Die Seitenstraße folgt zur Linken dem Strom gegen Admont hin, muß ihn aber hinter dem Stift verlassen, wo die grüne Welle durch die Wildniß stürmt, welche vom tollen Lärm des Gewässers den Namen führt. Das G'säus mag eine Länge von fünf bis sechs Stunden haben; auf der ganzen Strecke ist kein Gebäude zu erblicken, als eine armselige Holzknechthütte, von menschlichem Walten keine Spur, als der mühsam gebahnte Pfad, die Brücken über das Wasser und etwa aufgeklaftertes Scheiterholz.

Wir brachten beinah den ganzen Tag in den Schauern dieser Einsamkeit zu, so daß wir erst mit der Dämmerung Hieflau erreichten und die Poststraße, welche von Enns (an der Donau) nach Leoben führt. Von Hieflau nach Eisenerz beträgt die Entfernung eine Post; zum größten Theil dieser Strecke lieh uns der Vollmond sein freundliches Licht. Der Erzberg lag träumerisch da in der stillen Beleuchtung, das Städtchen an seinem Fuße schlief den Schlummer des Gerechten, der sich, wie's in jener Reisebeschreibung heißt, von Roheisen nährt. Die Nahrung mag im Grunde nicht unverdaulicher seyn, als die Eisenwaaren, wovon die Bürger der Stadt Steyer leben. Wir zogen einen Sterz vor, welchen die geweckte Wirthschaft uns zukommen ließ.

Der Sterz, das steirische Volksgericht, ist im Grunde genommen noch viel barbarischere Kost, als alle möglichen Knöd'l und Nock'n; doch hab' ich ihn gleich das erstemal gern gegessen, und wir sind seitdem gute Freunde geblieben. Von der Bereitung habe ich indessen nur einen höchst unvollkommenen Begriff; mir ist's immer vorgekommen, als ob die bereitende Hand, mit dem Kochlöffel bewaffnet, eine Schüssel voll Mehl (hauptsächlich von Buchwaizen) allmählich anfeuchte und umrühre, um die Masse dann in ein Meer von siedendem Schmalz zu stürzen. Das Ergebniß dieses Verfahrens ist eine Art von Muß, aber kein Brei, sondern „brieselich," und der Triumph einer Köchin besteht darin, daß der Sterz, wohlgeschmelzt, dennoch fast trocken erscheine. Das Gericht wird mit kalter Milch aufgetragen, und ist am besten mit einem hölzernen oder beinenen Löffel zu genießen.

Von Eisenerz zieht die Poststraße in milder Steigung an der Seite des Erzbergs hin, und beschreibt bis Vordernberg einen Bogen. Der Erzberg führt seinen Namen nicht umsonst. Als die ersten Ansiedler in's Land geriethen, kamen sie in freundschaftliche Verbindung mit dem Könige der Kobolde, und er ließ ihnen freie Wahl, ob sie Gold auf hundert, Silber auf tausend Jahre wollten, oder Eisen auf immerdar. Die wackern Bergknappen verlangten Eisen. — Nie ist eine Sage tiefer aus dem Herzen des Volks hervorgegangen, wie diese; zu Eisenerz wie zu Vordernberg wird kaum ein Mann sich finden, der anders gewählt hätte. Der schlichteste Arbeiter fühlt im dunkelm Drang, daß sein Berg der Metalle alleredelstes birgt. Das Eisen ist der rothe Faden in der Geschichte unserer Gesittung. Von Eisen ist die Schiene auf der Bahn, welche die neue Gestaltung der Welt vermittelt hat, und mit Recht ist von Eisen die kleine Spitze, die mächtiger und nachhaltiger wirkt, als Säbel und Flintenwehr.

Der herrlichste Sommermorgen lächelte unserer Wanderung, als wir um fünf Uhr aufbrachen. Wir wollten bei guter Zeit in Vordernberg seyn, nicht bloß um der Sonnenhitze auszuweichen. Die Steiermärker sind früh wie die Lerche, und ein Langschläfer kommt bei ihnen zu kurz. Um acht Uhr übergaben wir Jannys Brieflein den schwesterlichen Händen. „Die Jungfer Nanni," wie sie von den Hausholden genannt wurde, empfing uns, wie wir es gewünscht und erwartet hatten. Sie war ein hübsches Mädchen, zierlich gewachsen, von freundlich ernstem Wesen, und trotz des Ernstes unbefangen wie ein Kind. Wir sprachen mit ihr wie alte Bekannte, und äußerten den Wunsch, auch mit dem Erzherzog zu reden. Unser Verlangen hatte noch einen besondern Nebenzweck. Jemand, der uns nahe anging, hatte uns eine Schrift für den Prinzen anvertraut. Die Schrift enthielt eine Schilderung des Nothstandes im Kammergut und eine Reihe von Anschuldigungen gegen die Beamten. Diese Anschuldigungen mögen zum Theil ungerecht gewesen seyn; sie rührten von einem guten Herzen her, das immerdar gewohnt war, den Eingebungen des Augenblicks zu folgen und die Bilder einer nie rastenden Einbildungskraft für Wahrnehmungen zu halten, doch die Thatsache selbst, das Elend des armen Volks, war leider kein Hirngespinnst. Wir machten gegen Nanni kein Geheimniß aus unserem kitzlichen Auftrag; dennoch nahm sie keinen Anstand, die Erfüllung unseres Wunsches zu vermitteln.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Germanien, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Mission der deutschen Bildung.

In der That, wer es noch nicht eingesehen hat, daß wir mit dem Ende des zulezt abgelaufenen Jahrhunderts von Zeit zu Zeit den Schritt an die Thore eines neuen Zeitalters der Geschichte gelenkt haben, eines Zeitalters, das sich eben so bestimmt, ja noch bestimmter von der Vergangenheit ablösen wird, als die neuere Zeit vom Mittelalter, der messe Länge und Breite der gegenwärtigen Ereignisse und senke die Sonde in ihre Tiefen, der prüfe, welchen Gang unsere Wissenschaft, unsere Poesie, unsere Stände-, Staats- und Staatenentwicklung genommen haben, der erwäge endlich noch, welche veränderte Stellung selbst der Religion bereits angewiesen und noch angewiesen werden wird. Und wer Angesichts dieser Zeugnisse den bereits eingetretenen Umschwung der Dinge für bald beendet ansieht, wer dann noch eine nahe bevorstehende Verbrüderung der Völker und den baldigen Eintritt des ewigen Friedens predigt, der mag im engen Kreise ein Mann der That seyn, mag hier unbewußt auf die vortrefflichste Weise die Gegenwart zur Zukunft hinüberleiten, aber er ist ein schlechter Philosoph, weiß seine Blicke nicht abzuwenden von der Noth des Augenblicks, um sie frei schweifen zu lassen über Länder und Meere und die Jahrtausende der Geschichte. Was ist das aber für ein Zeitalter, an dessen Thore wir so entschieden seit Monden und Jahren unsere Schritte lenken? Ist es das Zeitalter des Frühlings für unser Volk, das Zeitalter der Jugend, das die ahnungsvolle Knospe zur Blume der Zukunft entfalten will, oder ist der Frühling bereits entflohen, damit der Mühe und dem Schweiße des Sommers die gediegene Frucht des Herbstes folge, oder neigt sich auch der Herbst dem Ende zu, und ist unsere klassische Dichterperiode am Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts die lezte Frucht nationaler Eigenthümlichkeit, nationaler Schöpferkraft gewesen? Kann den beiden Hierarchien, der Hierarchie der Kirche im Mittelalter, der Hierarchie des Staats in der neueren Zeit, keine neue Schöpfung auf dem Gebiete des kirchlichen und politischen Lebens folgen? Ist nach dem Auftreten der Geistlichkeit, des Adels, des Bürgers keine neue Gliederung des Volks mehr möglich? Hat unser Volk die ihm von der Natur gegebenen Anlagen gänzlich verbraucht, verstummen selbst die Kinderreime auf den Straßen und Spielplätzen, und wird unsere Sprache von Tag zu Tag mehr abgeschnitten von der schöpferischen Quelle der Natur, damit wie eine todte, eine mechanische Sprache erhalten?

Es ist einleuchtend, daß keine der hier aufgeworfenen Fragen von den übrigen getrennt beantwortet werden kann. Ist keine Neues schaffende Kraft in uns mehr vorhanden, dann mögen wir immerhin noch das Unterste zum Obersten machen, dann mögen wir die Welt noch so bequem organisiren; das deutet dennoch Alles nur darauf hin, daß wir uns anschicken zum Sterben. Denn eitel Thorheit ist das Brahmanenthum moderner Weisheit, Thorheit die Lehre vom Fortschritt ohne ein fortschreitendes Subjekt, von der Entwicklung ohne ein sich Entwickelndes. Niemand wird eine Blüthe des Handels durch die Agiotage herbeiführen wollen, nachdem alle realen Grundlagen des Handels vernichtet sind; Niemand wird vergessen, daß der von selbst hämmernde Hammer in Immermanns Münchhausen eben nur im Münchhausen seine Stelle hat. Wenn wir uns aber vermessen, die Zukunft soweit enthüllen zu wollen, daß wir zu einem Schlusse darüber gelangen, ob sie Leben oder Tod in ihrem Schooß für unser Volk berge, so ist ein solcher Schluß nur durch die Erkenntniß der Vergangenheit und Gegenwart möglich, durch die Vergegenwärtigung der Anlagen, welche unserem Volk als Wiegengebinde geschenkt worden sind, und durch Ergründung dessen, was von diesen Anlagen bereits verbraucht ist.

Eine Geschichte in dem Sinne, daß dieselbe nicht bloß als Veränderung, sondern als Entwicklung, als eine fortschreitende Entfaltung der der Menschheit inwohnenden Bestimmung aufgefaßt wird, hat nur unser Welttheil aufzuweisen. Zwar ist derselbe von Asien aus bevölkert worden, aber die eingewanderten Völker (im Süden Pelasger, hauptsächlich als Griechen und Römer, im Norden Germanen, in Mitteleuropa Kelten, im Osten Slaven) haben mit dem mitgebrachten Pfunde ihrer Anlagen auf so eigenthümliche Weise im Laufe der Zeit gewuchert, daß sich auf empirischem Wege nur aus alten Sagen und dem ursprünglichen Bau der Sprache jene gemeinsame Abkunft herleiten läßt. Zuerst war es nun der vom Meer zerspaltene, zerschnittene und oft leidenschaftlich zerrissene Boden Griechenlands, auf welchen der Geist der Geschichte von Asien aus seinen Fuß sezte. Mit Recht hat man das historische Leben der Griechen das Jünglingsalter der Geschichte genannt, mit Unrecht dieser Benennung entgegengehalten, daß die Geseze natürlicher Entwicklung nicht auch zugleich Geseze geistiger Entwicklung seyen. Denn das ganze Leben der Griechen ist niemals über die Natur hinausgegangen; ihre Religion war eine Naturreligion, erhob sich weder zu einem schlechthin über die Natur erhabenen Wesen, noch zu der Idee einer einigen Menschheit; die Philosophie war und blieb Naturphilosophie, und vermochte, auf der höchsten Stufe der Ausbildung angelangt, nur Resignation gegen den Schmerz über die Vergänglichkeit der irdischen Dinge zu empfehlen; ihr Staat endlich ging zwar von der Herrschaft der Stammeshäupter zur Republik fort, bewahrte aber auch in dieser Form den patriarchalischen Charakter, und sank zusammen, als mit den Sophisten den Griechen die Ahnung individueller Freiheit aufging. Wie des Frühlings Knospe sich in ihre Blätter auseinanderlegt, und diese Blätter gleich nach der Entfaltung die Ahnung des Todes in sich tragen, so erging es auch den Anlagen des griechischen Volks, so den Schöpfungen, zu welchen sich diese Anlagen entfaltet hatten. Zwar versuchte Alexander ein Weltreich zu stiften, zwar gelang es der römischen Tapferkeit und Ausdauer, die Völker durch eiserne Bande zu vereinigen, und so die Idee der einigen Menschheit, die später durch das Christenthum ihre innere Begründung erhielt, äußerlich vorzubereiten; aber erst als das Christenthum selbst in die Welt kam, und sich als die wahre, alleinige und allgemeine Weltreligion hinstellte, als schlechthin erhaben über alle natürliche Verschiedenheit der Völker, erst da hatte das bisherige Leben der europäischen Völker sein Ende erreicht, erst da war der Bruch des Geistes mit der Natur entschieden.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 29.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 144. Freitag den 16. Juni 1848.

— What have kings, that privates have not too,
Save ceremony, save general ceremony?
And what art thou, thou idol ceremony?
Art thou aught else but place, degree, and form,
Creating awe and fear in other men?
Wherein thou art less happy being fear'd
Than they in fearing.

Shakespeare.

Steirische Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Der Erzherzog empfing uns mit seiner gewohnten Leutseligkeit, betrachtete voll Theilnahme die Zeichnungen des Malers, und nahm auch die Schrift an, doch ohne dieselbe in unserem Beiseyn zu öffnen. Er verzieh uns, daß wir den Botendienst übernommen, weil er darauf rechnete, daß wir nicht davon plaudern würden — so mindestens folgerten wir aus seinem Benehmen. Bei seiner Stellung zum Hofe und zur Verwaltung konnte es ihn unmöglich angenehm berühren, in die Klagen verwickelt zu werden, welche vom Kammergut aus laut wurden. In Erwägung dieser Verhältnisse glaubten wir ihm auch die Rücksicht schuldig zu seyn, Vordernberg sofort wieder zu verlassen; doch kaum hatten wir uns im Wirthhaus zum zweiten Frühstück niedergesezt, so erschien ein Hofdiener, nämlich ein Dienstknecht vom Gehöft, angethan wie ein anderer Bauer auch, um uns zum Essen einzuladen. „Es sollt's bei uns essen," sagte er in der einfachen Weise, die auf dem Hofe (nicht „bei" Hof) gebräuchlich war. „Wann?" — „Heut." — „Ich meine zu welcher Stunde?" — „Es wollt's im wohl tragen?" fragte er entgegen und ging seiner Wege. Unsere Frage war auch unnöthig gewesen; wer lederne Halbhosen trägt, der ißt auch zu Mittag wie alle andern Leute.

Wir besahen uns die Umgebungen des Ortes und stellten uns zu rechter Zeit ein, wohin wir beschieden waren. Vor dem Hause saß ein alter Herr in schwarzem Frack auf der Bank, der Hofmeister des Erzherzogs, ein richtiger Cavalier. Der Prinz hatte ihn schwerlich selber ausgesucht und würde ihn sicherlich lieber zu Wien gelassen haben, wär's angegangen; die alte Excellenz stellte so eine Art Block am Bein vor. Der Herr Graf war zweifelsohne von allem unterrichtet, was uns betraf, einen gewissen Brief etwa abgerechnet, doch that er nicht dergleichen, sondern redete uns als völlig Unbekannte an und fragte uns mit jener liebenswürdigen Unbefangenheit aus, welche neugierige Greise mit der Polizei gemeinsam besitzen. Wir gaben ihm Auskunft und verhehlten ihm nicht, daß wir zum Essen eingeladen seyen.

„Freut mich sehr," sagte er, „doch dürfte es die höchste Zeit seyn, daß Sie in Ihren Gasthof eilen und sich ankleiden." Das sollte ein Stich seyn, wie leicht zu merken war, und zwischen den Worten verstanden wir die bittern Vorwürfe, welche sich gegen unsere grauen Röcke und grünen Hüte richteten. In solchem Gewand sich zur Tafel des Erzherzogs ziehen zu lassen, das war ein freventliches Unterfangen. Nanny hatte uns übrigens schon im Voraus über die Eigenheiten des Hofmeisters unterrichtet, so daß er uns wenigstens nicht überraschte; wir gaben darum zur Antwort: Frack und Handschuh hätten wir zu Wien gelassen, und wenn seine Excellenz uns andeute, daß wir ohne dieselben nicht zu Tisch kommen dürften, so müßten wir uns zurückziehen. Er schüttelte heftig das Haupt. „Sie sind nicht durch mich vorgestellt worden," meinte er, „ich habe die Einladung nicht besorgt, und wasche meine Hände in Unschuld."

Inzwischen kamen der Gäste noch mehr, und darunter auch ein paar Fräcke, diese aber von überaus ländlichem Zuschnitt, während die feiner gekleideten

Herrn in Grau mit Grün erschienen. Wir wurden in's Gesellschaftszimmer geführt, bis der Hofdiener in kurzer Jacke meldete, daß „d'Suppen ang'richt't" sey. Den Ehrenplatz an der Tafel nahm der Prinz ein, ihm gegenüber saß Nanni, welche von den Gästen als Frau vom Hause behandelt wurde; daß sie nicht nach dem geschriebenen Gesetz diese Würde bekleidete, daran war ja Niemand schuld, als eine Regierung, welcher die Leute ohnehin mancherlei Böses nachsagten. Die schiefe Stellung des jungen Weibes fiel nicht der Postmeister-Nanni zur Last, sondern der Staatskanzlei zu Wien, dem Fürsten Metternich, um es mit einem Wort zu sagen, das ich lieber unterdrückt hätte, weil es heut gar so wohlfeil ist, dem berühmten Staatsmann einen Stein in den Garten zu werfen. Was den Leuten nicht gefiel, das mußte er eben gethan haben, wohl oder übel.

Der Tag war ein Sonntag, und nach der Vesper knallte es auf der Schießstätte, das verstand sich von selber; heutzutag wird's damit nicht anders seyn. Doch wurde kein Freischießen gehalten, sonst hätten wir mitthun dürfen, sondern die Schützengesellschaft des Ortes schoß um eine Gabe, um ein Bestes, wie sie's dort heißen. Indessen waren die Mitglieder freundlich genug, uns ein paar Schüsse zum Vergnügen anzubieten, was wir aber dankbarlich ablehnten, um uns nicht etwa eine Blöße zu geben. Der Erzherzog schoß in der Reihe mit und wurde nicht aufmerksamer behandelt wie jeder andere; dennoch war's den Umgebungen anzumerken, daß sie ihre stille Freude an seiner Anwesenheit hatten.

Alle Eindrücke, die wir zu Vordernberg empfangen, waren überwiegend wohlthuender Art. In der Abendkühle kehrten wir nach Eisenerz zurück, damit die Wanderung des nächsten Tages nicht zu lang sich dehne, und wir die wilde Herrlichkeit des Gesäuses nochmals mit Muße und Andacht genößen.

Wir hatten heute zum erstenmal mit dem Erzherzog gesprochen, im Grunde sogar ihn zum erstenmal erblickt, wenn er schon in Wien uns vor Augen gekommen war. Wer ihn nicht gesehen hat in der Tracht des Volkes, inmitten seines ländlichen Hausstandes, der hat nicht den Erzherzog Johann kennen gelernt, sondern nur einen beliebigen Prinzen von seinem Gesicht und seiner Gestalt. Züge und Wuchs, beide tragen im Allgemeinen das eigenthümliche Gepräge der Sprößlinge des Hauses Lothringen-Habsburg mit den langen schmalen Gesichtern und dem feingliedrigen Körperbau. Johann hat in früher Jugend schon sich als Soldat durch Einsicht, Muth und Geistesgegenwart ausgezeichnet; umfassend ist der Kreis seines Wissens, vorzüglich in den Zweigen, welche seine amtliche Thätigkeit in Anspruch nehmen, so wie in denen, welche er zum Heil des Landes hegt und pflegt, worunter Landwirthschaft und Bergbau vor allen zu nennen sind. Sein Thun und Treiben ist nicht die müssige Liebhaberei eines großen Herrn, sondern ernst und tüchtig, und eben so war sein Leben unter dem Landvolk niemals ein Mummenschanz, wie ihn seine Wiener Herren so häufig treiben, wenn sie sich zur Sommerzeit in Bauern verwandeln, nachdem sie in der Fasten das spanische Gewand vom Fasching abgelegt.

(Schluß folgt.)

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Wird man mir heute verzeihen, daß ich mit solcher Anerkennung von den Helden der alten Kirche gesprochen? Gewiß nur theilweise in der katholischen, wenig in der protestantischen, gar nicht in der radikalen Welt. Die erste wird noch größere Anerkennung, die lezte gar keine verlangen. Aber warum habe ich, wenn auch nur leise und lose, diese wenigen Bilder großer katholischer Männer und Frauen Angesichts der heutigen Welt aufrollen wollen? Daß die kalten deutschen und undeutschen Michel der Jeztwelt, die ausgerauchten Alten und abgebrannten Jungen, die blassen und die blutrothen, wenigstens von Ferne ahnen können, was der Mensch vermag, wenn er einen Gott im Busen, einen Lichtstrahl von oben im Herzen hat, an dem die ächte Liebe sich erkenne und entflamme. Wir haben gut über das Uebermaß jener Elisabetha und jenes Jacoponus und vielleicht dieses Vincentius und ihrer Genossen absprechen, wenn wir nur die Liebe hätten, die bei ihnen übergroß überfloß, weil ihr gottentzündetes Menschenherz zu klein und enge für ihre Kraft und Tiefe war. Ein Strahl jener glaubensvollen Erleuchtung, ein Funke aus jenen Flammenherzen in diese unsere todte, kalte, leere, eigensüchtige Gegenwart, und wie ganz anders sähen die Menschen sich an! Hilf andern, so hilfst du dir selbst, stirb dir, so belebst du Andere, liebe dein Leben nicht bis in den Tod und gewinne es für Zeit und Ewigkeit — das sind von jenen Heroen des in Liebe thätigen Glaubens bewährte Erfahrungssätze, die nur auf vernünftige Weise wiederholt, auf freie Weise fortgeführt werden dürften, und es wäre nicht Einer, sondern die ganze unglückselige Zeit selig in ihrer That.

Aber kann denn solches vernünftigerweise wiederholt werden, reimt sich denn solches Hingeben, Armwerden, Heruntersteigen mit gesunder Vernunft? Schelling in seiner Philosophie der Offenbarung meinte, solche Sätze, welche selbst die verneinendsten Geister als goldenen Kern und ewigen Stern des Christen-

thums stehen lassen, wie z. B.: „Liebe deine Feinde; segne die dir fluchen; werde arm, um viele reich zu machen,“ streiten so offenbar mit der gewöhnlichen Vernunft, daß ohne eine höhere Erleuchtung, ohne Offenbarung sie ihr nimmermehr einleuchten würden. Dagegen haben die Gegner der leztern und ihrer Philosophie steif und fest behauptet, jene Säze seyen ganz vernünftig, und da sie selbst die lebendige Vernunft waren dem unvernünftigen Offenbarungsphilosophen gegenüber, so mußten sie doch Recht haben. Es ist also als sehr vernünftig erklärt, die Feinde und Gegner zu lieben — das bewiesen sie ihrem Gegner unter schmachvollster Behandlung und gehässigster Herabwürdigung desselben! Beweis daß Schelling Recht hat. Das Gebot der Liebe und Entsagung ist so gegen die landläufige Vernunft und ihre Uebung, daß die Vernünftigsten sie nicht üben, und doch ist es auch wieder so vernünftig, daß die Unvernünftigsten, d. h. Ungelehrtesten und Einfältigsten sie üben können. Das heißt: der Verstand sieht es ein, der anima naturaliter Christiana, wie Tertullian sie heißt, der Seele als gebornen Christin leuchtet's auch ein als Wahrstes und Schönstes, aber es bleibt ein Solches, ein leeres Ideal, weil das bösgewordene Menschenherz nicht Macht und Mittel hat, aus sich selbst die Selbstsucht zu besiegen. Darum spricht das Christenthum von einer Um- und Neugeburt des Herzens durch Christi Geist, daß es dadurch Kraft erhalte, Jüngerin und Thäterin der Liebe dessen zu werden, dem es sein Liebstes war, sich hinzugeben. Summa: um tanzen zu lernen, mit Verlaub zu sagen, gehört mehr als ein paar Schuhe; um ein Christ zu werden, bedarf's mehr als Hegelsche Vernunft, denn diese überwindet nie und niemals ganz die Unvernunft des Herzens, das da schlägt und handelt, während der Kopf seine absolute Logik träumt.

Das Mittelalter und sein Katholicismus ist nach allen Seiten eine riesenhafte Einseitigkeit, nicht mit Wahl, sondern mit geschichtlicher Naturnothwendigkeit. Es sollte eine barbarische Welt im Großen christlich machen. Das Christenthum nimmt Kopf und Herz in Anspruch, das aber war zu viel auf einmal den alten Druiden und Wodan- und Jupitersanbetern zugemuthet. Schnell besonnen und großartig wandte sich die Kirche vor Allem an das Herz der zu bekehrenden Menschheit und verlor, den Kopf verschonend, wie billig selbst dabei den Kopf. Auch das war zu viel, der ganzen Masse die volle Christlichkeit so schnellweg zuzumuthen, die nur bei gleichmäßiger Durchbildung von Kopf und Herz möglich ist. Die Masse wurde daher dispensirt und nur der heilige Stand der Priester und der Orden mit dem Vorrecht der Liebe und der Armuth betraut. Wer selbstständig und selbstthätig im Fache des Christenthums auftreten wollte, der mußte alsbald in eine fromme Innung gehen, so gut wie in allem weltlichen Wirken die Aufnahme in Zunft und Lade nöthig war. Weil aber Klerus und Orden dennoch zu wenig Raum boten im Vergleich zur großen Masse, d. h. weil die Menschheit im Ganzen nie den Kopf dem Herzen zum Opfer bringen kann, errichtete die Kirche als Meisterin der Staatskunst im Tertiarierorden, in den halb weltlichen, halb geistlichen Bruderschaften und Schwesterschaften noch ganze Bienenstöcke des thätigen Christenthums für diejenigen, welche in der Welt zurückzubleiben und doch rechte Christen zu seyn für vernünftig hielten. Indem die Kirche mithin alle selbstthätigen Kräfte, wenn auch noch so leise und lose, mit ihren heiligen Ständen, Orden und Anstalten zu verbinden suchte und durch den Weihwedel zuvor und die Heiligsprechung nachher für sich privilegirte, indem sie damit nichts anderes als einen großen Auszug aus dem Buch der untonsirten Menschheit machte, brachte sie diese selber, wie wir eben sagten, um die Liebe als freie, eigene That. Sie destillirte die guten Kräfte aus der Masse heraus, anstatt daß sie mit Himmelskräften die Masse selbst durchseelt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Die Klubs.

Ich will versuchen, den Lesern des Morgenblatts einen Ueberblick zu geben über den Gang der Dinge in Berlin seit den Märztagen. Natürlich kann es mir hier nicht um äußere Vollständigkeit zu thun seyn. Ich werde hervorheben, was mir besonders nahe getreten ist, und namentlich die Entwicklung der Parteien und die Fortschritte der öffentlichen Meinung zu charakterisiren suchen. Das Wesentliche wird damit doch gesagt werden und aus dem Gegebenen wird auch zu schließen seyn auf das, was kommen möchte.

Zu den ersten Früchten der Berliner Revolution, sowohl der Zeit als der Bedeutung nach, gehören die Klubs. In ihnen gewannen die Parteien ihren organisirten Ausdruck und konnten nun mit mehr oder weniger Erfolg auf die Umbildung unserer Zustände hinwirken. Der Ruhm, die neue Freiheit der Association zuerst benuzt zu haben, gebühet den Stiftern des politischen Klubs. Radikalgesinnte Schriftsteller, die überhaupt am schnellsten zuzugreifen wissen, vereinigten sich, um — wie es in der ersten Nummer des Klubblatts heißt — „das durch die Revolution gewonnene Resultat festzuhalten und nicht durch Umtriebe der Reaktion trüben zu lassen.“ Man kann

nicht läugnen, daß dieser Klub seitdem viel angeregt und gethan hat, wenn man auch nicht im Stande ist, seine Thaten alle so vortrefflich zu finden, wie er selbst sie findet. Er begann damit, gegen das gemeinschaftliche Begräbniß der im Kampfe des 18. und 19. März gefallenen Bürger und Soldaten beim Ministerium zu protestiren, und bewirkte in der That die Zurücknahme dieser Anordnung. Bei der Beerdigung selbst that er sich ebenfalls hervor. Jung, der damalige Sprecher des Klubs, hielt am Grabe der Gefallenen eine Rede, in welcher der Freiheitseifer so weit ging, daß die Bürgerschützen, wie man sagt, für gut fanden, früher als es erwartet wurde eine Salve zu geben, um den Eindruck einigermaßen zu dämpfen. Seitdem hat der politische Klub consequent immer im radikalsten Sinne gewirkt. Als der vereinigte Landtag berufen wurde, protestirte und agitirte er dagegen und forderte, daß nach einem provisorischen Wahlgesetz gleich eine constituirende Versammlung berufen werde. Dieß geschah nicht, und wie die Folge auswies, that die Regierung sehr wohl daran, jenen Protest nicht zu berücksichtigen. Das von dem Landtag gutgeheißene Wahlgesetz ordnete indirekte Wahlen an; auch dagegen protestirte der Klub, und als das Ministerium Camphausen erklärte, mit den indirekten Wahlen stehen und fallen zu wollen, auch Zweifel ausdrückte, ob die Stimmung dagegen so sehr verbreitet sey, projektirte er eine Riesendemonstration, die den Zweifel des Ministeriums widerlegen und demselben zugleich einen heilsamen Schrecken einflößen sollte. Die Demonstration kam nicht zur Ausführung, weil andere Freunde des Volks die Tausende der schon gewonnenen Arbeiter davon abmahnten und die Regierung sie zum Ueberfluß noch verbot. Schon vorher hatte der Klub vergebens gegen eine zweite Maßregel des Ministeriums gekämpft; er hatte Protest eingelegt gegen die Versetzung des vier-und-zwanzigsten Regiments nach Berlin; einzelne seiner Mitglieder hatten die Bürger aufgefordert, diesen Akt neuer Tyrannei unter keiner Bedingung sich gefallen zu lassen. Aber das Regiment zog ein, wurde vom Volke brüderlich empfangen, und dieses hat bis jezt auch keinen Grund gehabt, seine Sympathie zu bereuen. Waren dieß alles Niederlagen, so hat der politische Klub dabei doch nicht vergebens gearbeitet: durch seine Discussionen, seine Plakate und Reden hat er seine Gesinnung im Volke verbreitet, und wenn die hiesigen Wahlen zur preußischen Nationalversammlung radikaler ausgefallen sind, als man erwartete, wenn überhaupt demokratischer Geist und demokratische Forderungen immer mehr um sich greifen, so muß dieß zum großen Theil auf seine Rechnung geschrieben werden.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Germanien, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Mission der deutschen Bildung.

Es ist seit geraumer Zeit bei unsern Dichtern hergebracht, diesen Bruch zwischen Geist und Natur zu beklagen, aber ein tieferes Eingehen auf die poetischen Werke des Alterthums rechtfertigt diese Klagen nicht, gibt uns vielmehr den Fingerzeig, daß die Motive dieser Klagen dem Alterthum selbst angehören. Gab es doch von jeher bei den Griechen Weissagungen, daß auch Jupiters Reich einst ein Ende nehmen werde, verkündeten doch die Germanen, daß im furchtbaren Weltbrande die Asen erliegen und aus ihrer Asche ein neues Geschlecht der Götter emporsteigen werde. Und gestehen wir es nur, die alte Welt spricht es sowohl in ihrer Jugend als auch bei ihrem Scheiden klar und bestimmt aus, daß das tiefste Fühlen der Natur Schmerz und der innerste Gedanke derselben Tod sey. Das größte Gedicht des Alterthums, die Ilias der Griechen, schließt mit der Todtenklage um den reisigen Hektor, mit der Aussicht auf den Untergang Troja's und das bittere Geschick, das der kämpfenden Helden bei ihrer Rückkehr harrt. Aus dem Munde eines griechischen Dichters tönen zu uns die berühmten Schmerzenslaute herüber:

„Gleichwie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen:
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wenn neu auflebet der Frühling;
So der Menschen Geschlecht, dieß wächst und jenes verschwindet."

Und was die Germanen anlangt, deren ganze Stimmung auf's Innigste mit der Natur verwachsen war, so spricht das Nibelungenlied gleich im Beginne seine Aufgabe dahin aus, daß es singen wolle von dem höchsten Fest der Freude und von Weinen und von Klagen, und „mit Leid," schließt es, „war beendet des Königs hohes Fest, wie stets die Freude Leiden zum allerlezten gibt."

Die Ansicht, daß die vorchristliche und nachchristliche Zeit zwei qualitativ verschiedene Zeitalter seyen, beruht auf keiner pietistischen Grille, sondern ergibt sich aus jeder nur einigermaßen tief gehenden Würdigung jener Zeiten. Die Kette von Ursache und Wirkung läßt uns hier im Stich; vergeblich der Versuch, die folgende Zeit aus der vorhergehenden ableiten zu wollen: etwas durchaus Neues, eine von der früheren ganz verschiedene Anschauungsweise, ein ganz anderer Gang der Geschichte ist mit dem Christenthum in's Leben getreten. Dieser neue Gang der Geschichte beruht nun zunächst auf der neuen universalen Religion, die sich als erhaben über alle natürlichen Unterschiede ankündigte, die weder einen Unterschied zwischen Völkern, noch innerhalb dieser zwischen Ständen zuließ, sondern, gestüzt auf ein höchstes, geistiges Wesen, den Gedanken der Menschheit hinstellte. Also eine Religion ohne räumliche und zeitliche Grenzen, bestimmt für den ganzen Erdkreis, bestimmt für alle Zeiten, unendlich und ewig. Welches Volk, welcher Stand, welcher Einzelne war aber damals im Stande, so von seiner natürlichen Bestimmtheit abzusehen, um die Tiefe dieser Religion fassen zu können? Dem Orient war bereits das Christenthum abhanden gekommen, obwohl er sich noch äußerlich dazu bekannte. Zudem wußten die Römer nur eine äußere Einheit ihres Reiches zu bewerkstelligen. Da brachen aus dem Norden die germanischen Völker aus ihren Ursitzen auf, verdrängten aus Mitteleuropa die Kelten, zogen weiter nach dem Süden und Westen und stürzten das Römerreich, mit den Völkern desselben zu den romanischen Nationen verschmelzend: ein neues Weltreich, aber anderer Natur, als das römische gewesen war. Denn mit Ausnahme des slavischen Osten floß nun durch ganz Europa germanisches Blut, herrschte germanische Sprache, germanisches Recht, germanische Sitte. Aber dieses Reich war nicht hervorgegangen aus der Vernichtung oder bloßen Verdrängung der römischen Völker, sondern war dadurch gegründet, daß der Germane den Fuß auf den stolzen Nacken des Besiegten gesezt, nach dem Siege dagegen sich dem Besiegten hingegeben hatte, um die geistige Eigenthümlichkeit desselben von innen zu durchdringen, sich anzueignen und von neuem zu beleben. Mit einem Wort, es ist die Universalität, was die Germanen in der Geschichte gekennzeichnet hat, eine Universalität, vermöge deren sie nicht beherrscht werden von den Grenzen der Nationalität, sondern fähig sind, diese Grenzen fort und fort zu erweitern, um alle Völker der Erde zu einer großen Einheit zu vereinigen, zu einer von ihrem Geiste beherrschten Einheit.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 145. Sonnabend den 17. Juni 1848.

Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.

Goethe.

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

So wurde denn Alles faul, Klerus und Masse, einzelne Helden der Liebe ausgenommen, ward die thätige Liebe zu einer vollendeten Bequemlichkeit des Gebens hier, des Nehmens dort. Sollte Welt und Kirche nicht verfaulen, so that eine Reformation an Haupt und Gliedern noth.

Der Protestantismus ist der dritte große Umlauf, den die christliche Geschichte der Menschheit angetreten und noch nicht vollendet hat. Wir sind noch so ziemlich mit beiden Füßen darin, obschon es sich auf verschiedenen Seiten zur Ueberschreitung und Ueberwindung regt, und die absoluten Hegeliter nebst andern Göttern und Helden der Jeztzeit ihn schon längst „überwunden" haben, d. h. eben recht noch über Hals und Kopf in ihm stecken und alle Aussicht haben, gar nicht auf vernünftige Weise über ihn hinaus zu kommen. Man lebt heutzutag freilich gar schnell, und mitten im Strome treibend meint man Wunder wie weit man schon gekommen; aber die Geschichte geht ein wenig mehr landsturmmäßig, denn sie muß nicht bloß Oesterreicher, sondern selbst vernagelte Philosophen mitnehmen, und das ist eine Last. Hat sie zur Auslebung der weltgroßen Einseitigkeit des Katholicismus grundsätzlich über ein volles Jahrtausend gebraucht und lebt seitdem der Katholicismus noch hinreichend thatsächlich fort, wenn auch freilich ohne Klöster und Jesuiten und Bettelorden so ziemlich nur geistweise, wie sollte der Protestantismus in drei Jahrhunderten schon fertig seyn? Er hat zwar ein scheinbar kleineres Saatfeld, nach Geviertmeilen und Millionen gerechnet, aber einerseits hat er viel tiefer zu ackern, ja zu bohren die Aufgabe, selbst in die härtesten Köpfe und in die ausgemachtesten Wahrheiten und Thatsachen Löcher zu bohren, andererseits hat er das freilich verbotene Geschäft des über die Grenze Schwärzens in's Große zu treiben in dem Maße, als der (römische und griechische) Katholicismus in ungeheurer Flächengröße neben ihm steht.

Für die Berechtigung, mithin für die Verpflichtung des Protestantismus, mitten in die katholische Welt hereingeboren zu werden, gibt es keinen augenfälligeren Beweis, als daß der Katholicismus nicht nur nicht stark genug war, ihn zu erdrücken, sondern daß er ihn geradezu durch alle seine Poren, damit freilich äußerlicherweise, aber so ziemlich auch mit allen seinen äußern Folgerungen in sich aufgenommen hat. Ja, der Protestantismus steckte schon vor seiner Geburt ihm in allen Gliedern, geschweige jezt. So hat man dem erstern den Untergang der heiligen bildenden Kunst beigemessen. Wäre dem so, so hätte er durch die wunderbar reiche Liederdichtung, durch die großartigen Leistungen der Orgel, des Chorals und des Oratoriums hinreichenden Ersatz geleistet. Aber es ist gar nicht wahr, sondern genau zum Anfang der Reformation war die Grundlage aller bildenden Kunst, die kirchliche Baukunst, im völlig ausgearteten gothischen Style verlebt und erstorben, und daß schon Raffael so weltlich malte und seine Nachfolger die Kunst in Michel Angelos Fußstapfen entchristlichten und naturalisirten, daran ist nicht die Reformation schuld, sondern umgekehrt. Aber die Hauptsache

bleibt, daß die katholische Welt sich so vollständig von der protestantischen in drei Jahrhunderten anstecken, durchsäuern und dadurch sogar am Leben und im Fortschritt erhalten ließ, also leztere vollständig thatsächlich anerkannt hat als ein — nothwendiges Uebel, wie alles in dieser Welt, d. h. als etwas in seiner Art recht Gutes und Nützliches.

Die katholische Kirche hatte vor lauter Geistlichkeit vergessen, geistlich zu seyn, wie immer ein Uebermaß, eine Einseitigkeit in sich selber zum Gegensatz überschlagen muß. Sie hatte verlernt, ein Reich nicht von dieser Welt zu seyn, und sich's am Ende selbst in den Trälern dieser Welt recht wohl seyn lassen. Sie ward nicht nur in Weltlichkeit und Fleischlichkeit veräußert, sie wurde ein Petrefakt. So mußte sie wieder entweltlicht, in Geist zurückgebracht werden. Die Ehescheidung zwischen Kirche und Welt leitete der protestantische Geist ein. Derselbe hat es nun in unsern Tagen umändernd und umstürzend so weit gebracht, daß es dem heiligen Vater ernstlich an die weltliche Krone geht, und noch ein Stoß, so ist das patrimonium Petri gefallen und die indessen geistweise fortvegetirende Kirche hat sich das Gottesrecht errungen, geistig dazuseyn und geistig — das ist dann ewig und frei — die freien Geister zu beherrschen.

Die Aufhebung des patrimonium Petri wird lediglich die lezte Folge der Aufhebung des patrimonium pauperum seyn. Wie gewaltig gerade in unsern Tagen damit aufgeräumt wird, ist ein Schrecken und eine Lust mit anzusehen. Die Aufhebung des Zehnten, dieser in der Welt- und Kirchengeschichte der Armuth entscheidende Schritt, ist die äußerste und äußerlichste Folge des Protestantismus, welcher nicht die Kirche, sondern bloß ihre Weltlichkeit und ihre weltliche Geistlichkeit aufheben kann und soll.

Die Verknüpfung der Ursache und Wirkung, Rückschritt und Fortschritt, Auflösung und Anfang, Zerstörung und Schaffen, wie sie sich auf jedem Punkte der Menschheit finden, gewährt der Geschichtsbetrachtung einen unendlichen Reiz und läßt sie auf keinem Orte ganz erschöpfen. Man muß sich, indem man den Maulwurf der Geschichte verfolgt, Zwang anthun, damit man sich nicht in die tausend Gänge und Verästungen verliert, von denen jeder Punkt Anfang und Ende und Mitte ist. Auch wir müssen und wollen uns, die Fährte des Armenwesens verfolgend, Gewalt anthun, bei der Stange zu bleiben. Wo aber und wie hätte jener Wittenberger Mönch geahnt, daß nach dreihundert Jahren durch den Gang der Nothwendigkeit sein Reformationswerk solche Kreiswellen schlüge, daß dadurch um's Haar dem Stuhle Petri, den er durch das Schwert des Geistes nicht gerade zerschlagen, sondern nur ein Bischen hobeln wollte, der Grund und Boden, worauf er ruht, unter den Füßen weggespült würde? Sodann die äußerst merkwürdige Rolle, welche in der Kirchengeschichte das Geld von den Judassilberlingen bis zu Tetzels Ablaßkiste, und von da bis zum St. Urbanskloster in Luzern und so weiter spielt! Verhängnißvoller Punkt, der Geldpunkt, an dem die Kirche vor dreihundert Jahren scheiterte und heute scheitert und immer scheitern wird! Ja wohl, der Ablaßsturm war die erste, der Zehntensturm die lezte Aderläße für „die Kirche;“ beide sind von Gottes Gnaden im Namen des armen Volks ergangen. Im Zehnten hingen katholische und protestantische Kirche seither noch zusammen wie die beiden Siamesen und haben schwesterlich geholfen, einander aus dem Diesseits in das Jenseits, und doch dabei zugleich aus dem Jenseits in das Diesseits zu bringen, denn jeder Rückschritt hilft dem Fortschritt und jeder Fortschritt ist mit einem Rückschritt eng verbunden. Beide schadeten, beide nüzten einander.

(Fortsetzung folgt.)

Steirische Erinnerungen.

(Schluß.)

Wenn du die Gebirge der Steiermark, Oberösterreichs und Tirols durchwanderst, kannst du in jeder Hütte vom Erzherzog reden hören. Züge seiner Großmuth werden überall erzählt, und wo bei einer Erwägung sein Name in die Wagschale fällt, ist jeder Zweifel gehoben. Dessen ein Beispiel. Auf der Augstalm bei Aussee fragte mich eine Sennerin, warum ich denn auf allen „Kog'ln“ herumklettere? — „Um die schöne Aussicht zu betrachten!“ — Der Grund wollte der Dirne durchaus nicht einleuchten, troz aller Mühe, die ich mir deßhalb gab; endlich sagte ihre Gespielin: „Sey stat, Renzerl, * der Erzherzog ist grad so 'n Narr.“ Damit war alles gut, und meine Liebhaberei, wenn nicht erklärt und gerechtfertigt, wenigstens doch entschuldigt. Was der Erzherzog thut, das ist recht, was er sagt, gilt. Wenn er den Bittenden mit leerer Hand entläßt, so spricht der arme Tropf im Gebet: „Lieber Herrgott, schick' dem Johann doch ein Geld, er hat keinen blutigen Kreuzer mehr.“ Vielleicht sezt er noch hinzu: „Der Erzherzog verschenkt aber auch gar alles, 's ist zu arg. Vom Brandhof hat er einmal zu Fuß nach Grätz gehen müssen, weil ihm ein feiniger Nachbar noch in der lezten Stunde das

* Renzi, Renzerl: Emerentia.

Postgeld abgenommen." Ob gerade dieser etwas abenteuerliche Zug wahr ist oder nicht, darauf kommt's hier nicht an; er beweist, was das Volk seinem Liebling zutraut, wenn es in allem Ernst erzählt, wie er um seiner Großmuth willen zuwalen sich des Nöthigsten für sich selbst entschlage.

Der Brandhof, des Erzherzogs Lieblingssitz, ist ein Gehöft in rasend wilder Einsamkeit zwischen Seewiesen und Wegscheid; die Straße von Bruck an der Mur nach Maria Zell führt hart daran vorbei, und die Reisenden pflegen auszusteigen, um sich in Abwesenheit des Hausherrn das Innere des Gebäudes zeigen zu lassen. Dazu gehört eigentlich eine besondere Empfehlung, doch soll ein Brustbild des Kaisers dieselben Dienste thun. Vom Brandhof führt des Erzherzogs Gemahlin den Namen. Brandhof heißt auch eine vortreffliche Wirthschaft zu Gratz, weit draußen in der Vorstadt gelegen, wo alljährlich der Annentag besonders festlich begangen wird; ganz besonders, was etwas heißen will, da der 26. Juli ohnehin ein gar festlicher Tag ist und die schönen Nanetten nicht aussterben. In jenem Gratzer Brandhof waltete und schaltete vor zwei Jahren noch des Hauses Tochter, welche wohl verdient hätte Anna zu heißen; zufällig ist sie Julia getauft worden und wird mithin Juli gerufen. Wenn du nach Gratz kommst, grüß' mir die runde Juli und verzehre mir zu Ehren ein Paprica-Hähnd'l, von ihren schönen Händen bereitet. Du magst auch auf meine Gesundheit eine Halbe „Unterzeug" leeren.

Im Jahr 1828 besuchte ich Aussee noch einmal, um es hernach lange nicht wieder zu sehen. Am 16. Juli 1846 fuhren wir die Pötschen herab. Die Gegend war dieselbe, der wohlbekannte Ort stand auf dem alten Fleck, doch die Menschen waren andere und anders. Ich fragte nach dem Postmeister, ich fragte nach Fanny — beide deckt längst der Grabhügel. Des Postmeisters Haus sieht jezt gar vornehm aus; die Frau von Brandhof hat es gekauft und für sich eingerichtet. Am Fenster sah ich sie mit ihrem Gatten stehen; beide waren am selben Tage angelangt. Der Erzherzog trug keinen Tschopen, ich hatte keinen schwarzen Frack, und so schien's nicht am Platz, mich ihm zu nähern, doch war ich vergnügt, sein Antlitz wieder einmal erblickt zu haben. Die Post ist jezt im Gasthof zum Erzherzog Franz Karl, und unter den Akazien vor dem Märzkeller des Wirthes, am Strande des raschen Baches, überzeugte ich mich, daß König Gambrinus auch die Steiermark erobert hat. Es ist staunenerregend, wie der wunderliche Heilige aus Niederland sich die Welt unterthänig macht.

Wir brachten einen fröhlichen Abend zu. Vom Erzherzog kamen der kunstfertige Geiger Roithner und ein Zitherschläger, und die Mitternacht fand uns noch bei Spiel und Sang. — Wie wir, leider zu spät, vernahmen, hätten wir den Dichter der Todtenkränze ganz in der Nähe von Aussee treffen können, wo er in neuester Zeit den Sommer zuzubringen pflegt. Ich hätte viel darum gegeben, den trefflichen Zedlitz nach so langen Jahren wieder einmal zu sehen, und die Versäumniß war der Tropfen Wermuth im Freudenkelch.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Germanien, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Mission der deutschen Bildung.

Zeitlich und räumlich haben sich die Germanen als die von der Vorsehung erkorenen Eigner der Erde erwiesen: sie haben ihre Herrschaft ausgedehnt über Länder und Meere, und das uns stammverwandte Volk der Engländer verbreitet noch heute seine Bildung bis an die Ufer des Ganges;* sie haben ferner die Erbschaft des Alterthums angetreten, sie haben das Christenthum auf ihre reinen Fluthen genommen, um es im Laufe der Jahrtausende zu allen Völkern zu bringen; sie haben endlich in der Geschichte dargethan, daß ihrem universalen Geiste Alles zugänglich ist, die Schätze der Weisheit des Orients, die Kunst der Griechen, die strenge Tugend der Römer, Alles, was nur irgend ein Volk der Erde Geistiges hervorgebracht hat und noch hervorbringen wird. Zwar ist die Geschichte von den Römern zu den Germanen übergegangen, aber nicht bloß zu den Germanen als einem dritten Volke neben und nach Griechen und Römern, bestimmt, eine besondere Eigenthümlichkeit zu entwickeln, um dann gleich jenen hinzuwelken, sondern zu einem Volke, das den Beruf hat, fort und fort die Quelle neuer Bildungen und Schöpfungen zu seyn und die Schöpfungen aller Länder und Völker in sich zu vereinigen, sich anzueignen und der Nachwelt zu überliefern. — Die vorchristliche Geschichte ist ein natürlicher Organismus, die christlich-germanische Geschichte ein geistiger Organismus, wahre, eigentliche Geschichte, in der die Veränderung nicht bloß der Uebergang vom Einen zum Andern ist, sondern der Uebergang vom Niederen zum Höheren.

Man pflegt den Menschen als den Mikrokosmus der Schöpfung zu bezeichnen, ihn als dasjenige Geschöpf anzusehen, in dem sich alle Eigenschaften der übrigen Körperwelt, die Schwere

* Kolonien romanischer Völker haben von jeher einen gewaltsamen Charakter getragen und tragen ihn noch heute.

des Mineralreichs, das animalische Leben der Thiere u. s. w. zu einer höheren Einheit verbinden, und das in Folge dieser seiner Bestandtheile fähig sey, sich und die Außenwelt durch seine Vernunft zu erkennen. Was aber auf diese Weise von dem Menschen innerhalb der gesammten Schöpfung gilt, das gilt, wie wir sahen, von den germanischen Völkern innerhalb der Menschheit, das gilt, setzen wir hinzu, innerhalb der germanischen Völker von dem deutschen Volk. Der Beruf des deutschen Volks ist es, einmal die ewige Quelle neuer Bildungen für alle Völker der Erde zu seyn und als solches ein besonderes Volk zu bilden, das sich durch seine ihm eigenthümliche Stellung von den übrigen Völkern unterscheidet; sodann ist sein Beruf, Alles, was die übrigen Völker auf dem Gebiete geistiger Thätigkeit schaffen, in seinem geistigen Leben zu vereinigen, mit seinem Geiste zu verschmelzen und durch diese organische Verschmelzung sein eigenes und fremdes Leben aufzubewahren für die späteste Nachwelt. Ohne Deutschland ist, wie wir ohne Selbstüberhebung aussprechen dürfen, keine Geschichte im wahren Sinne des Worts möglich. Das Ende Deutschlands und des deutschen Volks würde zugleich das Ende der bisherigen Geschichte seyn, würde die Menschheit wieder in einzelne Völker auflösen, die sich gegenseitig auf Leben und Tod befeinden müßten. Die Idee der einen Menschheit würde nur noch im Christenthum ihre Stätte finden, nicht mehr in der Universalität eines Volks.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Klubs.

In der lezten Zeit erlitt der politische Klub noch eine Hauptniederlage. Als die Minister in einer Bekanntmachung, die man allerdings nicht billigen konnte, weil darin ein wesentlicher Punkt gegen besseres Wissen des Volks ignorirt war, den Prinzen von Preußen zurückriefen, da konnte natürlich der politische Klub die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, als Wächter der Freiheit aufzutreten und einen sehr groben Protest zu veröffentlichen. Die Koryphäen des Klubs gingen indeß noch weiter: sie ordneten mit andern Gleichgesinnten, die zum Theil erst sehr kurze Zeit vorher nach Berlin gekommen waren, eine Volksversammlung unter den Zelten im Thiergarten an und ersuchten durch ein Plakat alle diejenigen, die ein Recht hätten Waffen zu tragen, sich mit diesen einzufinden, um — die Ordnung aufrecht zu erhalten. Der Plan war, eine große bewaffnete Demonstration zu machen, das Ministerium zur Abdankung zu zwingen und theils Mitgliedern des Klubs, theils Parteigenossen überhaupt zur Bildung eines „Volksministeriums" den Weg zu ebnen. Dieser Plan scheiterte, weil die Bürgerwehr und die bewaffneten Corps der Studenten, der Künstler und des Handwerkervereins, anstatt am Zuge sich zu betheiligen, für Gesetz und Ordnung einzustehen beschlossen, so daß die enttäuschten Demagogen die wenigen Bewaffneten, die sich eingefunden hatten, selbst bitten mußten, sich nicht anzuschließen, weil die Demonstration eine friedliche seyn solle. Allerdings erreichte diese friedliche Demonstration, in Verbindung mit den übrigen Protesten, einen Zweck: die Minister erklärten, daß der Prinz von Preußen nicht vor Eröffnung der Nationalversammlung nach Berlin zurückkommen könne und werde; aber mit dem Volksministerium, das man auf gedruckten Zetteln mit Nennung der Kandidaten ganz ernstlich vorgeschlagen hatte, wurde es nichts. In den darauffolgenden Tagen machte der Klub noch mehrere fatale Erfahrungen. Er war in dem Lokal des Affentheaters eben beschäftigt, über allgemeine Volksbewaffnung zu berathen und auf Mittel zu denken, wie man auch die Bewaffnung der Arbeiter durchsetzen könne, als ein Haufen Arbeiter eindrang und die Versammelten wörtlich und thätlich insultirte, so daß diese ihr Heil in der Flucht suchen mußten. Es waren Zimmer- und Maurergesellen, denen ihre Meister keine Arbeit geben konnten, weil bei der jetzigen Unruhe Niemand bauen läßt; Unruhe sey aber, weil der politische Klub sie durch fortwährende Aufhetzereien errege. In Folge dieses Skandals wurde das Lokal dem Klub entzogen, und derselbe sah sich gezwungen, in der Reiterbude auf dem Dönhofsplatze sich einzurichten. Hier wirkt er nun nicht mehr als politischer — denn diesen Namen hat er wegen seines übeln Leumunds abgelegt — sondern als demokratischer Klub. Er steht in Verbindung mit andern demokratischen Vereinen und benuzt die ihm zu Gebot stehenden Mittel, auf die Radikalisirung der Berliner constituirenden Versammlung hinzuarbeiten.

Bald nach dem politischen Klub entstand ein anderer, der ihm in gewisser Beziehung das Gegengewicht halten sollte — der constitutionelle. Die erste Idee dazu scheint von dem Oberlandesgerichtsrath Ludwig Crelinger ausgegangen zu seyn, der auch für den ersten Monat zum Sprecher gewählt wurde und während dieser Zeit die Debatten mit großer Geschicklichkeit leitete. Ein Aufruf dieses Mannes und seiner Freunde vom 25. März, der in den hiesigen Blättern veröffentlicht wurde, schloß mit dem Wahlspruch: „Ordnung ohne Freiheit ist Despotie, Freiheit ohne Ordnung ist Anarchie; Nichts ohne das Volk, Nichts ohne den constitutionellen König." In diesem Sinne hat der constitutionelle Klub bis jezt auch gewirkt. Er beschäftigte sich zunächst mit der Polenfrage und trug sehr früh beim Minister Camphausen darauf an, daß in Posen eine Demarkationslinie gezogen werde. Als die ersten Nachrichten von den zwischen Deutschen und Polen ausgebrochenen Feindseligkeiten hieher gekommen waren, sandte er mahnende Adressen an beide Theile ab und erneuerte noch dringender seinen Antrag hinsichtlich der Demarkationslinie, welchem denn endlich auch Folge gegeben wurde. Die Arbeiterfrage bildete den zweiten Hauptgegenstand seiner Debatten. In Folge derselben wurde eine Commission für die arbeitenden Klassen ernannt und später ein Comité für Volksversammlungen, deren der Klub seit dieser Zeit mehrere beschickt und abgehalten hat. Als das Projekt der Riesendemonstration zu Gunsten direkter Wahlen bekannt wurde, achtete es der Klub für seine Pflicht, ihre Zustandebringung zu verhindern; er ordnete an verschiedene Arbeiterversammlungen seine besten Redner ab, und ihm vorzüglich ist es zuzuschreiben, wenn dieser Plan der Radikalen mißglückte. Auf den Antrag des Dr. Prutz war schon früher beschlossen worden, einen Aufruf an die Provinzen zu erlassen, in welchem zur Bildung ähnlicher Vereine aufgefordert wurde. In Folge der Absendung desselben liefen bis jezt Schreiben ein von mehr als fünfzig Orten Preußens, in welchen dem Aufruf entsprochen worden war. Aus dem von Prutz redigirten Klubblatt scheint jedoch hervorzugehen, daß es leichter war, diese Vereine zu stiften, als ihnen Beschäftigung zu geben. Es fehlt den Herren in der Provinz an Stoff zu lebhafter Debatte und der Berliner Klub wollte in der lezten Zeit veranlassen, daß in allen verbrüderten Vereinen dieselben wichtigen Zeitfragen zur Diskussion kämen und man Gang und Resultate derselben sich mittheilte, um unter Umständen gemeinschaftliche Schritte thun zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 43.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 146. Montag den 19. Juni 1848.

Look here, upon this picture, and on this!
The counterfeit presentment of two brothers!
Shakespeare.

Federzeichnungen aus Frankfurt.

Meine Wünsche für den Frieden und für den ruhigen, stillen Fortgang der Nationalversammlung sind bis jezt erfüllt worden. Die lebhafte, heitere und dabei friedliche Miene unserer Stadt ist dieselbe geblieben. Alles geht ruhig seinen gewöhnlichen Beschäftigungen nach. Ein Fremder, der nur aus den Zeitungen die Wichtigkeit Frankfurts im gegenwärtigen Augenblicke kennt und jezt hierher kommt, muß sich wundern über die ruhige, alltägliche Physiognomie der Stadt, in deren Mitte sich das Schicksal des deutschen Volks entscheiden soll und auf welche gegenwärtig Deutschland, ja ganz Europa die erwartungsvollen Blicke richtet.

So bewegt, leidenschaftlich und stürmisch die erste Sitzung der Nationalversammlung ausfiel, so ruhig, besonnen und würdig waren die folgenden. Gewiß hatte bei der ersten das schwache Organ der Alterspräsidenten, vielleicht die Ungeübtheit beider, in einer so bewegten, aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesezten, zum erstenmal in gegenseitige Berührung tretenden Versammlung den Vorsitz zu führen, einen wesentlichen Antheil an dieser entmuthigenden Erscheinung. Seit Gagerns Leitung ist es anders und besser geworden. Gagern besizt das Vertrauen des Volks wie das der Versammlung. Eine edle, würdige Persönlichkeit, eine hohe Gestalt, ein volles, kräftiges Organ, eine Ruhe und Besonnenheit, die ihn selbst in dem Gewirre sich widerstreitender Anträge und feindlicher Debatten den richtigen Gesichtspunkt nie verkennen und unverrückt im Auge behalten läßt, das sind die charakteristischen Eigenschaften des jetzigen Präsidenten. Er leitet die Versammlung, indem er hier lenkt, dort sich unterordnet. Den Redner, der sich zu weit von der Frage entfernt, ersucht er freundlich, wieder einzubiegen. Den Inhalt der Anträge, über die abzustimmen, faßt er bündig und klar zusammen, selbst den Tadel über einmal gefaßte und dem Protokoll schon einverleibte Beschlüsse, wie daß z. B. in der Mainzer Angelegenheit weder dem Antragsteller Zitz noch dem Berichterstatter Hergenhahn das Wort mehr gegeben wurde, hörte ich ihn mit der bescheidenen Bemerkung erwidern: „Wir müssen alle noch lernen. Möchte uns dieser Fall zur Lehre für die Zukunft dienen. Setzen wir diese Diskussion nicht fort. Wir haben wichtigere Dinge zu thun.“

Und wahrlich, sie war wohlthuend und erhebend, diese besonnene, würdevolle Haltung des Parlaments bei so mannigfachen Elementen der Unordnung und Zwietracht, die theils von außen, theils von innen störend auf die Versammlung einzuwirken drohten. Montag am 22. Mai erfuhren wir hier in aller Frühe, Kaiser Ferdinand habe heimlich seine Residenzstadt Wien mit dem fernen Innsbruck vertauscht. Eine allgemeine Unruhe bemächtigte sich der Gemüther, und ich habe Aeußerungen gehört, welche diese Entfernung mit der Flucht Ludwigs XVI. nach Varennes, unheilvollen Andenkens, geradezu in Parallele sezten. Aber was uns an demselben Tage zunächst und schmerzlicher berührte, das war die Unterbrechung der Eisenbahnfahrten zwischen Frankfurt und der Schwesterstadt Mainz, die den 21. Mai Abends in Kriegszustand erklärt worden war. Dort war es zu einem unheilvollen, blutigen Zwiste zwischen den Bürgern und der preußischen Garnison gekommen; doppelt schmerzlich

in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo alle Deutsche sich der brüderlichsten Eintracht zu befleißigen hätten.

Soll denn diese innere Zerrissenheit, die seit Hermann der Fluch des deutschen Volks, die erste und beständigste Ursache seiner Erniedrigung gewesen, nie und nimmer enden? Sollen wir denn ewig ein Spielball fremden Einflusses seyn? Werden wir nie durch feste Eintracht uns nach innen Wohlstand und Frieden, nach außen Geltung, ja Furcht zu verschaffen wissen?

Bürger- und Soldatenblut ist geflossen; beweinenswerther Zufall, dessen Schuld die eine Partei der andern aufzubürden strebt! Der Mainzer, an den heitern Ufern des herrlichen Rheins lebend, ist leicht und beweglich wie die Welle. Noch ist die Erinnerung an das goldene Mainz, an die heitere Zeit der Universität, an die Herrschaft des Krummstabs, unter dem es sich so gut wohnen ließ, dort nicht erloschen. Dann kam die Zeit der französischen Revolution, die bei diesem sinnlichen, leicht erregbaren Völkchen jenen fruchtbaren Boden fand, den Heinrich König in seinen Mainzer Klubbisten, den Eickemeier in seinen Denkwürdigkeiten, den vor allen Goethe in seiner Campagne von 1792 mit so treffenden Pinselstrichen schildert. Dann die Zeit der französischen Oberherrschaft, zwar mit ihrem militärischen Despotismus, ihrer tyrannischen Continentalsperre und ihren drückenden droits réunis. aber auch mit ihrem kriegerischen Ruhme, ihren wechselnden Garnisonen, ihren Präfekten, Maires und Kommandanten, ihrer gefälligen Sprache, ihren bequemen Sitten, vor allem aber mit ihrer öffentlichen Gerichtspflege sammt Geschwornen und mit dem klaren, einfachen Rechtsgange des Code Napoleon; Einflüsse, die mehr als alles Andere auf Entwicklung des Volkscharakters einzuwirken im Stande sind.

Wer je daran gezweifelt, daß Recht und Gesetze, bürgerliche, politische und religiöse Institutionen mehr auf den Nationalcharakter einzuwirken vermögen, als Lage und Boden, Luft und Wasser; daß mit einem Worte das moralische Klima das physische in seinem Einflusse auf den civilisirten Menschen weit übertrifft, der darf nur Mainz mit Frankfurt vergleichen. Städte, die einst eine Entfernung von acht Stunden, jezt nur von 54 Minuten trennt, sind von einander verschieden wie Tag und Nacht. Hier der ernste Protestantismus, dort der heitere Katholicismus, hier der berechnende Fleiß, dort der harmlose Lebensgenuß, hier die ängstliche Zurückgezogenheit, das Abgemessene, selbst Abstoßende des alten Reichsstädters, jeder Neuerung, jedem fremden Elemente entschieden abhold; dort der muntere, leichte Sinn des jugendlichen Rheinländers, der sich allen Eindrücken rasch und ohne viel zu sinnen hingibt und sie alle leicht assimilirt; hier eine bewährte republikanische Verfassung, in welcher jeder Bürger zu den ersten Ehrenstellen gelangen kann, die ihn daher mit entschiedener Vorliebe an sich fesselt; dort erst Priesterherrschaft mit reichen Klöstern und behaglichen Domherrn und wohlfundirten Präbenden, von denen die Großmutter dem horchenden Enkel gar Manches zu erzählen weiß; dann Franzosenherrschaft, die sich das Aehnliche so leicht anzueignen versteht. Schon das Jahr 1793 zeigte den verschiedenen Charakter beider Städte, und Frau von Coudenhoven, die geflüchtete Freundin des lezten Kurfürsten, hatte so Unrecht nicht, an jener Wirthstafel zu Coblenz, an der auch Goethe saß, auszurufen: „Wenn man die Treue erwägt, mit welcher die Frankfurter, im entschiedenen Gegensatze zu den Mainzern, bei Cüstine's Einmarsch ihrer Regierung ergeben blieben, so möchte man wünschen eine Frankfurterin zu seyn!" Selbst die siebenjährige Regierung des Primas, wie ihn der Frankfurter noch nennt, hat in seinem Charakter kaum eine Spur zurückgelassen.

(Fortsetzung folgt.)

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Am armen Volke sich bereichernd hatte die katholische Kirche das Volk geistlich und leiblich verarmen, sich und es faul werden lassen. Was war natürlicher, als daß man ihr den Mammon, der ihr Gift und Tod war, zunächst in den reformirten Landen abnahm? Fürsten, Herren und Städte verstanden in der Regel die Reformation nicht anders, als daß dabei Amtmann, Keller und Notar die Hauptpersonen seyen. Die Klöster wurden aufgehoben, Stiftungen eingezogen, mit dem Aufhören des Ablasses, der Seelenmessen, der Ohrenbeichte und der ganzen geistlichen Krambude hörten auch die Vermächtnisse, Schenkungen und Begabungen auf, und wie sehr das an der Zeit und wie sehr es innere Nothwendigkeit war, beweist am besten der Umstand, daß die katholischen Fürsten ziemlich eben so tief in die Klingelbeutel zu greifen wußten, und daß selbst da, wo der weltliche Arm nicht Riegel und Gesetz vorschob, mitten in der katholischen Kirche die Vermächtnisse und Schenkungen nachließen und in Abgang kamen, so daß die Klöster und Stifte in der Regel lediglich auf Erhaltung und Umtreibung ihres Grundstocks angewiesen wurden.

Wurde auch nicht überall ausdrücklich und ausführlich die Kirche protestantisch, so wurde überall, auch mitten in katholischen Landen, der Staat zum ächten Protestanten — wenigstens gegen das, was

ihm die Hauptsache an der Kirche däuchte, gegen Geld und Gut derselben. Zwei Mächte, Wissenschaft und Arbeit, nahm er dafür in Kost und Lohn. Zu beiden braucht man Geld, beide sind Geldwerthe, denn knowledge is power und money is power. Hatte sich früher die Kirche auf's Geld gestellt, so stellte sich jezt die Welt auf's Geld. Was das Ende von dieser Weltstellung ist, siehe heutzutage. Indessen war es nöthig, daß die andere Seite des Menschen, der Kopf und die von ihm regierte Hand, in Uebung und Bildung kam; denn daß mit dem Herzen allein nichts auszurichten sey, hat der katholische Weltversuch bewiesen in seinem tausendjährigen Gang und Untergang. Das eingezogene Kirchengut, die aufgehobenen Stiftungen sollten nun, mit oder ohne Umweg und Abzug durch die Fürstenseckel und Staatskassen, der Kirche nur als Lehrerin und der Schule als Meisterin und aus ihr der Arbeit zufließen. Die alte Kirche wußte von freien Kräften, freien Händen, freiem Wissen nichts; sie, die ihr ganzes Glaubensgerüste auf die pelagianische Freiheit des Willens gebaut, mußte dem Protestantismus weichen, der den Willen (durch die Sünde) unfrei wußte und ihn daher durch ernste, volle Glaubensthat der eigenen Forschung und freien Ueberzeugung in Schrift, Natur, Geschichte und Gewissen, die alle auf Christum, den Befreier weisen, befreit wissen wollte. Aus falsch verstandener Freiheit des Katholicismus ward Knechtschaft, aus der recht erkannten Knechtschaft des Protestantismus (nämlich Knechtschaft durch die Sünde) wird Freiheit (durch Christus). Die Freiheit des Wissens sollte ächt protestantisch auch die des Gewissens, die Schule des Kopfes auch die des Herzens werden. Aber hier ist der Haken. Der riesigen Einseitigkeit des Katholicismus konnte jener siegreich und übergreifend nur entgegentreten, wenn er sich zu gleich großer Einseitigkeit entfaltete und Zug für Zug endlich heute alles auf's Wissen, nichts auf's Gewissen, alles auf den guten Kopf, nichts auf's christliche Herz gibt, und sollte er zwischen Judas und Johannes zum Reichstag wählen, unbedingt dem gescheidten Mann von Karioth die Stimme gäbe.

Was in protestantischen Landen und Kirchen grundsätzlich und absichtlich ward, das geschah, unter dem Einfluß desselben Geists der Zeit, in katholischen thatsächlich und unversehen. Die protestantische Wissenschaft und Arbeit stellte sich an die Spitze der neueren Geschichte. England und Deutschland gehen voran; Frankreich, die Unruhe dieser neuen Entwicklung, prägt in Rückfall und Fortschritt, mitten inne zwischen germanischem und romanischem Wesen, diese neuere Weltentwicklung am raschesten und augenfälligsten aus.

Die Kirche wurde also Staatsanstalt und, wie ein geistreicher Mann sagt, die Kanzel zu einem Gestell aus Stein oder Holz, worauf ein untergeordneter Polizeibeamter in schwarzem Rock, um den ihn der unterste Schreibersknecht nicht beneidet, sonntäglich die Leute zu gehorsamen Unterthanen und nützlichen Bürgern, wie auch durch Reinigung ihres Verstandes und Aufklärung ihres Herzens zu frommen Christen machen mußte. Mit der Sorge für die Armuth hatte die Kirche nichts mehr zu schaffen, denn das war Geldsache, wie Alles, und weil sich darauf allein der Staat versteht, verstand er auch Alles, und that wenigstens als verstehe er Alles. Die Geistlichkeit war höchstens in den Stiftungsräthen mitverbraucht beim Geschäfte der Almosenaustheilungen, die aus dem „Heiligen" oder aus besondern Vermächtnissen gewöhnlich in Geld oder Brod unter Aufsicht und Rechnungsprüfung der Regierung stattfanden. Spitäler, Siechen-, Armen-, Waisen- und Findelhäuser übernahm der Staat auf Grund der alten Stiftungen, und Güter und Gefälle entweder in unmittelbare oder mittelbare, jedenfalls rein weltliche Verwaltung. Kirchen-, Schul- und Armenwesen wurde also Polizeisache, Staatsanstalt; aus der ausschließlichen Geistlichkeit ward eine ausschließliche Weltlichkeit, aus dem kirchlichen Despotismus ein Despotismus der Aufklärung (déspotisme éclairé), aus der Papstallmacht die Staatsallmacht. Nun, heute ist sie zur Strafe ihrer Einseitigkeit mitten im Umschlagen in ihr Gegentheil, in die Staatsunmacht begriffen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Germanien, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Mission der deutschen Bildung.

Wie hat nun Deutschland diesen seinen zweifachen Beruf bisher in der Geschichte erfüllt? Unsere Geschichte beginnt, wie bereits erörtert, mit dem Bruche zwischen Natur und Geist, mit dem Gegensatz zwischen Christenthum und germanischem Heldenthum: die Entwicklung beider Elemente ist der Fortgang unserer Geschichte; das nach den Zeiten verschiedene gegenseitige Verhalten dieser Elemente bestimmt die verschiedenen Perioden, bil-

det, wie Ranke trefflich ausführt, die Prinzipien des Einen Geistes, und ist der Lebensgeist der abendländischen Christenheit. Der Anfang nun ist, daß in jener Zeit, als die germanischen Schaaren nach dem Süden und Westen strömeten und alle Bande der Ordnung auflösten, mit lauter Stimme in das wilde Drängen und Treiben hinein die Worte des Evangeliums verkündigt wurden. Alsbald hielt man inne von dem zügellosen Umherschweifen, lauschte der neuen Botschaft, errichtete das Kreuz an den Heerstraßen der Völker, erbaute Hütten, Kirchen, Burgen und Städte um das „lebendige Holz," wie es der katholische Kirchengesang nennt, und legte so den Grund zu einem gesitteten und geordneten Daseyn. Zwei Reiche waren sich gegenübergetreten, das Reich von dieser Welt und das Reich von jener Welt, von welchen nun das leztere das Hauptgewicht erhielt, als es, den Charakter der deutschen Geschichte bestimmend, auftrat. Dieses Vorwiegen des geistigen Elements erreichte seine höchste Blüthe unmittelbar vor und während der Kreuzzüge und spricht sich äußerlich in der Hierarchie der Kirche aus. Mit dem Verfall der Kirche geht zugleich das Mittelalter seinem Ende entgegen, hört das historische Leben der Deutschen auf, vorzugsweise ein ideales und spiritualistisches zu seyn. Demnach gliedert sich das christlich-deutsche Leben des Mittelalters ganz einfach in drei Perioden nach dem auch in der Natur herrschenden Geseze der Knospe, der Blüthe und des Verfalls, so daß die Blüthe hier ein Leben in Idealen und Träumen ist, unberührt von der harten Wirklichkeit des Daseyns.

Die erste Periode beginnt mit einem harmlosen Parallelismus zwischen Christenthum und Germanenthum, zwischen Natur und Geist, Staat und Kirche. Die deutsche Lehensverfassung verbreitet sich Hand in Hand mit dem Christenthum fast über ganz Europa. Der „ruhmreiche Karl" bringt den Sachsen nicht allein die fränkische Herrschaft, sondern zwingt sie auch zur Taufe, und zerstört ihre Irmensäulen. Was das Zeitalter der Merowinger, die erste Phase dieser Periode, begonnen hatte, das brachte er zur höchsten Vollendung: friedlich reicht er dem Papste die Hand, er das weltliche, der Papst das geistliche Haupt der ganzen Christenheit; ebenso einmüthig gestaltet sich die Eintheilung des Landes, hier in Bisthümer, dort in Grafschaften, hier in Archidiakonate, dort in Gaue, hier in Dekanate, dort in Centen. Karl, der eifrige Heidenbekehrer, läßt die aus dem Heidenthum stammenden Heldenlieder sammeln, gibt den Monaten deutsche Namen und schreibt die erste deutsche Grammatik. Das aus dem Alterthum überkommene Wissen geht Hand in Hand mit dem neuen Glauben, verhilft dem Glauben zum Dogma und vertieft sich seinerseits durch den Glauben. Die altsächsische Evangelienharmonie zeichnet uns in erhabenen Zügen Christus als einen deutschen Helden, als einen „gewaltigen Völkerfürsten, der umgeben von seinen Getreuen, im Gefolge unzähliger Schaaren daher zieht, um die reichen Gaben des ewigen Lebens auszutheilen." Und was das Merkwürdigste ist, zwei Mönche des Klosters zu Fulda schreiben auf die erste und lezte weißgelassene Seite eines Gebetbuches das heidnische Hildebrandslied: eine Naivetät, die fast an's Unglaubliche grenzt.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Klubs.

Die pikantesten und besuchtesten Sitzungen des Klubs waren die, in welchen die Wahlangelegenheit verhandelt wurde. Man hatte für gut gefunden, der Wahlen für Berlin und Frankfurt sich anzunehmen, zu diesem Ende selbst eine Liste von Kandidaten aufzustellen und diese den Wählern zu empfehlen. Die Liste wurde gebildet aus Kandidaten, die der Klub vorschlug, aus andern, die das Wahlcomité des Klubs vorschlug, und endlich aus solchen, die sich selbst meldeten. Die leztern mußten ihre Meldung motiviren und ein politisches Glaubensbekenntniß ablegen. Unter ihnen fand den meisten Beifall der große Mathematiker Professor Jacoby. Er hielt eine in der That sehr geistreiche Rede, in der sich aber keine entschiedene politische Ueberzeugung kundgab, und die von L. Crelinger in der folgenden Sitzung aus diesem und vielleicht noch aus einem andern Grunde angegriffen wurde. Crelinger ließ merken, daß es mit den politischen Antecedentien des Professors Jacoby nicht zum besten bestellt sey; Jacoby bat sich in der darauffolgenden Sitzung eine Erklärung aus und es kamen nun die großen politischen Sünden des Professors und Akademiemitglieds zu Tage. Diese waren: er hatte in Königsberg sich nicht zur Opposition gehalten, er hatte dem König einmal die Hand geküßt, er hatte ihm in der Dedikation eines Buchs Lobsprüche gespendet und endlich den bekannten Brief der Akademie an den König in der Raumerschen Angelegenheit mitunterzeichnet. Jacoby suchte diese Vorwürfe zu entkräften, seine Freunde vertheidigten ihn und griffen Crelinger an; die Versammlung nahm auf's leidenschaftlichste Partei und machte unendlichen Lärm — kurz es war ein Skandal, wie er kaum ärger gedacht werden kann. In der nächsten Sitzung, wo der Prozeß zu Ende gebracht werden sollte, war der große Mielentzsche Saal gedrückt voll von Mitgliedern (viele Freunde und Gegner Jacoby's hatten sich schnell noch aufnehmen lassen), und in den Logen der Damen war jedes Plätzchen besezt. Wer aber eine Steigerung des Aufruhrs erwartet hatte, sah sich getäuscht. Man lenkte ein; es wurde für Jacoby sehr gut, gegen ihn mittelmäßig gesprochen, und die Versammlung beschloß: den Professor Jacoby von ihrer Kandidatenliste nicht zu streichen. Geholfen hat ihm dieser Beschluß freilich nichts; Jacoby hatte das Schicksal mehrerer Kandidaten des Klubs: er wurde nicht gewählt. Indessen die Versammlung hatte sich sehr gut amüsirt und amüsirte sich deßgleichen auch in den folgenden Sitzungen. Während der Debatten war nämlich von einem Freund Jacoby's der Antrag gestellt worden, daß der Gerechtigkeit wegen alle Kandidaten des Klubs über ihre politischen Antecedentien Auskunft geben sollten, und die Versammlung hatte diesen Antrag genehmigt. Die Kandidaten mußten nun einer nach dem andern ihre Erlebnisse zum Besten geben. Es sprachen von bekannten Namen Prutz, Jordan, Lette, Nauwerk, Professor Keller, D. Schomburgk, Diesterweg und Dove. Mehrere davon erregten die Versammlung durch Schilderung der Vexationen, die sie von dem alten System erdulden mußten. Einer hatte zu berichten, daß er als Demagog schon verurtheilt war, mit dem Beil vom Leben zum Tode gebracht zu werden, dann aber zu lebenslänglicher Gefangenschaft begnadigt und nach sechsjährigem Aufenthalt auf der Festung Magdeburg bei der Thronbesteigung des Königs amnestirt wurde. Diesterweg brachte unter anderm seine Schrift über die deutschen Universitäten wieder auf's Tapet, erklärte, daß er die leztern immer noch für verrottete Anstalten halte, und wurde dafür von Dove zurechtgewiesen. Genug, diese Sitzungen gewährten ein sehr mannigfaches Interesse und werden den Theilnehmern im Gedächtniß bleiben. Natürlich ist, daß nach solcher Fluth wieder Ebbe eintrat und die zunächstfolgenden Sitzungen an einer gewissen Mattigkeit und Trockenheit laborirten. Allein in der leztern Zeit hat man Mittel gefunden, den Verhandlungen wieder neues Leben einzuhauchen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 147. Dienstag den 20. Juni 1848.

Compelle intrare, ut impleatur domus mea.
Lucas.

Beati qui ad coenam nuptiarum agni vocati sunt!
Apocal:

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Die alte Kirche hat bei ihrem Untergange mit dem Kopf das Herz verloren, der neue Staat verliert mit dem eingebüßten Herzen nun den Kopf. Von der Nachtseite aus betrachtet, ist der Karren von unserem gescheidten Staate ganz in denselben Schlamm geführt, in welchem von der andern Seite die thörichte Kirche ihn einst stecken ließ. Scheinbar, oder vielmehr wirklich und zunächst ist auch der Staatsbankbruch größer als der Bankbruch der Kirche war, obschon wir nicht beurtheilen, ob heute der aus Herzlosigkeit kopflos gewordene Staat mehr wackelt als damals die aus Kopflosigkeit herzlos gewordene Kirche.

Die damals in's Geld versunkene Kirche, wie der jetzt im Geld erstickte Staat muß es jedenfalls gleichmäßig erfahren, wie recht das indische Sprüchwort sagt: Liebe abzuhauen, ist Geld die Art. Und wenn die Kirche meinte, beten sey gut ohne arbeiten, und wenn der Staat meinte, arbeiten sey hinreichend ohne beten, so können sich die zwei lieben Gegenfüßler jetzt wechselseitig Unterricht im ora et labora ertheilen.

Nun aber auch die Lichtseite der Entwicklung, Gewinn davon und Aussicht auf Gewinn? Mit einem Worte: der Katholicismus führte die Armenpflege in die Welt ein als um Gottes willen, von Gottes wegen, der Staatsprotestantismus führte die Armuthspflege in die Menschheit ein als um des Gesetzes willen, von Rechts wegen. Ich sage Armuthpflege, nicht Armenpflege, denn in Verpflegung ihrer Armen nach ihren einseitigen Grundsätzen pflegten und hegten sie nur die Armuth selbst heran und endeten ohne Herz für's Volk beide in allgemeiner leiblicher und geistiger Volksverarmung (denn die heute hervorbrechende Rohheit und Bildungslosigkeit oben und mitten und unten ist geistiges Armuthszeugniß genug). Also recipe: sorgt für eure Armen zugleich von Gottes und von Rechtswegen, bildet zugleich den Kopf und das Herz, pflegt gleichmäßig Glauben und Wissen, und Gott im Himmel bürgt euch für den Erfolg auf Erden mit seinem Worte, und er ist ein Mann von Wort!

Die katholische Kirche sorgte für ihre Armen, aber außerhalb der Kirche kein Heil, mithin auch keine Klosterküchen. Wo sich in späteren Zeiten Gesellschaften des Wohlthuns für alle ohne Unterschied des Glaubens bildeten, wo man Protestanten wie Katholiken von barmherzigen Brüdern und Schwestern pflegen läßt, da weiß man schon warum. Die pauperes Lugdunenses, die armen Leute von Lyon, Nachfolger des reichen Petrus Waldus, der aus Sehnsucht, den Zustand der apostolischen Kirche zu erneuern (1160), all das Seine verkaufte, den Armen vor die Füße warf und die, welche gleichfalls Haus und Hof, Weib und Kind verließen, zu einer Gemeinde evangelischer Armuth, ohne Feindschaft gegen die Kirche, vereinigte — diese Armen von Lyon, weil sie nicht ganz gut kirchlich waren, wurden ohne weiteres in das grausame Schicksal der gegenkirchlichen armen Katharer verflochten, „weil, wenn auch die Angesichter verschieden seyn mögen, die Schwänze aller dieser Ketzer in einander verschlungen seyen." Dasselbe milde und gutmüthige Volk von Südfrankreich, das im Sprengel von Lyon in seiner

Herzlichkeit einen Hund, der für das Kind seines Herrn heldenmüthig kämpfte und starb, als einen Märtyrer und Kinderheiligen anrief, verbrannte auf Geheiß der Kirche den reformirenden Pater von Bruis und überließ den armen Mönch Heinrich, der strenge Buße predigte, dem päpstlichen Legaten, in dessen Kerker er verschmachtete. Dasselbe Volk ließ sich von den Bluthunden jenes schuldvollen Innocenz zum Kreuzzug gegen die armen Albigenser und Waldenser hetzen, und als es bei Erstürmung von Beziers schwer schien, Katholiken und Ketzer zu scheiden, durch den Legaten Arnold von Citeaux scheußlichen Angedenkens zuherrschen: „Tödtet sie, der Herr kennt die Seinen!"

Außer der Kirche gab's kein Recht zum Himmel, wie viel weniger ein Recht auf die Erde und ihre Güter; Himmel und Erde gehörten der Kirche, wehe dem, der keck und frei nichts von ihr wollte als ein Stückchen Brod! Eine Schwelle schied den Unglücklichen zwischen Hunger und Ueberfluß; ein Wort, ein Zeichen, und alle Riegel und alle Kisten flogen vor dem sich bekehrenden Ketzer auf. So das Kirchenrecht „um Gottes willen." Wie anders hätte aber auch die barbarische Heidenmasse in den Schafstall zu doch wenigstens menschlichem, wenn auch nicht christlichem Wesen gebracht werden können? Der katholische Glaube in solcher Uebung war eben auch ein nothwendiges Uebel, mithin eine Wohlthat für die Menschheit, diese seltsamste Kostgängerin Gottes, die bei dem Wahlspruch: „Glaub' oder stirb," nicht bloß damals das Glauben hart, aber das Sterben doch noch härter fand, und wenn sie in unsern Tagen sich die schon verlorenen Köpfe vollends zerbrochen mit Sinnen auf andere Mittel, und weil sie keine findet, dieselben sich freundnachbarlich wacker zerstoßen und zerschlagen hat, am Ende doch auch lieber glauben lernt, als Hungers sterben.

Der Protestantismus nun konnte vernünftigerweise nicht mehr den Magen vom Gewissen abhängen lassen. Bann und Beichte, ein Mehr oder Weniger des Glaubens konnte innerhalb seiner Kirche den Mitgenuß des Stiftungsvermögens nicht verhindern oder verkleinern, und wenn auch nicht sogleich, doch nach und nach machte sich der Grundsatz geltend, daß in öffentlichen Anstalten, in welche jezt weltlich, wie vorher geistlich, alles Armen- und Kranken- und Waisenthum eingepfercht wurde, Glauben und Glaubensbekenntniß für oder gegen Unterstützung nichts austrage. Den großen Grundsatz, dem Armen und Unglücklichen gebührt Schutz und Fürsorge von Rechtswegen, zum Gesetz der gesitteten Welt erhoben zu haben, ist das große Verdienst des Protestantismus von dieser Seite. — Von der schlimmen Kehrseite das nächstemal.

(Schluß des ersten Artikels.)

Federzeichnungen aus Frankfurt.

(Fortsetzung.)

Und wozu hier diese Abschweifung? — Um zu beweisen, wie es bei dem beweglichen Charakter des Mainzers nur eines Hauches bedarf, den schlummernden Funken zur lodernden Flamme anzufachen, und daß besonnene Ruhe und berechnende Klugheit nicht zu seinen Tugenden gehören. Es ist nicht zu läugnen, daß eine geheime Antipathie gegen die Preußen schon lange in Mainz herrscht. Die Oesterreicher stehen dort in höherer Gunst. Die Gründe dieser allbekannten Erscheinung sind nicht tief verborgen, sie liegen vielmehr ziemlich offen da. Der Oesterreicher ist katholisch wie der Mainzer, seine Ansprüche treten nicht entschieden hervor, der Soldat wie der Offizier haben etwas Gemüthliches, Hingebendes. Der Preuße ist voll Selbstgefühl, stolz auf König und Vaterland, stolz auf den Ruhm seiner Waffen, stolz auf die kräftige Entwicklung seiner mehr der Neuzeit angehörenden Geschichte, stolz auf Friedrich den Großen wie auf seine Thaten im Befreiungskriege. Und warum sollte man ihm dieses stolze Selbstbewußtseyn verdenken? Es ist etwas so großes und herzerhebendes um das Gefühl, eine Nation zu seyn, es ist etwas so seltenes bei dem Deutschen, der aus lauter Sympathien für andere Völker so ganz und gar sich selbst vergißt, daß man dieses Gefühl, wo es einem entgegentritt, ehren sollte. Hier habe ich es wahrlich gern, wenn auch der Becher überschäumt. Freilich wäre zu wünschen, daß es mehr gegen den Fremden, als gegen den deutschen Bruder hervorträte.

Als die ersten preußischen Kriegsreservisten, die von der allgemeinen Annahme der deutschen Farben noch nichts wußten, in Mainz sich so weit vergaßen, dieselben herabzureißen, und sie dann erst respektirten, als der König befahl, die deutsche Kokarde neben der preußischen aufzustecken, fanden schon Reibungen zwischen Bürgern und Preußen statt. Zwar ward die Ruhe wieder hergestellt, allein es fehlte wohl von beiden Seiten nicht an heimlichen und öffentlichen Neckereien. An allen Buchhändler- und Bilderladen waren Karrikaturen auf den König ausgestellt. Nichts kenne ich, was so entwürdigend auf das Volk wirkt, als diese Zerrbilder. Es liegt im Volke schon des Hanges genug, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen. In dieser Neigung sollte es wahrlich am allerwenigsten von der Kunst unterstüzt werden, die den Menschen vielmehr erheben soll. Vor einigen Tagen schlenderte ich mit einem Engländer durch die Straßen unserer Stadt; wir blieben vor einem solchen Bilderladen

stehen. „Was die Karrikatur betrifft," bemerkte der Sohn Albions, „so befindet sich der Deutsche gegen uns noch in der Kindheit." — „Wenn es nur darin wäre," erwiderte ich, „so möchte ich wünschen, daß er darin Ihrer Nation gegenüber, nie aus den Kinderschuhen träte."

Was Wunder, daß sich der preußische Soldat verlezt fühlte? Es fehlte auch nicht an hämischen Winken und beleidigenden Redensarten. Ein Artikel in der Mainzer Zeitung: Deutschland und Preußen, gab nun vollends Anlaß zu Streitigkeiten in den Wirthshäusern, die auf beiden Seiten Verletzungen nach sich zogen. Endlich brach Sonntag am 21. Mai der Zwist in hellen Flammen aus. Von Seiten der Bürger wie der Preußen bediente man sich der Waffen; auf beiden Seiten hatte man Todte und Verwundete zu beklagen. Am 23. wiederholte sich der blutige Zusammenstoß; die Ruhe der Stadt schien auf lange bedroht; die Wichtigkeit einer Bundesfestung ersten Ranges, des Schlüssels von Deutschland, erforderte, besonders in Zeiten wie die unsern, energische Maßregeln von Seiten des Festungskommandanten, die nur der blinden Parteiwuth als ungerechtfertigt erscheinen konnten, da sie sich auf das Festungsreglement von 1832 stützten, das freilich niemals veröffentlicht worden war.

An eben diesem Tage, vier Uhr Nachmittags, erschien eine Bekanntmachung, daß die Bürger von Mainz alle Waffen, welcher Art sie auch seyen, sofort abzuliefern hätten, daß Militärrunden, mit geladenen Feuerwaffen versehen, die Straßen Tag und Nacht durchziehen und bei Zusammenrottungen von Personen, gehorchten sie der Aufforderung sich zu zerstreuen nicht augenblicklich, sogleich auf sie schießen würden. Die Wirthshäuser dürfen nach neun Uhr keine Gäste mehr beherbergen. Sind innerhalb zweier Stunden nach Veröffentlichung dieser Bekanntmachung die Waffen nicht abgeliefert, so wird die Stadt beschossen.

So groß die Erbitterung der Bürger über diese extreme Maßregel war, so kam sie doch gottlob nicht zur Ausführung. Am 23. war die Eisenbahnverbindung zwischen Mainz und Frankfurt wieder eröffnet; an demselben Tage gab der Abgeordnete von Mainz, Zitz, in der Nationalversammlung eine beredte Schilderung der beklagenswerthen Mainzer Zustände und beantragte die Absendung einer Deputation aus der Mitte der Versammlung zur Ermittlung des Thalbestandes. Zitz ist ein vielbeschäftigter Mainzer Advokat, Mitglied der zweiten Ständekammer in Darmstadt und Abgeordneter zur Nationalversammlung. In dieser vertheidigt er entschieden die Rechte des Volks. An das öffentliche Gerichtsverfahren gewöhnt, handhabt er mit Geschicklichkeit das Wort; doch scheint er mir mehr zum Volksredner als zum parlamentarischen zu passen. Er spricht, als hätte er Geschworene vor sich, mehr zum Herzen und zum Gefühl, als zum Verstand.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Klubs.

Der constitutionelle Klub hat — um mich eines Ausdrucks zu bedienen, der in den Debatten über Jacoby mehrmals vorkam — in der lezten Zeit eine kleine Schwenkung gemacht: er ist radikaler geworden. Bis dahin war er der „Gönner" des Ministeriums (wie ihn ein Minister selbst einmal nannte), und dieses bevorzugte auch ihn und genehmigte die meisten seiner Anträge. Allein schon während dieser Periode bekämpfte sich in ihm gelegentlich eine conservativere und eine radikalere Fraktion, später bildete sich eine linke Seite des Klubs, die besondere Versammlungen hielt, und, wie es zu gehen pflegt, diese Linke war thätig und einig, sie besiegte die Rechte in den Abstimmungen, und sezte es endlich durch, ihre Grundsätze zu denen des Klubs zu machen. Von den Mitgliedern, die sich zur Rechten hielten, traten nun die meisten aus, Gesinnungsgenossen der Linken traten dafür ein; der Klub ist gegenwärtig nicht mehr derselbe, und er würde wohl daran thun, auch seinen Namen zu ändern, oder wenigstens zu dem „constitutionell" noch eine nähere Bezeichnung hinzuzufügen — in seinem Interesse und in dem Anderer. Den ersten Beweis seines Fortschritts gab er bei Gelegenheit der Zurückberufung des Prinzen von Preußen. Er protestirte gleichfalls gegen diese Maßregel, in Worten, welche der Ministerpräsident Camphausen gegen die Deputation für „bitter" erklärte, und die es allerdings auch waren. Zugleich leistete er aber in eben dieser Zeit der Sache der Ordnung einen Dienst, indem eines seiner Mitglieder dazu beitrug, daß die Commission der Volksversammlung unter den Zelten von einer bewaffneten Demonstration abstehen mußte, und sodann, als Mitglied der Commission, den Ministern eine Erklärung vorschlug, welche sie adoptirten und womit sie der Bevölkerung Berlins genügten. Gegenwärtig, nachdem der Verfassungsentwurf veröffentlicht ist, macht der radikalisirte Klub auf's entschiedenste Opposition gegen das Ministerium. Die jungen Redner namentlich sprechen mit Geringschätzung von den Männern, die man früher halten zu müssen glaubte, und es fallen dabei Worte, die eben so gut im demokratischen Klub gesagt werden könnten. Der Klub, der gestiftet wurde, um der constitutionellen Monarchie eine Stütze zu seyn, ist nahe daran Einrichtungen erstreiten zu helfen, bei welchen die Monarchie untergehen müßte.

Ziemlich spät wurde ein dritter Klub, der patriotische Verein, gegründet, welcher zwei Kammern und ein starke Regierung will, also constitutionell-conservativ ist. Er zählt unter seinen Mitgliedern Gelehrte, Beamte, Bürger von gemäßigter Gesinnung; das Interesse, das seine Debatten einflößen, und seine Wirksamkeit sind aber gleichfalls mäßig. Für die mehrfach erwähnte Rückberufung des Prinzen von Preußen drückte er den Ministern durch ein Plakat seinen Dank und seine Verehrung aus. Sonst hat er sich nach außen bis jetzt nicht bemerklich gemacht, und ob er für die Minister während der Dauer der constituirenden Versammlung öffentlich auftreten wird, steht zu erwarten.

Die Geschichte dieser drei Klubs gibt in gewissem Sinn ein Bild der Geschichte Berlins. In der ersten Zeit nach den Märztagen herrschte in der Berliner Bevölkerung ein revolutionärer Geist vor, der die andern Tendenzen verstummen machte. Später trat eine constitutionelle Sammlung ein: Freiheit und Ordnung war die Parole. In der letzten Zeit hat dagegen, engverbunden mit der Furcht vor der Reaktion, demokratische Gesinnung die Oberhand gewonnen, die Constitutionellen haben sich verwandelt oder sind still geworden, und hoffen insgeheim auf die constituirende Versammlung; der thätigste und der lauteste Theil der Bewohner Berlins eifert im demokratischen Klub, im demokratischen Verein, im demokratischen Centralverein, im Verein für Volksrechte, im Volksklub, im constitutionellen Klub, und außerdem in Bezirks- und Volksversammlungen für die demokratische Monarchie; er schwärmt für Eine Kammer und für direkte Wahlen ohne Census, d. h. für die Herrschaft der niedern Volksklassen. Was aus Preußen werden muß, wenn dieser Taumel anhält und auch die constituirende Versammlung ergreift, das mag sich jeder Denkende selbst sagen.

(Schluß folgt.)

Aus Germanien, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Mission der deutschen Bildung.

Mit der dritten Phase der ersten und der ersten Phase der zweiten Periode des Mittelalters verkehrt sich die friedliche Coordination der Kirche und des Staats allgemach in eine Herrschaft der Kirche über den Staat, bis diese Herrschaft in der zweiten Phase ihren höchsten Glanzpunkt erreicht, die Herrschaft des Christenthums über das Deutschthum entschieden ist. Da sondert sich aus der Masse des Volks neben dem Stande der Geistlichkeit der Stand des Adels ab, der mit seinem Fürsten und Kaiser im Dienste der Kirche auszieht nach dem fernen Morgenland, um sein christlich-deutsches Heldenthum an dem Muselmanne zu erproben, um sich nicht bloß als ein Held, sondern auch als ein christlicher Held zu erweisen. Und als sie nun als Streiter der Kirche wieder auf den alten Heerstraßen der Völker einherziehen, da erwacht zugleich die schlummernde Erinnerung an die trojanischen Helden der Völkerwanderung und es beginnt eine Zeit des geistigen Lebens, die so reich ist an Liedern und Liederstoffen, wie keine andere Zeit unserer, ja nicht einmal der griechischen Geschichte. Während der „varende Man" umherzieht von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, um bei den Volksversammlungen und Volksfesten, auf den Märkten und Straßen, anzustimmen die Allen ihrem Inhalt nach bekannten Lieder von den gemeinsamen Ahnen, lassen an den Höfen der Fürsten und bei den glänzenden Versammlungen stattlicher Ritter, Kaiser (bekanntlich besitzen wir Lieder von zwei Hohenstaufen, von Heinrich VI. und Konrad d. J.), Könige, Herzoge und Fürsten, Grafen und Ritter mit kunstgewandter Hand ihre Zither erklingen. Historiker, die nur zu klagen wissen, wenn sie diesen Abschnitt unserer Geschichte behandeln, daß das Papstthum einen Sieg nach dem andern über den Kaiser davontrage, sollten ihren beschränkten Blick auf das gesammte Volksleben werfen, und sie würden sich überzeugen, daß sich hier nichts zeigt von Hader und Zank. Herrschte doch die innigste und herzlichste Freude an der Kirche, die ihre Banner selbst auf den Thürmen von Jerusalem wehen ließ! Und wie hätte auch die erste klassische Periode unserer poetischen Literatur in einer Zeit des Haders solche üppigen Blüthen entfalten können, als sie entfaltet hat? Denn „melodischer und klangreicher ist vielleicht kaum jemals und kaum irgendwo gedichtet und gesungen worden, als im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in Deutschland, als in dem Minnesängersaale zu Wartburg, wo den süßen Liedern Heinrichs von Rißbach und Heinrichs von Ofterdingen, Wolframs von Eschenbach und Walthers von der Vogelweide das wunderbare Königskind gelauscht hat, dessen Herz durch diese melodischen Klänge früh hinaufgezogen wurde zu himmlischer Minne, dessen Leben ein kurzer Liebestraum war von tiefem irdischen Leid und hoher göttlicher Freude."*

Es ist also nicht zu übersehen, daß der Höhepunkt der zweiten Periode des Mittelalters zugleich der Höhepunkt des ganzen Mittelalters, ja zugleich der Höhepunkt unseres ganzen bisherigen nationalen Lebens ist, trotzdem daß das Wissen, die Philosophie, eine Magd der Theologie wird, der Papst dem Kaiser gebietet, das geistige Leben einem jugendlichen Traume gleicht, und die Wirklichkeit selbst, nicht fähig, dem kühnen Fluge der Phantasie zu folgen, sich in seiner unmittelbaren Gestalt desto handgreiflicher geltend macht. Wirklich geistige Armuth und Barbarei beginnt erst nach den Kreuzzügen, also mit dem Anfang der dritten Periode. Die Kirche hat sich verweltlicht und der durch ihren Sieg beendete Gegensatz zwischen Kirche und Staat, Göttlichem und Irdischem tritt nun innerhalb der Kirche selbst hervor, um sich zu einem inneren Widerstreite zu entwickeln und das Gebäude der Kirche von innen zu zertrümmern. Auch die Scholastik in ihrer Blüthe ist ein Gebäude, das uns eben so sehr Staunen und Ehrfurcht abnöthigen muß, als das großartige Gebäude der kirchlichen Hierarchie, während die rationalisirte Theologie ebenso widerlich ist, als die verweltlichte Kirche. Von dem christlich deutschen Adel der Kreuzzüge findet sich keine Spur mehr: Adel und Geistlichkeit haben sich in ihrer bisherigen Form überlebt, und fristen nur noch durch Egoismus ihre Existenz. Von dem mächtigen, poetisch bewegten Deutschland ist nur die Befehdung zwischen Städten und Adel, zwischen Rittern und Fürsten, zwischen den Fürsten und dem Kaiser verblieben. Das ideale Leben verknöchert im Meistergesange, verläuft sich in den Sand eines prosaisch bürgerlichen Lebens, das, ungeachtet seiner Ehrenhaftigkeit und nüchternen Biederkeit, doch nur auf das Nützliche, das handgreiflich Wirkliche gerichtet ist. Die letzten gelben Blätter taumeln von den Bäumen, eine furchtbare Krankheit ergreift den deutschen Volksgeist, eine Nervenkrankheit, die ihm jegliche Erinnerung an die großartige Vergangenheit raubt.

Ich breche hier ab und gedenke mit Ihrer Erlaubniß diese Betrachtungen ein andermal zum Ende zu führen.

(Schluß des ersten Briefs.)

* Nach Vilmars Lit. Gesch. S. 224.

Beilage: Kunstblatt Nr. 30.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 148. Mittwoch den 21. Juni 1848.

— Manifestaque belli
Signa dedit mundus, legesque et foedera rerum
Praescia monstrifero vertit natura tumultu.

Lucan.

Aus Westphalen.

I.

Schon vor Monden ging ich damit um, Ihnen Ergänzungen zu meinen „Festtagen in Westphalen“ (s. Nr. 52 — 56.) zu übersenden. Seit dem Ende Februars d. J. sind jedoch die öffentlichen Verhältnisse Deutschlands in einem solchen Umschwunge begriffen, daß es dem, der mit Aufmerksamkeit und Theilnahme den Tagesereignissen folgt, schwer wird, seine Blicke wieder auf den engen Kreis der Heimath zu beschränken, auf die stillen Dörfer und auf die einsamen Gehöfte am Waldessaume, wo Generationen nacheinander ihr stilles und dennoch reiches und trauliches Daseyn verlebten. Aber wie den Jüngling, der zum erstenmal das väterliche Haus zu verlassen im Begriff ist, eine unbeschreibliche Sehnsucht nach der Ferne erfüllt, eine Sehnsucht, in die sich sofort der bittere Abschiedsschmerz mischt, bis endlich nach langem Irren das süße Heimathsgefühl die Oberhand erhält und ihn wieder mit unwiderstehlichem Drange zur Stätte seiner Geburt treibt, so ergeht es auch der geistigen Thätigkeit des Menschen überhaupt, so dem geistigen Leben ganzer Völker. Fremdes stellt sich dem Auge dar und zieht uns aus den gewohnten Kreisen des Denkens und Fühlens, bis wir uns das Fremde nach unserer Weise angeeignet haben, wieder zum Bewußtseyn unseres früheren Ich's gelangen und diesem in der Vereinigung des Fremden und Eigenen gleichsam erzählen, was wir da draußen während unserer Abwesenheit erlebt haben.

Und was haben wir nicht Alles seit dem Ende Februars erlebt, welche Freiheiten haben wir errungen, und welche Freiheiten will man noch erringen! Das freie England mit seiner Aristokratie, das freie Amerika mit seinen zwei Kammern — über das Alles sind wir, wenn wir den Zeitungen glauben wollen, ganz gründlich in wenigen Tagen hinausgekommen, das Alles liegt weit hinter den Riesenschritten Deutschlands. Aber ist es wohl trotz alle dem nicht wahr, daß die freieste Verfassung Despotie bleibt, so lange sie eine gemachte ist, so lange sie gleich dem französischen Freiheitsbaume ohne Wurzel und grünende Aeste in die Erde gesenkt und nicht vielmehr als lebendiger Baum aus dem Boden selbst emporgewachsen ist? Ich will hier nicht weiter reden über das, was klarer ist als der Tag, sondern einfach die Zeitung aus der Hand legen und den Leser einladen, mir auf ein Stündchen zu den einsamen Kämpen Westphalens zu folgen. Das stürmende Meer der Tagesgeschichte hat bis dorthin noch nicht die Wucht seiner Wogen zu senden vermocht, und was im März die Zeitungen meldeten, daß das Salzwerk zu Rehme von den Bauern der Umgegend zerstört worden sey, ist bekanntlich, wie sich später herausstellte, die müssige Erfindung eines Zeitungsschreibers. Höchstens könnte hierher gezogen werden, daß Bauern der Bielefelder Gemeinde vor mehreren Wochen mit einem Barbier zu dem schon seit einigen Jahren in Bielefeld bestehenden communistischen Klub zogen und den Mitgliedern desselben gewaltsamerweise ihre allzulangen Bärte abnehmen ließen. Ueberhaupt sey es, wurde von den Bauern hinzugefügt, gut, wenn man die bisherigen „Geschichten“ aufgebe; denn seit sie (die Communisten) im Lande wären, sey es nur immer schlimmer geworden.

Also ein Gang nach Westphalen. Sie werden sich erinnern, daß sich in meinen bisherigen Mittheilungen aus diesem Lande dann und wann Ausfälle gegen die Polizei finden, die das frische Leben des Volkes von seiner Quelle abgeschnitten hat, um die Ausflüsse dieser Quelle als herbaria viva zu schematisiren. „Eine Maschinerie, die militärische," äußert sich irgendwo der Freiherr von Stein, „sah ich fallen 1806 den 14. Oktober, vielleicht wird auch die Schreibmaschinerie ihren 14. Oktober haben." Bereits ist dieser zweite 14. Oktober erschienen. Das Land wird nicht mehr „gemaßregelt," wird in seiner schöpferischen Kraft nicht weiter durch die bisherige Büreaukratie gehemmt werden, durch jene Schreiberkaste, von der Stein treffend sagt, daß es sie nicht kümmere, ob es regne oder ob die Sonne scheine, ob die Abgaben steigen oder fallen, ob man die hergebrachten Rechte zerstöre oder bestehen lasse, ob man die Bauern zu Taglöhnern theoretisire und an die Stelle der Hörigkeit an die Gutsherren die Hörigkeit an die Juden und Wucherer substituire. Was für eine Zeit wird aber der Zeit der „Maßregeln" folgen? die Zeit wahrhafter Geschichte, der Selbstregierung, der Freiheit, der Gesinnung? Oder wird es uns ergehen wie den Franzosen, daß wir, nachdem wir sattsam gemaßregelt sind, nunmehr von Parteien organisirt werden, dermaßen organisirt werden, daß der lezte Rest selbstständiger Eigenthümlichkeit, der sich durch die Zeiten der Polizei hindurch gerettet hat, vollends zu Grunde geht und unser ganzes Leben auf die Noth und den leidenschaftlichen Kampf des Augenblicks beschränkt wird? Doch lassen wir alle düstern Befürchtungen! Es geht mir da gerade die lustige Geschichte von dem Dorfchirurgen in Immermanns Münchhausen * durch den Kopf, der in seinem abgeschabten grauen Fracke, auf dem Kopfe eine gelbe Nankingmütze mit einer Troddel, in einer Dorfschenke vor den versammelten Bauern philosophirt, und mit nachdenklicher Miene alle Uebel, die den Menschen treffen können, aus dem Choc und Gegenchoc erklärt. „Zum Beispiel," philosophirt dieser Weise, indem er ein Glas Wachholderbranntwein gegen den bösen Nebel trinkt, „die Natur draußen wird im Herbst, oder so gegen das Frühjahr rheumatisch; das thut ein Geschnaube von Winden hin und her, in diesem Augenblicke warm, im nächstfolgenden kalt, Regen und Graupeln vom Himmel, Feuchtigkeit — mit Einem Worte: Katarrh draußen — Choc. Gleich die Natur inwendig auch zu schnauben angefangen — Hitze, Kälte, Augen thränend und fließend — Katarrh inwendig — Gegenchoc!" — Und so geht es seit Adam vielfach in der Welt her: Aktion — Reaktion, Choc — Gegenchoc. Als ich vorhin die Feder zu Mittheilungen aus Westphalen in die Hand nahm, beabsichtigte ich über sociale Verhältnisse zu schreiben; jezt erlaube ich mir, dieselben bis auf's nächstemal zu verschieben und für jezt über eine Erscheinung zu sprechen, die mit dem Lärm des Tages auch nicht das Mindeste zu schaffen hat, über das Zweitgesicht. Choc — Gegenchoc!

* Band III. S. 402 ff.

(Fortsetzung folgt.)

Federzeichnungen aus Frankfurt.

(Fortsetzung.)

Zitz redet viel in Bildern, verschmäht es nicht die Farben stark aufzutragen und beschäftigt mehr die Phantasie als die Urtheilskraft. Auf seinen Antrag wurde auch sofort die Niedersetzung eines Ausschusses beschlossen, der über die neuesten Vorgänge in Mainz Bericht erstatten und zur Ermittlung des Thatbestandes eine Deputation an Ort und Stelle absenden sollte.

Am 23. Mai reist auch dieselbe nach Mainz, trifft gegen Abend dort ein, begibt sich sofort zum Generallieutenant von Hüser, Vicegouverneur der Bundesfestung, und verweilt bei demselben bis nach neun Uhr. Doch kehrt sie am andern Tage, wo der Bericht im Parlamente erstattet werden sollte, noch nicht zurück, sondern wartet erst die Beerdigung der Gefallenen ab. In der siebten Sitzung der Nationalversammlung, am 26. Mai, erstattet endlich der Abgeordnete Hergenhahn, Mitglied der nach Mainz entsendeten Deputation, einen Bericht über die Mainzer Vorfälle, gestüzt auf die Aussagen sowohl der Civil- als Militärbehörden, wie auch auf die Zeugnisse einer großen Anzahl dortiger Bürger. Im Ganzen finden die Abgesandten die Maßregeln des Festungsgouvernements formell gerechtfertigt durch die Wichtigkeit des Platzes, der weder einem auswärtigen Feinde noch einer innern Partei in die Hände fallen dürfe. Sie erkennen es dabei als wünschenswerth an, daß Maßregeln zur Beruhigung der Einwohner getroffen, und daß ihnen die unveräußerlichen Rechte, welche die Errungenschaft des deutschen Volks in der lezten denkwürdigen Zeit geworden, so weit sie mit dem Charakter einer Bundesfestung vereinbar, sofort wieder eingeräumt werden. Die Deputation stellt daher im Einklange mit dem Mainzer Stadtrathe Anträge auf theilweisen Garnisonswechsel, Heranziehung eines hessischen Bataillons und Reorganisirung der aufgelösten Bürgerwehr nach gesetzlichen Bestimmungen.

Von Zitz erfolgt dann abermals eine Schilderung der Mainzer Zustände, die in manchen Punkten wesentlich von der Hergenhahns abweicht. Tief betrübend für den Deutschen ist der Zuruf mancher Mainzer an die Preußen: „Wartet nur, bis die rothen Hosen kommen!“ Diese allgemeine Entrüstung erregende Aeußerung gab dem Fürsten Felix Lichnowsky Gelegenheit zu jener glänzenden Improvisation, in welcher er alle Verdächtigungen gegen die preußische Armee mit lebhaftem Unwillen zurückweist und daran erinnert, wie ihm die rothen Hosen von jezt die rothen Mützen von 1792 in's Gedächtniß zurückriefen, denen die Festung Mainz durch die Jakobinerklubs überliefert worden war.

Nach einer höchst lebhaften vierstündigen Berathung wurde endlich der bekannte viel angefochtene Beschluß gefaßt, im Vertrauen darauf, daß die Regierungen thun werden, was ihres Amtes, zur Tagesordnung überzugehen. Es war augenscheinlich, daß dieses Resultat den Beifall der Tribünen nicht hatte. Aber mußte nicht der Zitzsche Antrag die Nationalversammlung in eine Bahn werfen, die sie in alle Lokalhändel einzelner Staaten verwickelnd, auf unendliche Abwege zu leiten drohte? Ehre ihrer Besonnenheit, daß sie dem ersten Ansinnen der Art mit Entschiedenheit und Klugheit auswich!

Während nun diese für den Vaterlandsfreund so beklagenswerthen Vorfälle in einer benachbarten Schwesterstadt auf den Gang der Nationalversammlung überstürzend einzuwirken drohten, fehlte es auch nicht an innern Elementen der Unruhe, der Gährung und Zwietracht, die eine ähnliche Absicht nicht undeutlich zu erkennen gaben. Wer konnte die Bewegung unter den Frankfurter Arbeitern am Sitze des Parlaments mit gleichgültigen Augen betrachten! — Schon im verflossenen März stellten mehrere Gewerbe Forderungen auf, Abstellung von Mißbräuchen betreffend, die meistens begründet waren. Damals bildete sich auch ein Ausschuß ehrenhafter Männer, welche in der löblichen Absicht, die sich häufenden Versammlungen der Gesellen zu mindern oder vielleicht ganz überflüssig zu machen, die Vermittlung zwischen diesen und den Meistern übernahmen und auch dazu gelangten, einige Gewerke zufrieden zu stellen. Allmählig nahmen aber diese Versammlungen, in einer eigenen, gleichsam dazu bestimmten Weinwirthschaft, im Gräberschen Lokal auf dem Graben gehalten, eine mehr politische Färbung an. Es flossen von hier öffentliche Bekanntmachungen aus, die gedruckt und an den Straßenecken angeschlagen, zu öffentlichen Versammlungen der Arbeiter bald an diesem, bald an jenem Orte, meistens in der sehr geräumigen städtischen Reitbahn einluden. Die Gemüther, nicht mehr durch bloße Privatinteressen der einzelnen Zünfte beschäftigt, begannen sich mehr und mehr zu erhitzen. Die beklagenswerthen „Mißverständnisse“ in Berlin, die republikanische Schilderhebung in Baden, das Einrücken „fremder“ Truppen in die dadurch bedrohten Landestheile trugen zu der gesteigerten Aufregung das ihrige bei.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Schlesien, Juni.

Die Zeitbewegung.

Der neue und außerordentliche Stoff, der seit meinem lezten Berichte sich so weltbedeutsam angehäuft, läßt mich erst jezt einen Ueberblick zur klaren Entwicklung gewinnen. Das von Jahr zu Jahr an Ausdehnung und Bevölkerung so mächtig anwachsende Breslau, welches seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. stets eine bedeutende Stimme in den innern politischen Angelegenheiten Preußens vernehmen ließ, hat seit der Revolution in Berlin diese Stimme vor andern großen Gemeinden vorzugsweise verstärkt. Es ist binnen zwei Monaten durch alle Phasen politischer Meinungskämpfe gegangen, es hat aus der Berliner Praxis alle möglichen Theorien abstrahirt, und mit seinen Vereinen von allen Farben, mit seinen Parteibestrebungen die baldige heilsame Beruhigung und Neugestaltung der Gegenwart in einem festen politischen Bewußtseyn nichts weniger als gefördert, wie es die materiellen Interessen der Provinzbewohner so sehr wünschen ließen. Aber für die Zukunft sind namentlich die demokratischen Demonstrationen gewiß nicht ohne fruchtbringende Bedeutung, wie sehr man damit auch oft in's Extrem und die offenbare Ungerechtigkeit abschweifte. Denn wir wären sonst gar zu leicht wieder von der wachsamen und thätigen Reaktion in jene gefährliche loyale Sorglosigkeit eingelullt werden, aus der die Völker erwacht sind, und zum Theil noch in diesem Augenblick die Schmach der zerbrochenen Ketten, welche man ihnen während des Schlummers angelegt, mit der Losung: „Blut um Blut!“ zu rächen im Felde stehen. Der deutsche Philister wirft sich noch heute mit seinem altbackenen Patriotismus dem Freisinnigen gegenüber oft so grob in die Brust, daß sich die Aristokratie darob vergnügt die Hände reibt. Die verschiedenen Zeitungsstimmen sind treffliche Gradmesser der politischen Reife und Unreife des Volks, und wollte Gott, die leztere hätte

sich nicht auch durch brutale Handlungen bei uns mehr als anderwärts offenbart. Ich meine die Bauernunruhen, welche aus dem Wahne entstanden, die gewonnene Freiheit bestehe in der Befreiung von unbequemen Verpflichtungen, und gebe der rohen Willkühr das Recht, die noch nicht abgelösten bäuerlichen Feudallasten ohne Weiteres von sich abzuwerfen. Dieser Wahn hat leider zu Demonstrationen verschiedener Art geführt, indem die Grundherren von den Insassen zwar theils durch ruhige Vorstellungen, theils aber auch durch brutale Gewaltanwendung zur Aufhebung gewisser Dienste und Abgaben der Landleute vermocht wurden. Dabei blieben auch Verwüstungen, Raub und Plünderung nicht aus.

Während in Breslau die Reaktionspartei im Stillen für ihre Zwecke wirkte, war der demokratische Verein mit offener Ostentation bemüht, die Massen durch Schrift und Rede für seine Ideen zu gewinnen. Willkommene Anhaltspunkte gaben die vorläufige Zusammenberufung des alten Landtags, die Staatsanleihe, die Polenfrage, die Wahlangelegenheiten, die Zurückberufung des Prinzen von Preußen und endlich der Entwurf der neuen Staatsverfassung. Die Aufregung des Volks zu Breslau war groß; in den Städten der Provinz fanden sich willige Nachahmer des Vereinswesens bei ruhigerer Stimmung. Aber man empfand hier bald die Lähmung des geschäftlichen Verkehrs, welche sich als Folge des allgemeinen Mangels an Vertrauen in die öffentlichen Zustände bei dem wirren politischen Treiben der Hauptstadt herausstellte. Die Meinungskämpfe in den Zeitungen gaben zwar nur ein mattes Bild von diesem Treiben in den zu Parlamentshallen erhobenen Bierkellern und mit Flugblättern und Plakaten von allen Farben, mit denen ein Heer von Buben auf allen Straßen einen einträglichen Handel trieb. Indeß machte sich die Erbitterung in der Provinz, geschärft durch reaktionäre Einflüsse, ebenfalls in den Zeitungen Luft über dieses demokratische Treiben und Drängen, und man protestirte gegen die vermeintlich angemaßte Suprematie und Bevormundung der Hauptstädte in lächerlicher Weise. Denn wenn sich natürlich hier die meiste Intelligenz zur Würdigung der neuen Zustände zusammenfindet und öffentlich ausspricht, so konnte nur die äußerste Vernirtheit darin eine Bevormundung sehen.

(Schluß folgt.)

Berlin, Mai.

(Schluß.)

Theater. — Literatur. — Allgemeiner Zustand.

Daß die Politik jetzt alles Interesse absorbirt, daß für die Literatur im höhern Sinne des Worts, für Wissenschaft und Kunst nur ein Minimum von Theilnahme vorhanden ist, daß man nichts liest als Maueranschläge, Zeitungen und höchstens noch Flugschriften, das brauche ich nicht erst zu versichern, denn es wird anderswo nicht anders seyn. Zu erwähnen ist, daß bald nach dem 18. März auch das Theaterpublikum in der Souveränität sich zeigte, die ihm als einem Theil des Volks zukommt. Ein Lustspiel von Klein, die „Herzogin,“ gefiel ihm nicht; statt nun sein Mißfallen durch Zischen kund zu geben, was es früher gethan haben würde, verlangte es mitten im Stück entrüstet, daß nicht weiter gespielt werden solle, und die Schauspieler leisteten natürlich Folge. Derselbe Akt der Volksjustiz hat sich in neuerer Zeit wiederholt. Wenn übrigens von vollen Häusern jetzt nicht mehr die Rede seyn kann, so ist doch die dramatische Kunst noch von allen die begünstigtste; das nicht zahlreiche Publikum ist wenigstens bei der Sache und klatscht bei etwaigen Ausfällen auf Tyrannen u. s. w., als ob es noch welche gäbe. — Die Kunstausstellung hat in aller Stille begonnen und wird auch still vorübergehen. Liebhaber und Kenner sehen die Bilder an und freuen sich an den wenigen guten; aber man sieht keine Gruppen vor diesen stehen, man hört nicht darüber in Gesellschaft reden und streiten, es erscheinen keine Kritiken, die das Publikum zu Beifall und Indignation erregen, wie früher. — Die Vorlesungen an der Universität haben ebenfalls zur gesetzmäßigen Zeit angefangen; wenn ich aber sage, daß im Allgemeinen weder glühender Lehr- noch Lerneifer herrscht, so werde ich der Wahrheit sehr nahe kommen. Die Studenten sind natürlich auch in Berlin eine Macht; doch ist ihre Haltung viel vernünftiger, als die ihrer Commilitonen in einer andern großen Stadt, und nur ein kleiner Theil davon ringt, aber bis jetzt bloß in Gedanken, mit jenen um die Palme.

Den Katzenmusiken, die in neuester Zeit hier aufgekommen waren und einige Tage hindurch spielten, hat die Bürgerwehr mit dem Bajonett ein Ende gemacht. Es sind dabei einige kleine Verwundungen vorgefallen; dafür sind aber seit dieser Zeit die Ohren honetter Menschen, der gute Geschmack und die Ehre der Stadt nicht mehr verletzt worden, und das ist offenbar ein Gewinn. Die Idee der Katzenmusik haben die Berliner unstreitig von den Wienern entlehnt; die nächste Veranlassung dazu war aber die Grausamkeit einiger Kaufleute, die ihren Commis die erbetene frühere Schließung der Läden nicht bewilligten. Hochherzige Straßenjungen fühlten sich aufgefordert, diese Hartherzigkeit zu strafen; und da dieses Strafmittel einmal im Gang war, so dirigirte man es unter Zuziehung von Arbeitern auch gegen politisch mißliebige Personen, gegen die Minister Camphausen und Schwerin, gegen den Polizeipräsidenten v. Minutoli (der den Herrn Musikanten für die erzeigte Ehre danken ließ), gegen Aschoff, den General der Bürgerwehr, und Andere. Wem wurde aber die Anstiftung des Unfugs in Maueranschlägen zugeschrieben? Den Reaktionären, welche nämlich damit die boshafte Absicht verbunden haben sollten, Bürger und Volk hintereinander zu hetzen, damit mehr Militär nach Berlin verlangt würde. Als die Bürger endlich mit dem Bajonett anrückten und die Banden auseinander trieben, wurde auf den Straßen auch von Nichttheilnehmern sehr stark raisonnirt, daß es die Herrn Bürger noch ärger trieben, als die Gensdarmen u. s. w.; aber das Mittel wirkte: seit dieser Zeit hat man in dieser Beziehung wenigstens Ruhe.

Von der constituirenden Versammlung hofft man, daß sie überhaupt Ruhe, daß sie gesetzliche Ordnung wiederherstellen und fest begründen werde; ob mit Recht, wollen wir sehen. Bis jetzt ist über die Stärke der Parteien noch nichts Gewisses zu sagen. Die Constitutionellen scheinen in der Mehrzahl zu seyn; wenn man aber wieder hört, daß ein begabtes Mitglied der Linken die bäuerlichen Abgeordneten bearbeite, und auf dem Punkte stehe, viele davon zu gewinnen, so kann man auf den Sieg der Constitutionellen nicht mit Sicherheit rechnen. Es ist sogar nicht gewiß, wie die Partei der katholischen Geistlichen, die sehr einträchtig handelt, bei den Lebensfragen des Verfassungsentwurfs stimmen wird. Nur das ist gewiß: die Plane der äußersten Linken, die von zwei Berliner und drei Breslauer Deputirten angeführt wird, diese werden in der Versammlung scheitern. Und damit ist immerhin etwas gewonnen. — Die Verhandlungen der constituirenden Versammlung und die Fortschritte des politischen Berlins gedenke ich in einem folgenden Briefe zu besprechen, in welchem ich auch eine kleine Nachlese in Bezug auf die bisherigen Ereignisse halten werde.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 11. Mittwoch den 21. Juni 1848.

[124] ☞ Zur Oberaufsicht des Personals eines sehr bedeutenden Instituts hiesiger Residenz wird ein zuverlässiger Mann verlangt. Die Stellung ist dauernd, und bei freier Wohnung mit einem jährlichen Gehalte von 900 fl. Conv.-Münze verbunden. Näheres in der Agentur des Apothekers Schultz in Berlin, neue Friedrichsstraße 78a.

---

[65] In meinem Verlage ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Rußlands Novellendichter.

Uebertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen

von

Wilhelm Wolfsohn.

Erster und zweiter Theil.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Inhalt. I. **Helena Hahn:** Dschellaleddin; Utballa. — **Alexander Puschkin:** Die Capitainstochter. — II. **Nikolaus Pawlow:** Der Maskenball; Der Namenstag; Eine Million; Der Yatagan.

Leipzig, im Februar 1848.

F. A. **Brockhaus.**

---

[122] So eben sind bei **C. A. Schwetschke und Sohn** in **Halle** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Gedichte
Walthers von der Vogelweide.

In vier Büchern

nach der Lachmann'schen Ausgabe des Urtextes vollständig übersetzt und erläutert

von **Friedrich Koch.**

Schillerformat. geh. Preis 1 Thlr. ($1^4/_5$ fl. rhein.)

Diese möglichst wortgetreue Uebersetzung ist ganz besonders allen denen zu empfehlen, welche den größten **Lyriker des Mittelalters** im Original lesen wollen, dabei aber einer Unterstützung bedürfen.

---

[63] So eben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Heer von Inneröstreich

unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809 in Italien, Tyrol und Ungarn. Durchgehends aus officiellen Quellen, aus den erlassenen Befehlen, Operationsjournalen &c.

Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

---

[123] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Entwurf
einer Presbyterial- und Synodal-Ordnung für die evangelische Kirche von Württemberg.

Von der Synode im Jahr 1845 beantragt.

gr. 8. Preis 9 kr.

Die Veröffentlichung dieser Schrift beabsichtigt, die Stimmen der Kirchengenossen über die bevorstehende Verfassungsänderung in der evangelischen Landeskirche zu vernehmen. Aus der Einleitung erhellt zugleich, daß die Kirchenbehörde seit einer Reihe von Jahren mit diesem Gegenstand beschäftigt war und bei verschiedenen Veranlassungen einen zweckmäßigeren Ausbau der kirchlichen Verhältnisse in Anregung gebracht hat.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[112] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sechs theologisch-politische Volksreden

von

David Friedrich Strauß.

gr. 8. geh. Preis $7^1/_2$ Ngr. oder 24 kr.

Stuttgart und Tübingen, Juni 1848.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[120] In der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **Stuttgart** ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

Der aus 24 Heften bestehende Jahrgang dieses Journals kostet 9 Rthlr. 10 Ngr. oder 16 fl.

Erstes Maiheft.

Inhalt: Ueber eine sehr einfache und zweckmäßige Konstruktion der Dampfmahlmühlen, von Dr. Ernst Alban in Plau. Mit Abbild. (Schluß.) — Verbesserungen an Dampfkesseln, von Stevenson in London. Mit Abbild. — Ueber einen von Hebert in Paris erfundenen Haustelegraph. — Neukonstruirte Schneidkluppe von Joh. Haag, Civil-Ingenieur in Kaufbeuren. Mit Abbild. — Atkinsons Kessel zum Seifensieden mittelst Dampf. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Erzeugung künstlichen Lichtes, sowie an Brennern, Lampen und Leuchtern, von Clark. Mit Abbild. — Apparat zum Extrahiren der Farbhölzer, von Boura. Mit Abbild. — Bereitung des wolframsauren Natrons und Anwendung desselben statt der Zinnpräparate als Beizmittel in der Wollenfärberei, von Oriand. Mit Abbild. — Verbesserter Apparat zum Destilliren und Rektificiren, von Blyth und Mac Culloch in London. Mit Abbild. — Ueber die Bereitung von absolutem Alkohol, nebst einer Tabelle über die Zusammensetzung der Mischungen von Alkohol und Wasser nach

Gewichtsprocenten, von Drinkwater. — Ueber Maschinenbäckerei und über die neue Knetmaschine des Hrn. Boland in Paris. Mit Abbild. — Neues System der Rübenzuckerfabrikation, von Karl Hanewald. — Die Fabrikation des Chesterkäses. — Ueber die Zusammensetzung der im Handel vorkommenden gemischten Vitriole, von Lefort. — Ueber die anormale specifische Wärme gewisser Legirungen und deren freiwillige Erwärmung nach dem Gestehen, von Person. — Ueber die Bereitung des Brandöls aus Harz und seine Anwendbarkeit statt Terpenthinöl, von Loupet. — Bemerkungen über Versuche hinsichtlich der Pflanzenernährung und Düngung, von Liebig. — Miscellen. Anwendung des Chloroforms statt Aether bei den Schiffs-Dampfmaschinen von Du Trembley. — Ideador, ein Instrument für die Dessinateure der Kattundruckereien und Bildwebereien, Dekorationsmaler ꝛc. — Neue Art Pflanzen zu zeichnen. — Goldmünzen, durch ihre Anwendung zur galvanischen Vergoldung verfälscht. — Elektrische Gewebe, von Meynier. — Ueber Reduktion der Metallsalze durch Kohle, von Lazowski. — Ueber das Verhalten der vegetabilischen Kohle zu Chlor, Brom, Jod und Chlorkalk. — Ueber die Verfälschung des Essigs mit Salzsäure, von Moride und Bobière. — Französische Kopirtinte. — Verfahren, das Chloroform auf einen Gehalt von Alkohol zu prüfen. — Ueber den Döglingthran. — Ueber die Bereitung guter Butter zur Winterszeit. — Ueber Verfälschungen der Chokolade. — Zubereitung des Schwamms zu chirurgischen Zwecken.

Anleitung
zum
praktischen Ackerbau
von
Joh. Nep. von Schwerz.
Drei Bände.
Dritte, mit dem Bildniß des Verfassers geschmückte Auflage.
Preis 10 fl. oder 6 Rthlr.

Joh. Nep. von Schwerz's
landwirthschaftlicher Nachlaß.
Als Ergänzung des dritten Bandes seiner
Anleitung zum praktischen Ackerbau
bearbeitet und herausgegeben
von
Dr. H. W. von Pabst
Direktor des land- und forstwirthschaftlichen Instituts zu Hohenheim.
Mit 3 Lithographien.
8. brochirt. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.
Hauptabschnitte des Inhalts:

Erste Abtheilung. Kultur der Handelsgewächse. Vorbemerkung. I. Lein- und Flachskultur. II. Hanfbau. III. Raps und Rübsen. IV. Mohn. V. Einige andere Oelgewächse. VI. Tabaksbau. VII. Farbepflanzen. Zweite Abtheilung. Sammlung zerstreuter Blätter rc. I. Landwirthschaftliche Aehrenlese. II. Notizen über die Landwirthschaft in Westflandern. III. Auszüge rc., betreffend die Verhältnisse eines Pachthofes in Westflandern.

Die vier Bände dieses vortrefflichen Werkes kosten nun zusammen 11 fl. 45 kr. oder 7 Rthlr., während der frühere Preis der ersten drei Bände für sich allein 14 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. gewesen ist.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Handbuch
für
Officiere des Generalstabs,
mit besonderer Rücksicht auf die
Organisation des K. Württembergischen
und des
achten deutschen Armee-Corps,
von
F. v. Baur,
Hauptmann im K. W. Generalquartiermeisterstab.
Mit Genehmigung des K. W. Kriegsministeriums.
32½ Bogen, 5 Quart-Tabellen und 2 Lithographien.
Preis brochirt 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.
Kurzer Inhalt des Handbuches:

1ster Abschnitt. Heeresverfassung. Stärke und Eintheilung der deutschen Bundesarmee; Stärke und Eintheilung des 8ten deutschen Armee-Corps; Stärke und Eintheilung des K. Württembergischen, Großh. Badischen und Hessischen Armee-Corps, je mit Anführung für jede Waffe ihrer Formation, Stände, Bewaffnung, Munition, Ausrüstung, Aufstellung, Bewegung, Fechtart. — 2ter Abschnitt. Organisation des Hauptquartiers des 8ten deutschen Armee-Corps. — 3ter Abschnitt. Eintheilung und Funktionen des Generalstabs der 3 Divisionen des 8ten Armee-Corps. — 4ter Abschnitt. Organisation des K. Württembergischen Generalquartiermeisterstabs. — 5ter Abschnitt. Vorschriften und dienstliche Bestimmungen über den Wirkungskreis des Generalstabs. 1ste Abthl. Bureaugeschäfte. 2te Abthl. Geschäfte im äußern Dienste. 3te Abthl. Kriegsoperationen. — 6ter Abschnitt. Heeresverpflegung. — 7ter Abschnitt. Militärische und allgemeine Notizen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Für die Zukunft
der
evangelischen Kirche Deutschlands.
Ein Wort
an ihre Schirmherren und Freunde
von
Dr. C. Ullmann.

8. broch. Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Der berühmte Verfasser dieser Schrift hat hier mit der ihm eigenthümlichen geistvollen Klarheit und Ruhe einen Gegenstand besprochen, welcher, bei den von allen Seiten in der evangelischen Kirche hervortretenden Wünschen und Bestrebungen, einer so gründlichen, freisinnigen und vorsichtigen Behandlung bedurfte, um dasjenige, was der einzelnen Landeskirche und der Gesammtheit der evangelischen Kirchen Deutschlands frommt, ins rechte Licht zu stellen und den Behörden wie den übrigen Freunden der Kirche ihre Aufgabe in der nächsten Zukunft vorzuhalten. Möge sein Wort den Erwartungen, welche in neuester Zeit erweckt worden sind, eine gute Deutung verleihen und im Rathe deren, die für die Zukunft der Kirche zu sorgen berufen sind, offene Ohren und willige Hände zur Hülfe und Verbesserung der kirchlichen Zustände finden!

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Chronologisches Register
der
fränkischen Revolution
von Eröffnung der ersten Versammlung der Notablen bis zur Einführung der Consular-Regierung, 22. Febr. 1787 bis 15. Dec. 1799
von
Dr. C. L. Posselt,
bedeutend vermehrt und fortgesetzt
von
C. Jochmus,
Königl. Preuß. Hofrath.

Vierter Band.

gr. 8. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Mit diesem Band ist das ganze Werk geschlossen. Er enthält überdieß noch ein ausführliches Sach- und Namens-Register, wodurch der Werth dieser für den Geschichtsfreund so wichtigen Arbeit noch mehr erhöht wird.

Um die Anschaffung des Ganzen zu erleichtern haben wir den Preis aller 4 Bände auf
8 fl. oder 4 Rthlr. 16 gGr.
ermäßigt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Novellen
von
Eduard von Bülow.
Dritter und letzter Band.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr.

Inhalt: Das Modell. — Die Sylvesternacht. — Die Emancipirten. — Die Geisterweihe. — Eine italienische Reise. — Nachwort.

Die zwei ersten Bände kosten zusammen 5 fl. 15 kr. oder 3 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Memmingers
Beschreibung von Württemberg.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. D. G. v. Memmingers
Beschreibung von Württemberg.
Dritte, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage.

Herausgegeben von dem
K. statistisch-topographischen Bureau.

gr. 8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr. und mit einer Karte des Landes 5 fl. oder 3 Rthlr. 5 Ngr.

Inhalt:

Geschichte: Vorwürttembergische Zeit. Die Grafschaft Würtemberg. Das Herzogthum. Das Königreich. — Landeskunde: Geographische Verhältnisse. Natürliche Beschaffenheit. Gebirge und Thäler. Gewässer und Seen. Geognostische Verhältnisse. Boden. Klima. Fruchtbarkeit. — Natürliche Erzeugnisse: Mineralreich. Pflanzenreich. Thierreich. — Volkskunde: Einwohner. Wohnplätze. Nahrungsstand. Landbau. Kunst und Gewerbsfleiß. Handel. Münze. Maaß und Gewicht. Volksvermögen. Volks-Einkommen. — Staatskunde: Verfassung. Standesverhältnisse. Verzeichniß der Standesherren, der Ritterschaft. Bürgerstand. Staatsdienstverhältnisse. Regierung. Der König. Hofstaat. Orden. Geheime-Kanzlei. Geheimerrath. Staatsverwaltung. Auswärtige Verhältnisse, innere. Kirchen- und Schulwesen. Gemeindeverwaltung. Oberamtsverwaltung. Kreisverwaltung. Centralverwaltung. Allgemeine Anstalten. Wohlthätigkeitsverein. Sparkasse. Evangelisches adeliges Fräuleinstift. Waisenhäuser Evangelische Kirche. Katholische Kirche. Israelitische Kirche. Volksunterricht. Anstalten für höhere und gelehrte Bildung. Kriegswesen. Finanzverwaltung. Ausgaben. Einnahmen. Hauptfinanz-Etat. — Ortsbeschreibung: Neckarkreis. Schwarzwaldkreis. Donaukreis. Jagstkreis. Höhenverzeichniß. Gefälle der Flüsse Württembergs. Wassermenge derselben. Tabellen über Einwohner, Orte und Gebäude, über Grundeigenthum und Viehstand.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Rückert's Makamen des Hariri.
Dritte Auflage.
Die Verwandlungen
des
Abu Seid von Serug
oder die
Makamen des Hariri.
In freier Nachbildung
von
Friedrich Rückert.
Dritte Auflage.

2 Theile. gr. 8. in Umschlag brochirt. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr.

Dieses Werk des als Orientalist und Dichter gleich großen Verfassers, das schon bei seiner ersten Erscheinung vor achtzehn Jahren von den Sprachkennern des In- und Auslandes als ein in seiner Art einziges Meisterwerk von selbstschöpferischer Nachbildung mit dem entschiedensten Beifall begrüßt wurde, erscheint hier zum dritten Male in erneuter Gestalt, in welcher es nun auch bei der größeren Lesewelt als ein angenehmes Unterhaltungsbuch mehr und mehr den verdienten allgemeinen Eingang finden möge.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 149. Donnerstag den 22. Juni 1848.

Confusae sonus urbis et inlaetabile murmur
Virgil.

Federzeichnungen aus Frankfurt.

(Schluß.)

Nicht zu läugnen ist es, daß die brutale Polizeigewalt, die wegwerfende, fast hündische Behandlung, welche die wandernden Gesellen beim Vorzeigen ihrer Wanderbücher auf den Polizeiämtern, beim Visiren ihrer Reisepässe von so manchen hochfahrenden Gesandtschaftssekretären erfahren, wohl eine gerechte Erbitterung erzeugt haben mochte. Bedächten doch alle diese kleinlichen Büreaukraten, diese Wanderbücher- und Paßdespoten, daß ein sanfteres, humanes Betragen ihre außerordentliche Stellung im Staate durchaus nicht gefährdet und die Wichtigkeit ihrer Verdienste um das Vaterland auf keine Weise schmälert. Dieses Schimpfen, Anfahren und Anschnauzen war mir zu allen Zeiten ein Greuel, jezt ist es vollends nicht mehr an der Tagesordnung und möchte in der lezten verhängnißvollen Zeit gar manchen dieser Duodeztyrannen schon viele trübe Stunden der Selbstbetrachtung verschafft haben.

Eine Arbeiterzeitung wurde gegründet, die Thätigkeit des Arbeitervereins immer mehr auf das politische Gebiet geleitet und dem arbeitenden Volke, mit dem mich mein Stand mehr als mit jedem andern in nahe Berührung bringt, und dessen ehrenhafte Seiten ich in einer dreißigjährigen ärztlichen Laufbahn hinlänglich zu würdigen Gelegenheit hatte, unerhört und unverschämt geschmeichelt. Ja wahrlich, wenn ich dieses Treiben mit unbefangenen Blicken betrachtete, mußte ich dem Ausspruche des alten Schlabrendorf: „Oefter und hündischer wird Völkern geschmeichelt als Fürsten!" unbedingt Recht geben. O du arbeitendes Volk, eben weil ich dich kenne und so mancher trefflicher Eigenschaften wegen achte und liebe, wünsche ich nicht, dich als Mittel für schnöde und selbstsüchtige Zwecke erniedrigt und gemißbraucht zu sehen!

So wurde denn auch am Eröffnungstage der deutschen Nationalversammlung eine große Arbeiterversammlung in der Reitbahn gehalten. Vor Straßenaufläufen, Tumulten und Katzenmusiken wurden die Arbeiter gewarnt, keineswegs aus zärtlicher Vorsorge für die öffentliche Ruhe und Sicherheit, sondern damit ihre Kräfte hübsch gesammelt blieben und nicht zersplittert würden, um einzig und allein ihren Führern, wenn diese es nöthig erachteten, zur Verfügung zu stehen. Sogar die Polenfrage wurde mit der bekannten, alle deutsche Nationalität opfernden Gemüthlichkeit behandelt. Endlich wurde dieß Treiben dem ruhigen Frankfurter Bürger doch zu arg. Am 24. Mai wurde in einer Bürgerversammlung im Kaisersaale eine Bitte an den hohen Senat beschlossen, Maßregeln zu ergreifen, welche die Aufrechthaltung der Ruhe und Sicherheit der Stadt zum Zwecke hätten, und demselben die volle und ergebene Mitwirkung der gesammten Bürgerschaft dazu angeboten. So lobenswerth dieses Verfahren, so fand es doch in vielen Kreisen heftigen Widerspruch und bittern Tadel. Man wollte das so oft gerügte Frankfurter Philisterthum in dieser Maßregel nur zu deutlich erkennen. Wahr ist es, den Frankfurter zeichnet vor den Bewohnern anderer Städte ein eigenthümlicher Sinn für Ordnung und Recht aus, den ich oft im Stillen bewundert, den ich selbst bei allen Frankfurtern im

Ausland erkannt habe, der selbst ein charakteristischer Zug in Goethes Gesinnung ist. Den Grund dieser Erscheinung glaube ich besonders darin zu finden, daß Frankfurt eigentlich keinen Pöbel hat, daß selbst unsere niedrigsten Volksklassen, gegen die anderer Städte gehalten, noch zu den Besitzenden gehören, daß unsere Armenanstalten musterhaft sind und der weltbekannte Wohlthätigkeitssinn der Frankfurter nur die leiseste Anregung braucht, um sich im schönsten Lichte zu entfalten.

Darf doch selbst in England zur Zeit des Parlaments vier englische Meilen im Umkreise keine größere Volksversammlung gehalten werden. So wurden denn die drei Hauptführer der Arbeiter aus der Stadt gewiesen; ob dabei alle rechtlichen Formen gewissenhaft beobachtet wurden, wage ich nicht zu entscheiden. Siebenhundert Arbeiter wollten deßhalb dem Parlamente eine Sturmpetition überreichen. Ein Mitglied der Nationalversammlung nahm sich der verbannten Arbeitervorsteher an; es wurde aber zur Tagesordnung geschritten, und sowohl von innen als außen sah ich am 25. Mai, so vielen gährenden Elementen zum Trotz, die größte Ruhe herrschen. Sechshundert Arbeiter begleiten die Verbannten nach Bockenheim und kehren Abends in großem Zuge, aber friedlich in die Stadt zurück. Nach zehn Uhr herrscht in allen Straßen wieder jene Ruhe, Ordnung und Stille, die unserer Stadt so eigenthümlich ist, daß jeder Fremde sich nicht genug darüber wundern kann und jeder späte Wanderer sich fragen muß, ob dieses die Stadt sey, die in ihrem Schooße so feindliche Elemente und so gefährliche Leidenschaften birgt.

Seit dieser Zeit ziehen die Arbeiter sonntäglich bald nach Bockenheim, bald nach Rödelheim, bald nach Offenbach zu ihren Vorstehern in geordneten Zügen, um eben so wieder heimzukehren. Weil aber der Frankfurter immer sich vor etwas fürchten und seine Phantasie mit etwas beschäftigen muß, so fürchtet er sich gegenwärtig vor Pfingsten und vor den demokratischen Vereinen, die ihre Deputationen hierher senden sollen. Zu Pfingsten wird es gewiß losgehen; auf Pfingsten ist, wie er sich ausdrückt, eine Revolution angesagt. Welche Maßregeln wird man ergreifen, das Parlament, die Stadt, das Eigenthum, das Leben der Bürger zu sichern? Kommen Truppen hieher? Vertraut man bloß auf das benachbarte Mainz? oder gar auf die Sensenmänner aus Marburg? — Was wird der Senat, was die Nationalversammlung beginnen? — Was? — Der Senat wird sich auf die Masse seiner ordnungsliebenden Bürger stützen, und die Nationalversammlung hat im Gefühle ihrer Würde, weit entfernt sich auf Bajonette zu verlassen, bei der Frage über ihre bedrohte Sicherheit in ihrer Sitzung vom 8. Juni einfach beschlossen zur Tagesordnung überzugehen.

A. Clemens.

Aus Westphalen.

(Fortsetzung.)

Die Heimath des Zweitgesichtes (second sight) ist, wie ich bereits im vorigen Jahrgange dieses Blattes, in Nr. 266, erwähnte, Westphalen und Hochschottland. Was Schottland anlangt, so hat Dr. Johnson auf seinen Reisen in diesem Lande darüber Einiges gesammelt, und Walter Scott hat, freilich mit poetischer Licenz, in seinem Allan Mac-Aulay ein vortreffliches und anschauliches Bild von einem schottischen Seher entworfen. Kohl beruft sich in seinen Reisen auf Johnson und ist im Uebrigen der Ansicht, daß das Seelenphänomen des Zweitgesichtes vorzugsweise bei der gälischen Bevölkerung des nördlichen Schottlands und der schottischen Inseln zu Hause sey. Es führe dort den Namen darshul oder darsuil. Ich muß das Gegentheil behaupten und das Zweitgesicht den Angelsachsen vindiciren.

Freilich findet sich auch in Westphalen für die Erscheinung selbst kein Hauptwort, sondern nur das Wort sehen wird bei dieser Gelegenheit in prägnanter Bedeutung gebraucht; aber die Erscheinung ist hier so häufig, so bestimmt ausgeprägt und die Zahl der Seher so bedeutend, wie das in Schottland nicht der Fall seyn kann, wenn wir uns lediglich an Johnson und seine Behauptung halten wollen, daß er sich angelegentlich nach dem second sight erkundigt habe. Denn was Johnson erzählt, ist höchst dürftig und reicht nicht viel weiter als das, was die Selbstschau von Zschokke darüber vorbringt. Ich selbst habe mich zwar nie besonders mit diesem Gegenstande beschäftigt, vermag aber, da ich in Westphalen geboren und erzogen bin, aus meiner Jugenderinnerung noch so manches Neue zu Tage zu fördern, daß ich nicht den Vorwurf zu fürchten habe, als wiederholte ich bloß Bekanntes oder suchte über Dinge zu schreiben, die ich nicht verstände. Freilich vermag ich das Seelenphänomen seinem Grunde nach weder rationalistisch noch psychologisch (die erstere Erklärung würde sich in diesem Blatte albern ausnehmen, abgesehen davon, daß sie zur Aufklärung der Sache selbst nicht das Geringste beiträgt) zu erklären und verstehe insofern dasselbe nicht; wohl aber vermag ich eine Beschreibung der Erscheinung und ihrer äußern Bedingungen zu geben, die, wie ich hoffe, einen nicht abzuweisenden Beitrag zur wirklichen Erklärung abgeben wird.

Das Zweitgesicht ist, um mich kurz auszudrücken, entweder eine Negation des Raumes oder der Zeit. Ein westphälischer Landmann sizt in der Abenddämmerung am Herde und heftet träumerisch die Augen auf das verglimmende Feuer. Plötzlich zuckt er

zusammen, steht auf und geht fort. Die Fragen derer, die zufällig um ihn herumsitzen, werden in der Regel erst am andern Tage beantwortet. Er hatte, um ein Beispiel von Johnson zu gebrauchen, einen Reiter vom Pferde stürzen und sterben sehen. Die Umgegend, der Weg, das Pferd, die Kleidung des Reiters, der Reiter selbst — Alles das hat sich genau seinen Sinnen eingeprägt. Einige Tage später gelangt zu ihm die Nachricht, daß am selbigen Tag und zur selbigen Stunde, als er jenes Gesicht hatte, ein Freund oder Verwandter durch einen Sturz vom Pferde das Leben verloren hat. Es wird der Ort angezeigt, wo das geschehen, es wird die zufällige Kleidung des Reiters beschrieben, das Pferd u. d. m., und Alles stimmt bis auf die geringsten Merkmale genau überein mit der Erscheinung, als ob er persönlich zugegen gewesen wäre, als ob er mit seinen leiblichen Augen dem Vorfalle zugesehen hätte. Und dennoch ist es sehr häufig der Fall, daß der Seher, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, am andern Morgen, wenn er seine Vision Andern mittheilt — sogleich wird er es niemals thun — noch nicht darauf kommen kann, wer denn eigentlich der Verunglückte sey, so genau er sich auch aller Nebenumstände entsinnt, so sehr er auch während des Gesichtes selbst bemüht gewesen ist, sich die Person zum Bewußtseyn zu bringen. Erst bei der wirklichen Nachricht von dem Unglücke fallen ihm die Schuppen von den Augen, und er erinnert nun den etwaigen vertrauten Kreis, den er zum Mitwisser gemacht hat, an die genaue Uebereinstimmung seiner früheren Mittheilungen mit den gegenwärtigen.

Ich habe hier als Beispiel die Verunglückung durch einen Sturz vom Pferde gebraucht. Es versteht sich von selbst, daß es eine ähnliche Bewandtniß auch mit andern Unglücksfällen haben kann, und namentlich erinnere ich mich gehört zu haben, daß ein Vater einen lauten Schrei ausgestoßen haben soll, als er vermöge der geistigen Fata morgana seinen Sohn in einer Mergelgrube verschüttet werden sah, ebenso eine Frau, die den gleichen Tod ihres Mannes zuerst auf diese Weise gewahrte. Das ist jedoch hiebei noch hervorzuheben, daß nur die Nachricht wichtiger Ereignisse und vor allem von Unglücksfällen auf solche Weise anticipirt wird, und daß dann regelmäßig eine nähere Beziehung zwischem dem Seher und dem, der verunglückt, stattfindet, mithin nur persönliche Unglücksfälle unter diese erste Art des Zweitgesichtes fallen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Der weibliche Klub. — Madame Dudevant.

Eine der sonderbarsten Erscheinungen in dieser sonderbaren Zeit ist der weibliche Klub, der die Rechte des weiblichen Geschlechts geltend machen will. Schon lange gab es Damen in Paris, welche über die Emancipation der Frauen sprachen und schrieben, auch wohl in irgend einem Athenäum Vorträge über diese Materie hielten; aber vereinigt hatten sie bisher ihre Kräfte noch nie; auch würde die Polizei es vielleicht nicht geduldet haben. Jezt aber, da die Association zu den Rechten der Bürger und auch der Bürgerinnen gehört, bedürfen sie keiner Erlaubniß der Polizei, und so wollten denn die Damen den Männern nicht nachstehen und auch ihren Klub haben. Der erste Versuch war aber übel angelegt und ist mißlungen. Statt nämlich eine geschlossene Gesellschaft zu bilden, schrieben die Damen, an der Spitze besonders eine Madame Niboyet, Verfasserin einiger Schriften im Fache des Volks- und Jugendunterrichts, eine öffentliche Versammlung aus, zu welcher Damen für einen halben und Männer für einen ganzen Frank Zutritt erhielten. So kam es natürlich, daß manche junge Leute wie in ein Schauspiel hingingen und für ihr Eintrittsgeld Belustigung verlangten. In der lezten Sitzung wurden sie so laut, daß die arme Madame Niboyet es auf ihrem Präsidentinsitze nicht mehr aushalten konnte und denselben verlassen mußte, unter dem Gelächter und Spotte der gar nicht galanten Zuhörer, welche sich obendrein reihenweise vor den Eingang stellten, so daß die armen Klubistinnen die Musterung passiren mußten, worauf die Spaßvögel im Saale sich des Präsidentensitzes bemächtigten und eine Parodie des Barbes'schen Streiches spielten, indem sie verkündeten, die Versammlung sey aufgelöst und könne ruhig nach Haus gehen. Ich zweifle, ob Madame Niboyet es wieder wagen wird, die Klubistinnen zusammenzurufen, besonders so lange jeder für einen Frank zugelassen wird. Man sollte glauben, Madame Dudevant gehöre nothwendig zu diesem Klub; dieß scheint aber nicht der Fall zu seyn. Diese Frau gibt sich nur mit der hohen Politik ab; sie ist eine entschiedene Demagogin und schreibt viel in dem Tageblatt la vraie république, welches sich durch seine übertriebene Demagogie auszeichnet. Nach dem 15. Mai, an welchem sie, wie ich früher gemeldet, eine so sentimentale Rolle spielte, indem sie die Fahne der Barbes'schen Rotte an ihr Herz drückte und dem Volke zusprach, hat sie einstweilen Paris verlassen und ist auf ihr Landgut in der Provinz Berry gezogen. Von da hat sie ein Schreiben an den Herausgeber der vraie république erlassen, um sich über die Verfolgungen zu beklagen, die sie in der Provinz erleide, da man sie überall als eine Communistin meide, und dieß gibt ihr Anlaß über die Angst zu spotten, welche der Communismus den Provinzialen einflößt, indem man ihm alles mögliche Böse nach-

sage und zuschreibe, so daß die armen Communisten und Socialisten wie Aussätzige behandelt würden. Sie behauptet, zu Anfang der neuen Ordnung der Dinge seyen die Landleute der Republik sehr geneigt gewesen; aber die Bürgerschaft habe die Republikaner so angeschwärzt, daß das Landvolk das Aergste von ihnen befürchte. „So weit ist es mit uns gekommen," beschließt sie ihr Schreiben: „in Paris ist man ein Aufwiegler, wenn man socialistisch ist; in der Provinz ist man ein Communist, wenn man republikanisch ist; und ist man zufälligerweise ein socialistischer Republikaner, dann trinkt man Menschenblut, mordet die kleinen Kinder, prügelt seine Frau, ist ein Bankerottier, ein Trunkenbold, ein Dieb, und lauft Gefahr an der Ecke eines Gehölzes von einem Bauer ermordet zu werden, welcher euch für toll hält, weil es ihm ein Bürger oder ein Pfarrer vorgesagt hat. Dieß geschieht in Frankreich im ersten Jahr der demokratischen und socialen Republik. Unser Vermögen, unser Leben, unsere Seele haben wir diesem Volke gewidmet, das man dahin bringen möchte, uns wie Wölfe zu behandeln." Man sieht aus diesem Geständnisse, daß die Partei, zu welcher sich George Sand bekennt, noch einige Hindernisse, und was sie Vorurtheile zu nennen beliebt, zu beseitigen hat, ehe sie freien Spielraum bekommt. Aber diese Hindernisse hat sie selbst geschaffen durch die Ankündigung ihrer Grundsätze, ihres Vorhabens, ihrer Wünsche. Man konnte sich darüber im Publikum nicht mehr täuschen, seit so manche Reden in den Klubs, so manche Aufsätze in den neuen und alten Tageblättern dieser Partei darüber sich ausgesprochen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Schlesien, Juni.

(Schluß.)

Bedrängniß der Gewerbe und des Handels.

Das „Hangen und Bangen in schwebender Pein," während der Periode von der Revolution bis zur Zusammenberufung der aus Urwahlen indirekt hervorgegangenen Volksvertreter in Berlin und Frankfurt a. M., machte seine nachtheiligen Einflüsse zunächst auf unsere ohnehin tief gesunkene Gebirgsindustrie geltend, bei der der größere Theil der Bevölkerung von der Hand in den Mund lebt. Die Bankiers in Breslau kündigten den Fabrikanten den Kredit, den sie mit baaren Geldmitteln bis zu einer gewissen Höhe bisher gewährt hatten, und alsbald trat eine Lähmung der Geschäfte ein, welche von Woche zu Woche mit allgemeiner gänzlicher Arbeitslosigkeit die Noth bis zu einem gefährlichen Gipfel zu steigern drohte. In diesem Augenblick ist dieß in gewissen Weberdistrikten im und am Eulengebirge bereits der Fall, und das gräßliche oberschlesische Elend des Hungertyphus wiederholt sich dort in vielen Ortschaften. Wo soll die Privathülfe herkommen, die früher und jezt zur Ausgleichung der Regierungsfehler unaufhörlich in Anspruch genommen worden ist? — Inzwischen war von den Fabrikanten eine Vorstellung dem Finanzminister eingereicht worden, um Geldvorschüsse zum Fortbetrieb der Geschäfte zu erlangen. Es ward allerdings einige Hülfe gewährt; aber sie war bei weitem nicht zureichend, um auch nur für die nächste Zukunft der allgemeinen Stockung des Webergewerbes vorzubeugen. Da ward eine neue Vorstellung an die betreffenden Ministerien der Finanzen und des Handels abgefaßt, mit mehreren tausend Unterschriften von Zeugfabrikanten und Webern versehen, und eine aus fünf Webern bestehende Deputation damit nach Berlin gesandt, wo die Umstände es so fügten, daß die Petition vor dem eben versammelten Ministerrath dem Handelsminister v. Patow eigenhändig überreicht werden konnte. Die Vorstellung war mit einer Schilderung der allgemeinen Arbeitslosigkeit im Gebirge und der Angabe ihrer nähern und fernern Ursachen eingeleitet, und faßte besonders die gesunkene Leinenindustrie in's Auge, durch welche sonst Millionen erworben und in Umlauf gekommen waren. Die seit Jahren eingetretenen Mißverhältnisse in diesem Erwerbszweig wurden der verkehrten Handlungsweise der königlichen Seehandlung zur Last gelegt, welche bei ihrer unmittelbaren Betheiligung und Concurrenz jährlich Hunderttausende verloren hätte, ohne daß diese bedeutenden Betriebsmittel den inländischen Arbeitskräften zugewandt worden wären, insofern von dem angeblichen Musteretablissement jenes königlichen Handelsinstituts rohe Leinen großen Theils aus dem benachbarten Böhmen gekauft würden. Die Bitte um Hebung der schlesischen Gebirgsindustrie bestand nun darin, daß das betreffende Ministerium der Seehandlung einen ganz andern als den bisherigen Wirkungskreis anweise, nämlich die Vermittlung ausländischer verloren gegangener Märkte für schlesische Leinen- und Baumwollenwaaren. Und in der That könnte durch eine kräftige Fürsorge und die außerordentlichen, bisher oft nutzlos geopferten Mittel der Seehandlung gerade jezt diesem Geschäftszweig ein neuer ansehnlicher Aufschwung gegeben werden, wenn die sich dafür darbietenden Chancen schnell und umsichtig genug benuzt würden. Preußen steht mit Spanien wieder in diplomatischer Verbindung, und dieser alte treffliche Markt für schlesische Leinen, wo man nicht sowohl mit Tauschmitteln, als mit schönen silbernen Piastern bezahlte, wäre vielleicht um so eher wieder zu gewinnen, da zwischen dem englischen und spanischen Kabinet eine Spannung und damit wohl auch eine commerzielle Störung eingetreten ist. Andererseits soll ja auch Rußland seine Zollsätze auf Leinen- und Zeugwaaren bedeutend ermäßigen wollen, und mit einer möglichen Wiederherstellung Polens würde sich ein anderer alter großer Markt dafür eröffnen. Mitten in den schwankenden und drohenden politischen Verhältnissen steht also, wenn sie im rechten Augenblicke richtig erfaßt werden, für unsere arme, bis zum Hungertod hinabgedrückte Gebirgsbevölkerung eine bessere Zukunft in Aussicht. Möchte sie nur bald zur Gegenwart werden! — Könnten wir aber überhaupt nur erst zur Sicherung der materiellen Existenz für die Neugestaltung der vulkanisch gährenden Verhältnisse einen festen Mittelpunkt gewinnen, den die reaktionären und radikalen Parteibestrebungen bisher beständig verrückt haben. So lange indeß das Ministerium so unzeitige Schritte thut, wie die Zurückberufung des Prinzen von Preußen, welche Maßregel nun einmal die Gefühle der großen Mehrzahl des Volks verlezt, wird sie immer neue revolutionäre Zündstoffe aufhäufen, denen auch in der Versammlung der preußischen Volksvertreter eine Explosion bevorsteht. Erst muß man überhaupt stehen können, ehe der zerwühlte Revolutionsboden gründlich ausgebessert werden kann; sonst bricht er unter den Unvorsichtigen zusammen, und sie stürzen in die Strudel des Bürgerkriegs und der Anarchie.

Berichtigung.

In der lezten Strophe des in Nr. 140 abgedruckten Gedichts: „ein deutsches Schiff," sind aus Versehen drei Zeilen ausgefallen. Nach „In Schwarz, Roth, Gold herab" soll es heißen:

Der deutschen Stämme erstes Schiff,
Du sollst mit hellem Seemannspfiff
Bekränzt vom Stapel laufen.
Der lange Traum rc.

Beilage: Literaturblatt Nr. 44.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 150. Freitag den 23. Juni 1848.

— Foul deeds will rise,
Though all the earth o'erwhelm them, to men's eyes.
Shakespeare.

Die Herkunft Kaspar Hausers.

Während eines längeren Aufenthalts in Italien hatte der Verfasser dieser Zeilen das Glück, mit einer Persönlichkeit in Berührung zu kommen, deren Lebensverhältnisse sie in den Stand gesezt hatten, das Geheimniß der Herkunft jenes räthselhaften Menschen zu durchschauen, der so lange die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland gefesselt hat.

Berechtigt zur Veröffentlichung der nachfolgenden Zeilen, war es meine Absicht, dieselbe zu verschieben, bis eine andere Stimmung der Gemüther das Interesse wieder erwecke für derartige Dinge, welche außerhalb des Ganges der öffentlichen Angelegenheiten liegen. Aber Kaspar Hauser ist kürzlich im Badischen, in dem Lande, dessen Fürstenhaus allgemein in Deutschland mit dem Nürnberger Findling in nahe Verbindung gesezt worden ist, mit den politischen Vorgängen und Persönlichkeiten des Augenblicks auf höchst überraschende Weise verknüpft worden. Darum möge denn schon jezt die folgende wahre Aufklärung hier Platz finden.

Vor mehreren Jahren wurde im herzoglichen Schlosse zu Gotha eine fremde unbekannte Frau, welche sich Frau . . . heim nannte, als Oberbettmeisterin angestellt. Nachdem sie eine Weile dort gewohnt hatte, machte sie die Bekanntschaft der Gattin des daselbst lebenden, als gewandter Kriminalist auch in weiteren Kreisen bekannten Polizeiraths Eberhard und wurde nach und nach mit dieser Dame eng genug befreundet, um ihr vertraute Aufschlüsse über ihre früheren Schicksale zu geben. Sie sey, erzählte sie, in einem Fräuleinstifte in Würzburg erzogen, in welchem vielfach Geistliche am Unterricht sich betheiligt und verkehrt, unter andern ein junger Domherr von X., aus einer in Franken angesessenen, sehr angesehenen und alten Familie. Diesem Domherrn hatte die junge . . . heim gefallen, er näherte sich ihr, sie erwiderte seine Neigung, und so entstand ein vertrautes Verhältniß, welches mit dem Falle des jungen Mädchens endigte und Folgen nach sich zog, die ihre Entfernung nothwendig machten. Sie wurde auf ein entlegenes Landgut des Domherrn gebracht und wurde hier von einem Knaben entbunden. Genesen kehrte sie in das Stift heim, das Kind aber mußte sie zurücklassen. Nachrichten über dasselbe erhielt sie von ihrem Verführer, der für dasselbe zu sorgen versprochen hatte. Nach geraumer Zeit wurde in einer Hauptstadt einer bayrischen Diöcese der bischöfliche Stuhl erledigt und die Wahl des neuen Oberhirten der Diöcese fiel auf Niemand anders als auf den ebengenannten Domherrn. Die . . . heim hatte unterdeß fern von Würzburg die bereits erwähnte passende Anstellung in Gotha erhalten. Von Zeit zu Zeit brachten ihr Briefe des Bischofs von X. Nachrichten über das Wohlergehen ihres Kindes; in diesen Briefen war häufig das ausdrückliche Versprechen enthalten, daß der Knabe Erbe des Bischofs werden solle.

Nach kurzer Verwaltung seines Hirtenamtes starb der Bischof, auffallend rasch, unter verdächtigen Umständen, über welche jedoch nie etwas klar geworden ist. Mit diesem Tode hörte nun für die . . . heim alle und jede Nachricht über ihr Kind auf. Erkundigungen, die sie angestellt hatte, so viel es in der Macht einer unvermögenden, an tägliche Arbeit

gefesselten Frau gelegen, welche obendrein das Geheimniß bewahren mußte, waren fruchtlos geblieben. So hatte sie endlich, in dem langjährigen Schmerze ihres Mutterherzens, ihr Leid der neu gewonnenen Freundin in Gotha geklagt.

Damals beschäftigte alle Menschen, besonders alle Polizeimänner in Deutschland die Frage: „wer Kaspar Hauser sey?“ Auch bei Eberhard war dieß fast zu einer quälenden fixen Idee geworden, und als ihm seine Frau die Geschichte der . . . heim mittheilte, stieg natürlich alsogleich der Gedanke in ihm auf, in ihr könne die Mutter des räthselhaften jungen Mannes gefunden seyn. Er bat seine Gattin, mehrere bestimmte Punkte von der . . . heim zu erfragen. Die Antworten bestärkten auf's wunderbarste seine Conjektur. Die Sache ließ ihn nun nicht länger rasten. Er schrieb einen Brief an den Rittmeister, unter dessen Obhut Hauser damals in Anspach lebte, und indem er ihm so viel von seinen Vermuthungen mittheilte, als er hinlänglich glaubte, um seine Bitte zu motiviren, ersuchte er den Rittmeister, mit seinem Schutzbefohlenen einen Ausflug nach Gotha zu machen, so daß eine Confrontation von Hauser und der . . . heim stattfinde. — Zu seiner Verwunderung weigerte sich der Rittmeister, auf die Bitte des Polizeiraths einzugehen. Hauser, schüzte er vor, sey als ein Sohn Bayerns adoptirt und dürfe die bayrische Grenze nicht überschreiten. Eberhard schrieb nun zum zweitenmale, gab alle Daten, welche er vorher noch zurückgehalten, zur Unterstützung seines Gesuchs an, und ließ dem Rittmeister keine Ausflucht mehr. Dieser schwieg einige Tage, dann antwortete er, daß er, da eine Möglichkeit der von Eberhard angedeuteten Identität allerdings vorhanden zu seyn scheine, seiner Bitte nachgeben und nach Gotha kommen wolle. Er werde mit Hauser an bestimmtem Tag und Stunde im Grenzort Lichtenfels eintreffen; dort möge ein von Eberhard in's Vertrauen gezogener zuverlässiger Mann ihrer warten, um sie nach Gotha zu führen. Sie würden unter angenommenem Namen reisen; der wahre müsse streng verschwiegen bleiben.

In der That erschien Hauser mit seinem Mentor am festgesezten Tage in Lichtenfels. Der Bruder des Polizeiraths, Rath Eberhard aus Koburg, empfing die Reisenden hier, führte sie nach Koburg und bewirthete sie dort in seinem Hause. Er hatte am Abend ein paar Bekannte zu sich geladen, um den Fremden Unterhaltung zu gewähren. Unter ihnen war der katholische Pfarrer des Orts, der zulezt erschien. Den Fremden vorgestellt, fixirte er den jungen Mann und sagte dann: „Sie haben eine merkwürdige Aehnlichkeit mit einem verstorbenen Bekannten von mir.“ — „Wer war das?“ fragte der Rath. — „Ein Herr von X., der in Würzburg mit mir studirte und später Bischof wurde.“

Das Gespräch wandte sich auf andere Gegenstände, der Rath Eberhard aber benuzte eine Gelegenheit, um sich zu entfernen, die frappante Aeußerung des Pfarrers aufzuschreiben und sie durch Estafette noch in der Nacht seinem Bruder nach Gotha mitzutheilen.

Am andern Tage sezten Hauser und sein Begleiter die Reise nach Gotha fort, wo sie am Abend anlangten. Eberhard war ihnen entgegengeeilt und empfing sie in Schwabhausen. Am folgenden Tag besuchte er mit ihnen das Theater in Gotha, wo der Herzog sie in seine Loge rufen ließ und sich mit ihnen unterhielt. Für den zweiten Abend bat er sie zu einer kleinen Gesellschaft zu sich. Zu dieser ward auch die Frau . . . heim gebeten. Die leztere ahnte natürlich so wenig als Hauser, welche Absicht mit ihrem Zusammenführen verbunden war. Als die . . . heim den jungen Mann erblickte, brach sie in Thränen aus und konnte erschüttert die Blicke von seinen Zügen nicht abwenden. Hauser wurde neben sie auf das Sopha gesezt; auch er war seltsam bewegt und fieberhaft aufgeregt, und Beide schienen während des ganzen Abends nur für einander Sinn zu haben.

Ehe man sich trennte, zog der Polizeirath den Rittmeister bei Seite. — „Meine Vermuthungen haben sich auf's Entschiedenste bestärkt,“ sagte er. „Es fehlt nur noch eines, um zu völliger Gewißheit zu kommen.“ — „Und das ist?“ fragte der Rittmeister kleinlaut und betroffen. — „Die . . . heim hat meiner Frau angegeben, ihr Kind habe an der rechten Seite auf den Rippen ein dunkelbraunes Mal gehabt. Lassen Sie mich mit Ihnen in Ihren Gasthof gehen, um zu untersuchen, ob es sich an Hausers Körper finde.“ — „Das geht nicht, bei leibe nicht!“ rief der Rittmeister aus. — „Und weßhalb nicht?“ — „Der junge Mensch ist in Folge seiner langen einsamen Einsperrung von der äußersten Schüchternheit, von einer krankhaft reizbaren Schamhaftigkeit. Wollten wir eine solche Untersuchung an ihm vornehmen, er könnte Krämpfe bekommen.“

Der Polizeimann begriff solche Rücksichten nicht. „Nun, so lassen sie ihn einmal Krämpfe bekommen. Die Sache ist wichtig genug!“ — „Nein, nein!“ antwortete der Rittmeister, in die Enge getrieben. „Aber ich will Ihnen einen andern Vorschlag machen. Hauser hat einen außerordentlich festen Schlaf. Kommen Sie morgen zwischen vier und fünf Uhr zu uns; wir wollen dann, während er schläft, das beschriebene Mal suchen.“

(Schluß folgt.)

Aus Westphalen.

(Schluß.)

Anders und vielfach prekärer verhält es sich mit den Zweitgesichten, die die Zeit überspringen, namentlich mit solchen, die die Zukunft anticipiren. Zschokke behauptet die Gabe zu haben, daß ihm beim Anblicke irgend eines Menschen, den er nie zuvor gesehen, unwillkührlich Lebensbilder aus dessen Vergangenheit in den Kreis der Anschauung treten. Mir sind bisher noch keine derartigen Beispiele bekannt geworden. Was dagegen die Anticipirung der Zukunft anlangt, so ist dieselbe in Westphalen etwas Gewöhnliches und findet sich, wenn auch nicht in dem Maße, in andern Theilen Deutschlands mit nicht angelsächsischer und sächsischer Bevölkerung wieder. Ebenso ist hierbei das Bereich der Ereignisse um ein Bedeutendes größer an Umfang: nicht bloß traurige Ereignisse, nicht bloß Ereignisse, die mir nahestehende Personen treffen, schicken, um mich eines Ausdrucks von Walter Scott zu bedienen, ihren Schatten voraus, sondern auch andere für das Leben bedeutende Vorfälle. Damit ist freilich vielen Zweideutigkeiten Thür und Thor geöffnet. Das Allergewöhnlichste ist, daß der angeblich durch die Gabe des Sehens Bevorzugte eine Leiche vorher sieht, und zwar macht sich dabei — natürlich nach der Volkssage — wie auch in den folgenden Fällen, das Gesetz geltend, daß der Todesfall spät eintritt, wenn die Vision vor Mitternacht fällt, dagegen desto früher erfolgt, je weiter sie sich dem Morgen zuwendet, ein Gesetz, das Johnson nicht gefunden zu haben behauptet. Daß Jemand sich selbst als Leiche sieht und sich als solche zu erkennen vermag, wenn er sein Gewand umwendet, davon habe ich nur bei Walter Scott gelesen. Außer den Leichen treten unter den Ereignissen, die eine „Vorgeschichte" haben, der Krieg, der Brand eines Hauses und die Hochzeit als bedeutend hervor. Bevor nach der französischen Julirevolution die Armee aus Minden an den Rhein zog, so versicherte mir ein Postillon hoch und theuer, habe er sich einst in tiefer Nacht auf dem von dort an den Rhein führenden Heerwege plötzlich mitten unter Soldaten befunden. Die Vorgeschichte eines Brandes zeigt sich so, daß eine oder mehrere Personen Nachts plötzlich ein Haus in hellen Flammen sehen, bis dieselben nach einigen Minuten wieder verschwinden, und sie erst dann gewahren, daß sie nur eine Vorgeschichte und nicht einen wirklichen Brand sahen. Vorbedeutungen, die oft in Westphalen, Hannover, Braunschweig u. s. f. gleichbedeutend mit Vorgeschichten gebraucht werden, können uns natürlich hier nicht weiter beschäftigen.

Die Zeit des Zweitgesichtes ist, wie bereits aus dem Gesagten erhellt, keine bestimmte, eben so wenig der Ort. Die Vorgeschichten dagegen finden meines Wissens nur nächtlicher Weile statt. Die Seher behaupten, daß sie, wenn eine Leiche vorbei ziehe (natürlich faßt der Seher die Vorgeschichte als eine wirkliche äußere Erscheinung auf), von innerer Unruhe so lange getrieben würden, bis sie sich vom Bette erhöben und dem Zuge der Leiche zusähen. Gewöhnlich befinden sich aber die Seher noch spät draußen, wobei es denn oft vorkommen soll, daß sie in ihrem träumerischen Schlendern den Zug erst dann gewahren, wenn er sich dicht vor ihnen befindet. Dasjenige Zweitgesicht, das ein im Augenblicke des Sehens eintretendes Ereigniß mit Ueberspringung des Raums vergegenwärtigt, also die eigentliche geistige Fata morgana, findet zu jeder Tageszeit statt, sowohl am hellen Mittage, wie gegen Abend, wenn vielleicht der Seher gerade einsam der Umzäunung seines Kampes entlang geht, oder, wie bereits erwähnt, am verglimmenden Feuer des Herdes sitzt. Von einem Zweitgesichte am nüchternen Morgen ist mir jedoch nichts bekannt.

Die Seher finden sich in der Regel nur auf dem Lande oder in älteren kleinen Städten, und es sind gewöhnlich hagere Leute mit schwärmerischem Auge, hier und da auch wohl etwas überspannt. Wie das Volk behauptet, haben nur solche diese wunderbare Gabe, die am Morgen der hohen Festtage oder am Sonntag während der Predigt geboren sind. Was Johnson von den Schotten behauptet, daß die Seher ungern ihre Eigenschaft als solche eingestehen, dieselbe vielmehr verwünschen, findet sich auch in Deutschland wieder. An einigen Orten ist mir sogar die Ceremonie beschrieben worden, vermittelst welcher man sich des „Sehens" zu entledigen vermöge. Sie läuft, so weit ich mich noch erinnere, darauf hinaus, daß der Seher in dem Augenblick, in dem er die Vision hat, den, der für ihn diese Gabe übernehmen will, hinter sich treten und über seine rechte Schulter sehen läßt. Sofort sieht der Vordermann nichts mehr und ist seiner Eigenschaft als Seher für immer entledigt. Hierbei ist jedoch noch eine eigenthümliche Fußstellung zu beobachten, deren ich mich nicht mehr entsinne. Die Seher gleichzeitiger Ereignisse sind selten, und werden sich schwerlich mit der Ceremonie des Abtretens befassen.

H. Voegekamp.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Die neuen Wahlen. — E. de Girardin.

Die Stimme der Hauptanführer des demokratischen Vereins, Barbes, Blanqui und Raspail, ist einstweilen verstummt, da sie zu Vincennes sitzen. Raspail, der sein Blatt, das zweimal in der Woche erschien, ganz allein schrieb und keinen Mitarbeiter hatte, muß natürlich jezt die Journalistik aufgeben; aber diese Führer haben in andern Blättern warme Anhänger und Vertheidiger, und werden fast wie Märtyrer ihres politischen Glaubens verherrlicht. Gott bewahre aber den Staat vor der Herrschaft solcher Gehirne! So lange indessen der Kampf bloß in Tageblättern geführt wird, hat er nicht viel zu bedeuten und stört die öffentliche Ruhe nicht. Eine Zeit lang haben wir hier sogenannte Fraternisirungen gehabt, das heißt Verbrüderungen der Bürgergarde mit den Linientruppen, welche in friedlichem Zusammenschmausen in den Schenken außerhalb der Barrièren auf Kosten der Bürgergarde bestanden. Die übertriebenen Republikaner wollten Anfangs keine Truppen in der Stadt dulden; seit aber die Nationalgarde die Oberhand behauptet hat, sind die Truppen zurückberufen worden; die öffentliche Ruhe und Sicherheit kann dadurch nur gewinnen, und die Freiheit hat nichts dabei zu befürchten. Die lebhafteste Bewegung brachten wieder die neuesten Wahlen von Volksrepräsentanten hervor. In diesen Tagen hatten Paris und die Umgegend deren noch eilf zu wählen. Es hatten sich mehr als einhundert und fünfzig Kandidaten gemeldet, welche fast sämmtlich durch gedruckte Anschlagzettel zu den Parisern redeten, um sich zu empfehlen, oder sich durch Klubs und Korporationen empfehlen zu lassen. Einige machten ihre Grundsätze, andere ihr bisheriges Leben geltend; einige stüzten sich zu ihrer Empfehlung auf die Verfolgungen, die sie unter den vorigen Regierungen erlitten, auf die Versuche, die sie zu verschiedenenmalen gemacht, um die bestehende Ordnung der Dinge über den Haufen zu werfen. Einige alte Bonapartisten empfahlen ganz ernsthaft den abenteuerlichen Prinzen Ludwig Napoleon in England zum Pariser Volksrepräsentanten und schilderten ihn als einen Freund der Arbeiter, zu deren Besten er ein Buch über das Armenwesen geschrieben, welches Ludwig Philipps Polizei habe unterdrücken wollen. Dieß war jedoch nicht so auffallend, da schon zwei oder drei Vettern dieses Prinzen in der Nationalversammlung sitzen. Sonderbarer war die Aufforderung eines Russen, Iwan Golovine, an die Pariser, ihn zum Repräsentanten zu wählen. Er sagt in seiner Proklamation, er sey in seinem Vaterland wegen seiner politischen Grundsätze verfolgt worden und habe daher das freie Frankreich zum zweiten Vaterland gewählt. Da nun die französische Republik eine Verbrüderung aller gebildeten Völker beabsichtige, so könne sie nichts Besseres thun, als nach dem Beispiel des Nationalconvents in der ersten Revolution Repräsentanten anderer Völker in die Nationalversammlung berufen, zumal sie in mancher Hinsicht von andern Völkern etwas lernen könne, wenn sie auch in andern Beziehungen ihnen als Muster diene. Diese Kandidatur scheint übrigens von Niemand unterstüzt worden zu seyn. Mehr Unterstützung findet die Kandidatur des Israeliten Alexander Weill, der jedoch ausdrücklich angekündigt hat, daß er mit den deutschen Weills oder Weils nur durch die alte Stammverwandtschaft verbunden sey. Dieser Weill schreibt in Tageblättern und gibt politische Flugschriften heraus, in welchen er die Fehler der republikanischen Regierung, wie sie bis jezt besteht, sehr scharf rügt. Am rührigsten aber von allen Kandidaten ist Emile de Girardin, welcher sich seit drei Monaten als entschiedener Opponent aufgeworfen hat, diese Rolle mit Energie durchführt und damit seinem Tageblatt la Presse eine außerordentliche Menge Abonnenten und Abnehmer verschafft. Troz der Masse von Tageblättern wird das seinige zu fünfzig- bis sechzigtausend Exemplaren, Einige sagen gar zu achtzigtausend abgezogen, und Abends, wenn die lezte Auflage mit einem kurzen Bericht über die Sitzung der Nationalversammlung und mit Auszügen aus den während des Tages angelangten fremden Zeitungen erscheint, steht eine Schaar von armen Männern und Frauen vor dem Expeditionsbüreau, um einige Dutzend, auch wohl einige hundert Exemplare in Empfang zu nehmen und in den verschiedenen Stadtrevieren auszurufen und abzusetzen. Ueberhaupt beginnt der Lärm der Zeitungsausrufer in dieser Jahreszeit schon um fünf Uhr Morgens und dauert bis eilf Uhr in der Nacht, und unter den jetzigen Umständen ersezt der Zeitungshandel viele Industriezweige, welche verdorrt sind. Emile de Girardin hat immer gern das Publikum mit seiner Individualität unterhalten und sein Ich so viel als möglich hervorgehoben. Er hat stets eine Rolle zu spielen gewußt, und obgleich er sich zuweilen selbst im Wege gestanden, ist er doch schon seit vielen Jahren eine der notabeln Figuren der Zeit. Seit der lezten Revolution wird er fast ein furchtbarer Mann für die Ultrarepublikaner, die er kühn angreift und entlarvt. Das Journal des Débats hat die wichtige Stellung verloren, die es als das Guizotsche Blatt einnahm; es wagt jezt nur eine verdeckte Opposition, weil es sich nicht allzusehr dem Haß und der Rache der Republikaner aussetzen will. Auch hat es früher zu sehr gekrochen und geschmeichelt, als daß jezt seine Stimme viel beachtet werden könnte. Girardin dagegen war in der lezten Zeit als Guizots Gegner aufgetreten, deßhalb kann er jezt dreist sprechen; hat er doch mit dazu beigetragen, das Guizotsche Ministerium zu stürzen. Das Königthum wollte er zwar nicht mit stürzen; allein als die Republik proklamirt wurde, beeilte er sich derselben als einer längst vorhergesehenen Staatsveränderung zu huldigen. Girardin hat zwar Manches gepriesen oder empfohlen, was in Frankreich nicht beliebt ist, z. B. eine Allianz mit Rußland, die Fortdauer der Sklaverei in den Kolonien und ihr Zuckermonopol; man muthmaßte nicht ohne Grund, daß er für eine ansehnliche Vergütung sein Blatt zur Unterstützung dieser und anderer Interessen hergegeben habe. Sogar das Guizotsche Ministerium hatte er nicht immer angegriffen, im Gegentheil war er eine Zeitlang ein Anhänger desselben. Aber alles dieses wird vergessen oder übersehen, seit er als entschiedener Gegner der Ultrarepublikaner ihren schädlichen und gefährlichen Umtrieben sich widersezt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 151. Sonnabend den 24. Juni 1848.

Civitas illa adversus reges rebellat, et seditiones et proelia concitantur in ea.
Esdra.

Die Wartburg und die Herzogin von Orleans.

Eisenach mit seiner alten Wartburg, von jeher eine Perle Thüringens, ein willkommener Ruhepunkt für den Reisenden auf dem Wege von Leipzig nach Frankfurt, ist jezt von doppeltem Interesse durch die edle, so schwer vom Schicksal geprüfte Frau, die augenblicklich ihren Aufenthalt dort genommen hat. In den stillen thüringischen Thälern sucht Helene von Orleans den äußern Frieden, der ihr in Paris so gewaltsam gestört worden. Wohl war daher der Ort für mich eine Pilgerfahrt werth, und die ersten freien Augenblicke, die Frankfurts vielbewegtes politisches Leben mir ließ, benuzte ich solche anzutreten.

Hanau ist die erste Station von Frankfurt aus. Der hübsche, freundliche Ort, sonst nur durch seinen vortrefflichen Schnupftabak bekannt, der weit über Deutschlands Grenzen ging, hat in der lezten Zeit durch seine Schilderhebung gegen die kurhessische Regierung viel von sich reden gemacht. Man hatte bereits die Thore verrammelt, sich mit allen vorräthigen Waffen gerüstet, alle Leute aus der Umgegend weit und breit, die einen frischen Trunk und ein ungefährliches Waffenspiel lieben, an sich gezogen und war bereit, wenn die geforderten Bedingungen nicht erfüllt würden, die Republik Hanau zu proklamiren. Ob dieselbe von mehr als vier- und -zwanzigstündiger Dauer gewesen wäre und welchen Ausgang sie genommen hätte, darum kümmerte man sich wenig. Gutes Hanauer Bier war in Menge vorhanden, man rollte große Fässer davon auf den Markt, aß viel Frankfurter Bratwürste dazu und wartete so im vollen Jubel den Erfolg der Sendung nach Kassel ab. Dort hatte man, um nicht das klägliche Schauspiel eines Bürgerkriegs und der Beschießung einer eigenen Stadt geben zu müssen, den Hanauer Abgeordneten fast Alles bewilligt und den Bürgermeister zum Minister gemacht. Die Hanauer öffneten voll stolzen Triumphes ihre Thore wieder, die Freischaaren zogen ab, die um die Stadt zusammengezogenen 8000 Mann hessischer Truppen marschirten in ihre Garnisonen, und das ganze Spiel hatte ein Ende, ohne daß etwas anderes als viel Bier und Wein dabei vergossen worden wäre, was Vielen gewiß sehr erwünscht gekommen ist und auch unläugbar sein Gutes hatte. Jezt ruhen die Hanauer glorreich auf ihren Lorbeeren, erzählen gern und viel Jedem, der es hören will, wie viel Fässer Bier bei dieser Gelegenheit ausgetrunken worden und was für Heldenthaten sie hätten verüben wollen, wenn es wirklich zum Kampfe gekommen wäre. Sie freuen sich innig des Lobes, das ihnen von manchen Seiten in überschwenglicher Weise in Versen und Prosa gespendet wird. Mir selbst ist in Hanau mit großer Wichtigkeit ein Gedicht gezeigt worden, in welchem die Stadt das Thermopylä der deutschen Freiheit genannt wird.

Auch jezt hat die republikanische Bewegung in Hanau noch nicht aufgehört; die Stadt ist noch immer ein Asyl für die vielen Agenten, die gegenwärtig Deutschlands Gauen durchstreifen, überall Bürgerkrieg und Anarchie predigend, und in der Meinung mancher Einwohner ist es die höchste Ehre für die Stadt, wenn man sie im Bunde mit Mainz und Mannheim als einen Stern ersten Glanzes am republikanischen Horizonte Deutschlands bezeichnet. Die eigenthümlichen Verhält-

nisse Hanaus erklären diesen absonderlichen Geschmack. Es rollt sehr viel französisches Blut in den Adern seiner Einwohner, die größtentheils von französischen Flüchtlingen stammen, denen die Stadt fast ihr ganzes jetziges Daseyn verdankt; auch ist der Hanauer in seinem ganzen Typus sehr verschieden von den übrigen Kurhessen, weit ähnlicher dem Franzosen als diesem. Ferner liegt der Haupterwerbszweig der Stadt, die Fabrikation von Bijouteriewaaren, die sonst Tausende von Arbeitern direkt oder indirekt beschäftigte, jezt wie überall gänzlich darnieder, und so haben die Menschen in ihrem erzwungenen Müssiggang nichts besseres zu thun, als Freischaaren zu bilden und die mit vielen schönen Phrasen und Schlagwörtern gewürzten Reden der anarchischen Agenten anzuhören oder zu lesen. Ob dieß aber geeignete Mittel sind, der jezt überall stockenden Gewerbthätigkeit wieder aufzuhelfen, diese Frage sich vorzulegen haben die Leute keine Zeit. Viel müssen freilich auch die früheren Zustände in Kurhessen zu der republikanischen Stimmung in Hanau beigetragen haben. Die hessische Wirthschaft war in mancher Hinsicht sehr geeignet, die Menschen gewaltsam zu Republikanern heranzuziehen, und die Frage möchte schwer zu entscheiden seyn, was von beiden schlimmer und unerträglicher ist, eine deutsche Republik oder die früheren kurhessischen Zustände.

So wie man über Hanau hinaus kommt, an der Scheide zwischen Nord- und Süddeutschland, wo die Schoppen und Kreuzer aufhören, die halben Flaschen und Groschen an deren Stelle beginnen, hört auch die politische Aufgeregtheit, die man in Baden, am Rhein und Main überall spürt, allmählig fast ganz auf. Zwar findet man auch hier in jeder Stadt eine mehr oder weniger heftige politische Partei, der gewöhnlich ein Advokat als Führer, ein Gastwirth als Quartiergeber und einige junge, unangesessene Leute aus verschiedenen Ständen als Angeführte dienen, und die auch nach Kräften Lärm machen; aber der eigentliche Kern des Volks nimmt verhältnißmäßig nur sehr geringen Antheil daran. Namentlich das ganze hier überall überwiegend mächtige Landvolk will nichts von Politik und noch weniger von Republik wissen. Zwar sind hie und da Empörungen gegen die Gutsherrschaften vorgekommen und man hat sich mancher grundherrlicher Abgaben auf etwas schnelle, gewaltthätige Weise zu entledigen gesucht; man nimmt es auch jezt noch nicht so genau mit den Forstgesetzen und sucht manchen Baum und manches Stück Wild auf wohlfeile Weise zu bekommen; aber mit höherer Politik hat dieß Alles nichts zu schaffen. „Der Kurfürst hat versprochen, wir sollen jezt weniger Steuern geben; das ist gut, und so soll er der Kurfürst bleiben, denn ein Herr muß seyn und einen Fürsten haben wir seit alten Zeiten gehabt.“ Solche Aeußerungen hört man aller Orten von Bauern und Bürgern, mit denen man sich in ein Gespräch einläßt, und dieß ist der Ausdruck des Willens fast der ganzen Bevölkerung. Auch auf die kurhessischen Soldaten, die jezt aus Baden heimgekehrt sind, haben alle Ueberredungskünste der anarchischen Agenten wenig Eindruck gemacht. „Wir ließen uns von den Kerlen tüchtig Wein und Bier einschenken und uns was vorschwatzen, und lachten sie dann aus,“ so erzählen ganz vergnügt diese hessischen Krieger, denen es sonst in Baden ganz wohl gefallen hat und die gerne wieder dahin zurückkehrten, wenn es nöthig wäre.

Wie lieblich lag Eisenach im Glanze der aufgehenden Sonne da! Schon von ferne schimmerten hell beleuchtet die Zinnen der alten Wartburg durch das duftige Grün der Berge. Ruhe und Friede war über dem Lande ausgegossen, obgleich auch hier vor mehreren Wochen mehrere Tumulte stattgefunden hatten und ein demokratischer Verein es am Schüren nicht fehlen läßt. Aber nur die augenblicklich unbeschäftigten Wollenarbeiter, die hier zahlreich wohnen, nebst einigen erhitzten jugendlichen Köpfen, sollen sich zu seinen Anhängern zählen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Herkunft Kaspar Hausers.

(Schluß.)

Der Polizeirath war damit einverstanden. Man trennte sich. Eberhard schloß während der Nacht kein Auge und in seiner Unruhe machte er sich schon auf den Weg zu dem Gasthause „im Mohren,“ als kaum halbvier vorüber. Nachdem er Einlaß gefunden, verlangte er in das Zimmer des Rittmeisters geführt zu werden, allein zu seiner größten Ueberraschung sagte man ihm, der Rittmeister habe am vorigen Abende noch Postpferde bestellt und die beiden fremden Herren seyen Punkt zwei Uhr abgefahren. Der Polizeirath begab sich empört über diese Perfidie heim, aber er war jezt mehr wie je entschlossen, die Sache auf irgend eine Weise bis an's Ende zu verfolgen.

Einige Tage vergehen. Der Herzog hatte sich unterdeß von Gotha nach Koburg begeben. Da fährt eines schönen Tages eine vierspännige Postkalesche in den Schloßhof zu Koburg ein; zwei Herren, der Erzbischof von K . . . . und ein Graf R . . . . steigen heraus und bitten um eine augenblickliche Audienz. Der Herzog empfängt sie und es folgt eine zweistündige

geheime Unterredung, nach welcher der Herzog die beiden Herrn mit äußerster Höflichkeit wieder entläßt. Kaum aber haben sich diese wieder in ihren Wagen gesezt und sind abgefahren, als der Herzog eine Estafette nach Gotha sendet, welche ein Kabinetsschreiben an den Polizeirath überbringt.

Am Abende des folgenden Tages war in Gotha in dem dortigen Casino die gewöhnliche Gesellschaft der Honoratioren versammelt. Auch der Polizeirath Eberhard erschien hier; im Laufe der Unterhaltung warf er mit anscheinend großer Gleichgültigkeit die Worte hin: „Es ist merkwürdig, wie sich unsere polizeiliche Spürkraft oft auf Abwege verlocken lassen kann. Ich habe Ihnen vor einigen Tagen erzählt, daß ich dem Kaspar Hauserschen Räthsel auf der Spur sey, meine Herren; heute habe ich zu meiner Beschämung entdecken müssen, daß alle meine Conjekturen auf Sand gebaut sind." — Die Anwesenden, welche von der herzoglichen Intervention keine Ahnung hatten, nahmen diese Versicherung auf guten Glauben an. Ob Eberhard im Stillen weiter forschte oder nicht, weiß ich nicht. Aber gewiß ist, daß es kurze Zeit nach all diesen Vorgängen war, als der Mentor Hausers eines Tages in Anspach durch wirkliches oder fingirtes Unwohlseyn sich gehindert erklärte, seinen Schützling, wie er pflegte, zur Tafel im Gasthause zu begleiten. Hauser ging allein; unterwegs trat ein unbekannter Mensch ihn an und versprach ihm ohne Zweifel Enthüllungen über seine Herkunft, wenn er ihm ein Rendezvous in den Stadtanlagen gebe. Hauser folgte und wurde an einem einsamen Orte ermordet gefunden. Bei der Leichenschau fand sich das Mal auf der rechten Seite seines Körpers vor.

Das Räthsel ist damit nicht ganz gelöst. Aber so viel kann ich andeuten: der Vater Hausers, der Bischof von X., hatte einen Bruder von anerkannt schlechtem Charakter, der des Nachlasses wegen den zum Erben eingesezten Sohn bei Seite schaffen und zugleich der hohen geistlichen Würde ein Aergerniß ersparen wollte.

Um mehr zu sagen, müßten Personen genannt werden, die noch nicht ganz der Geschichte angehören. So viel mag genügen, daß der Bruder des Bischofs durch seine Verbindungen allmächtig war und daß nach dem Tode Hausers gerade sehr vornehme Personen es waren, welche mit großem Eifer für die rein unsinnige Behauptung stritten, er habe sich selbst ermordet, eine Annahme, die Mittermaier in seinen Briefen über Hausers Tod im Morgenblatt so schlagend in ihr Nichts zurückführte. Auch wissen alle Criminalisten, welche sich für die Aufhellung der Thatsachen interessirten, die Kaspar Hausers Tod begleiteten, daß man die Akten darüber streng verheimlichte und Niemanden zu Gesicht kommen ließ. — Daß Hauser der Sohn eines hochgestellten katholischen Geistlichen sey, wurde übrigens schon bei seinem ersten Auftreten in Bayern vielfach versichert.

Levin Schücking.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Juni.

Schritte zu einer Abänderung des Festungsreglements.

Die traurigen Ereignisse, welche wir in den Schreckenstagen vom 21. und 23. Mai bei den Kämpfen zwischen den Bürgern und den preußischen Truppen erlebt, hatten doch wenigstens eine gute Folge, nämlich die, daß die Bewohner von Mainz in Zukunft schwerlich mehr der Militärdiktatur des Gouverneurs preisgegeben seyn werden, während bisher Freiheit, Habe, Gut und Blut von sechs-und-dreißigtausend Bürgern von der Laune und der Willkühr eines Oberoffiziers abhingen. Die Bevölkerung besteht darauf, daß die alten Bundesfestungsverhältnisse, wie sie uns in den Jahren 1816 und 1832 von der heiligen Allianz und von dem Bundestag aufgedrungen worden, aufgehoben werden und daß ein neues Bundesfestungsreglement an die Stelle trete. Schon im Jahr 1834 trugen unsere rheinhessischen Deputirten in der Kammer zu Darmstadt darauf an, die Staatsregierung möge sich bei dem Bunde verwenden, daß für den Fall einer Versetzung der Stadt in Belagerungszustand für die Freiheit und das Leben der Bewohner von Mainz bessere Garantien gegeben, sowie daß den Bewohnern von Mainz volle Entschädigung für die Zerstörung ihres Eigenthums in Folge einer Belagerung zugesichert werde. Die damals verlangte Garantie für Freiheit und Leben bestand in der Trennung der Militär- und Civilvergehen, in der gemischten Zusammensetzung der Militärgerichte, in der Ausschließung der körperlichen Züchtigung und in der Bestimmung, daß die während der Belagerung ausgesprochenen Todesurtheile erst nach Aufhebung der Belagerung und nach erfolgter Revision in Vollzug gebracht werden können. Ebenso wurde die verlangte Garantie der Entschädigung für erlittenen

Verlust durch Zerstörung des Eigenthums der Bürger durch ein Bombardement als dringende Forderung des Rechts und der Billigkeit dargestellt. Denn wenn die Festung Mainz, dieses deutsche Bollwerk, die deutschen Grenzen vor dem Feinde bewahrt, wenn dessen Bewohner ihr Hab und Gut diesem patriotischen Zwecke opfern, so ist es sicher keine ungerechte Forderung, wenn die Mainzer von dem Vaterland, für welches sie mit so großer Gefahr ihre Vaterstadt preisgeben, Ersatz für jede ihrem Eigenthum zugefügte Beschädigung verlangen. Wer die Vortheile genießt, der muß auch die Nachtheile tragen, und sowie weder die Stadt Mainz, noch das Großherzogthum Hessen die zur Vertheidigung der Bundesfestung erforderliche militärische Besatzung stellt, so kann auch weder die Stadt, noch das Land allein die durch eine Belagerung verursachten Nachtheile tragen. Allein, so sehr das alles auf der Hand lag, so konnte es doch keine Geltung erhalten, und wenn auch unsere Regierung damals die verlangten Schritte that, sie wurden immer unbeachtet gelassen. Mainz blieb verurtheilt, der Sündenbock von Deutschland zu bleiben. Wäre Deutschland damals so geeinigt gewesen, wie jezt, man hätte die Wünsche der Stadt Mainz gewiß nicht mit solcher Gleichgültigkeit behandelt. Nein, das große deutsche Vaterland, welches in den rheinischen Bundesfestungen den kräftigsten Schutz seiner Grenzen findet, fühlt die Verpflichtung, jeden Schaden zu heilen, der den Bewohnern dieser Bundesfestungen aus einer Belagerung erwachsen muß.

(Schluß folgt.)

Paris, Juni.

(Schluß.)

Zustand der Bühne und der Literatur.

In der jezigen bewegten Zeit, wo die einzige Frage Seyn oder Nichtseyn ist, wo Alles auf dem Spiel steht, das Schicksal des Staats, wie das der Privaten, wo das Vermögen so vieler Familien großentheils verschwunden ist, so daß manche ihr Silberzeug zur Münze geschickt haben, um Geld dafür zu bekommen, sieht es mit den Schauspielen und allen öffentlichen Belustigungen nothwendig traurig aus. Wer kann sich belustigen, wenn man nicht weiß wie es morgen um uns stehen wird? — Das von Adam geleitete neue Operettentheater hat nur ein kurzes Leben gehabt, und die einmalhunderttausend Francs, die unter der Orleansschen Regierung für das Privilegium bezahlt worden, und der Redaktion eines ministeriellen Journals, welche durch ihren Kredit das Privilegium ausgewirkt hatte, zu gut gekommen waren, sind so gut als in's Wasser geworfen. Schon längere Zeit hatte der Direktor seinen Posten verlassen, und die Schauspieler und Tonkünstler hatten beschlossen, auf eigene Rechnung fortzuspielen, so lang es eben gehen wollte. Es ging aber nicht lange; die armen Künstler konnten wohl ihr Talent hergeben, aber kein Geld, um die erforderlichen Kosten zu bestreiten, und so hörte das Schauspiel auf. Das Alexander Dumassche Théâtre historique, dessen Einrichtung so bedeutende Summen gekostet hat, scheint zwar noch nicht ganz eingegangen zu seyn, aber die Vorstellungen haben aufgehöet und die gesammte Truppe ist nach England gegangen, wo im Augenblick noch mehr Geistesruhe herrscht. Die große Oper konnte einige Tänzerinnen nicht mehr so glänzend wie sonst besolden, und diese scheinen ebenfalls nach England gegangen zu seyn, wo sich auch einstweilen die italienischen Sänger befinden. Eine italienische Oper wird künftigen Herbst hier schwerlich zu Stande kommen. Diese Oper wurde vornehmlich durch die Abonnements der reichen und eleganten, oder wenn man lieber will, der aristokratischen Welt gehalten. Wo ist aber jezt die reiche Welt? Zum Theil ist sie arm geworden, zum Theil hat sie sich zurückgezogen und lebt in Verborgenheit. Das Théâtre français hilft sich mit seinen Komödien durch, so gut es gehen will, und führt verschiedene Neuigkeiten vor, während Demoiselle Rachel, die Stütze der tragischen Kunst, Gastrollen in der Provinz gibt. Schlecht, wie immer, geht es dem Odeon, das schon lange keinen Direktor mehr hat, sondern von den Schauspielern verwaltet wird. Die kleinen Vaudevillestheater und die Volkstheater auf den Boulevards haben einigen Zuspruch, und da sie bei weitem nicht so große Kosten haben als die weiland königlichen Theater, so mögen sie noch eine Weile bestehen, wo nicht alle, doch großentheils. Die Theaterdichter beziehen natürlich nur sehr geringe Honorare von ihren Stücken, und befinden sich in derselben traurigen Lage wie die nicht dramatischen Dichter. Gedichte verbleichen vor der so dramatischen, so erschütternden Gegenwart. Noch schlimmer daran sind die Verfasser und Verleger wissenschaftlicher Schriften, wenn diese sich nicht unmittelbar auf die jezigen Zustände beziehen. Rein wissenschaftliche, auch bloß literarische Zeitschriften haben jezt gar keinen Absatz hier; wer hat so viel Ruhe des Gemüths, daß er studiren möchte? Die Didotsche Buchhandlung hatte die ehemalige Revue encyclopédique wieder fortzusetzen unternommen, aber aus Mangel an Theilnahme mußte sie dieses Unternehmen bald wieder aufgeben. Es erscheinen fast nur politische und staatswirthschaftliche Flugschriften. Seit drei Monaten arbeiten die Druckereien hauptsächlich für die Straßenliteratur, das heißt für die Anschlagblätter. Das Bulletin de la République, welches Anfangs alle zwei Tage angeheftet wurde und aus Ledru Rollins Büreau kam, hat aufgehört, seit dieser nicht mehr Minister ist, sondern Mitglied der exekutiven Commission. Aber andere periodische, nicht ministerielle, zum Theil auch anti-ministerielle Blätter werden immer noch angeheftet, zum Beispiel la France nouvelle, le drapeau, le petit homme rouge. Man hat bereits eine Literatur der seit Februar erschienenen Tageblätter. Von den Gelehrten haben bisher nur wenige ihre Stellen verloren, wenn man diejenigen abrechnet, welche mit der vorigen Regierung unmittelbar zusammenhingen; aber man bereitet eine neue Organisation des Bibliothekwesens vor, in Folge welcher vermuthlich mehrere der bisherigen Beamten werden abgedankt werden. Ein anderes Uebel, dem man jezt zu steuern sucht, ist die Häufung von Aemtern. Einige streng republikanische Blätter rechnen den Gelehrten nach, wie viel Einkommen sie sich zu verschaffen gewußt, und da finden sich denn allerdings arge Mißbräuche. Hundert Gelehrte mehr könnten bequem von dem Einkommen leben, das andere zu viel haben. Es gibt da berühmte Namen, deren Träger von fünf oder sechs verschiedenen Seiten her ein Einkommen beziehen, dessen Summe sich auf zwanzig- bis dreißigtausend Francs beläuft. Nun ist es allerdings billig, daß Talent und Wissenschaft belohnt, und gut belohnt werden; aber es ist nicht nöthig, daß ein Gelehrter vier oder fünf verschiedene Stellen habe, für jede besoldet werde und dadurch drei oder vier andere Gelehrte hindere, sich ein Einkommen zu sichern, wenn man auch annimmt, daß ein solcher mit Aemtern überhäufter Mann im Stand ist, sie alle gleich gut zu versehen, was keineswegs immer der Fall seyn soll.

D g.

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 152. Montag den 26. Juni 1848.

This dear, dear land is now bound in with shame,
With inky blots, and rotten parchment bonds. — —
And daily new exactions are devis'd;
But what, o' God's name, doth become of this?

Shakespeare.

Armuth und Christenthum.

(s. Nr. 141—145.)

III.

Der giftige Wurm, der in der schönen Frucht protestantischer Gewissensfreiheit durch die wiederum einseitige Umkehrung des katholischen Grundsatzes von Anfang an hauste, kam nicht sobald zu Tage, selbst nicht durch dreißigjährige Kriege. Deutschland, das wir zunächst im Auge haben, wurde zwar durch seine Unglücksfälle und seine heillose Politik, Diplomatie, Staats- und Maitressenwirthschaften gegen andere Völker arm an äußerer Macht, innerlich aber zehnteten die Kriege die Bevölkerung, daß der Bodenertrag überhin genügte. Zugleich war dem deutschen Volke seine väterliche Religion und Einfachheit, troz allen Modeteufeln der höhern Stände, so sehr Saft und Kraft, und ward in Sturm und Drang und Noth und Tod ihm nur um so heiliger und innerlicher — wie denn die herrlichste Blüthenzeit unseres Kirchenliedes die Zeit des dreißigjährigen Krieges war — daß es den Herzen nicht am segnenden Gebete und den Händen, unterstüzt durch die Fortschritte des Wissens, nicht an nährender Arbeit fehlte. Für die örtlichen Armenbedürfnisse reichten in der noch weniger genußsüchtigen, einfachern Zeit in der Regel die Stiftungsvermögen und die „Heiligen" aus. Was nicht reichte, ward durch die Privatwohlthätigkeit erſezt. In katholischen Landen war das Leben zwar nicht so innerlich und das Arbeiten nicht so rührig, der Bettel daher viel größer; dafür waren aber auch theils die Klöster noch da, theils die Stiftungen reicher, und zumal vermochte die viel reicher ausgestattete Geistlichkeit bei weitem mehr dem Almosen obzuliegen als die protestantische, die mit Weib und Kind und fortwährend beschnittenem Einkommen vielgesegnete.

Das ging so fort. Der Staat ließ es gehen, der Bürger ließ ihn machen. Wollt's nicht mehr gehen, so sezte ersterer in die Maschine ein Verwaltungsrädchen weiter, eine neue Feder, und auf Kosten der Stiftungen und Kirchengüter frische Stifte ein. Da schnurrte und seufzte und rollte und drückte es weiter; der Maschinenmeister wachte, die Leute schliefen. Als es schon schlimm werden wollte, da trat die Kartoffel auf und versah, vom Staat beschrieben und mit Gewalt zum Theil befohlen, christlichen Almosenpflegersdienst. Zugleich ward billigerweise der Bettel selbst hochnothpeinlich von löblicher Polizei verboten. Wenn aber einer nicht betteln darf und keine Kartoffeln mehr hat, was soll dann der arme Teufel thun? Hungers sterben? Gott, oder besser die Polizei bewahre! Das Sterben ist das größte Polizeivergehen überhaupt, denn die Bevölkerungsliste ist des Polizeistaats herrlichster Triumph und unter den tausend Listen und Tabellen das Lieblingskind. Zahlen entscheiden in der Welt der Rothschilde, des Steuerzahlens, des Zolleinnehmens, des Leutetodtschießens und des deutscher Kaiserwerdens. Hätte nicht Friedrich der Große die gefallenen Mädchen nicht bloß von der herkömmlichen Buße befreit, sondern für ihre und ihrer unehelichen Kinder Unterhaltung Summen auswerfen lassen, um der Vermehrung der Bevölkerung willen, im Interesse des Staates, wer weiß, ob jezt Friedrich Wilhelm IV. fünfzehn Millionen Preußen für eine Kaiserkrone bieten könnte!

Ja das sind die Todsünden des absoluten, von dem aufgeklärten Friedrich II. vollendeten Polizei- und Beamtenstaates, welche gleichmäßig den Ruin des Volkes förderten. Erstlich eben die fiskalischen Maßregeln nach dem Grundsatze: nur Geld und Leute, und hat man keins, so macht man eins; weiß man's nicht zu nehmen, so weiß man's doch zu stehlen. Ferner der furchtbar kostspielige Gerichtsgang, die immer neu ausgeheckten Abgaben, die Feudallasten, die Salz-, Schlacht-, Mahl- und Kopfsteuern, überhaupt die Steuern auf die ersten Bedürfnisse der geringen Klasse; die Steuerfreiheiten der Reichen, der Adeligen und theilweise der Beamten; die Zollschranken, die Spielbanken und das Lotto — das ist ein ganzes Register von wahren Satanskünsten zur Ausbeutung und Aussaugung des Volks, das zugleich durch diese Gewissenlosigkeit mittelbar und unmittelbar zu Durchbrechung der willkührlichen, unnatürlichen Schranken durch List oder Gewalt getrieben und so zugleich um sein Geld und um seine Gesittung, vornehmlich um seinen Gesetzes- und Rechtssinn recht geflissentlich und schulgerecht gebracht wurde.

Diesem System der wirthschaftlichen Volksverderbung ging die religiöse angelegentlich zur Seite. Die Schule ward in der unseligsten Dürftigkeit erhalten und noch dazu den armen Gemeinden aufgebürdet, zugleich machte man sie von der Elementar- bis zur hohen Schule wesentlich zu bloßer Kopf- und Staatsdressuranstalt. Die Kirche aber zu verhöhnen, mit Füßen zu treten und wo möglich dem Volke zu verleiden, war eine fleißige Aufgabe des Staatsdespotismus und seiner volksfeindlichen, allem natürlichen Boden entfremdeten, maschinenmäßigen Beamtenherrschaft. Man weiß, wie zumal darin Friedrich „der Große" vorangegangen ist. Die Geistlichen nannte er kaum anders als Fafen und Cheker (Pfaffen und Schächer). Die Verfügung auf einen Bericht über die Besetzung der dritten theologischen Professur zu Königsberg lautete: „Ein Teologus ist leicht zu finden, das ist ein Thier, Sonder Vernunft." Die Bestimmung (vom Jahr 1765), daß alle außer der Ehe Mutter werdenden Personen, worunter auch von ihren Männern getrennt lebende Ehefrauen zu verstehen, „zu keiner Strafe ferner gezogen, auch ihnen nicht die geringsten Vorwürfe deßhalb oder einige Schande gemacht werden sollte," mußte an den vier Bußtagen und am Pfingstfeste öffentlich von allen Kanzeln „vor dem Segen" abgelesen werden. Als das Consistorium zu M. einst einen unehelich geborenen Kandidaten nicht anstellen zu dürfen glaubte, schrieb er: „das Consistorium seind Esel und wissen selbst nicht, ob sie ehelich geboren sind." Einer Gemeinde aber, die wegen Umbau ihrer alten dunkeln Kirche einsam, antwortete er: „Selig sind die nicht sehen und doch glauben." In einem Briefe an d'Alembert erklärt er seine Methode dahin: „Man muß die Männer in Staatsämtern aufklären, mit vollen Händen Hohn und Lächerlichkeit über den Aberglauben ausschütten, die Glaubenslehren verspotten, den falschen Eifer vertilgen und so die Gemüther auf die Bahn — der allgemeinen Duldung leiten." Fürsten und Schreiber befolgten treulich Rath und Befehl. Wir wissen von einem Duodezkönige, der bei Besetzung von Pfarrstellen die Namen der Kandidaten auf Zettelchen seinen Hunden vorwarf und den ersten, der apportirt wurde, als den Besten ernannte. Und ihre Absicht ist großentheils gelungen: aus der „gebildeten" Kaste ist das kirchliche Bewußtseyn gründlich vertilgt; aber dafür hat Fürsten- und Beamtenthum, das sich höhnisch weigert mit Armen und Kleinen vor Gott gleich zu werden in christlicher Demuth, das Zurkirchegehen für das Erbtheil des dummen Haufens erklärt, für sich am Sonntag Morgen die Schreibstube oder den Roman und Nachmittags die Promenade und Lustfahrt vorbehält, sich auch so ganz um Herz und Liebe des Volks gebracht, daß jezt alle Ehrfurcht und Ehrerbietung einerseits, aller Einfluß und alle Einwirkung andererseits völlig dahin ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wartburg und die Herzogin von Orleans.

(Fortsetzung.)

Wie schön, wie wunderbar schön war dieser Frühmorgen in den thüringischen Bergen, die wir kurz vor Eisenach überstiegen! Tiefes Dunkel lag noch in den Thälern, während die Gipfel der Berge immer heller und heller wurden, ihre Umrisse immer schärfer hervortraten. Siegreich rang der Tag mit der Finsterniß, immer lichter wurden die Schatten, immer rosiger gefärbt der ganze Himmel, bis endlich, gerade als wir die Wartburg durch eine Lücke im Waldesdickicht zum erstenmal erblickten, die Sonne selbst hellstrahlend dastand. Gleich funkelnden Diamanten vom reinsten Wasser, glitzerten und blitzten die Thautropfen auf dem Laub der Bäume, wie auf dem helleren Grase des Bodens, und der Chor der Singvögel, in dieser Gegend so überaus zahlreich und mannigfaltig, begrüßte den anbrechenden Tag durch lauten, vielstimmigen Gesang. So fuhren wir in Eisenach ein, an dem die Berge sich unmittelbar hinstrecken, und des Posthorns heller Klang weckte manchen Schläfer aus dem süßen Morgenschlummer, und mehr als ein Gesicht ward sichtbar, das mit halbgeschlossenen Augen

neugierig aus dem nur halb geöffneten Fensterladen auf den rasselnden Wagen schaute. Es hat immer etwas Eigenthümliches, wenn man so Sommers an einem Frühmorgen in eine noch ruhende Stadt einfährt. Wie todt sind die Gassen, wie leblos stehen die Häuser da, und doch erscheint Alles in hellem Sonnenschein so ganz zur Regsamkeit geschaffen. Man meint in eine Stadt des Todes, nicht des pulsirenden Lebens einzufahren, man möchte glauben, ein Ereigniß außergewöhnlicher Art habe alle Einwohner vertrieben und nur die Mauern stehen lassen. Jeder, der auf Reisen solchen Anblick gehabt, muß einen eigenthümlichen Eindruck dabei erhalten haben.

Unverzüglich auf zur Wartburg, die hoch oben auf dem Berge thront, an dessen Fuß sich traulich das freundliche Städtchen lehnt. Ein bequemer, sanft aufsteigender Pfad führt unmittelbar aus der Stadt auf den ziemlich hohen Berg; geschmackvolle Anlagen von verschiedenen Sträuchern und sinnig zusammengestellten Waldbäumen verschönern den Weg. Die Aussicht auf das weite Thüringer Land wird mit jedem Schritt aufwärts mannigfaltiger und fesselnder. So erreicht man bequem nach dreiviertelstündigem mühelosem Steigen die alte Burg, die einen so weit gefeierten Namen trägt. Eine eiserne Kanone begrüßt zuerst den Wanderer, neben ihr eine weimarische Schildwache im einfachen, aber nicht geschmacklosen Kriegsrock. Die Wartburg ist zugleich das jezt leer stehende weimarische Staatsgefängniß, daher die kleine Besatzung und ein Kommandant aus der Schaar der halbinvaliden Offiziere. Es gibt wohl schwerlich einen angenehmeren, müheloseren Ruheposten, als Kommandant der Wartburg zu seyn.

Der Eingang der Burg ist in keiner Weise großartig: ein enges, niederes Thor, kaum hoch genug, daß ein Mann zu Roß mit Helmbusch und Lanze ungebückt durchpassiren konnte. Ueberhaupt sind alle Gebäude des Schlosses nichts weniger als ansehnlich und zeichnen sich von außen weder durch imposante Massen noch durch architektonische Schönheit aus. Das Hauptgebäude ist zwar lang, aber schmal, nur zwei Stockwerke hoch und mit einem sehr häßlichen, steil abfallenden hohen Ziegeldach versehen. Thürme und Zinnen, die dem Schloß einen äußern Schmuck verleihen könnten, fehlen gänzlich; dagegen steht ungefähr dreißig Schritt davon getrennt ein einzelner nur mäßig hoher Thurm, dessen platte Zinne man mittelst einer außen angebrachten Stiege ersteigen kann. Die Kuppe des Berges ist zwar nicht sehr breit, aber lang und bietet einen ziemlichen Raum. Der Burghof, auf der einen Seite durch einen mäßig hohen Wall begrenzt, ist geräumig und bot einen passenden Platz zu den Sang- und Kampfspielen mancher Art, durch deren Feier die Wartburg von den alten Minnesängerspielen unter der heiligen Elisabeth bis auf das bekannte Fest unserer Zeiten so berühmt geworden. In dieser alten Burg hat der Fußtritt der Geschichte Spuren hinterlassen, die bestehen werden, so lang noch ein Stein ihres Gemäuers auf dem andern bleibt, und jezt wieder wird die Herzogin Helene von Orleans während der Sommermonate hier wohnen und dem Ort neue Bedeutung verleihen.

In dem vordern Gebäude gleich am Eingang ist die Wirthschaft eingerichtet, wo ein freundlicher, gebildeter Wirth dem Wanderer einfache, aber gute Kost bietet. Das Wirthszimmer selbst ist noch ganz alterthümlich, mit braungetäfelten Holzwänden, runden, in Blei gefaßten Scheiben und tief in die dicke Mauer eingeschnittenen Nischen. Ganz so wie jezt mag es hier ausgesehen haben, als einst die gewappneten Herrn hier ihren lezten Steigbügeltrunk einnahmen, bevor sie zu ihren häufigen Fehden auszogen. An den Wänden hängt eine Reihe schon sehr alter Bilder der sächsischen Kurfürsten. Es ist etwas Hartes, Steifes im Ausdruck der meisten, aber auch viel Charakter, wie man es so häufig in der altdeutschen Schule vereint findet. Von diesen Gesichtern schien mir das bedeutendste das des Kurfürsten Friedrichs des Streitbaren (1490), ein stolzes, übermüthiges Gesicht, dem man es ansieht, daß er den Beinamen des Streitbaren wohl verdiente.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Mitchell. — J. Russell. — Gr. v. Montemolin. — Louis Philippe.

Mitchell ist verurtheilt, ist auf dem Wege zu seinem Verbannungsorte. Bermuda soll den irischen Patrioten empfangen; im ungesunden Klima dieses Inselländchens, fern von seiner Familie, soll er die Jahre vertrauern, wo die Thatkraft des Mannes ihn noch befähigte, sich dem Wohle seiner Mitmenschen zu widmen, um dann sein frühes Grab daselbst zu finden. So wenigstens lautet der Ausspruch der Aerzte, und resignirt hat er den grünen Ufern Hiberniens bereits sein leztes Lebewohl zugewinkt. Einen Zweck im Auge zu haben, den man vor dem eigenen Gewissen gut nennt, ist nicht genug; man

muß auch die Mittel in Händen haben, die zum Ziele führen können; denn ein Mißlingen wird sich stets an Subjekt und Objekt zugleich rächen. Armes Irland! Deine Söhne können dir keine goldenen Tage herausführen, und das Mutterland weiß eben so wenig, wie dir zu helfen! Aufgeben will man dich eben so wenig; da wäre es wohl am besten, wenn eine große Welle dich und dein Elend in das Land ewiger Vergessenheit trüge. Aber auch hier umdüstert sich der Horizont mit täglich wachsenden Gewitterwolken. Ein dumpfes Gemurmel der Unzufriedenheit zieht sich durch Stadt und Land, und wird in seinem Ausdruck immer lauter, vernehmlicher, kühner. Lord John Russel hört die Vorboten des nahenden Sturmes, und unfähig ihm gebietend entgegen zu treten, sucht er den Ausbruch zu verschieben, und verliert über diesem Versuch die Achtung und das Vertrauen des Volks. Wäre er conservativ geblieben, hätte er sich halten können; indem er wankt, unterzeichnet er sein eigenes Todesurtheil. Palmerston hat nicht weniger unklug gehandelt. Die spanische Angelegenheit gibt den größten Anstoß und alle Stimmen sind gegen ihn sowohl als gegen Sir Henry Bulwer. Man verlangt, daß der Letztere sein Betragen rechtfertige, daß er die Beweise vorbringe, die seine Handlungsweise bestimmt; und ebenso findet man es ungerecht, daß Lord Palmerston den spanischen Abgesandten, der von dort, mit Belegen versehen, angekommen ist, für uncompetent erklärt, ihm dieselben vorzulegen. Dieß muß sich Alles in der nächsten Zeit aufklären und ausweisen. — Indessen geht das Gerücht, der Herzog von Montemolin mache sich wieder eine Partei in Spanien, und werde von der Königin Christine dabei unterstützt, die ihn auf den Thron zu setzen wünsche, um ihm ihre älteste Tochter aus ihrer Incognito-Ehe zur Gemahlin zu geben. Sie muß immer etwas zu intriguiren haben, die gute Frau; das ist das Faible aller Bourbons, und so wäre dieser neue Zeitvertreib ihr wohl zuzutrauen. Montpensier kauft indessen Bilder, ein Beweis einer vollen Börse, und sein Vater verwendet seine Exilmuße zu belletristischen Arbeiten und diktirt Joinville sentimentale Briefe an Freunde in Paris, die dann geschickt in die Hände der englischen Journalisten gespielt werden, denen die rührende Vaterlandsliebe, die der alte Fuchs darin ausspricht (so sagen sie), wahres Wasser auf ihre Mühle ist. — Auch seine ganze Korrespondenz mit der Königin von England ist im Druck erschienen, was der kleinen Frau höchst unangenehm gewesen seyn soll und noch ist. Die einzige Freude, die sie seit lange gehabt, ist, daß alle englischen Blätter, sogar Punch, ihren Albert außerordentlich loben, weil er in dem Verein für die Reform des Proletariats eine vortreffliche Rede gehalten hat. Niemand erwartete von ihm so viel gesunden Sinn und Verständniß einer Sache, die ihm scheinbar so ferne liegt. — Die Modelllogirhäuser, sowie die öffentlichen Wasch- und Badehäuser erweisen sich sehr zweckmäßig; doch sind sie freilich noch wie ein Tropfen im Ocean von Elend und Armuth, die allüberall aus hohlen Augenhöhlen den wohlgekleideten Wanderer anstarrt. — Zwei-und-dreißig Friedensjahre, und die Abgaben so hoch wie zu den Zeiten, als ein Krieg auf Leben und Tod gegen Napoleon geführt werden mußte! Wie kann dieß seyn, fragt man, wenn die Verwaltung eine gesunde ist? Und wer so für England wirthschaftet, kann man von dem erwarten, daß er sein Stiefkind besser besorge? Wie soll also Irland Vertrauen zu einem Herrn fassen, der vor seiner eigenen Thüre nicht zu kehren weiß? Aber diese Bischöfe und diese Aristokraten verzehren Alles, und wer will sich an sie wagen, um ihnen die verjährten Vorrechte zu entreißen?

(Fortsetzung folgt.)

Mainz, Juni.

(Schluß.)

Schritte zu einer Abänderung des Festungsreglements.

Nehmen wir nur als Beispiel das neulich in den Kämpfen vom 21. und 23. Mai angedrohte Bombardement. Der Schaden, welchen das einzige Wort: „die Stadt wird beschossen, wenn die Bürgerwehr die Waffen nicht niederlegt," Mainz zugefügt hat, läßt sich kaum schätzen. Der Kredit der Häuserbesitzer hat dadurch einen empfindlichen Stoß erlitten, der Fremdenverkehr ist unserer Stadt entzogen, die Gasthöfe sind verödet, der Hafen leer, der Mastenwald des Rheins ist verschwunden, das gesellige Leben ist verstört, das heitere, goldene Mainz ist gemieden; man wendet der Stadt den Rücken, die jeden Augenblick den Feuerschlünden der Kanonen ausgesezt ist. Und doch sind wir jezt noch im Frieden. Was ist aber unser Loos im Krieg? Da ist Mainz ein ewiges Schlachtfeld, abwechselnd heimgesucht von Blokade, Bombardement, Typhus und Hungersnoth.

Da nun, nach den ernsten Vorgängen, Mainz nicht länger mehr einer Militärdiktatur preisgegeben und ohne Schadenersatz das Opferlamm für Deutschland seyn will, so hat so eben unser Deputirter in der hessischen Kammer, im Sinne der Wünsche der hiesigen Bevölkerung, folgenden Antrag gestellt: Die Kammer soll an die Staatsregierung das dringende Ersuchen stellen, sofort eine Revision der die Verhältnisse der Stadt Mainz betreffenden Verträge und Reglements zu veranlassen und namentlich folgende Grundsätze zur Geltung zu bringen: Die Stadt Mainz soll aus einer Festung in einen Waffenplatz mit detachirten Forts umgewandelt, demgemäß die innern Hauptwälle geschleift und die äußere Befestigung vervollständigt werden. So lange dieses nicht zu erreichen steht, werden die Befugnisse des Festungsgouvernements während des Friedens an der Westgrenze Deutschlands auf das Nothwendigste beschränkt, genauer als bisher der Umfang derselben festgestellt, insbesondere aber dahin gewirkt, daß Leben und Eigenthum der Bürger nicht mehr auf so ungenügende Veranlassungen so unverantwortlich bedroht, daß die persönliche Freiheit, die Freiheit der Presse und der Association, des Handels und der Gewerbthätigkeit nicht mehr nach Willkühr des Festungsgouvernements beschränkt oder gar aufgehoben, daß namentlich keine Unterbrechungen in der Communikation durch Verhinderung des Abgangs und der Ankunft der Posten, Eisenbahnzüge und Dampfschiffe stattfinden dürfen. Im Falle die Stadt es ihrem Interesse angemessen finden sollte, das Stadtgebiet zu vergrößern, sollen der Erweiterung keine Hindernisse in den Weg gelegt werden können, die Militärbehörde vielmehr gehalten seyn, der Stadt gegen billige Entschädigung das nöthige Terrain abzutreten, und die für diesen Fall nöthig werdenden Festungsbauten sollen aus Mitteln des Bundes bestritten werden. Ferner soll die Staatsregierung dahin wirken, daß die ganze preußische Garnison abberufen und Truppen aus andern Bundesstaaten nach Mainz verlegt werden. Den Soldaten soll untersagt seyn, Seitengewehre zu tragen, so lange sie nicht im Dienst sind. Bei vorkommenden Conflikten soll die Untersuchung und Beurtheilung der betheiligten Bürger dem ordentlichen Richter nicht entzogen werden. — Weiter wird mit Entschiedenheit verlangt, daß der Schaden an Hab und Gut, welchen Mainzer Bewohner durch Belagerung und Bombardement erleiden, aus den Gesammtmitteln des deutschen Bundes getragen werden solle, nicht mehr, wie seither mit Unrecht, einzig und allein von den Mainzer Bürgern. — Mag von diesen Forderungen am Ende viel oder wenig bewilligt werden, jedenfalls wird auch in Beziehung auf unsere Festungsverhältnisse eine neue Zeit beginnen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 153. Dienstag den 27. Juni 1848.

Locus —
Nobilis et fama multis memorandus in oris.
Virgil.

Die Wartburg und die Herzogin von Orleans.

(Fortsetzung.)

Ein sehr alter Holzschnitt, der auch hier hängt, die Uebergabe der Augsburger Confession, fesselte mich längere Zeit. Unter den einzelnen Figuren auf demselben stehen immer die Namen, und man erblickt Luther, Melanchthon und andere Förderer der Reformation. — Merkwürdig ist, daß Augsburg, das man im Hintergrund sieht, in allen seinen Theilen ganz wie jezt erscheint. Jedes Thürmchen, jeder Wallvorsprung läßt sich erkennen, und eine heutige Zeichnung würde mit dieser wohl über zweihundert Jahre alten vollkommen übereinstimmen, so wenig hat diese Stadt sich verändert. — Aus den nach zwei verschiedenen Seiten gehenden Fenstern dieser Stube genießt man einer sehr schönen Aussicht. Eine seltsam geformte Felsengruppe in der Nähe, in deren Umrissen die Phantasie einige Aehnlichkeit mit einem Menschenpaar, das die Köpfe zum Kusse zusammen neigt, erkennen mag, hat der Volkswitz „Mönch und Nonne“ getauft.

Zu den Sehenswürdigkeiten der Wartburg gehört die kleine, aber mit vielen alten Waffenstücken versehene Rüstkammer. Interessant ist die auf einem lebensgroßen hölzernen Streitrosse befestigte, vollständige Turnierrüstung des berühmten Kurfürsten, Friedrichs des Weisen, des Beschützers Luthers. Die ganze Rüstung so wie das Pferdegeschirr ist von schwarzem Stahl, über und über mit sehr kunstreich gearbeiteten silbernen Ciselirungen bedeckt. Die dargestellten Figuren sind oft seltsam gewählt. So ist auf dem Brustblech des Pferdes Adam zu sehen, wie ihn Eva durch den Apfel verlockt, ferner die Göttin der Gerechtigkeit mit Wage und Schwert. Die Rüstung von Mann und Roß ist vollständig und muß für Beide sehr schwer zu tragen gewesen seyn. Eine andere merkwürdige Rüstung ist die des Kunz von Kaufungen, des bekannten Prinzenräubers, der in Freiburg unter dem Schwerte des Henkers fiel. Sie ist ganz einfach, aber von ungewöhnlicher Stärke und Größe, besonders der ganz geschlossene Helm.

Nicht weit von der Rüstkammer ist die Schloßkapelle, in welcher Luther während seines Hierseyns so oft gepredigt hat. Klein und eng ist der Raum, niedrig das Gewölbe, einfach, ohne die mindeste Verzierung Wände und Pfeiler. Die kleinste Kirche des kleinsten Fleckens ist größer und stattlicher. Aber Worte sind hier erschollen, so gewaltig, daß ihr Wiederhall jezt nach dreihundert Jahren noch nicht verklungen ist, Worte, die der Weltgeschichte eine andere Wendung gegeben. Die kleine Kanzel, von der sie gesprochen wurden, scheint in ihrer obern Brüstung neu zu seyn, ist aber auch jezt wieder arg zerschnizt, da fast alle Besucher sich ein Stückchen Holz zur Erinnerung abschneiden. — Von dieser Kapelle führt eine enge hölzerne Treppe in das kleine Gemach, welches Luther während seines hiesigen Aufenthalts bewohnte und das ganz unverändert erhalten ist. Mag man die Reformation lieben oder hassen, ihr wärmster Anhänger oder bitterster Feind seyn, die weltgeschichtliche Bedeutung derselben kann Keiner läugnen, und so bleibt es immer ein eigenthümliches Gefühl, das alte Zimmer eines Mannes zu betreten, dessen Kraft jene Umwälzung hervorgerufen, der als einfacher Mönch es gewagt, dem Kaiser und der ganzen

römischen Clerisei entgegenzutreten. Wie ganz anders wäre vielleicht der Lauf der deutschen Geschichte geworden, wenn der Kurfürst von Sachsen nicht bei Nacht und Nebel Luther hätte aufheben und in dieses kleine Zimmer der Wartburg bringen lassen, um ihn so seinen Feinden zu entziehen!

Dieses Zimmer ist kleiner und enger, als daß jezt der niedrigste Schreiber damit zufrieden wäre. Schlecht zusammengefügte rohe Bretter, jezt überall von Wurmstichen durchlöchert, bekleiden die Wände; zwei kleine Fenster mit winzigen Bleischeiben, durch welche man aber eine schöne Aussicht auf den Thüringer Wald hat, geben kaum das nöthige Licht. Der Schreibtisch, an dem die Bibelübersetzung begonnen worden, ist plump, von rohem Eichenholz; der elendeste Lohnschreiber hat jezt einen eleganteren; ebenso ist der Bücherschrank aus einfachen Brettern zusammengeschlagen; er sieht ganz aus wie bei Seite gesezte Speiseschränke in den Rumpelkammern alter Häuser. Mehrere Bibeln verschiedener Zeiten, darunter auch ein Exemplar der ersten Ausgabe der lutherischen Uebersetzung, sind darin aufbewahrt. Auf dem Schranke steht eine neue Büste Luthers, mit einem frischen Lorbeerkranze geziert. Auch der berühmte Dintenfleck, der entstanden seyn soll, als Luther dem Teufel, der ihn bei der Bibelübersetzung stören wollte, das Dintenfaß an den Kopf warf, ist noch zu sehen. Er befindet sich nahe am Ofen, wo die Wand nicht mit Brettern bekleidet ist, und mißt ungefähr zwei Handbreiten. An einer Wand hängt unter Glas und Rahmen ein Quartblatt mit Luthers eigenhändiger Schrift; eckige Züge mit fester Hand geschrieben, nicht schön und fließend, aber voll Ausdruck und Charakter. Noch sind mehrere andere Sachen, die Luther im Gebrauch gehabt, hier aufgestellt, sein Fußschemel, sein hölzerner Lehnstuhl, Alles höchst einfach und schmucklos. Auch ein Stück von der Buche, unter welcher die Reiter auf des Kurfürsten Befehl ihn gefangen nahmen und die lange unter dem Namen der „Lutherbuche" bekannt war, bis sie endlich vom Blitze zerstört wurde, ist hier aufbewahrt.

Der lange, sehr niedrige Bankettsaal des Schlosses, in dem die berühmten Versammlungen der Minnesänger zu Zeiten der heiligen Elisabeth gehalten wurden, bietet außer seiner historischen Merkwürdigkeit nicht das Mindeste dar, und der heutige Tanzsaal einer Dorfschenke ist besser eingerichtet und größer. Die ursprünglich freien, auf Säulen ruhenden Galerien, die aber später vermauert wurden, ist man jezt beschäftigt wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt herzustellen, wodurch der Eindruck des Ganzen sehr gewinnen wird. Ueberhaupt ist man bemüht, die ganze Burg, welche lange sehr vernachlässigt wurde, in verständiger, kunstvoller Weise zu restauriren und vor weiterem Verfall zu schützen. Dieses löbliche Unternehmen geht besonders vom jungen Erbgroßherzog von Weimar aus. Er besucht die Burg oft und hat sich im Hauptgebäude einige kleine Zimmer als Absteigquartier einrichten lassen. Diese kleine Wohnung wird jezt wahrscheinlich die Herzogin von Orleans beziehen und während des Sommers bewohnen, um die kühle reine Gebirgsluft zu genießen.

Fast dürftig sind die vier Zimmerchen, aus denen die Wohnung besteht. Gemeine grüne Papiertapeten bekleiden die Wände des Hauptzimmers, und die rothen baumwollenen Fenstervorhänge sind in jedem Gasthaus schöner zu sehen. Eben so einfach ist die ganze übrige Ausstattung, und jeder Mittelmann wohnt geräumiger und eleganter als die einstige Kronprinzessin des blühendsten Reichs der Erde, mit ihrem Sohn, dem bei seiner Geburt die stolze Stadt Paris, die ihn später so wild aus ihren Mauern trieb, ihren Namen schenkte. Welch ein Abstand zwischen den stolzen Königsgemächern der Tuilerien und diesem kleinen Stübchen der Wartburg! Welche Erinnerungen, welche Vergleiche mögen sich hier der edlen Bewohnerin aufdrängen! Vor sechs Jahren noch liebende und geliebte Gattin eines von der Natur so reich begabten Mannes, geehrt wie fast kein zweites Glied der königlichen Familie vom ganzen Volk der Franzosen, das mit Freuden seine zukünftige Königin in ihr begrüßte, und jezt Wittwe, unter den größten Gefahren flüchtig geworden, verbannt für immer von dem Boden, der ihr eine zweite Heimath geworden! Doch wer, wie diese Frau, ohne Reue auf ein ganzes Leben zurückblicken kann, wem, wie ihr, der innere Frieden nie aus der Brust gewichen, der kann nie ganz unglücklich seyn.

(Schluß folgt.)

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Nachdem man denn die uralte Anstalt und Grundlage der Volksgesittung und der Armensorge durch Wort und Beispiel, so wie durch Gesetz und Verordnung vernichtet — man denke an die Ehegesetze und Sonntagsgesetze, an die Verdrängung der Geistlichkeit von der Armenpflege durch die bureaukratische Armenverwaltung — nachdem man es der alten Kirche, daß sie die dienende Liebe aus der Welt in Orden und Klöster vertrieb, damit bezahlt hat, daß man nun schließlich auch die thätige Liebe vollends aus der Kirche verbannte, jezt sollte doch wenigstens irgendwie der Staat sich als das allein sittliche Gemeinwesen,

das er vorstellen wollte und als das ihn z. B. der Staatsphilosoph Hegel construirte, bethätigt haben. Aber wo und wie konnte er damit Ernst machen, nachdem er durch seine gewissenlose Staatswirthschaft und sein irreligiöses Beamtenthum das Herzblatt der Sittlichkeit zu zerstören für Beruf und Ehre hielt? Wie konnte er Rechtsgefühl, Ordnungssinn, Gesetzesbewußtseyn, freien Bürgermuth, Vaterlandsliebe, Gemeinsinn auch nur pflanzen wollen? Gehorsam war die erste Bürgerpflicht, beschränkt der Unterthanenverstand. Der Schreiber schrieb, der Richter untersuchte, der Fürst verordnete hinter Thür und Riegel im geheimen Kabinette. Der Söldner vertheidigte das „Vaterland“ um Lohn. Mitrathen und Mitthaten ward Hochverrath, gehenlassen und stehenlassen war Staatsweisheit, verbieten und wieder verbieten mußte helfen. Die Polizei vertrat völlig die Stelle des allwissenden und allmächtigen Gottes.

Im so geknebelten, verhöhnten, ausgesaugten Volke konnte natürlich keine mannhafte, selbstbewußte Thatkraft wachsen und bestehen. Die Verlockerung der Gemeinden, der Familien, der Herzen mußte allgemein werden. Das Volk mußte sittlich, religiös, wirthschaftlich in bodenlose Armuth sinken; denn Selbstgefühl, Gottesbewußtseyn, Unternehmungsgeist wurden systematisch untergraben, die edlern Triebe herzlos ausgerissen und die sittlichen Kräfte, die einzigen Erhalterinnen der Staaten mit Füßen getreten, oder was noch ärger war, von Polizeiwegen verboten, und was das Aergste war, von Oberaufsichtswegen im Regierungsblatt belobt, mit Prämien belohnt und mit Orden beleidigt.

Das Heidenthum war erklärt und Julian, der Apostat, diktirte dann auf's Neue für die verwünschte Armuth auch ein großes Fach im himmelhohen Registraturkasten, und kein Wunder, wenn es immer zu eng seyn wollte. In das Recht und Erbe der Kirche tretend, übernahm der Staat auf Stiftungsrechnung hin die Armen in — Verwaltung. Wo und solang Stifte und Spitäler, und was sonst aus katholischen Zeiten herrührte, darunter namentlich der Menschen- und Christentrieb des Betens und des Arbeitens hier und des Wohlthuns dort, vorhielt, war gut Register anlegen und Rechnung stellen. Aber die Verarmung der Häuser und der Herzen, und die Abnahme der theuer verwalteten Stiftungsmittel nahm in gleichem Maße zu und der Bettel wuchs. Das konnte die Polizeiehre nicht vertragen: der Bettel ward verboten. Milde Hände regten sich noch, und milde Herzen bluteten, wenn der Büttel arme Bursche und zerlumpte Kinder und jammervolle Alte von den Thüren scheuchte und wie das Wild durch die Gassen hezte; das Almosengeben ward verboten und — bestraft. Hat man dafür die gebende Liebe weiser zum Zwecke geleitet? Hat man die müßigen Armen zu ehrlicher Arbeit gebracht? Keines von beiden. Um leztere zu rechtlicher Selbsthülfe, um erstere zu weiser Mithülfe zu bestimmen, hätte der Staat ja sittliche Kräfte entbinden oder gar wecken, und in freier Selbstthätigkeit sich bewegen lassen müssen. Nein, es sollte in größtem Maßstab sich bewähren, daß „Liebe abzuhauen, Geld die Art ist,“ und daß „wer Träger hat, immer müde ist.“ Zu den zwei Verboten des Bettelns und des Almosengebens kam das dritte und beste Verbot des Hungersterbens, welchen drei Verboten die Gesetze über Armensteuer und Armenunterstützung die nöthige Vernunft beibringen mußten.

Den übrigen Staaten ging das protestantische England mit seiner Armengesetzgebung voran. Nach dem neuen Armengesetze vom 14. August 1834 ist oberster Grundsatz, daß Niemand in England und Wales gänzlich entblößt von den zum Unterhalt nöthigen Mitteln seyn soll. Um diese Mittel zu Stande zu bringen, ward eine Armensteuer eingeführt. Dieser menschenfreundliche Zweck mit unweisesten Mitteln hat die protestantische Welt wesentlich mit einem Begriff bereichert, den sie leider nur zu handgreiflich bis in Mark und Bein zu fühlen hat.

Ein Armer ist derjenige, dem die hinreichenden Mittel zum Lebensunterhalt fehlen; dieser Unterhalt richtet sich nach den herrschenden und standesmäßigen Begriffen, so daß es Arme in allen Ständen gibt, denn arm seyn heißt Mangel leiden. Diese Armuth ist ein Theil der Weltordnung und ein göttliches Erziehungsmittel für Reich und Arm. „Auch im tausendjährigen Reiche würden Arme bleiben, nur daß die Leiden der Armuth wegen der Wachsamkeit und Bereitschaft zu helfen verschwinden würden.“ — Nun kommt das Gesetz und sagt, wenn Einer unter der gewöhnlichen Lebensweise der Landbevölkerung steht, so soll er die Mittel zu seinem Lebensunterhalte ganz oder theilweise aus einer durch gesetzliche Zwangsmittel gebildeten Kasse erhalten. Wer sich so erhalten läßt und nicht durch die Liebe seiner Nachbarn, durch Ruhegehalt von einem ehemaligen Herrn oder sonst aus freier Liebe erhalten wird, der ist ein Pauper, das heißt ein Almosenempfänger auf Gesetzesweg.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Fortsezung.)

Die Pensionen der Aristokratie. — Metternich. — Die chinesische Dschunke.

Macgreger hat neulich dem Parlament eine Liste der Pensionen vorgelegt, nicht solcher wie Wittwen und Waisen sie genießen, oder auch wie das Verdienst im Cincinnatusgewande sie erhalten sollte, sondern solcher, die von Uralters her die kleinen Fortunatos mit Zuckerbrod gefüttert. Da steht: der Herzog von Grafton 3407 Pfund Sterling, seit 1675 bezogen aus der Postkasse, die, beiläufig gesagt, 10,000 Pfund Sterling jährlich von ihren Revenuen für verschiedene Pensionen abgibt; der Herzog von Marlborough 4000 Pfd. Sterl., seit 134 Jahren an seine Erben zahlbar u. s. w. Wenn das so fort ginge, daß jeder verdienstvolle Mann, den sein Land belohnt, diesen Lohn auf alle seine Erben fortpflanzte, so würden endlich die ganzen Einkünfte an solche Optimaten daraufgehen, und das lebende Verdienst möchte an den Hungerpfoten saugen, wie es denn solches häufig bereits thut.

Die aristokratische Welt amüsirt sich indessen ganz vortrefflich, und tanzt für alle Arten von wohlthätigen Zwecken. Auch für die Polen hat man wieder recht hübsche Quadrillen zusammengebracht, worüber die englischen Blätter, die keine Sympathie für dieses Volk haben, sehr ärgerlich waren und nur dadurch beschwichtigt werden konnten, daß Lord Duglas Stuart feierlich erklärte, der ertanzte Betrag solle nicht zu neuem Blutvergießen in Polen verwendet werden, sondern den hier lebenden Verbannten zu gut kommen. — Auch die Literaten haben jezt endlich so viel zusammengebracht, um Shakespeare's Haus erstehen und Sheridan Knowles mit einer Pension von 250 Pfd. Sterl. als Kastellan darin wohnen lassen zu können. — Nun hat auch endlich der Bazar für das deutsche Hospital statt gefunden, der sehr glänzend war, was die Gaben betrifft; wie gut sich aber diese Schätze verkauft haben, ist noch nicht bekannt. Chevalier Bunsen konnte leider nicht selbst dabei seyn, weil er seine Missionsreise nach Frankfurt anzutreten hatte. Auch der deutsche Verein für die Schöpfung einer deutschen Flotte, der sich hier gebildet, vermißte ihn sehr. Man tröstet sich aber damit, daß man recht bald von seinen Bestrebungen für ein freies und einiges Deutschland hören werde. — Metternich und Guizot sind wie verschollen. Im Stillen mögen sie ihre Snobanbeter haben, und sie haben deren, das ist gewiß, aber im Ganzen kümmert sich Niemand um sie. Oxford soll Metternich einen Grad ertheilen, schlagen die Journale scherzhafterweise vor; diese Universität allein könne Verdienste, wie er sie an den Tag gelegt, würdigen und belohnen. Er besuchte neulich die chinesische Dschunk. Dieses merkwürdige Schiff zieht überhaupt viele Besucher an. An einem schönen Sommertag schwimmt es sich hübsch auf der Themse hinunter — in einem Dampfboot, versteht sich — und ist man bei den Decks angelangt, so bietet das bunte Schiff mit seinem unendlichen Farbenreichthum und seinem großen Fischauge an der Vorderseite, mit der bunten Menge, die in den schönsten Morgentoiletten auf demselben hin- und herwegt, wenn auch gerade keinen malerischen, doch immer einen neuen und pikanten Anblick. Stabil, wie Chinas Politik, hat sich auch seine Nautik erwiesen. Dreitausend Jahre sollen darüber hingeschwunden seyn, seit eine solche Dschunke zuerst das Auge ihres Erbauers ergözte, und als er sein Werk überschaute und sahe, daß es gut war, da glaubte keiner seiner Nachkommen etwas an demselben ändern zu dürfen. Und diese wunderbare lange, schmale, ungeschickte Masse, die nur dazu bestimmt war, die Küsten zu umsegeln, hat allen Stürmen des weiten Meers, das sie durchschifft, auf das glücklichste Troz geboten. Der seltsame Anker von Holz, die aus Bambus verfertigten Taue, das buntfarbige Segeltuch und das ungeheure Steuerruder, das alles sieht einer Argo merkwürdig ähnlich. In der Kajüte ist der Altar mit dem Bilde des Gottes, der in goldener Ausstattung mit menschlich chinesischen Zügen auf die Barbaren herabschaut, die sich neugierig um seinen Schrein drängen. Ein Unglücksfall hatte die Divinität äußerlich verlezt, und der Schiffsmaler, der die Reise mitmachte, um die Dschunke in ihrem Farbenglanze zu erhalten, wurde aufgefordert, den Schaden zu restauriren; aber der Mensch wollte sich durchaus nicht dazu verstehen seine Hand an die Gottheit zu legen. Viele buntgemalte Papierlampen zieren die Decke, viele sonderbare Bilder bedecken die Wände, und Sessel ohne Lehnen und eine Art Sopha, beide von braunem geschniztem Holze, machen das Geräthe des ziemlich geräumigen Gemaches aus. An der einen Seite desselben befindet sich eine zwei Ellen große Kajüte, in der der Kapitän saß, ein brauner, fetter, gemüthlich aussehender Mann, der seinen langen schwarzen Haarschwanz prächtig häßlich um seinen Kopf gedreht trug; an der Wand neben ihm war sein Kaiser gemalt. Auf der andern Seite des Salons war eine kleine Kajüte von derselben Dimension, in welcher ein länglicher Lehnstuhl stand, den einige englische Herrn versuchten. An der Wand war eine Art Hängebett angebracht, so schmal und miserabel, daß einem schauderte beim Gedanken an den Comfort, den man auf einer Seereise auf einem solchen Lager finden mag. Der Eingang zu beiden kleinen Kajüten ist ihrem Umfang vollkommen angemessen und so niedrig, daß man nur auf allen Vieren hineinzugelangen vermochte, was alle Damen von denselben ferne hielt. Vor dem Eingang des großen Salons saßen drei glänzend braune Chinesen, in ihre Landestracht gekleidet, mit hohen Stelzschuhen, die schwarzen Schwänze um die Mitte des halb geschorenen Kopfes wie eine Krone gewunden. Sie hielten etwas in dee Hand, mit dem sie Töne hervorbrachten, die nicht ganz so wohlklingend waren, wie das nächtliche Miauen einer Katze. Der Eine schlug mit zwei Stückchen Holz auf ein drittes, der Andere spielte ein Ding, das einer Kinderfiedel ähnelte, aber bei weitem nicht so melodisch klang, und der Dritte hielt ein Buch mit Hieroglyphen vor sein Gesicht und sang, wie die Seelen der Sünder im Fegefeuer winseln mögen. Dazu lächelte er gutmüthig, wenn Alles lachte. „Gerade so, wie sie in den Straßen von Canton spielen," bemerkte ein englischer Offizier, der die lezte Expedition mitgemacht; „vom Morgen bis zum Abend hört man da dieses unselige twäng, twäng.«

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 154. Mittwoch den 28. Juni 1848.

— Piety, and fear,
Religion to the gods, peace, justice, truth,
Instruction, manners, mysteries, and trades,
Degrees, observances, customs, and laws,
Decline to your confounding contraries,
And yet confusion live!

Shakespeare.

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

So entstand durch die protestantische Armengesetzgebung der Pauperismus, diese Heuschreckenplage der modernen Länder, welche allen bisherigen übeln Grundlagen und schlimmen Maßregeln zur Verarmung derselben die Krone aufsezte. Ein berühmter Mann, der nun verstorbene Stifter der freien Kirche in Schottland, Dr. Chalmers, dessen epochemachendem Werke über die kirchliche Armenpflege wir hier huldigen, nennt den ganzen Pauperismus unserer Zeit ein auf der Basis von Betrügerei und Verworfenheit aufgeführtes Gebäude. Einleuchtend und erfahrungsgemäß ist, daß dieses System, in seinen Folgen entwickelt, alle Reichen arm und alle Armen ärmer macht als zuvor. Vor allem bringt es eine große Erschlaffung in der Wirthschaftlichkeit und Sparsamkeit unserer arbeitenden Klassen mit Nothwendigkeit hervor. Alle Antriebe zum Sparen werden gelähmt, wenn die Leute wissen, der Flecken, die Stadt, der Staat muß mich und meine Kinder unterhalten. Deßgleichen verstopft es die Hülfeleistung von Seiten der Verwandten, die vor allem Herz und Hand offen für ihr Fleisch und Blut haben sollten, nun aber die Dürftigen eben an die Armenkasse und in's Armenhaus von sich weg weisen, womit nothwendig die Familien- und Verwandtschaftsbande aufgelockert werden. Ferner läßt der Pauperismus die Theilnahme der Reichen an den Armen versiegen, indem er das Werk der Liebe in einen Gegenstand von Rechtsansprüchen wandelt.

So stellte sich Arm und Reich in feindlicher Schlachtordnung einander gegenüber, die einen ohne Dankbarkeit und voll Mißvergnügen, und dreist dasjenige als das Ihrige fordernd, was die ja hinlänglich Besteuerten, von jeder thätigen, unmittelbaren Theilnahme Ausgeschlossenen mit Widerwillen und so sparsam als möglich geben. So wird das Mitleid ausgewurzelt, die Selbstsucht geflissentlich genährt und die höhere Klasse dahin verderbt, daß wenn sie je ein gutes Werk thun soll, der Genuß davon, der ein an sich erlaubter, ja nothwendiger wie bei jeder Liebe ist, auf die gröbste Weise dadurch zu erhalten gesucht wird, daß man wohlthätige Zweckessen, Zweckbälle, Zweckschauspiele, Zweckausstellungen und Lotterien unternimmt.

Man lasse doch ja die Anklagen gegen Auswüchse der alten katholischen Liebesthätigkeit. Oder seyd ihr, die ihr euch bei einem solchen Zweckessen gütlich thut, die bestellten Richter über eine alte Heilige, welche, während ihr den perlenden Wein in funkelnden Pokalen „für einen guten Zweck" kreisen lasset, die Aussätzigen wusch und das Waschwasser trank, um in den Himmel zu kommen? Seyd ihr Armenbeamten, Armenschriftenhändler und Schreiber, ihr Geheimnißkrämer von Paris und Berlin, ihr alle, die ihr nicht mit, sondern von der Armuth zu leben wisset, im geringsten besser als die alten Mönche, die am Bettel reich wurden? Ja, ihr wohlhonorirten Eugen Sue und ihr Verleger, Uebersetzer, Diebe und Bewunderer desselben alle, dürft ihr selbst jenen zwei-und-zwanzigsten Johann verdammen, der in der Nachfolge des armen Lebens Jesu auf Petri Stuhl sechzehn Millionen gemünztes Geld und siebzehn in Barren hinterließ? Und selbst du wunderlichster Heiliger, Sankt Crispinus, fürcht'

dich nicht vor denen, welche Leihkassen errichten, Rentenanstalten verwalten, Spielhöllen dulden, Staatslotterien vertheidigen, Salzsteuern auflegen, und sonst, was man so heißt, für das Wohl des Volkes sorgen!

Und wenn die Kirche und ihre Orden das Vorrecht der Liebe übten, und so die ungeweihte Welt um ihre Ausübung, die ketzerische um deren Genieß brachten, so war doch Geistlichkeit und Ordensmann, und vollends Bettelmönch aus dem Volk, im Volk und für das Volk; ein Verkehr von Mensch und Mensch, von Herz und Herz verblieb dadurch und das Geben um Gotteswillen und das Nehmen mit vergelt's Gott erhielt die höhere Gesinnung. Das Almosenwesen aber, das bei den Einen als verfluchte Schuldigkeit, bei den Andern als dankloser Rechtsanspruch mit aller Härte und aller Rohheit, mit aller Kälte und Entfremdung im leidigen Steuerzettel oder von mitleidslosen, mechanischen Beamten Geld um Geld sich übt, das ist eine Stufe, welche die herzloseste Ausartung der versteinerten Kirche doch nie erreichen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wartburg und die Herzogin von Orleans.

(Schluß.)

Daß die Wohnung der Herzogin von Orleans ärmlich ist, daran wird die Fürstin gewiß nicht denken, wenn sie aus ihren Fenstern in die Pracht der Natur hinausblickt. Wie ein Panorama liegt die ganze Kette des Thüringer Waldes vor Einem und man kann so recht die sanfte, wellenförmige Formation desselben beobachten. Stolz ragen einzelne bedeutende Kuppen über die übrigen hervor, unter ihnen besonders der „Inselberg," der höchste Berg des ganzen Gebirges. Fast alle Berge sind bis zum Gipfel mit üppigem Wald bedeckt, den hin und wieder grüne Wiesen oder einzelne gelbe Kornfelder unterbrechen; Nadel- und Laubholz aller Art wechseln in bunter Mischung und das verschiedene Grün von der tiefsten, fast schwarzen Färbung bis zur hellsten, goldigen, zeigt sich in den mannigfachsten, dem Auge wohlgefälligen Schattirungen. Unzählige kleine Städtchen und Dörfer und einzelne Häuser blicken freundlich mit ihren rothen Dächern aus allen Seitenthälern hervor, die starke Bevölkerung der Gegend verkündend. Traulich am Fuß des Berges geschmiegt, gleich als erwarte es Schutz von seiner festen Burg, liegt Eisenach mit seinen hellen Häusern, seinen freundlichen, oft von Gärten und Bäumen unterbrochenen breiten Gassen. Schöne Gartenanlagen und große Obstbaumpflanzungen umgeben den Ort und geben ihm ein behagliches Ansehen.

Neben dieser reizenden Aussicht bilden zwei schöne Oelgemälde den einzigen Schmuck der Zimmer. Das eine ist das Porträt des edeln Großherzogs Karl August von Weimar, des Großvaters der Herzogin von Orleans von mütterlicher Seite, das andere eine Darstellung des Minnesängerkampfes auf der Wartburg, mit vieler Kunst vom bekannten Maler Simon in Weimar gemalt.

Ein einsamer Fußpfad führte mich nach mehrstündigem Aufenthalt wieder von der Wartburg hinab. Langsamen Schrittes ging vor mir eine Dame in einem ganz dunkeln einfachen Anzug, zwei eben so einfach gekleidete Knaben von sechs und neun Jahr an der Hand, die aber oft vom Pfade absprangen, Blumen und Blätter pflückend und sie wie fragend der Mutter zeigend, oder in kindlicher Lust und unter lautem Gelächter einander haschend. Es war etwas ungemein Edles, Würdevolles in der ganzen Erscheinung; die Figur hoch und schlank, der Gang graziös und elastisch, aber dabei etwas krankhaft matt und müde. Trotz des einfachen Anzugs, den eine wohlhabende Brauersfrau verschmäht und naserümpfend angesehen hätte, sah die Wandelnde ungemein vornehm aus. Ich beschleunigte meine Schritte, um an einem Kreuzwege vorbeigehen zu können. Ein Blick auf das Gesicht der Dame ließ mich sie erkennen: es war die Herzogin von Orleans mit ihren beiden Söhnen. Welche Gefühle durchbebten mich bei dieser ganz unerwarteten Begegnung, welche Bilder rief dieser Anblick in mir hervor!

War dieß die Prinzessin Helene von Mecklenburg, welche in rosiger Jugend blühend, an der Hand der bewährten Erzieherin die Promenaden des Schloßgartens in Schwerin durchwandelte, freundlich und mit holdseliger Anmuth die ihr von allen Seiten dargebrachten Grüße aller Einwohner ohne Unterschied des Standes und Ranges erwiedernd? Schon damals fesselte das kaum zur Jungfrau emporgeblühte Mädchen Alle, die sie kannten; sie war der Liebling der ganzen Bevölkerung des mecklenburgischen Landes, das in ihr den lieblichsten Sprößling seines uralten Fürstenhauses heranblühen sah. Und als sie als Braut des schönen fürstlichen Werbers das Land ihrer Väter verließ, wie groß war da die Freude, wie groß der Schmerz! Gerade zehn Jahre sind es jetzt, da fuhr sie in feierlichem Zuge aus dem stillen Ludwigslust ihrem neuen Schicksale entgegen. Noch einige Tage vorher hatte sie mit dem Diamant im Fingerring in ein Fenster des Schlosses zu Ludwigslust, in dem sie geboren und größtentheils auch erzogen war, die Worte eingeschnitten:

„So leb' denn wohl, du stilles Haus,
Ich zieh' betrübt von dir hinaus,
Und find' ich auch das höchste Glück,
Stets denk ich doch an dich zurück."

Lebhaft stand mir das Bild vor Augen, wie der Reisewagen, in dem die junge, damals so frisch blühende Prinzessin im einfachen Reisekleid saß, im lezten mecklenburgischen Grenzstädtchen anhielt, und die Kinder und Jungfrauen ihr Blumen und Kränze reichten und den Wagen schmückten. Es waren die lezten Liebesgaben, die sie im Vaterland empfangen sollte. Wenige Augenblicke darauf erreichte der rollende Wagen die preußische Grenze. Die Prinzessin winkte uns, die wir ihr bis dahin zu Pferde das lezte Ehrengeleit gegeben hatten, noch einmal zum Abschied mit dem Taschentuch; die preußischen Behörden empfingen sie in feierlichem Zuge, und für immer schied sie vom Boden der Heimath, noch einen lezten thränenden Blick herübersendend. Dieser Auszug der Prinzessin Helene nach Frankreich hatte für uns Alle etwas Wehmüthiges, Beengendes. Ihr sie zärtlich liebender Bruder, der verstorbene Großherzog Paul Friederich, sah sehr ungern seine Schwester einem zwar glänzenden, aber immer unsichern Geschick entgegengehen. Er hatte alle Mittel der Bruderliebe aufgeboten, sie davon abzuhalten. Nur dem bestimmt ausgesprochenen Willen derselben und dem Wunsche seines Schwiegervaters, des verstorbenen Königs von Preußen, der diese Verbindung als Band des Friedens zwischen Deutschland und Frankreich wünschte, fügte er sich endlich und gab, gegen seine Ueberzeugung, seine Einwilligung zu der Heirath. Aber noch auf dem Todtenbette, im Jahr 1843, beschäftigte ihn das Schicksal der geliebten fernen Schwester, und er sprach viel und mit düsterer Ahnung von demselben.

Damals nun, als mein Auge die Fürstin zulezt erblickte, und jezt wieder — welche Veränderung! und doch lagen nur zehn Jahre dazwischen. Nur allzu sichtbare Spuren hatte der Schmerz diesen edlen Zügen eingedrückt; man sah es der hohen Stirn an, daß schwere Sorgen sie umlagerten, den sanften Augen, daß zahllose bittere Thränen aus ihnen geflossen. Aber die Milde und Reinheit des Gemüths, die stets diesem Gesichte den eigenthümlichen Ausdruck und so großen Reiz verliehen, waren geblieben; man sah, Schmerz und Sorge hatten dieses Gemüth nicht verbittert, nein, nur noch mehr geläutert. Welcher Partei er auch angehöre, dem persönlichen Charakter der Herzogin von Orleans wird jeder Franzose die vollste Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und keine Frau ist noch im gegenwärtigen Augenblick in ganz Frankreich so allgemein geachtet als sie. Und welchen Muth hat die Mutterliebe diesem schwachen Weib eingeflößt, als sie den schweren Gang in die Deputirtenkammer unternahm, um die Krone für das Haupt ihres Sohnes zu retten; welche Schrecknisse hat sie in diesen Stunden erlebt! Wohl mochten dieselben unvergängliche Furchen in dieses Antliz graben. Sie war schutzlos einer wilden, blutdürstigen Menge preisgegeben, sie wurde so tumultarisch umdrängt, daß sie sogar körperliche Verletzungen erhielt. Ihr Ohr mußte hören, wie ein Wütherich den Vorschlag machte, dem Grafen von Paris, den sie am Arm führte, auf der Stelle die Augen auszustechen, um ihn so für immer unfähig zum Regenten Frankreichs zu machen, welcher Vorschlag aber von allen Andern mit Abscheu zurückgewiesen ward. Dazu war ihr zweiter Sohn im Gedränge von ihrer Seite fortgerissen worden, und mehrere Stunden mußte die entsezte Mutter in verzweifelnder Angst verharren, bevor man denselben auf einer Steintreppe allein sitzend wieder fand. Wahrlich, schon dieser einzige Tag, an dem sie allein von allen in Paris anwesenden Mitgliedern der Orleansschen Familie Muth und Selbstvertrauen zeigte, weist ihr einen Platz in der Galerie heldenmüthiger Frauen an.

Auch die Flucht der Herzogin von Paris nach Deutschland war gefahrvoll und beschwerlich und mußte so eilig ausgeführt werden, daß unterwegs nicht die mindeste Rast gehalten werden konnte. Jezt lebt sie äußerst einfach mit ihren beiden Söhnen, einem Lehrer derselben, einem Bedienten und einer einzigen treuen Kammerfrau in Eisenach im dortigen unbewohnten Schlosse. Der Unterricht ihrer Kinder, den sie so weit möglich selbst leitet, und häufige Spaziergänge in der schönen Umgegend, mit denen sie gewöhnlich botanische Studien verbindet, füllen den größten Theil ihrer Zeit aus. Ihre beiden Söhne sind zwei liebliche, frisch aufblühende Knaben. Der Graf von Paris zeigt ganz den französischen Ausdruck in seinen Zügen und in seinem ganzen Wesen, und sieht schon jezt gar muthig und unternehmend aus. Er erinnert unverkennbar an seinen Vater, und lebhaft rief mir sein Anblick den Moment zurück, wo der Herzog von Orleans, von glänzendem Gefolge umgeben, an uns, die wir ihm zu Ehren in großer Parade auf dem Glacis von Wien aufgestellt waren, vorbeisprengte und die Standarte des Regiments mit dem kaiserlichen Adler, dessen Schwingen jezt so kläglich gefesselt sind, sich vor ihm neigte. Welchem Schicksal mag dieser Knabe entgegengehen, der so früh das bittere Loos der Verbannung schmeckt? Wird er Frankreichs Boden wieder betreten, ja, einst dessen Führer werden? Unmöglich ist es nicht.

Den andern Morgen führte mich die rasche, gut eingerichtete Tarissche Kurierpost wieder nach Frankfurt zurück, mitten in das Treiben aufgeregter politischer

Parteien. Mein Reisebegleiter war ein Pole aus Posen, der auch nach Frankfurt reiste. Unsere politischen Ansichten stimmten in manchen Dingen gar nicht überein, und wir sprachen es offen aus: leicht möchte es so kommen, daß wir sie mit den Waffen in der Hand gegen einander zu verfechten hätten; aber als Gefährten im engen Raum des Postwagens vertrugen wir uns deßhalb doch ganz gut und schieden in Frankfurt mit herzlichem Händedruck von einander.

J. v. W.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

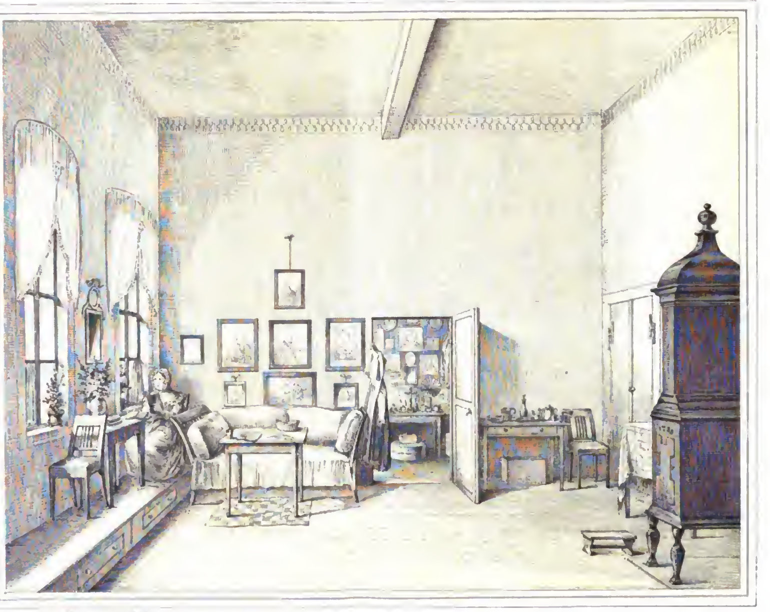
(Fortsetzung.)

Die chinesische Dschunk. — Tod der Prinzessin Sophie. — Home produce.

Eine zahlreiche Menge hatte sich herzugedrängt, bunte Toiletten, Bänder und Blumen, glacirte Handschuhe und goldene Bracelets schimmerten in den hellen Sonnenstrahlen, und die drei kaffebraunen Gesichter überschauten vergnügt den Kreis ihrer weißen Bewunderer. „Es ist die ganze hohe Aristokratie hier beisammen," flüsterte derselbe Offizier; „aber wahrhaftig, wenn ich die meisten nicht bei Namen kennte, ich würde meinen, die Noblesse meines Vaterlandes müßte etwas mehr distinguirt aussehen. Die Geburt macht doch nicht immer den Mann." Und wahrhaftig! es sey ohne alles Vorurtheil gesagt: Niemand, der dem Anschein nach urtheilt, hätte hier die Elemente der Aristokratie vermuthet. — Die Dschunk führt auch ihren Compaß mit sich, den die Chinesen, wie man weiß, erfunden haben und den sie abergläubisch verehren. Wenn die Wellen ein wenig hoch zu gehen anfangen, eilen sie zu demselben und setzen ihm allerlei Leckerbissen vor, um ihn bei guter Laune zu erhalten. Chinesische Frauen sind leider nicht an Bord. Die Damen sind dort durchaus noch nicht emancipirt und hegen keinen Wunsch, die Länder der Barbaren zu besuchen. Wenn diese Dschunk die englische Saison durchgemacht hat, dann sollte sie den Rhein hinauf gehen; zwischen den grünen Rebenhügeln des alten deutschen Stroms, und im Angesicht seiner mit Ruinen gekrönten Berge müßte sich die bunte Arge wunderbar pittoresk ausnehmen. Es wäre gewiß keine üble Spekulation. Es ist einmal so, daß nur das Neue Reiz hat. Selbst eine Jenny kann keine Repetition aushalten und wird der Ruin ihres Lumley. Mit diesem ist es vorbei, vorbei mit seiner Oper. Dazu ist die Garcia hier, und die Garcia ist ein Genius, und als solcher wird sie einer bloßen Frau mit einer Nachtigallenstimme stets den Kranz entwinden. Madame Anderson hat ihr Conzert gegeben und die Garcia hat darin gesungen zum Entzücken des Publikums. Kürzlich gab man in Drurylane am Nachmittag »Stabat Mater,« und im zweiten Theile des Conzerts trugen Sänger und Sängerinnen ihr Bestes vor, wovon wiederum das Beste ein Duett zwischen der Garcia und Tamburini war. — Einige Tage waren die Theater wegen des Absterbens der Prinzessin Sophie verschlossen. Die gute alte Dame hat ein-und-siebzig Sommer gesehen. Schon am Sonnabend den 20. Mai lautete der Ausspruch, daß sie den Abend nicht erleben würde. Es war großes Drawingroom, die Herzogin von Cambridge, ihre nächste Verwandte, legte ihr Kleid von weiß glacirter Seide mit Brüsseler Spitzen an, ließ sich die lange Atlasschleppe nachtragen, und als sie mit diesem Pomp der Welt bekleidet das Ceremoniell der Hofetikette durchgemacht, eilte sie an das Sterbelager ihrer Verwandten, um sie den lezten Seufzer aushauchen zu sehen. Welche Gewalt ein fürstliches Herz über sich auszuüben vermag! Gemeine Seelen haben nicht einmal eine Ahndung davon, wie viel Schmerz und Sorge hinter diesem Hoflächeln sich verbergen kann! Auch merkte es kein Mensch den fürstlichen Guelfen an, daß ein Mitglied ihres erlauchten Hauses mit dem Tode ringe. Den ganzen Tag wurde diese Selbstbeherrschung fortgesezt, ja bis in die Nacht hinein, weil Ihrer Majestät Geburtstag zu Ehren große Diners stattfanden, die erst abgemacht seyn wollten. Am nächsten Tag war Sonntag, ein Tag, der dem Herrn der Welt gehört, und so konnte erst am Montag mit der neuen Woche das Trauern anfangen, wozu denn auch sogleich Anstalt getroffen wurde. Die ganze fashionable Welt hat sich diese Woche hindurch nur in Pfeffer und Salz gekleidet sehen lassen und sich in diesem Trauermantel ihrer distinguirten Gefühle sehr wohl gefallen, während alle Damen in bunten Hüten sogleich als „Nobodies" zu erkennen waren. — Man wird jezt sehr loyal, sehr patriotisch. Man denkt daran, den Gooseberry-wine einzuführen, damit die ausländischen Gewächse künftig nicht mehr das Geld aus dem Lande führen. Ueberhaupt soll auf jede nur mögliche Art das »home produce« den Vorzug haben. Ob aber der Handel dabei gewinnen wird? schwerlich. — Punch wurde eines Abends gleichfalls von dieser Manie angesteckt, und als er am andern Morgen erwachte, war sein erstes Gebot, ihm zum Frühstück keinen Häring zu bringen, weil er nicht in England geboren sey. Darauf befahl er seiner Wirthin, jedes Stück Möbel aus Mahagoni aus seinem Zimmer zu nehmen und ihm Stühle und Tische aus gutem alten Eichenholz zu bringen. Dann aß er seine Butterstolle, aber nicht eher, bis er überzeugt worden, daß der Weizen wirklich in Kent gewachsen und daß die Butter in Devonshire bereitet worden sey. Nun wollte sich Punch rasiren; da fand es sich aber, daß sein Spiegel mit Quecksilber aus den Minen in Steiermark belegt war; er schlug den Spiegel mit einer Wuth, die Richard des Zweiten würdig gewesen, in Stücken, und folgte der guten alten Legende und rasirte sich vor seinem blanken Stiefel. Aber wie groß war sein Schreck, als er fand, daß sein Stiefel nicht aus englischem Leder, sondern aus spanischem Corduan gemacht war! Wäre es möglich gewesen, so hätte Punch bei dieser Entdeckung den Bart wieder zurückgenommen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.



Beilage zum Morgenblatt 1848

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 155. Donnerstag den 29. Juni 1848.

Non ebur, neque aureum
  Mea renitet in domo lacunar. —
At fides et ingeni
Benigna vena est.

Horat:

Züge aus dem Leben der Hofräthin Reinwald, geb. Schiller.

(Beilage: Abbildung des Zimmers der Hofräthin Reinwald.)

Ein Stillleben! — hat das nicht auch seinen Reiz und seinen Werth? verweilt der kunstsinnige Beschauer auf seiner Wanderung durch eine reichhaltige Galerie nicht gern auch vor einem solchen Bild? — Nicht minder ansprechend und wohlthuend als in Bildergalerien wirkt ein Stillleben auf empfängliche Gemüther, wenn es im wirklichen Leben, in der vollen und bunten Galerie der verschiedenartigen Menschengestalten und Charaktere uns entgegentritt. Verweile, Leser, einige Augenblicke bei dem, das die vorliegenden Umrisse und die nachfolgenden Zeilen dir zur Anschauung bringen wollen. Hier stellt sich ein solches Stillleben aus der Wirklichkeit vor dich hin, ein Stillleben von der köstlichsten Art, ein Stillleben im bedeutungsvollsten Sinn des Worts.

Kein Salon mit Sophas und Tabourets, kein Prunkgemach mit zierlichem und glänzendem Geräth — es ist ein einfaches Wohnzimmer im Erdgeschoß, was sich im beigefügten Bilde zeigt, leer, nicht öde, reinlich anzuschauen, aufgeräumt, kein Stäubchen auf dem Boden; weiße Wände ziert ein Lenz von Blumen, der Natur im Schaffen nachgebildet. So hat es ein der Vollendeten befreundeter Dichter treu nach dem Leben geschildert.* Diesen anspruchlosen, aber freundlichen und gern besuchten Raum im Hause der Stiftsdame Heim zu Meiningen bewohnte eine lange Reihe von Jahren hindurch die Hofräthin Reinwald, Schillers hochbejahrte Schwester; hier endete am 31sten August 1847, wenige Tage vor ihrem 90sten Geburtstag, ein Schlagfluß ihr Leben. Kein Krankenlager, nur ein kurzes Unwohlseyn war diesem Ereigniß vorausgegangen; mit ungeschwächter Geistesfrische hatte sich die Verewigte noch den Tag vor ihrem Tod am Anblick eines zur Beschauung ausgestellten Kunstwerks erfreut; ihr Leben verklang, wie es geführt worden war, im Gefühl des Schönen und Guten, womit Gott die Welt ausgestattet hat.

Elisabeth Christophine Friederike war das älteste Kind der Schillerschen Familie. Sie war zwei Jahre vor ihrem berühmten Bruder, den 4ten September 1757 in Marbach geboren. Von ihren jüngern Schwestern heirathete die eine, Dorothea Louise, geboren im Jahr 1766, den Stadtpfarrer Frankh in Möckmühl, und starb daselbst den 14ten September 1836; die andere, Nannette, wurde im Jahr 1796 als 18jähriges blühendes Mädchen von einem bösartigen Fieber weggerafft, an welchem damals auch der Vater schwer darnieder lag. Frau von Wolzogen theilt in ihrer Biographie Schillers, S. 265 ff. einige von den rührenden Briefen mit, die Schiller bei jener Veranlassung an die älteste Schwester schrieb und durch die er sie bewog, nach Stuttgart zu gehen, um die Erkrankten zu pflegen.

In ländlicher Stille verfloß den Schillerschen Kindern der größte Theil ihrer Kindheit und Jugend. Nach dem siebenjährigen Krieg, dem Christophine wohl nicht ganz mit Unrecht die Schuld beimaß, daß ihrem Bruder von der in mancherlei Angst und Unruhe versetzten Mutter eine minder kräftige Natur als ihr zu Theil geworden sey, wohnte die Familie drei Jahre

* G. Schwab im Weihnachtsbaum; Hlcb. 1846. S. 172.

lang im romantischen Remsthal, in dem aus der Zeit der Hohenstaufen berühmten Flecken Lorch, und an diesen Aufenthalt, der dem als Werboffizier dahin beorderten Vater weniger angenehm war als den Kindern, dachte die Vollendete stets mit besonderer Innigkeit zurück.

Eben so einfach und von rauschenden Weltfreuden fern, wie zu Lorch, war das Schillersche Familienleben später auf der Solitude, anderthalb Stunden von Stuttgart, wohin der Hauptmann Schiller als Oberaufseher aller dortigen Anlagen von Ludwigsburg aus versezt worden war, und wo er auf den Wunsch des Herzogs Karl eine Musterbaumschule für das ganze Land einrichtete und mit großer Sorgfalt und Treue pflegte. Hier weckte die reiche und herrliche Blumenfülle, die sie in den fürstlichen Gärten sah, in Christophinen den Sinn für Blumen und die Freude an ihrer Anmuth und Lieblichkeit. In den lezten zwanzig Jahren ihres Lebens war es, wie die oben berührten Dichterworte andeuten, Lieblingsbeschäftigung für sie, Blumen und Früchte nach der Natur zu malen; noch wenige Tage vor ihrem Ende hatte sie ein neues Blumen- und Fruchtstück angefangen.

(Fortsezung folgt.)

Armuth und Christenthum.

(Fortsezung.)

So hat auch noch viel mehr, als es jemals unter dem Krummstab möglich wäre, der Pauperismus die gegenseitige Unterstüzung der Armen unter einander erstickt. Ohne denselben werden die Nachbarn von einer Art moralischer Schwerkraft nach dem Orte hingezogen, wo Krankheit und Elend am erschütterndsten hervortreten. Die besten Linderungsmittel gegen die Armuth sind von dem Schöpfer selbst in die Hand der Armen gelegt. Was diese thun können, beweisen z. B. die Bibelanstalten mit Zahlen, indem sie bei weitem einen größern Theil ihrer Einkünfte aus den wöchentlichen Pfennigsammlungen der Armen, als aus den jährlichen Beiträgen und glänzenden Geschenken der Reichen beziehen. In dem Stadtgefängniß von Bristol war die Ration an Brod für die Kriminalgefangenen geringer als das, was ein Mensch in der Regel zu seinem Unterhalte nöthig hat, und den Schuldgefangenen wird eine solche Ration überhaupt gar nicht bewilligt, sondern sie bleiben ihren eigenen Mitteln oder der zufälligen Unterstüzung der Stadtbewohner überlassen. Zuweilen versiegen nun beide Quellen und einige wären Hungers gestorben, wenn nicht die Kriminalgefangenen, ehe sie den Anblick solcher Todesqualen ertragen wollten, lieber ihre so sehr geringe Portion mit ihnen getheilt und also ihre Leiden mitgetragen hätten.

Wir haben nun einen kurzen Blick auf die Geschichte geworfen und gesehen, wie wir's so herrlich weit gebracht. Das Urchristenthum mit seinen kleinen und ursprünglichen Verhältnissen freier Liebe ohne alle Beziehung zum Staate; das katholische Mittelalter mit seiner Alleinherrschaft der Kirche und des Herzens; die protestantische neue Zeit mit ihrer Alleinmacht des Staates und des Kopfes — was haben sie geleistet? Die Christusherrschaft der apostolischen und nachapostolischen Kirche schuf die Diakonie, jene Bruderanstalt freier Gemeindeliebe; die Papst- und Pfaffenherrschaft des Katholicismus schuf Klöster und Bettelorden; die Schreiber- und Polizeiherrschaft des Protestantismus schuf den Pauperismus.

Wie nun weiter? Ist das Schreiberthum wirklich gestürzt, hat das Allesregieren, das von obenher Machen aufgehört? Oder meint man noch, die Regierungen könnten und müßten für Alles sorgen und die Juristen könnten die Christen entbehrlich machen? Wird man mit Verordnungen, Erlassen, Befehlen, Listen und Registern weiter kommen? Es beginnt zu dämmern, aber langsam und schwer in den mit dem Polizeistaat Großgewordenen. Wir wollen hoffen, die eben an's Ruder gekommenen Lenker und Berather Deutschlands seyen nicht die Schatten und Doppelgänger des gestürzten Wesens; aber sie haben schwerlich alle den Zauberstab, der in der Herzen Tiefe aus dem Felsen lebendiges Wasser schlägt, wenn sie zum Theil, ganz wie ihre Gegenfüßler bisher, die Höhe ihres Berufs in der Höhnung und Verläugnung und Verneinung dessen finden, was allein Liebe und Hingebung wirkt, des Glaubens. Sie thun das in gutem Glauben, denn sie wissen die Kraft des Glaubens nicht, welche lediglich Erfahrungssache ist.

Wir sahen so eben im Luxemburgpalast zu Paris das große Schauspiel, wie kopflos man seyn kann ohne Herz und Gott darin; wie man mit der geläufigen Zunge Berge versetzen kann und nicht eines Herzens Leidenschaft, nicht eines Magens Hunger stillen und niemals aus Eigensucht Hingebung schaffen. Organisation der Arbeit wollen sie machen und den Menschen zur theilbaren, berechenbaren, nach Gefallen hin und her rückbaren Maschine werden lassen. Es ist verrückt genug, im Menschen das Herz zu übersehen.

So wollen sie sich nun auch in Frankfurt vor Allem mit „Verstopfung der Quellen" bisheriger Noth beschäftigen. Zu große Versprechungen sind gern eitel und babylonische Thürme fallen alle ein. Immer ist Oberflächlichkeit eine schlimme Vorbedeutung. Oder sind jene Quellen nur äußerlich und äußerlich ver-

stopfbar? Ist es mit Eröffnung äußerer Hülfsquellen gethan? Braucht man zu gründlicher Hebung der Noth keine neuen Herzen, keine neue Liebe, keinen neuen Gehorsam? Wäre deßwegen, weil der bisherige Staat die sittlichen Abgründe und die religiösen Tiefen verkannte und verschüttete, weil er die edeln Gefühle verschmähte, die Heiligthümer verhöhnte und den Menschen als gehorsame Maschine ansah, der sittlich-religiöse Geist wirklich zum Bau der Zukunft, zur Rettung aus der Gegenwart unnöthig, weil wirklich aus der menschlichen Natur nun ausgewurzelt? Wenn der Schöpfer als Gegengewicht der Armuth das Mitleid in die Menschheit pflanzte, wollt ihr die Armuth bloß durch Recht und Gesetz bezwingen, oder wollt ihr gar das Mitleid, falls ihr es im Verlauf eurer kopfzerbrechenden deutschen Reichs-Noth-Quellen-Verstopfungs-Ausschuß-Berathungen für nöthig erachten solltet, verordnen, die Liebe und den Brudersinn befehlen, die Aufopferung gebieten und die freie Hingebung commandiren?

Nein doch, die Köpfe sind zu gut, als daß sie nicht einsehen lernen sollten, wo die bösesten Quellen zu verstopfen und die besten zu erschließen sind. Die Noth wird das Ihre thun; Noth lehrt beten! Paul Pfizer sagte schon vor Jahren: „Gerade die Abkehrung und Entfremdung der jetzigen Welt vom Ueberirdischen und Göttlichen läßt nach einem Naturgesetz des Geistes darauf schließen, daß diesem Schlummer der Betäubung und Verschlossenheit des innern Sinnes ein geistiges Erwachen folgen wird. Denn auch die Geister haben wie die Planeten eine Zeit der Sonnenferne und Sonnennähe, und wie die Meere eine Zeit der Flut und eine Zeit der Ebbe in ihrem Kreislauf um die höchste Geistersonne. Es gibt Jahrhunderte des Unglaubens, wo keine der Menschheit tröstliche oder heilige Wahrheit unerschüttert bleibt, ein Sündenschlaf sich über Nationen lagert, und Jahrhunderte des Glaubens, wo die Glut frommer Begeisterung unwiderstehlich aufflammt und wo ganze Völker Buße thun. Warum sollte daher auf das Reich der sachlichen Interessen nicht ein Reich der geistigen und eine Wiederherstellung der geistlichen Macht, der Kirche folgen?"

Hunderte und mit ihnen hunderttausend Nachbeter halten die Rolle des Glaubens für ausgespielt auf ewig, und damit, da Religion oder Glauben ohne Kirche eine Seele ohne Leib ist, auch die der Kirche. Strauß will sie auf den Abbruch verkauft wissen, Herweghs reißt alle Kreuze aus der Erde, sie sollen alle Schwerter werden. Im Chor erschallt's dazu: Trennung des Staats von der Kirche, die damit der Nichtigkeit anheimzugeben sey; nur der Staat ohne Religion sey der freie Staat.

Wiederum sagt P. Pfizer: „An der zur freien politischen Macht im freien Staate erhobenen Kirche gewänne letzterer ein erhaltendes Element, das dauern wird, wenn andere Stützen brechen, weil es auf einem unvergänglichen Bedürfniß der menschlichen Natur beruht. Wie aber diese Kirche am geeignetsten seyn würde, Ehrfurcht vor Gesetz und Recht und den freiwilligen Gehorsam den Gemüthern einzupflanzen, ohne die jedes Staatsgebäude schwankt, wie überhaupt die Kirche die Pflegerin jener sanftern Tugenden der Demuth, der Geduld, der Selbstverleugnung, der Versöhnlichkeit ist, welche dem natürlichen Menschen am schwersten fallen und die der Weltsinn kaum als Tugenden gelten läßt, so wäre sie als Zuflucht der Verlassenen und Bedrängten, als Trösterin der Mühseligen und Beladenen, im Staate auch die natürlichste Vertreterin hülfloser Armuth. Den trotzigen Stolz der Herrscher, so wie die anmaßliche Begehrlichkeit der Menge sänftigend, bezeichnete das Kreuz im Tempel der Gesetzgebung die Stätte, wo der gedrückte und unterdrückte Theil der menschlichen Gesellschaft, die Proletarier der Neuzeit und die Sklaven des Industrialismus, durch priesterliche Volkstribunen eine kräftigere Fürsprache finden müßten, als allgemeines Wahlrecht und geheime Stimmgebung sie jemals einer Menschenklasse schaffen kann, an deren Noth bis heute alle Kunst der Staatsmänner gescheitert ist."

Aber die Kirchenmänner, sollten sie wirklich den Zauberstab besitzen? Und sollte wirklich gar der Stamm des Kreuzes solchen Zauber üben können? Davon ein andermal.

(Schluß des dritten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Schluß.)

Home-produce.

Punch fuhr mit seiner Toilette fort. Seine Seife war in Windsor gemacht; das war etwas. Nun wollte er sich die Haare bürsten, aber ach! was mußte sein Auge entdecken? der Rücken der Bürste war von Elfenbein. Elephanten, das wußte er, sind keine brittische Manufaktur. Punch sandte daher sogleich nach einer englischen Bürste und saß ruhig da mit ungekämmten Locken, ein Bild der Langmuth, bis das unentbehrliche Instrument her-

beigeschafft war. Da zeigte sich ein anderes Contretems. Punchs Kamm war von schöner dunkelfarbiger, glänzender Schildkrötenschale gemacht. Da er nun wußte, daß die Herzoginnen des Landes die Schildkrötenschale verbannt hatten, weil das ein fremdes Thier dem eingeborenen brittischen Ochsen vorziehen heiße, so mußte er wieder eine Pause in seiner Toilette eintreten lassen, bis er in den Stand gesezt war, einheimisches Horn durch seine Locken ziehen zu können. Hierauf ging seine Toilette auf das Erfolgreichste vor sich, bis er an die Kravatte kam, die aus fremder Seide war (denn die Maulbeerbäume, die in Spitalfield wachsen sollen, sind noch nicht gepflanzt). Hier trat nun eine bedeutende Verzögerung ein; denn die Wirthin mußte erst in einen Laden gehen und ihm ein einheimisches Cambrictuch kaufen. Nun kam der Rock, und mit diesem eine neue Bedenklichkeit. Er hatte einen Kragen von genuesischem Sammet. Master Rayrascal in Regents-Street mußte also erst mit einer Auswahl von Paletots erscheinen, die aus den Haaren englischer Ziegen angefertigt worden. — Nun war alles so weit gut, bis sich mit dem Hut eine abermalige Schwierigkeit zeigte. Inwendig war geschrieben: „Superfeiner Biber." Punch wußte nun wohl, daß Biber nicht an den Ufern der Themse leben, noch sonst einem englischen Strom angehören; er verwarf also sogleich den fremden Biber, und da das Wetter glücklicherweise milde und warm war, so schickte er sogleich nach einem Hut von Dunstablestroh, das auf den brittischen Feldern gewachsen, das von brittischen Händen gemäht und von brittischen Frauen genäht war. Punch nahm seinen Stock; da sah er zum erstenmal, daß derselbe von orientalischem Drachenblut sey, und wie er dieß gewahrte, zerbrach er ihn über seinem Knie und beschloß, ein Stück brittisches Buchenholz zu kaufen. — Nun steckte Punch eine Cigarre an, die auf brittischem Boden gewachsen war, und wanderte vergnügt fort mit dem schönen Bewußtseyn, ganz englisch zu seyn. „Könnten mich die theuern Herzoginnen doch sehen," dachte er selbstvergnügt, „die theuern rosenduftenden Wesen, die das Manifest zur Beförderung einheimischer Produktion unterzeichnet haben, könnten sie mich sehen!" — In dem Augenblick berührte ihn eine Bettlerin mit einem Kind im Arm. Punch (obwohl er als politischer und socialer Oekonomist wußte, daß er Unrecht thue) zog seine Börse. Sie enthielt zehn Goldstücke. Punch war wie vom Donner gerührt. „Gold," sagte er mißvergnügt, „ist ein fremdes Produkt und thut unserm guten Cornwallkupfer Eintrag. Nehmt es!" rief Punch und steckte ihr das unheilvolle exotische Produkt in die Hand, froh, nun auch diesen lezten Artikel, der nicht von brittischer Manufaktur war, los geworden zu seyn. Punch kam spät nach Hause. Er konnte nicht schlafen; das Bett zog an ihm wie eine spanische Fliege, und er sprang auf; er schnitt die Matratze auf: sie war mit fremden Federn gefüllt. So spät es auch war, bestellte er doch noch einen englischen Strohsack, und schlief nun den doppelten Schlaf eines Patrioten und eines guten Gewissens.

Aus Germanien, Juni.

(Fortsetzung von Nro 142 — 147.)

Die Mission der deutschen Bildung.

Wohl schwerlich dürfte sich irgend ein anderer Zeitraum der Geschichte aufweisen lassen, mit dem in Deutschland so viel Unfug getrieben ist und noch getrieben wird, als mit dem Zeitalter der Reformation. Wir können hier, wo es sich bloß um die Angabe der Elemente handelt, die bisher unsere Geschichte constituirt haben, natürlich nicht weiter die verschiedenen Ansichten der verschiedenen Parteien berühren, sondern denselben nur einfach unsere Meinung gegenüberstellen, hoffend, daß die Zeit nicht mehr fern ist, in der eine unparteiische Beurtheilung der Reformation allgemeinen Eingang finden wird. Diese Zeit, diese Zukunft wird das dritte Zeitalter unserer Geschichte seyn, ein Zeitalter, in dem unserem Geiste die Erinnerung an die großartige nationale Vergangenheit des Mittelalters auftauchen wird, und in dem wir die herzlichste und innigste Freude wieder haben werden an der Zeit, die man in den lezten Decennien überhaupt aus der Geschichte zu streichen sich bemühte.

Es ist gewiß, daß mit der Reformation das großartige Gebäude der kirchlichen Hierarchie zusammensank, und die bis zur Reformation als eine allgemeine geltende Kirche nur noch als Confession sich behauptete. Es ist gewiß, daß das römische Reich deutscher Nation mit der Reformation den Keim des Todes in sich aufnahm, um bis zum Jahr 1806 hin nur noch ein Scheinleben zu fristen. Es ist nicht zu läugnen, daß das ganze nationale Leben der Deutschen mit der Reformation versandet: das Volk wird gespalten durch die confessionelle Verschiedenheit, es wird gespalten durch den Gegensatz zwischen Gebildeten und Ungebildeten, hört vollständig auf als Ein Volk sich darzustellen. An die Stelle des heimischen Rechts tritt das römische Recht, und nur Gelehrte können fortan Recht weisen. An die Stelle des Gesangs von den alten Helden und Heerführern tritt der lateinische Gesang, und die Benennung: „ein deutscher Poet," wird ein Schimpfwort. An die Stelle des Lebens in der eigenen Vergangenheit tritt das Leben in der Vergangenheit des Alterthums, so daß die Helden und die herzbewegenden Gesänge der Vorzeit nicht einmal mehr dem Namen nach bekannt bleiben. Fesselte der frühere Gesang durch seinen Inhalt, durch die Gesinnung, die sich im Denken und Thun der besungenen Helden aussprach, so tritt jezt das Interesse für den Stoff in den Hintergrund, das Interesse für die Form in den Vordergrund. An die Stelle nationaler Begeisterung tritt Gleichgültigkeit und Kosmopolitismus; das thatkräftige, vom Christenthum durchdrungene Leben wird verdrängt durch theologische Streitigkeiten und durch einseitige Herrschaft des Verstandes. Die Bande der Liebe und des Dankes zwischen Fürst und Volk lockern sich auf, und der Fürst behandelt das Volk als todte Masse, als ein Mittel, um seine Zwecke durchzuführen. Kurz es verliert sich die ganze nationale Vergangenheit bis auf die lezte Spur, und selbst die Erinnerung an dieselbe wird durch die klassische Gelehrsamkeit, durch das so viel gerühmte Wiedererwachen der Wissenschaften, mit Stumpf und Stiel ausgerottet, als sey sie nie vorhanden gewesen, als habe es nie ein deutsches Volk, nie eine deutsche Geschichte gegeben.

Wir sind weit entfernt, uns in nutzlosen Klagen über den Untergang des Mittelalters zu ergehen, denn die Frucht des Herbstes deutet auf den Anzug des Winters; aber gleichwohl müssen wir beklagen, daß die Regeneration des deutschen Volks durch so große Opfer hat erkauft werden müssen, daß selbst der deutsche Charakter der Zartheit, der Innigkeit, der schüchternen jugendlichen Liebe und der Treue bis in den Tod darüber verloren gegangen ist, daß so viele Geschlechter darüber in's Grab gestiegen sind, bevor das deutsche Volk sich von seiner Krankheit zu erholen vermocht, bevor es wieder Bewußtseyn und Erinnerung erhalten hat.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 37.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 156. Freitag den 30. Juni 1848.

Here's a large mouth, indeed,
That spits forth death, and mountains, rocks, and seas,
Talks as familiarly of roaring lions,
As maids of thirteen do of puppy-dogs!

Shakespeare.

Blicke auf die Literatur und Beredtsamkeit der neuen französischen Republik.

Die Februarereignisse haben die Tagesliteratur mit einer Unzahl von neuen Formen bereichert. Dadurch daß die menschliche Einbildung in tausend und abermaltausend Ansichten, Ansprüchen und Anerbietungen hervorzutreten Gelegenheit fand, und in die Allen eröffnete Rennbahn der Ungelenkste eben so gut als der Gewandteste sich stürzen konnte, kam in einer Menge von unruhigen Köpfen der lang bezähmte Trieb, zu wirken und zu glänzen, plötzlich zum Ausbruch. Da die Republik nun aus guten Gründen keinen Krieg wollte und der Unternehmungsgeist in so schwierigen Zeiten anderswo als auf dem Feld der Politik nicht sehr rege ist, auf diesem aber nur der glückliche Gebrauch des Wortes zu einigem Ansehen verhalf, so mußte Jeder, der durch Bewußtseyn von Kraft oder eiteln Ehrgeiz angespornt, eine hervorragende Rolle in den neuen Verhältnissen zu spielen gedachte, auf mündliche oder schriftliche Beredtsamkeit sich werfen. Zur Ausübung der ersteren waren, außer dem gesetzgebenden Senat, die Klubs und die jezt mit dem Interdikt belegten Zusammenkünfte unter freiem Himmel sehr bequeme Einrichtungen. Hier konnte die Leidenschaft in helle Flammen ausschlagen, hier das Mißvergnügen mit unübersehbarer Energie sich äußern und die Erregtheit der Agitatoren bis zu Entsetzen verbreitender Tollheit sich steigern.

Es war am 24. Februar Morgens; in den stillsten Gassen hämmerte die Revolution, an jedem Kreuzweg entstanden Barrikaden, und von Zeit zu Zeit hörte ich vereinzelte ferne Schüsse fallen. Ich hatte drei Nächte hindurch nicht drei Stunden geschlafen; mein lezter, kurzer, unerquickender Morgenschlummer war von den Bildern eines gräßlichen Schlachtgetümmels bevölkert; Massen von Reiterei hatte ich an mir vorbeisprengen sehen, Kanonen und Flinten hatte ich im Traum lösen hören; dann, als ich erwachte, der graue, aber trockene Himmel, die unheimliche Oede um mich her, die Ungewißheit über die nächste Viertelstunde — Alles trieb mich hinaus in die Stadt. Ich trat in ein Lesekabinet, einige Minuten von meiner Wohnung. Es war noch nicht sieben Uhr, im Februar, und doch war die enge Stube schon so überfüllt, daß Niemand eine Bewegung machen konnte, ohne seinen Nachbar zu berühren; sie lasen Alle, aber Alle waren todtstill wie vertiefte Schachspieler, und wie Einer zu Ende gelesen hatte, legte er seine zwei Sous auf das Comptoir und ging, ohne ein Wort zu sagen, wie er gekommen war.

Ich blieb nicht lang, denn ich fühlte das Bedürfniß zu gehen und zu sehen, und als ich, mehr von dem Zufall als von einem Plan geleitet, einige Schritte gegangen war, bog ich, einer kreischenden, unwirschen Stimme folgend, in die Straße Mazarine ein, und da sah ich, kaum einen halben Pistolenschuß von dem Institut, wo sonst die akademischen Redner ihre abgemessenen Kunststücke vortragen, einen großen, stämmigen, bärtigen Mann in einem langen, dunkelblauen Ueberrock von nicht sehr feinem Zeug und den Hut in der Hand, zu einem umstehenden Trupp Menschen reden. Was er sagte, war höchst unbedeutend, revolutionäre Brocken ohne Schwung und Verstand; aber die Hände, die Augen, die Zähne — nie ist mir etwas vorgekommen, das mir das Gefühl

des Schreckens und die Empfindung des Schauers so vollkommen gegeben hätte. Jeder Zweifel über den Erfolg des Aufstandes war verschwunden, gegen solchen Grimm schien kein Widerstand möglich, und wenn die Haltung, wenn der Accent des Sprechers nicht hingereicht hätten, mir diese Ueberzeugung beizubringen, so mußte die gläubige Sammlung, mit der seine Worte aufgenommen wurden, jede Schwankung aus meinem Geist verbannen. Er war offenbar ein Prophet für seine Hörer, eine Wahrheit für sie jeder Hauch aus seinem Mund; Keiner sprach eine Sylbe, nicht eine Wimper regte sich, Alle hafteten bewegungslos an seinen Lippen, und als er geendet hatte, stimmten sie die Marseillaise mit unbeschreiblicher Furie an und eilten ihm nach. Wohin er sie führte, weiß ich nicht, aber als das Volk nach der Flucht des Königs in hellen Haufen in die Tuilerien drang, sah ich einige von ihnen wieder; sie schossen ihre Gewehre vor Freude in die Luft; aber der Mann mit dem langen dunkelblauen Ueberrock war auch wieder da und sagte ihnen: „Verschießt doch euer Pulver nicht, Dummköpfe; man kann nicht wissen, ob ihr's nicht noch brauchen werdet.“

Von Allem, was ich seitdem Politisches gelesen oder gehört, hat mich Nichts in gleichem Grad gepackt und erschüttert, und gesehen hab' ich deutlicher als je, wie mächtig man über versammelte Menschen mit hohlen Worten ist. Wohl hatt' ich schon früher den Zauber des blendend Richtigen durch mancherlei Erfahrungen kennen lernen, doch hab' ich nie zuvor gehaltlosen Schwall ein so großes, so allgemeines Glück machen, nie die alltäglichsten Gemeinplätze so warm und aufrichtig bewundern sehen. Zeuge war ich aber oft genug, wie unglaublicher Gallimathias, in dem der verwegenste Krieg gegen die gesunde Vernunft von der kühnsten Verachtung aller Grammatik unterstützt war, Dank einigen Schlagworten des Moments, die der Redner mit tüchtigen Handschlägen auf seine Brust begleitete, von einer gedrängten Zuhörermasse aus allen Ständen mit unermeßlichem Jubel überschüttet wurde; auf der andern Seite wurden Arbeiter, die nicht geradezu von Sengen und Brennen sprachen, dem alten Ausspruch, der Mensch müsse sein Brod im Schweiß seines Angesichts sich verdienen, beizupflichten geruhten, und die von ihnen gewünschten Verbesserungen mit einigem Anstand auseinandersetzten, als glorreiche Belege für den Satz angeführt, daß Mäßigung, Klugheit und Ordnungssinn vorzugsweise in den Klassen, die man früher in den Tagen der Tyrannei die untern genannt habe, zu finden seyen. Sie sehen, es kostet heutzutage keine übermäßige Mühe, für einen großen Geist zu gelten.

Uebrigens zieh' ich meinen Hut zehntausendmal lieber vor diesen Arbeitern, die ihre hausbackene Weisheit einfach und ehrlich vorbringen und für die Abhülfe ihres Elends weder mit Scharfsinn noch mit Schmuck der Rede kämpfen, als vor den Romantikern der Republik, die sich einen literarischen Anstrich geben und mit den Formeln, Wendungen und Kunstgriffen, die sie in den Romanen, socialistischen Compendien, historischen Pamphlets und ähnlichen Musterbüchern zusammengelesen, ein abenteuerliches Spiel treiben. Der politische Styl, der seit Gründung der Republik nicht nur in den Phantasien unabhängiger Dilettanten, sondern auch in amtlichen Urkunden vorherrscht, ist ein unwiderleglicher Beweis, daß die Romantiker in dem ästhetischen Kampf, der seit Anfang der zwanziger Jahre in Frankreich geführt wird, den Sieg über die klassische Schule davongetragen haben.

Von der prächtigen türkischen Musik des Großherolds der Republik, Alfons de Lamartine, an bis zu dem Wahlschreiben des Herrn Augustin Morel, angeblichen Erfinders der Schießbaumwolle, der den Geist und die Arme des Menschen für zwei Besitzthümer dieses Säugethiers erklärt, die man ohne Hochverrath an der Gesellschaft nicht in Abrede stellen könne, von den rührenden Tagsbefehlen des Herrn von Courtais bis zu den Festreden eines einfachen Korporals bei einem demokratischen Bruderschmaus, trägt, wenn nicht Alles, doch das Meiste, was aus republikanischen Federn oder von republikanischen Lippen fließt, den Charakter des Ueberschwenglichen und Metaphorischen an sich. Klarheit und Selbstbeherrschung sind veraltete Tugenden; das halbe Frankreich jeanpaulisirt, und es fehlt den Herrn nur das Bischen Geist, das Richter von Gott erhalten hatte.

(Schluß folgt.)

Züge aus dem Leben der Hofräthin Reinwald, geb. Schiller.

(Fortsetzung.)

Aber auch in anderer Hinsicht war ihr ästhetischer Sinn frühzeitig angeregt und genährt worden. In Ludwigsburg war sie, so oft sie konnte, mit dem Bruder im Theater gewesen, und was der Bruder nachher auf der Karlsakademie dichtete, theilte er der Schwester nicht nur mit, sondern er setzte es auch wo möglich mit ihr in Scene. So führten die Geschwister namentlich Scenen aus der Semele mit einander auf.

Es lag ein Kavallerieregiment auf der Solitüde, dessen Offiziere viel bittere Langeweile empfanden und daher Zeitverkürzung in der Schillerschen Familie und im Umgang mit den blühenden Töchtern derselben

suchten. Vater Schiller, ein ernster und strenger Mann, sah das nicht gern und stellte das Gefährliche und Verderbliche solcher Offiziersbekanntschaften auf so abschreckende Weise dar, daß Christophine einem ihrer wärmsten Verehrer unter diesen Offizieren, obwohl er redliche Absichten zu hegen schien, und obwohl sie viel Zuneigung für ihn empfand, dennoch keine Annäherung gestattete, und zum Erstaunen der Welt einem älteren kränklichen und grämlichen Manne, dem Bibliothekar Reinwald aus Meiningen, im Jahr 1786 die Hand zum ehelichen Bunde reichte.

Die Bekanntschaft mit diesem hatte sich durch eigenthümliche Fügungen gebildet. „Als Schiller im Jahr 1782 zu Bauerbach lebte," so erzählt die Vollendete in einer Aufzeichnung vom Oktober 1845 diese Fügungen selbst, „wurde er durch Reinwald von der Meininger Bibliothek mit Literatur versorgt. Eines Tages wollte er Reinwald besuchen, traf ihn aber nicht zu Hause und wartete lange auf seinem Zimmer. Er zog seine Brieftasche hervor und las die darin enthaltenen Briefe. Darunter war einer von mir. Es wurde Abend; Reinwald kam nicht; Schiller ging fort und ließ die Briefe liegen. Als Reinwald nach Hause kam, sagte man ihm, der Herr aus Bauerbach sey da gewesen und habe lange auf ihn gewartet. Reinwald sah die liegen gebliebenen Briefe und las sie. Die von mir hatte ich meinem Bruder im Auftrag der Eltern geschrieben und hatte ihm vorgestellt, er solle doch mehr auf seine Sachen sehen, der Vater könne ihn nicht mehr unterstützen, weil er ohnedieß schon zu viel Ausgaben habe. Dieser Brief nun, der die Grundsätze der Sparsamkeit enthielt, muß auf Reinwald einen besondern Eindruck gemacht haben; denn er schrieb sogleich an mich und verhehlte mir nicht, was ihn dazu bewogen habe. Mein Vater trug mir auf, ihm zu antworten und ihn zu bitten, daß er sich als älterer Freund meines Bruders auch im Oekonomischen recht annehmen möge. So entstand ein Briefwechsel zwischen uns, und am Ende bat sich Reinwald aus, uns besuchen zu dürfen. Das gewährte ihm der Vater. Aus dem Besuch wurde eine Verbindung. Neun-und-zwanzig Jahre lebten wir zufrieden mit einander, und nunmehr ist es schon dreißig Jahre, daß ich Wittwe bin."

Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald, geboren zu Wasungen den 11. August 1737, gestorben zu Meiningen den 6. August 1815, hatte eigentlich die Rechtswissenschaft studirt, und war troß seiner ausgezeichneten wissenschaftlichen Befähigung viele Jahre lang bloß als Kanzlist gebraucht worden. Dieß mag hauptsächlich den Grund zu seinem einsylbigen, grämlichen Wesen gelegt haben, das er oft selbst, und zuweilen in launigen Versen an sich tadelte. Er war ein sehr gründlicher Kenner der deutschen Sprache und Literatur, wofür sein Hennebergisches Idiotikon und seine Herausgabe des Ulfilas, die er mit Fulda und Zahn gemeinschaftlich besorgte, rühmlich zeugen. Außerdem erschien ein Bändchen Gedichte von ihm, und dem Meininger Land machte er sich durch die Bearbeitung des von seinem Freund Pfranger begonnenen Gesangbuchs, das noch jezt im kirchlichen Gebrauch ist, am bekanntesten.

Das häusliche und eheliche Leben der beiden Gatten, das unsere Heimgegangene als ein „zufriedenes" bezeichnet, war ein Stillleben schon im eigentlichen Sinne des Worts, das heißt ein stilles, eingezogenes und einförmiges Leben. Reinwald liebte und litt keinen geselligen Verkehr. Er gerieth in die übelste Laune, als im Jahr 1787 Schillers Besuch bei der Schwester die Verehrerin des Dichters, Frau von Kalb, nach sich zog, und als diese Tagelang in Reinwalds Stube weilte. Aber auch kürzeren Besuchen wendete er selten freundliche Blicke zu; weder an seiner Thür, noch an der seiner Frau klopften gewöhnlich dergleichen an.

Mehr noch als in dem eben erwähnten war das eheliche Leben der Dahingeschiedenen ein Stillleben in einem andern Sinn, nämlich ein Leben voll stiller Entsagung und voll stiller Opfer. Das Quartier, welches die kinderlosen Gatten bewohnten, und in welches von außen her wenig oder nichts Erheiterndes kam, bot nicht einmal von innen Ersatz oder Annehmlichkeiten dar; es war im Gegentheil baufällig und unbequem. Reinwald behielt es seiner Wohlfeilheit wegen beständig bei, that aber zur Verbesserung desselben nichts und gab zur Verschönerung desselben nichts her. Auf alles, was den Frauen ihr häusliches Schalten und Walten erleichtern oder angenehm machen kann, mußte Reinwalds Frau verzichten. Die knappe Besoldung von dreihundert Gulden reichte, auch bei der bescheidensten Einrichtung, kaum zur Bestreitung der unentbehrlichsten Bedürfnisse zu; — wie hätte sich davon zur gefälligeren Ausstattung der Häuslichkeit irgend etwas erübrigen lassen? Aber wenn dieß auch möglich gewesen wäre, Reinwald hatte keinen Sinn dafür; ihm, dem Buchgelehrten des vorigen Jahrhunderts, lag es fern, an dieß und jenes zu denken, was zur Beglückung und Erheiterung einer jungen Frau hätte gereichen können. Nicht weil es ihm an Liebe für sie gemangelt, oder weil er ihr keine Freude gegönnt hätte; nein, er ehrte und schäzte sie sehr; sondern weil er der Meinung war, einen Gelehrten und einen Dichter zum Mann zu haben, das reiche für sich allein schon hin, eine Frau zu beglücken.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Germanien, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Mission der deutschen Bildung.

Der Gang der neueren Zeit ist nun, daß sie das Mittelalter wiederholt, daß sie mit den beiden Elementen von Natur und Geist, Kirche und Staat, Glauben und Wissen beginnt, diese zum Gegensatze steigert und auf ihrem Höhepunkt den Sieg des einen Elements über das andere beurkundet. Das Hauptgewicht fällt aber nicht, wie im Mittelalter, auf den Geist, nicht auf die Religion, nicht auf den Glauben, sondern auf die Natur, auf den Staat, auf das Wissen. Ferner beginnt das Mittelalter mit dem Gegensatz zwischen dem nationalen Elemente und dem christlichen, während in der neueren Zeit an die Stelle des nationalen Elements das antik-heidnische tritt, und sowohl das christliche, als auch das nationale Element zurückdrängt. Es wird ein ganz neuer Stoff, ein ganz neues Bildungselement mit dem Alterthum aufgenommen, dessen Durchbringung und Aneignung alle unsere Kräfte aufzehrt. Die Durchdeingung und Aneignung ist aber unseeem universalen Geiste endlich gelungen, ohne daß wir nach Weise der Franzosen aus den Römern und Griechen Deutsche gemacht hätten. Wir haben unser eigenes Selbst zum Opfer gebracht, aber für diese Hingabe haben wir dasselbe durch das antike Leben bereichert wieder erhalten. Die zweite klassische Periode unserer Literatur am Ende des vorigen Jahrhunderts legt lautes Zeugniß dafür ab, daß wir im Stande sind, uns zu verjüngen, neu geboren wie der Phönix aus der Asche emporzusteigen, und daß deßhalb unser Geist der Geist der Menschheit ist.

Lassen wir nach dem Gesagten noch eine kurze Uebersicht über den Verlauf der neueren Zeit folgen. Es zerfällt dieselbe, wie das Mittelalter, in drei Perioden. In der ersten Periode bereitet sich ein neuer Staat vor, der in dee zweiten Periode, im Zeitalter Ludwigs XIV., ganz das wird, was im Mittelalter die Kirche mit ihrem Klerus war, und der dann in der dritten Periode ähnlich der Hierarchie der Kirche zusammensinkt. In der eesten Periode sehen wir also einen Parallelismus von Kirche und Staat. Der klerikalische Organismus der katholischen Kirche ist gesprengt, die Kirche als Einheit zu einer unsichtbaren geworden, die ihr Daseyn nur in den verschiedenen Einzelkirchen hat. Alle Thätigkeit dieser Einzelkirchen ist durch den Staat bedingt, der Füest hat das jus circa sacra, und übt dasselbe zugleich im politischen Interesse seines Staats aus, indem er einmal die bürgeeliche Freiheit nach dem Glaubensbekenntnisse abmißt, fües Andere auch nach außen hin als katholischee, reformirter, lutherischer Fürst auftritt. Cujus regio, ejus religio, war ein damals übliches Sprichwort, das sowohl die Ueberlegenheit des Staats, als auch die noch geltende Coordination von Kirche und Staat anzeigt. In der Literatur geht es denselben Gang. Der Parallelismus zwischen Glauben und Wissen hat sich noch nicht zum Gegensatz gesteigert, sondern sie ergänzen sich auf eine harmlose Weise: die klassischen Studien unterstützen die Dogmenbildung der protestantischen Kirche, wie auf der andern Seite die protestantische Kirche das Studium des Alterthums begünstigt, so daß die berühmten Theologen damaliger Zeit auch berühmte Philologen waren. Aber wie in der ersten Periode des Mittelalters das Hauptgewicht auf das ideale Leben fällt, so fällt jezt das Hauptgewicht auf das natürliche Leben; wie damals die Topographie des Himmels, so beschäftigt jezt die Topographie der Erde die Wissenschaft. Auf der Erde wollte man sich heimisch machen, darum entdeckte man Amerika, darum machte man Erfindungen über Erfindungen, darum fing man an Pflanzen und Thiere zu beobachten, darum zählte man die Sterne der Nacht.

In der zweiten Periode sehen wir den Sieg des Staats über die Kirche: das cujus regio, ejus religio verkehrt sich in das l'état c'est moi. Der Staat hat bereits ganz und gar die frühere Stellung der Kirche eingenommen: der Fürst ist Stellvertreter Gottes, regiert im Namen Gottes durch den Klerus der Beamten, ist nur Gott verantwortlich; dem Laien wird der Kelch entzogen, er muß den Staat als ein Mysterium ansehen. Zugleich wird von dem Fürsten die Macht des Adels gebrochen, und als dritter Stand sondert sich aus dem Volk der Büegerstand ab, der nun Träger des socialen und wissenschaftlichen Lebens wird. Die Philosophie, die sich noch in Cartesius äußerlich vom Glauben hatte ergänzen lassen, tritt als Beherrscherin des Glaubens auf, wirft sich zur Herrin der Theologie auf. Die Kirche führt gar kein öffentliches Leben mehr; der Glaube wird als Ergänzung des Wissens, oder vielmehr als ein schlechtes Wissen angesehen, nicht als Leben. Da das wirkliche, dem natürlichen Geiste des Volkes entspringende Leben sich nirgends geltend macht, so wird Alles centralisirt, das Leben mechanisch schematisirt, und das aus kalter Berechnung sich ergebende Staatswohl als absolut geltender Zweck hingestellt, vor dem die unschuldigsten Volksfreuden verstummen müssen. Was man aber ist, ist man mit ganzer Seele, und hatte man früher seine Freude an der Kirche, so hat man sie jezt am Staate. Das gab dem Zeitalter einen höhern Schwung, darum erblühte jezt die zweite klassische Periode unserer Poesie, einer Poesie, die auf dem innigsten Veeständnisse der Natur (Goethe) und auf der geistigen Beherrschung und geistigen Aneignung der antiken Literatur (Lessing, Goethe, Schiller) beruht und „Weltverstand und Weltgewandtheit“ eingetauscht hat für die „jugendliche, oft rührende Befangenheit und Naivetät“ der ersten klassischen Peeiode. Und wenn man deßhalb dieser Zeit das Heidenthum vorgeworfen hat, wie man im Mittelalter gegen die Macht des Papstes zu Felde zog, so wird uns das nicht abhalten, unsere Augen fort und fort zu weiden an den Höhepunkten unseres geistigen Lebens, sowohl des Mittelalters als der neueren Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Monatsregister Juni.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, durch welche Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Literaturblatt.

Kunstblatt.



